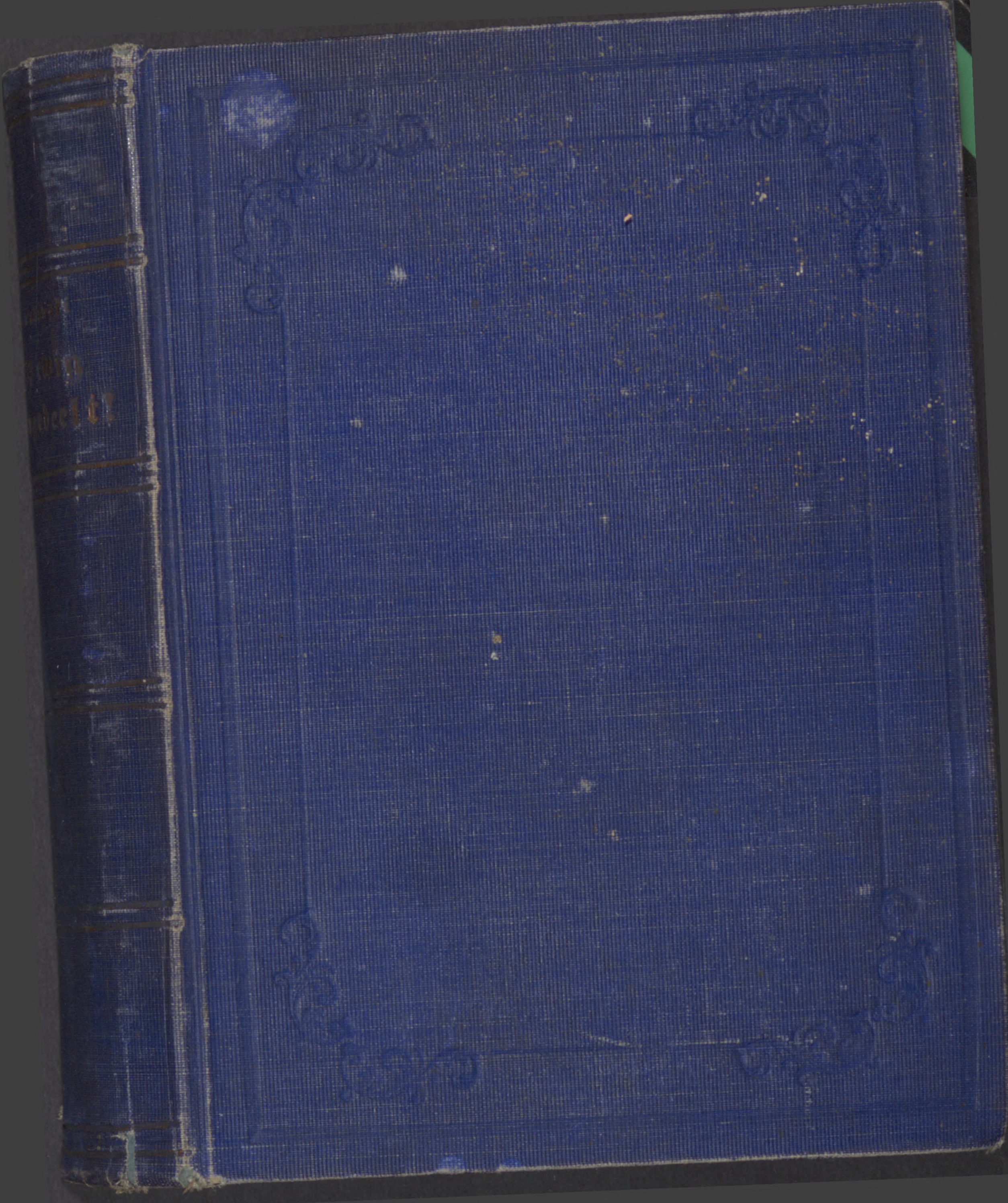
Grabowski

Up ewig ungedeelt!



# Up ewig ungedeelt!

## Schleswig-Holstein
## 1848—1864.

Roman
aus der
jüngsten Geschichte der Herzogthümer
von

Stanislaus Graf Grabawski.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Th. Lemke,
Sebastian-Straße 19.

# Geschichtliche Einleitung.

Die Streitigkeiten um den Besitz der schleswig-holsteinschen Herzogthümer und ihre Vereinigung mit der Krone Dänemarks schreiben sich schon aus den ältesten Zeiten her und verlieren sich mit ihren Anfängen noch in das Reich der Sage. Als sie nach dem Tode der großen Margarethe (1412), der Stifterin der Kalmarischen Union, wieder heftiger als je entbrannten, verlor König Erich durch den Vertrag zu Vordinborg (1435) Schleswig bis auf einen geringen Theil an den Grafen von Holstein, und erst nachdem König Christian I., aus dem Hause der Grafen von Oldenburg, die Krone von Dänemark und Schweden in seiner Person wieder vereinigt hatte, wählten ihn auch die beiden Länder freiwillig zu ihrem Regenten.

Am ersten Sonntage nach den Fasten im Jahre 1460 traten die Stände des Herzogthums Schleswig und der Grafschaft Holstein in Ripen zusammen und wählten daselbst bedingungsweise König Christian I. zu ihrem erblichen Herzoge und Grafen. Die dem letzteren auferlegten Bedingungen, die er ausdrücklich annahm und beschwor, waren die Aufrechterhaltung aller verbrieften Rechte und Privilegien beider Völker und ihrer Stände, sowie, daß sie für ewige Zeiten unter gemeinschaftlicher Verwaltung bei ein-

ander bleiben sollten. Im Jahre 1474 ließ König Christian die Grafschaft Holstein von Kaiser Friedrich III. zu einem Herzogthum erheben.

Später erfolgte gewissermaßen eine Theilung der Herzogthümer zwischen den Enkeln Königs Christian I., dem Könige Christian III. und Herzog Adolph, wobei sie indessen gemeinsam unter Oberherrschaft der Krone Dänemarks, mit gleicher Verfassung und Verwaltung, also unbeschadet dem alten Grundsatze „Up ewig ungedeelt" („auf ewig ungetheilt"), blieben. Vom König Christian III. stammen die Nebenlinien Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Holstein-Beck, -Glücksburg und -Plön ab, vom Herzog Adolph die Linien Holstein-Gottorp, -Romanow, -Wasa und -Oldenburg. Familienstreitigkeiten wegen der Belehnung mit Theilen der Herzogthümer wurden 1579 zu Odense beigelegt.

Nachdem solche indessen von Neuem ausgebrochen, besonders zwischen Christian V. und dem Herzoge von Gottorp, gewährleisteten dem letzteren die Seemächte seine Souverainetät zu Altona (1689), und abermals mußte diese im Frieden von Travendal von König Friedrich IV. anerkannt werden. Dennoch gelang es diesem dänischen Könige i. J. 1713 den Gottorpschen Antheil von Schleswig mit Gewalt an Dänemark zu bringen und diesen Besitz im Frieden zu Frederiksborg (1720) bestätigt zu erhalten.

Daß Holstein in Folge der Auflösung des deutschen Reiches (1805) aus der Lehnsverbindung mit Deutschland trat, hatte keine Veränderung seines Verhältnisses zu Dänemark zur Folge, und schon am 8. Januar 1815 wurde es, in gewissen Beziehungen mit dem Herzogthum Lauenburg vereinigt, auf dem Wiener Congresse in den deutschen Bund aufgenommen und somit die deutschen Interessen seiner Bewohner sichergestellt. Schleswig, obgleich desselben deutschen Stammes, bis auf einen geringen Theil im Norden,

der durch Einwanderungen von Jütland her eine gemischte Bevölkerung erhalten hatte, trat nicht in den deutschen Bund ein. Niemand in den Herzogthümern fürchtete aber damals wohl ernstlich, daß es dänischen Gelüsten gelingen könne, beider Länder mehrmals anerkannte ewige Vereinigung zu lösen und einen Theil von ihnen der dänischen Monarchie einzuverleiben. Der Herrscher war unbestritten der rechtmäßige, die oberste Verwaltung durch die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei in Kopenhagen, das Appellationsgericht in Kiel, Kirchen-, Schul- und Finanzwesen gemeinsam, die Ritterschaft beider Herzogthümer als Vertretung eng verbunden; — es schien also kein Grund zu Wünschen und Forderungen, welche eine Veränderung bezweckten, vorhanden und wäre es in der That nicht gewesen, hätten seit der Thronbesteigung Königs Friedrich VI. i. J. 1808 einzelne Maßregeln der Regierung den Weitersehenden nicht Besorgnisse einflößen müssen. Die Einwanderung von Dänen in die Herzogthümer wurde besonders begünstigt, die Anstellungen der Beamten in dänischer Sprache ausgefertigt, die Bevorzugung der letzteren im amtlichen und geschäftlichen Verkehre trat immer deutlicher hervor, und man stellte, wo es anging, Dänen statt der früher ausschließlich deutschen Beamten an. Dazu mußte die unverhältnißmäßig hohe Besteuerung der Herzogthümer, dem bei Weitem größeren übrigen Theile der Monarchie gegenüber, und der Umstand, daß die Staatsmittel fast ausschließlich für den letzteren verwandt wurden, Unzufriedenheit erregen.

Schon vor dem Jahre 1820 wandte sich die Ritterschaft wiederholentlich an den deutschen Bund und suchte ihm ihr verfassungsmäßiges Recht der Steuerbewilligung darzulegen, wurde aber abgewiesen und von Seiten des Königs auf eine bereits in der Vorbereitung begriffene Verfassung vertröstet. Wie die französische Julirevolution von

1830 in ganz Deutschand Anregung zu dem Verlangen nach einer freieren Verfassung gab, konnte sie unter solchen Umständen auch auf die Herzogthümer nicht ohne Einfluß bleiben. Professor Falk und Kanzleirath Lornsen zu Kiel trugen durch ihre Schriften dazu bei, daß die alten Wünsche und Bestrebungen wieder dringender hervortraten und sich im ganzen Volke ausbreiteten; die Regierung that ihrerseits Alles, diese Regung des Rechtsbewußtseins in den Herzogthümern zu unterdrücken, nahm anfänglich ihre Zuflucht zur Strenge, als deren Opfer Lornsen im Kerker zu Rendsburg starb, und mußte sich endlich herbeilassen, eine Constitution für die ganze Monarchie in nächste Aussicht zu stellen und vorläufig Provinzialstände zu bewilligen, welche über allgemeine Gesetzentwürfe, einschließlich der auf die Steuern bezüglichen, berathen, Vorschläge machen und Beschwerden einreichen dürften. Die Stände von Holstein sollten sich in Itzehoe, die von Schleswig in der Stadt Schleswig versammeln.

Aber schon bei den Verhandlungen der holsteinischen Stände, die im October 1835 eröffnet wurden, zeigte es sich klar, daß die Regierung durchaus nicht gesonnen sei, jenen ein wirkliches Recht zu bewilligen, indem sie ganz willkürlich verfuhr, und keinen besseren Erfolg hatten die späteren Zusammenkünfte. Die Gährung im Lande nahm zu, als im December 1838 alle öffentlichen Versammlungen, in denen Petitionen an die Stände beschlossen werden sollten, verboten wurden.

Auch die Erwartungen, welche man beim Ableben Friedrichs VI. (3. December 1839) auf dessen Bruder und Nachfolger Christian VIII. setzte, wurden getäuscht, denn der neue Herrscher versprach zwar Verbesserungen in der Verwaltung, wies aber die zahlreichen, aus allen Landestheilen an ihn gerichteten Petitionen um Ertheilung einer

Constitution zurück. In den Herzogthümern machte sich aber noch eine andere Befürchtung geltend, welche das sogenannte „junge Dänemark," eine liberale Volkspartei, durch seine in der dänischen Tagespresse immer deutlicher ausgesprochene Absicht, Schleswig von Holstein zu trennen und gänzlich zu danisiren, noch bedenklicher machte, wußte man doch, daß die Regierung diese Annektionsgelüste vollkommen theile und unterstütze.

König Friedrich VI. war ohne Nachkommenschaft gestorben; eine solche war auch von Christian VIII. und dem Kronprinzen Friedrich nicht zu erwarten. Die Nachfolge mußte dann auf die hessische weibliche Linie übergehen, was dem in den Herzogthümern seit uralter Zeit geltenden ausschließlich männlichen Successionsrechte widersprach. Nun begann aber die liberale oder skandinavische Volkspartei in Dänemark, die vergeblich eine Vereinigung der Reiche des Nordens erstrebt hatte, ganz offen zu behaupten, wenn auch das weibliche Successionsrecht auf Holstein keinen Bezug haben solle, so gelte es doch zweifellos für das Herzogthum Schleswig, stellte also damit nach dem Aussterben des Oldenburgischen Hauses eine Trennung der beiden Länder in Aussicht. Die Aufregung stieg noch mehr, als im Jahre 1844 bei der dänischen Ständeversammlung in Roeskilde von der skandinavischen Partei beantragt wurde, zu erklären, die ganze dänische Monarchie bilde ein untheilbares, nach dem dänischen Thronfolgegesetze zu vererbendes Reich. Daß die königliche Regierung der Ausführung eines solchen Planes geneigt sei, hatte sie schon längst dadurch bewiesen, daß sie in den Herzogthümern statt der deutschen dänische Beamten, Pastoren und Lehrer einführte, von der Armee die deutschen Offiziere entfernte und den schleswigschen Schiffen die Bezeichnung „dänisches Eigenthum" einbrennen ließ.

Bei der fortdauernden Gährung im Lande fühlte sich König Christian VIII. veranlaßt, unterm 8. Juli 1846 einen „Offenen Brief an seine getreuen Unterthanen" zu erlassen, der sie über die herrschenden Zweifel beruhigen sollte. Er sagte darin, daß er durch eine besondere Commission alle auf die Erbfolge bezüglichen Akten und Dokumente sorgfältig habe prüfen lassen. Weiter hieß es:

„Nachdem das Ergebniß dieser Untersuchung Uns „in Unserem Geheimen Staatsrath allerunterthänigst „vorgetragen und von Uns erwogen worden ist, haben „Wir darin die volle Bekräftigung gefunden, daß gleicher=„weise wie über die Erbfolge in Unserem dem Königreich „Dänemark durch Verträge erworbenen Herzogthum Lauen=„burg kein Zweifel obwaltet, so auch die gleiche Erbfolge „des Königsgesetzes im Herzogthum Schleswig in Ge=„mäßheit des Patents vom 22. August 1721 und der „darauf geleisteten Erbhuldigung, so wie endlich in Folge „der von England und Frankreich ausgestellten Garantie=„Akte vom 14. Junius und 23. Julius 1827 und der mit „Rußland geschlossenen Verträge vom 22. April 1767 in „voller Kraft und Gültigkeit besteht.

„In der festen Ueberzeugung, daß dies auf Recht „und Wahrheit begründet ist, und in der Ueberzeugung „ferner, daß Wir es nicht länger hinaussetzen dürfen, den „schädlichen Folgen entgegenzuwirken, welche die fort=„während selbst innerhalb der Grenzen der Monarchie „verbreiteten irrigen und falschen Ansichten über diese „Verhältnisse hervorbringen, haben Wir Uns allerhöchst „bewogen gefunden, durch diesen Unsern offenen Brief „Unsern sämmtlichen getreuen Unterthanen gegenüber die „Ueberzeugung von dem allen Unsern königlichen Erb=„successoren zuständigen Erbfolgerecht in das Herzogthum „Schleswig auszusprechen, ein Recht, welches Wir und

„Unser Nachfolger auf dem dänischen Throne aufrecht zu er=
„halten für Unsere Pflicht und Unseren Beruf erachten werden.

„Dagegen hat die angestellte Untersuchung ergeben,
„daß mit Rücksicht auf einzelne Theile des Herzogthums
„Holstein Verhältnisse obwalten, welche Uns verhindern,
„Uns mit gleicher Bestimmtheit über das Erbrecht Unserer
„sämmtlichen königlichen Erbsuccessoren an diesem Herzog=
„thum auszusprechen. Während Wir indessen allen Un=
„seren getreuen Unterthanen und namentlich denen im
„Herzogthum Holstein die allergnädigste Versicherung er=
„theilen, daß Unsere unablässigen Bestrebungen auch
„fernerhin darauf gerichtet sein werden, die zur Zeit
„vorhandenen Hindernisse zu beseitigen und die vollstän=
„dige Anerkennung der Integrität des dänischen Gesammt=
„staates zu Wege zu bringen, so daß die unter Unserem
„Scepter vereinigten Landestheile niemals von einander
„getrennt werden, vielmehr für immer in ihren gegen=
„wärtigen Verhältnissen und mit den einem jeden von
„ihnen zuständigen Rechten zusammen bleiben, so wollen
„Wir namentlich Unseren getreuen Unterthanen im Her=
„zogthum Schleswig hierdurch eröffnet haben, daß es
„nicht von Uns beabsichtigt wird, durch diesen Unsern
„offenen Brief der Selbstständigkeit dieses Herzogthums,
„wie dasselbe bisher von Uns anerkannt worden ist, in
„irgend einer Weise zu nahe zu treten, oder irgend eine
„Veränderung in den sonstigen Verhältnissen vorzunehmen,
„welche gegenwärtig dasselbe mit dem Herzogthum Holstein
„verbinden, und wollen Wir vielmehr Unsere Zusage
„hiermit ausdrücklich wiederholen, daß Wir Unser Herzog=
„thum Schleswig wie bisher, so auch ferner im Besitz
„der ihm als einem zwar mit Unserer Monarchie unzer=
„trennlich verbundenen, aber zugleich selbstständigen Lan=
„destheile zuständigen Rechte schützen werden.“

Durch vielfache Adressen der durch diesen Offenen Brief, dessen Zusagen den Wünschen und Rechten der Schleswig-Holsteiner gerade zuwiderliefen, auf das Höchste erregten Bevölkerung dazu aufgefordert, legten die zu Itzehoe versammelten holsteinschen Stände Protest gegen den königlichen Brief ein und beschlossen, sich mit der Bitte um Feststellung des Erbfolgerechts an den deutschen Bund zu wenden. Aber die Hoffnungen, die sie auf diesen Schritt gesetzt hatten, wurden bitter getäuscht; der deutsche Bund erklärte, sich mit der Sache nicht befassen zu wollen.

Die im October desselben Jahres zusammentretende Versammlung der schleswigschen Stände folgte, in Bezug auf den Protest gegen den Offenen Brief, dem Beispiele der Holsteiner und löste sich dann, mit dem Prinzen von Augustenburg an der Spitze, selbst auf.

Der Kampf zwischen den Herzogthümern und der Krone Dänemark war eröffnet.

Am 20. Januar 1848 starb Christian VIII. und Friedrich VII. bestieg den Thron. Die liberale dänische Partei hatte große Hoffnungen auf ihn gesetzt und verlangte jetzt eine freie Constitution mit Ministerverantwortlichkeit; der neue König nahm indessen die deshalb an ihn gesandte Deputation nicht an, sondern erließ am 28. Januar ein Rescript, in dem er die Einführung einer freieren Verfassung versprach, zu welchem Ende gemeinschaftliche Stände für das Königreich Dänemark und die Herzogthümer, die sich regelmäßig bald dort bald hier versammeln würden, zusammentreten sollten; in diesem Rescripte wurde ausdrücklich der „immerwährenden Verbindung" der beiden Herzogthümer erwähnt.

Die königlichen Zusagen genügten weder der liberalen dänischen Partei noch den deutschen Herzogthümern. Die Mitglieder der ehemaligen Ständeversammlung der letzteren

traten am 17. Februar in Kiel zusammen und beschlossen, den neu zu wählenden Ständen den Auftrag zu geben, eine constitutionelle Verfassung für Schleswig-Holstein zu verlangen. In Kopenhagen andererseits fand am 11. März im Casino unter Präsidium des Etatsraths Hvidt eine Versammlung der liberalen Partei statt, in welcher beschlossen wurde, zu verlangen, daß Schleswig für eine dänische Provinz erklärt werde.

Die Revolutionen in Frankreich und Deutschland schürten natürlich den glimmenden Brand noch mehr an. Am 18. März versammelten sich die schleswig-holsteinschen Stände abermals in Rendsburg und beschlossen unter ungeheurem Jubel des Volkes, fünf ihrer Mitglieder nach Kopenhagen zu senden, um vom Könige zu verlangen:

1. Er möge die Mitglieder beider Stände sofort in Eine Versammlung zusammenberufen und ihnen ein Verfassungsgesetz vorlegen, —
2. er möge den Deutschen Bund ersuchen, das Herzogthum Schleswig in denselben aufzunehmen, —
3. allgemeine Volksbewaffnung unter selbstgewählten Führern, —
4. vollständige Freiheit der Presse nnd des Versammlungsrechtes, —
5. Entlassung des Regierungspräsidenten Scheel.

Die gewählte Deputation ging sofort nach Kopenhagen ab. Hier trat bei Ankunft der Nachricht von den Vorgängen in Rendsburg am Morgen des 20. März im Casino eine zahlreich besuchte Volksversammlung zusammen und nahm eine von Orla Lehman, einem Führer der liberalen Partei, entworfene Adresse an den König an, die ein neues Ministerium, eine rein demokratische Verfassung und die Incorporirung Schleswigs verlangte; eine zweite Volksversammlung im Hippodrom schloß sich jener an. Das Volk

zog vor das königliche Schloß, und der König sah sich genöthigt, nachzugeben; ein neues Ministerium wurde gebildet, ganz der liberalen und deutschfeindlichen Partei angehörig; an seiner Spitze stand, dem Namen nach, Graf Wilhelm Moltke, vom größten Einflusse durch ihren Verkehr mit dem Volke aber blieben Hvidt und Orla-Lehman. — Die am 22. anlangende schleswig-holsteinsche Deputation wurde vom Volke mit Hohn und Drohungen empfangen, hatte am 24. eine Audienz bei dem Könige, die resultatlos blieb, und mußte sich unmittelbar darauf wieder einschiffen. Erst auf dem Schiffe erhielt sie die schriftliche Antwort des Königs, aus der folgender Passus hervorzuheben ist, weil er die letzten Hoffnungen der Herzogthümer auf eine gütliche Ausgleichung zerstörte:

„Wir haben Ihnen zu eröffnen, rc. rc. — daß Wir „Unser Herzogthum Schleswig dem deutschen Bunde ein„zuverleiben, weder das Recht, noch die Macht, noch den „Willen haben, dagegen die unzertrennliche Verbindung „Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie „Verfassung kräftigen wollen."

In Betreff Holsteins waren die Versicherungen beruhigend.

Die Herzogthümer waren indessen fest entschlossen, treu bei einander zu halten; das Wort „Up ewig ungedeelt!" flog von Mund zu Mund. Man sah ein, daß man sich zum energischen Widerstande rüsten müsse, und die Verhältnisse in Deutschland, von woher zahllose Sympathie-Adressen an die Herzogthümer einliefen, gaben die Hoffnung, den aufgenommenen Kampf siegreich bestehen zu können.

Am 23. März machte man zuerst in Kiel Ernst; die Bürgerschaft und die Studenten verlangten, bewaffnet zu werden, und der dänische Kommandant Oberst von Högh mußte nachgeben. In der Nacht constituirte sich eine pro-

visorische Regierung, bestehend aus dem Advokaten Beseler, dem Prinzen Friedrich zu Schleswig-Holstein, Graf Reventlow, Kaufmann Schmidt und Advokat Bremer. Sie erließ nachfolgende Proklamation:

„Mitbürger! Unser Herzog ist durch eine Volksbe„wegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bishe„rigen Rathgeber zu entlassen und eine feindliche Stellung „gegen die Herzogthümer einzunehmen. Der Wille des „Landesherrn ist nicht mehr frei und das Land ohne Re„gierung.

„Wir werden es nicht dulden wollen, daß deutsches „Land dem Raube der Dänen preisgegeben werde. Große „Gefahren erfordern große Entschließungen; zur Verthei„digung der Grenze, zur Aufrechterhaltung der Ordnung „bedarf es einer leitenden Behörde.

„Folgend der dringenden Nothwendigkeit und gestärkt „durch das uns bisher bewiesene Zutrauen, haben wir, „dem ergangenen Rufe folgend, vorläufig die Leitung der „Regierung übernommen, welche wir zur Aufrechterhaltung „der Rechte des Landes und der Rechte unseres ange„stammten Herzogs in seinem Namen führen werden.

„Wir werden sofort die vereinigte Ständeversamm„lung berufen und die übernommene Gewalt zurückgeben, „sobald der Landesherr wiederum frei sein wird oder von „der Ständeversammlung andere Personen mit der Lei„tung der Landesangelegenheiten beauftragt werden. Wir „werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheits„bestrebungen Deutschlands anschließen. Wir fordern alle „wohlgesinnten Einwohner des Landes auf, sich mit uns „zu vereinigen.

„Laßt uns durch Festigkeit und Ordnung dem deutschen „Vaterlande ein würdiges Zeugniß des patriotischen Geistes „geben, der die Einwohner Schleswig-Holsteins erfüllt!“

Die meisten übrigen Städte der Herzogthümer folgten dem Beispiele der Kieler Bürgerschaft und erkannten die provisorische Regierung an. Die im Lande stationirten dänischen Truppen deutscher Nationalität schlossen sich der Revolution an, und die geborenen Dänen zogen sich nach Norden zurück. Ueberall wurde die schwarz=roth=goldene Fahne neben den schleswig=holsteinschen Farben aufgezogen und mit Begeisterung begrüßt, überall gab sich die lebendigste Thätigkeit und Opferbereitwilligkeit, die deutschnationale Sache mit Energie zu vertheidigen, kund.

Obgleich der König die Annahme der provisorischen Regierung, daß er nicht in freiem Willen gehandelt habe, in zwei Proklamationen an die Bewohner von Schleswig und von Holstein entschieden zurückwies, die Mitglieder jener Regierung für Rebellen erklärte und zur sofortigen Rückkehr in die alten Verhältnisse unter Androhung strenger Strafe gebieterisch aufforderte, ging die Revolution ruhig ihren Gang fort. Auf den 3. April wurde der Landtag nach Rendsburg einberufen, die provisorische Regierung legte ihr Amt in seine Hände nieder, wurde aber einstimmig sofort wieder gewählt und im Namen des Volkes installirt.

Während nun Dänemark sich an England, Rußland und Schweden Bundesgenossen zu erwerben suchte, zwar das Versprechen ihrer Unterstützung erhielt, sie aber nicht zum thätigen Einschreiten bewegen konnte, schickte die provisorische Regierung Gesandte an den deutschen Bund und den König von Preußen. Der deutsche Bund, damals durch die mächtige Volksstimme gedrängt, faßte wirklich am 4. April den Beschluß, sich der Sache des Herzogthums Holstein anzunehmen, und forderte Preußen auf, dessen Rechte nöthigenfalls mit Waffengewalt zu unterstützen; am 12. April erkannte er sogar die provisorische Regierung der Herzogthümer an und versprach, auf den Eintritt Schleswigs in

den Bund hinzuwirken. Das damals in Frankfurt a/M. tagende deutsche Vorparlament that noch mehr; es sagte den Herzogthümern entschieden die Hülfe Deutschlands zu, gestattete, daß Abgesandte derselben im Parlamente Sitz und Stimme erhielten, und erklärte die Aufnahme Schleswigs als deutsches Land in den Bund.

Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte sich schon am 21. März in einem Briefe an den Herzog von Augustenburg dahin ausgesprochen, daß er zu den bestehenden Rechten der Herzogthümer rechne:

1. daß sie selbstständige Staaten seien, —
2. daß sie fest mit einander verbunden blieben, —
3. daß der Mannsstamm in ihnen herrsche, —

und sich bereit erklärt, sie gegen etwaige Uebergriffe und Angriffe mit den geeigneten Mitteln zu schützen. Unverzüglich ließ er auch seine Truppen marschiren. Am 4. April rückten sie in Holstein ein, am 10. in Schleswig, wenige Tage später das zehnte deutsche Armeekorps unter dem hannöverschen General Halkett.

Indessen hatten die Schleswig-Holsteiner bereits blutige Zusammenstöße mit den Dänen gehabt, die am 23. März aus Jütland in das Herzogthum Schleswig eingerückt waren. Bewunderungswürdig wird immer die Energie bleiben, mit der die provisorische Regierung bemüht war, eine bewaffnete Macht in das Feld zu stellen; — es fehlte an Soldaten, an Offizieren, Waffen, Munition. Durch Einziehung der Beurlaubten und Reserven, die mit Begeisterung zu den Fahnen eilten, konnten die Herzogthümer schon in den ersten Tagen des April etwas mehr als siebentausend Mann regulärer Truppen, über welche Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg den Oberbefehl erhielt, aufstellen. Da diese Zahl aber bei Weitem nicht zureichend zu einer erfolgreichen Landesvertheidigung erschien, nahm

man gern seine Zuflucht zu den sogenannten Freischaarenkorps, die sich theils im Lande selbst bildeten, theils aus allen Theilen Deutschlands, von Begeisterung für die gerechte Sache und jugendlichem Thatendrang getrieben, herbeieilten. Diesen Corps, meist aus gebildeten jungen Leuten bestehend, fiel die Ehre der ersten Kämpfe zu, in denen begeisterte Tapferkeit vollkommen ersetzte, was ihnen an militairischer Ausbildung abging. Erfahrene Offiziere fremder Armeen stellten sich an ihre Spitze, und todesmuthig zogen sie den Dänen entgegen.

Am 6. April kam es zum ersten unbedeutenden Gefechte bei Höckerup, am 9. drängte die weit überlegene Macht der Dänen bei Bau ein kleines schleswig-holsteinsches Corps zurück und fügte demselben sehr erhebliche Verluste zu. Der Weg nach dem Süden stand jetzt offen, am 11. April besetzten die Dänen die Stadt Schleswig und nahmen bei ihr Stellung hinter dem alten, bereits sehr schadhaft gewordenen Danewirke, das sie, so gut es in der Eile gehen wollte, ausbesserten und verschanzten. Glücklichere Erfolge erzielten die Freicorps unter Major von der Tann südlich von Eckernförde bei Altenhof und Harzhof.

Nach diesen ersten unbedeutenden Kämpfen beginnt mit der Schlacht bei Schleswig am 23. April, dem ersten Osterfeiertage, die Kriegsführung im Großen, die über das Schicksal der Herzogthümer entscheiden sollte. Mit diesem Zeitpunkte schließen wir diese geschichtliche Einleitung, die wir für unumgänglich hielten, um ein klares Bild von der Lage der Herzogthümer zu der Zeit, in welcher der Anfang unseres Romanes sich bewegen wird, zu geben. —

# Erstes Kapitel.

Wenn man aus dem südwestlichen Theile der alten Stadt Schleswig, dem Friedrichsberg, über den chaussirten und mit Bäumen besetzten Damm, welcher den innersten Winkel der Schlei durchschneidet, Schloß Gottorp zur linken Hand lassend, in den Lollfuß genannten Stadtheil kommt, so macht die Straße eine scharfe Biegung nach rechts und setzt sich dann in einer fast schnurgeraden Linie gegen Osten bis in die Altstadt hinein fort.

Bei besagter Straßenbiegung ist ein kleiner freier Platz, und an diesem liegt, gerade der wohl zweitausendfünfhundert Schritte langen Straße gegenüber, eines der besten Gasthäuser der Stadt. Es ist ein hübsches, freundliches Gebäude von zwei Stockwerken, von außen mit einer Art Veranda versehen und innen comfortabel ausgestattet. Im Erdgeschosse befindet sich der Gesellschaftssaal, und unmittelbar an denselben stößt ein Fremdenzimmer mit einem einzigen hohen und breiten Fenster, das sich auf den freien Platz öffnet, — ein heimliches kleines Gemach, das besonders anspricht, wenn die Morgensonne hineinscheint, sobald sie sich über die Giebel der gegenüberliegenden Häuser erhebt.

Unsere Erzählung beginnt indessen mit der Abendstunde, und zwar mit einer so späten, um die es in Schleswig auf





den Straßen schon recht still zuging, obgleich die Stadt damals noch viel mehr Leben und Verkehr hatte, als ein Paar Jahre darauf, wo die Dänen sich alle Mühe gaben, sie zu danisiren und zu tyrannisiren, ihr zur Strafe die Pulsadern des geschäftlichen und bürgerlichen Lebens zu unterbinden und sie — um einen Ausdruck ihres dänischen Bürger- und Polizeimeisters zu gebrauchen — „mit Scorpionen statt mit Ruthen zu züchtigen.“

Es war am Abend des 23. März 1848 und um die achte Stunde.

In der Stadt herrschte eine gewaltige Gährung, aber äußerlich war Alles ruhig. Die Zeit war eine in politischer Beziehung so schwer bewegte! — Wenige Wochen zuvor war die Kunde von der Revolution in Paris wie ein Blitzstrahl in ganz Deutschland hineingezuckt, wo sich seit dreißig Jahren eine Menge Brennstoff angesammelt hatte; der Schlag hatte gezündet, in Berlin loderten die Flammen am 18. März himmelhoch empor. Noch gewichtigere Gründe für einen Ausbruch lagen in den Herzogthümern vor; schon seit Jahren standen sie auf dem Punkte, den Kampf um ihre nationale Freiheit gegen übermächtige fremde Anmaßung aufnehmen zu müssen, der geheime Groll zehrte an den Herzen, und jede Brust füllte die lebendige Sehnsucht, endlich den Tag zu sehen, an dem das gute Recht siegen würde. Der große Volksstamm im Süden, von dem die Herzogthümer ein Zweig sind, hatte bisher nicht helfen können und wollen, denn er selbst lag in Fesseln; jetzt, wo die letzteren klirrend zu Boden fielen und zerbrachen, war auch für Schleswig-Holstein ein so günstiger Augenblick, wie ihn seine Bewohner nicht geahnt hatten, gekommen, das drückende Joch, das die Ungerechtigkeit ihm immer fester auf den Nacken preßte, abzuschütteln. Eine mächtige, begeisterte Bewegung der Gemüther ging durch das ganze Land.

Schleswig war von jeher eine gut deutsche Stadt; die Dänen hatten daselbst noch kein weites Terrain gewinnen können, ihre Partei stützte sich nur auf einen großen Theil der Beamten des dortigen Obergerichts und der Regierung, ferner die Offiziere der dort garnisonirenden Dragoner und Jäger. Mit äußerster Spannung und fieberhafter Ungeduld verfolgte die Bevölkerung jetzt die Tagesereignisse; es herrschte die unheimliche schwüle Ruhe vor dem Gewittersturme, er konnte jeden Augenblick losbrechen, wenn das Signal aus dem Süden kam.

In dem Saale oder der Gaststube des vorgenannten Hôtels war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt, die sich in einzelne Gruppen getheilt hatte. Sie bestand fast ausschließlich aus Beamten und Offizieren und schien sich den Anstrich geben zu wollen, als bekümmere sie sich gar nicht um das, was draußen vorgehe, oder vielmehr, als sei draußen gar Nichts vorgefallen. Wenn man aber schärfer beobachtete, wie düster und sorgenschwer die Blicke der Meisten waren, mit welchem Interesse man die neuen Zeitungsblätter durchflog und dann unmuthig wieder auf den Tisch warf, wie die Unterhaltung gar nicht auf unbefangene Weise in den Gang kommen wollte, hier und da zwischen Einzelnen geflüstert oder bedeutungsvolle Blicke ausgetauscht wurden, mit welcher Nachlässigkeit und Zerstreutheit an den Kartentischen gespielt wurde, so fühlte man nur zu deutlich, daß der Geist der Unruhe und Sorge den ganzen Raum durchwehte.

Die zu dem kleinen vorerwähnten Seitenzimmer führende Flügelthür war fest geschlossen; in ersterem brannten zwei Lichte auf dem Tische, der, nahe dem Fenster, vor dem Sopha stand.

Wie schon gesagt, war das kleine Zimmer eigentlich für Fremde bestimmt; da solche aber gerade nicht anwesend

waren, hatten es sich zwei Offiziere von dem in Schleswig stationirten Dragonerregimente, die zweifellos ungestört mit einander plaudern wollten, aufschließen lassen. Sie saßen jetzt nebeneinander auf dem Sopha.

Der größte Theil der Mannschaft des Dragonerregiments bestand aus Schleswig-Holsteinern, die der allgemeinen Dienstpflicht genügen mußten, es waren nur wenige geborene Dänen darunter. Ganz anders stellte sich das Verhältniß bei den Offizieren; von ihnen waren nur wenige Deutsche. Seit Jahren schon hatte es sich das Kriegsministerium in Kopenhagen angelegen sein lassen, das vorherrschend deutsche Element aus dem Offiziercorps zu verdrängen, — man hatte Eventualitäten, wie sie jetzt voraussichtlich eintreten mußten, im Auge gehabt, und es war fast ein Wunder zu nennen, daß man dem Regimente einen deutschen Kommandeur, den Oberst von Holstein, gelassen hatte.

Auf den ersten Blick mußte man in den beiden Offizieren, welche sich von der Gesellschaft ihrer Kameraden in das kleine Zimmer zurückgezogen hatten, Deutsche erkennen, ächte Schleswig-Holsteiner mit dem ruhigen, klaren Auge, in dem sich nur selten die Leidenschaft wiederspiegelt und das offen und zuversichtlich in die Welt hineinblickt, das in der Brust wohnende tiefe Gemüth und selbstbewußte Kraft verrathend.

In diesem Auge lag aber auch die einzige Aehnlichkeit welche die Beiden hatten, abgesehen von der gleichen Uniform, auf welcher der Eine die Abzeichen des Rittmeisters, der Andere eines Lieutenants trug.

Im Alter waren sie sehr verschieden; der Rittmeister zählte wohl nahe an fünfzig, der Lieutenant höchstens vierundzwanzig Jahre.

Ersterer war ein Herr fast unter Mittelgröße, recht wohl beleibt, mit einem rothen, vollwangigen Gesichte, von

dem man indessen, da er einen starken hellblonden Schnurr- und Backenbart trug, nicht viel mehr sah als die freundlichen grauen Augen und die kleine Stumpfnase. So lang der Rittmeister seinen Bart, in den sich das Grau schon auf bedenkliche Weise mischte, wachsen ließ, so kurz verschoren hielt er das Haupthaar, jedenfalls in der Absicht, die niedrige Stirn möglichst imposant sokratisch erscheinen zu lassen.

Rittmeister von Steinwehr war in der Stadt eine allbekannte Persönlichkeit. Wenn er durch die Straßen ging, den Säbel unter dem Arm tragend, so lächelte er fortwährend vor sich hin, vielleicht darüber, daß es ihm bei seinem Körperumfange so schwer wurde, auf dem schmalen Trottoirsteine, der dort den schlecht gepflasterten Bürgersteig einfaßt, zu balanciren; er grüßte trotz dessen alle hübschen Frauengesichter, die er an den Fenstern erblickte, schenkte hin und wieder den kleinen Mädchen, die ihm begegneten, Bonbons und erkundigte sich, ob sie in der Schule fleißig gewesen seien, stand mit den Bürgern auf ebenso gutem Fuße als mit seinen Dragonern, die ihn in liebevoller Weise „de Ohle“ (der Alte) nannten, und war, wie er sich oft rühmte, durch und durch ein braver Schleswig-Holsteiner.

Die schweren Zeitereignisse schienen ihm nicht großen Kummer zu machen, und kam die Rede unter seinen Landsleuten darauf, so pflegte er schlau das eine Auge zuzukneifen und auf Plattdeutsch zu sagen:

„Wi war'n wull siehn!“

Heute Abend machte aber auch der immer gutlaunige Rittmeister ein etwas bedenkliches Gesicht, — er mußte wohl ein sehr ernstes Gespräch mit seinem jungen Kameraden gehabt haben.

Dieser, der in der andern Ecke des Sophas lehnte, war ebenfalls ungewöhnlich aufgeregt, die frische Röthe klei-

dete aber seinen Wangen und das funkelnde Feuer seinen blauen Augen recht gut. Von hoher und schlanker Figur, der das hellblaue Collet wie angegossen saß, hatte er durchaus edelgeformte Züge, und die Art, wie er die Lippen des schöngeschnittenen Mundes, den der kleine aufgedrehte blonde Schnurrbart vollkommen freiließ, auf einander preßte, deutete auf eine bei seiner Jugend ungewöhnliche Energie des Charakters. Das dunkelblonde Haar trug er gescheitelt und leichtgelockt, so weit es die Dienstvorschrift erlaubte.

Die Unterhaltung der beiden Offiziere war allerdings ernst und heftig gewesen, obgleich sie nur im Flüsterton geführt worden, da laute Worte in das Nebengemach, aus dem man ein dumpfes Summen vieler Stimmen vernahm, hätten dringen können. Die Zeitverhältnisse regten natürlich die Frage an: „Was haben die deutschen Soldaten in der dänischen Armee, die dem Herzog von Schleswig-Holstein, der doch gleichzeitig König von Dänemark ist, den Eid der Treue geschworen, zu thun, wenn der erwartete Sturm losbricht?"

Ein kritische Frage, denn der Fahneneid fesselt nicht nur das Gewissen, sondern auch die militairische Ehre.

Die beiden Herren hatten alle Bedenken hin und her erwogen; ihre Herzen glühten für das Recht und die Freiheit des theuren Vaterlandes, und dem Dringen des jungen Mannes gegenüber, in dem diese Stimme vielleicht bei seinem jugendlichen Feuer noch ungestümer sprach als in dem des älteren, konnte der Rittmeister auf die Dauer nicht sein beliebtes Wort: „Wi war'n wull siehn!" entgegensetzen. Da hatte er denn, sich kräftig auf die breite Brust schlagend, mit bedeutungsvollem Blicke gesagt:

„Kamerad Lorenzen, ich bin ein ächter Schleswig-Holsteiner! Und nun wollen wir sehn, wie's kommt!"

Der Lieutenant verstand den Rittmeister und drückte

ihm warm die Hand; dieser aber that einen langen Zug aus dem Glase Weinpunsch, das er vor sich stehn hatte, lächelte wieder uud meinte, ordentlich erleichtert:

„Nun lassen Sie uns aber von etwas Anderem sprechen, die Politik sitzt mir zu schwer in den Gliedern. Erzählen Sie mir noch einmal von Kopenhagen, wie Sie im vorigen Jahre drüben als Ordonnanzoffizier mit unserem Stadtkommandanten, dem General Carstenskiold, waren. He! wie war's doch mit der schönen Hofdame, der Gräfin Soundso, die sich in Sie verguckt hatte?"

Der dicke Rittmeister lachte dabei laut auf, und der junge Offizier wurde noch ein bischen röther als zuvor.

„Sie werden sich erinnern, Herr Rittmeister, daß ich mich dessen nie gerühmt habe," erwiderte er ernst.

„Nein, das ist wahr, Sie sind in der Beziehung zurückhaltend und verschwiegen wie ein junges Mädchen, das um seinen Ruf besorgt ist, und übrigens kann ich es Ihnen auch nicht verdenken, wenn Sie nicht Lust haben, unseren dänischen Kameraden, die uns Deutsche doch nur mit hämischen Blicken beobachten, alle Ihre Geheimnisse aufzubinden. Aber man sprach ja im ganzen Corps davon, welche Fortune Sie drüben in Kopenhagen gemacht hätten, — der alte Carstenskiold und die andern Adjutanten haben so manches Wort darüber fallen lassen."

„Sie haben Gespenster gesehen," meinte Lieutenant Lorenzen in einem Tone, der halb Verlegenheit, halb Unmuth ausdrückte.

„Hm, bei der strahlenden Beleuchtung in den Sälen des königlichen Schlosses?" scherzte der Rittmeister. „Nun, nun, lassen wir's gut sein, — ernstlich konnten Sie's doch nicht meinen, dazu sind Sie eine zu ehrliche und treue deutsche Seele, denn das arme Mädel, Ihr Fräulein Braut, würde sich ja hier die Augen ausgeweint haben, hätten Sie

sie um einer dänischen Gräfin willen im Stiche lassen wollen. Nein, nein, da kenne ich meinen jungen Kameraden Lorenzen besser!"

„Gewiß, Sie täuschen sich nicht in ihm."

„Ich sagt's ja gleich, daß es nur ein Spaß sein könne, wie ihn sich der Soldat wohl machen darf, wenn er der Garnison den Rücken gekehrt hat. Sie wissen ja: wenn man auf dem Marsche erst sieben Brücken passirt hat, — 's ist so ein altes deutsches Soldatensprüchwort — steckt man den Trau= oder Verlobungsring in die Westentasche."

Der Lieutenant lächelte ein wenig, gewissermaßen gezwungen, und schüttelte den Kopf, als könne er sich mit dem angeführten Sprüchworte nicht recht einverstanden erklären.

Neugierde war gerade nicht eine hervortretende Eigenschaft des Rittmeisters, aber das sonderbar schweigsame Benehmen seines jungen Kameraden gerade in diesem Punkte, das er schon öfter hatte beobachten können, war nur zu sehr geeignet, sie zu erregen.

„Nun?" fragte er, Jenen von der Seite anblickend, — „war es denn nicht solch' ein vorübergehender Scherz, ein bischen Muthwille, jugendliche Eitelkeit oder wie Sie es sonst nennen wollen, was Sie antrieb, der schönen Gräfin Mackenna, die Sie so offenbar bevorzugt haben soll, den Hof zu machen?"

„Keins von alle Dem," erwiderte der Lieutenant rasch. „Thun Sie mir die Liebe, von diesem Thema abzubrechen, es hat mir schon manche Unannehmlichkeit verursacht."

„Ja, ja, ich entsinne mich," brummte der Rittmeister, — „Sie hätten dieser Dame wegen beinahe ein Duell mit dem Lieutenant Gyldenstern gehabt, Ihrem damaligen Reisebegleiter."

„Weil er sich einen leichtfertigen Scherz erlaubt hatte,

der mich bei dem Verhältnisse zu meiner Braut kompromittiren konnte."

„Ja, ja, es ist wahr, aber Sie nahmen die Sache unter Kameraden sehr ernst."

„Ich wollte solchen überflüssigen Reden ein für alle Mal ein Ende machen."

„Nun, ich werde mich hüten, daß es mir ergehe, wie dem Lieutenant Gyldenstern."

Der Rittmeister lächelte zwar, indem er dies sagte, aber es klang doch, als fühle er sich ein wenig verletzt, und der Blick, den er auf den jungen Mann warf, war nicht mehr ganz so freundlich und vertrauungsvoll als vorher.

Lieutenant Lorenzen mußte Beides bemerkt haben, denn er wandte sich schnell zu dem dicken Herrn, ergriff seine Hand und sagte, ihm fest und offen in die Augen blickend:

„Verkennen Sie mich nicht; ich habe um meiner selbst willen Nichts zu verheimlichen, fühle mich aber als Mann von Ehre verpflichtet, auf Andere Rücksichten, die mir Schweigen auferlegen, zu nehmen. Nach dieser Erklärung werden Sie, dem ich stets und von Herzen gern volles Vertrauen gezeigt habe, mich wohl entschuldigen."

Die Mienen des Rittmeisters klärten sich schnell wieder auf; er war eine grundehrliche Haut, allem Mißtrauen auf den bloßen Schein hin abgeneigt und herzlich froh, wenn er es wieder schwinden fühlte, und das war jetzt vollkommen der Fall, denn der Blick des jungen Kameraden hatte noch beredter als dessen Worte zu ihm gesprochen.

„Ich bin nicht neugierig, wahrhaftig nicht," suchte er sich in einiger Verlegenheit zu entschuldigen, — „ich wollte nur vom Ersten Besten sprechen, um mir das Herz, das vorher von der Politik ganz schwer geworden war, wieder leicht zu machen. Ich schätze Ihre Grundsätze hoch, lieber Lorenzen, — auf mein Wort! es ist mir nicht in den Sinn

gekommen, Sie zu beargwöhnen. Hole der T — diese Kopenhagener Gräfin! — sie taugen drüben Alle nichts! Lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen!"

„Herzlich gern, wenn ich nicht die höchste Zeit hätte, den Abendbesuch im Hause meiner zukünftigen Schwiegereltern abzustatten, — man erwartet mich dort gewöhnlich schon um sieben Uhr, und jetzt ist es —" er sah nach der Uhr — „wahrhaftig schon ein Viertel über Acht."

„Verd —! Sie haben Recht. Daran bin ich Schuld mit meiner geschwätzigen alten Zunge. Nun, vermelden Sie Fräulein Braut meinen Respekt, und wenn sie wegen des langen Ausbleibens mit Ihnen schmollen sollte, so schieben Sie die ganze Sündenlast auf den breiten Rücken des alten Steinwehr."

Der Lieutenant lachte, während er sich den Säbel umschnallte, und meinte, daß er seinen Chef durch das frühere Gespräch wohl länger aufgehalten habe, als dieser ihn jetzt.

„Bleiben Sie noch, Rittmeister?" fragte er, als der dicke Herr keine Anstalten machte, um sich zu erheben.

„Ja, ich will hier noch ein Bischen nachdenken; es ist hier gemüthlicher als daheim zwischen den vier Wänden einer Altenjunggesellenwohnung. Heirathen Sie, liebster Lorenzen, heirathen Sie bald; wenn sich erst die grauen Haare einstellen und man schleicht dann Abends so mutterseelen allein aus dem Wirthshause daheim, bereut man zu spät, es nicht früher gethan zu haben."

So komisch dieser Stoßseufzer des dicken Rittmeisters, der sich, dem äußeren Anblicke nach zu schließen, in seinem Junggesellenstande doch ganz wohl zu befinden schien, auch klang, fand er doch einen ernsteren Wiederhall auf den Lippen des Lieutenants.

Dachte er wohl daran, daß die Zeit jetzt nicht dazu

geeignet sei, sich mit Hochzeitsgedanken zu tragen, und beklagte er das, oder verstimmte ihn etwas Anderes? — er sprach sich nicht darüber aus. Er nahm seine Feldmütze und reichte dem Rittmeister, ihm eine gute Nacht wünschend, die Hand.

„Thun Sie mir den Gefallen und bestellen Sie mir noch ein Glas Weinpunsch, wenn Sie am Büffet vorübergehn," meinte der Rittmeister, der bei der Aussicht auf das Alleinbleiben ganz melancholisch geworden zu sein schien.

Der Lieutenant versprach es und ging.

Der dicke Herr war wirklich in melancholischer Laune. Die Gesellschaft im Nebenzimmer mochte er nicht aufsuchen, denn bei den Zerwürfnissen der neueren Zeit mieden sich Deutsche und Dänen gern, selbst wenn sie bisher in den nächsten Beziehungen zu einander gestanden hatten. Die Unterhaltung führte doch immer wieder auf die Politik zurück, die Ansichten darin standen sich zu schroff gegenüber, als daß sich auf eine Vereinigung hätte hoffen lassen, und für einen Offizier besonders war es schwer, nicht zu Viel zu sagen, wenn er nicht zu Wenig sagen wollte.

Der Rittmeister zog also die Gesellschaft seiner Gedanken vor, aber so gut er sich sonst mit ihnen amüsiren konnte, wollte dies doch heute nicht angehn. Er dachte daran, was das Vaterland in Kurzem von allen seinen Kindern fordern und erwarten würde, an seine Stellung und seinen Fahneneid, und war er auch im Grunde seines Herzens nie unentschlossen gewesen, welche Partei er zu ergreifen habe, so lag in seiner Natur doch zu viel Bequemlichkeit, um nicht mit heimlichem Unbehagen an eine stürmische Zukunft zu denken.

Dann kam ihm auch immer wieder der Lieutenant Lorenzen, den er aufrichtig lieb hatte, und die Kopenhagener Gräfin in den Sinn. Wie gesagt, er war nicht neugierig,

aber Alles, was seinen jungen Kameraden anging, interessirte ihn ungemein, und er hätte ihm gern als väterlicher Freund rathen, ihn vor jeder jugendlichen Verirrung bewahren mögen, wenn von einer solchen überhaupt in diesem Falle die Rede war.

„Hm, hm," brummte er vor sich hin, — „ganz richtig kann die Sache nicht sein, denn man sprach in der Kameradschaft zu viel davon, und als einen bloßen Spaß sieht er selbst es nicht an, — er hat's ja klar ausgesprochen. Sich um einen bloßen schlechten Witz, wie ihn der Gyldenstern machte, todtschießen lassen zu wollen, wenn man ein so niedliches Mädel wie die Emma Staffelt zur Braut hat, einer Fremden halber, die man kaum vierzehn Tage kennen gelernt hat! — und sie munkelten so Allerlei über das Verhältniß in Kopenhagen. Er wird doch nicht im Ernste? — Pfui! wie kann ich auch so mißtrauisch sein! — Der Wilhelm Lorenzen ist durch und durch ein braver, ehrenwerther Junge, ein ächter Schleswig-Holsteiner!"

Damit tröstete sich der Rittmeister von Steinwehr, und eine Stunde später, in der er noch einige Gläser Weinpunsch getrunken hatte, nahm er seinen Säbel unter den Arm und wanderte langsam auf dem breiten Gossensteine nach seiner Junggesellenwohnung, die auf dem Lollfuße lag. —

---

## Zweites Kapitel.

Der Lieutenant hatte den Weg nach Friedrichbergs eingeschlagen und ging rasch vorwärts über den Schleidamm, am Palais vorüber und in die lange Straße, welche auch dieser Stadttheil bildet, mit ihren niedrigen und schmalen Häusern hinein.

Obgleich der Frühling in diesem Jahre ungewöhnlich früh gekommen, war der Abend doch noch kühl, der Wind wehte von der Schlei her, und in der menschenleeren, nur mangelhaft beleuchteten Straße sah es gerade nicht heimlich aus. Weit oben in ihr blieb der Offizier vor einem Hause stehen, das nicht viel stattlicher als die meisten übrigen, aber doch recht wohnlich aussah.

Es war ein einstöckiges, massives Gebäude mit einem hohen Dache, aus dem zwei breite Fenster von Wohnzimmern herausgebaut waren; die schwere eichene Hausthür, mit einem eisernen Klopfer versehen, befand sich gerade in der Mitte zwischen sechs hohen und freundlichen Fenstern, die jetzt bereits mit den grünangestrichenen Läden fest verschlossen waren, und zu ihr führte eine Treppe von drei oder vier steinernen Stufen empor. Am Tage sah das graugestrichene Haus mit den klaren Fensterscheiben, hinter denen man immer saubere, weiße Mousselingardinen und frisch grünende oder blühende Topfgewächse erblickte, recht sauber und anständig aus; dann fiel auch gleich das Messingschild am Thürpfosten mit der Inschrift „Advokat Dr. Staffelt" in die Augen, denn es war stets funkelnd blank geputzt.

Der Lieutenant stieg die Steinstufen hinan und zögerte nicht, den Klopfer ertönen zu lassen. Fast unmittelbar darauf, als sei er schon erwartet worden, ging innen eine

Thür, der Riegel wurde hastig zurückgeschoben, und vor dem Besucher stand, ein Licht in der Hand haltend, ein etwa achtzehnjähriges Mädchen in einfacher und geschmackvoller Haustoilette.

„Heute so spät, Wilhelm?“ war die erste, etwas vorwurfsvoll klingende Frage. „Wir haben Dich schon seit zwei Stunden mit rechter Ungeduld, ja sogar Besorgniß erwartet.“

Der Unmuth der lieblichen Braut mußte aber wohl bereits im Schwinden begriffen sein, ehe sie noch eine entschuldigende Antwort erhalten hatte, denn ein zufriedenes Lächeln schwebte um ihre Lippen und, leicht erröthend, bot sie dieselben dem jungen Offizier zum Kusse.

Emma Staffelt war eine im höchsten Grade anziehende Erscheinung, obgleich man weder ihrer Figur noch ihrer Gesichtsbildung den Preis unbedingter, blendender Schönheit zuerkennen konnte. Ihre Gestalt war nur klein, fast unbedeutend, aber sie war so zierlich geformt, in Haltung und Bewegung so anmuthsvoll, daß man sie sich um keinen Preis höher und imponirender hätte wünschen mögen. Ebenso vermißte man, ohne es zu bedauern, jeden klassischen Schnitt der Gesichtszüge, denn die jugendliche Frische, die auf diesem reinen, einfachen Antlitze lag, der seelenvolle Blick aus den großen blauen Augen, in denen die Unschuld und Güte des Herzens wiederleuchteten, das reiche, einfach gescheitelte dunkelblonde Haar, bildete ein so liebliches Ganze, bei dessen Anblick das Herz auf das Angenehmste erwärmt wurde. Das junge Mädchen machte den Eindruck, als sei sie nicht für die große, geräuschvolle Welt, sondern nur für die bescheidene Häuslichkeit geboren, um darin zu schaffen und zu herrschen als ächtes deutsches Weib.

Der Lieutenant betrachtete sie, wie sie, von der flackernden Flamme des Lichtes beleuchtet, sich ihm so liebevoll

zuneigte, auch mit einem in seinen Mienen so deutlich ausgesprochenen Entzücken, daß Rittmeister von Steinwehr, wenn er das Pärchen in diesem Augenblicke beobachtet hätte, gewiß ganz beruhigt über alle möglichen Abenteuer seines Freundes in Kopenhagen mit der schönen Gräfin geworden wäre.

„Du hast Besorgniß wegen meines langen Ausbleibens gehabt, theuerste Emma?" fragte er lächelnd, indem er die schlanke Taille leicht umfaßte und die zierliche Figur an sich zog. „Was sollte mir denn auf diesem Wege, den ich schon seit so langer Zeit täglich mehrere Male mache, Gefährliches zustoßen können?"

„O in dieser Zeit!" seufzte das junge Mädchen. „Seit vierzehn Tagen erkennt man ja die Stadt kaum wieder. Wenn ein Deutscher und ein Däne sich auf der Straße begegnen, so sehen sie sich mit Blicken an, als wollten sie den Kampf je eher desto lieber beginnen. Das kann nicht lange so bleiben, wir stehen auf einer Pulvermine. Und wie sieht es in unserem friedlichen Hause aus! — Der Vater spricht sich mit keinem Worte aus, er bringt, was sonst nie seine Gewohnheit gewesen, die halben Nächte in den Clubbs und im Bürgervereine zu, was dort verhandelt worden, sagt er uns nicht, meint nur kurz, wir Frauen verständen Nichts davon, und — weiß Gott — schlägt in unserer Brust nicht ein ebenso gutes schleswig-holsteinisches Herz als in der Eurigen?"

Die kleine Dame war ein wenig in Extase gerathen, was sie allerliebst kleidete, und die Thränen traten ihr in die blauen Augen.

Der Lieutenant mußte unwillkürlich über die Heftigkeit seiner Braut, die er noch immer im Arme hielt, lächeln, aber dieses Lächeln schwand schnell wieder, als er durch ihre weibliche Entrüstung den tiefen Herzenskummer schimmern sah.

„Der Vater thut Unrecht,“ meinte er scherzend, — „Du bist ein wahres deutsches Mädchen, meine liebe Emma.“

„Ich bin nur ein schwaches Weib,“ erwiderte sie so aufgeregt wie zuvor, — „aber glaube mir, Wilhelm, ich mag es auch nicht dulden, daß unser Vaterland unter der Dänenherrschaft bleibe; wenn es zum Kriege kommen sollte, werde auch ich meine Schuldigkeit thun.“

„Um des Himmelswillen!“ rief der Lieutenant, halb betroffen, halb zum Lachen geneigt. „Du willst doch nicht Dragoner oder Freischäärler werden?“

„Es ist recht schlecht von Dir Wilhelm, daß Du in so ernster Stunde spotten kannst,“ antwortete sie leicht erzürnt. „Kann ich nicht, was ich, so wenig es auch sein mag, an Schmuck besitze, dem Vaterlande opfern, wie es deutsche Frauen in alter Zeit gethan haben? — Kann ich nicht für die verwundeten Landsleute Charpie zupfen, in die Lazarethe gehen, um die Kranken zu pflegen? — ach Wilhelm, ich weiß noch nicht, was ich Alles thun kann, aber der Augenblick wird es mir eingeben. Wahrhaftig, ich bin nicht die Schlechteste im Lande —“

Der junge Offizier schnitt seiner Braut das Wort ab, indem er sie stürmisch küßte.

Wo bekam das einfach und häuslich erzogene Mädchen auf einmal den Muth her zu so großen Plänen, zu einer solchen Selbstständigkeit des Handelns? — Er verstand es wohl. Es war das heilige, allmächtige Gefühl der Vaterlandsliebe, die sie über alle Hindernisse, vor denen sie kurz zuvor noch in den leisesten Gedanken zurückgeschreckt wäre, forttrug, und dasselbe Gefühl, wenn auch kräftiger und selbstbewußter, lebte ja auch in seinem Herzen und erfüllte, seitdem die große nationale Bewegung ihren Anfang genommen hatte, sein ganzes Denken und Sein. Er war

stolz auf seine Braut, und deshalb schloß er sie so fest und innig in seine Arme.

Wer weiß, ob die beiden Liebenden nicht noch geraume Zeit hindurch vergessen hätten, daß sie sich auf dem Hausflur befanden und daß man ihrer in der Wohnstube warte, wenn nicht die zweite und jüngste Schwester Emma's, ein Kind von kaum zehn Jahren, in diesem Augenblicke eine Thür geöffnet und nach einer kindlich förmlichen Begrüßung des Lieutenants der Unterhaltung dadurch ein Ende gemacht hätte, daß sie meldete, die Mutter wundere sich bereits, wo Beide blieben.

Emma wurde sehr roth, der Lieutenant lachte abermals und meinte, man wolle lieber hineingehen, da sie sich hier auf dem Flur erkälten könne.

„Ist Dein Vater nicht zu Hause, Clara?" fragte er die Kleine, nachdem er sie flüchtig geküßt hatte.

„Er ist im Bürgervereine," erwiderte sie mit einer traurigen Miene.

Man trat in die Wohnstube, nachdem man ein kleines finsteres Zimmer durchschritten hatte; in letzterem empfing der Advokat seine Clienten, die seit vierzehn Tagen keine Hülfe mehr bei ihm suchten, denn alle Processe schwiegen vor wichtigeren Interessen, und auch schwerlich gefunden hätten, da er neuerdings in Geschäftssachen außerordentlich zerstreut war.

Das Wohngemach war so ausgestattet, wie man es bei recht wohlhabenden Bürgersleuten zu finden pflegt; die Meubles und die Aufstellung derselben waren weniger auf Eleganz als auf Bequemlichkeit berechnet. Ein dicker wollener Teppich, der zur Winterzeit den Fußboden in seiner ganzen Ausdehnung bedeckte, Schränke mit Glasscheiben, die reichliches Porzellanservice und Silberzeug zur Parade ausstellten, ein Paar Familienbilder in Oel und Kupferstiche in breiten

schwarzen Holzrahmen an den Wänden, ein gußeiserner Kamin für Kohlenfeuer, den sich der Advokat dem großen weißen Kachelofen gegenüber mehr aus Liebhaberei als aus Bedürfniß hatte herrichten lassen, gepolsterte Lehnsessel und ein großes altmodisches Sopha, vor dem der runde Mahagony-tisch mit der Astrallampe stand, — das Alles zusammen schaffte einen recht heimlichen und gemüthlichen Aufenthalt für eine nicht zu zahlreiche Familie an langen Winter-abenden. Sonst wurde der Fußteppich, sobald die Früh-jahrssonne recht warm durch die beiden Fenster hineinzu-scheinen begann, abgenommen, ausgestäubt und dann, sorgsam zusammengelegt, in eine Kammer unter dem Dache gebracht, auch alles Uebrige, was an den Winter erinnerte, bei Seite geschafft, in diesem Jahre war Frau Staffelt, die wackere Hausfrau, aber noch nicht dazu gekommen, die alte wirth-schaftliche Pflicht mit Muße zu erfüllen, denn sie hatte gar zu viel Anderes und viel Wichtigeres zu denken und zu sorgen. Reinlich und ordentlich sah es aber in dem Wohn-zimmer bis in die engste Ecke hinein aus.

Auf dem Sopha saß jetzt die würdige Dame, deren alternde Züge noch Spuren ehemaliger Aehnlichkeit mit ihrer ältesten Tochter Emma verriethen, wenn auch das sich unter der sauberen weißen, mit lilafarbenem Seidenbande garnirten Haube hervorstehlende dünne Haar bereits seine ursprüngliche Farbe verloren hatte; sie war einfach in Schwarz gekleidet, eine Frau in den Vierzigern, aber be-deutend älter aussehend durch den Ausdruck des Kummers, der sich mit ergebener Resignation paarte. Vor ihr auf-geschlagen unter der Astrallampe lag die Bibel in schwarzem Maroquineinbande mit goldenem Schnitte. Sie war keine von Denen, die den ganzen Tag über in der Bibel lesen und dazu die Hände in den Schoß legen, denn letztere hatten etwas Besseres in der Wirthschaft zu thun, sie besuchte,

zum Aerger mancher bigotten Nachbarin, auch nicht an jedem Sonntage die Kirche, weil sie in der Küche zu thun hatte, aber es konnte doch Niemand den leisesten Flecken auf ihrem Lebenswandel finden, — sie war stets eine gute Gattin, Hausfrau und Mutter gewesen, und die Bibel schlug sie erst allabendlich seit der Zeit, mit der das Unglück über das Land gekommen war und seitdem ihr Gatte in den Bürgerverein und die Clubbs ging, auf.

Neben dem Sopha und dicht neben dem Platze der Mutter stand ein Lehnsessel, den vorher Emma eingenommen hatte; ihre Handarbeit lag noch auf dem Tische, und würde man sie näher untersucht haben, so hätte man Thränenspuren darauf finden können — heimliche Thränen der Angst über das ungewöhnlich lange Ausbleiben des Verlobten.

An dem großen weißen Kachelofen saß ein fast noch knabenhafter Jüngling, der das Aussehen eines Gymnasiasten hatte, auf einem Rohrstuhl, hielt eine Büchsflinte zwischen den Knieen und putzte die Messingbeschläge mit einem Eifer und einer Sorgfalt, die einem gelernten Jäger Ehre gemacht haben würden.

Bei dem Eintritte des Lieutenants, der ein von allen Familienmitgliedern gern gesehener Gast des Hauses war, klappte Frau Staffelt die Bibel zu und erhob sich, um mit freundlichem Lächeln dem zukünftigen Schwiegersohne die Hand zu reichen. Er küßte dieselbe mit einer gewissen Ehrfurcht und sprach einige Worte der Entschuldigung seines langen Ausbleibens.

Auch der junge Gymnasiast war schnell aufgestanden und näherte sich, mit der Büchse in der Hand, als ob er sich von ihr gar nicht trennen könne, dem Offizier. Er war der Sohn des Hauses, zwei Jahre jünger als Emma, besuchte noch die oberste Klasse der Schule und sollte im nächsten Jahre auf die Universität Kiel gehen.

Das Schülerwesen hatte ihm immer etwas stark angeklebt, und besonders dem stattlichen Offizier gegenüber, so freundlich sich derselbe auch zu ihm bezeigen mochte, hatte er stets eine schüchterne Bescheidenheit beobachtet. Nun auf einmal schien der sechszehnjährige Knabe zum Jüngling gereift; wie stolz trug er das Gewehr im Arm und mit welch' offenem, strahlenden Blicke bot er seinem zukünftigen Schwager die Hand! — In diesem Blicke lag ohne Anmaßung die Behauptung: „Von heute an bin ich Dir um Vieles näher gerückt, ein Mann geworden, kein Schüler mehr!"

Lorenzen blickte mit einiger Verwunderung sowohl auf das Gesicht des leicht erröthenden Jünglings, wie auf die Waffe, die dieser an der Seite hatte.

„Ich ziehe mit den Freischaaren aus, — der Vater hat es erlaubt," meinte Fritz stolz, und seine Stimme zitterte vor geheimem Entzücken.

Frau Staffelt brach in Thränen aus, auch Emma führte das Taschentuch an die Augen.

„Ja er will morgen schon von uns gehn," schluchzte das junge Mädchen.

„Ich muß es, ich bin alt genug dazu, Euch vertheidigen zu helfen, — der Vater selbst hat es gesagt," erwiderte der junge Mann und ging dann zu der gebeugten Mutter, um deren Hals er seinen Arm schlang. „Soll ich feig und träg zu Hause bleiben, wenn sie Alle gehn, die Hälfte unserer Prima, die Kieler Studenten und Turner? — O denkt ja nicht, daß ich mich vor den Dänen fürchte oder vor den Strapazen im Felde draußen! Ich bin ja, Gott sei Dank, gesund und kräftig genug für mein Alter, des Vaters Büchsflinte ist mir so leicht wie eine Feder auf der Schulter, und drinnen im Herzen steht mit Flammenschrift geschrieben: „Wir sind Deutsche, wir wollen keine Dänenknechte sein — up ewig ungedeelt!"

Der Jüngling hatte in frischer Begeisterung, mit leuchtenden Blicken gesprochen, aber plötzlich brach er kurz ab, denn er hörte das leise Weinen der Mutter, die sich wieder auf das Sopha niedergelassen hatte. Ihr häusliches Glück schien ihr ohnehin schon gestört, seitdem der Mann fast nur noch in den Clubbs und im Bürgerverein, ganz der Politik lebte, und nun sollte sie auch noch einen ihrer theuersten Schätze, den Sohn, vom Herzen reißen! — Sie war keine spartanische Mutter, nur ein schlichtes deutsches Weib, und doch fühlte sie durch ihren herzbrechenden Schmerz hindurch: „Ja, der Fritz muß gehn, denn sie gehn ja Alle, — soll er allein mit Schanden zurückbleiben?"

Und überdies hatte der Vater seine Einwilligung dazu gegeben, und er war immer Herr des Hauses und der Familie gewesen. Er hatte auf des Knaben wiederholtes Dringen denselben umarmt, die Thräne, die ihm in's Auge treten wollte, gewaltsam zerdrückt und so ernst und fest, wie er immer war, gesagt: „Geh', Fritz, wenn Du einmal willst, — es ist brav von Dir."

Was konnte sie noch dazu sagen? — sollte sie ihren mütterlichen Einfluß dazu anwenden, den Sohn schwach, der heiligen Pflicht, die er dem Vaterlande schuldete, abtrünnig zu machen? — Das vermochte sie nicht — es würde ihr zweifellos auch wenig geholfen haben — aber weinen mußte sie doch, recht bitterliche, blutige Thränen, wie sie nur aus einem verzweifelnden Mutterherzen kommen können.

Es war heute kein freundlicher Abend in dem sonst so gemüthlichen und heiteren Familienkreise. Der Vater fehlte, die Mutter, die sich alle Mühe gegeben hatte, ihre Thränen wieder zu trocknen, weil der Sohn sie flehentlich darum bat, packte ihm in der Nebenstube den kleinen Reisekoffer ein, den er mit sich nach Kiel nehmen wollte. Auf jedes Stück Wäsche, daß sie hineinlegte, fiel eine heimliche Thräne nieder,

und dazwischen sprach sie wieder in so innigem Tone zu ihm, bat ihn um Gotteswillen, sich nicht unnöthigerweise einer Gefahr auszusetzen, daran zu denken, daß er sich dem Vaterlande erhalten müsse, — sie wagte nicht auszusprechen, daß er es für sie thun solle — und draußen unter den fremden Leuten die Heimath nicht zu vergessen. Die Gefahren des Krieges waren ja nicht einmal ihre einzige Sorge um ihn, der zum ersten Male das elterliche Haus verließ, — sie mochte immer noch nicht daran glauben, daß es zum Ausbruch des Kampfes kommen werde.

Auch Fritz war weich geworden; er hätte sich wohl auch einmal recht ausweinen mögen, aber jetzt wäre die Zeit dazu am allerschlechtesten gewählt gewesen; mit Thränen in den Augen zieht man nicht in den Kampf gegen den Todfeind hinaus, die Handhabung der Büchse braucht einen ungetrübten Blick.

Inzwischen saßen der Lieutenant und seine Braut allein bei einander in der Wohnstube, denn auch die kleine Clara wollte behülflich sein, dem scheidenden Bruder den letzten Dienst zu erweisen. Sie saßen Hand in Hand und sprachen wenig, die Ahnung bald bevorstehender Trennung machte sie so stumm. Daß die Dragoner in der Stadt Schleswig bleiben würden, ließ sich nicht annehmen; die Dänen behaupteten, die ganze Armee werde nächstens nach Süden vorgehn, um das aufrührerische Holstein im Zaum zu halten, was die Deutschen dachten, sprachen sie nicht aus.

Lieutenant Lorenzen war nun schon seit länger als dreiviertel Jahren mit Emma Staffelt öffentlich verlobt. Seitdem er, der einzige Sohn eines altgedienten, im Schleswigschen gebürtigen Kavallerieoffiziers, in den Dienst getreten, stand er in der Stadt Schleswig in Garnison. Er gehörte zu den wenigen daselbst beliebten Offizieren, weil er ein guter Deutscher war, der sein Vaterland nie ver-

leugnete, wenn er auch die Uniform des fremden Landesherrn trug; so wurde es ihm leicht, Zutritt in die bürgerlichen Kreise zu erlangen. Man schätzte ihn allgemein als einen ehrenwerthen und von allen Standesvorurtheilen freien jungen Mann.

Seine Bekanntschaft mit Emma Staffelt hatte durchaus nichts Romantisches gehabt; das junge Mädchen lernte ihn kennen, als sie Gesellschaften zu besuchen anfing, Beide interessirten sich für einander, sprachen sich bei einer günstigen Gelegenheit gegenseitig aus, und weder der Advokat noch seine Gattin waren Leute, die der Herzenswahl des geliebten Töchterchens eine Beschränkung hätten auferlegen mögen, sobald sie sich überzeugt hatten, daß es ihr Ernst damit sei. Wenn der Lieutenant auch kein Vermögen besaß, so bot sein Charakter doch alle Garantien, die sich Eltern für das Glück der Tochter wünschen können, der Advokat selbst war recht wohlhabend, wenn auch nicht reich zu nennen, — und so fand denn die Verlobung statt, zu der Lorenzen keine Einwilligung einzuholen hatte, da er sich nicht erinnern konnte, noch irgend einen Verwandten, von dem er abhing, auf der Welt zu besitzen.

Das ist die einfache Liebesgeschichte unseres Pärchens. —

Der Lieutenant blieb, bis der Hausherr erst gegen Mitternacht zurückkehrte. Er war ein großer Mann mit starken, charakterfesten Zügen, von fast strengem, düsteren Aussehen; wer ihn aber näher kannte, der wußte sicher, daß er ein tieffühlendes Herz in der Brust trage; er liebte nur nicht, das Gefühl vor Aller Augen herauszukehren.

Als er dem Lieutenant die Hand schüttelte, blickte er ihn mit den großen klugen Augen fest an, als wolle er im Grunde seiner Seele lesen, und sagte nur so laut, daß Jener es verstehen konnte:

„Morgen wird sich endlich Alles entscheiden, — das

Vaterland rechnet dann auf Jeden, der ein deutsches Herz in der Brust hat."

„Das kann es zuversichtlich," erwiderte ihm der Lieutenant mit leuchtenden Augen.

Die beiden Männer hatten sich verstanden. —

---

Am Vormittage des folgenden Tages trafen äußerst aufregende Nachrichten in Schleswig ein. In Kiel hatten die Einwohner die deutsche Fahne auf dem Rathhause aufgezogen, eine provisorische Regierung war für die Herzogthümer ernannt worden. Am Morgen dieses Tages hatte der Prinz Friedrich von Noer mit dreihundert Lauenburger und dreißig Kieler Jägern die Festung Rendsburg überfallen und ohne Blutvergießen besetzt.

Die Stadt Schleswig hatte selten einen so lebhaften Tag wie diesen gesehen. Die stillen Straßen waren auf einmal lebendig geworden, aus allen Fenstern hingen die schleswig-holsteinschen und deutschen Farben, das Volk drängte sich vor dem Rathhause, und aus tausend Kehlen erschallte jubelnd das Lied Schleswig-Holsteins.

Der dänische Stadtkommandant, General Carstenskiold, ergab sich als Gefangener, die Truppen waren konsignirt; einige Stunden darauf erklärten sie, mit Ausnahme der gebornen Dänen, die freien Abzug nach Jütland erhielten, sich der nationalen Sache anschließen zu wollen.

Am Abend lächelte der Rittmeister von Steinwehr noch vergnügter als sonst, und Lieutenant Lorenzen ließ sich von seiner glücklichen Braut küssen und von dem wackeren Schwiegervater, dessen Augen strahlten, herzlich die Hand schütteln, — nur Frau Staffelt weinte noch heimlich, während sie die Weinflaschen zu der festlichen Abendmahlzeit auf den Tisch setzte.

---

## Drittes Kapitel.

In dem Wäldchen, daß sich in einer durchschnittlichen Breite von einer kleinen halben Meile zwischen der Straße von Flensburg nach Apenrade und dem nach ersterer Stadt benannten Meereinschnitte erstreckt, hatte in der Nacht vom 8. zum 9. April 1848 ein Theil der neuen schleswig-holsteinschen Armee sein Bivouak aufgeschlagen.

Dies war der rechte Flügel des Avantgardencorps unter Befehl des Major Michelsen, das schon in den letzten Märztagen bis Apenrade vorgerückt war, vor der ihm gegenüberstehenden unverhältnißmäßigen Uebermacht der Dänen aber wieder zurückweichen gemußt hatte. Das ganze kleine Corps bestand hauptsächlich aus Freischaaren. Das aus einer kleinen Anzahl regulärer Truppen gebildete Centrum stand bei dem Dorfe Bau, die Flügel dehnten sich rechts bis an den Flensburger Fjord, links bis Osterby hinaus. Ihm gegenüber stand die ganze dänische Armee, eilftausend Mann stark, unter General Hedemann, und im Flensburger Meerbusen, also in seiner rechten Flanke, lagen zwei Dampf- und drei Segelschiffe bereit, ihr Kanonenfeuer zu eröffnen. Eine Brigade der schleswig-holsteinschen Armee rückte auf Flensburg vor, war aber noch zu weit zurück, die äußerst gefährdete Stellung der schwachen Avantgarde unterstützen zu können.

Am Waldende waren die Posten ausgestellt, eine kurze Strecke dahinter lagerten die geschlossenen Abtheilungen.

Der flackernde Schein einzelner Wachtfeuer spielte auf den Stämmen und den Laubkronen der Bäume; um jedes derselben entrollte sich ein pittoreskes Bild.

Da lagen auf dem bloßen Rasen oder auf feuchtem Stroh, das man sich mit Mühe beschafft hatte, junge Leute in abenteuerlichen kriegerischen Trachten, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie das Kriegshandwerk erst seit kurzer Zeit ergriffen hatten und nicht gewohnt waren, die kühle Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Es waren die Kieler Studenten und Turner, denen sich Gesinnungsgenossen aus Holstein und dem südlichen Theile Schleswigs angeschlossen hatten. Es war schon spät, Müdigkeit und körperliche Abspannung machten ihre Rechte geltend, und die frohen Lieder wollten nicht mehr recht über die Lippen; ein Auge fiel nach dem andern zu.

An einem dieser Wachtfeuer finden wir Fritz Staffelt wieder. Er hatte seinen Vorsatz, sich einem der Freikorps anzuschließen, ausgeführt und wenn auch schweren Herzens, so doch mit heiterer Miene von Hause Abschied genommen. Seinen Angehörigen war es gewissermaßen eine Beruhigung gewesen, daß Lieutenant Lorenzen, der jetzt dem umgebildeten schleswigholsteinischen Dragonerregimente angehörte, diesen ersten Kriegszug mitmachte, den Major Michelsen in den letzten Tagen des März gegen Norden hin unternahm.

Das kleine Avantgardenkorps war in Eilmärschen bis nach Apenrade vorgegangen, hatte sich beim Vorrücken der weit überlegenen dänischen Macht aber wieder zurückziehen müssen und die durch Umgehungen leicht zu gefährdende Stellung bei Bau eingenommen. Am 6. April hatte eine aus regulärem Militair bestehende Abtheilung bereits ein unbedeutendes Gefecht mit den Dänen gehabt, und dabei war das erste Blut in dem beginnenden Kriege geflossen; die Deutschen hatten ihre alte Tapferkeit bewährt und den Feind zurückgeworfen.

Die jungen Leute, die kaum erst Soldaten geworden, waren voll guten Muthes und Hoffnung, während die er=

fahrenen Führer besorgt blickten und die gedienten Soldaten die Köpfe schüttelten; letzteren leuchtete es ein, daß die Stellung, die man genommen hatte, nicht haltbar sei.

Dem armen Jungen, dem Fritz Staffelt, wurde es doch manchmal recht schwer um das Herz, wenn er an das elterliche Haus in Schleswig zurückdachte, während er, die Büchsflinte auf der Schulter tragend, die beschwerlichen Märsche mitmachte, und noch lebhafter drängte sich ihm die Erinnerung in dieser düster romantischen Nacht auf. Auf dem Marsche und am Abende im Bivouak waren die Kameraden noch lustig gewesen, ihre Scherze und Lieder ließen die Gedanken in ihm nicht recht aufkommen und fesselten ihn an den Augenblick; jetzt war es aber todtenstill um ihn her geworden, und das Ohr hatte sich bald so sehr an das leise Prasseln der ersterbenden Flamme, das Rauschen des Nachtwindes durch das Laub des Waldes und das eintönige Anrufen der am Waldrande ausgestellten Schildwachen gewöhnt, daß das Alles spurlos an ihm vorüberging.

Er befand sich in einer eigenthümlich spannenden Situation für einen jungen Menschen, der zum ersten Male die Schulbank und das elterliche Haus verlassen hatte. Wie er so auf dem feuchten Boden lag, bis zur Brust eingehüllt in die wollene Decke, die ihm die vorsorgliche Mutter mitgegeben und die er, en bandolière gerollt, auf dem Marsche über der Schulter getragen hatte, wie er in das erlöschende Wachtfeuer, über dem sich nur noch ein dünner Rauch erhob, starrte und, wenn er den Blick zur Seite wandte, Nichts fand als das Dunkel des Waldes und die in seinem Schatten ruhenden Schläfer, da schloß er, vor Kälte leise zusammenschaudernd, unbefriedigt die Augen, aber er vermochte nicht einzuschlafen. Das Bild der gemüthlichen Wohnstube daheim und in ihr die Mutter mit der aufgeschlagenen Bibel

unter der großen Astrallampe, der Vater, die Geschwister, sie traten alle wieder vor ihn und schienen ihm traurigen Blickes zu winken, daß er zu ihnen zurückkehren möge. Er fühlte überzeugend, daß sie in dem Gedanken an ihn jetzt ebenso wenig die Ruhe wie er finden könnten, und eine unwiderstehliche Sehnsucht zog ihn nach der trauten Heimath zurück.

Aber plötzlich durchzuckte ein anderer Gedanke sein Herz und verlöschte alle diese heimlichen Bilder, so wie die Sehnsucht, mit der sie ihn anlockten. Er faßte unwillkürlich nach dem Hirschfänger, den er an der Seite trug, und drückte ihn fest an sein klopfendes Herz. Es war der Gedanke an das Vaterland, an dessen heiliges Recht auf alle seine Söhne, das stolze freudige Bewußtsein, daß er der Pflicht das Liebste geopfert habe, die sichere Hoffnung, daß dieses Opfer kein unnützes sein werde, und beruhigt legte er den Kopf auf den untergeschobenen Arm und schlief ein, gewiegt von Träumen an die Heimath, in die er wieder einzog, als Sieger bekränzt wie alle seine Genossen, als Verkünder des Friedens und der Freiheit für das theure Vaterland. Ueber der Thür des kleinen grauen Hauses mit den grünen Fensterladen sah er, von frischen Blumenkränzen umfaßt, die Inschrift: „Up ewig ungedeelt!" und die Mutter drückte ihn wieder an das treue Herz und flüsterte unter Thränen der Freude und des Stolzes: „Mein Fritz war auch dabei!"

So träumte der Schläfer, und Die um ihn her lagen, sahen im Traume ähnliche glückliche Bilder. Wenn manche Träume doch ewig währten! —

Wer den Fritz in Schleswig gesehen, wie er mit dem schwarzen Sammetbarett auf einem Ohre und der Büchermappe unter dem Arm zweimal täglich nach der Schule ging, den bescheidenen blassen Knaben mit den langen blon-

den Locken, der würde ihn jetzt schwer wiedererkannt haben. Das hübsche jugendliche Gesicht hatte in den wenigen Tagen schon eine andere Farbe bekommen, die Locken waren um Vieles verkürzt worden, denn sie hinderten ihn beim Anschlagen der Büchse, und statt des Studentenkäppchens saß jetzt ein breitkrämpiger Filzhut mit wallendem grünen Federbusche darauf. Er schlug jetzt die Augen nicht mehr schüchtern nieder, wenn er einem älteren Manne oder einem hübschen Mädchen begegnete, höchstens voll Stolz auf die grüne Blouse, die um die Taille durch einen schwarzlackirten Riemen, der Hirschfänger und Patrontasche trug, zusammengehalten wurde.

So ähnlich sahen auch seine Kameraden in ihrer Tracht aus; jeder hatte sie sich nach Belieben gewählt, und das einzig Gleichmäßige war die deutsche Kokarde neben der schleswigholsteinschen am Filzhute. Es waren Alle brave Jungen; wir brauchten blos den Einen zu schildern, um ein Bild von der Gesammtheit zu geben. Es war der, wenn auch von gewissen Seiten oft verkannte, Stolz des Landes, die Blüthe seines Volkes, der der Sturmwind des 9. April viele Blätter abstreifen sollte.

Sie ahnten das damals noch nicht, wie sie so ruhig und vertrauungsvoll schliefen und sich durch glückliche Träume bethören ließen! — Sie ahnten nicht, daß Verräther in dem nahen Flensburg wach waren und daß die Dänen sich bereits auf den Sieg freuten, den sie erringen mußten, da sie von der Stellung des kleinen Corps die genaueste Kenntniß erhalten hatten.

Wie aber der Morgen anbrach, da begann plötzlich auf der ganzen sehr ausgedehnten Linie das Kleingewehrfeuer zu knattern.

Die jungen Leute sprangen vom Boden auf und eilten zu ihren Gewehren; das Kommando der Führer ordnete sie

in Reih' und Glied, und dann ging es rasch vorwärts gegen den nur wenige Hundert Schritte entfernten Waldrand hin, um die schwache Postenkette zu verstärken.

Alle Herzen klopften wohl ungewöhnlich heftig und die Wangen der Meisten waren bleicher geworden, denn sie gingen alle zum ersten Male einem Gefechte entgegen, aber das Ehrgefühl verbot, ein Wort banger Befürchtung zu äußern; höchstens drückte Dieser und Jener seinem Nachbar verstohlen die Hand und flüsterte ihm die Bitte zu, seine Angehörigen in der Heimath zu grüßen, wenn er fallen sollte. Wie sie aber, am Waldrande angelangt, die schnell heranrückenden Kolonnen der rothuniformirten Dänen zu Gesicht bekamen, wie sie ihre eigenen Posten schon wacker feuernd fanden und die ersten Kugeln nun an ihnen vorüberpfiffen und hier und da eine klatschend in einen Baumstamm schlug oder kleine Zweige und Blätter herabriß, da schwand schnell das Gefühl ängstlicher Unsicherheit, Jeder umfaßte die Büchse fester und blickte gespannt auf die Führer, begierig zu vernehmen, was sie anordnen würden.

Die Dänen waren auf der ganzen langen Linie gleichzeitig vorgedrungen und suchten vorzüglich den schwachen linken Flügel, wo die Bracklowschen und Rantzauschen Freischäärler standen, zu durchbrechen, um das Centrum bei Bau zu umgehen und von dem Rückwege auf Flensburg abzuschneiden. Erst nach hartnäckigem Widerstande gelang es ihnen trotz ihrer großen Uebermacht, diesen Flügel zu durchbrechen, aber das ebenfalls hart bedrängte Centrum hatte, nach tapferem Kampfe und nachdem beide Theile ansehnliche Verluste an Todten und Verwundeten gehabt, bereits den noch freien Rückweg angetreten und konnte sich später glücklich mit dem schleswig-holsteinschen Hauptkorps hinter Flensburg vereinigen.

Wie das ganze Gefecht stand, davon wußten die Kieler Studenten und Turner in der äußersten rechten Flanke Nichts;

sie hatten vorläufig genug mit sich selbst zu thun. Major Michelsen selbst führte sie und ging ihnen mit einem herrlichen Beispiele voran. Die jungen Leute waren muthig und gelehrig, sie antworteteten den Zurufen ihres Führers mit Begeisterung und thaten im vollsten Maße ihre Schuldigkeit.

Es war ein trauriger Anblick, wie Einzelne von ihnen, gewiß der Stolz und die Hoffnung von Eltern und Verwandten, von den dänischen Kugeln getroffen, zusammensanken und als starre Leichen auf dem Platze liegen blieben oder als todtblasse, blutende Verwundete von ihren Kameraden zurückgetragen wurden, aber diese Bilder entmuthigten die übrigen Kämpfer nicht, wenn ihre Herzen auch schmerzlich dabei zusammenzuckten, sondern schürten nur den tödtlichen Haß gegen den Feind an.

Die jungen Leute fochten lange wie Helden, machten den vorrückenden Dänen jeden Fußbreit streitig und wichen erst, als sie den Rückzug des Centrums vernahmen und als sich nun fast die gesammte Macht der Dänen von allen Seiten auf sie warf; — selbst in ihrem Rücken bei Wassersleben war schon eine Abtheilung Marinesoldaten von den im Flensburger Fjord liegenden Kriegsschiffen gelandet. Dabei entsandten diese Schiffe, die ganz nahe herangekommen waren, ein vernichtendes Kartätschfeuer in den Wald.

Bei der weiter rückwärts in letzterem liegenden Kupfermühle versuchten die Tapferen sich noch einmal zu setzen, aber vergeblich; die Stellung war nicht mehr zu halten, es handelte sich nur noch darum, sich wieder mit dem Hauptcorps, das sie nicht hatte abwarten können, zu vereinigen. Der brave Major Michelsen fiel schwerverwundet und wurde von den Dänen gefangen genommen; kurze Zeit darauf erlag er seiner Verwundung.

Es war schon zu spät zum Rückzuge gewesen, das kleine Corps bereits umzingelt. Sie steckten die Hirschfänger auf

die Büchsen und brachen sich mit lautem Hurrah Bahn — Mancher blieb zurück, verwundet, getödtet oder gefangen, der größte Theil erreichte noch die vor der Stadt Flensburg liegende Eisengießerei, die schnell zu einer kleinen Festung wurde.

So schlimm die Lage der jungen Leute schon war, so stellte sich jetzt noch ein anderer Uebelstand dazu ein; die Munition war ihnen ausgegangen, an eine Gegenwehr also kaum noch zu denken, die Eisengießerei nicht länger zu vertheidigen. Abermals nahmen sie ihre Zuflucht zur blanken Waffe, verließen das Gebäude und suchten den nördlichen Eingang der Stadt zu erreichen. Die Schaar lichtete sich immer mehr, alles Zusammenhalten in ihr hörte nothwendig auf, und Jeder dachte nur noch an die eigene Rettung. Es waren nicht Viele, die bis in die Stadt entkamen, und hier, wo der ganze nördliche Theil dänische Einwohner hat, sollten nur sehr Wenige eine Zuflucht finden. Die Dänen und dänisch Gesinnten ließen die Versprengten, denen die wüthenden, schonungslosen Sieger auf dem Fuße folgten, nicht in die Häuser oder nahmen sie selbst gefangen, um sie an die Soldaten auszuliefern. Das ganze schöne Corps, das mit so frohen Hoffnungen in das Feld gezogen war und so viele Segenswünsche mit sich genommen hatte, war in diesem ersten Gefechte vollständig aufgerieben worden; die Dänen hatten hier und auf dem linken Flügel gegen siebenhundert Gefangene gemacht, und über hundert junge Krieger, die ihre erste Waffenprobe bestanden, lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde.

Hatte sich der Himmel von der gerechten Sache abgewandt? — Der Tag von Bau und Crusau war ein trauriger, der in den Herzogthümern manche bittere Thräne fließen ließ. —

Fritz Staffelt hatte Alles, was wir so eben erzählt

haben, mitgemacht. Im Gewühle des Kampfes, von so vielen ihm bisher unbekannten Schreckensbildern umgeben, hatte er nur selten einen Augenblick gefunden, in dem er an die Seinigen denken konnte. Die Sorge für das eigene Leben hatte er vergessen, er fühlte nur das niederschmetternde Gewicht des Gedankens, daß Alles ganz anders gekommen sei, als er es erwartet hatte, daß er und seine Genossen rückwärts, statt vorwärts in den Sieg, gingen, daß Alles verloren sei. So kam es ihm nämlich vor, Verzweiflung erfüllte ihn, und er hätte am liebsten von einer Kugel getroffen werden mögen, die dem brennenden Schmerze im Herzen ein Ende machte, — aber der Trieb der Selbsterhaltung überwog doch unwillkürlich das Alles.

Fritz gehörte zu den Wenigen, die vereinzelt in die Stadt gelangten. Er kannte nicht die Oertlichkeit und ließ sich, während er, die unbrauchbar gewordene Büchse fest an die Brust drückend, in athemlosen Laufe dahinstürzte, ganz vom Zufall leiten; er vermochte auch kaum zu unterscheiden, wo er sich befand. Der Pulverdampf hatte sich ihm auf das Gesicht niedergeschlagen, Thränen schlossen ihm die Augen, und in seinem Innern wühlte der schmerzende Vorwurf, daß er schmachvoll fliehe. Schmachvoll? — ein alter Soldat hätte es unter solchen Umständen wohl nicht so genannt, aber der junge Krieger hatte noch keine Erfahrungen gemacht; er sollte erst ein Mann werden, und das Unglück ist die beste Schule dazu, es reift schnell.

Fritz war in die Straße gekommen, die am Flensburger Fjord entlang läuft; links von sich hatte er den Hafen mit seinem Bollwerk und darüber hinaus die grünbewachsenen Höhen des jenseitigen Ufers, ein reizendes Bild für Den, der es mit Muße betrachten kann, zur Rechten bescheidene niedrige Häuser, deren Thüren und Fensterläden in den unteren Stockwerken meistentheils geschlossen waren, weil

die Einwohner, die das Schießen am Tage recht gut hatten vernehmen können, fürchteten, das Gefecht möge sich bis in die Stadt ziehen. Nur wenige Leute standen in den Hausthüren und blickten sich neugierig um; sie traten schnell, die Thür hinter sich zuwerfend, zurück, denn die Deutschen wagten nicht, einem bedrängten flüchtigen Landsmann zu helfen, und die Dänen hatten dazu nicht die mindeste Lust; die Letzteren würden dem Flüchtigen am liebsten den Weg verlegt haben, hätte sie sein verwildertes Aussehen und die Büchse in seinem Arme nicht geschreckt; der Pulverschleim, der des Freischärlers Gesicht bedeckte, verhinderte sie, in ihm ein blutjunges Bürschchen zu erkennen. Mancher halblaute Fluch folgte ihm, und Einige traten sogar, als er vorüber war, wieder in die Thür, um den verfolgenden Soldaten den Weg, den er genommen hatte, zu weisen.

Die Verfolger waren dicht hinter ihm her; mit gefällten Bajonneten, die schon von dem Blute manches Kieler Turner oder Studenten geröthet waren, stürmten sie ebenso schnell vorwärts als er, denn kein Widerstand hielt sie mehr auf.

Fritz keuchte wie ein gehetzter Hirsch die lange Straße entlang; er hatte nicht die Zeit, sich umzublicken, aber wie nahe ihm die Gefahr sei, besagten deutlich genug ein Paar Gewehrkugeln, die dicht an seinem Ohre vorüberpfiffen. Eine entsetzliche Angst, eingeholt, überwältigt und gefangen zu werden, um nachher dem Feinde zum Spott und Hohn zu dienen, um als verbrecherischer Rebell weit fort nach den Inseln auf ein Blockschiff geführt zu werden, preßte ihm die Brust zusammen, instinktmäßig blickte er mit wildrollenden Augen nach einer Gelegenheit, sich zu retten, umher.

Von der Hafenstraße führen mehrere kleine Gassen seitwärts der Hauptstraße der Stadt zu; daß sie in letztere, in der es für ihn noch gefährlicher sein mußte, leiten,

wußte er nicht und dachte auch nicht daran; er wollte nur seinen Verfolgern, wenn auch nur für wenige Augenblicke, aus dem Gesichte kommen und bog schnell in eines dieser schmalen Gäßchen mit düsteren, unansehnlichen Häusern ein. Er sah nicht, was er vor sich hatte, er blickte nicht zur Seite. Der Weg, den er eingeschlagen hatte, führte ihn in das sichere Verderben, aber er fühlte es nicht; halb ohnmächtig taumelte er vorwärts.

Da legte sich eine Hand auf seinen Arm, und eine Stimme fragte in schlechtem Deutsch, mit ganz dänischem Dialekte: „Wo willst Du hin? — in der Norderstraße läufst Du den Soldaten gerade in die Hände.“

Der junge Mann zuckte zusammen, denn die dänischen Worte erschreckten ihn, in welch' weichem und zutraulichen Tone sie auch gesprochen worden waren. Er blickte nur flüchtig zur Seite, indem er auf die ihm ertheilte Warnung, deren Wahrheit er sofort begriff, unwillkürlich seinen Schritt anhielt. Er befand sich vor einem kleinen Hause von Fachwerk, das der Straße mit der Giebelseite zugewandt war; auf dieser Seite hatte es im unteren Geschosse nur eine schmale, niedrige Thür und zwei kleine Fenster daneben, in dem spitzen Giebel oben noch ein drittes. Das ganze Gebäude sah so ärmlich und halbverfallen wie die meisten anderen in seiner Umgebung aus.

Das ganze Gäßchen, in dem nur Leute der niedrigsten Klasse wohnen mochten, schien ausgestorben; nirgends sah man einen Menschen in der Thür stehen, nirgends einen Kopf aus dem Fenster blicken. Die Person, die Fritz angeredet hatte, war ein Mädchen in einfacher Arbeitstracht; wie sie übrigens aussah, vermochte er in diesem Augenblicke nicht zu unterscheiden, er bemerkte nur, daß ihre großen blauen Augen mit Theilnahme und Mitleid auf ihn gerichtet waren.

Im nächsten Moment schon mußten die Verfolger, die ihn zweifellos vor sich in die kleine Seitengasse hatten laufen sehen, am Ende derselben erscheinen; er blickte sich angstvoll um.

Das Mädchen hatte einen schnelleren Entschluß als er gefaßt; so wie sie sein Zögern bemerkte, ergriff sie seinen Arm und zog ihn in das Haus, dann schloß sie schnell die Thür. Er befand sich mit ihr allein auf einem kleinen Flur, an dessen Ende, wie er durch die geöffnete Thür eines Bretterverschlages sehen konnte, die Küche lag, davor führte eine hölzerne Treppe in die obere Etage, zur rechten Hand eine andere Thür in das vordere Wohnzimmer zu ebener Erde.

Eine Weile blieben Beide, athemlos lauschend, stehen; sie hörten die dänischen Soldaten vorüberstürmen und ihr lautes Fluchen darüber, daß sie die Spur des Verfolgten verloren hatten. Dann wurde wieder Alles ruhig; das kleine Haus schien keinen Verdacht erregt, kein Verräther sich gefunden zu haben.

Fritz hatte jetzt erst Zeit und Lust, seine Retterin etwas genauer zu betrachten. Daß sie eine Dänin war, hatte ihm schon ihre Aussprache gesagt, und der Haß und das Mißtrauen gegen diese Nation war von Jugend auf so fest in ihm gewurzelt, daß er, anstatt ihr sogleich freudig zu danken, sich geneigt fühlte, zunächst zu fürchten, daß ihm eine Falle gestellt worden sei; — aber wozu hätte sie ihn, der doch schon sicher der Rache seiner Feinde verfallen war, dann in das Haus ziehen und vor jenen verbergen sollen, lief sie bei diesem Beginnen doch selbst eine Gefahr? — Das Mädchen betrachtete ihn auch mit so offenen, klaren Augen, und ihre ganze Erscheinung machte einen so günstigen Eindruck auf ihn, daß er sich seiner Befürchtungen zu schämen begann.

Alles, was er um sich sah, verrieth Armuth, selbst der Anzug seiner Retterin, der in einer einfachen Jacke von grobem schwarzen Tuchstoffe und einem gestreiften, wollenen Rocke bestand. Sie war ein schlankes, hoch und gut gewachsenes Mädchen mit recht hübsch zu nennendem Gesichte, wenn die Züge desselben auch etwas stark hervortraten; die Gutmüthigkeit prägte sich deutlich in ihnen aus. Ihr braunes, recht volles Haar war kunstlos, aber doch mit einer gewissen Sorgfalt aufgesteckt, und wenn sie sprach, zeigte sie schöne, blendend weiße Zähne. Sie mochte achtzehn bis zwanzig Jahre alt sein.

„Bist Du verwundet?“ fragte sie den jungen Mann.

Er verneinte es und reichte ihr mit einem dankenden Blicke die Hand.

„Die Deutschen sind nicht unsere Freunde,“ sagte sie mit nachdenklichem Lächeln, — „und ich weiß eigentlich selbst nicht, warum ich einen von Denen, die sich gegen unsern guten König aufgelehnt und uns gern aus dem Lande haben möchten, in dem unsere Eltern doch schon so lange wohnen, in dieses Haus geführt habe. Aber es ist wahr, Du warst in Gefahr, von den rohen Soldaten getödtet zu werden, und da vergaß ich, daß Du ein Deutscher seiest.“

Es war nicht die Zeit, sich mit dem Mädchen, dessen Begriffe doch in gewissen Beziehungen sehr beschränkt sein mochten, in einen politischen Streit einzulassen.

„Soll ich wieder gehen?“ fragte der junge Mann, auf den die Worte keinen angenehmen Eindruck gemacht hatten, obgleich sie gewiß nicht darauf berechnet gewesen waren, ihn zu kränken.

„Wohin?“ fragte sie verwundert. „Alle unsere Nachbaren sind Dänen, sie würden Dich nicht in ihr Haus aufnehmen. Wenn man Dich hier hätte eintreten sehen, so würde man es den Soldaten sagen und sie nach Dir suchen.

Das kann geschehen sein, — wahrhaftig, ich habe noch nicht daran gedacht."

In ihrer Miene drückte sich Aengstlichkeit aus, und sie schien eifrig zu überlegen.

„Unten in der Stube kann er nicht bleiben," sagte sie auf Dänisch, das Fritz einigermaßen verstand, halblaut vor sich hin, — „denn man sieht von der Straße in die Fenster hinein, und wenn der Vater nach Hause kommt, wird er böse sein, daß ich einen Deutschen aufgenommen habe, — aber ich werde schon mit ihm fertig werden, das ist meine Sache, — wenn er auch anfangs poltert, so giebt er mir doch nach. Ich will ihn nach oben führen, — es geht nicht anders."

Fritz hatte diesem Selbstgespräch mit einiger Besorgniß zugehört; es war ihm doch nicht Ernst damit gewesen, wieder auf die Straße hinausgehen zu wollen, wo ihn sicher Tod oder Gefangenschaft erwartete.

Das Mädchen hattte jetzt einen Entschluß gefaßt und wandte sich rasch wieder zu ihm.

„Folge mir," sagte sie kurz.

Sie stiegen die schmale hölzerne Treppe hinauf und standen vor einer Zimmerthür, die sie mit einem Schlüssel, den sie bei sich trug, öffnete; darauf traten sie in das kleine Gemach, dessen einziges Fenster in der der Straße zugekehrten Giebelwand lag. Das Zimmer war niedrig und eng, äußerst ärmlich meublirt und wurde fast ganz von dem Bette eingenommen, das an der rechten Seite stand. Aber es hatte doch einen heimlichen Anstrich durch die darin herrschende Sauberkeit und Ordnung; die bunten Kattunvorhänge des Bettes waren rein gewaschen und ohne Falten, die kurzen Fenstergardinen blendend weiß, und vor ihnen reihten sich gut gepflegte Topfblumen dicht an einander. An der Wand hingen Frauenkleider.

„Das ist meine Stube," meinte das Mädchen unbefangen; — „Du wirst hier wohnen müssen, bis Du sicher die Stadt verlassen kannst, — wir haben es nicht besser im Hause, wir sind arme Leute. Mache es Dir bequem, Du wirst ganz erschöpft sein, und hüte Dich, zu nahe an das Fenster zu treten, damit Dich die Nachbarn nicht sehen."

„Und wo wirst Du bleiben?" fragte Fritz, erfreut über die ihm so unerwartet und einfach gebotene Gastfreundschaft.

„Ich werde in der Küche schlafen, ich bin nicht verwöhnt und die Nächte sind jetzt warm. Uebrigens hoffe ich, Dich in den nächsten Tagen über den Fjord setzen zu können, denn wir sind Fischersleute und haben ein eigenes Boot, und Du magst dann sehen, wie Du zu den Deinigen kommst. Du bist wohl aus Süden her?"

Fritz, den die freundliche Aufnahme vertrauensvoll gemacht hatte, erzählte offen seine ganze Geschichte.

Das junge Mädchen hörte ihm aufmerksam zu, und ihre Theilnahme schien zu steigen, als er von seiner Jugend und seinen Angehörigen sprach, nur schüttelte sie den Kopf zu seinem Entschlusse, die Waffen gegen die bisher bestehende Regierungsgewalt zu ergreifen; die Gründe, die er dafür anführte, verstand sie nicht.

„Warum können die Deutschen und Dänen nicht ruhig nebeneinander wohnen?" fragte sie. „Warum kann nicht ein Jeder ungestört seinem Geschäfte nachgehen, welche Sprache er auch reden mag?"

Sie hätte diese naive Frage an die dänische Regierung und die Partei in Kopenhagen, welche diese beeinflußte, richten sollen; der ermattete Freischärler wollte sich jetzt nicht die Mühe geben, sie ihr zu beantworten, aber er fühlte sich einigermaßen dadurch beruhigt, daß er es hier mit einem gutherzigen Naturkinde zu thun habe, dem, wenn es auch

durch seine Erziehung eine Abneigung gegen seine Landsleute hatte, doch der fanatische Nationalitätshaß fremd war. Das Mädchen begriff übrigens richtig, daß er der Erholung bedürfe, und schickte sich an, ihn zu verlassen, nachdem sie ihm auf seine Fragen in Kürze geantwortet hatte, daß sie Anna Hansen heiße und mit ihrem Vater, der im Fjord fische und hin und wieder Dienste auf den im Hafen liegenden Schiffen thue, das kleine Haus allein bewohne; sie leugnete nicht, daß ihr Vater die Deutschen nicht liebe und daß er erzürnt über den Schutz, den sie einem derselben habe angedeihen lassen, sein werde, aber sie fügte auch mit einer Art von Stolz hinzu, daß sie einen gewichtigen Einfluß auf den alten Mann, der sie zärtlich liebe, ausübe.

Als Fritz allein war, reinigte er sich von Staub und Pulverschleim und legte sich dann in das große Himmelbett, das ihm das Mädchen angewiesen und bereitet hatte. In so unsicherer Lage er sich auch befand, behauptete die Müdigkeit doch ihr Recht, und er schlief bald ein, unbekümmert über das, was ihm in nächster Zukunft bevorstand.

---

## Viertes Kapitel.

Die Gräfin Ida Mackenna stammte aus einer der ersten Familien des dänischen Adels und war schon nach sehr kurzer Ehe Wittwe des Mannes geworden, dessen Namen sie jetzt führte. Er war ein geborener Schotte gewesen und hatte ein hohes Hofamt in Kopenhagen bekleidet; jetzt, zwei Jahre nach seinem Tode, war er daselbst längst vergessen.

Es schien auch, als ob die junge und schöne Wittwe sich seiner nicht mehr erinnere. Das war gerade nicht zu

verwundern, denn sie hatte ihn, den bedeutend älteren Mann, aus conventionellen Rücksichten heirathen müssen, von Liebe war zwischen ihnen nie die Rede gewesen, und jetzt, wo sie unabhängig und unberechenbar reich war, wo sie am Hofe keine unbedeutende Rolle spielte und ihr von allen Seiten gehuldigt wurde, befand sie sich in einer Lage, um die sie jede eitle und ehrgeizige Frau beneiden mußte. Der Gräfin waren schon viele sehr achtbare Partien angeboten worden, die Prinzessinnen und der König selbst hatten sich dafür interessirt, aber sie wollte frei sein oder wenigstens frei wählen.

Sie hatte sich zu der Höhe der sogenannten emancipirten Frauen aufgeschwungen, sie hatte überhaupt immer eine etwas überspannt romantische Gesinnung an den Tag gelegt, und da eine sorgfältige äußere Bildung sie stets in den Grenzen, die der gute Takt vorschreibt, erhielt, stieß ihre Lebensweise auch in den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen nicht an. Sie war für Kopenhagen eine Dame von Welt, die der allgemeinen Achtung und der besonderen Gunst des Hofes genoß.

Die Gräfin Mackenna bewohnte ein prächtiges, palaisartiges Haus in der schönen Amalienstraße, sie hielt Equipagen und zahlreiche Dienerschaft, fuhr zu Hofe, wenn es ihr beliebte, und gab große Gesellschaften, in denen die Crême der Residenz nach allen Beziehungen hin vertreten war. Ueberdies stand sie in dem Rufe, sehr mildthätig zu sein; sie unterstützte arme Talente und besuchte in eigener Person die Krankenhäuser und die Hütten des Elends. Böse Zungen behaupteten, sie habe auf dem letzteren Wege bereits außerordentliche Abenteuer erlebt und schlage ihn, weil sie an solchen Vergnügen finde, hauptsächlich immer wieder ein, aber das waren eben böse, spitze Zungen, die nur heimlich zischelten, und das Gift, das sie ausspritzten,

reichte nicht bis zu der hohen Stellung der gefeierten jungen Wittwe hinauf.

Von zwölf bis drei Uhr täglich, wenn sie gerade keine andere Abhaltung hatte, pflegte sie Visiten zu empfangen und Audienzen zu ertheilen. Sie hielt sich dann, nachdem sie ihre Toilette beendet hatte, in dem kleinen Empfangssalon auf, das Vorzimmer war mit Bittstellern oder bescheidenen Besuchern, die ihre Protektion erstrebten, angefüllt, und reich galonnirte Diener eilten treppauf treppab, um den Schlag der vorfahrenden Equipagen zu öffnen oder die vornehmen Gäste wieder zu denselben hinunter zu geleiten.

Auch jetzt — es war um die Mittagszeit des 11. April — befand sich die Gräfin in ihrem kleinen Empfangssalon. Der Letztere war ein recht geräumiges, saalartiges Gemach mit vier aus großen Spiegelscheiben zusammengesetzten Fenstern, die beinahe bis auf den parquettirten Fußboden reichten und die Aussicht auf einen der Straßenseite abgekehrten, wundervoll angelegten englischen Park eröffneten. Das Gewühl der Hauptstadt drang nicht bis hierher, und die Gräfin konnte ungestört mit ihren Besuchern plaudern.

Die Decke des hohen Raumes, von der vergoldete Kronleuchter der anmuthigsten leichten Form niederhingen, trug kunstvolle Freskomalereien, Bilder aus der alten nordischen Mythologie, die Wände waren weiß tapeziert und durch vergoldete Leisten in Felder getheilt. Vor den Fenstern und den Thüren hingen Gardinen von schwerer scharlachrother Seide, und alle Polster der Meubles von Akajouholz waren in derselben Farbe gehalten.

Der Anzug der Dame war nicht weniger prunkvoll. Sie trug ein Kleid von schwerer weißer Moiréeseide und darauf einen Ueberwurf von schwarzem Sammet; die kostbarsten Brüsseler Spitzen umgaben Hals und Arme, und

an Gold- und Diamantenschmuck fehlte es nirgends, wo er sich nur anbringen ließ. Diese Toilette wäre überladen erschienen, hätte sie nicht eine so schöne, königlich blickende Frau getragen.

Gräfin Ida hatte kaum ihr vierundzwanzigstes Jahr zurückgelegt. Ihre Figur war hoch, schlank und üppig gebaut, jede ihrer Bewegungen fast zu stolz und majestätisch, um anmuthvoll genannt werden zu können. Wenn sie das Haupt mit so unnachahmlicher Würde in den Nacken zurückwarf und ihre funkelnden schwarzen Augen auf den vor ihr Stehenden so fest, als ob sie ihn durchbohren wolle, heftete, als gedenke sie ihm zu bedeuten, daß sie ein Wesen höherer Art als er sei, dann mußte man unwillkürlich den Blick niederschlagen. Ihr Gesicht hatte die regelmäßigsten Formen, den altklassischen Typus, und man würde sie für eine Römerin gehalten haben, wäre ihr Teint nicht unvergleichlich weiß und zart gewesen und hätte die Tochter des Nordens verrathen.

Ihre schöngeformten Lippen waren stets ein wenig hochmüthig aufgeworfen, und selbst wenn sie lachte, so schien ein gewisser Zwang darin zu liegen, als ob sie jede Aeußerung einer Gemüthsbewegung mit ihrer Würde nicht für vereinbar hielte. Ihr Haar war glänzend schwarz und fiel in langen Locken zu beiden Seiten der hohen, gewölbten Stirn auf den blendenden Hals nieder; sie mußte den Werth dieses natürlichen Schmuckes richtig schätzen, denn sie suchte ihn durch nichts Anderes zu erhöhen, als durch eine kleine Brillantrose an der rechten Seite.

Ida Mackenna war wunderbar schön, aber diese Schönheit ließ das Herz kalt; es lag Etwas in dem Blicke dieser jungen Frau, das von jeder vertraulicheren Annäherung abschreckte; es fehlte ihr der Ausdruck der weiblichen Demuth, die sich unter Umständen so gern beugt, um zu herrschen.

Die Gräfin war gelangweilt, denn sie hatte in der ersten frühen Besuchsstunde nur solche Gäste empfangen, die sie mit Bitten belästigten oder leere Redensarten machten, um der Form zu genügen. Da war ein heruntergekommener Familienvater gewesen und hatte ihr eine lange Erzählung von seinem unverschuldeten Elende gemacht; sie hatte heimlich dazu gegähnt, und als er schließlich mit der Bitte um eine klingende Unterstützung, die sie ja von Anfang an erwartete, herausrückte, hatte sie ihm eine Anweisung auf ihren Haushofmeister gegeben. Dann kam wieder ein junger Schriftsteller, der ein Buch über die Herzogthümer im Sinne der eiderdänischen Partei zu veröffentlichen wünschte und keinen Verleger dazu finden konnte; die Gräfin war als dieser, der Regierungs-Partei angehörig, bekannt, und er suchte mit einem ungeheuren Wortschwall ihre Sympathien für sein Unternehmen zu fesseln, das ja nur das Interesse des großen skandinavischen Vaterlandes befördern sollte. Auch dazu gähnte sie hinter ihrem Spitzentaschentuche und ein zweites Mal noch stärker, als er ihr das umfangreiche Manuskript mit der Bitte, es bei Gelegenheit durchzulesen, auf den Tisch legte. Sie dachte gar nicht daran, einem so unverschämten Wunsche nachzukommen, aber sie hatte das Manuskript behalten, die Widmung des Buches angenommen und dem jungen Talente ein Paar Banknoten in die Hand gedrückt, die hinreichten, sein Werk zweimal drucken zu lassen. Sie war klug genug, um zu begreifen, daß es nie das Tageslicht erblicken werde.

Und so waren noch viele Bittsteller vor ihr erschienen, junge Mädchen aus guter Familie, die bei Hofe angestellt zu werden wünschten, sei es auch nur als Kammerfrau, alte Männer, die für unbekannte dem Staate geleistete Dienste eine Pension nachsuchten, und sie hatte immer Ja gesagt und sich Namen und Sache auf ein Elfenbeintäfelchen mit

Silberstift notirt, und endlich, als es ihr zu Viel geworden mit den Bitten und ihrer Protektion, hatte sie dem Kammerdiener befohlen, alle im Vorzimmer noch Wartenden hinauszukomplimentiren, und die Schrift auf dem Elfenbeintäfelchen ausgewischt, um Alles, was sie eine Stunde lang so entsetzlich ennuyirte, zu vergessen.

Jetzt wartete sie auf andere Besucher, Bekannte vom Hofe; sie wollte auch einmal wieder für sich selbst leben. Der Erste, der ihr gemeldet wurde, war der Kammerherr, Ritter des Danebrogordens und ehemaliger Husaren-Capitain Herr von Stjernborg.

Ida lächelte eigenthümlich, als sie diesen Namen hörte, halb belustigt, halb verächtlich, aber sie befahl, den Kammerherrn sogleich eintreten zu lassen.

Er war ein kleiner Mann, ziemlich um einen halben Kopf niedriger als sie, ungefähr dreißig Jahre alt, geschniegelt und gebügelt, wie es ein königlicher Kammerherr nur sein kann. Von dem ehemaligen Husarenoffizier sah man ihm nichts mehr an, denn in seinem ganzen Wesen lag durchaus nichts Soldatisches. Zwar trug er die goldgestickte Kammerherrnuniform, die ihm wie angegossen saß, und den Galanteriedegen an der Seite, aber nachdem er vor seinen Reitern geflucht und die kurze Tabakspfeife im Munde geführt hatte, spielte er jetzt die Rolle des Süßen und Empfindsamen. Schon daraus konnte man schließen, daß er eine wandelbare Natur besitze, die sich in alle Verhältnisse zu schicken wußte; — auf dem Parquet des Hofes tritt man nicht gern mit klirrenden Sporen auf.

Der Kammerherr von Stjernborg war in seiner Art ein ebenso beneideter Mann, wie die schöne junge Wittwe beneidet wurde. Er war reich, unabhängig und ein Günstling des Königs, obgleich der letztere, wie man sagte, einen derben

Matrosen mehr liebte als einen süßen Höfling; aber er hatte sich in mancher Weise nützlich zu machen verstanden.

Sein Gesicht war nicht unangenehm, obgleich es in allen Theilen etwas Zugespitztes hatte, das, im Vereine mit den schmalgeschlitzten grauen Augen, auf List und heimliche Tücke deuten soll. Ob sich diese Physiologie bewahrheitete, werden unsere Leser ja später kennen lernen. Das leicht gelockte und sorgfältig gebrannte, toupirte Haar machte das Gesicht noch spitzer.

Wie der kleine Kammerherr so, mit unendlichen Komplimenten, in den Empfangssalon eintrat, sah er der majestätischen Frau gegenüber, trotz seiner glänzenden Uniform, recht unbedeutend aus. Sie schien es auch zu fühlen, denn sie lächelte wieder, ohne daß er es gewahrte, weil er ihr nicht frei in die Augen zu blicken vermochte.

Herr von Stjernborg kam natürlich nur, um sich nach dem Befinden der schönen Frau zu erkundigen, einen gewichtigeren Grund hatte er nicht für seinen Besuch, wenigstens sprach er ihn nicht aus.

Sie hatte sich in graziös nachlässiger und doch vornehmer Haltung auf den seidengepolsterten Divan niedergeworfen, und er, auf eine einladende Handbewegung von ihr, einen Sessel an ihrer Seite eingenommen. Man conversirte, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, über längstbekannte Dinge, über Hof- und Stadtverhältnisse; dem geistreichen Kammerherrn fiel es nicht einmal ein, das Gespräch auf die so wichtigen und beunruhigenden Zustände in den Herzogthümern zu lenken. Zu seiner Entschuldigung mag aber auch gelten, daß man denselben in den höheren Kreisen der Hauptstadt noch gar keine Wichtigkeit beizulegen absichtlich bemüht war. „Wie könnte auch der Uebermuth einiger Rebellen an dem so festen Königsthrone rütteln?" — Daß Schleswig eine dänische Provinz werden müsse, daß

Deutschland, nach alter Gewohnheit, nicht eine Hand ernstlich rühren würde, um für seine Rechte einzutreten, das stand damals in Kopenhagen unwiderruflich fest.

„Was ist auch ein Deutscher, dem Auslande gegenüber, wäre es auch zehnmal so klein als die sechsunddreißig Bundesstaaten zusammen? — Und Preußen? — es stand ja in guter Freundschaft und Verwandschaft mit Dänemark, und wenn es auch die Zähne fletschte, das geschah ja blos, um zu lachen, zu lächeln über die hirnverbrannten Ideen einiger demokratischen Tollköpfe, die womöglich in den Herzogthümern eine nordalbingische Republik gründen wollten, denen man etwas zu Gute halten mußte, weil ein großer Theil des deutschen Volkes, das über Nacht toll geworden, hinter ihnen stand."

Im Ernste fürchtete man gar Nichts von Preußen am Hofe zu Kopenhagen; wenn auch der König Friedrich Wilhelm in seinem Schreiben vom 21. März an den Herzog von Augustenburg erklärt hatte, die Herzogthümer in den Rechten, die sie selbst beanspruchten, kräftig schützen zu wollen, so hatte doch sein Bevollmächtigter, Herr von Wildenbruch, unter'm 8. April dem dänischen Minister des Auswärtigen schriftlich erklärt:

„Preußen wünscht vor allen Dingen die Herzog-
„thümer Schleswig und Holstein ihrem König-Herzoge zu
„erhalten, und ist gleichweit davon entfernt, seinen eigenen
„Interessen oder dem Ehrgeiz dritter Personen dienen zu
„wollen," — — „einzig der Wunsch, die radikalen und
„republikanischen Elemente Deutschlands zu verhindern,
„sich unheilbringend einzumischen, bewog Preußen zu den
„gethanen Schritten," — „der eigene Vortheil Däne-
„marks ist es, den Preußen im Auge hat, seine Größe, seine
„Selbstständigkeit will es, die ihm durch Abreißung der Herzog-
„thümer bedroht scheint, und ist erbötig, dazu mitzuwirken."

Was mehr konnte denn Dänemark verlangen? — In Preußen hatte es ja einen Bundesgenossen, von den Preußen war Nichts zu befürchten, wenn sie auch auf eine friedliche Ausgleichung des nationalen Streites drangen. Aber man ging in den Hofkreisen noch weiter; man fragte: „Was geht uns denn Preußens Ansicht und Rath überhaupt an? Als unser Feind erklärt es nicht auftreten wollen, und zum Freunde brauchen wir es nicht, wir werden schon allein mit den rebellischen Herzogthümern fertig werden."

Darum hielt man es in Kopenhagen nicht für der Mühe werth, von den Herzogthümern, von Deutschland und Preußen, dem guten Frennde, zu sprechen. —

Der Kammerherr hatte übrigens doch noch eine andere Absicht, als sich blos nach dem Befinden der schönen Wittwe, die er erst Tags zuvor gesehen hatte, zu erkundigen. Er machte ihr schon seit einem Jahre stark den Hof, und obgleich sie ihm bisher noch kein einziges Zeichen ihrer besonderen Gunst gegeben hatte, glaubte doch die ganze Welt, seine hartnäckigen Bestrebungen würden endlich mit Erfolg gekrönt werden, denn das Paar schien, seinen äußeren Verhältnissen nach, ganz für einander geschaffen.

Wenn Herr von Stjernborg heute wiederholt von Ida's unvergleichlichen Reizen, von der geschmackvollen Wahl ihrer Toilette und ihrem edelmüthigen Herzen sprach, indem er sich auf die Begegnung mit den letzten armseligen Bittstellern auf der Treppe berief, wenn er wiederholt ihre kleine Hand zu erhaschen und an seine Lippen zu drücken suchte, so geschah das nicht ohne Absicht, wie er überhaupt jeden Blick, jedes Wort und jede Bewegung genau zu berechnen gelernt hatte, seitdem er sich am Hofe bewegte.

Vielleicht, dachte er, führt das endlich einmal die Gelegenheit herbei, in der sich die stolze Frau, von ihrem Gefühle überwunden, eine Blöße giebt, die den lange vor-

bereiteten Sturm auf ihr Herz oder vielmehr ihre Hand gestattet, und für diesen Augenblick hielt er eine wohlüberlegte Erklärung bereit, die neben seinen leidenschaftlichen Gefühlen auch alle die Vortheile schildern sollte, welche ihr aus einer Verbindung mit ihm entsprießen mußten.

Aber der gute Kammerherr täuschte sich heute, wie es schon so oft geschehen war. Die Gräfin war auf ihrer Huth, und je sentimentaler und wärmer er zu werden begann, desto kühler und prosaischer antwortete sie ihm; manchmal war ihm zu Muthe, als würde ihm ein Eimer kalten Wassers über das Haupt gegossen.

Es lohnt nicht der Mühe, nach diesen Andeutungen die Unterhaltung zwischen Beiden wiederzugeben; man wird ihr gegenseitiges Verhältniß auch ohnedem beurtheilen können.

Als der Kammerherr, der genau die Visitenzeit einhielt, wieder ging, mußte er sich gestehen, auch nicht um einen Schritt in der langwierigen Belagerung vorgerückt zu sein, und kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, so schwebte wieder dasselbe lustige und verächtliche Lächeln, mit dem sie die Ankündigung seines Besuches empfangen hatte, auf den Lippen der jungen Frau.

„Ein unausstehlicher Mensch!“ flüsterte sie leise vor sich hin. „Ich würde ihn gar nicht mehr empfangen, wenn ich ihn nicht noch einmal zu gebrauchen hoffte.“

Und dann preßten sich ihre Lippen fest aufeinander, und der Ausdruck ihrer Augen wurde so flammend und böse daß ein heimlicher Beobachter darauf hätte schwören können, sie berge irgendwelche finstere Pläne in ihrer Brust.

Sie behielt nicht lange Zeit zum Nachdenken, denn der Kammerdiener meldete einen zweiten Besuch an, einen klanglosen weiblichen Namen; dennoch zuckte die Gräfin leicht zusammen, und nachdem sie mit großer Zuvorkommenheit die Besucherin einzulassen befohlen hatte, trat sie rasch vor

einen der hohen Spiegel, die zwischen den Fenstern aufgestellt waren, strich sich mit der Hand über das Haar und musterte noch einmal ihre Toilette, als ob ihr ganz besonders daran gelegen wäre, im besten Lichte zu erscheinen.

Die seidene Portiere hob sich abermals, und in den Salon trat eine kleine Dame in ebenso eleganter als einfacher schwarzer Tracht. In ihrem ganzen Benehmen lag nichts Unterwürfiges, nichts Hochmüthiges; sie kam wie eine vertraute Freundin, unbefangen, mit einem gutmüthigen Lächeln auf den Lippen, und dennoch lag in ihrem Auftreten eine Sicherheit und ein Stolz, die verriethen, daß sie keine unbedeutende Person sei und daß sie durch ihren Besuch eher eine Ehre zu erweisen glaube, als einer bloßen Förmlichkeit unter gleichgestellten Personen genüge.

Schön konnte man diese kleine, etwas starke Dame nicht nennen, aber ihr Gesicht hatte Züge von großer Lebendigkeit, ihre Augen sprühten ein ungemeines geistiges Feuer aus, und das einfach gescheitelte braune Haar stach sehr vortheilhaft gegen den wunderbar frischen Teint ab. Obgleich sie nicht mehr in der ersten Jugend stand, — man konnte sie auf einige dreißig Jahre schätzen — machte sie noch einen sehr angenehmen Eindruck und vermochte durch ihr freundliches, lebendiges Wesen mehr zu fesseln als die Gräfin durch ihre kalte Schönheit.

Wer die kleine Dame mit dem einfachen bürgerlichen Namen auch sein mochte, Gräfin Ida schien doch Grund zu haben, ihr eine besondere Hochachtung und Freundschaft, die sich kaum mit ihrem stolzen Wesen vereinigen wollte, zu bezeigen. Sie ging ihr schnellen Schrittes entgegen, schloß sie in ihre Arme und küßte sie so zärtlich, wie es kluge Frauen auch bei ihren ärgsten Feindinnen vermögen, wenn sie es für nützlich oder nothwendig erachten. Die kleine Dame erwiderte den Gruß in derselben Weise und ganz ungenirt.

Dann warf sie sich, ohne eine besondere Einladung dazu erhalten zu haben, in die schwellenden Kissen des Sophas, legte den schwarzen Spitzenhut, den sie mit einer gewandten Bewegung abgenommen hatte, auf den Tisch und lachte so recht von Herzen laut auf.

„Wissen Sie, weshalb ich zu Ihnen komme, beste Gräfin?“ rief sie mit sehr wohlklingender Stimme, der man obgleich sie sich eines vortrefflichen Französisch bediente, leicht den fremdländischen, deutschen Accent anhörte.

„Sie haben ohne Zweifel Mitleid mit mir gehabt, meine theure Louise, und meinen langweiligen Vormittags-Audienzen ein Ende machen wollen,“ meinte die junge Wittwe lächelnd.

„Nein, meine Liebe, ich bringe Ihnen eine wichtige Nachricht, die so eben erst die Runde in der Stadt zu machen beginnt; ich habe sie aus dem Munde des Königs selbst, der in der Nacht Depeschen erhalten.“

„Ah!“ machte die Gräfin, und ihre Züge nahmen einen gespannten Ausdruck an.

„Bei Bau, nördlich von Flensburg, hat ein Gefecht zwischen unseren Truppen und den Insurgenten stattgefunden; es versteht sich von selbst, daß die ersteren gesiegt haben. Die Rebellen erlitten einen großen Verlust; General Hedemann spricht von mehr als hundert Todten und siebenhundert Gefangenen in seinem Berichte.“

Die Gräfin entfärbte sich und führte das Taschentuch vor das Gesicht.

„Ganz Kopenhagen wird in einer Stunde laut jubeln,“ fuhr die kleine Frau, die sehr rasch und lebendig sprach, fort, „die Nachricht fliegt bereits durch die Stadt. Ich wollte Sie, meine liebe Freundin, von dem freudigen Ereigniß sofort in Kenntniß setzen. Aber Sie sind blaß, Ihnen ist unwohl, — ah, ich begreife! — Sie erinnern sich meines hübschen deutschen Landsmannes in der Dra-

gonernniform? — Beruhigen Sie sich; er wird nicht dabei gewesen sein, denn hauptsächlich waren sogenannte Freischaaren im Gefechte, enthusiasmirte und fanatisirte junge Leute, die verführt worden sind, die Waffen gegen ihren König zu ergreifen, und deren Schicksal mir recht nahe an das Herz geht. Ich habe schon ein gutes Wort bei dem Könige für sie einzulegen gesucht, aber er muß streng sein — man dringt darauf von allen Seiten in ihn. Oder hätten Sie den jungen Offizier lieber als Gefangenen hier in Kopenhagen gehabt?"

Die kleine Dame lachte wieder recht herzlich auf.

„Liebe Louise, ich dachte wirklich nicht an den unbedeutenden Menschen; ich stellte mir nur vor, wie traurig doch ein solch' unnützes Blutvergießen ist."

„O Sie empfindsame Seele! — das ist einmal der Krieg! Wer hat ihn hervorgerufen? — Aber wir Frauen wollen unter uns nicht von Politik sprechen; Berling und Consorten lassen mir schon zu Hause keine Ruhe damit. Also der unbedeutende junge Mensch hat gar keine Erinnerung bei Ihnen zurückgelassen?"

„Thorheit!" meinte die Gräfin, die Achseln zuckend.

„Liebe Ida, warum nehmen Sie mir gegenüber eine Maske vor, die Sie schon im ersten Augenblicke halb fallen ließen? Wir sind beide keine Heiligen, wir brauchen keine Geheimnisse vor einander zu haben. Ihr steinernes Herz hat zum ersten Male einen kleinen Stich empfunden, als Sie den Lieutenant Lorenzen sahen, — nicht wahr?"

Eine Purpurröthe ergoß sich über das Antlitz der jungen Wittwe; sie warf einen vorwurfsvollen und doch unsicheren Blick auf ihre indiskrete Freundin.

„Beste Louise, Sie nehmen einen Scherz, eine vorübergehende Laune für Ernst," sagte sie.

„Für Ernst, mein theueres Kind? Sie verkennen mich.

Frauen von unserem Schlage, kluge Frauen, lassen die Leidenschaft nie den Sieg über die Vernunft davon tragen. Wäre das mir passirt, ich wäre jetzt wahrhaftig nicht, was ich bin!"

Die kleine Dame sprach die letzten Worte mit einem gewissen Stolze, der Seitenblick, den ihr die Gräfin zuwarf, schien ihr aber keineswegs besondere Hochachtung zu zollen; es lag ein geheimer Unwille darüber, daß Jene sich mit ihr auf dieselbe Stufe stelle, darin, und ihr Ton klang ein wenig spöttisch, als sie meinte:

„Ja, liebe Louise, Sie haben eine sonderbare Carriere gemacht."

Das Auge der Dame blitzte auf und richtete sich mißtrauisch auf das Antlitz der jungen Wittwe, aber das letztere hatte bereits wieder einen so freundlichen, vertraulichen Ausdruck angenommen, daß die so eben gethane Aeußerung als eine ganz aufrichtige erscheinen mußte. Die kleine Frau war beruhigt; lachend erwiderte sie:

„Sie haben Recht: eine sonderbar glänzende Carriere, und hoffentlich hat sie noch nicht ihr Ziel erreicht. Man muß den Augenblick des Glücks zu fesseln wissen, und ich habe es bisher verstanden. Aber ich spreche nicht gern von der Vergangenheit und liebe es nicht, wenn man mich daran erinnert. Was ist auch die Vergangenheit? — ein Traum. Nur in der Gegenwart, in der Zukunft liegt wirkliches Leben."

Dabei sah sie so froh und unbefangen aus, als sei sie in der Gegenwart recht glücklich und ihrer Zukunft ganz sicher. Gräfin Ida, die vielleicht einsah, einen Fehler gemacht zu haben, drückte ihr warm die Hand und nickte beistimmend mit dem Kopfe.

„Kommen wir auf unser altes Thema zurück," fuhr die kleine Dame in raschem Uebergange fort, — „ich meine,

auf den hübschen Dragonerlieutenant. In der That ein prächtiges Exemplar, ganz geschaffen zum Anbeter! — Ich muß Ihnen offen gestehen, daß er vor Jahren, als ich noch beim Ballet war, vielleicht auch Eindruck auf mich gemacht haben würde, — aber jetzt konnte davon natürlich keine Rede sein. Ohne unbescheiden sein zu wollen, meine Theuerste, wie weit sind Sie denn mit ihm gekommen? — Geniren Sie sich nicht, Sie sind ja unabhängig."

Die Gräfin wurde wieder glühend roth und biß sich heimlich auf die Lippen.

„Sie irren sich wirklich," sagte sie, ohne ihre Befangenheit ganz verbergen zu können; — „ich begreife gar nicht, wie man der Sache irgend eine Bedeutung beilegen konnte, aber gewissen Leuten liegt es daran, mich herabzusetzen, die kleinsten meiner Handlungen zu beobachten, um für mich kompromittirende Schlüsse daraus zu ziehen."

„Das geht jungen schönen Wittwen immer so, Sie brauchen sich kein graues Haar darüber wachsen zu lassen," lachte die kleine Dame. „Sie sollten heirathen, um allen Klätschereien ein Ende zu machen, Sie werden deswegen doch Ihre eigene Herrin bleiben, Sie werden dann noch freier als jetzt sein. Als ich bei Ihnen vorfuhr, sah ich gerade unsern süßen Kammerherrn in seine Equipage steigen. Das wäre eine Partie für Sie! — er ist reich, hat Aussichten, liebt Sie sterblich und ist ein großer Narr, den Sie am seidenen Faden führen könnten. Hat er Ihnen noch keinen Antrag gemacht?"

Gräfin Ida zuckte verächtlich die Achseln.

„Nun, ich will Ihnen keine Rathschläge ertheilen, Sie haben selbst Verstand genug und freie Wahl. Denken Sie sich doch, einige vorwitzige Thoren wollen behaupten, Sie würden noch einmal eine Mesalliance schließen, Sie seien zu leidenschaftlich! — Ich hatte sogar Mühe, es dem Könige

auszureden, der so eigenthümlich dazu lächelte, — es war gelegentlich der Anwesenheit des Dragoners."

Die Sprecherin warf blitzschnell einen beobachtenden Blick auf die Gräfin, die im schnellen Wechsel sehr blaß wurde. Gewiß war es, daß diese beiden Frauen, die vor der Welt und einander gegenüber so intime Freundinnen spielten, sich gegenseitig mißtrauten, vielleicht haßten und und daß Eine gern die Andere an ihren schwachen Stellen angreifen mochte, wenn dies nur unter der Maske der Freundschaft geschehen konnte. Man wird noch erfahren, welche Gründe sie dazu hatten.

„Der König?" stammelte die Gräfin, die aus der Fassung gekommen war.

„Ja, der damalige Kronprinz; er meinte, Sie seien immer etwas phantastisch gewesen, aber, wie schon gesagt, ich belehrte ihn eines Besseren. Er ist Ihnen nach wie vor gewogen und würde sich freuen, wenn Sie Frau von Stjernborg würden; Sie wissen ja, daß Stjernborg einer seiner Lieblinge ist, — er sprach noch gestern davon. Da wir nun einmal beim Könige sind, sollen Sie auch wissen, daß er noch heute nach Schleswig abreist. Die Stadt muß bereits von unseren Truppen besetzt sein; er wird sie inspiciren und durch seine Anwesenheit einen günstigen Einfluß auf die verführten Bürger ausüben."

Die Gräfin horchte scharf auf, obgleich sie sich bemühte, in ihren Mienen eine vollständige Gleichgültigkeit zu zeigen; dieses Mal gelang es ihr vortrefflich.

Die kleine Dame, die es liebte, immer rasch von einem Thema auf das andere überzuspringen, erzählte noch bunt durcheinander von der beabsichtigten Reise des Königs, von dem Kampfe und Aussichten der Herzogthümer und von verschiedenen Hofverhältnissen. Nachdem ihr Besuch eine

gute halbe Stunde gedauert hatte, empfahl sie sich mit äußerst aufrichtig klingenden Freundschaftsversicherungen.

Gräfin Ida begleitete sie bis in das Vorzimmer und nahm zärtlichen Abschied von ihr, kaum aber hatte der Kammerdiener die Thür hinter Jener geschlossen, so blitzten ihre Augen fast drohend auf, und schnellen Schrittes kehrte sie in den Empfangssalon zurück, nachdem sie kurz befohlen hatte, Niemanden mehr, wer es auch sei, vorzulassen.

Als sie allein war, warf sie jede erkünstelte Form bei Seite; ihr ganzes Wesen verrieth große Aufregung. Sie ging rasch auf und nieder, blieb dann wieder plötzlich stehn und zerpflückte heftig eine Blume von den prächtigen Bouquets, die in großen Vasen auf kleinen Marmortischen zwischen den Fenstern standen. Nach wenigen Minuten schien sie mit dem Entschlusse, der sie bewegte, ganz einig geworden zu sein, denn ihr Gesicht drückte eine gewisse Befriedigung, einen stolzen Trotz aus.

„Jetzt oder nie!" flüsterte sie vor sich hin und schellte heftig mit der kleinen silbernen Glocke, die auf dem Tische vor dem Sopha stand.

Ihre erste Kammerfrau trat durch eine Seitenthür ein.

„Wir verreisen," sagte sie gebieterisch zu ihr. „Du wirst im ganzen Hause bekannt machen, daß ich auf mein Landgut gehe, und wir werden heut um sechs Uhr dahin abfahren. Indessen sind alle Vorbereitungen zu einer weiteren Reise zu treffen."

Die Kammerfrau mochte schon genügend die excentrischen Launen ihrer jungen Herrin kennen, denn sie befand sich bereits jahrelang in deren Dienste, dennoch zeigte sich auf ihrem Gesichte Ueberraschung. Sie war übrigens eine Vertraute der Gräfin.

„Nach Schleswig!" setzte diese kurz hinzu. „Beeile Dich!"

## Fünftes Kapitel.

In der guten Stadt Schleswig sah es wieder traurig aus. Die so freudig aufgekeimten Hoffnungen waren mit einem Schlage, dem Gefechte vom 9. April, nur allzu schnell vernichtet worden.

Schon zwei Tage später rückte die ganze dänische Armee ein, gestrenge Herren, die Ungehorsam und Auflehnung zu strafen kamen. Eine Menge von Truppen wurde in die Stadt einquartiert, überall ließen sie den Uebermuth des Siegers empfindlich fühlen, durchsuchten die Häuser nach versteckten Waffen und drohten den deutschen Einwohnern. Das Wort wurde auch sogleich zur That gemacht; viele Leute, die einiges Ansehen besaßen und von denen man Beweise hatte, daß sie der deutsch-nationalen Sache zugethan seien und in diesem Sinne gewirkt hatten, wurden verhaftet und als militairische Gefangene nach dem Norden abgeführt.

Der Advokat Thomas Staffelt hatte sich durch seine Reden und Anträge im Bürgerverein zu sehr hervorgethan, als daß er hätte hoffen dürfen, von den neuen Machthabern unbelästigt zu bleiben. Sobald daher das allgemeinen Schrecken verbreitende Gerücht von dem Verluste des Gefechts bei Bau und Crusau nach Schleswig kam, die schleswig-holsteinschen Truppen sich auf Rendsburg zurückgezogen und das schnelle Vorrücken der Dänen bekannt wurde, mußte er sich ernstlich gefährdet fühlen. Aber er war kein furchtsamer Mann; in seinem Charakter lag, wie in dem der meisten seiner Landsleute, Unerschrockenheit und zäher Trotz, sobald sie sich in ihrem Rechte zu befinden glauben. Er meinte, die Dänen würden es nicht zum Aeußersten treiben und ihre Gewaltherrschaft noch verhaßter als bisher machen, und obgleich

seine geängstigte Familie ihn drängte, sich in Sicherheit zu bringen, konnte er sich doch nicht entschließen, Haus, Weib und Kind zu verlassen und vor dem ebenso stolz verachteten, als bitter gehaßten Feinde zu fliehen.

Bange Sorge lastete schwer auf dem Staffelt'schen Hause; Jeder trug seinen Theil daran.

Die Nachricht von dem verlorenen Gefechte kam natürlich eher nach der Stadt als die auf dem Rückzuge begriffenen Truppen.

Was war aus Fritz geworden, was aus Lieutenant Lorenzen? — Die Kunde von dem traurigen Schicksale der Freischaaren lief schon von Mund zu Mund; auch der Advokat hatte sie vernommen, sein Vaterherz zog sich schmerzhaft zusammen, aber er that alles Mögliche, Frau und Töchtern die bösen Nachrichten zu verheimlichen; in der Angst um den Sohn vergaß er die eigene Gefahr.

Die vaterländischen Truppen kehrten durch die Stadt zurück, ohne sich lange in ihr aufhalten zu können. Lieutenant Lorenzen kam wohlbehalten mit ihnen an; der ernste Dienst nahm seine ganze Zeit und Thätigkeit in Anspruch. Von einem Dragoner gefolgt, sprengte er bei dem Hause seiner Schwiegereltern vor, um seiner Braut in der größten Eile einen Besuch abzustatten.

Der junge Offizier war ernst und verstimmt, eine traurige Enttäuschung hatte sich ja aller Gemüther bemächtigt. Er mußte jetzt der Stadt, die ihm eine zweite Heimath geworden war, den Rücken kehren und obenein in ihr das Liebste, was er besaß, der Willkür des Feindes preisgegeben, zurücklassen; sein Herz hatte sich mit Bitterkeit gefüllt.

Emma's selige Freude, die bei dem Wiedersehen auf einige Augenblicke vergaß, daß die Trennung schon so nahe wieder bevorstehe, vermochte ihm kein Lächeln zu entlocken.

Schon auf die erste Frage, die an ihn gerichtet wurde, konnte er nur eine hoffnungslose Antwort geben.

Wo war Fritz? — er war ihm gewissermaßen als Schützling anvertraut worden, und nun brachte er ihn nicht mit sich zurück. Allerdings war er schuldlos, denn die Anordnungen des Avantgardenführers hatten sie getrennt, ihn in das Centrum, Jenen auf den rechten Flügel gestellt, und es war gar keine Möglichkeit für Beide vorhanden gewesen, in Verbindung zu bleiben. Aber er wußte, daß die Freischaaren abgeschnitten und vernichtet worden seien, und hatte selbst die Hoffnung aufgegeben, daß der Sohn zu den Eltern zurückkehren könne.

Wie schonend er diesen für das Mutterherz so entsetzlichen Fall auch vorbereitete, damit es die bald zu erwartende Gewißheit nicht gar zu hart treffe, brach Frau Staffelt doch lautlos zusammen. Sie hatte keine Thränen mehr, augenblicklich existirten die übrigen Familienmitglieder nicht mehr für sie, und sie ging in das Hinterzimmer, setzte sich an das Fenster und starrte auf den Hof hinaus, blaß wie eine Leiche, mit in den Schoß hinabgesunkenen, gefalteten Händen.

Indessen sprach der Lieutenant, der seine weinende Braut fest umschlungen hielt, lebhaft zu dem Vater; er wollte ihn bereden, sofort mit der ganzen Familie Haus und Eigenthum zu verlassen und den Truppen, die bereits, gesenkten Hauptes, erschöpft und entmuthigt, auf der Straße vorüberzogen, nach Rendsburg zu folgen; welche Schwierigkeiten dies habe, bedachte er nicht.

Emma warf durch ihre Thränen flehende Blicke auf den in hoher Aufregung im Zimmer umhergehenden Vater, dessen düstere Mienen alle von dem Lieutenant ausgesprochenen Besorgnisse bestätigten. Er war ein Mann der That, nicht der Worte, darum ließ er Jenen ungestört zu

Ende sprechen, und dann sagte er, stehen bleibend und sich hoch aufrichtend:

„Ich gehe nicht, — ich weiche den Dänen keinen Fußbreit!“

Dabei blieb es, und Lieutenant Lorenzen mußte nach einem Abschiede, den wir nicht zu schildern brauchen, um die ganze Tiefe des seine und Emma's Brust zerreißenden Schmerzes begreiflich zu machen, wieder in den Sattel steigen und seinem bereits vorangegangenen Corps folgen. —

Die deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen verschwanden aus der Stadt. Am 11. April rückten die Dänen ein und theilweise hindurch, um in größter Eile das alte Dannewirk, von dem nur noch Trümmer übrig waren, zu befestigen und sich mit Eckernförde in Verbindung zu setzen, das wirklich am folgenden Tage, unter Androhung eines Bombardements der in den Meerbusen eingelaufenen Kriegsschiffe, besetzt wurde.

Der Bürgerverein und die Clubbs hatten sich von selbst geschlossen, Advokat Staffelt hatte also keine Veranlassung mehr, Abends sein Haus zu verlassen. Die Deutschen vermieden es, wie sie konnten, sich auf den Straßen, die von dänischen Soldaten angefüllt waren, sehen zu lassen; sie waren ihrem Spotte und ihren Beleidigungen ausgesetzt. Die Häuser der Bürger waren mit ihnen überfüllt, auch das Staffelt'sche Haus hatte seine reichliche Einquartierung, — im Schloß Gottorp lag die dänische Garde.

Frau Staffelt that, von ihren Töchtern unterstützt, ihre Pflicht als Hausfrau, ihr sanftes, leidendes Wesen nöthigte selbst den feindlichen Soldaten, denen sie es übrigens an Nichts fehlen ließ, Achtung ab, und sie betrugen sich im Ganzen ruhig und friedlich. Durch ihre Gespräche hatte die Familie jetzt doch schon erfahren, wie es den Freischaaren bei Crusau ergangen sei, und damit war ihr die letzte

Hoffnung geschwunden. Man hätte glauben sollen, es könne gar kein größeres Elend mehr über das Haus kommen, wenn man die blassen, von Verzweiflung und stiller Duldung sprechenden Gesichter sah, — und dennoch sollte es noch von einem empfindlicheren Schlage getroffen werden.

Am Abend des 12. saßen sie Alle beisammen in der Wohnstube; Keiner vermochte ein Wort zu dem Andern zu sprechen, die Herzen waren zu voll.

Von außen wurde heftig an die Hausthür geklopft, und die harten Tritte mehrerer Männer ließen sich auf der Treppe vernehmen. Alle fuhren betroffen zusammen, nur Frau Staffelt blickte starr über die Blätter der großen Bibel hinfort; sie erwartete kein größeres Unglück mehr, als sie bereits erlitten hatte.

Emma wollte sich erheben, um zu öffnen, aber der Vater winkte ihr gebieterisch zu, sitzen zu bleiben, und stand selbst auf.

Die Besucher schienen Eile zu haben oder wenig Rücksichten nehmen zu wollen, denn sie wiederholten stürmisch ihr Klopfen. Als der Advokat öffnete, standen ein dänischer Polizeidiener und einige Soldaten, die das Bajonnet auf ihre Musketen gepflanzt hatten, vor ihm und traten ohne Umstände ein.

„Sind Sie der Advokat Thomas Staffelt?" war die barsche Frage des Ersteren.

Der Advokat kannte diesen Mann und derselbe ohne Zweifel auch ihn, der in der Stadt schon so lange heimisch war. Er bejahte ernst und kalt die Frage.

„Ich habe den Auftrag, Sie sofort zum Polizeimeister zu führen."

„Was soll ich dort, und wozu bedarf es dieser Begleitung?"

Der Advokat deutete auf die Soldaten, die ihn trotzig anblickten.

„Das Erstere kümmert mich nichts," erwiderte der Polizeidiener mit hämischem Ausdrucke in seinem schlechten Deutsch, — „und Die sind da, um den Befehl des Herrn Polizeimeisters nöthigenfalls mit Gewalt zu unterstützen, denn die Deutschen sind neuerdings ein widerspänstiges Volk geworden."

„Die Deutschen in den Herzogthümern," sagte der Advokat, den die Frechheit des Menschen empörte, mit gerunzelter Stirn, — „haben vor ihrem Herzoge dieselben Rechte wie Sie vor Ihrem Könige. Aber wozu noch ein Wort gegen Sie verlieren? — ich werde sogleich mit Ihnen gehen, der Soldaten bedürfen Sie nicht."

„Instruktion," antwortete der Polizist lakonisch und folgte in das Zimmer, während die Soldaten geräuschvoll die Kolben ihrer Gewehre auf die Dielen des Flurs aufstießen.

„Das sieht wie eine Verhaftung aus," meinte der Advokat mit zornfunkelnden Augen.

„Ich glaube, es ist so."

„Ich bin aber kein Verbrecher."

„Der Herr Polizeimeister wird es entscheiden. Beeilen Sie sich, Herr Staffelt!"

Der Advokat biß sich auf die Lippen, stellte das Licht auf den Tisch im Vorzimmer und sagte:

„Warten Sie hier, — ich will mich nur ankleiden und werde sogleich wieder bei Ihnen sein."

„Ich habe den gemessenen Befehl," erwiderte der Däne kaltblütig, — „nicht mehr von Ihrer Seite zu gehen, sobald ich Sie gefunden habe."

„Sie werden doch Rücksicht auf den Schreck, den Ihr Anblick meiner Familie bereiten muß, nehmen, — meine Frau und Tochter sind leidend. Ich bin ein hier seit langer Zeit ansässiger Bürger, ich denke gar nicht daran, mich der Anordnung des Polizeimeisters zu entziehen."

Der Polizeidiener zuckte die Achseln mit einer Miene, die deutlich genug besagte, daß er durchaus nicht gewillt sei, irgend welche Rücksichten zu nehmen. Herr Staffelt begriff ihn vollkommen und hatte nicht Lust, noch mehr Worte, die wie eine Bitte klingen konnten, an ihn zu verschwenden. Er öffnete nur die Thür zum Nebenzimmer, theilte, in ihr stehend, seiner Gattin im ruhigen Tone mit, daß er so eben einer unbedeutenden geschäftlichen Sache wegen zum Polizeimeister gerufen worden sei, und bat seine Tochter, ihm Hut und Mantel zu bringen.

Frau Staffelt glaubte, was ihr Mann sagte, ohne bei ihrer Gemüthsverfassung weiter darüber nachzudenken, — er war ja schon oft in Geschäften plötzlich abgerufen worden, — Emma dagegen blickte ihn angstvoll fragend an, aber ein strenger Wink von ihm schloß ihr den Mund. Gehorsam folgte sie seinem Befehle, nur zitterte ihre Hand, als sie ihm das Verlangte reichte.

Der Advokat wollte die Seinigen nicht durch einen langen Abschied beunruhigen, zumal er sich überzeugt hielt, daß ihm selbst die gehässigste Auslegung seines Benehmens in politischer Hinsicht nicht von großem Schaden werden könne; er hatte ja nicht zur Rebellion aufgefordert, sondern nur das verfassungsmäßige und seit ewigen Zeiten bestehende Recht seines Vaterlandes klar beleuchtet und vertheidigt; höchstens konnte man ihm, nach seiner Meinung, die amtliche Ermahnung, sich theilnahmlos zu verhalten, zukommen lassen, ihn vielleicht in eine Geldstrafe nehmen, mit der die Beamten immer sehr schnell bei der Hand zu sein pflegten; bis zu diesem Augenblicke waren noch keine größeren Gewaltthätigkeiten gegen die Person in der Stadt vorgekommen. Er drückte daher seiner ältesten Tochter nur stumm und mit einem Blicke, der sie beruhigen und bedeuten sollte, der Mutter durch

bange Vermuthungen keine Sorge zu machen, die Hand und ging dann.

Die lästigen Begleiter schlossen sich ihm an, doch nahm er äußerlich nicht die geringste Notiz von ihnen. Glücklicherweise war es schon so finster, daß diese Arretirung kein Aufsehen erregte.

Zu seiner Verwunderung fand Herr Staffelt in dem Vorzimmer des Polizeibüreaus bereits mehrere Bekannte und Freunde, die sich in ähnlicher Weise wie er selbst in den Clubbs thätig gezeigt hatten oder sonst überhaupt als Männer von ausgeprägt patriotischer Gesinnung bekannt waren. Mehrere von ihnen zeigten sorgenschwere und ängstliche Mienen, Andere blickten düster, aber voll zuversichtlichen Ernstes. Wachen waren in hinreichender Anzahl vorhanden, um jeden Widerstand und etwaige Gewaltversuche unmöglich zu machen.

In der anstoßenden Verhörsstube des Polizeimeisters wurde laut und heftig gesprochen. Nach einer Weile kamen ein Paar andere deutsche Bürger heraus, gefolgt von blauen Gensdarmen, und man hörte die Stimme des Polizeimeisters fragen, ob der Advokat Staffelt bereits eingebracht sei. Der Gerufene ging.

Die Männer, die ihm entgegenkamen, sahen in hohem Grade aufgeregt und dennoch niedergeschlagen aus. Im Vorübergehen reichten sie ihm die Hand und sagten halblaut:

„Sie werden unser Schicksal theilen, — es ist bereits im Voraus bestimmt. Ein unerhörter Akt der Gewaltsamkeit, — man schleppt uns über Nacht wie die gemeinsten Verbrecher von Haus und Familie fort nach Flensburg oder Fridericia, vielleicht nach den Inseln, um uns dort den Prozeß als Rebellen zu machen. Halten Sie sich fest, — das Nachgeben wäre schimpflich und würde uns doch zu Nichts helfen."

Bei dem Advokaten bedurfte es nicht dieser Mahnung; er hatte zwar nicht gerade erwartet, was er jetzt erfuhr, aber er war ein Mann, der sich lieber tödten ließ, als daß er der Gewalt wich und seine Ueberzeugung verleugnete, und an muthiger Fassung hatte es ihm nie gefehlt.

Festen Schrittes betrat er das Verhörszimmer, nachdem er seinen Freunden warm die Hand gedrückt und ihnen als Zeichen des Einverständnisses zugenickt hatte.

Ueber die Stimmung des Polizeimeisters brauchte man nicht in Zweifel zu sein; er war ein echter Däne, ein entschiedener Feind der Deutschen. In den letzten Tagen hatte er Nichts von sich hören lassen, um so höher glaubte er sich jetzt, wo er seine ganze Gewalt wiedererhalten hatte, aufblähen zu müssen.

Auch ihm war der Advokat nicht unbekannt, und obgleich Beide nie in freundschaftlichem Verhältnisse zu einander gestanden, hatte sie der geschäftliche und gesellschaftliche Verkehr doch oft zusammengeführt. Heute hatte aber der Polizeimeister eine sehr strenge, fremde Amtsmiene angenommen, während die übrigen im Zimmer anwesenden Dänen, nämlich ein Offizier der Gensdarmen, ein Protokollführer und einige den Deutschen feindlich gesinnte Bürger, die wahrscheinlich hier als Denuncianten und Zeugen figurirten, den Ausdruck schadenfrohen Triumphes und unversöhnlichen Hasses nicht recht verbergen konnten.

Advokat Staffelt war bei ihnen ein sehr unbeliebter Mann, denn er hatte sich in Fällen, wo es sich um die Expropriation seiner Landsleute durch Dänen handelte, stets, so weit es sich mit Gesetz und Recht vereinigen ließ, energisch auf die Seite der Ersteren gestellt und oft lieber die Führung eines gewinnbringenden Prozesses abgelehnt, als daß er ihnen zum Nachtheil gehandelt hätte.

Wir wollen hier nicht Wort für Wort dem Verhöre

folgen, das der Polizeimeister mit scheinbarer Würde einleitete und das so sorgfältig von dem Schreiber protokollirt wurde, als gedenke man einen Prozeß in aller Form Rechtens zu führen, während es sich doch nur um eine brutale Gewaltthat handelte. Die dem Advokaten vorgelegten Fragen waren auf seine Betheiligung an den politischen Vereinen und seine Thätigkeit in denselben gerichtet und hin und wieder schlau genug berechnet, um ihn zu reizen und zu entrüsteten Aeußerungen über die Auffassung und das Verfahren der Regierung zu verleiten; schließlich wurde ihm auch noch der Vorwurf gemacht, daß er seinen Sohn, einen noch unmündigen Schulknaben, verführt habe, die Waffen gegen seine rechtmäßige Regierung zu ergreifen.

Herr Staffelt, der schon manchen Andern recht beredt vor den Schranken des Gerichts zu vertheidigen verstanden hatte, hielt es für ebenso unnütz als unter seiner Würde, an diesem Orte dasselbe für seine eigene Person zu thun. Er antwortete kurz und fest, meistentheils nur mit Ja oder Nein, und nur in Bezug auf die Entfernung seines Sohnes aus dem elterlichen Hause erlaubte er sich, mehr in dessen, als in seinem eigenen Interesse, eine Abweichung von der Wahrheit, indem er behauptete, Fritz sei, seines Wissens, gar nicht in ein Freischaarenkorps eingetreten, sondern von ihm nach Flensburg geschickt worden, um daselbst in dem Bureau eines befreundeten Advokaten beschäftigt zu werden. Eine solche Verabredung hatten auch Vater und Sohn für alle Fälle getroffen.

Obgleich sich hierfür so wenig wie dagegen augenblicklich ein Beweis liefern und im Uebrigen auch nichts besonders Gravirendes gegen Herrn Staffelt feststellen ließ, eröffnete ihm der Polizeimeister, nachdem das Verhör kaum eine Viertelstunde gedauert hatte, doch, daß er den Befehl habe, ihn, unter die Anklage des Hochverraths und der

Aufreizung zur Rebellion gestellt, sofort zu verhaften und behufs weiterer Untersuchung nach Flensburg zu senden.

Der starke Mann wurde doch bleich, als er diese kurze Verfügung vernahm, aber er biß sich auf die Lippen, um Herr seiner inneren Erregung zu bleiben. Er fragte nur, ob es ihm gestattet sei, von Frau und Kindern Abschied zu nehmen und seine häuslichen und geschäftlichen Verhältnisse für die Zeit seiner Abwesenheit zu ordnen, aber der Gensdarmenoffizier erwiderte ihm barsch, er habe ihn jetzt als Arrestanten übernommen und seine Instruktion gebiete ihm, ihn noch in dieser Nacht abführen zu lassen.

Der Advokat verbeugte sich stumm und wurde dann als Gefangener hinausgeführt, wie vorher seine Freunde und Leidensgenossen.

Die dänischen Machthaber scheuten das Tageslicht für ihren Gewaltstreich, darum hatten sie so große Eile nöthig. Noch mehrere deutsche Bürger der Stadt hatten dasselbe oder ein ähnliches Verhör wie der Advokat Staffelt zu bestehen, und einige Stunden später verließen ein Paar Wagen mit den Arretirten, eskortirt von Gensdarmen und dänischen Dragonern, in tiefster Stille die Stadt und schlugen den nach Flensburg führenden Weg ein. Den armen Gefangenen mochte das Herz schwer genug bedrückt sein, aber sie waren weit davon entfernt, ihren deutschen Muth zu verleugnen. Zu langen Reden war nicht viel Gelegenheit, denn die begleitenden Polizeibeamten suchten es zu verhindern, aber sie drückten sich gegenseitig die Hände und flüsterten sich einander zu:

„Holt' Di stief! — Up ewig ungedeelt!"

Am Orte ihrer Bestimmung angekommen, wurden sie in festen Polizeigewahrsam gebracht, voraussichtlich um einer langen, von feindlicher Partei beeinflußten Untersuchung ent-

gegenzusehen oder nächstens noch weiter nach dem Norden geschleppt zu werden.

Vater und Sohn befanden sich in derselben Stadt, nahe bei einander, ohne es zu ahnen, was ihnen vielleicht zu einem schwachen Troste gereicht haben würde.

---

## Sechstes Kapitel.

Am dreizehnten April sollte König Friedrich VII. in der Stadt Schleswig eintreffen. Wie lange er sich daselbst aufhalten werde, wußte man noch nicht, es hing von den Umständen ab.

Die Stadt hatte sich an diesem Tage nicht festlich geschmückt, man sah nur wenige dänische Fahnen wehen, und die Straßen waren leer; die dänischen Truppen, die an der Befestigung des Danewirks arbeiteten, hatten sich in jener Gegend aufgestellt. Mittags nach ein Uhr traf der König, von Flensburg kommend, bei Schloß Gottorp ein und ritt, gefolgt von einer zahlreichen Suite, zwei Eskadrons Dragonern und einer Eskadron Cuirassiere, durch den Stadttheil Friedrichsberg, um seine Soldaten zu inspiciren. So ungewöhnlich das glänzende Schauspiel auch für die Städter war, erregte es doch keine große Theilnahme; überall herrschten Schweigen und Trauer, und der officielle Empfang von Seiten der dänischen Behörden konnte den König nicht über die herrschende Stimmung täuschen. Friedrich VII. war in schlechter Laune, und sobald er die Truppen besichtigt, einige Generäle mit Orden dekorirt und ein kurzes Frühstück eingenommen hatte, kehrte er schon um fünf Uhr Nachmittags wieder nach Flensburg zurück.

Fast um dieselbe Zeit rollte auf der von Eckernförde kommenden Chaussee eine Extrapostchaise in den südlichen Theil der Stadt ein.

Der Postillon mußte wohl ein gutes Trinkgeld erhalten haben, denn er ließ die Peitsche lustig knallen und die bereits mit Schweiß bedeckten Pferde scharf traben, obgleich der Wagen reichlich mit Koffern bepackt war und sich drei Personen, außer ihm selbst, darauf befanden, nämlich zwei Frauen im Innern und ein Bedienter in einfacher, anständiger Civiltracht auf dem Bocke.

Die Eine, mit gewisser Vornehmheit und Nachlässigkeit im Fond des Wagens ruhend, erkannte man auf den ersten Blick für eine hochgestellte Dame, die Andere, die viel bescheidener gekleidet war und auf dem Rücksitze saß, für ihre Dienerin. Beide schienen indessen recht vertraut mit einander zu sein, denn sie unterhielten sich auf das Lebhafteste, bis sie in Friedrichsberg einfuhren, und die Herrin schien, ihrem Gesichtsausdrucke und den lebhaften Bewegungen nach zu schließen, gar kein Geheimniß daraus zu machen, daß sie von einer großen Gemüthserregung beherrscht werde.

Der Wagen fuhr bei dem im Beginne unserer Erzählung erwähnten, nahe dem Schlosse Gottorp gelegenen Gasthause vor, und die erste hastige Frage, welche die Dame an den diensteifrig herbeieilenden Kellner richtete, war:

„Ist der König bereits in der Stadt eingetroffen?"

„Seine Majestät haben sie vor einer Viertelstunde schon wieder verlassen," lautete die Antwort.

Auf dem Gesichte der schönen jungen Frau, die keine Andere als die Gräfin Ida Mackenna war, malten sich schnell Ueberraschung, unmuthige Enttäuschung und Unentschlossenheit.

„Nicht möglich!" rief sie, indem ihre von der Anstrengung der Reise etwas blassen Wangen sich noch mehr entfärbten.

„Es ist gewiß so, gnädige Frau," meinte der Kellner, ein Deutscher, mit einer Art versteckten Triumphes.

„Aber er wird morgen wiederkehren?"

„Man weiß es nicht, aber man sagt, Seine Majestät wollten von der treuen Stadt Schleswig Nichts mehr wissen und seien nach Flensburg gegangen."

Die Gräfin blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin, während der Kellner den Wagenschlag geöffnet hielt und der Bediente, der vom Bocke herabgesprungen war, mit dem Hute in der Hand neben ihm stand, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein.

„Das durchkreuzt alle meine Pläne," sagte die Gräfin endlich zu ihrer Kammerfrau in französischer Sprache, welche jene Beiden zweifellos nicht verstanden. „Wir werden sogleich unsere Reise nach Flensburg fortsetzen müssen; was meinst Du dazu?"

Die Kammerfrau zuckte die Achseln und machte dabei eine Miene, der man deutlich genug ansah, daß die Aussicht auf eine so schleunige Fortsetzung der anstrengenden Reise sie mit gelinder Verzweiflung erfülle.

„Wenn Sie befehlen, gnädige Frau," erwiderte sie kleinlaut, — „aber Sie müssen ungemein ermüdet sein, denn wir sind schon seit beinahe achtundvierzig Stunden unterwegs — und eine solche Seereise! — Majestät halten sich auch vielleicht in Flensburg nicht lange auf, und Sie sind nun einmal gerade in Schleswig."

Das letzte Wort sprach sie so bedeutungsvoll aus, und es mußte auch einen besonderen Eindruck auf die Gräfin machen, denn sie schien einen schnellen Entschluß gefaßt zu haben, und erhob sich rasch, um auszusteigen.

„Wir bleiben bis morgen," sagte sie nur kurz und entschieden.

Die Kammerfrau seufzte heimlich aus erleichterter Brust

auf, und der Bediente, der schon ein sehr bedenkliches Gesicht gemacht hatte, blickte wieder heiterer.

Die Gräfin benutzte nur leicht seine Schulter, sprang graziös aus dem Wagen und verlangte die besten Zimmer des Gasthauses für sich und ihre Dienerschaft. Der Kellner verbeugte sich bis beinahe zur Erde und flog die Stufen der Veranda vorauf. Die Dame fuhr mit Extrapost, sie suchte den König, wie es schien, und vor Allem hatte sie in ihrem ganzen Wesen etwas so unnachahmlich Vornehmes, Imponirendes, — das genügte vollkommen, einen goldstrahlenden Nimbus um das Haupt des seltenen Gastes zu flechten.

Wenige Minuten später ruhte die Gräfin auf dem Sopha im besten Zimmer des Hauses, alle Bequemlichkeiten, die das letztere zu bieten vermochte, waren ihr bereitwilligst zur Disposition gestellt, — und dennoch sah sie noch ermatteter und verdrießlicher als vorher aus. Sie hatte das Haupt auf den schönen, weißen Arm gestützt, und auf der hohen, reinen Stirn von der jugendlichsten Frische zeigten sich kleine Falten des Unmuths oder des Kummers.

Gewiß ist es doch auch eine sehr verdrießliche Sache, achtundvierzig Stunden lang über See und Land zu reisen, um sein Ziel, an das sich vielleicht die wichtigsten Interessen knüpfen, zu verfehlen. Die Gräfin mußte sehr gewichtige Gründe gehabt haben, den König in Schleswig zu sprechen, was ihr ja in Kopenhagen fast an allen Tagen leicht geworden wäre, — und nun hatte er — wider alles Erwarten — bereits die Stadt verlassen, wahrscheinlich, um nicht dahin zurückzukehren! — Das konnte auch einen weniger heißblütigen Menschen als sie ärgern.

Wer aber ihren energischen und romantischen Charakter kannte, der mußte sich wundern, daß sie nicht dem ersten in ihr aufsteigenden Gedanken gefolgt war, sofort ihre Reise nach Flensburg fortzusetzen.

Noch auffallender konnte es erscheinen, daß die stolze, vornehme Dame, die an fürstliche Umgebung und Bedienung gewöhnt war, welcher dieses Hotel zu entsprechen unmöglich im Stande war, nach einer kurzen Ruhe, in der sie wahrscheinlich weitere Pläne entworfen hatte, sich herabließ, ihren Kaffee nicht auf dem eigenen Zimmer, sondern in der allgemeinen Gaststube einzunehmen. Sie hatte sich allerdings erkundigen lassen, ob dieselbe leer sei, und fand daselbst nur die freundliche und gesprächige Wirthin vor.

Gräfin Ida schien ihre Geburt und angesehene Stellung heute ganz verleugnen zu wollen; sie hatte sich auch nur mit einem einfachen adligen Namen in das ihr vorgelegte Fremdenbuch eingeschrieben und ihrer Dienerschaft auf das Strengste befohlen, diese Angaben aufrecht zu erhalten und zu erzählen, daß sie die Gattin eines bei der Armee befindlichen Offiziers von subalternem Range sei. Dennoch konnte ihr Auftreten, einen so gemäßigten Anstrich sie demselben zu geben auch bemüht war, die scharfblickende Wirthin nicht ganz täuschen; diese ahnte eine Prinzessin im Inkognito.

Gräfin Ida hatte mit ihr bald ein ganz unbefangenes Gespräch anzuknüpfen gewußt. Zuerst drehte sich dasselbe natürlich um den Besuch des Königs in der Stadt, wie kalt und feindlich derselbe empfangen worden, wie man sich von verschiedenen Demonstrationen erzähle, — unter anderen, daß dem Könige beim Frühstück auf einem blauen Teller ein beliebtes Nationalgericht, rothe Grütze mit weißer Sahne, also die überall streng verpönten Landesfarben, vorgesetzt worden, — und daß er die Stadt sehr aufgebracht wieder verlassen habe. Auch von den Verhaftungen deutscher Bürger sprach die redselige Wirthin, natürlich mit der einer dänischen Dame gegenüber gebotenen Zurückhaltung, und dabei mußte denn auch der Name des Advokaten Staffelt fallen.

„Staffelt?" fragte die Fremde ziemlich gleichgültig, wie es den Anschein hatte. „Der Name kommt mir außerordentlich bekannt vor, — ohne Zweifel spielte er irgend eine Rolle in einem Prozesse, der mich anging oder von dem ich wenigstens gehört habe. Ja, ich entsinne mich jetzt, — man sprach sehr lobend von der großen Rechtlichkeit und Geschäftskenntniß dieses Mannes. Ich bedaure sein Schicksal, das sich um so schlimmer gestalten kann, je mehr der König über die deutsche Bürgerschaft in Schleswig aufgebracht worden ist. Hat er Familie?"

Die Wirthin erzählte, von welch' schwerem Unglücke diese in letzter Zeit heimgesucht worden sei, von dem vermuthlichen Untergange des Sohnes bei Crusau und daß die älteste Tochter um ihren Verlobten trauere, der sich der Sache der Insurgenten angeschlossen und dafür eine um so schwerere Strafe zu erwarten habe, als er Offizier des Königs gewesen; sie nannte auch den Namen Lorenzen und lobte den übrigens wackern und ehrenwerthen jungen Mann.

In den Mienen der Gräfin hatte es leicht gezuckt, aber sie schien auf die Mittheilung, die sie erhalten, vorbereitet, denn sie war schnell wieder Herrin über ihren Gesichtsausdruck geworden.

„Das ist traurig," sagte sie nachdenklich, — „sehr traurig und nimmt meine ganze Theilnahme in Anspruch, wenn ich mir vorstelle, wie mir selbst um das Herz sein würde, hätte mein Mann, der auch Offizier des Königs ist, Pflicht und Eid so weit vergessen können wie dieser Lieutenant Lorenzen, — nannten Sie ihn nicht so?"

„Ja wohl, gnädige Frau."

„Ich werde mit meinem Manne, den ich in diesen Tagen wiederzusehen hoffe, darüber sprechen, — vielleicht fügt es der Zufall, daß er irgendwo mit dem Lieutenant

Lorenzen zusammentrifft und, ihn freundschaftlich warnend, ihn zu seiner Pflicht zurückführen kann."

Die Wirthin schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Sie kennen die Hartnäckigkeit, die im deutschen Charakter liegt, nicht," meinte sie; — „der junge Mann glaubt sich im vollsten Rechte zu befinden, wie Alle, die einen dem seinigen gleichen Entschluß gefaßt haben. Sie wollen lieber sterben als ihr Vaterland aufgeben."

„Er hat aber noch andere Pflichten als die für sein sogenanntes Vaterland," erwiderte die Gräfin lebhaft, — „er hat sie für das unglückliche junge Mädchen, seine Braut. Ich möchte sie wohl kennen lernen, mit ihr sprechen, — jedenfalls wird sie den gewichtigsten Einfluß auf ihn ausüben können."

„Sie wird ihn nicht anwenden wollen, — die Familie Staffelt ist durch und durch deutsch gesinnt."

„Das beweist das Verhalten ihrer männlichen Mitglieder, aber wir Frauen sind anders; wenn es sich um unser Herz handelt, schweigen alle anderen Rücksichten. Glauben Sie mir, ich würde nicht umsonst mit Emma Staffelt gesprochen haben; fast erscheint es mir als ein heiliger Beruf, es zu thun. Was meinen Sie, wie würde ich das möglich machen können? — Geht das junge Mädchen häufig aus? — Ließe sich nicht eine zufällige Begegnung veranstalten?"

Die Wirthin wurde in ihren bisherigen Vermuthungen an dem Gaste ganz irre. Wie konnte sich eine Inkognito-Prinzessin, die den König aufsuchte, so sehr um ein bedeutungsloses Bürgermädchen kümmern? — Entweder mußte die hohe Dame ein sehr gutes Herz haben oder Capricen, oder sie war gar keine so hohe Dame, wie sie bisher in ihr hatte sehen wollen.

Sie erwiderte, daß die Tochter des Advokaten immer

sehr häuslich gelebt habe und daß sie bei den jetzt so unruhigen Zeiten gewiß gar nicht ausgehen werde.

Die Gräfin blickte nachdenklich vor sich hin. Auf einmal, als habe sie einen plötzlichen Entschluß gefaßt, stand sie auf und sagte lebhaft:

„Ich werde ihr geradezu einen Besuch machen, — der Unglückliche nimmt Rath und Trost immer gern an. Uebrigens habe ich genug Zeit für mich, denn mein Mann steht mit seinem Regimente noch in Flensburg und wird vermuthlich erst in einigen Tagen hier eintreffen. Ich kann mich doch darauf berufen, von Ihnen das traurige Schicksal der Familie gehört zu haben?"

„Die ganze Stadt kennt es."

„Wollen Sie mir gefälligst die Wohnung des Advokaten Staffelt näher bezeichnen?"

„Mit Vergnügen." —

Eine Stunde darauf ging Gräfin Ida in keineswegs auffallender, aber recht anständiger Toilette, ohne jede Begleitung, über den Schleidamm nach Friedrichsberg hinein. Die Straße war mit dänischen Soldaten angefüllt, die zum Theil angetrunken waren; im Ganzen hielten sie aber gute Mannszucht und verübten keine groben Excesse; sie begnügten sich, laut das deutschfeindliche Lied, das damals aufgekommen war, zu singen:

„Og naar de Tydske all er' död', da kommer den gode Tid."
(„Und sind die Deutschen alle fort, dann kommt die gute Zeit.")

Die Gräfin war keiner Unannehmlichkeit ausgesetzt; ihr sicheres Auftreten und ihre stolze Haltung schützten sie vor jeder unberufenen Annäherung, und übrigens würde sie sich auch durch die in dänischer Sprache gegebene Erklärung, daß sie eine Offiziersfrau sei, Achtung haben verschaffen können. Unbelästigt erreichte sie das ihr bezeichnete

Haus des Advokaten Staffelt und zögerte nicht, den Klopfer erschallen zu lassen.

Es wurde ihr sogleich von der jüngeren Schwester Emma's geöffnet und sie in das Besuchzimmer geführt, nachdem sie ihre Absicht, jene zu sprechen, geäußert hatte.

Die Gräfin sah sich in dem freundlichen und anständig eingerichteten Zimmer um, nachdem sie allein geblieben war und sich, Clara's höflicher Einladung folgend, auf das Sopha niedergelassen hatte; in ihren Mienen lag eine große Spannung und doch etwas Triumphirendes, Höhnisches; es schien auszudrücken, daß sie ihren Zweck wenigstens zur Hälfte erreicht zu haben glaube.

Plötzlich fielen ihre Augen auf ein kleines Daguerrotypbild, das unter dem Spiegel über der Sophalehne hing; sie beugte sich schnell näher, um es genauer zu betrachten, und eine sonderbare Aufregung schien sie ganz in Anspruch zu nehmen.

Das kleine Bild stellte den Lieutenant Lorenzen vor; er hatte es vor einem halben Jahre seiner Braut geschenkt.

Gräfin Ida schien es mit ihren funkelnden schwarzen Augen verschlingen zu wollen, ihre Wangen wurden bleich und ihre Lippen zuckten, ein leises Zittern überlief ihre ganze Gestalt. Diese Frau mußte den Lieutenant Lorenzen entweder leidenschaftlich lieben oder glühend hassen.

Unwillkürlich griff sie nach dem Bilde, als wolle sie sich in seinen Besitz setzen, aber, sich besinnend, ließ sie die erhobene Hand wieder sinken und lehnte sich in die Sophakissen zurück. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

In diesem Augenblicke trat Emma Staffelt in das Zimmer, die ihre Schwester von dem unerwarteten und überraschenden Besuche in Kenntniß gesetzt hatte. Frau Staffelt war nicht im Stande, Besuche zu empfangen; die

Kunde von dem Schicksale ihres Mannes hatte den Rest ihrer Kräfte gebrochen.

Emma sah sehr blaß und leidend aus; ihre schönen hellblauen Augen waren verweint und wagten nicht mehr, sich frei aufzuschlagen. Das Unglück hatte tief in die Familie eingegriffen.

Gräfin Ida war bei ihrem Eintritte schnell eine Andere geworden. Sie erhob sich mit vollständiger Fassung, mit dem Ausdrucke sanften Ernstes und theilnehmender Zuvorkommenheit. Dabei richteten sich ihre Blicke mit heimlich forschender Neugierde auf das junge Mädchen.

„Verzeihen Sie die Anmaßung einer Ihnen gänzlich Unbekannten, in Ihr Haus einzutreten," begann sie im einschmeichelndsten und doch sicherem Tone, — „ich habe keine andere Entschuldigung dafür, als daß mich mein Herz unwiderstehlich dazu antreibt. Ich bin die Gattin des Königlichen Kapitains Lundbye, eine Dänin aus Kopenhagen, also Ihre erklärte Feindin," — die Gräfin sagte dies mit so bestechend liebenswürdigem Lächeln, — „ich habe bei meiner Ankunft hierselbst vor wenigen Stunden durch die Wirthin des Hotels, in dem ich abgestiegen, von dem Unglücke, das Ihr Haus betroffen hat, gehört, und bildete mir ein, ein Recht dazu zu haben, Sie, von innigster Theilnahme beseelt, zu trösten und Ihren Schmerz zu theilen, da ich vor einem halben Jahre das Vergnügen hatte, in Kopenhagen Ihren Verlobten, den Herrn Lieutenant Lorenzen, persönlich kennen zu lernen."

Es war, als ob die Gräfin Ida eine Zauberformel ausgesprochen hätte; Emma schlug die verweinten Augen schnell auf, ihre Züge verklärten sich, und in freudiger Aufwallung vorschreitend und der Besucherin beide Hände bietend, fragte sie rasch:

„Sie kennen meinen Wilhelm? — Sie bringen mir

Nachrichten von ihm? — Seien Sie mir herzlich willkommen!“

Schneller hätte sich ein vollständiges Einverständiß zwischen den beiden Frauen nicht herstellen lassen. Die einfache Tochter des Advokaten kam der Gattin des Kapitains Lundbye mit dem vollsten Vertrauen ihres arglosen Herzens entgegen.

Auch die Gräfin lächelte so süß, in ihrem ganzen Wesen lag eine so innige Theilnahme und herzliche Freundschaft. Emma setzte sich neben sie nieder, behielt ihre Hand und fragte mit strahlendem Blicke:

„Sie haben ihn gesehen? — Wie geht es ihm, wo ist er jetzt?“

Ein düsterer Schatten flog über das Antlitz der Gräfin, aber sogleich war es wieder klar und sanft.

„Meine Theure,“ meinte sie, — „täuschen Sie sich nicht, ich habe ihn neuerdings nicht gesehen, und gerade von Ihnen hoffte ich Nachrichten über das Befinden des liebenswürdigen und so hoch von uns geschätzten jungen Mannes zu erhalten.“

Emma wurde wieder traurig; kleinlaut fragte sie:

„Aber Sie lernten ihn wenigstens während seiner Anwesenheit in Kopenhagen kennen?“

„Gewiß, er war ein häufiger Gast unseres bescheidenen Hauses.“

Das junge Mädchen blickte die schöne Frau mit einigem Erstaunen an und bemerkte zum ersten Male, daß sie sehr schön sei. Warum hatte ihr Wilhelm nie ein Wort davon gesagt, daß er einen Kapitain Lundbye und dessen schöne Gemahlin in Kopenhagen kennen gelernt und häufig besucht habe? — Er hatte ihr doch ganz ausführlich seine Reiseerlebnisse geschildert, aber davon hatte er kein Wort gesagt, und jetzt zum ersten Male fiel es ihr ein, daß ihr Ver-

lobter doch wohl noch einen Theil dieser Erlebnisse für sich behalten haben könne, denn seine Erzählung hatte ihre kleine Lücken gehabt, über die nachzugrübeln sie bisher nie geneigt gewesen war.

Ein seltsam schmerzliches, bisher noch unbekanntes Gefühl zog durch das Herz des jungen Mädchens, und wenn sie jetzt wieder die schöne Frau an ihrer Seite anblickte, hatte sie kein rechtes Vertrauen mehr zu ihr.

Indessen erzählte die Gräfin lebhaft von dem Lieutenant, wie ihr Gatte und sie ihn bei Hofe, wohin ihn damals die Sendung seines Generals geführt, kennen gelernt, wie er das allgemeine und ihr specielles Interesse erregt habe und wie schmerzlich es sie jetzt berühre, zu hören, daß er sich selbst in große Gefahr gestürzt habe.

Daß sie eine außergewöhnliche Theilnahme für den Lieutenant fühle, mußte auch dem Unbefangensten klar werden; Emma empfand bei jedem ihrer wohlwollenden Worte einen leisen Stich im Herzen. Als die Gräfin aber endlich darauf hinauskam, daß sie seinen Entschluß, sich der deutschen Sache anzuschließen, mißbilligen müsse, und daß seine Braut die Aufgabe habe, ihn auf den richtigen Weg zurückzuführen, da rötheten sich die Wangen des jungen Mädchens, und sie erwiderte in festem Tone:

„Gnädige Frau, Sie sind Dänin, und ich bin eine Deutsche. Ich vermag nicht, mit Ihnen über unser Recht zu streiten, aber das weiß ich gewiß, daß mein Wilhelm mich nicht mehr lieben könnte, wollte ich versuchen, ihn seinem Vaterlande, das auch das meinige ist, abtrünnig zu machen."

Das einfache Mädchen sprach diese Worte so sicher und stolz, daß die Gräfin einen verwunderten Blick auf sie werfen mußte; sie lenkte schnell ein, um das vielleicht verlorne Vertrauen wiederzugewinnen. Sie erinnerte Emma

daran, daß sie selbst eine dänische Offiziersfrau sei und, ihrer Geburt und ihrem Stande zufolge, sich in ihren Ansichten auf die Seite ihres Volkes und Königs stellen müsse, setzte aber auch hinzu, daß ihr weibliches Gefühl viel tiefer empfunden werde und viel lauter spreche als jene Ansichten; nur die aufrichtigste Theilnahme habe ihr Worte in den Mund gelegt, die das junge Mädchen vielleicht hätten verletzen können.

Sie sagte das in so aufrichtigem, herzlichen Tone und drückte dabei so warm Emma's Hand, daß diese sich schnell wieder ganz mit ihr ausgesöhnt fühlte. Nur Eins lag ihr noch auf dem Herzen, nämlich mehr über das Verhältniß zu wissen, in dem ihr Verlobter während seines kurzen Aufenthalts in Kopenhagen zu dem Lundbyeschen Hause gestanden habe; Zartgefühl und eine gewisse Schüchternheit hinderten sie indessen, weitere Fragen zu stellen, die Aengstlichkeit oder Mißtrauen ihrerseits verrathen konnten.

Frau von Lundbye war übrigens nur gekommen, um einen kurzen Höflichkeits- und Theilnahmebesuch zu machen, und Emma wagte sie, mit Rücksicht auf die traurigen Verhältnisse des Hauses, auch nicht aufzufordern, daß sie denselben verlängern möge. So freundschaftlich und liebevoll ihr diese Frau auch entgegengekommen war, fühlte sie sich doch nicht mit rechtem Vertrauen zu ihr hingezogen, mochte dies nun an der Verschiedenheit ihres Alters und dem Benehmen Jener, das etwas so eigenthümlich Imponirendes hatte, liegen oder war es nur die instinktmäßige Ahnung, die oft warnend durch das Menschenherz zieht, wenn man zum ersten Male einem noch unbekannten Feinde gegenüber tritt.

Dennoch mußte sie der Fremden, ehe sie diese wieder verließ, das Versprechen geben, sie am anderen Tage in ihrem Gasthause zu besuchen. Sie wandte dagegen ein, daß sie sich scheue, in dieser bewegten Zeit die von Soldaten

gefüllten Straßen zu betreten, andererseits, daß der leidende Zustand der Mutter ihre Anwesenheit im Hause erfordere, aber Frau von Lundbye wußte diese Bedenken durch ihre dringenden Bitten zu beschwichtigen und versprach sie am nächsten Nachmittage durch ihre Kammerfrau, eine geborene Dänin und gewandte Frau, die etwaigen Unverschämtheiten der Soldaten schon zu begegnen verstehen werde, abholen zu lassen.

„Oder ich selbst hole Sie ab," meinte sie lebhaft, — „unter meinem Schutze werden Sie noch sicherer sein. Das Schicksal hat uns jetzt auf einander angewiesen, Sie haben Ihren Verlobten, ich meinen Mann bei der Armee. Unser Loos ist ganz dasselbe, und wir werden es uns durch gegenseitiges Aussprechen zu erleichtern suchen. Wir machen einen kleinen Spaziergang, und ich erzähle Ihnen viel von Ihrem Bräutigam; er steht mir noch so lebhaft vor Augen, als hätte ich ihn erst vor einer Stunde gesehen, und ich kann Ihnen noch jedes Wort wiederholen, das wir gewechselt haben. Also keine Einwendungen mehr, mein theueres Fräulein, — besonders im Unglücke soll man eine Freundeshand, die sich uns bietet, nie zurückweisen. Es bleibt also bei unserer Verabredung auf morgen."

Die Dame hätte kein besseres Mittel finden können, um Emma ihren Wünschen geneigt zu machen, als die abermalige Erwähnung Lieutenant Lorenzens; sie hatte dadurch ihre Neugierde im höchsten Maße erregt, und das junge Mädchen versprach, sich zu ihrem Empfange bereit zu halten.

Darauf schied die Gräfin und legte ihren Weg durch die jetzt schon vollständig finster gewordenen Straßen furchtlos zurück. Sobald sie das Staffelt'sche Haus hinter sich hatte, zeigte sich in ihrem ganzen Wesen eine große Aufregung; sie ging schnell, mit einer gewissen Heftigkeit vorwärts, ohne sich um die ihr Begegnenden zu bekümmern,

und wäre es nicht schon so dunkel gewesen, so würden die Letzteren haben bemerken können, daß sie sehr blaß geworden war und daß sich ihre Lippen, wie in zornigem Selbstgespräche, bewegten.

So kam sie in ihrem Gasthause an und zog sich sogleich auf ihr Zimmer zurück, nachdem sie nur noch eine kurze Unterredung mit ihrer Kammerfrau gehabt hatte. Die Wirthin fand an diesem Tage nicht mehr Gelegenheit, ihre Neugierde in Betreff der Persönlichkeit und Verhältnisse der Fremden zu befriedigen.

---

## Siebentes Kapitel.

Hatte das Schicksal der Freischaaren bei Bau und Crusau theils zu der Besorgniß Anlaß gegeben, daß diese Corps nicht im Stande seien, dem regelmäßigen Militair der Dänen zu widerstehen, theils, besonders in militairischen Kreisen, die größtentheils von vorn herein kein Vertrauen in sie gesetzt hatten, zu Spöttereien und der härtesten Beurtheilung geführt, so revanchirten sich diese Freiwilligen doch auf recht ruhmvolle Weise unter Führung des baierischen Majors von der Tann bei dem Gute Altenhof, südlich von Eckernförde, und unter v. Wasmer bei Harzdorf, wo ihnen weitüberlegene feindliche Kräfte gegenüberstanden.

Schon etwa acht Tage vorher waren preußische Truppen und das zehnte Bundesarmeekorps in das Herzogthum Schleswig eingerückt, nachdem sich alle diplomatischen Unterhandlungen, den König von Dänemark zum Nachgeben zu bewegen, als fruchtlos erwiesen hatten. Am 21. April, dem Tage der vorerwähnten Gefechte, traf der preußische General

der Cavallerie von Wrangel als Oberbefehlshaber sämmtlicher deutscher Truppen in Rendsburg ein und übernahm dieselben in der Stärke von gegen dreißigtausend Mann mit einigen siebzig Geschützen, während in und bei der Stadt Schleswig in den eiligst, aber nur nachlässig befestigten Danewirken der dänische General Hedemann mit vierzehntausend Mann und zweiunddreißig Geschützen Aufstellung genommen hatte. Die Preußen standen am 22. April südlich von der Stadt zwischen Sorge und Eider, die Holsteiner schlossen sich an ihren rechten Flügel, und die Truppen des Bundescorps waren noch weiter zurück.

Bei dieser großen Nähe des Feindes muß es in hohem Grade auffällig erscheinen, daß der dänische General nicht besser auf seiner Huth war; es läßt sich nur dadurch erklären, daß er entweder seinem Gegner keinen schnellen Entschluß zutraute oder überhaupt nicht an die Eröffnung der Feindseligkeiten glaubte. Die an einzelnen Stellen zwanzig bis dreißig Fuß hohen Wälle des Danewirks, welche die drei von Rendsburg kommenden Straßen durchschneiden, waren gar nicht besetzt, ebenso wenig das dicht dahinter liegende und sich bis an den südlichen Theil von Friedrichsberg erstreckende Dorf Bostorf, nur der Vereinigungspunkt der Chausseen von Rendsburg und Eckernförde mit einigen Kanonen besetzt nnd ein Paar schwache Abtheilungen zur Beobachtung der ersteren und des über Ober-Selk führenden Weges vorgesandt. Der größte Theil der Truppen lag in der Stadt, die, um die Schlei herum, sich ziemlich eine Meile weit ausdehnt, in den Bürgerhäusern und in Schloß Gottorp einquartiert und überließ sich vollständiger Ruhe.

Der dreiundzwanzigste April war der erste Osterfeiertag, ein milder und heiterer Tag; die Natur hatte ihr Festgewand angelegt. Hätte man nicht so viele Soldaten auf den

Straßen gesehen und so wenig Bürger, letztere alle mit ernsten, düsteren Mienen, so würde man geglaubt haben, sich im tiefsten Frieden zu befinden. Vom Thurme des alten Domes und der andern Kirchen klangen feierlich die Glocken, auch über die Schlei herüber vom Hadebyer Kirchlein. Es war wie an jedem anderen Sonntage, nur füllten sich die Gotteshäuser heute hauptsächlich mit Soldaten, denn die deutschen Bürger mochten nicht mit ihnen zusammen an dem Gottesdienste theilnehmen und für den König bitten, der ihr Recht gebrochen hatte.

Ihre Herzen waren betrübt, und wenn sie auch hin und wieder ein Hoffnungsstrahl durchzuckte, sobald Nachrichten von dem Vorrücken der deutschen Truppen eintrafen, so war dieses bisher doch so langsam vor sich gegangen und es regten sich so viele heimliche Befürchtungen in Betreff der Aufrichtigkeit Preußens, daß man nicht mit großem Vertrauen in die Zukunft zu blicken wagte. Daß die Entscheidung schon in wenigen Stunden stattfinden könne, kam Niemandem in den Sinn, weder den Einwohnern von Schleswig, noch der dänischen Armee, noch den Preußen, obgleich letztere behufs einer starken Rekognoscirung sich zur Stunde bereits dicht vor dem alten Danewirke befanden. —

Während der Kriegsgott seine blutige Fahne über der Stadt Schleswig entrollt, müssen wir uns wieder einmal nach der Gräfin Ida Mackenna umsehen.

Sie hatte an dem Tage, der ihrem Besuche bei Emma Staffelt folgte, ihr Versprechen gehalten und letztere zu einem Spaziergange abgeholt. Derselbe führte sie in den nördlich von Schloß Gottorp gelegenen schönen Thiergarten, und die beiden Frauen, von dem Diener der Gräfin gefolgt, durchwanderten die Anlagen Arm in Arm, wie zwei vertraute Freundinnen.

Die Gräfin war eine mit allen Intriguen wohlbekannte

Frau und hatte schon in frühester Jugend gelernt, jede für den Augenblick passende Rolle zu spielen; das Leben am Hofe hatte sie darin zur Meisterin gemacht. Wie hätte es ihr also nicht gelingen sollen, gleichzeitig zwei Zwecke zu erreichen, die sich auf den ersten Blick gar nicht vereinigen zu lassen schienen? — nämlich, sich das Vertrauen des unerfahrenen Mädchens immer fester zu gewinnen und dennoch langsam und vorsichtig in ihr Herz ein Gift zu träufeln, die Saat des Mißtrauens gegen den Verlobten zu legen, an dem sie sich rächen wollte oder dessen Besitz sie jener nicht gönnte. Wie sie diesen Zweck verfolgte, hat schon ihre erste Unterredung mit Emma gezeigt; auf demselben Wege schritt sie stufenweise fort. Was sie vom Lieutenant Lorenzen sprach, zeigte ein ungewöhnlich lebhaftes Interesse für ihn und ließ gleichzeitig voraussetzen, daß der junge Mann auch ihr ein solches zugetragen haben müsse, ja, sie deutete sogar vorsichtig, als entschlüpften ihr dergleichen Aeußerungen nur wider ihren Willen, an, daß er sich in einem Verhältniß zu ihr bewegt habe, wie es sich mit seinen Pflichten als Bräutigam keineswegs vertrug; natürlich war sie dabei sorgfältig bemüht, alle Schuld von sich abzuwälzen.

Genug, die Saat fand einen nur zu ergiebigen Boden. Als Emma Staffelt wieder zu Hause angekommen und allein auf ihrem Zimmer war, brach sie in die bittersten Thränen aus und glaubte das unglücklichste Mädchen auf der Welt zu sein. Schlimm war es, daß sie jetzt nicht einmal die Mutter zu ihrer Vertrauten machen konnte; sie würde bei ihr nicht eine Theilnahme wie sonst gefunden und nur noch einen neuen Kummer auf ihr halbgebrochenes Herz geladen haben.

Man wird sich fragen, wie Gräfin Ida, wenn sie nicht die Wahrheit sprach, sondern den Lieutenant nur verleumden wollte, so handeln konnte, da sich doch voraussehen ließ,

daß das erste Wiedersehen der Verlobten zu gegenseitiger Erklärung Anlaß geben und sie dann als Betrügerin bloßgestellt sein müßte. Jedenfalls hielt sie sich für überzeugt, daß dieses Wiedersehen noch sehr fern liegen müsse, denn daran, daß die uneinnehmbaren Danewirke bald, wohl überhaupt, gestürmt und die Stadt Schleswig vom Feinde besetzt werden könne, dachte kein Däne in den Herzogthümern wie auf den Inseln; sollte es aber zu einem friedlichen Vergleiche kommen, dann durfte der desertirte Offizier nicht wagen, die Stadt zu betreten, denn ihm stand die Kugel oder eine lange Haft in einer der Inselfestungen bevor.

Emma hätte nach diesem Spaziergange am liebsten die neue Freundin gar nicht wiedergesehn, obgleich sie ihr keine gerechten Vorwürfe machen zu dürfen glaubte, und dennoch zog es sie unwiderstehlich zu ihr hin, um noch Gewisseres über das, was ihr Herz zerriß, zu erfahren. Außerdem setzte sie auch noch eine schwache Hoffnung auf die Hülfe dieser Frau, die ihr erzählt, daß ihr Gatte, der Kapitain Lundbye, einigen Einfluß bei Hofe besitze, und versprochen hatte, er werde denselben bei nächster Gelegenheit zu Gunsten ihres nach Flensburg fortgeschleppten Vaters geltend machen. Wie unwahrscheinlich es war, daß ein subalterner Offizier einen solchen Einfluß ausüben könne, bedachte sie in ihrer Unerfahrenheit nicht.

Schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft in Schleswig nahm Gräfin Ida, die, wie man vermuthen wird, einen sehr dringlichen Grund hatte, den König zu sprechen, von Emma Staffelt und ihrer Wirthin unter dem Vorwande, daß sie Nachricht erhalten habe, ihr Mann stehe mit seinem Regimente noch in Flensburg, Abschied — von dem jungen Mädchen auf das Zärtlichste — und fuhr mit Postpferden auf der Straße nach jener Stadt ab.

Daselbst angekommen, hörte sie zu ihrem großen Aerger,

der König sei bereits weiter nach Norden gereist, um die Festung Fridericia zu inspiciren. Sie mußte sich selbst den Vorwurf machen, sich von ihren Rachegefühlen in Schleswig haben aufhalten zu lassen. Ohne Zögern setzte sie dieses Mal die Verfolgung fort.

Der König war noch in Fridericia, aber — eine neue unangenehme Ueberraschung für sie! — er war krank. Die ihm gewordene Enttäuschung über die Gesinnung der Bevölkerung von Schleswig mochte daran hauptsächlich die Schuld tragen.

Die Gräfin stieg in einem Gasthofe ab, hier unter ihrem wirklichen Namen, und eine Stunde später sandte sie ein zierliches Billet an den Generaladjutanten des Königs, den Generalmajor von Ewald, der ihr wohlbekannt war. Noch an demselben Abend machte ihr dieser Herr seine Aufwartung, die sie mit der größten Ungeduld erwartet zu haben schien.

„Sie hier, gnädige Frau? — ich traute kaum meinen Augen, als ich die wenigen Zeilen von Ihrer schönen Hand empfing.“

Die Mienen des Generals drückten wirklich das höchste Erstaunen, gepaart mit Neugierde, aus.

„Fragen Sie mich nicht, mein theurer General, was mich hierherführte,“ antwortete Gräfin Ida und reichte ihm die Hand, die er artig küßte. „Kurz gesagt: waren es Geschäfte, die ich in der Stadt Schleswig hatte, — ein alter Familienprozeß oder so etwas Aehnliches. Ich hörte dort, daß der König erheblich erkrankt sei, und folgte ihm ohne Aufenthalt hierher.“

Der General blickte sie etwas verwundert an.

„Wie geht es Seiner Majestät? — Sprechen Sie schnell!“ meinte die Gräfin mit großem Interesse.

„Die Krankheit ist noch in der Entwickelung begriffen, die

Aerzte besorgen indessen nichts Gefährliches, — bloße Aufregung von der Reise! — im schlimmsten Falle wird man einen Aderlaß anwenden."

Die Gräfin stieß einen Schrei des Schreckens aus und ließ sich mit einiger Affektation auf das Sopha niedersinken. Ueber das Gesicht des Generals flog ein eigenthümliches Lächeln, aber er wußte es wohl zu verstecken und, indem er sich an ihrer Seite auf einen Sessel niederließ, versicherte er sie, daß für das Leben des Königs durchaus Nichts zu besorgen sei und dieser sich zur Zeit, den Umständen nach, ganz wohl fühle.

Die Gräfin seufzte tief auf und ließ das Taschentuch, das sie vor die Augen geführt hatte, wieder sinken; in ihren Augen standen Thränen.

„Herr General," flüsterte sie unter leichtem Schluchzen — „Sie wissen, daß Seine Majestät sich mir immer gnädig und wohlgewogen erzeigt haben; dafür ist mein Herz von der innigsten Dankbarkeit, von der tiefsten Verehrung erfüllt. Ich zweifle nicht daran, daß der König bei seinem leidenden Zustande hier in den besten Händen ist — aber — die Umsicht und die zarte Pflege einer weiblichen Hand läßt sich durch Nichts ersetzen — wenn ich wagen dürfte —"

Die Wangen der jungen Wittwe waren purpurroth geworden, und sie schlug die Augen zu Boden. Die des Generaladjutanten wurden noch größer.

„Wenn Sie es übernehmen wollten, dem König von meiner zufälligen Anwesenheit in Kenntniß zu setzen —" fuhr sie stockend fort.

Der General bewegte sich in einer Art von Verlegenheit auf seinem Sessel.

„Von meinem unterthänigsten, aus tiefster Verehrung und unüberwindlicher Sorge entsprungenen Anerbieten —"

„Gnädige Frau Gräfin, wenn man es in Kopenhagen erführe —" stotterte der General sehr befangen.

Er betonte das Wörtchen „man" ganz besonders. Die Augen der Gräfin flammten hell auf.

„Was schadet das?" fragte sie rasch. „Erfülle ich nicht nur die heilige Pflicht einer getreuen Unterthanin? Wer kann mir einen Vorwurf daraus machen? Und wer würde dies wagen? Wäre es nicht eine Beleidigung für den König selbst?"

Der General wollte noch einige Einwendungen machen, aber die Gräfin schnitt sie kurz ab.

„Sie sind stets mein Freund gewesen," sagte sie, ihm mit bezauberndem Blicke die Hand drückend. „Es handelt sich ja nur um eine Anfrage bei Seiner Majestät, und stände Ihnen nicht jede frei?"

Der General versicherte endlich, daß er dem Könige ihre zufällige Anwesenheit melden werde, und empfahl sich dann mit vielen Komplimenten. Die Gräfin sollte am anderen Tage Antwort erhalten. Als er auf der Straße war, schüttelte er den Kopf und sagte bei sich:

„Diese phantastische Frau ist ganz toll geworden, — sie hofft noch immer!"

Die Gräfin ging indessen mit Blicken, deren Leuchten Hoffnung und Triumph verrieth, hoch erregt in ihrem Zimmer auf und nieder.

Sie konnte sich, so seltsam ihr Benehmen auch erscheinen mag, wohl einer Hoffnung hingeben, ihren Wunsch erfüllt zu sehen, wenn man den Charakter König Friedrichs VII. in Betracht zieht. Der König liebte alle Hofetiquette, alle förmlichen Umstände nicht; er war gutmüthig, aber in seinen Ansichten und in seinem äußeren Auftreten rücksichtslos, derbe, oft roh, launisch und sinnlich im hohem Grade. Die Gräfin Mackenna kannte er schon seit der Zeit, als sie, un=

mittelbar nach ihrer Vermählung, bei Hofe aufgetreten war, und Niemandem hatte es damals entgehen können, daß ihre Schönheit und ihr lebhaftes Wesen einen besonderen Eindruck auf ihn machten. Er hatte sich auch gar nicht die Mühe gegeben, dies zu verheimlichen, sondern sie öffentlich vielfach ausgezeichnet. Bei Hofe wunderte man sich darüber nicht, denn man wußte, wie leicht entzündlich sein Herz sei, da die Flamme aber auch eben so schnell und plötzlich wieder zu erlöschen pflegte, prophezeite man der schönen Frau keine große Zukunft, von der sie zweifellos selbst träumte, denn sie beeilte sich, den Huldigungen des damaligen Kronprinzen auf halbem Wege entgegenzukommen. Ihr Gatte hinderte sie nicht daran; er war zu sehr Höfling, um nicht eine Speculation auf ein solches Verhältniß zu bauen.

Wie weit das Letztere gedieh, mag dahingestellt bleiben, es cirkulirten mancherlei Gerüchte darüber, aber Beweise fand die Welt nicht. Bei dem Charakter der Gräfin läßt sich indessen kaum daran zweifeln, daß sie den Kronprinzen nicht zu lange habe schmachten lassen.

Der Tod ihres Gatten änderte Nichts, aber kurze Zeit darauf wurde der Kronprinz auf einmal sehr kühl und zurückhaltend gegen sie, und bald war es Aller Augen klar, daß ihr Verhältniß sein Ende erreicht habe. Umsonst wandte die schöne Wittwe alle Künste der Koketterie, in denen sie so wohlerfahren war, an, den ungetreuen Geliebten wieder an sich zu fesseln, umsonst wurde sie vor Gram lebensgefährlich krank, d. h. gab vor, es zu sein, — der Kronprinz ließ sich höflich nach ihrem Befinden erkundigen, aber er eilte nicht an ihr Sterbelager.

Woher kam diese plötzliche Veränderung bei ihm? — sie war allerdings nichts Neues, aber einen Grund mußte sie doch haben, und Gräfin Ida selbst war sich eines solchen nicht bewußt. Das Räthsel sollte sich erst mit seiner

Thronbesteigung aufklären, denn nun, als er sich ganz unabhängig fühlte, zog er plötzlich eine ihm schon seit Jahren bekannte Geliebte aus dem Dunkel, in das er sein Verhältniß zu ihr zu hüllen verstanden hatte; ohne Zweifel hatte der Einfluß dieser Dame, die ihn schon so lange gefesselt, ihn von der Verirrung für die Gräfin Mackenna geheilt.

Gräfin Ida kannte allerdings diese Dame schon aus der Zeit her, in der sie selbst dem Kronprinzen nahe gestanden, denn er hatte sie mit derselben bekannt gemacht; dem Prinzen zu Liebe unterdrückte sie ihren Stolz und schloß mit Jener Freundschaft. Sie ahnte nicht, daß sie die wirkliche Geliebte des Kronprinzen vor sich habe, daß Beide also nur ein Spiel mit ihr trieben; als ihr dies erst nach langer Zeit klar wurde, war sie wüthend, aber sie mußte schweigen, um sich nicht lächerlich zu machen und die Gunst des Königs, die er ihr wenigstens äußerlich noch erhalten hatte, ganz zu verlieren; sie setzte sogar ihr Freundschaftsverhältniß zu der Nebenbuhlerin fort, innerlich aber war sie fest entschlossen, bei erster sich bietender Gelegenheit den Kampf um das wandelbare Herz des Königs mit Jener von Neuem aufzunehmen.

Diese Nebenbuhlerin war keine Andere, als die kleine schwarze Dame, die Gräfin Ida kurz vor ihrer Abreise nach Schleswig besucht hatte, — Louise Rasmussen.

Ihre Jugendgeschichte wird sehr verschiedenartig erzählt,*) was sich durch den Hang zu romantischen Ausschmückungen des Lebens Aufsehen erregender Persönlichkeiten, so wie den Haß, den diese Frau bei verschiedenen Parteien auf sich geladen hat, leicht erklären läßt. Fest steht, daß sie in Deutschland und von deutschen Eltern geboren worden und daß sie ihre Kindheit in den ärmlichsten und

*) Wir verweisen hierbei auf Oettingers Geschichte des dänischen Hofes. Band VIII.

niedrigsten Verhältnissen zubrachte. 1814 geboren, soll sie als Kind in Stettin Apfelsinen feil geboten haben, dann Ladenmädchen in Kopenhagen gewesen, nach Anderen, nach Norwegen gekommen sein; später war sie beim Corps de Ballet in der dänischen Hauptstadt.

Ueber die Art, wie sie die Bekanntschaft des damaligen Kronprinzen gemacht, erzählt man:

Der Prinz habe kurz vor der Vorstellung eines großen Ballets die Bühne besucht und sich über das Corps der Tänzerinnen im Nymphenkostüme besonders amüsirt, darauf in heiterster Laune die Frage aufgeworfen, wer von ihnen mit ihm eine Flasche Champagner trinken wolle. Louise Rasmussen hatte sich kühn gemeldet und, auf sein Verlangen, die Flasche Wein in dem etwas indecenten Costüme, in dem sie sich gerade befand, aus einer durch mehrere Straßen entlegenen Weinhandlung, zur großen Verwunderung der bei hellem Tageslichte noch Promenirenden, geholt. Der sonderbare, etwas rohe Geschmack Friedrichs habe an dieser Entschlossenheit besonderes Gefallen gefunden und er die Rasmussen zu seiner Geliebten gemacht, die ihn später durch ihre bereitwillige Nachgiebigkeit in alle seine Launen vollständig zu fesseln gewußt.

Andere behaupten, er habe sie bei einer Orgie im Hause seines Jugendfreundes Berling, des Sohnes eines Buchdruckers, mit dem sie eng liirt gewesen und von dem auch die Kinder herstammen sollen, die sie vor ihrer Verbindung mit dem König hatte und die in Paris erzogen wurden, kennen gelernt und sei durch ihre muthwillige Fröhlichkeit für sie flüchtig eingenommen worden. Später ging sie nach Paris, um sich in der höheren Putzmacherkunst auszubilden, und als sie zurückgekehrt war, gewann sie erst den großen Einfluß auf den Kronprinzen und späteren König, der bis zu dessen Tode andauerte.

Wir können nicht für die Richtigkeit der einen oder der anderen Lesart einstehen und haben sie nur angeführt, um den Lesern eine Andeutung über die Carriere, welche die kleine Dame gemacht hatte, zu geben.

Dieser Frau hatte also die schöne und stolze Gräfin Ida weichen müssen, — man wird leicht begreifen, mit welcher Bitterkeit und mit welch' ungezähmtem Hasse im Herzen. Die Reise des Königs schien ihr auf einmal Gelegenheit zu bieten, sich zu rächen, indem sie sich, in Jener Abwesenheit, wieder seine alte Gunst erwerbe, und so betroffen sie bei ihrer Ankunft in Fridericia gewesen war, von seiner Krankheit zu hören, so schnell hatte sie auch überlegt, daß dieser Umstand ihr vielleicht noch zu größerem Vortheile gereichen könne.

Jetzt erwartete sie in fieberhafter Ungeduld den Morgen, an dem sie durch den Generaladjutanten Bescheid darüber erhalten sollte, wie ihr Anerbieten allerhöchsten Ortes aufgenommen worden.

Der General hielt sein Versprechen, aber er kam nicht selbst, sondern schrieb ihr. In den höflichsten und dennoch etwas gemessenen Ausdrücken theilte er ihr mit, Seine Majestät ließen für ihr Anerbieten danken und sie ersuchen, seinethalben ihren Aufenthalt in Fridericia um keine Stunde zu verlängern, da er sich ganz wohl befinde.

Das war ein harter Schlag, den Gräfin Ida nicht erwartet hatte, er warf fast ihre ganze Fassung über den Haufen. Welche tiefe, absichtliche Kränkung lag nicht in diesem Bescheide! — Der König sagte selbst, daß er ganz wohl sei, und wollte sie nicht einmal sehn! — Es lag auf der Hand, daß er ihren Antrag sehr ungnädig aufgenommen habe, daß damit die letzte Hoffnung, ihn wiederzugewinnen, verloren sei.

Lange saß sie unbeweglich, mit entstellten Zügen da,

hielt den eben erhaltenen Brief in der Hand und blickte ihn starren Auges an; es wurde ihr gar zu schwer, sich von ihren Hoffnungen, von den mit so sicherem Selbstvertrauen entworfenen Plänen zu trennen. Und in der That vermochte sie es jetzt noch nicht einmal, sie begriff nur, daß sie augenblicklich Nichts dafür thun könne.

Zornig schleuderte sie den Brief auf den Boden, ging mit verschränkten Armen und blitzenden Augen im Zimmer auf und nieder, und jedesmal, wenn sie an das unschuldige Papier kam, stampfte sie mit dem Fuße darauf.

Das war gewiß, daß diese Frau den König nicht liebte und nie geliebt hatte; in ihrem ganzen Wesen drückte sich durchaus nicht ein wahrhafter tiefer Schmerz aus, sondern nur die Wuth gekränkter Eitelkeit und des Ehrgeizes, der sein Ziel verfehlt hat.

Als sie sich endlich mehr beruhigt hatte, setzte sie sich wieder nieder, stützte das Haupt in die Hand und überlegte.

An diesem Orte konnte sie nicht länger bleiben, — es war überflüssig und konnte nur zu Spöttereien Anlaß geben; übrigens klang der Rath des Königs beinahe wie ein Befehl. Sie zweifelte nicht daran, Louise Rasmussen würde erfahren, was sie versucht hatte, und wie würde die kleine Frau, die Favorite des Königs, dann über sie triumphiren! Sie wollte es sich selbst nicht eingestehen, aber sie fürchtete sich vor der Rückkehr nach Kopenhagen, — sie brauchte mehr Zeit, um sich darauf vorzubereiten. Aber wohin? — auf ihr Landgut? — auch da würde sie die kleine Frau gefunden haben. Da fuhr ihr auf einmal der Gedanke durch den Sinn: „Zurück nach Schleswig!“ — und, augenblicklich entschlossen, ließ sie Postpferde bestellen und befand sich schon eine Stunde später auf dem Wege nach Süden. Das Rachegefühl in ihrem Herzen verlangte nach irgend einer Befriedigung; augenblicklich wußte sie keine andere zu

finden, als ihr Intriguenspiel gegen Emma Staffelt fortzusetzen.

Letztere war nicht wenig überrascht, als sie abermals einen Besuch ihrer sogenannten Freundin erhielt. In deren Abwesenheit hatte sich im elterlichen Hause Nichts zum Bessern verändert. Zwei Briefe waren eingetroffen, beide auf heimlichen Wegen; der eine kam vom Vater aus Flensburg, der andere vom Lieutenant Lorenzen aus seinem derzeitigen Kantonnementsquartiere bei Wittensee.

Der Advokat theilte so schonend als möglich den Seinigen die harte Behandlung, der er im Gefängnisse ausgesetzt sei, mit, wie bisher von einer Untersuchung des ihm und seinen Genossen zur Last gelegten Verbrechens des Hochverraths noch gar nicht die Rede gewesen, man sie nur einzeln vorgefordert und als Preis ihrer Entlassung verlangt habe, daß sie sich durch einen Eid verpflichteten, fortan treue Diener des Königs zu sein und Nichts in That, Schrift und Wort gegen die Einverleibung Schleswigs in die dänische Monarchie zu unternehmen. Die wackeren Männer hatten sich sämmtlich geweigert, einen solchen Verrath gegen ihr Vaterland zu begehen, und waren seitdem nur noch härter behandelt worden; sie erwarteten täglich ihre Abführung nach Kopenhagen. Nur mit äußerster Mühe war es Herrn Staffelt gelungen, dieses Schreiben, in dem er übrigens seine Familie zu trösten bemüht war und sie guten Muthes zu sein ermahnte, einem patrtotischen Landsmanne zuzustecken, der es weiter befördert hatte.

Lieutenant Lorenzen schrieb Erfreulicheres. Nachdem er Schleswig zum zweiten Male verlassen, hatte er noch nicht wieder Gelegenheit zu dem so heiß ersehnten Kampfe gefunden, obgleich ihn meistens ein sehr anstrengender Vorpostendienst in Thätigkeit erhielt. Er sprach die freudige Zuversicht aus, daß die deutschen Truppen nächstens vor-

rücken und einen entscheidenden Angriff auf die Danewirke unternehmen würden; am Siege zweifelte er nicht und hoffte seine Braut, der er die heiligsten Versicherungen seiner Liebe gab, bald wieder umarmen zu können.

Die Sprache des jungen Offiziers schien aus vollstem, aufrichtigen Herzen zu kommen, und sein Brief würde Emma überaus glücklich gemacht haben, hätte der von der Gräfin Ida erregte Argwohn in ihr nicht bereits zu tiefe Wurzeln geschlagen. Von schmerzlichem Zwiespalt zerrissen, küßte sie bald das Schreiben ihres Verlobten und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie je an seiner Liebe habe zweifeln können, bald wieder fielen ihre Thränen auf das Papier nieder, und sie rief sich in die Erinnerung zurück, mit welcher Bestimmtheit, nicht als Anklägerin, sondern nur zufällig, jene Frau von Lorenzen Dinge erzählt habe, die sich mit seiner Treue vor ihren Augen durchaus nicht vereinigen ließen.

In dieser tiefen Gemüthsaufregung fand sie Gräfin Ida wieder, blaß, mit dem Ausdrucke des Herzensleidens in dem sonst so heiteren, jugendfrischen Gesichtchen.

Die rachsüchtige Frau triumphirte; Mitleid für Andere hatte sie nie gekannt, am wenigsten für ihre Feinde, und Feind war für Sie Jeder, der ihre Pläne, sei es auch wider Willen, nur im Mindesten kreuzte.

Emma erschrack bei ihrem Anblicke, aber die gewandte Frau hatte sich bald wieder ihren Einfluß auf sie gesichert; in den nächsten Tagen schlang sie ihre Netze fester als je um das junge Mädchen. Es genügte ihr jetzt schon nicht mehr, die immerhin ungewissen Vorbereitungen zu einer Trennung Emmas und Lieutenants Lorenzen zu treffen, sondern sie begann angestrengt über dem Plane zu brüten, erstere aus ihrer Vaterstadt gänzlich zu entfernen, um sie nie wieder mit ihrem Verlobten zusammenkommen zu lassen.

Erst dann konnte sie sich ihrer Rache ganz gesichert glauben und brauchte nicht mehr zu fürchten, selbst der Verleumdung und Lüge geziehen werden zu können.

Die Gräfin hielt sich in ihrer Erbitterung über die rücksichtslose Weise, in der das Schicksal mit ihr gespielt hatte, fast für berechtigt, einmal seine Rolle durch gewaltsames Eingreifen in das Glück und Leben Anderer zu übernehmen. Daß Emma durch irgend welche Vorwände bewogen werden könne, zu dieser Zeit freiwillig die Stadt zu verlassen, daran ließ sich gar nicht denken, sie mußte also durch eine Gewaltthat entführt werden. Aber woher dazu einen Grund nehmen? — Die Gräfin sondirte Emma nach allen Richtungen hin; sie hielt sich für überzeugt, das junge Mädchen stehe noch jetzt im Briefwechsel mit ihrem Verlobten, dem rebellischen Deserteur, und darauf würde sich die Anklage, daß sie den Feinden des Staates gefährliche Nachrichten zukommen lasse, haben basiren lassen. Emma wurde indessen durch eine unüberwindliche Scheu abgehalten, gerade ihr zu gestehen, daß sie einen Brief von ihrem Bräutigam erhalten habe; sie leugnete es entschieden.

Dagegen erzählte sie nach längerem Zögern freiwillig, daß der Vater aus dem Gefängnisse an die Mutter geschrieben habe, hauptsächlich durch die Hoffnung bewogen, ihre angebliche Freundin werde sich durch das Elend des unschuldigen Mannes noch mehr rühren lassen und endlich die versprochenen Schritte zu seiner Befreiung thun; auf deren Wunsch war sie sogar so unvorsichtig, ihr den Brief auszuhändigen.

Die Gräfin stand am Ziel ihrer Wünsche, und die in ihren Augen aufleuchtende hämische Freude hätte sie beinahe verrathen.

Noch an demselben Abende — es war der des 22. April — begab sie sich zu dem Polizeimeister, legitimirte sich in

ihrer wirklichen Eigenschaft, zeigte ihm den Brief und vermochte ihn leicht zu dem Beschlusse zu bewegen, auch den Rest der staatsverbrecherischen Familie Staffelt nach Flensburg abführen zu lassen; sie hatte sich dabei auf das Bestimmteste ausbedungen, daß ihr Name als der der Denunciantin niemals erwähnt werde. Am Abende des nächsten Tages sollte die Verhaftung und der Transport der nichtsahnenden Frauen in aller Stille bewerkstelligt werden.

„Ich werde Mittel finden, das Mädchen von den Uebrigen, die mich nichts kümmern, zu trennen und nach Kopenhagen bringen zu lassen," sagte Gräfin Ida mit grausamer Freude zu sich selbst; — dort habe ich sie ganz in meiner Gewalt."

---

## Achtes Kapitel.

Der Gottesdienst war in den Kirchen der Stadt Schleswig gerade mitten im Gange, als er durch die in den Straßen rollenden Trommelwirbel und Trompetensignale unterbrochen wurde. Es war der Generalmarsch, der sämmtliche Truppen schleunigst unter das Gewehr und auf die Sammelplätze rief, — ein Zeichen, daß etwas Außerordentliches vorgehen müsse.

Offiziere und Soldaten verließen stürmisch ihre Plätze und eilten den Kirchenthüren zu, der Prediger auf der Kanzel verstummte, und die Bürger sahen sich erstaunt und erschreckt an und verließen dann ebenfalls eiligst die Kirche, um bei ihren Familien zu sein, falls der Stadt Gefahr drohe.

„Was geschieht?“ fragte man sich gegenseitig begierig und ängstlich.

„Stehen die Befreier schon vor dem Danewirke?“ flüsterte ein Patriot den andern mit hoffnungsleuchtenden Blicken zu.

Die Fenster fast aller Häuser öffneten sich und zeigten blasse Frauen- und Kindergesichter; sie fuhren schnell zurück, als der erste Kanonenschuß, der dem Schalle nach vom südlichen Ende Friedrichsbergs kommen mußte, dumpf erdröhnte. Schnell folgten noch mehr solcher schweren Schüsse, und dazwischen knatterte kleines Gewehrfeuer.

„Die Preußen stürmen auf das Danewirk!“ hieß es überall, halb jubelnd, halb angstvoll.

Die dänischen Soldaten stürzten in ihre Quartiere, um ihre Waffen zu holen, von da wieder fort zu den Sammelplätzen; auch bei ihnen hieß es: „Die Preußen sind wirklich da!“

Sobald ein Bataillon einigermaßen gesammelt war, eilte es im Laufschritt in der ihm von den hin und hersprengenden Adjutanten und Ordonnanzen bezeichneten Richtung fort. Die Mienen der Offiziere und Leute zeigten, trotz der Ueberraschung, Entschlossenheit und Kampfeslust. Im Schlosse Gottorp blieb die Garde unter Oberst Juel stehn; die südliche Front mit den beiden Bastionen an den Ecken war einigermaßen befestigt worden und mit Geschützen besetzt, welche ganz Friedrichsberg und das westlich davon gelegene Terrain bestreichen konnten.

Die Preußen waren wirklich da und zwar schon weiter vorgedrungen, als man in der Stadt glaubte. Eine kleine Abtheilung ihrer Avantgarde, aus Grenadieren des Kaiser-Alexander-Regiments und Gardeschützen bestehend, hatte die dänischen Vorposten, ohne auf Widerstand zu stoßen, über das unbesetzte Danewirk zurückgetrieben und war im schnel-

len Vorrücken bis beinahe an den südlichen Ausgang der Stadt gelangt, unterstützt von zwei Geschützen, die auf den sich zurückziehenden Feind einige Kugeln entsandten. Die kleine tapfere Schaar hatte sich wieder bis an den Margarethenwall des Danewirks zurückziehen müssen, als ihnen überlegene dänische Macht entgegentrat, und hielt sich hier eine halbe Stunde lang, bis sie Unterstützung durch den Rest der Avantgarde erhielt. Bis dahin hatten auch bereits die meisten dänischen Bataillone und die Artillerie ihre Stellungen einzunehmen Zeit gefunden.

Der Kampf drehte sich zunächst um das Dorf Bustorf, das von den Dänen, sobald die Preußen in den südlichen Theil eingedrungen waren, mit Granaten beworfen wurde; gleichzeitig griffen die Preußen in beiden Flanken durch das Hadebyer Holz und über die von Knicks durchschnittenen Koppeln in Westen des Ortes an.

Hier entspann sich eine starke Artilleriekanonade; acht preußische Geschütze wurden von der weit überlegenen dänischen Artillerie von vier verschiedenen Seiten aus beschossen und mußten plötzlich den eiligsten Rückzug antreten, als in ihrem Rücken auf den Wällen des Danewirks eine ganze dänische Infanterie-Brigade, die westlich den Bostorfer Teich umgangen hatte, erschien. Die Gefahr schien dringend für die vorgerückte preußische Kolonne, aber glücklicherweise erhielt sie zur rechten Zeit Hülfe durch einen Theil der auf der Rendsburger Chaussee vorrückenden linken Flügel-Colonne. Durch einen stürmischen Bajonnetangriff wurden die Dänen, welche bereits die Danebrogsfahne auf dem Walle entfaltet hatten, zurückgeworfen, zersprengt und zur wildesten Flucht in die Sümpfe am Bostorfer Teich getrieben, wo sie gefangen genommen oder von den erbitterten Preußen getödtet wurden.

Gleichzeitig fand ein ungemein blutiger Kampf auf dem

äußersten rechten Flügel um das sogenannte Lusthaus, das hochgelegen und sehr fest ist, den Riesberg und die Ziegelei, vor dem Vereinigungspunkte der Chausseen von Rendsburg und Eckernförde, statt; alle drei Punkte wurden indessen gegen drei Uhr Nachmittags mit großer Bravour erstürmt und die dänischen Jäger so heftig verfolgt, daß eine Menge von ihnen sich in eine Bucht der Schlei, die Otterkuhle, stürzen mußte und darin ertrank. Oberstlieutenant Graf Waldersee, der diese Angriffskolonne befehligte, befahl nun, obgleich er von den Oberstkommandirenden General von Wrangel die sonderbare Weisung, das Gefecht abzubrechen erhielt, sofort in Friedrichsberg einzurücken.

In der Stadt hatte während des Gefechts eine wilde Aufregung geherrscht; Mauern und Fenster erzitterten von dem lauten Kanonendonner, einzelne Kugeln der südlich vom Bostorfer Teiche aufgestellten preußischen Batterien schlugen mit dumpfem Krachen in die Dächer oder auf das Pflaster nieder, dänische Abtheilungen und Ordonnanzen eilten hin und her, blutige Verwundete wurden über die Straße nach Schloß Gottorf oder in die nächsten Bürgerhäuser getragen, und nachdem die Einwohner mit Mühe in Erfahrung gebracht hatten, um was es sich eigentlich handle, trafen fortwährend so widersprechende Nachrichten von dem Kampfplatze ein, daß sie zwischen Hoffnung und banger Sorge getheilt blieben. Die Dänen blickten die Deutschen mit drohenden Mienen an — wehe Dem, der sie zu erwidern gewagt hätte! — und stellten natürlich den Verlauf des Gefechts als durchaus günstig dar.

Aber das Feuer des kleinen Gewehrs kam immer näher, man sah endlich die dänischen Jäger in voller Auflösung über die sumpfigen Wiesen hinter der Stadt den Gärten derselben und der Otterkuhle zustürzen, dann die verfolgenden Preußen, — die lang ersehnte Entscheidung war da,

aber sie war entsetzlicher, beängstigender, als es sich die Meisten vorgestellt hatten. Der Jubel stockte auf den Lippen, und überdies waren ja auch noch immer genug Dänen in der Stadt, die jede solche Aeußerung blutig gerächt haben würden.

Im Staffeltschen Hause sah es fast noch trüber aus als in den meisten übrigen, denn in ihm fehlte ein Mann, der durch seine ruhige Besonnenheit trösten konnte. Frau Staffelt's Nerven waren schon vorher zu angegriffen gewesen, als daß sie dem erschütternden Lärmen hätten Stand halten können; sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere und erwachte dazwischen nur zu wilden Fieberphantasien, die ihren Mann und ihren Fritz als Theilnehmer am Kampfe begleiteten. Ihre beiden Töchter glaubten jeden Augenblick, daß sie in ihren Armen sterben werde, und Emmas Herz wurde überdies noch von der entsetzlichen Angst gequält, der Todesengel, der heute eine so reiche Ernte hielt, könne mit seinem kalten Finger auch bereits die Stirn Lieutenant Lorenzens berührt haben; sie zweifelte nicht daran, daß die braven schleswig-holsteinischen Truppen es sich nicht haben würden nehmen lassen, bei dem ersten entscheidenden Kampfe für ihr Vaterland mitzuwirken.

Wie reuig bat sie jetzt den Geliebten um Verzeihung des Unrechts, das sie ihm gethan zu haben glaubte, wie felsenfest war sie auf einmal von seiner Treue überzeugt, und wie inbrünstig betete sie zu Gott, er möge in der blutigen Schlacht seine Hand schützend über ihn decken! —

Die zwei Mägde des Hauses, die einzigen noch übrigen Bewohner desselben, hatten alle Thüren verschlossen und sich in den Keller geflüchtet, wo sie sich, unter Weinen und Beten, die Ohren verstopften um Nichts von dem fürchterlichen Spectakel draußen zu hören.

Es war um die Zeit, zu der die dänischen Jäger aus

der Ziegelei geworfen wurden und ihre Flucht über die Wiesen nahmen. Da wurde stark und wiederholt an die Außenthür des Hauses, die dem Hofe und Garten zuführte, geklopft und von rauhen Männerstimmen gebieterisch Einlaß gefordert. Die Mägde hörten es in ihrem Verstecke nicht, und wäre dies auch der Fall gewesen, so würden sie aus Angst zweifellos nicht geöffnet haben. Emma begriff, daß sie nicht zögern dürfe, den Einlaß Begehrenden zu willfahren, da diese, wahrscheinlich Soldaten, sonst nicht viel Umstände machen und Gewalt gebrauchen würden. Hochklopfenden Herzens überließ sie die Mutter ihrer jüngeren Schwester und eilte aus dem Zimmer.

Als sie den Riegel der Thür zurückgeschoben hatte und diese sich öffnete, wich sie erschrocken zurück. Vier dänische Jäger in blutbefleckten Uniformen und mit von der Aufregung des Gefechts verwilderten Gesichtern, die der Pulverdampf beinahe unkenntlich gemacht hatte, standen dicht vor ihr, und zwischen diesen Leuten erblickte sie eine Gestalt, die nicht viel besser aussah, deren Anblick aber durch ihre hinfällige Lage in den Armen der Jäger und das von noch fließendem Blute überströmte Gesicht noch entsetzlicher wurde. Die Leute traten mit ihrer Last ohne Weiteres, nicht auf den augenscheinlichen Schreck des Mädchens achtend, ein.

„Mamsell,“ redete sie der Eine in sehr gebrochenem Deutsch an, — „Sie müssen unsern Offizier aufnehmen, — er ist schwer am Kopfe verwundet, und wir können ihn nicht weiter bringen, denn die Preußen sind uns auf den Hacken, — verd— seien sie! — Sorgen sie für ihn, er ist ein braver Mann, und Sie sind hoffentlich eine Christin.“

Durch den rauhen Ton des Soldaten hörte man doch eine gewisse Wehmuth hindurch; er bat mehr, als er forderte — ein Beweis, daß es schlecht mit der dänischen Sache stehn müsse.

Emma hatte sich, an allen Gliedern zitternd, gegen die Wand gestützt und war nicht im Stande, zu antworten.

Die Jäger legten den leblosen Offizier mit großer Sorgfalt auf die nackten Dielen des Fußbodens nieder, Einer von ihnen nahm seinen Tornister ab und schob ihm denselben unter den Kopf, ein Anderer, der das Schweigen des jungen Mädchens vielleicht für Unbereitwilligkeit halten mochte, trat dicht vor sie hin und sagte drohend:

„Wenn Sie auch eine Deutsche sind, hüten Sie sich, ihn schlecht zu behandeln! Wir kommen wieder und werden von Ihnen Rechenschaft verlangen.“

„Olsen, erschrecke die Mamsell nicht,“ verwies ihn der Erste auf Dänisch, — „sie sieht viel zu gut aus, als daß sie ihn umkommen ließe, — verlasse Dich darauf. Begreifst Du nicht, daß dies kein leichter Anblick für Frauen ist? — Nicht wahr, Sie werden ihm helfen?“

Der alte Soldat reichte dem Mädchen seine pulvergeschwärzte Hand, und sie legte, mit dem Kopfe nickend, die ihrige hinein.

„Und nun fort!“ drängten die Anderen. „Wir haben die höchste Zeit!“

Die Soldaten grüßten kurz Emma Staffelt und stürmten hinaus, die Thür hinter sich in das Schloß werfend.

Fast unmittelbar darauf fielen in großer Nähe — wohl noch in dem zum Hause gehörigen Garten — ein Paar Schüsse; vielleicht hatten sie Diesen oder Jenen der Braven, die ihren Offizier in der Noth nicht verlassen, niedergestreckt.

Emma raffte sich gewaltsam auf. Es kam ihr nicht in den Sinn, in dem leblosen Verwundeten einen Feind zu sehen, dem sie ihre Sorgfalt ungern hätte zuwenden mögen, ihr weiches Herz empfand die innigste Theilnahme für jeden Hülfsbedürftigen; aber es lag für sie, ohne Unterstützung, außer dem Bereiche der Möglichkeit, ihn an einen für seinen

Zustand geeigneteren Ort zu schaffen. Sie rief deshalb die Mägde zu ihrer Hülfe, und als sie dieselben endlich aufgefunden und durch die ernstesten Mahnungen und Befehle bewogen hatte, ihr zu folgen, gelang es ihren vereinten Kräften, den starren Körper in ein Zimmer zu bringen und daselbst auf das Sopha niederzulegen.

Der Eifer des jungen Mädchens, dem Unglücklichen zu helfen, wurde nicht wenig durch den Gedanken angespornt, daß ihr Verlobter sich jetzt möglicherweise in ähnlicher Lage befinden könne und vielleicht eine andere mitleidige Hand an ihm thue, was sie jetzt, ungeachtet sie sich eines ängstlichen Schauders nicht zu erwehren vermochte, an diesem ihr gänzlich Unbekannten that. Sie bettete ihm die weichsten Kissen unter, wusch mit zitternder Hand das Blut von seinem Gesichte, worauf sich an der Stirn, oberhalb des linken Auges, eine beinahe zollange, nach ihrer Ansicht schreckliche Wunde zeigte, versuchte das noch immer fließende Blut zu stillen, und vergaß bei dieser Beschäftigung, der sie sich mit ganzer Seele hingab, fast ganz, was übrigens um sie her vorging. Die Mägde blickten sie anfangs verwundert über die aufopfernde und innige Theilnahme ihrer jungen Herrin für einen Fremden, obenein einen dänischen Offizier, an, aber sie halfen ihr doch bereitwillig; die Frauen in den Herzogthümern sind immer gutherzig gewesen.

Inzwischen nahm der Lärmen auf der Straße zu; größere Colonnen der Dänen zogen sich, zum Theil ihre Verwundeten mit sich schleppend, rasch gegen Schloß Gottorp hin zurück; auf den Gesichtern von Offizieren und Soldaten las man weniger Entmuthigung, als Zorn und stille Wuth. Die Letzten, die in aufgelöster Ordnung vorüberkamen, machten hier und da, wo eine vorspringende Hausecke oder eine Biegung der Straße Gelegenheit zur Deckung bot, nochmals Halt und feuerten auf den rasch

verfolgenden Feind, aber dieser Widerstand war nur von kurzer Dauer, man hörte schon ganz in der Nähe die Hurrahs der Preußen, ihre Schüsse streckten noch Manchen auf das Pflaster nieder, Jene flohen eiligen Laufs ihren Kameraden nach, und gleich darauf erschienen preußische Tirailleure, im Vordringen feuernd und wieder ladend und sich untereinander, so wie den Bürgern, welche die Fenster zu öffnen wagten, ermuthigende Worte zurufend. Dichtgeschlossene preußische Colonnen folgten unter Trommelschlag.

Wo die Preußen erschienen, änderte sich das Aussehen der Stadt wie mit einem Zauberschlage. Thüren und Fenster der Häuser wurden geöffnet, aus den letzteren deutsche und schleswig-holsteinsche Fahnen gehängt, Männer und Frauen kamen herbei, ihnen die Hände mit jubelndem Willkommensgruße zu drücken oder Erfrischungen zu reichen; die auf der Straße zusammensinkenden Verwundeten wurden mit liebevoller Vorsicht in die Häuser getragen, und man muß es den braven Schleswigern dabei nachrühmen, daß sie keinen Unterschied zwischen Preußen und Dänen machten. Die düstere Stimmung, die alle Herzen so lange belastet hatte, war auf einmal gewichen, kein Groll mehr schien in ihnen zu wohnen.

Noch feuerten die Dänen aus Schloß Gottorp auf die Stadt, aber bald verstummte ihre Artillerie, nachdem preußische Schützen den gegenüberliegenden Garten des Palais besetzt hatten und ihre Kanoniere zu belästigen begannen.

General von Wrangel, Prinz Friedrich Carl von Preußen und Fürst Radziwill kamen selbst in die Stadt und quartierten sich in ihr ein. Die bisher eingedrungenen Truppen besetzten auch den nördlich der Schlei gelegenen Theil Schleswigs.

Hier war der Kampf jetzt, gegen vier Uhr Nachmittags, beendet, aber noch ertönte das Feuern in größter Nähe von

Westen her, wo die linke Angriffskolonne, bei der sich auch ein Theil der schleswig-holsteinschen Truppen befand, bis sieben Uhr Abends einen blutigen Kampf mit den Dänen bestand, die sich auf der Annettenhöhe und im Thiergarten festgesetzt hatten, endlich aber gegen Norden zurückgedrängt wurden. Schloß Gottorp, der letzte feste Punkt, war nicht länger zu halten, denn es konnte von beiden Seiten umgangen werden, die Garde verließ es, und um neun Uhr zogen die Sieger ein.

Die schleswig-holsteinsche Kavallerie, die sich bei der linken Flügel-Kolonne befunden, hatte nicht viel zu thun bekommen, was sich leicht durch das vielfach von Knicks durchschnittene Terrain erklären läßt. Die Sehnsucht der wackeren Reiter, zu denen auch Rittmeister von Steinwehr und Lieutenant Lorenzen gehörten, sich mit dem Feinde Brust an Brust zu messen, war nicht gestillt worden, und selbst kleine Patrouillen hatten nur unbedeutende Zusammenstöße mit den Dänen gehabt.

Der Rittmeister, der, sobald er im Sattel saß, seine Bequemlichkeit abzulegen pflegte, war sehr schlechter Laune und fluchte ein über das andere Mal über die schlechte Verwendung der Cavallerie, denn seine Waffe hielt er natürlich für die hauptsächlichste und überall wirksamste, aber er fand kein rechtes Gehör bei seinem jüngeren Kameraden, der zwar auch vor Ungeduld, nach Schleswig hineinzukommen, brannte, aber zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war.

„Wenn wir ihnen nur auf den Pelz fahren dürften," raisonirte der dicke Rittmeister, indem er seinen Braunen vor der Front der Schwadron courbettiren ließ, — „die Sache wäre schon längst entschieden, — meinen Sie nicht, lieber Lorenzen?"

Und als die Dänen später wirklich auf allen Punkten ihren Rückzug antraten, rief er lebhaft:

„Warum verfolgt man sie nicht? — Jetzt sind sie mürbe, diese Hannemänner, jetzt müßte ihnen die Cavallerie ordentlich in den Hosen sitzen, und sie wären bis auf den letzten Mann vernichtet! — Was das für ein Oberbefehl ist! — Den geschlagenen Feind gemächlich abziehen zu lassen! — Wir sind noch nicht müde, wir haben noch gar Nichts gethan!"

„Aber lieber Lorenzen," wandte er sich dann wieder ärgerlich an diesen, der in seinem Schweigen verharrte, — „theilen Sie denn nicht meine Ansicht? Es ist ja kein Wort aus Ihnen herauszubringen; — Sie denken wohl den ganzen Tag an Ihr Fräulein Braut?"

Der Lieutenant nickte ernst mit dem Kopfe.

„Diese Kerls sind im Stande," fuhr der Rittmeister fort, — „aus bloßer Rache die Frauen und Kinder aller Deutschen mit sich fortzuschleppen, wenn wir zu spät kommen. Teufel! das wäre ächt dänisch!"

Lieutenant Lorenzen wurde plötzlich sehr blaß, und darauf stieg ihm schnell eine glühnde Röthe in das Gesicht; sich unruhig im Sattel bewegend, fragte er mit offenbarer Besorgniß:

„Fürchten Sie das wirklich, Herr Rittmeister?"

Rittmeister von Steinwehr zuckte die Achseln, als er aber einen Blick auf das Gesicht des Lieutenants geworfen hatte, erwiderte er mit leichtem Lächeln:

„Beruhigen Sie sich, lieber Kamerad, so schlimm werden sie es wohl nicht treiben, — und wenn es doch geschehen sollte, dann gebe ich Ihnen mein Wort, daß mich keine Ordre abhalten soll, ihnen mit meiner Schwadron nachzusetzen, sei es auch bis in die Hölle hinein, um ihnen die Beute wieder abzujagen."

Dieser Gedanke schien dem dicken Herrn ganz besonders zu gefallen und ihn sehr zu beruhigen, denn er lächelte

still vergnügt, zog eine kleine Tabakspfeife aus der einen Pistolenholfter und zündete sich seinen Tabak an. Aber Lieutenant Lorenzen schien seinen Trost nicht recht zu würdigen, denn die fieberhafte Ungeduld trat immer deutlicher auf seinem Gesichte hervor.

Es dämmerte bereits, als der Schwadron, die auf dem Felde zwischen dem Dorfe Husby und Schleswig hielt, der Befehl zukam, behufs Ausstellung einer Postenkette, welche die Stadt und die Bivouaks im Thiergarten und bei Husby decken sollte, eine kurze Recognoscirung gegen die Flensburger Chaussee hin zu machen. Es war wenig Aussicht vorhanden, dabei noch auf Dänen, die Widerstand versuchen würden, zu stoßen, aber es war doch immerhin eine bessere Beschäftigung als dieses langweilige Halten auf ein und derselben Stelle.

Die Schwadron schwenkte schnell ab und trabte in der bezeichneten Richtung fort; ein Zug unter Lorenzens Befehl sprengte als Vorhut und um die Seitenplänkler abzugeben voraus. Der Rittmeister blieb seinem jungen Kameraden zur Seite, um an der Tête einen besseren Ueberblick zu gewinnen.

Von den Dänen war in der That Nichts mehr zu sehen als einige arme Verwundete, die auf dem Rückzuge ermattet oder sterbend zusammengesunken und in der Eile zurückgelassen worden waren. Aber gerade als der Vortrupp die Chaussee erreichte, fuhr ein mit Postpferden bespannter eleganter Reisewagen auf derselben schnell in der Richtung nach Flensburg zu; auf dem Bock saß ein Bedienter neben dem Kutscher.

„Die scheinen mehr Eile als wir zu haben, um nach Flensburg zu kommen," meinte der Rittmeister, — „demnach können es nur Dänen oder Dänenfreunde sein. Wir wollen doch sehn, mit was für Gesindel wir da zu thun haben."

Dabei stieß er seinem Braunen die Sporen ein, und ein Paar Sekunden später war der Wagen von den Dragonern eingeholt und umzingelt. Der Kutscher hielt auf den ersten gebieterischen Zuruf an; er war ein Postillon vom Postamte zu Schleswig. Der neben ihm sitzende Diener in Civilkleidung schien ängstlich betroffen.

„Wer befindet sich in dem Wagen, und wohin geht die Reise, lieber Freund?“ fuhr ihn der Rittmeister gerade nicht sehr freundschaftlich an, denn das ächt dänische Gesicht ließ sich gar nicht verkennen.

„Im Wagen,“ stotterte der Mensch, den Hut demüthig ziehend, — „befindet sich eine Dame, meine Herrin, mit ihrer Kammerjungfer, und wir reisen nach Norden.“

„Ei, das sehen wir, lieber Freund, und es gereicht Euch bei uns gerade nicht zur Empfehlung. Wer ist denn Eure Dame?“

Der Bediente wurde noch verlegener und stotterte noch mehr.

„Die Frau — gnädiger Herr Rittmeister — eine Offiziersfrau —“

Das Wagenfenster wurde in diesem Augenblicke niedergelassen, und das sehr bleiche, schöne Gesicht einer Dame ließ sich sehen.

Es war noch nicht so finster, daß man die Züge nicht deutlich hätte erkennen können.

„Alle Wetter!“ entfuhr unwillkürlich dem Rittmeister, der nicht ganz unempfindlich für weibliche Schönheit war, und gleichzeitig faßte er an dem Helmschirm und grüßte artig.

„Verzeihen Sie, meine Dame, daß ich Ihren Wagen anhalten und um Ihre Legitimation bitten muß,“ sagte er, näher an den Schlag reitend, — „der Krieg muß diese Unhöflichkeit entschuldigen.“

„Wollen Sie meiner Weiterreise Hindernisse in den Weg legen, mein Herr?“ fragte die Dame in stolzem Tone.

„Ich hoffe nicht, daß ich dazu genöthig sein werde. Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?“

Sie öffnete eben die Lippen, um zu antworten, aber statt der Worte kam ein nur halb unterdrückter Aufschrei darüber, und sie zog den Kopf schnell zurück.

„Oho, daß ist ja sehr verdächtig!“ brummte der dicke Rittmeister, sich zu seinem Lieutenant umwendend. „Es thut mir leid, aber —“

Auch er stockte, als er dem Lieutenant Lorenzen in das Gesicht blickte. Dasselbe war bleich, und in allen seinen Mienen verrieth sich hohe Aufregung; der junge Offizier hatte sich weit vor über den Hals des Pferdes gebeugt.

„Alle Wetter! was fehlt Ihnen denn, Lorenzen?“ rief der Rittmeister.

Der Lieutenant hatte sich schnell wieder gefaßt.

„Lassen Sie den Wagen ungehindert passiren, Herr Rittmeister,“ antwortete er. „Ich kenne diese Dame.“

„Sie? — Nun, dann begrüßen Sie sie doch und beruhigen sie darüber, daß sie von uns nichts zu fürchten hat.“

„Ich bitte, Herr Rittmeister, lassen Sie den Wagen weiterfahren.“

„Aber —“

„Es ist Alles in Ordnung, — ich bürge dafür.“

„So, so!“ meinte der dicke Herr gedehnt, den Lieutenant mit verwundertem Blicke messend. „Gott's Tod! — Freilich, wenn Sie sich verbürgen, Lieutenant Lorenzen!“

Die Dame hatte das Wagenfenster schnell wieder in die Höhe gezogen und ließ sich nicht mehr sehn.

Der Rittmeister konnte, selbst wenn er gewollt hätte, nicht gut weitere Einwendungen machen, denn die Drago-

ner hatten jedes Wort, daß er mit dem Lieutenant gewechselt, gehört.

„Fahr' zu, Kutscher!" rief er diesem barsch zu.

Die Dragoner machten Platz, und der Wagen rollte schnell davon. Die Dame hatte sich tief in den Fond zurückgelehnt und war nicht mehr zu erblicken. Der Reitertrupp sammelte sich schnell wieder und setzte seinen Weg quer über die Chaussee fort, Lieutenant Lorenzen hatte das Haupt gesenkt und blickte noch ein Paar Mal dem Wagen nach, der schnell in der immer tiefer hereinbrechenden Dämmerung verschwand. Der Rittmeister beobachtete ihn mißmüthig von der Seite; er hatte den Dragonern schweigend gewinkt, etwas zurückzubleiben, und plötzlich wandte er sich an den Offizier mit der Frage:

„Sie kannten wirklich diese Dame, Lorenzen?"

„Natürlich; welchen Grund sollte ich sonst gehabt haben, für sie zu bürgen?" erwiderte der junge Offizier etwas empfindlich.

„Freilich, freilich; ich gestattete mir die Frage nur, weil — verzeihen Sie mir die Bemerkung — eine Bekanntschaft, bei der sich beide Theile nicht einmal einer Begrüßung benöthigt fühlen, jedem Dritten etwas sonderbar vorkommen mußte."

„Ich habe um Verzeihung zu bitten, Herr Rittmeister," sagte der Lieutenant, sich in dienstlicher Haltung aufrichtend, „denn die Ueberraschung ließ mich vergessen, daß Sie zu dieser Frage als Vorgesetzter auch ein Recht hatten."

„Gott bewahre, lieber Freund! ich dächte, daß ich Ihnen gegenüber nie den Vorgesetzten herauskehrte!"

„Desto weniger hätte ich vergessen sollen, daß ich der Untergebene sei. Die Dame war die Gräfin Ida Mackenna aus Kopenhagen, wie ich mir nachträglich zu melden erlaube."

Der Rittmeister machte eine so heftige Bewegung im

Sattel und riß unwillkürlich so hart die Zügel an sich, daß sein Brauner wie angewurzelt stand. Er starrte den Lieutenant mit aufgerissenen Augen an.

„Dieselbe", stammelte er — „dieselbe, mit der Sie damals — aber Herr, das wäre ja gerade ein unbezahlbarer Fang für uns gewesen! Diese Frau ist Ehrendame der verwittweten Königin, hat bei Hofe ungeheuren Einfluß, besonders auf den König, wie alle Welt weiß, ist eine Eiderdänin vom reinsten Wasser! — Was anders kann sie hierhergeführt haben als der Haß gegen unser Vaterland? — Haben Sie denn nicht bedacht, daß sie uns als Geißel für fünfzig, hundert in die Gefangenschaft fortgeschleppte Patrioten dienen konnte? — Und Sie verbürgen sich für sie, lassen sie uns ruhig aus den Händen schlüpfen?"

Der Rittmeister schien wirklich böse zu sein, und Lorenzen, der bleich geworden, biß sich auf die Lippen.

„Ich dachte nur daran, Herr Rittmeister," antwortete er, — „daß es unserer jungen Armee nicht zur besonderen Ehre gereichen würde, von den Dänen die Kriegsführung gegen Unschuldige und Weiber zu lernen. Wenn ich gefehlt habe, so geben Sie mir Arrest und melden Sie mich höheren Ortes."

„Den Teufel werde ich das thun! Wo soll ich einen so guten Premierlieutenant, wie Sie sind, gleich wieder herbekommen? — Und die Dame ist nun doch schon einmal über alle Berge! — Uebrigens mögen Sie Recht haben; wir wollen uns unsere gefangenen Landsleute lieber selbst wiederholen, als sie durch Weiber, die wir auf der Landstraße auffangen, auslösen."

Beide schwiegen. Der Lieutenant wollte sich augenscheinlich nicht weiter aussprechen, und dem Rittmeister ging es im Kopfe herum, welch' sonderbares Verhältniß wohl zwischen der dänischen Gräfin und seinem jungen Freunde

bestanden haben möge. Als die Recognoscirung beendet war, sagte er Lorenzen, er habe den Befehl erhalten, dem Oberstkommandirenden in Friedrichsberg direkt Meldung über seinen Befund machen zu lassen, und er ersuche ihn, diesen Auftrag zu übernehmen.

„Dabei wird wohl noch ein halbes Stündchen für Ihre Privatangelegenheiten abfallen,“ setzte er lächelnd hinzu, indem er ihm, gewissermaßen als Entschuldigung seines vorherigen barschen Benehmens, die Hand reichte. „Grüßen Sie Fräulein Braut. Wir bivouacquiren östlich von Husby. Gott befohlen!“

Der Lieutenant sprengte, seines Auftrages herzlich froh, auf der Flensburger Chaussee nach Schleswig hinein; eine rechte Freude schien aber doch nicht in ihm aufkommen zu können, denn zuweilen verdüsterten sich seine Mienen wieder. —

Inzwischen fuhr die Gräfin Mackenna eiligst auf Flensburg zu, mitten durch die Trümmer der geschlagenen dänischen Armee, die bei einer kräftigen Verfolgung ohne Zweifel vernichtet worden wäre.

Der Angriff der Preußen war ihr natürlich ebenso überraschend gekommen wie allen Uebrigen, aber sie hätte immer noch hinreichende Zeit gehabt, sich in Sicherheit zu bringen, hätte sie sich nicht durch ihre rachsüchtigen Gefühle aufhalten lassen. Sie eilte zu dem Polizeimeister und verlangte die sofortige Verhaftung der Staffeltschen Frauen und ihre Abführung nach Flensburg; sie bat, sie drohte, aber der Beamte, der sich ihr gewiß gern dienstwillig bezeigt hätte, blieb bei der Versicherung, er dürfe und könne unter den obwaltenden Umständen eine solche Gewaltthat am hellen Tage nicht wagen; — er begann bereits den Umschwung der Dinge zu ahnen.

Endlich verließ ihn die Gräfin mit wüthenden Drohun-

gen, bestellte Postpferde und fuhr ab. Um diese Zeit waren die Preußen schon längst in der Stadt, aber die Verwirrung daselbst war noch so groß, daß Niemand sich berufen fühlte, einen Wagen mit zwei Damen anzuhalten.

Ihrem Aerger und der ohnmächtigen Wuth über das mißglückte Unternehmen folgte, als sie im Wagen saß, bald der Schreck, den ihr das Erscheinen der Dragoner verursachte, unmittelbar darauf das Wiedersehen und Erkennen Lieutenant Lorenzens, das noch ganz andere Gefühle in ihr erweckte. Wie es schien, mußten die letzteren sie besonders tief erschüttert haben, denn die ihr gegenübersitzende Kammerfrau bemerkte bald, daß ihre Herrin von einem förmlichen Fieber befallen worden sei. Ihre Pulse klopften heftig, ihre Augen glühten, und sie trieb mit wilder Ungeduld zur eiligen Reise an; sie schien sich von Feinden verfolgt zu glauben, und wenn die Kammerfrau sie nach dem Ziele der Reise fragte und vorschlug, daß sie sich zunächst in Flensburg ausruhen möge, rief sie jedesmal in äußerster Heftigkeit:

„Fort! immmer weiter nach Norden! — Siehst Du denn nicht, thöriges Mädchen, daß sie schon dicht hinter uns sind?“

Die Postillione fuhren wie rasend, denn sie bezahlte ihnen die Trinkgelder mit Gold. —

Als Lieutenant Lorenzen in Schleswig anlangte, war es schon ganz finster geworden, dennoch meinte er in der wohlbekannten Stadt jedes Haus so deutlich wie am hellen Tage zu sehen. Seine Meldung hatte er bald abgestattet und eilte nun unverzüglich, schwankend zwischen der Freude des Wiedersehens und Besorgniß, wie er dort Alles finden werde, nach dem Staffelt'schen Hause. Nachdem er der ihn begleitenden Ordonnanz die Zügel seines Pferdes gegeben hatte, klopfte er an die Thür. Die Fensterläden waren geschlossen; man sah zwar Licht

hindurchschimmern, aber die tiefe Ruhe, die im Hause herrschte, machte einen beängstigenden Eindruck auf den Lieutenant. Seitdem er die Stadt zum letzten Male verlassen, hatte er keine Nachrichten bekommen.

Es dauerte lange, bis ihm die Hausthür geöffnet wurde, und seine Unruhe stieg. Endlich erschien eine der Mägde und schrie beim Erblicken des bekannten Offiziers vor Freude laut auf. Dieser hatte Mühe, den Redeschwall, mit dem sie ihn empfing, zu beschwichtigen, um nur Fragen stellen zu können.

„Was macht das Fräulein? — Wie geht es sonst im Hause? — Sind Alle wohl? — Ihr habt doch nicht allzuviel von den Dänen zu leiden gehabt?"

Die Magd, eine ehrliche, treue Seele, die schon lange im Hause war, führte die Schürze vor die Augen und begann bitterlich zu schluchzen, wodurch sie den Lieutenant nicht wenig erschreckte.

„Ach das Unglück!" jammerte sie nach Art gewöhnlicher Leute, welche die gute Absicht haben, mit der Thür nicht gleich in's Haus zu fallen, um einen Andern nicht zu erschrecken, die dies dadurch aber gewöhnlich gerade am besten erreichen; — „welch' ein Glück, daß die Preußen endlich hier sind und Sie auch, Herr Lieutenant! Was haben wir nicht Alles erleben müssen, die Frau und das Fräulein und —"

„Fräulein Emma?" stammelte Lorenzen entsetzt.

„Ach Du lieber Gott, ja, sie hat sich beinahe die blauen Augen ausgeweint!"

Der Lieutenant drängte die Magd etwas ungestüm bei Seite und riß schnell die Thür zu dem Zimmer auf, in dem der Advokat an dem Abende seiner Verhaftung mit dem Polizeibeamten verhandelt hatte. Es war erleuchtet, und er

hatte einen so unerwarteten Anblick vor sich, daß er überrascht an der Thür stehen blieb.

Das Sopha, das der Fensterwand gegenüberstand, war mit Betten bepackt, nnd in ihnen ruhte, bis an den Hals zugedeckt, eine Gestalt, von der er nur das ihm gänzlich unbekannte todtenbleiche Gesicht mit geschlossenen Augen und einer blutbefleckten Binde um die Stirn sehn konnte. Dieses Gesicht gehörte einem Manne an, und zwar, wie man jetzt, nachdem es gereinigt worden, zu unterscheiden vermochte, einem jungen, recht hübschen mit dunkelem Haar und einem militairischen Schnurrbarte von derselben Farbe.

Noch viel betroffener mußte es aber den Lieutenant machen, daß seine Braut mit nicht viel weniger bleichem und leidenden Antlitze, als der Kranke hatte, dicht neben demselben auf einem Stuhle saß und sich gerade im Begriff befand, mit äußerster liebevoller Vorsicht seinen Kopf aufzuheben, um ihm das Kissen bequemer zu legen. Bei seinem raschen und geräuschvollen Eintritte wandte sie sich schnell um und blickte ihn einen Moment starr und ungläubig an, aber plötzlich verklärte sich ihr Gesicht in der höchsten Seligkeit, sie konnte nur mit Mühe einen Schrei, der ihr schon auf den Lippen schwebte, unterdrücken, wollte aufspringen, unterließ es aber bei einem schnellen Seitenblicke auf ihren Pflegling, den eine so heftige Bewegung gestört oder geschmerzt haben müßte. Leise ließ sie seinen Kopf wieder in das Kissen niedersinken, und nun erst flog sie auf ihren Verlobten zu, ergriff seine Hand und zog ihn mit einem bedeutungsvollen Winke auf den Kranken, daß sie der Freude des Wiedersehens hier nicht einen lauten Ausbruch gestatten dürften, mit sich durch das Zimmer in die Wohnstube hinein.

Hier waren sie allein und durften sich nach der schweren, wenn auch nur kurzen Trennung recht aus vollem Herzen begrüßen. In wenigen Minuten erfuhr Lorenzen Alles,

was sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte, nur Eins vorläufig noch nicht, nämlich daß seine Braut die Bekanntschaft der Frau von Lundbye aus Kopenhagen gemacht habe; Emma mochte diesen glücklichen Augenblick, der, wie sie bald vernahm, ihnen so kurz zugemessen war, sich und ihm nicht durch Fragen über Dinge, die nicht ganz klar zwischen ihnen lagen, trüben. Noch viel weniger dachte der Offizier daran, seiner zufälligen Begegnung mit der Gräfin Mackenna, von der er überhaupt noch nie zu seiner Braut gesprochen hatte zu erwähnen.

Die Nachrichten, die ihm Emma mitzutheilen hatte, waren betrübend genug, aber er suchte sie, so wie die Mutter, damit zu trösten, daß die Avantgarde der Armee hoffentlich schon anderen Tages in Flensburg einrücken und daß die Dänen bis dahin nicht Zeit genug behalten würden, die gefangenen Patrioten weiter mit sich zu schleppen. Was die nothgedrungene Aufnahme des dänischen Offiziers in das Haus anbetraf, so konnte Lorenzen das Benehmen seiner Braut dabei nur billigen.

Die Paar Stunden, die er hier nur zubringen durfte, wenn er seine Pflicht nicht verletzen wollte, vergingen im Fluge, sie trugen aber wenigstens dazu bei, alle Theile einigermaßen zu beruhigen. Auch Frau Staffelt begann auf das vernünftige und liebevolle Zureden des jungen Mannes Hoffnung zu schöpfen, nicht allein, bald ihren Mann wiederzusehen, sondern auch, daß ihr Fritz noch unter den Lebenden sein könne. Lorenzen hatte sie versichert, — und er hatte nicht die Unwahrheit gesprochen — daß mehrere Freischärler, die man bereits bei Bau uud Crusau verloren geglaubt, sich, nach Ueberstehung mannigfacher Abenteuer, bei der Armee wieder eingefunden hatten, nachdem sie sich in Flensburg bei deutschgesinnten Einwohnern einige Tage versteckt gehalten. Warum sollte Fritz nicht ein gleiches

Schicksal gehabt haben? — das zärtliche Mutterherz fand es ja so natürlich, daß sich edle Leute gefunden haben müßten, die gerade ihren Fritz zu schützen bereit gewesen.

Bald nach Mitternacht ritt Lorenzen mit dem Versprechen, so bald als möglich wiederzukehren, nach dem Bivouak bei Husby ab.

---

## Neuntes Kapitel.

Wir haben den jungen Freischärler, der bei Crusau so tapfer mitgefochten hatte und in Flensburg beinahe der Rache des verfolgenden Feindes zum Opfer gefallen wäre, verlassen, als ihn nach den ungewöhnten Anstrengungen ein erquickender Schlummer in Sicherheit wiegte.

Während er aber in dem Stübchen seiner Retterin ruhig träumte, entwickelte sich in dem zur ebenen Erde gelegenen Wohngemache des kleinen Hauses eine andere Scene.

Anna Hansen hatte in der Küche den Kaffee zubereitet, um ihn ihrem Vater, wenn er zurückgekehrt sein würde, vorzusetzen.

An diesem Tage hatten ihn nicht Geschäfte fortgeführt, sondern nur Neugierde und Interesse an den Ereignissen, welche die ganze Stadt in eine so lebhafte Bewegung versetzten; wohl der ärmste Tagelöhner dachte heute nicht an Arbeiten.

Der alte Hansen war durch und durch Däne, und bei seinem geringen Bildungsgrade konnte man von ihm ebenso wenig wie von seiner Tochter verlangen, daß er je über

die Verhältnisse des Landes, in dem er sich befand, und die Nationalberechtigung der Deutschen nachgedacht haben sollte. So wie vor dem Jahre 1848 war es schon gewesen, als er in dieser Gegend geboren worden, so war es sein ganzes bisheriges Leben — er hatte schon ein halbes Jahrhundert hinter sich — gewesen, und so mußte es nach seiner Ansicht auch ferner bleiben; wer es anders haben wollte, Deutscher oder Däne, der war ein Ruhestörer, ein Rebell. Die Gesetze beschränkten Handel und Gewerbe nicht, im Gegentheil beförderten sie dieselben, — weshalb sich also gegen sie und den König auflehnen?

Einen fanatischen Haß gegen die Deutschen hatte der ehrliche Schiffer nie gekannt; daß er die Leute, die seine Sprache redeten, lieber mochte als die Andern, versteht sich ganz von selbst. Erst in letzter Zeit, als die Parteien im Lande sich zu bekämpfen angefangen, hatte er die Deutschen mit anderen Augen anzusehen gelernt, und seitdem war er ihnen nicht mehr gewogen, denn er glaubte Alles auf das Wort, was die sogenannten Hetzer oder Wühler ihm und Seinesgleichen vorschwatzten; — solche Leute kamen ja von den Inseln und mußten das besser verstehen.

Der alte Hansen kam sehr vergnügt nach Hause; der Triumph seiner Landsleute und die Unterdrückung der Rebellion, wie es hieß, freuten ihn, er hatte ein Gläschen über den Durst getrunken, was sonst gerade nicht seine Art war, und wacker den „tapperen Land- und Seesoldaten" mitgebrüllt.

Das stark geröthete Gesicht des Vaters konnte in Anna gerade keine Hoffnung auf günstige Aufnahme ihrer Neuigkeit erwecken; sie hätte gern noch damit zurückgehalten, aber sie bedachte, daß es noch viel schlimmer sein werde, wenn ein Zufall die Anwesenheit des Fremden verriethe; schon sein Tritt auf den Dielen konnte dies in dem leichtgebauten

Hause. Nachdem sie den Kaffee auf den Tisch gestellt und sich neben ihn gesetzt hatte, hörte sie eine Weile geduldig seinen Erzählungen, wie die flüchtigen Freischärler empfangen und behandelt worden, und seinem Schimpfen auf die deutschen Rebellen zu; er sprach sehr aufgeregt und begleitete sich von Zeit zu Zeit mit kräftigen Faustschlägen auf den Tisch.

„Aber sie sind doch nicht Alle so schlimm, wie Ihr meint, Vater," wagte das junge Mädchen endlich einzuwenden; — „ich habe gehört, es seien viele noch ganz blutjunge Menschen dabei gewesen, die von den älteren blos verführt worden."

„Verführt?" schrie der Alte zornig. „Warum lassen sie sich gegen ihren König und Herrn verführen? — Das ist eben das Schlimmste, sagte vorher der lange, blasse Advokatenschreiber, der neulich von Kopenhagen herübergekommen ist, daß die junge Brut schon so aus der Art schlägt, man muß der Schlange den Kopf zertreten, so lange sie noch jung ist!"

„Der lange, blasse Advokatenschreiber aus Kopenhagen sollte sich lieber um seine Akten kümmern, als die Leute gegen einander aufhetzen," meinte das Mädchen. „Wenn er selbst Kinder hätte, würde er nicht solch' dummes Zeug schwatzen, aber er wird nie welche haben, denn kein Mädchen wird ihn nehmen wollen. Wenn Ihr nun einen einzigen Sohn hättet, Vater, und er müßte Soldat werden —"

„Doch nur für seinen König!"

„Ja, ja das versteht sich von selbst. Aber wenn ihn nun die Deutschen doch fingen?"

„Das wäre unmöglich! Ein tapferer Landsoldat läßt sich nicht fangen."

„Vater, es ist auch unmöglich, daß Ihr bei frischer Brise die Segelschoote loslaßt, und ich besinne mich doch, daß es Euch einmal passirte, — es war im vorigen Jahre

bei Hollnis, und beinahe wären wir mit dem Boote gekentert."

„Hm, das war auch ein ganz besonderer Unglückstag!"

„Gewiß, und für manche Eltern mag es auch ein ganz besonderes Unglück sein, daß die Söhne da herausgezogen sind nach Bau und Crusau."

„Das ist schon wahr! Aber was soll's damit? — Sie hätten sie einsperren sollen."

„Jugend hat keine Tugend, wie die Deutschen sagen. Von mir könnt Ihr das eigentlich nicht behaupten, Vater, denn ich bin Euch immer treu zur Hand gegangen und habe Euch noch keine Sorgen gemacht."

„Nein, meine Tochter, Du bist ein braves Mädchen."

Der Alte blickte sie zärtlich an und streichelte ihr das braune Haar; er war in weichere Stimmung gekommen, und Anna gedachte diese zu benutzen. Sie legte den Arm um seinen Hals und küßte ihn auf die braune Wange.

„Mädchen, Du hast etwas im Sinne," sagte der Alte lächelnd, — „das merke ich schon. 'Ist Dir wohl nicht recht, daß ich heute ein bischen zu viel getrunken habe? — 's war ja blos zur Ehre unseres guten Königs."

„Ihr habt nicht zu viel getrunken, Vater, das geht noch an, und ganz recht ist es mir nur nicht, daß Ihr vorher so viel auf die armen Menschen schimpftet, die Gottes Hand schon so schwer getroffen hat."

„Hm!" machte der alte Fischer blos.

„Ihr habt mir da vorher schreckliche Dinge erzählt, wie man in der Stadt mit ihnen umgegangen ist, daß sie aus den Fenstern mit kochendem Wasser begossen und auf offener Straße niedergestochen worden sind, — und es waren doch meistens guter Leute Kinder!"

„Rebellen!" sagte der Alte dumpf.

„Gewiß, aber der König würde sie doch nicht so schlimm

haben behandeln lassen, wenn er selbst hier gewesen wäre. Ihr sagtet immer, er sei ein so guter, milder Herr."

„Ja, die Schiffer, die von Kopenhagen kommen, erzählen es; er soll oft am Hafen gewesen sein und sich mit dem gemeinsten Matrosen unterhalten haben, wie mit Seinesgleichen."

„Die Flensburger in der Norderstadt haben gewiß nicht nach seinem Willen gehandelt, als sie so grausam waren."

Der Alte erwiderte Nichts, sondern trank seinen Kaffee.

„Weil ich mir das so dachte, habe ich einen von den jungen Menschen, der in großer Gefahr war, gerettet," fuhr Anna so gleichmüthig, als es ihr möglich wurde, fort.

„Du?" fragte der Alte verwundert.

„Ja. Er hatte sich in unsere Straße verirrt; er kam vom Hafen, die Soldaten dicht hinter ihm her. Ihr braucht keinen Schreck zu bekommen, Vater, kein Mensch hat es bemerkt."

„Was denn?"

„Daß ich ihn im Hause versteckt habe —"

„In unserem Hause? Einen Rebellen?" rief der Fischer aufspringend und heftig seinen Stuhl zurückstoßend.

„Oben in meiner Stube. Wohin anders sollte ich ihn denn bringen?"

„Mädchen, bist Du denn toll geworden? Wenn das herauskommt, läßt uns der Amtmann Beide in das Gefängniß werfen."

„Es wird nicht herauskommen, lieber Vater, und in einer der nächsten Nächte, wenn Wind und Gelegenheit gut sind, setzen wir ihn auf die andere Seite des Fjords über, dann mag er sehen, wie er weiter zu den Seinigen kommt."

„Den Teufel werde ich das thun! Was geht mich der fremde Mensch an, der Rebell?"

„Dann werde ich es allein thun, Vater," sagte das Mädchen fest. „Ich habe ihn unter meinen Schutz genommen, er ist einmal in unserem Hause, also müssen wir auch weiter für ihn sorgen. Du weißt, daß es Unglück bringt, einen Gast zu verrathen."

„Ja, aber einen solchen!"

„Er ist immer unser Gast, — übrigens hast Du ihn ja noch gar nicht gesehn."

„Ich will ihn auch nicht sehen, — ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Und ich nehme Alles auf mich; wenn der Amtmann oder die Soldaten es dennoch herausbekommen sollten, so kannst Du ruhig behaupten, Du wüßtest gar nichts davon, daß er hier gewesen."

Der alte Hansen kratzte sich hinter den Ohren und machte ein sehr bedenkliches Gesicht; Anna schlüpfte schnell aus der Stube, um ihm Zeit zu lassen, sich mit dem Gedanken, daß sein Haus einen Rebellen verberge, vertraut zu machen. Sie war sehr froh, daß die Sache so gut abgelaufen war, denn wenn sie auch wußte, daß sie noch manchen unmuthigen Vorwurf werde hinnehmen müssen, so hatte der Vater doch wenigstens nicht darauf bestanden, den Rebellen auszuliefern.

Später schlich sie leise die Treppe hinauf und öffnete vorsichtig die Thür ihres Zimmers, um zu sehen, ob der Schläfer schon erwacht sei. Er schlummerte noch fest, aber nach einem Blicke auf ihn trat sie dennoch ein.

Fritz war ein hübscher Junge; er hatte ebenso schöne blaue Augen und blonde Haare wie seine Schwester Emma, und wie er jetzt so süß von der Heimath träumte, lagen über sein Gesicht eine so rührende Sanftmuth und unschuldige Kindlichkeit ausgebreitet, daß es auf Jeden den anziehendsten Eindruck machen mußte. Anna Hansen erkannte

den von Pulver geschwärzten Freischärler gar nicht wieder; hatte sie mit diesem schon Mitleiden gefühlt, um wie viel mußte dasselbe jetzt nicht noch steigen für den schönen Knaben, der, rings von Gefahren umgeben, im Vertrauen auf ihren Schutz so sorglos ausruhte!

Das Mädchen zog die Thür wieder leise hinter sich zu und schlich auf den Zehen an das Bett; mit gekreuzten Armen blieb sie unbeweglich vor demselben stehen und hielt den Blick fest auf das Gesicht des Schläfers geheftet. Gewiß wußte sie es selbst nicht, daß ihr in jedes Auge eine Thräne trat, denn sie wischte dieselben nicht fort. An was sie wohl denken mochte? — an die Mutter des Verfolgten, von der er ihr so rührend, wenn bisher auch nur wenig, erzählt hatte? — an sein voraussichtliches Schicksal? Sie wollte ihn ja retten und sie gelobte es sich jetzt noch einmal auf das Heiligste, wie eine Mutter über ihn zu wachen und ihn der wirklichen zu erhalten.

Fritz wachte noch nicht auf, und das Mädchen ging wieder an die Arbeit, suchte auch, wenn sie in die Stube kam, den Mißmuth ihres Vaters auf die freundlichste Weise zu beruhigen.

Wenn Anna Hansen sonst in der Küche beschäftigt war, ging ihr Alles flink von den Händen und sie pflegte sich dazu ein frohes Liedchen zu singen, wie sie es auch, zur großen Erheiterung des Vaters, auf dem Wasser that, wenn sie das Ruder des Bootes führte. Aber an diesem Abende sang sie nicht, sondern blickte recht melancholisch vor sich hin, und oft setzte sie sich auf den hölzernen Schemel am Heerde nieder und ließ die Hände unthätig in den Schoß sinken; dann schien sie eine ganze Weile zu träumen, und plötzlich strich sie sich mit der Hand über die Stirn, stand schnell wieder auf und lächelte, aber dieses Lächeln war offenbar erzwungen, und die trüben Wolken bedeckten bald wieder ihr Gesicht.

Wer die Fischerstochter in ihrem seltsamen Benehmen beobachtet hätte, würde wahrscheinlich behauptet haben, daß sie verliebt sein müsse, und da wir versichern können, daß sie heute zum ersten Male in ihrem Leben von so eigenthümlichen Empfindungen, die sie selbst nicht begriff, bewegt wurde, so konnte man leicht glauben, der junge Freischärler habe einen tieferen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Romantische Situationen, wie diese hier ohne Zweifel eine solche war, begünstigen solche Eindrücke und machen sie in kurzer Zeit zu tiefen, unauslöschlichen, — aber Fritz Staffelt war fast noch ein Kind und Anna Hansen, wenn man das schnellere Reifen des weiblichen Geschlechts in Betracht zieht, bedeutend älter als er. Geburt und Erziehung hatten eine unübersteigliche Kluft zwischen sie gelegt; wenn das Mädchen wirklich ihr Herz an den Jüngling verloren hatte, dann ließ sich ihr nur eine unglückliche Zukunft prophezeien, denn solche einfachen Naturen, besonders in unserem Norden, vermögen nicht wieder aus dem Herzen zu reißen, was sie, einmal erwärmt, darin aufgenommen haben.

Fritz erwachte erst in der Nacht, und nachdem er sich mit Mühe darauf besonnen hatte, wo er sich eigentlich befinde, schlief er dennoch sofort wieder ein und träumte bis an den hellen Morgen. An diesem erwachte er aber schon mit den ersten Sonnenstrahlen, die schräg in das kleine Zimmer hineinfielen, sprang rasch auf und kleidete sich an. Die Erlebnisse des vergangenen Tages standen ihm wieder klar vor Augen, und er hütete sich wohl, laut aufzutreten oder sich am Fenster, dessen Vorhänge Anna vorsorglich niedergelassen hatte, sehen zu lassen.

Ein Gefühl der Unbehaglichkeit, gemischt mit dem der traurigen Rückerinnerung, ließ sich nicht fortleugnen, obgleich er damit seiner Schützerin, deren Opfer er erst heute ganz begriff, Unrecht zu thun glaubte; er hatte auch so

viel zu denken und zu sorgen. Andererseits hatte ihn die lange Ruhe doch körperlich so gestärkt, daß er sich über die Zukunft viel beruhigter als Tags zuvor fühlte und wenigstens wieder auf ein glückliches Ende seines Kriegszuges zu hoffen vermochte; über den unglücklichen Ausgang seiner ersten Waffenthat tröstete ihn jetzt vollkommen das Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben.

Sich nachdenklich aufstützend, saß er noch nicht lange neben seinem Bette, als sich vorsichtige Tritte auf der Treppe hören ließen, leise angeklopft wurde und gleich darauf Anna Hansen eintrat und ihn mit einem freundlichen „Guten Morgen" begrüßte.

Es fiel ihm nicht auf, daß das junge Mädchen, trotz der frühen Morgenstunde, ungemein sauber, nach ihrer Art sogar gewählt gekleidet war. Der wollene Rock war von besserem Stoffe und schwarz und roth gestreift, die breite Schürze sogar von schwarzer Seide, und den oberen Theil des schlankgewachsenen Körpers umschloß eng ein schwarzes Sammetleibchen, das auf dem blendendweißen Hemde über der Brust durch echtsilberne Spangen und Nesteln zusammengehalten wurde; weite Aermel von gestärktem, feinen Linnen fielen bis auf die Handgelenke herab und wurden hier durch ein schmales schwarzes Sammetband mit silbernem Schlosse zusammengehalten, eben so wie das Hemd hoch oben am Halse.

Die Fischerstochter sah in diesem Anzuge wirklich bedeutend vortheilhafter aus, als sie dem jungen Manne Tags zuvor erschienen war. Heute war aber auch Sonntag, was er, zum ersten Male in seinem Leben, ganz vergessen hatte. Anna wollte mit ihrem Vater zur Kirche, und sie hatte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen können, sich unter diesem Vorwande dem Gaste gleich im besten Lichte zu zeigen; das war eine unschuldige kleine Koketterie.

Fritz stand, als er seine Retterin erblickte, schnell auf, ging ihr entgegen und schüttelte ihr herzlich die Hand, die sie ihm mit leichtem Erröthen reichte. Heute konnte er ihr seinen Dank besser sagen, als in der Aufregung des vorigen Tages, aber sie wollte nicht viel davon hören und ihm lieber erzählen, wie der Vater ihre Mittheilung von seiner Anwesenheit noch ziemlich gut aufgenommen habe, bei dem Entschlusse, seinen Gast gar nicht zu sehen, war er aber geblieben, wahrscheinlich, um sich sein patriotisches Gewissen rein zu erhalten.

Anna hatte ihrem Schützlinge den Morgenkaffee mitgebracht, und während er sich denselben mit gutem Appetite schmecken ließ, setzte sie sich neben ihn und plauderte unbefangen. Sie wollte seine ganzen Verhältnisse genau kennen lernen und überhäufte ihn mit Fragen, die nicht von zudringlicher Neugierde, sondern nur von dem großen Interesse, daß sie an ihm nahm, zeigten. Es lag etwas so Naives, Gutmüthiges und Zutrauliches in ihrem Wesen, daß Fritz auch gar keinen Anstand nahm, ihr bereitwillig zu antworten.

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, als die beiden jungen Leute schon so vertraut mit einander waren, als ob sie sich seit Jahren gekannt hätten. Fritz empfand eine aufrichtige Zuneigung zu dem Mädchen, das sich seinethalben einer so großen Gefahr ausgesetzt hatte und, ohne sich dessen mit einem Worte zu rühmen, ihn jetzt beinahe wie eine ältere Schwester behandelte. Weit davon entfernt, daß seine Empfindungen für sie irgend etwas Leidenschaftliches angenommen hätten, fühlte er doch, ohne daß der große Unterschied ihrer Bildung störend darauf eingewirkt hätte, herzliche Freundschaft für sie. Was ihr an Wissen abging, das ersetzte genügend ihr rasch fassender, natürlicher Verstand und das richtige Gefühl, das den Frauen meistens angeboren zu sein scheint.

Anna ging mit ihrem Vater nach der Kirche und kehrte aus derselben zurück; sie brachte ihrem Gaste Alles, dessen er bedurfte, auf das Zimmer, das er nicht verlassen konnte, und hatte dadurch am Tage zwanzigmal Gelegenheit, ihn zu sehen und mit ihm zu plaudern; wie gern sie dies that, bewies, daß sie sich jedesmal nur schwer wieder von ihm trennen konnte und ihren Aufenthalt so viel als möglich zu verlängern pflegte. Ohne dem wäre dem Jünglinge die Zeit auch gewiß unerträglich lang geworden, denn er hatte zu seiner Unterhaltung Nichts als ein Paar alte dänische Bücher, von denen er sehr wenig verstand, da sie sich auf Nautik bezogen; Gott weiß, wie sie einmal in den Besitz des alten Fischers, der gar nicht lesen konnte, gelangt waren! — Er machte aber dennoch einige Studien in der dänischen Sprache, die er gerade nicht liebte, und zwar durch seine Unterhaltung mit Anna, die wieder das Plattdeutsch auf eine entsetzliche Weise radebrechte. Schließlich verstanden sich Beide recht gut.

Mehrere Tage vergingen in dieser Weise, denn die dänischen Truppen verließen die Stadt nicht oder wurden, wenn sie theilweise gegen Schleswig abrückten, sofort durch neue, aus Jütland oder von den Inseln kommende ersetzt; im Fjord lagen Kriegsschiffe, die strenge Wacht hielten, und überdies waren die Nächte so hell, daß sich an eine heimliche Fahrt auf dem Wasser gar nicht denken ließ.

Anna Hansen schien darüber gerade nicht sehr ungehalten, obgleich sie mit Fritz oft von der Nothwendigkeit seiner baldigen Abreise sprach; wenn der junge Mann aber, im Gedanken an den Schmerz seiner Mutter, dazu drängte, wurde sie jedesmal so auffallend still und traurig, daß ihm dies nicht entgehen konnte. Man mußte noch so jung und in gewissen Beziehungen unerfahren wie Fritz Staffelt sein, um, an seiner Stelle, nicht klar in das Herz des Mädchens

zu blicken; er selbst, so sehr er sich nach der Wiedervereinigung mit den Seinigen sehnte, dachte auch mit einem leisen unangenehmen Gefühle an die bevorstehende Abreise.

Die Beiden waren aber auch nicht immer traurig, wenn sie sich bei einander befanden; es lag dies gar nicht in ihren Temperamenten. Ihre Sprachstudien führten zu manchem Scherze, zu mancher lustigen Neckerei, und sie konnten dann, dicht neben einander sitzend, recht gut den ernsten Theil der Gegenwart vergessen.

Am fünften oder sechsten Abende seiner Anwesenheit im Hause kam Anna wieder in das kleine Zimmer herauf. Sie sah ungewöhnlich erregt aus, so daß Fritz sie besorgt nach dem Grunde fragte.

„Ich habe so eben einen kleinen Streit mit meinem Vater gehabt,“ erwiderte sie. „Er will Dich nicht länger im Hause dulden, denn heute Vormittag hat man bei einem deutschen Einwohner in der Norderstadt einen versteckten Rebellen entdeckt und beide gleichzeitig in das Gefängniß abgeführt; der Vater fürchtet nun, daß es ihm ebenso ergehen könne, und er behauptet, die Nacht würde finster genug werden, um Dich über den Fjord schaffen zu können; er will selbst dabei sein.“

Die erste Empfindung, die Fritz bei dieser Mittheilung hatte, war Freude; er dachte nicht an den Abschied, nicht an die Fährlichkeiten der ihm bevorstehenden Reise, sondern nur an das Wiedersehen der Seinigen. Diese Gedanken prägten sich auch zu deutlich auf seinem Gesichte aus, als daß sie das Mädchen nicht errathen haben müßte. Als er wieder zu ihr aufblickte, stand sie bewegungslos da und hatte Thränen in den Augen.

Der junge Mann erschrack unwillkürlich vor dem trostlosen Ausdrucke ihres Gesichtes; er begriff, daß ihr die bevorstehende Trennung schmerzlich sei, und glaubte Unrecht

gethan zu haben, seine Freude so offen zu äußern. Auch ihm wurde auf einmal eigenthümlich wehe um das Herz, und, ihre Hand ergreifend, fragte er in recht innigem Tone:

„Wirst Du denn traurig sein, wenn ich fortgehe, Anna?"

Die Thränen stürzten unaufhaltsam aus den Augen des Mädchens, plötzlich aber faßte sie sich gewaltsam, wischte sie mit der Hand fort und erwiderte in etwas trotzigem Tone:

„Nein, ich werde mich freuen, wenn ich Dich in Sicherheit weiß."

Dabei setzte sie sich nieder und begann, dem jungen Manne den Plan zu seiner Fortschaffung, den sie, gemeinsam mit dem Vater, entworfen hatte, zu entwickeln. Fritz sollte Frauenkleider, ihre eigenen, anlegen; das schien ihnen das sicherste Mittel, der Revision durch ein Boot der Wachtschiffe Trotz zu bieten; — welcher dänische Seeoffizier würde auch unter der Frauenkleidung einen Freischärler gesucht haben?

Das junge Mädchen mußte auf einmal wieder hell auflachen, als Fritz Einwendungen gegen diese keineswegs heldenmäßige Verkleidung zu machen versuchte. Er fügte sich übrigens auf die Versicherung, daß seine Kleider mitgenommen werden und daß es ihm freistehen solle, dieselben anzulegen, sobald das jenseitige Ufer des Fjords glücklich erreicht sei.

Um eilf Abends wollte man sich im Hafen einschiffen; der Himmel war einigermaßen bewölkt, der Mond schien nur schwach, man konnte also die Wachsamkeit der Schiffe zu täuschen hoffen.

Die Umwandelung des jungen Mannes zu einem ganz stattlichen Fischermädchen ging unter Annas Händen vortrefflich vor sich; er selbst mußte ebenso darüber lachen wie

sie; Beide schienen in der besten Laune zu sein. Sie zog ihn vor den Spiegel und zeigte ihm lachend sein Bild.

Auch über Fritz war ein kleiner Uebermuth gekommen; er faßte plötzlich das Mädchen, das mit ihrem lachenden Gesichte im Spiegel so lieblich aussah, um die Taille und küßte sie auf die Lippen mit den heiteren Worten:

„Sollte man nicht glauben, liebe Anna, daß wir Schwestern seien?"

Eine Todesblässe überzog in diesem Augenblicke das Gesicht des Fischermädchens, ein heftiges Zittern flog durch alle ihre Glieder, und halb bewußtlos stürzte sie zu den Füßen des erschrockenen jungen Mannes nieder. Sie hatte seine Hand fest gehalten und drückte sie leidenschaftlich an ihre Lippen, ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen, und ihre Brust hob sich in krampfhaftem Schluchzen. Aus dem Scherz war auf einmal Ernst geworden. Er beugte sich zu ihr nieder, suchte sie aufzuheben, und bat sie um Verzeihung; eine Weile lang hörte sie ihn gar nicht an, dann schlug sie beide Hände vor das glühende Gesicht und stürzte aus dem Zimmer.

„Sie trennt sich so schwer von Dir," sagte Fritz, dessen Augen auch feucht geworden waren, zu sich selbst.

Aber weiter dachte er nicht, und vielleicht war es ein Glück für ihn.

Anna ließ sich bis zu der Zeit, die für die Abfahrt bestimmt worden, nicht wieder in dem kleinen Zimmer sehen. Der junge Mann starb fast vor Ungeduld.

Kurz vor eilf Uhr kam sie, einfach und unansehnlich gekleidet, wie es sich für eine Seereise paßte. Sie lachte oder weinte nicht, sondern sah starr gleichgültig aus.

„Es ist Zeit, geschwind!" sagte sie kurz.

Unten im Hausflur fand Fritz auch den alten Fischer, den er bisher noch nicht gesehen hatte; als er einige Worte

an ihn richten wollte, winkte ihm der Mann abwehrend mit der Hand und bedeutete ihn durch ein Zeichen, zu schweigen.

Die Hausthür wurde mit Vorsicht geöffnet, und alle Drei gingen auf die Straße hinaus. Der Fischer schritt voran, nach dem Hafen zu. Kein Mensch war mehr zu erblicken; die Nacht war milde, aber dunkel.

Das kleine Boot lag am Bollwerk; ohne ein Wort zu wechseln, stiegen alle Drei hinein. Die Föhrde lag wie ein spiegelklarer Landsee da, das jenseitige Ufer konnte man nicht erblicken, wohl aber die rothen Laternen der Kriegsschiffe, die in ihr ankerten.

Anna nahm das Ruder in die Hand und winkte dann dem jungen Deutschen, sich an ihre Seite niederzulassen; der Alte stieß ab und entfaltete das Segel, das schnell vom leichten Winde geschwellt wurde. Das Boot schoß, mit seinem scharfen Buge die Flut theilend, hinaus in das Wasser, das es leise umspülte.

So schön die Nacht war, konnte sich Fritz eines unheimlichen Gefühles doch nicht entwehren; Alles ging so sonderbar schweigsam zu. Er faßte leise Annas Hand, — sie entzog sie ihm. Zürnte sie oder nicht? — er konnte die Züge ihres Gesichts in der Dunkelheit nicht erkennen. Er wagte auch nicht zu fragen, war doch Alles um ihn her so still, als müsse der kleinste Laut eine furchtbare Gefahr heraufbeschwören.

Die Absicht des Fischers war, den jungen Mann an einer weiter nördlich gelegenen Stelle des jenseitigen Ufers auszusetzen, da, wo er bald die von Glücksburg nach Schleswig führende Straße erreichen konnte; wie er sich auf derselben durch das Land Angeln weiter forthelfen wollte, blieb ihm überlassen, schien aber gar nicht so schwer, da die Bevölkerung dort durchweg deutsch war; die biederen Landleute würden sich eine Freude daraus gemacht haben, den

jungen Vaterlandsvertheidiger auf die sicherste und bequemste Weise weiter zu schaffen.

Das kleine Boot mußte ziemlich dicht an der Linie, welche die dänischen Kriegsschiffe quer über den Fjord hinweg gebildet hatten, vorbeipassiren; der alte Hansen zog daher, als man die schwarzen Kolosse zu unterscheiden begann, das Segel ein und bediente sich der Riemen, mit denen er geräuschlos das Wasser theilte. Das Boot bewegte sich jetzt natürlich viel langsamer als vorher vorwärts; die darin Sitzenden wechselten kein Wort.

Fritz blickte, in Gedanken versunken, auf die dunkle Föhrde hinaus; sein Auge hing unwillkürlich eine Weile an dem schlanken Masten- und Spierenwerk der Kriegsschiffe, das sich deutlich gegen einen helleren Streifen am Himmel abzeichnete, dann senkte es sich auf die festen, dunkeln Massen selbst nieder; er glaubte zu sehen, wie sich an Bord des einen Schiffes schnell ein Laternenlicht bewegte und dann auf das Wasser niedersenkte, aber er achtete nicht weiter darauf und hielt es auch für überflüssig, Anna, die einmal nicht mit ihm sprechen zu wollen schien, darauf aufmerksam zu machen.

Aber einige Minuten später gewahrte er in derselben Richtung, vielleicht auf halbem Wege zwischen dem Boote und den nächsten Schiffen, einen dunkeln Punkt auf dem Wasser, der sich zu bewegen schien. Jetzt konnte er nicht mehr unterlassen, seine Bemerkung dem Mädchen zuzuflüstern.

Sie legte die Hand über die Augen, blickte scharf hinaus und flüsterte ihm einen Moment später mit gepreßter Stimme zu:

„Ein Boot, — man hat uns bemerkt, — wir müssen umkehren.“

Sogleich stand sie auf und setzte den Vater von ihrer Bemerkung in Kenntniß. Er stieß einen halblauten Fluch

aus, und dann berathschlagte er eifrig mit seiner Tochter; das Boot, das zweifellos zu den Kriegsschiffen gehörte, kam immer näher. Fritz fühlte sein Herz klopfen.

Im Rudern war die Mannschaft des königlichen Bootes dem Fischer und seiner Tochter überlegen, das bedurfte keiner Frage; wenn man aber wieder das Segel hißte, mußte dasselbe durch seine große Fläche zum Verräther jeder Bewegung werden. Die Dänen befanden sich an einem Punkte, der ihnen erlaubte, unter allen Umständen das gehetzte Fahrzeug vom jenseitigen Ufer abzuschneiden oder wenigstens gleichzeitig mit ihm dort zu landen. Es wäre dann eine Untersuchung gefolgt, die Fritz, trotz seiner Verkleidung, möglicherweise in die Hände seiner Feinde geliefert haben würde. Der alte Hansen war dafür, es darauf ankommen zu lassen, seine Tochter, die heute ungewöhnlich ängstlich erschien, dagegen. Ihr Rath drang endlich durch; die Flucht wurde für diese Nacht aufgegeben, der Alte warf das Boot herum, zog die Riemen ein und setzte das Segel bei; so verdächtig, wie dies aussehen mußte, handelte es sich jetzt nur noch darum, schnell wieder den Hafen zu erreichen, was der Wind begünstigte.

Fritz ließ den Kopf traurig sinken, denn er verstand dieses Manöver. Das junge Mädchen setzte sich wieder neben ihn und nahm das Steuerruder.

Ueber das Wasser herüber schallte aus weiter Ferne, von dem Kriegsschiffboote her, ein lauter Anruf. Der alte Fischer und Anna kehrten sich nicht daran; das Boot flog pfeilgeschwind nach dem Flensburger Hafen zurück.

Von einem der Kriegsschiffe donnerte ein Kanonenschuß in die stille Nacht hinaus; es war die von dem alten Hansen wohlverstandene Aufforderung, beizulegen, aber er schüttelte den Kopf und fluchte leise in sich hinein, ohne irgend eine Anstalt zu machen, dem Befehle zu folgen.

Seine Augen hefteten sich bald auf das geschwellte Segel, bald auf das verfolgende Boot.

Letzteres war etwa noch zweihundert Schritte entfernt, aber es mußte von jetzt ab, da es kein Segel führte, mit jeder Minute zurückbleiben. Die Anrufe, die von daher kamen, wiederholten sich, aber umsonst.

Da blitzte es plötzlich auf dem Kriegsschiffboote, das alle Drei fest im Auge gehalten hatten, hell auf; in derselben Minute warf sich Anna schnell vor den jungen Deutschen, der unwillkürlich zusammenzuckte. Ein Gewehrschuß knallte, und ein tödtlicher Schreck überfiel ihn, denn er glaubte, daß das Mädchen von der ihnen zugesandten Kugel getroffen worden sei. Aber Anna richtete sich sogleich wieder auf und nahm das Ruder von Neuem in die Hand.

Der alte Fischer sah besorgt nach den Beiden hin, aber ihre Haltung beruhigte ihn wieder.

„Das wird böse," sagte er halblaut, — „aber einholen können sie uns niemals."

Es fielen noch ein Paar Gewehrschüsse, und man hörte die Kugeln deutlich vorüberpfeifen, aber sie blieben gänzlich unschädlich, und die Entfernung zwischen den beiden Booten wurde mit jedem Augenblicke sichtlich größer. Nach zehn Minuten gab das Kriegsschiffboot die nutzlose Verfolgung auf und kehrte um; fast zu derselben Zeit lief der alte Hansen mit seinem Boote wieder an den alten Landungsplatz am Bollwerk und ließ das Segel fallen.

Noch immer wechselten Vater und Tochter kein Wort; Ersterer schien in allerschlechtester Laune, aber er mochte doch eine gewisse Achtung vor seinem jungen Gaste haben, denn er ließ sie nicht laut werden. Anna half schweigend, das Boot in Ordnung zu bringen, auch Fritz ging ihr, so wenig er davon verstand, dabei zur Hand, und als es wieder fest angekettet lag, verließen es alle Drei.

Der Fischer ging mürrisch voran, das Mädchen und Fritz folgten.

„Wir werden es in einer der nächsten Nächte noch einmal versuchen," flüsterte Anna dem niedergeschlagenen Jüngling zu.

„Wie soll ich Dir und Deinem Vater für die Theilnahme, die Ihr mir beweist, danken, wie Euch für die Gefahren, denen Ihr Euch meinetwegen aussetzt, entschädigen?" fragte er.

Sie zuckte die Achseln.

„Du warfst Dich vor mich, um den Schuß, der auf unser Boot abgefeuert wurde, von meiner Brust abzuhalten," fuhr er in tiefer Rührung fort.

Sie antwortete wieder nicht, sondern beschleunigte nur ihre Schritte. Der Fischer betrat zuerst das Haus und begab sich hastig in das Zimmer zu ebener Erde; das junge Mädchen dagegen zündete ein Licht an und begleitete Fritz nach seiner Stube hinauf.

Als sie ihm vor der Thür aber eine gute Nacht wünschte, bemerkte er, daß unter dem weiten Aermel ihrer groben Friesjacke ein Paar Blutstropfen auf ihre linke Hand niederflossen.

„Mein Gott, was ist denn das, Anna?" fragte er erschrocken.

„Es ist weiter Nichts, ich werde mir am Ruder einen Splitter eingerissen haben," erwiderte sie gleichmüthig, aber er bemerkte, daß sie bleich war und die Lippen fest zusammenpreßte, als wolle sie einen stärkeren Schmerz gewaltsam unterdrücken.

„Du sprichst nicht die Wahrheit, Anna!" rief er betroffen. „Eine von den Kugeln, die man uns nachschickte wird Dich doch nicht getroffen haben?"

Leicht lächelnd schob sie den Aermel zurück; der Arm

blutete aus einer Wunde, die sich über dem Ellenbogen befand, ziemlich stark; die Stelle war angeschwollen, und der Schmerz mußte kein ganz leichter sein.

Fritz stieß einen Ruf des Schreckens aus und zog das junge Mädchen in seine Stube. Obgleich sie ihn beschwichtigen wollte, mußte sie es sich doch gefallen lassen, daß er das Blut abwusch und die Wunde in näheren Augenschein nahm. Glücklicherweise war sie, wie der letztere lehrte, keineswegs gefährlich, aber sie rührte von einer Flintenkugel her, die den Arm sehr leicht gestreift hatte; ein halber Zoll weiter, und der Knochen wäre vielleicht zerschmettert worden.

Der Jüngling betrachtete Anna auf einmal mit ganz anderen Augen; er erinnerte sich, daß sie sich vor ihn geworfen hatte, als der Schuß fiel, um ihn mit ihrem Körper zu decken, er sah jetzt den schmerzlich lächelnden Blick, der voll so inniger Ergebung und Freude auf ihm ruhte, — und auf einmal begriff er das Mädchen.

In überwallendem Dankbarkeitsgefühle hätte er sie an seine Brust ziehen mögen, aber es fehlte ihm der Muth dazu; er fürchtete, sie zu beleidigen, und wagte nur, mit nassen Augen einen Kuß auf den verwundeten Arm zu drücken. Sie wurde dabei noch bleicher und zitterte noch mehr. Beide hatten keine Worte, aber sie verstanden sich vollkommen.

Mit bebenden Händen verband Fritz die Wunde, so gut er es verstand, und beschwor Anna, wenigstens für diese Nacht ihr bequemes Lager einzunehmen, während er sich auf dem Flur oder in der Küche betten wolle. Sie wies dieses Anerbieten entschieden zurück und versicherte, daß ihre Natur viel zu fest und gesund sei, als daß sie ein Wundfieber belästigen könne. Dann schlüpfte sie schnell aus dem Zimmer.

Fritz schlief die ganze Nacht über nicht; er war noch

nie so aufgeregt gewesen, selbst nicht nach dem unglücklichen Gefechte bei Crusau. Empfindungen, die er noch nie gekannt hatte, bewegten seine Seele; er verstand sie nicht ganz, aber er begriff doch, daß sich zwischen ihm und dem dänischen Fischermädchen ein Band geknüpft habe, das Entfernung und Zeit so bald nicht würden zerreißen können; sie stand ihm jetzt fast noch näher als seine Schwestern.

Anna war oder schien wenigstens am nächsten Tage ganz wohl; sie behauptete, keine Schmerzen zu haben, und versah den Hausstand wie immer; über die Besorgnisse, die Fritz äußerte, lachte sie.

Sie legte ihrem ganzen Wesen überhaupt einen Zwang an, der selbst dem unerfahrenen Auge des jungen Menschen nicht entgehen konnte; jetzt spielte sie die Unbefangene, und er war Der, durch dessen Gemüth eine traurige, nicht ganz begriffene Sehnsucht zog. Uebrigens blieb in ihren Verhältnissen Alles beim Alten.

Die nächsten Nächte waren so hell, daß sich an eine Wiederholung des Fluchtversuches gar nicht denken ließ. Der alte Hansen war schlechter Laune und schwur alle Tage, der unwillkommene Gast müsse aus dem Hause; Anna, der er manche schwere Stunde machte, hatte oft Mühe, ihn zu beruhigen. Fritz merkte in seinem einsamen Kämmerlein nicht viel davon, denn ihm suchte sie stets ein heiteres Gesicht zu zeigen.

Da traf am Morgen des 24. April durch einige flüchtige Dragoner, die in die Stadt sprengten, die Kunde von der verlorenen Schlacht bei Schleswig ein. Die Dänen wollten kaum daran glauben, aber sie wurden doch sehr still; die Deutschen in der Süderstadt hoben das Haupt höher. Im Laufe des Tages rückte die geschlagene Armee ein und bezog Quartiere.

Auch das kleine Hansensche Haus wurde nicht von der

Einquartierung verschont. Fritz durfte sich in seiner Stube nicht rühren, Anna schwebte in tödtlicher Angst, daß er entdeckt werden möge.

Aber glücklicherweise sollte diese peinliche Lage nicht lange dauern. Schon um fünf Uhr Nachmittags kam die Nachricht, daß die deutschen Truppen anrückten und beim Jostedter Kruge ein siegreiches Gefecht gegen die Arrieregarde der Dänen bestanden hätten. Ein panischer Schrecken verbreitete sich unter der demoralisirten dänischen Armee; obgleich General Hedemann keinen Befehl dazu gegeben hatte, wurde in der Stadt überall Allarm geschlagen. Die Soldaten stürzten aus den Häusern, und sobald sich nur ein kleiner Trupp gesammelt hatte, verließ er die Stadt auf dem Wege nach Norden.

Die Offiziere hatten keine Autorität mehr, wenn sie sich dem Rückzuge nicht anschlossen, keine Sicherheitsanordnungen konnten getroffen werden, und noch am Morgen des folgenden Tages standen zwölf Geschütze ohne jede Bedeckung auf dem Markte, die aber dann noch glücklich weggeschafft wurden. Nur die dänischen Kriegsschiffe blieben auf ihrem Posten im Fjorde und hielten durch ihre drohenden Geschützmündungen die deutsche Bevölkerung der Stadt im Zaume.

Man wird sich leicht vorstellen können, welche freudigen Hoffnungen Fritzens Herz bei diesen Vorgängen schwellten; er kannte sie genau, denn Anna setzte ihn alle halbe Stunden davon in Kenntniß; sie erschien dabei sanft und traurig. Seine Freude betrübte sie augenscheinlich. Wie in der ganzen Stadt, so schloß sich auch in diesem Hause in der Nacht kein einziges Auge.

Mit der größten Spannung wurde der Morgen erwartet; mit ihm kamen einige Dragoner unter dem früheren

bairischen Lieutenant von Bouteville in die Stadt, denen bald die Freischaar von der Tanns folgte. Wie es in der Stadt Schleswig gewesen war, so veränderte sich auch hier plötzlich die Physiognomie der Stadt; die Süderstadt entfaltete einen wahren Wald von deutschen und schleswigholsteinschen Flaggen, über mehr als einer Thür sah man die mit Laub und Blumen umkränzte Inschrift: „Up ewig ungedeelt."

In der Norderstadt sah es stiller aus; die vielen dort wohnenden Dänen fürchteten, daß die Freischärler ihr Benehmen am 9. April rächen würden; diese bange Besorgniß sollte sich aber nicht erfüllen, denn die Deutschen hielten gute Mannszucht.

Mit dem Einrücken der Freischaaren begannen auch die dänischen Kriegsschiffe vom Hafen aus die Stadt zu bombardiren, aber schon um neun Uhr, als zuerst ein hannöversches Infanterieregiment in die Stadt kam, wurde eine Batterie auf dem Schloßberge gegen sie aufgefahren und sie bald gezwungen, den Fjord zu verlassen. Kolonne auf Kolonne der deutschen Reichstruppen, dann die Preußen, rückten nun ein; das Hauptqartier wurde nach Flensburg verlegt, die Stadt wurde überquartiert mit Infanterie und nur die Cavallerie in die westlich von ihr befindlichen Dörfer gelegt; die Freischaaren mußten die äußersten Vorposten bei Bau beziehen.

Die Kanonen von den Kriegsschiffen und der Batterie auf den Schloßberge donnerten noch, als Fritz Staffelt, der seine Ungeduld nicht mehr mäßigen konnte, in seiner alten Freischärlerkleidung, mit der Büchse in der Hand, sich seinen ehemaligen Kameraden anzuschließen beeilte. Der alte Fischer saß, sorgenvolles Blickes, in der Wohnstube; er schien den Dank, den ihm der junge Mann sagte, zu

überhören, aber er drückte stumm die ihm gebotene Hand und sah ihn mit einem Blicke an, der deutlich genug ausdrückte, es sei nun wohl Jenes Sache, ein gutes Wort für ihn und sein Haus einzulegen. Fritz versprach natürlich ihm, wie dem Mädchen, daß er in kürzester Zeit wiederkehren und dafür sorgen werde, daß seine Kameraden ihnen kein Haar krümmten. Dann stürzte er fort und war bald mitten unter seinen Landsleuten, die ihn mit herzlicher Freude aufnahmen; auch noch ein Paar andere Versprengte, die ein ähnliches Schicksal wie er gehabt hatten, fanden sich ein. Auf seinen Wunsch wurde er sofort in das von der Tannsche Corps einrollirt.

Sein nächstes Geschäft war, Lieutenant Lorenzen aufzusuchen, der sich bei der Avantgarde befinden sollte; er fand ihn wirklich und überraschte ihn auf das Freudigste durch sein Erscheinen, zu seinem Schreck hörte er aber auch von ihm, daß sich der Vater schon seit mehreren Tagen als Gefangener in Flensburg befinde.

Beide eilten, sobald der Lieutenant von seiner Schwadron abkommen konnte, nach dem Gefängnisse, in das man die deutschen Bürger eingeschlossen hatte; sie waren bereits befreit worden, aber zu ihrem Entsetzen erfuhren die beiden jungen Leute, daß ein Theil von Jenen — wahrscheinlich hatten sie die Dänen für die Gefährlichsten gehalten oder bloße Laune und Zufall walten lassen — in der vergangenen Nacht wieder nach Norden fortgeschafft worden sei; ohne Zweifel wollte man sie nach Kopenhagen bringen.

Die Freude des Sieges wurde durch diese böse Nachricht bei ihnen nicht wenig niedergedrückt, aber es war jetzt nicht Zeit zu unnützen Klagen. Der Lieutenant mußte auf die Dörfer hinaus, Fritz kehrte niedergeschlagen nach dem Hansenschen Häuschen zurück, um vor allen Dingen an die Mutter zu schreiben und dann, nachdem er von Anna Ab-

schied genommen, wieder in den Dienst seines auf Vorposten beorderten Corps zu treten.

Das Unglück schien noch nicht müde geworden zu sein, die Staffeltsche Familie heimzusuchen.

## Zehntes Kapitel.

In den letzten Tagen des Aprils traf Gräfin Ida Mackenna wieder in Kopenhagen ein. Sie hatte sich nach einem kurzen Aufenthalt in Kolding, wohin sie, eigentlich ohne es zu wissen, gelangt war, wieder vollständig erholt und sich von da nach der Insel Fühnen übersetzen lassen.

Als sie ihr Haus in der Hauptstadt wieder betrat, sah sie noch blaß und angestrengt aus, aber das Fieber war von ihr gewichen und sie hielt sich fast noch stolzer und sicherer als sonst; sie begriff, daß sie nach ihrem verfehlten Unternehmen Allen, welche darüber zu spotten Lust hätten, eine kühne Stirn entgegensetzen müsse.

Es dürfte jetzt an der Zeit sein, noch einen Rückblick in das Leben dieser Frau zu werfen, der ihr sonderbares Verhältniß zu dem Lieutenant Lorenzen erklären soll.

Man weiß bereits, daß Letzterer im Herbste des vergangenen Jahres seinen General in militairischen Angelegenheiten desselben nach der dänischen Hauptstadt begleitet und daselbst Aufsehen erregt hatte, obgleich er sich nur in subalterner Stellung befand. Dies kam theils daher, daß die eiderdänische Partei, die mit Eifer wühlte, es nicht verschmähte, auch einen so unbedeutenden Menschen, der ge-

borener Schleswig-Holsteiner war, für sich gewinnen zu wollen, denn er konnte ja nachher auf die unverdächtigste Weise in seinen Kreisen wieder weiter wirken, theils lag es daran, daß Lieutenant Lorenzens Persönlichkeit wirklich sehr gewinnend war. Besonders machte sie auf die Frauen Eindruck, die sich von etwas Fremden, Ungewöhnlichen immer am meisten angezogen fühlen.

Die Sitten am Hofe waren ziemlich frei, denn der Kronprinz ging mit gutem Beispiele voran, und man brauchte sich nur noch vor dem alten Könige in Acht zu nehmen, dem wieder die Politik zu sehr am Herzen lag, als daß er für andere Dinge allzuscharfe Augen gehabt haben sollte. Manche verheirathete oder unverheirathete Dame des Hofes hätte gern ein kleines Abenteuer mit dem hübschen und liebenswürdigen Deutschen, auf den der ungewöhnte Glanz des Hoflebens auch einen verführerischen Eindruck zu machen schien, bestanden, aber die Gräfin Mackenna lief ihnen allen den Rang ab.

Unbedingt war sie die schönste Frau am Hofe; man hatte sich schon längst daran gewöhnt, ihr dies einzuräumen. Auch der deutsche Offizier mußte es erkennen, und da er keine Ahnung, wie die Uebrigen, von ihrem früheren Verhältnisse zum Kronprinzen hatte, konnte ihr stolzes, gemessenes Wesen ihn wohl auch einen günstigen Schluß auf ihren Charakter ziehen lassen; Niemand fühlte sich berufen, ihm darüber die Augen zu öffnen.

Lieutenant Lorenzen in seiner bescheidenen Stellung würde vielleicht gar nicht gewagt haben, sich der vornehmen Dame, die ihn am meisten interessirte, vorstellen zu lassen, hätte sie selbst nicht die Annäherung dadurch herbeigeführt, daß sie ihn bei einer Ballfestlichkeit durch ihren stets ergebenen Diener, den Kammerherrn und ehemaligen Husarenkapitain von Stjernborg, wissen ließ, sie wünsche ihn kennen

zu lernen und mit ihm zu tanzen; als Vorwand diente ihr der Wunsch, sich mit ihm über die zur Zeit so eigenthümlichen Verhältnisse seines Geburtslandes zu unterhalten. Lorenzen wußte schon, daß die Gräfin eine Dame von einiger politischer Bedeutung sei; er folgte daher der Einladung um so lieber, da er sie über manche in Kopenhagen herrschenden unrichtigen Ansichten aufzuklären hoffte.

Ihre Schönheit und entgegenkommende Liebenswürdigkeit fesselten ihn schnell; die Zutraulichkeit, mit der sie zu ihm sprach, mußte seiner Eitelkeit schmeicheln. Er war ganz entzückt von der neuen Bekanntschaft und legte dies bei seinem aller Verstellung fremden Wesen auch offen genug an den Tag. Gräfin Ida fühlte sich sicher, eine Eroberung gemacht zu haben, und sie schlug diese nicht gering an, denn sie fand in dem jungen Manne noch mehr, als sie erwartet hatte. Das höfische, schmeichlerische und unwahre Wesen, das sie aus tiefstem Herzensgrunde verachten gelernt hatte, fehlte ihm gänzlich, — er war also für sie etwas Neues und Anregendes. Wenn er von seinem deutschen Vaterlande sprach, — und sie führte ihn immer wieder absichtlich auf dieses Thema, weil sie ihn gern so sprechen hörte, — dann geschah es mit einer Innigkeit und Leidenschaftlichkeit, die sie in dieser Beziehung gerade nicht freuten, sie aber doch einen tiefen Blick in sein reiches, volles Gemüth thun ließen; sie hielt sich für überzeugt, daß er eine Frau, die sich seines Herzens zu bemächtigen wisse, noch viel leidenschaftlicher und glühender lieben werde als eine Sache, die eigentlich doch nur in der Idee existirte. Sie wußte noch nicht, daß er sein Herz bereits vergeben habe, und sie würde selbst dann nicht zu viel Werth darauf gelegt haben, denn welche andere Frau hätte es wagen dürfen, mit ihr in die Schranken zu treten? — damals kannte sie noch nicht das Verhältniß des ungetreuen Kronprinzen zu Louise Rasmussen.

Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte die junge Wittwe ein wahrhaftes Interesse für einen Mann, und in der That war dieses ein höheres als ein blos sinnliches. Ihre Leidenschaften flammten immer schnell auf und machten sich dann zu ihrer Herrin; sie hatte nie gelernt, sich zu mäßigen und zu bekämpfen. Nur die Achtung, die sie Lorenzen unwillkürlich zollen mußte, und die Besorgniß, ihm zu mißfallen, hielten sie ab, ihm sofort offen zu zeigen, daß er keine Fehlbitte thun würde, wenn er sich um ihre Gunst bewürbe.

Sie täuschte sich indessen ganz in den Empfindungen des deutschen Offiziers. Allerdings blendete ihn augenblicklich ihre Schönheit, und er ließ sich gewissermaßen von ihr zu einem Taumel fortreißen, in dem das Bild der fernen Braut erbleichte; als der Zauber, den ihre Nähe auf ihn übte, aber vorüber war, trat jenes nur in um so helleren Farben wieder vor ihn und mahnte ihn, vorsichtig zu sein. Lorenzen erwachte bei Zeiten aus dem Traume, dem er sich an jenem Abende hingegeben hatte, und lächelte selbst darüber; sein Herz war glücklicherweise unverwundet geblieben.

Hätte er noch nicht Emma Staffelt gekannt und ihr Treue, die er bei seiner biederen Denkungsweise für unverbrüchlich hielt, gelobt, so wäre ihm die schöne dänische Gräfin gewiß sehr gefährlich geworden.

Gräfin Ida und Lorenzen sahen und sprachen sich täglich; sie wußte schon dafür zu sorgen, daß sie, wie zufällig, zusammentrafen, wenn der Lieutenant, der zum ersten Male in der Hauptstadt war, deren schöne oder merkwürdigen Punkte in Augenschein nahm; sie wurde dann seine Führerin und verstand sich diesem Amte mit so viel Liebenswürdigkeit und Unbefangenheit zu unterziehen, daß er ihr Benehmen unmöglich für aufdringlich ansehen konnte. Bei

Hofe und in der ganzen Stadt sprach man von der neuen phantastischen Laune der jungen Wittwe. Viele mißbilligten ihr Betragen, die Meisten zuckten die Achseln und prophezeiten der heftigen Leidenschaft keine lange Dauer; Lieutenant Lorenzen hörte von dem Allen am wenigsten und fühlte sich auch nicht veranlaßt, dem ganzen Verhältnisse eine ernste Bedeutung beizulegen; die Gegenwart verging ihm in ganz angenehmer Weise, und er hielt sich für überzeugt, mit seiner bald bevorstehenden Abreise werde ihn die schöne Frau vergessen, wie er sie, höchstens würde dem Einen oder Anderen eine flüchtige Erinnerung an einige froh und angenehm verlebten Stunden zurückbleiben. Diese Gedanken drückten sich auch in seinem ganzen Wesen aus, aber Gräfin Ida verstand ihn entweder nicht, oder war der Ansicht, daß sie ihm bloß die Augen über den Ernst und die Leidenschaftlichkeit ihrer Empfindungen zu öffnen brauche, um auch ihn zu entflammen.

Ihre immer offener werdenden Andeutungen in Worten und Blicken machten aber nicht den Eindruck, den sie erwartet hatte, auf den Lieutenant; vielleicht hielt er sie nur für eine kokette Frau, die sich einen Scherz mit ihm erlaube; die Gräfin glaubte sogar zu bemerken, — und sie täuschte sich nicht darin — daß er sich vorsichtig zurückziehe, je näher sie ihm zu treten versuchte. Ihre Leidenschaft wuchs mit dieser Bemerkung, die ihre Eitelkeit verletzte, überdies kam die Zeit der Abreise für Lorenzen immer näher, — sie entschloß sich daher kurz, einen Sturm auf sein Herz zu wagen, der nicht fehlschlagen konnte, die siegreiche Macht ihrer verführerischen Schönheit auf eine Karte zu setzen.

Lorenzen erhielt ganz überraschend eine Einladung zu einem vertraulichen Besuche; die Wahl der Ausdrücke in dem eigenhändigen Schreiben der jungen Wittwe, die be-

stimmte Zeit, eine späte Abendstunde, endlich das sonderbare geheimnißvolle Benehmen der Ueberbringerin des zierlichen Billetchens, der Kammerfrau Johanna — dies Alles mußte Lorenzen stutzig machen und in ihm den Gedanken erwecken, daß sie ihn auf eine Weise, die keinem Ehrenmanne Achtung für sie abgewonnen haben würde, in ihr Netz zu locken beabsichtige; so weit hatte er es aber nie kommen lassen wollen, und zum ersten Male machte er sich ernstliche Vorwürfe darüber, daß er nicht besser auf seiner Huth gewesen sei. Was sollte er jetzt thun? — durfte er die hochgestellte Frau, die sich gewissermaßen zu ihm herabgelassen hatte, in noch nicht einmal erwiesenem Mißtrauen durch eine kalte Ablehnung empfindlich beleidigen, sich selbst dadurch lächerlich machen, daß er sie fühlen ließ, er lege ihr Absichten unter, die sie vielleicht nie gehabt hatte?

Die Lage, in die er sich versetzt sah, war äußerst peinlich und wurde es noch mehr dadurch, daß er sich zu einer raschen Antwort entschließen mußte; er gab sie der wartenden Kammerfrau mündlich dahin, daß er kommen werde.

Zehn Minuten später bereute er dies schon wieder, und am liebsten wäre er unter irgend einem Vorwande sofort abgereist, hätte es ihm seine dienstliche Stellung erlaubt. Endlich kam er zu dem einzigen Entschlusse, den er vernünftigerweise fassen konnte, nämlich der Gräfin mit der zartesten Achtung, aber auch förmlicher Zurückhaltung gegenüber zu treten; die Augen waren ihm wirklich aufgegangen, freilich in ganz anderer Weise, als Ida Mackenna es gemeint hatte.

Die Einladung lautete auf denselben Abend, an dem eine hochgestellte Persönlichkeit eine glänzende Gesellschaft gab; der Kronprinz selbst hatte sein Erscheinen zugesagt, nur wenige Herren und Damen des Hofes würden fehlen; auch der Lieutenant war mit seinem Generale eingeladen,

ebenso die Gräfin Mackenna. Die Letztere mußte eine besondere Absicht dabei haben, es auffällig zu machen, daß man sie selbst und den deutschen Offizier vermißte; sie wollte ihn jedenfalls dadurch mit Verachtung aller Rücksichten, die ihr die Weiblichkeit hätte gebieten sollen, noch enger an sich fesseln.

Lorenzen fühlte diese Berechnung heraus, und sie konnte ihn nur mehr verstimmen. Er mußte sich bei seinem Generale unter einem anderen Vorwande beurlauben und dabei die verwunderten Mienen desselben und seiner übrigen Kameraden mit in den Kauf nehmen.

Zur bestimmten Stunde — offenbar einer ganz eigenthümlichen für den Besuch eines jungen Mannes bei einer verwittweten Dame — begab er sich, alles Aufsehen vermeidend, nach dem Hotel der Gräfin. Alle Einrichtungen, die daselbst zu seinem Empfange getroffen worden, bestätigten seinen Verdacht, er sah keine Diener, nur die Kammerfrau, die ihn auf die geheimnißvollste Weise nach den Privatgemächern ihrer Gebieterin führte.

Gräfin Ida empfing ihn, wie man nur den allervertrautesten Freund empfangen kann. Sie hatte eine bezaubernde Toilette gemacht, ihre ganze Umgebung war berechnet, zu blenden und fortzureißen, und ihr Entgegenkommen hätte dem glühendsten Anbeter Nichts zu wünschen übrig gelassen.

Die Unterhaltung Beider hatte keine Zeugen, selbst die vertraute Johanna war an diesem Abende aus den Zimmern ihrer Herrin verbannt, aber sie wunderte sich nicht wenig, als der deutsche Offizier schon sehr frühzeitig wieder ging und dabei sehr erregt und blaß aussah. Ihre Gebieterin klingelte ihr erst eine gute Stunde später, und sie fand sie in einer Aufregung, die sie in so hohem Maße bis dahin selten an ihr bemerkt hatte.

Die schöne Wittwe hatte einzelne Stücke ihrer mit so

besonderer Sorgfalt gemachten Toilette zerrissen und unter die Füße getreten, sie hatte ein Tischchen mit kostbaren Nippsachen umgeworfen, ihre Augen blitzten durch Thränen, und sie war nicht im Stande, sich über das, was ihr geschehen war, auszusprechen.

Die gewandte Kammerfrau errieth es wohl, obgleich sie es nicht begriff. Kopfschüttelnd sagte sie zu sich selbst: „Er hat sie verschmäht; das ist gewiß! — Ist er denn blind, dieser unbedeutende deutsche Lieutenant, der so tief unter ihr steht, blind gegen ihre Schönheit, der sich schon ein fürstlicher Herr gebeugt hat, und gegen seinen eigenen Vortheil? — Ich glaube wahrhaftig, sie wäre im Stande gewesen, ihn, aller Welt zum Trotze, zu ihrem Gemahl zu erheben!"

Und Johanna schüttelte abermals das Haupt und nahm eine so feindliche Gesinnung gegen den übermüthigen Deutschen an, wie es ihre verschmähte, beleidigte Herrin nur gekonnt hätte.

Wir werden nicht den Vorhang von der unerquicklichen Scene lüften, die an jenem Abende im Kabinete der Gräfin Mackenna gespielt hatte, sondern nur noch erzählen, daß ihr und Lieutenant Lorenzens Ausbleiben aus der erwähnten Gesellschaft wirklich großes Aufsehen erregte und zu sehr ärgerlichen Gerüchten Anlaß gab, welche die Dame, nachdem sie sich äußerlich wieder gefaßt hatte, mit stolzer Verachtung strafte und welche andererseits beinahe zu dem vom Rittmeister von Steinwehr im Anfange unserer Erzählung erwähnten Duelle zwischen Lieutenant Lorenzen und Lieutenant Gyldenstern geführt hätten. Ersterer der beiden Herrn hatte durch sein energisches, fast etwas zu barsches Auftreten in dieser Angelegenheit alle Klatschzungen, wenigstens in seiner Gegenwart, zum Schweigen gebracht.

Schon drei Tage später war der deutsche Lieutenant

mit seinem Generale von Kopenhagen abgereist, ohne die Gräfin Mackenna, die wegen Unwohlseins in dieser Zeit ihr Haus nicht verließ, wiedergesehen zu haben. Lorenzen hielt es für Pflicht, über die ganze Angelegenheit das tiefste Schweigen zu beobachten, Gräfin Ida lachte später, wenn einmal zufällig darüber eine Andeutung gemacht wurde, hell auf oder verbat sich ernstlich alle überflüssigen Redensarten, wobei ihre sprechenden Augen jedem Contravenienten mit tödtlicher Feindschaft drohten. Am Hofe schien die Geschichte auch allmälig wieder in Vergessenheit zu gerathen.

Aus dem Entschlusse der jungen Wittwe, in Schleswig mehrere Tage zu bleiben, obgleich sie daselbst den König verfehlt hatte, aus der Intrigue, die sie gegen Emma Staffelt einzuleiten versuchte, wird zur Genüge hervorgehen, daß sie jetzt genau wußte, aus welchem Grunde Lieutenant Lorenzen ihre heiße Leidenschaften zurückgewiesen hatte, — bei seinem Charakter läßt sich kaum daran zweifeln, daß er selbst es ihr an jenem Abende gesagt habe — und man wird sich nun erklären, wie eine solche Frau, zwischen den Extremen des rachsüchtigsten Hasses und einer Leidenschaft, die sie noch immer nicht zu bewältigen vermochte, schwankend, zuerst mit allen Mitteln jenes häßliche Gefühl zu befriedigen trachtete, um dann wahrscheinlich wieder schwach zu werden und nur einen Gedanken im Auge zu behalten, nämlich den Besitz des Mannes, der allein in ihrem ganzen Leben einen tieferen Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte.

Gräfin Ida war nicht allein schlecht in ihrem Rachegefühle, sondern sie fühlte sich selbst auch sehr unglücklich.

Sie hatte nicht umsonst auf den baldigen Besuch der kleinen Dame, der verhaßten Nebenbuhlerin, gerechnet. Schon ihre schnelle unmotivirte Abreise von Kopenhagen mußte bei allen ihren Bekannten Verwunderung und Neugierde erregen, und als sich nun bald darauf das Gerücht verbreitete, sie

habe sich nach den Herzogthümern begeben, da zweifelte man in wohlunterrichteten Kreisen nicht mehr an der wahren Absicht, die sie dorthin geführt habe. Louise Rasmussen wurde auch unruhig, wenn sie sich die Möglichkeit vorstellte, daß der Streich ihrer falschen Freundin gelingen könne, sie war aber auch eine viel zu kluge Frau, um nicht zu begreifen, daß sie keine Aengstlichkeit verrathen dürfe, übrigens mochte sie ihres Einflusses auf den König wohl auch ganz sicher sein.

Durch diesen selbst erfuhr sie in Ausdrücken und mit Scherzen, die Gräfin Ida gewiß empört haben würden, deren verfehltes Unternehmen; sie war äußerst aufgebracht auf die junge Wittwe und entschlossen, sich empfindlich an derselben zu rächen, vorläufig aber versteckte sie ihre Gefühle noch immer unter der Maske der Freundschaft.

Gräfin Ida empfing ihren Besuch mit nicht ganz zu verhehlender Verlegenheit, aber die kleine Frau ließ es sich an vereinzelten spöttischen Stichen genügen und schien der ganzen abenteuerlichen Reise nur den Wunsch ihrer Freundin, den deutschen Offizier wiederzusehen, unterzulegen; die Gräfin mußte sich dies gefallen lassen, obgleich sie sich dabei vor Aerger heimlich auf die Lippen biß.

„Sie haben ihn also in der That nicht vergessen können, meine Theure?“ fragte die schwarze Dame. „Sie unternehmen seinetwegen eine weite und anstrengende Reise, die so viele Deutungen zuläßt? — Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie als Ihre Freundin deshalb tadeln muß. Sie in Ihrer Stellung? — Ich lerne jetzt in der That Ihre Gefühle achten, nachdem ich mich von ihrer Tiefe und Stärke überzeugt habe, aber entsinnen Sie sich nicht, daß ich Ihnen schon einmal sagte, wir klugen Frauen dürften uns nicht von unseren Leidenschaften zu Unbesonnenheiten fortreißen lassen? — Werden Sie nicht blaß, meine liebe

Ida, und sehn Sie mich nicht so erzürnt an, — mein guter Rath kommt aus aufrichtig freundschaftlichem Herzen."

Dabei nahm sie die Hand, welche ihr die Gräfin nicht zu entziehen wagte, und drückte sie zärtlich.

„Haben Sie ihn denn gefunden, gesehen, gesprochen, den Ungetreuen, den Rebellen?" fuhr sie dringend fort.

„Hören Sie doch einmal mit Ihren Scherzen auf, beste Louise! Ich habe Sie schon wiederholt versichert, daß mich ganz andere Geschäfte nach der Stadt Schleswig führten, über die ich vorläufig noch ein Geheimniß bewahren muß. Wenn Sie es vorziehen, nennen Sie diese Reise auch eine bloße Laune von mir."

„Eine wie liebenswürdige! — ein wenig phantastisch, muß man gestehen, in dieser Zeit, in der Sie leicht das Opfer eines erbitterten Krieges und der Rohheiten, die ein solcher in seinem Gefolge zu führen pflegt, hätten werden können!"

„Der Ausbruch des Krieges wurde noch nicht erwartet, und übrigens wissen Sie ja, daß ich mich nicht fürchte."

„Nein, meine Liebe, Sie sind zuweilen zu muthig, — Sie haben eigenthümlich kühne Ideen!"

Die kleine Frau lächelte dabei so sonderbar; Gräfin Ida verstand, daß sie auf Fridericia anspiele.

„Mich wundert, daß Sie sich nicht bis in das Rebellenlager hineingewagt haben, um den Ungetreuen zu uns zurückzuführen."

„Liebe Louise, um Ihren freundschaftlichen Neckereien in dieser Beziehung ein Ende zu machen, werde ich Ihnen doch einen Theil meines Geheimnisses verrathen müssen, indem ich Ihnen bekenne, daß mich wirklich das Interesse für den Lieutenant Lorenzen einige Tage in der Stadt Schleswig aufgehalten hat."

„Ach was Sie sagen!“ rief die kleine Frau, allen Ernstes durch dieses Bekenntniß in Erstaunen gesetzt.

„Mein Interesse äußerte sich nur in anderer Weise, als Sie vermuthen werden.“

„Es konnte zweifellos nur ein durchaus edles sein.“

„Jedenfalls ein sehr uneigennütziges; der Zufall ließ mich die Bekanntschaft einer deutschen Familie machen, die ihm sehr nahe steht, da ihr seine Braut angehört, und ich schloß mit dem jungen Mädchen Freundschaft.“

Die kleine Frau machte große Augen und betrachtete die Gräfin in einer Weise, die ebenso viel Erstaunen als Unglaube verrieth. Jene fuhr ruhig fort:

„Die Familie ist durch die letzten Verhältnisse unglücklich geworden, — ich will es Ihnen ausführlich erzählen, wenn es Sie interessiren kann. Ich glaubte unserem jungen Freunde keinen besseren Dienst leisten zu können, als in seiner Abwesenheit für die Seinigen helfend einzutreten.“

„Sie, meine Theure?“ fragte die Dame mit wachsender Verwunderung. „Was wollten Sie denn mit der Braut beginnen?“

Die Gräfin zuckte leicht zusammen, aber sie gewann es auch ebenso schnell über sich, mit zuversichtlichem Lächeln zu erwidern:

„Ich habe das arme Kind nur zu trösten versucht und ihr versprochen, für Vater und Bruder, die man wahrscheinlich hier auf einem der Blockschiffe gefangen hält, vermittelnde Schritte zu thun. Ich denke, daß mir Lieutenant Lorenzen dafür dankbar sein und sich daraus überzeugen wird, daß das Interesse, welches er damals hier bei uns zu erwecken wußte, noch nicht ganz erloschen ist.“

„Also deshalb waren Sie in Schleswig?“

„O bewahre!“ erwiderte die Gräfin lachend, — „diese Verhältnisse wurden mir ja dort nur durch Zufall bekannt,

ich würde gar nichts davon erwähnt haben, läge es mir nicht daran, Ihnen zu beweisen, daß man sich in meinen Empfindungen für den deutschen Offizier sehr getäuscht hat und daß ich besser bin als mein Ruf; übrigens fiel es mir auch eben ein, daß Sie noch mehr Einfluß als ich besitzen, um die Loslassung der beiden Unglücklichen, deren Haft dem Staate nicht von großem Nutzen sein kann, zu bewirken, und ich darf wohl in diesem Punkte auf Ihre Unterstützung rechnen, liebe Louise?"

Gräfin Ida, die recht gut bemerkte, daß es ihr gelungen sei, ihre vorgebliche Freundin zu überraschen und zu täuschen, wurde immer unbefangener und sicherer. Die kleine Frau verstand sie in der That nicht; sie verließ sich auf ihre Versicherungen keineswegs, sie traute ihrem Herzen keinen wahren Edelmuth zu und hielt es einer uneigennützigen Aufopferung nicht für fähig, aber an ihrem Verhältnisse zu dem Lieutenant Lorenzen wurde sie doch jetzt ganz irre. Vorläufig konnte sie indessen zu keinem gewissen Resultate kommen und erklärte sich bereit, die Bemühungen der Gräfin für die Familie Staffelt nach Kräften zu unterstützen, falls nicht ganz besonders Strafbares den Gefangenen zur Last falle.

Als Frau Rasmussen, wiederholt scharf beobachtende Blicke auf ihre Freundin werfend, sich neugieriger und unbefriedigter, als sie gekommen war, wieder empfohlen hatte, lachte Gräfin Ida ihr bitter nach. Der Spott dieser Frau hatte sie tief beleidigt, und es war ihr schwer geworden, ihre eigene Ruhe zu bewahren und ein Mittel zu finden, Jene auf einen andern Weg zu lenken, auf dem ihre bisherigen Combinationen Schiffbruch erleiden mußten. Damit hatte sie aber eine andere Verpflichtung übernommen, an der ihr eigentlich wenig lag, nämlich wirklich das Versprechen, das sie Emma Staffelt in Betreff deren Vaters

gegeben, zur Ausführung zu bringen; sie sagte sich jetzt nachträglich, daß ihr später daraus noch ein großer Vortheil zur Erreichung der Pläne, die dieses Mal durch die schleunige Einnahme der Stadt Schleswig gescheitert waren, erwachsen könne, indem sie sich nämlich abermals das Vertrauen und Anspruch auf die Dankbarkeit des jungen Mädchens erwerbe, um sie desto leichter verderben zu können.

Mit Ungeduld wartete sie dieses Mal auf den ihr sonst so gleichgültigen Besuch des Kammerherrn von Stjernborg, der auch gar nicht lange auf sich warten ließ, sondern sich beeilte, seine Aufwartung zu machen, sobald er die Rückkehr der Gräfin erfahren hatte.

Der kleine süße Mann schien ganz entzückt von dem Wiedersehen, und auch die schöne Wittwe war dieses Mal freundlicher als sonst gegen ihn, weil sie ihn zu benutzen gedachte. Er sollte nämlich für sie in Erfahrung bringen, ob sich der Advokat Staffelt aus Schleswig und sein Sohn als Gefangene auf der Dronning Maria befänden, einem alten, abgetakelten Linienschiffe im Hafen, auf das man nach dem Gefechte bei Bau und der Wiederbesetzung des südlichen Schleswigs ein Paar hundert Deutsche gebracht hatte. Die Lage dieser Unglücklichen war eine traurige, und ihre Behandlung besserte sich erst, als der deutsche General an den dänischen Gefangenen Repressalien zu nehmen drohte.

Für den hoffenden Kammerherrn war jeder Wunsch der Gräfin Befehl. Schon am folgenden Vormittage erfuhr sie, daß der Advokat sich in der That auf dem Blockschiffe befinde, von seinem Sohne wußte aber Niemand etwas.

Herr von Stjernborg erhielt sofort einen neuen Auftrag; er mußte sich zum Marineminister, zum Polizeidirektor von Brästrup und zum Vorsitzenden des Höchsten-Gerichts, dem Kammerherrn Frederik von Lowzow, begeben, um bei

ihnen im Namen der Gräfin Mackenna die Entlassung des Gefangenen, für den sie sich interessirte, zu erwirken.

Alle die genannten Herren waren mit der Dame bekannt und bereit, ihr gefällig zu sein; sie konnten es in diesem Falle um so leichter, als sie sich bereits in Verlegenheit befanden, wie sich gegen die meisten deutschen Gefangenen, die übertriebener Eifer oder persönlicher Haß der unteren Beamten in den Herzogthümern nach der Hauptstadt geschleppt hatten, eine Anklage eigentlich begründen lassen solle; zu diesen gehörte in erster Reihe der Advokat Staffelt.

Herr von Lowzow, der Oberrichter oder Justitiarius, ein edeldenkender und wegen seiner strengen Rechtlichkeit allgemein geachteter Mann, interessirte sich besonders für den Unglücklichen, der ihm so warm empfohlen wurde, und bewirkte den Befehl zu seiner sofortigen Vernehmung und demnächstigen Entlassung aus der Haft.

Der Advokat war nicht wenig erstaunt und anfangs besorgt, als man ihn allein von der Dronning Maria abholte und vor einen neuen Untersuchungsrichter stellte, aber er bemerkte bald, daß er es dieses Mal mit einem anderen Manne als bisher zu thun habe und daß demselben Alles daran gelegen scheine, ihn von den ihm zur Last gelegten Vergehungen oder Verbrechen freizusprechen. Eine Weile fürchtete er eine ihm gelegte Falle, aber dieser Verdacht mußte bald schwinden; er zeigte sich nachgiebiger, ohne dadurch seine patriotische Ueberzeugung im Mindesten zu verleugnen, und kaum traute er seinen Ohren, als der Beamte ihm nach einem flüchtigen Verhöre ankündigte, daß er sich als frei betrachten und mit nächster Gelegenheit nach der Heimath zurückkehren könne. Das Räthsel verwirrte sich ihm noch mehr, als Jener ihm schließlich lächelnd andeutete, er verdanke diese schleunige Erledigung seiner Unter-

suchungssache der Fürsprache einer bei Hofe angesehenen Dame, der Gräfin Mackenna, die ihn in ihrem Hotel erwarte und der er daselbst seinen Dank abstatten könne.

Der Advokat glaubte jetzt steif und fest an ein Mißverständniß und sprach dies auch offen aus; der Beamte indessen versicherte ihn, daß kein Irrthum obwalte, und bedeutete ihm nochmals, daß er sich als freier Mann zu betrachten habe.

Als Herr Staffelt das Amtsgebäude verließ, erwartete ihn ein reich galonnirter Diener an der Thür desselben, zog, nachdem er sich nach seinem Namen erkundigt hatte, sehr höflich vor ihm den Hut und lud ihn ein, in eine Equipage zu steigen, die ihn nach dem Hotel der Gräfin Mackenna bringen werde. Der Advokat folgte, starr vor Staunen, fast willenlos.

In dem prächtigen Hotel wurde er auf das Achtungsvollste empfangen und sofort zu der Dame geleitet, die ihn bereits in ihrem Salon erwartete. Ihre vornehme und würdevolle Erscheinung, so wie ihr zwangloses, große Theilnahme verrathendes Entgegenkommen mußten den günstigsten Eindruck auf ihn machen. Er sprach einige Worte von einem wahrscheinlichen Mißverständnisse.

„Nein, es ist alles in Ordnung," antwortete sie ihm mit gewinnendem Lächeln. „Das Räthsel wird sich Ihnen vollkommen lösen, wenn Sie zu Ihrer Familie zurückgekehrt sind. Grüßen Sie nur Ihre Tochter Emma, meine theure Freundin, von der Frau des Kapitains Lundbye und bitten Sie sie, der Gräfin Ida Mackenna die kleine Mystifikation mit dem falschen Namen, den sie gewichtige Umstände anzunehmen zwangen, nicht übelzudeuten. Ich bin sehr glücklich, daß es mir möglich geworden ist, mein Versprechen zu halten, und ich hoffe, daß die liebliche Emma mir dadurch danken wird, daß sie mir ihre Freundschaft erhält."

„Sollten Sie bald Ihren zukünftigen Schwiegersohn, den Lieutenant Lorenzen, wiedersehen," setzte sie mit einer Befangenheit und einem plötzlichen Anfluge von Traurigkeit, der dem Advokaten nicht entgehen konnte, hinzu, — „so sagen Sie ihm, er möge kein vorschnelles hartes Urtheil über Ida Mackenna fällen."

Der Advokat erhielt von ihr nur noch so viel Aufklärung, als unumgänglich nöthig war, um ihre Fürsprache für ihn zu erklären, dann stellte sie ihm ihre fernere Hülfe zu der Rückkehr in seine Heimath, die er dankend zurückweisen konnte, zu Gebote und nahm endlich herzlichen Abschied von ihm.

Ihr Benehmen hatte den gesetzten nüchternen Mann nicht weniger bezaubert wie jeden Anderen, dem sie sich in ihrem vortheilhaftesten Lichte zeigen wollte. Er fand Mittel schon am folgenden Tage zu Schiffe auf einem Umwege nach der Heimath zurückzukehren. —

„Ich habe wieder gut gemacht, was ich verfehlt hatte," sagte Gräfin Ida triumphirend zu sich selbst, — „und es ist um so besser, daß ich dabei nicht der Hülfe der Rasmussen bedurfte. Es gilt nur noch, der Welt den Mund vollständig über meine Reise nach Fridericia zu stopfen."

Sie seufzte dabei leicht auf und befahl dann, den Kammerherrn von Stjernborg vorzulassen, der schon vor einer Weile angemeldet worden war.

Als er mit seinen gewöhnlichen vielen Komplimenten eintrat, schnitt sie dieselben, während sie ihm die Hand zum Kusse reichte, rasch durch die Frage ab:

„Was spricht man von mir in der Stadt?"

„Gnädige Frau —" stotterte der Kammerherr verwundert.

„Sprechen Sie es frei und offen aus, — ich will es wissen!"

„Ich wüßte nichts Anderes, als daß die ganze Welt

bekennen muß, Sie seien die schönste und durch alle Eigenschaften ausgezeichnetste Frau —"

„Das habe ich schon oft gehört. Ich will wissen, was man bei Hofe über meine Reise nach den Herzogthümern sagt."

„Wer sollte sich anmaßen, über die liebenswürdige Laune einer Gräfin Ida Mackenna ein Urtheil zu fällen?"

„Wenn es aber dennoch geschähe? — wenn man dieser Reise eine hämische Deutung unterzulegen wagte?"

„Dann," rief der Kammerherr, mit einem gewissen Pathos die Hand auf die goldgestickte Brust legend, — „würde ich es für eine heilige Pflicht halten, aller Welt gegenüber als Ihr Ritter aufzutreten."

„Kann ich mich darauf verlassen?" fragte die Gräfin lebhaft.

„Ich setze meine Ehre zum Pfande —"

„Genug, Herr von Stjernborg! Ich glaube Ihnen, denn Sie haben mir schon manchen Dienst geleistet. In diesem Falle würden Sie aber eine unantastbare Berechtigung dazu haben müssen; ich gebe sie Ihnen hierdurch mit meiner Hand."

Der Kammerherr schien sie noch nicht ganz zu verstehen, denn ungläubige Ueberraschung und Freude wechselten schnell auf seinem Gesichte.

„Treffen Sie sofort Veranstaltungen, daß unsere Verlobung bekannt werde; von der Hochzeit zu reden, haben wir später noch Zeit genug."

Der Kammerherr sank freudestrahlend vor ihr auf die Knie nieder und preßte ihre Hand an seine Lippen; sein höchster Herzenswunsch war erfüllt worden.

„Ach, spielen wir keine Comödie!" meinte Gräfin Ida etwas unmuthig, indem sie ihm ihre Hand entzog, als

er aber bestürzt aufblickte, lächelte sie ihm wieder freundlich zu. —

„Diese Frau fängt an mir unbegreiflich zu werden," sagte am Abende desselben Tages die kleine schwarze Dame zu sich selbst, indem sie nachdenklich vor sich hinblickte.

---

## Eilftes Kapitel.

Frau Staffelt und Emma hatten Briefe aus Flensburg bekommen, erstere von ihrem Sohne, letztere von Lorenzen.

Es wird keiner Schilderung bedürfen, wie überglücklich sich die tiefgebeugte Mutter fühlte, zumal man sie von allen Seiten damit tröstete, daß das energische Vorgehen der deutschen Truppen gegen Dänemark in kürzester Zeit auch die Befreiung ihres Mannes zur Folge haben werde. Sie richtete sich schnell wieder auf und nahm von Neuem thätigen Antheil an der Führung des Hausstandes, der in letzter Zeit der älteren Tochter ganz allein anheimgefallen war.

Emma hatte eine schwere Last zu tragen gehabt, da sie auch noch für den verwundeten dänischen Offizier sorgen mußte, was sie als eine heilige Pflicht betrachtete.

Die Verwundung des Dänen war übrigens bei Weitem nicht so schlimm, als man anfänglich gemeint hatte. Als man, nachdem das Gefecht in der Stadt vorüber war, einen Arzt herbeirufen konnte, erklärte derselbe, daß die Verletzung nur durch einen Streifschuß herbeigeführt sei und keine schlimmen Folgen haben werde, doch bedürfe der Kranke

einiger Schonung und Pflege; er rieth davon ab, ihn in ein Lazareth auszuliefern, obgleich er den Transport nicht für unmöglich hielt.

Der Verwundete erhielt übrigens noch im Laufe der Nacht die volle Besinnung wieder, klagte nur über starke Erschütterung des Kopfes und das Brennen der Wunde und war nicht wenig betroffen über Das, was während seiner Bewußtlosigkeit mit ihm vorgegangen sei. Emma mußte es ihm erzählen, und nachdem er sich über die Niederlage seiner Kameraden, die ihn tief zu ergreifen schien, und den Umstand, daß er jetzt eigentlich Gefangener sei, einigermaßen beruhigt hatte, reichte er ihr die Hand und sagte ihr in wenigen, aber vom Herzen kommenden Worten seinen Dank. Dann bestand er, indem er selbst seine Wunde für unbedeutend erklärte, darauf, daß sie sich nicht ferner der ihr nach dem bewegten Tage so nothwendigen Nachtruhe beraube, und nöthigte sie wirklich, ihn zu verlassen.

Der Arzt duldete, das Wundfieber fürchtend, nicht, daß der Kranke, wie er wünschte, schon am nächsten Tage aufstehe, und eigentlich nur auf Emma's Bitten fügte er sich in diese Anordnung.

Ueberhaupt schien er seiner Pflegerin ein so warmes Interesse zuzutragen, daß sie zuweilen dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde. Er war ein hübscher junger Mann, sehr lebhaften Temperaments und durch die letzten Ereignisse, die ihn betroffen hatten, vielleicht noch mehr aufgeregt als sonst. Er nannte sich Gustav Westergaard, war aus guter und wohlhabender Familie, die auf der Insel Fühnen ihren Wohnsitz hatte, und aus Neigung und freier Wahl Soldat geworden; in einer Kadettenanstalt erzogen, war er schon mit dem siebenzehnten Jahre als Offizier in die Armee getreten und hatte jetzt, in seinem sechsundzwanzigsten Jahre, durch den Ausbruch des Krieges begründete

Hoffnung gehabt, bald das Kapitainspatent zu erhalten. In seinem ganzen Wesen lag etwas Freies, Kühnes, das man fast ein wenig Anmaßung hätte nennen mögen. Das junge Mädchen behandelte er indessen mit der achtungsvollsten Zartheit, und hätten sich seine großen dunkeln Augen nicht hin und wieder in einer Weise auf sie gerichtet, die sehr innige Bewunderung oder vielmehr ein sehr lebhaftes Wohlgefallen ausdrückten, so würde sie ihm volles Vertrauen geschenkt und sich nicht zuweilen so befangen, daß sie die Augen niederschlagen mußte, in seiner Gegenwart gefühlt haben.

Emma Staffelt war aber auch, wie man schon weiß, sehr einfach und häuslich erzogen worden und immer etwas schüchternen Wesens, wenn sie Personen gegenübertreten mußte, mit denen sie nicht eine längere Bekanntschaft ganz vertraut gemacht hatte.

Der junge Däne besaß alle Eigenschaften, die das Auge und das Herz einer Frau bestechen können, — wir dürften ihn vielleicht, was sein Aeußeres anbetraf, ein Seitenstück zur Gräfin Ida Mackenna nennen können, — aber Emma war, obgleich sie in ihm auch einen schönen und liebenswürdigen Mann erkannte, doch weit davon entfernt, den leisesten Gedanken an eine Vergleichung oder gar Bevorzugung seiner Person vor der ihres Verlobten aufkommen zu lassen. Sie las indessen aus seinen Blicken seine Gedanken und begann deren Leidenschaftlichkeit zu fürchten, sie war zu wenig eitel und zu reinen Herzens, um sich dadurch geschmeichelt zu fühlen.

Für ein junges Mädchen ist es immer eine peinliche Sache, einen Anderen — und nun noch obenein einen ihr eigentlich fremden Mann — in ihr Herz blicken zu lassen, wenn die Gefühle desselben auch ihrer Umgebung kein Geheimniß mehr sind und sie vor der ganzen Welt ein Recht

auf dieselben hat. So konnte sich auch Emma nicht dazu entschließen, dem dänischen Offizier gerade heraus zu sagen, daß sie bereits verlobt sei, eine Erklärung, die ihn vielleicht vor dem Anwachsen einer verderblichen Leidenschaft, welche das jetzige eigenthümliche Verhältniß nur zu sehr begünstigte, und sie selbst vor daraus entspringenden Unannehmlichkeiten bewahrt haben würde. Die Worte schwebten ihr oft auf den Lippen, aber sie wollten nicht hinübergehen, und sie hoffte, daß ihr der Zufall zu Hülfe kommen werde.

Erst als Lieutenant Westergaard sich schon beinahe acht Tage im Hause befand — er bewohnte ein niedlich und bequem eingerichtetes Dachzimmer — und ihm gestattet worden, aufzustehen und den größten Theil des Tages im Lehnsessel am Fenster zuzubringen, bemerkte er bei einem Besuche, den ihm das junge Mädchen mit Rücksicht auf seinen leidenden Zustand und der ihrerseits übernommenen Verpflichtung der Pflege, freilich seltener als anfänglich, machen zu müssen glaubte, daß sie den goldenen Verlobungsring trage. Sie las ihm gerade die neuesten Kriegsberichte aus der Zeitung vor, wie alltäglich; er hatte sie darum gebeten und sie es nicht abschlagen können, weil sein Interesse an diesen ihn so nahe berührenden Vorgängen durchaus gerechtfertigt erscheinen mußte und der Arzt ihm seines linken, durch den Schuß geschwächten Auges wegen streng verboten hatte, selbst eine Lektüre vorzunehmen.

Der Lieutenant zuckte zusammen, seine ohnehin blassen Wangen entfärbten sich noch mehr, und er hielt den Blick fest auf den Ring geheftet. Emma bemerkte von Alle dem anfänglich Nichts, da sie auf das Zeitungsblatt sah, aber sie erschrack, als sie halblaut ihren Namen nennen hörte und in das starre Auge des Dänen blickte.

„Sie tragen da einen goldenen Reifen auf dem Finger der linken Hand, Fräulein Staffelt," sagte er fast tonlos.

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob er eine besondere Bedeutung hat?"

„Ich bin schon seit längerer Zeit verlobt," erwiderte sie, die Augen niederschlagend.

„Verlobt?" stieß Lieutenant Westergaard kurz und beinahe drohend zwischen den Zähnen heraus.

Sein Ton berührte das junge Mädchen unangenehm. Welches Recht konnte er sich anmaßen, sie tadeln, ihr einen Vorwurf machen zu wollen? — Sie schlug die großen blauen Augen wieder zu ihm auf und blickte ihn stolz und zuversichtlich an.

„Mit demselben Offizier," erwiderte sie, — „der an dem Abende, nachdem Sie in dieses Haus getragen worden, hier war und mir als eine unerläßliche Pflicht anempfahl, alle mögliche Sorgfalt auf die Pflege des verwundeten Kameraden zu verwenden. Sein Name ist Lorenzen."

Ueber die Wangen des Dänen zuckte eine flüchtige Röthe; zweifellos war es die der Scham, indem er den Vorwurf, der in den Worten des Mädchens lag, herausfühlte. Indessen klang sein Ton nicht viel gefälliger, als er mit gerunzelter Stirne fragte:

„Dann ist mein glücklicher Kamerad ein Preuße?"

„Nein, er ist ein Sohn dieses Landes und steht bei den schleswig-holsteinischen Dragonern."

Lieutenant Westergaard's Blicke drückten häßliche, rachesüchtige Empfindungen aus; sie waren jedenfalls zu stark in ihm, als daß er sie hätte verbergen können, aber Emma konnte darin keine Entschuldigung finden, — sie war in ihrem Verlobten, in der eigenen weiblichen Würde tief beleidigt worden und empfand ein Gefühl des Abscheus und der Verachtung gegen den Dänen, der ihr in diesem Augenblicke ebenso undankbar als gefährlich erschien. Ihre Augen mußten ihm deutlich sagen, was in ihr vorging, und sie

erhob sich rasch, legte die Zeitung hin und wollte mit einer kurzen Verbeugung das Zimmer verlassen.

„Zürnen Sie mir?“ fragte der Verwundete in plötzlich umgewandeltem Tone. „Können Sie es sich nicht erklären, daß das durch mein körperliches Leiden erhitzte Blut mir schneller zum Herzen strömt und stürmischer in meinen Adern klopft? Die Ueberraschung riß mich zu einer Unbedachtsamkeit fort, für die ich wohl um so eher auf Ihre Verzeihung rechnen darf, als ich behaupten kann, daß die Dankbarkeit mich zur aufrichtigen Theilnahme an Allem, was Sie angeht, verpflichtet hat. Ich gestehe Ihnen offen, daß es mich betroffen machte, zu vernehmen, daß Ihre Zukunft gerade in dieser Zeit, die so viele Wechselfälle hervorzurufen vermag, an das Schicksal eines Mannes gekettet sei, dem mich das meinige feindlich gegenüber gestellt hat. Dessenungeachtet wird Ihr und sein Glück stets einer meiner heißesten Wünsche sein. Verzeihen Sie mir, Fräulein Emma, ich bitte Sie von Herzen darum!“

Das junge Mädchen hatte noch Thränen der Empfindlichkeit in den Augen, aber der weichen Bitte des armen Kranken, der ihr Mitleid wieder anzuregen gewußt hatte, war sie nicht im Stande zu widerstehen, und berührte die Hand, die er ihr bot. Er zog letztere sanft an seine Lippen und küßte sie ehrfurchtsvoll; die wilde Leidenschaftlichkeit, die Emma zuweilen erschreckte, gab sich in diesem Augenblicke in keiner seiner Mienen kund.

Sie verzieh ihm aufrichtig und ging dann, noch immer leise vor Erregung zitternd, nach dem Wohnzimmer hinunter.

Eine freudige Ueberraschung, die schnell die letzten Wolken von ihrer reinen Stirn scheuchte, erwartete sie. Ihre Schwester Clara kam ihr jubelnd, mit einem so eben eingetroffenen Briefe Lorenzen's in der Hand, entgegen. Im Moment hatte sie die eben erlebte peinliche Scene

vergessen und lebte nur noch für den Verlobten, dessen Schreiben sie hastig erbrach und durchflog.

Lorenzen schrieb unterm 27. April von Flensburg aus, das er an diesem Tage verließ, um weiter nach Norden zu gehen. Mit demselben Briefe gleichzeitig war der schon vorerwähnte von ihrem Bruder eingetroffen, und die im Hause herrschende Freude wäre ganz ungetrübt gewesen, hätten die Frauen nicht auch die Nachricht, auf die sie allerdings schon vorbereitet waren, erhalten, daß der Gatte und Vater nach Kopenhagen geführt worden sei. Wer von wiederholten Unglücksschlägen getroffen worden, richtet sich an jedem Glücksfalle gern wieder auf; so war auch hier das erste Gefühl von Mutter und Tochter Freude über die Rettung des bereits als todt betrauerten Fritz.

Lorenzen schrieb weiter, daß ein Theil der schleswig-holsteinischen Truppen, zu dem auch sein Regiment gehörte, zusammen mit den Preußen unter Führung des Obergenerals von Wrangel sofort nach dem Norden aufbreche, um die Königsaue zu überschreiten und den Feind durch die Besetzung Jütlands zur Nachgiebigkeit zu zwingen, während die Reichstruppen in Flensburg und Gravenstein Quartier nähmen, um mit ihrer bis nach Düppel und Nübel vorgeschobenen Avantgarde die Dänen zu beobachten, die ihren Rückzug auf die Insel Alsen glücklich bewerkstelligt hatten. Er sprach sich einigermaßen bitter darüber aus, daß die Verfolgung der flüchtigen Armee nicht energischer bis zu ihrer Vernichtung fortgesetzt und sie verhindert worden sei, sich in einer gesicherten Stellung vollkommen zu erholen, um den Krieg dann von Neuem zu beginnen.

Dies wäre in der That ein unermeßlicher Fehler des Obergenerals gewesen und wurde auch damals allgemein als ein solcher angesehen, bis die spätere Zeit aufklärte, daß dem erfahrenen, alten Feldherrn, dem es keineswegs

an Energie fehlte, durch höhere Instruktionen die Hände gebunden waren. Die Dänen sollten nicht vollständig besiegt und vernichtet werden; Preußen und die anderen Mächte, von denen es damals beeinflußt wurde, wollten es nicht. Jeder Blick wird sich mit Trauer von der Diplomatie abwenden, die es schon nach dem ersten durch die Waffen braver Krieger errungenen, entscheidenden Erfolge für angemessen hielt, diese Waffen abzustumpfen, weil es ihr nie Ernst mit der Befreiung der Herzogthümer vom Dänenjoche gewesen war.

Die Freischaaren, denen sich Fritz Staffelt wieder angeschlossen hatte, waren mit einem Theile der schleswig-holsteinischen Truppen nach Tondern geschickt worden. Große Kämpfe ließen sich in der nächsten Zeit gar nicht erwarten, denn in Jütland befand sich nur einige dänische Kavallerie, die Eile hatte, sich immer weiter vor dem verfolgenden Feinde zurückzuziehen, und die Insel Alsen, obgleich nur durch eine schmale Meerenge vom festen Lande getrennt, war aus Mangel an Schiffen, die den dort liegenden dänischen hätten die Spitze bieten können, unangreifbar.

Lieutenant Westergaard lächelte eigenthümlich, als ihm Emma diese Nachrichten als die neuesten mittheilte; entweder durchschaute er das ganze diplomatische Gewebe, das Dänemark keine große Gefahr drohte, oder er bemitleidete die geringe Einsicht der deutschen Feldherrn, die sich den günstigen Moment, den Krieg mit einem Schlage zu beendigen, hatten entschlüpfen lassen; er sprach sich aber jetzt nicht weiter aus und äußerte nur einmal bei anderer Gelegenheit, er hoffe zuversichtlich bald zum zweiten Male nach Schleswig zu kommen und dann der Familie Staffelt seinen Dank für die freundliche Aufnahme, die ihm in ihrem Hause geworden, abzustatten.

Natürlich hörte Emma solche Reden, die ihrem Vaterlande gerade nicht die langersehnte Freiheit verhießen, nur ungern. Ueberhaupt war es ihr nicht mehr möglich, ein rechtes Vertrauen zu ihrem Gaste zu fassen. In jedem seiner Worte zeigte er sich als enthusiasmirter Däne, und wenn man ihm dieses Gefühl auch billigerweise nicht übel nehmen konnte, so mußte es doch unter den jetzigen Verhältnissen unpassend und anmaßend erscheinen, daß er ihm Worte lieh.

Er war bald so weit hergestellt, daß er das Zimmer verlassen konnte, und brachte nun den größten Theil des Tages, da er in der deutschen Stadt keine Ausgänge machen wollte, im Garten oder in den Wohnzimmern zu. Seine Unterhaltung war stets interessant und fesselnd, sobald er sie nicht in das politische Gebiet hineinspielte, er suchte sich auch übrigens durch kleine Geschicklichkeiten, die er besaß, und durch ein zuvorkommendes, gefälliges Wesen bei allen Hausgenossen beliebt zu machen, aber dennoch wünschten diese alle im Stillen seine baldige Abreise.

Frau Staffelt, die wieder für das Leben erwacht war, bemerkte bald, daß er ihrer Emma ein besonderes Wohlwollen zutrage, und obgleich sie vollständig auf den Charakter und das Pflichtgefühl des Mädchens vertraute und jede Warnung für überflüssig hielt, beunruhigte sie ihre Wahrnehmung doch.

Niemand machte daher eine Einwendung, als Lieutenant Westergaard eines Tages im ersten Drittel des Monats Mai erklärte, er fühle sich jetzt wieder weit genug hergestellt, um Abschied nehmen zu können; er hoffte, daß man ihm, da er eigentlich nicht gefangen genommen sei, gestatten werde, daß er zu seinem Truppentheile auf der Insel Alsen ungehindert zurückkehre, und wirklich hatte er sich nicht in dieser chevaleresken Auffassung des preußischen

Truppenkommandanten verrechnet, denn er erhielt die Erlaubniß, ohne Aufsehen abzureisen. Zufällig fand sich auch sofort eine passende Gelegenheit dazu.

Nur schwer schien er sich von dem Hause, in dem er so viel Wohlthaten genossen hatte, trennen zu können; durch das weiche, innige Wesen, das er bei dem Abschiede an den Tag legte, versöhnte er Alle wieder vollständig mit sich. Frau Staffelt, deren Nerven die letzten Erlebnisse in einen leicht reizbaren Zustand versetzt hatten, vergoß sogar ein Paar Thränen, als er ihr seinen Dank aussprach und ehrerbietig die Hand küßte; sie bemerkte darüber gar nicht, daß Emma in große Befangenheit gerieth, als er ihre Hand etwas zu leidenschaftlich an seine Lippen preßte und ihr wieder mit einem jener feurigen Blicke, die er während der zweiten Hälfte seiner Anwesenheit ziemlich gut im Zaume zu halten verstanden hatte, zuflüsterte:

„Ich bin überzeugt, daß ich Sie bald wiedersehen werde, Fräulein Emma; bewahren Sie mir ein freundliches Andenken, wie mir das an meine Lebensretterin unvergeßlich bleiben wird."

Im Grunde ihres Herzens waren doch Alle froh, als er fort war, und dem jungen Mädchen tönten seine letzten Worte noch lange fast wie eine Drohung in den Ohren; sie hielt es für besser sie den Ihrigen zu verschweigen.

Das Andenken an den Gast sollte schon in der kürzesten Zeit beinahe ganz in den Hintergrund gedrängt werden, und zwar durch ein ganz unerwartetes, höchst freudiges Ereigniß.

Am nächsten Tage nämlich langte Advokat Staffelt wieder in seiner Vaterstadt an und wurde nicht allein von den Seinigen, sondern auch von der ganzen deutschgesinnten Bürgerschaft mit der herzlichsten Freude empfangen. Einige

Wenige wollten ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er sich von seinen Leidensgenossen getrennt habe, zumal er sich nicht offen über die Verwendung einer hochgestellten Person für ihn gegen Jeden auszusprechen für angemessen hielt, aber die überwiegende Mehrzahl zweifelte keinen Augenblick daran, daß er seine Befreiung nicht durch die kleinste Verleugnung seiner politischen Ansichten und seiner Vaterlandsliebe erkauft habe, und billigten, daß er, ein Mann von Familie, die in tödtlicher Angst um sein Schicksal schwebte, den günstigen Wandel desselben benutzt habe.

Nur Frau und Kinder erfuhren ausführlich, wie und aus welchem Grunde die Gräfin Mackenna seine Befreiung veranlaßt habe. Emma war auf das Höchste erstaunt, zu hören, daß diese vornehme Dame nnd ihre vorgebliche Freundin, die Gattin des Kapitain Lundbye, der also nie existirt hatte, dieselbe Person seien. Sie hatte nach der Abreise dieser Frau stark an der Aufrichtigkeit ihrer Freundschaft gezweifelt, und wenn sie auf dieselbe auch keine Hoffnung für die Befreiung ihres Vaters mehr setzen zu können meinte, doch einen Trost darin gefunden, daß Lorenzen aus irgend einer ihr unbegreiflichen Absicht verleumdet worden sei.

Jetzt mußte sie, zur großen Beängstigung ihres Herzens, diesem Troste wieder entsagen. Lorenzen hatte ebenso wenig einer Gräfin Mackenna wie der Frau von Lundbye erwähnt, die Gräfin hatte aber durch ihre Mittheilungen verrathen, daß er in einem nahen Verhältnisse zu ihr gestanden, und jetzt ließ ihr edles Benehmen gegen den Vater sie gewiß nicht im Lichte einer Verleumderin und Intriguantin erscheinen. Ueberdies hatte sie dem Vater auch einen Auftrag, der obenein so geheimnißvoll klang, an Lorenzen selbst mitgegeben; hätte sie dies wagen können, wenn nicht zwischen Beiden nahe Beziehungen existirten? —

Das junge Mädchen fühlte ihr Herz wieder von recht schlimmen Zweifeln zerrissen, und wenn es ihr auch gelang, diesen Kummer vor ihrer Familie zu verheimlichen, so litt sie doch nur desto schmerzlicher darunter, und Nachts durchnäßte manche heiße Thräne ihr Kissen.

---

## Zwölftes Kapitel.

Am 26. April erließ Prinz Friedrich von Noer, der Kommandirende der schleswig-holsteinischen Armee, zu der auch die Freikorps gehörten, in Flensburg folgenden Armeebefehl an sie:

„An die Freikorps.

Es ist mir heute zur großen Freude berichtet worden, wie sich die verschiedenen Freikorps, seit ich sie in Haby verließ, auf dem Zuge nach Flensburg durch Eifer, Muth und Ausdauer als tüchtig bewiesen haben. Ich sage den Führern, so wie der gesammten Mannschaft dafür meinen Dank. Ich erkenne daraus aber auch von Neuem den Nutzen der Freikorps und halte mich überzeugt, daß sie uns wesentliche Dienste leisten werden, sobald wir den Feind wieder vor uns haben. Wenn dies auch vielleicht in den ersten Tagen nicht der Fall sein sollte, so glaube ich doch, daß die Zeit nicht fern sein wird, wo wir die Waffen gebrauchen werden, und dann werden meine Freikorps nach der nöthigen Ruhe ihre Tüchtigkeit auf's Neue bewähren.

Prinz von Holstein."

Schon am Tage vorher hatten die Freischärler die Stadt Flensburg wieder verlassen, um ein Bivouak bei Bau zu beziehen, und am folgenden Morgen rückten sie, sehr enttäuscht durch die unthätige Rolle, die ihnen angewiesen werden zu sollen schien, westlich nach der Stadt Tondern ab. Major von der Tann kommandirte sie.

Fritz Staffelt, im jugendlichen Feuer begierig, die in seinem ersten Gefechte erhaltene Scharte wieder auszuwetzen, welchem Wunsche selbst der so dringende, die Seinigen wiederzusehen, weichen mußte, hatte nicht lange Zeit, von seiner aufopfernden Wirthin in Flensburg Abschied zu nehmen. Er konnte dem alten Fischer, nachdem er den preußischen Soldaten, die jetzt in das kleine Haus einquartiert wurden, erzählt, wie er hier aufgenommen worden und sie gebeten hatte, seine große Schuld durch Schonung der Bewohner einigermaßen abzutragen, was sie ihm auch versprachen, nur flüchtig und mit kurzem Danke die Hand drücken; der Alte schüttelte bedenklich den Kopf dazu und begnügte sich, ihm in seiner kurzen Weise eine glückliche Reise zu wünschen.

Schwerer wurde ihm der Abschied von Anna, und dieser unzweifelhaft auch; obgleich sie eine unnatürliche Gleichgültigkeit zu erheucheln suchte, traten ihr dabei doch die Thränen in die Augen. Dem jungen Freischärler erging es nicht viel besser, wenn er sich auch jeden Zeichens von Weichheit schämte.

Sie wechselten nicht viel Worte, sondern reichten sich nur die Hände.

„Wenn wir uns nie wiedersehen sollten, so denke wenigstens zuweilen an mich,“ sagte sie unter plötzlich überströmenden Thränen zu ihm.

„Ich werde Dich wiedersehen, Anna,“ erwiderte er; — „wenn der Krieg vorbei ist, werde ich Dich aufsuchen.“

„Wozu? — Der zweite Abschied würde uns wahrscheinlich noch schwerer werden, als dieser erste.“

„Wird er Dir denn so schwer?“

„Ich hatte mich schon so an Dich gewöhnt,“ schluchzte sie, — „ich betrachtete Dich als meinen Bruder.“

„Und ich Dich als Schwester, — Du hast mehr an mir gethan, als eine Schwester thun konnte.“

„Geh jetzt nur,“ sagte sie, mit verzweifelnder Anstrengung ihre Augen trocknend. „Hörst Du nicht, daß Euch die Hörner schon zusammenrufen?“

„Du hast Recht, Anna, wir müssen uns trennen. Lebe wohl!“

Und von seinen Gefühlen überwältigt, schlang er den Arm um ihren Hals, zog sie an sich und küßte sie. Er fühlte wohl, wie sie den Kuß erwiderte, aber unmittelbar darauf riß sie sich von ihm los und eilte, die Schürze vor die Augen haltend, die hölzerne Treppe hinauf zu dem Stübchen, das er bewohnt und in dem sie so oft recht traulich bei einander gesessen hatten, — ohne Zweifel, um dort in der quälendsten Erinnerung ihren Schmerz austoben zu lassen.

Auch er ging schnellen Schrittes nach dem Sammelplatze seines Trupps; als er noch einmal zu dem kleinen Fenster hinaufblickte, sah er Nichts mehr von ihr. In der wildesten Verzweiflung hatte er dieses Haus betreten, und in stiller Trauer, gesenkten Hauptes, verließ er es wieder; er wußte selbst nicht, ob ihm der Tag seiner Ankunft nicht lieber geworden als der heutige.

Das Kriegerleben ist so bunt bewegt, daß es nothwendig solche traurigen Eindrücke bald verlöschen muß. Auch Fritz machte, trotz seiner wirklich tiefen Gemüthsbewegung, diese Erfahrung. Der Anblick seiner neuen Kameraden, unter denen sich auch mancher alte Bekannte befand, dieser

muthentbrannten und frohsinnigen jungen Leute, der blitzenden Waffen und der Schall der Hörner, mit dem sie die Stadt verließen, von Tausenden begrüßt, die ihnen Glück auf den Weg wünschten, mußten ihn an die Gegenwart fesseln. Er wußte recht gut, daß die meisten von diesen jungen Kriegern, die mit ihm in Reih' und Glied marschirten, einen Sehnsuchtsschmerz im Herzen trugen, den sie sich gewaltsam zurückzulassen zwangen, und er hätte es für eine Schande gehalten, ihnen in dieser muthigen Entsagung nachzustehen. Darum stimmte er mit ein in ihre frohen Lieder, und er hatte Flensburg noch nicht seit einer halben Stunde im Rücken, als die anfänglich erzwungene Stimmung zur natürlichen wurde. Er dachte wohl noch mit einer Wehmuth, die ihn für den Augenblick zu übermannen drohte, an die Heimath und vielleicht noch lebhafter, weil der Eindruck der Trennung noch frischer war, an Anna Hansen zurück, aber er vermochte auch den Kopf wieder hoch zu erheben, wenn er an die Zukunft dachte.

Den armen Freischärlern, die sich so uneigennützig für ihr Vaterland oder für das unterdrückte Recht überhaupt opferten, war indessen nicht das Schicksal beschieden, das sie gewiß vor allen Kämpfern in diesem Kriege beanspruchen durften. Zu derselben Stunde schon wurde von einer Seite, von der sie es am wenigsten erwarten konnten, darüber unterhandelt, ihrer auf die rücksichtsloseste Weise ledig zu werden.

Die Furcht vor allen republikanischen Bestrebungen stand damals, angeregt durch die Revolten in Paris, Wien und Berlin, in schönster Blüthe; überall sah man in gewissen Kreisen das Gespenst der rothen Republik. Wo das Volk einmal seine Menschenrechte zu fühlen begann, da sah das engherzige Hirngespinst auch schon die rothe Fahne entfaltet, da konnte auch in den schleswig-holsteinischen Her-

zogthümern, die ja Nichts verlangten als ihr gutes altes Recht, Deutsche zu sein, auch nur die Absicht vorherrschen, eine nord-albingische Republik zu bilden, welche Brandgeschosse über ganz Deutschland zu schleudern bestimmt war. Dieses republikanische, weltzerstörerische Element mußte aber vorzüglich in dem Volke, daß sich ermannt hatte, freiwillig zu den Waffen zu greifen, seinen Heerd haben, — in den Freischaaren. Das Freischärlerwesen mußte also vernichtet werden; — diese Ansicht konnte irrig oder gerecht sein, sie hättte nur auf ehrenwerthere und das Gefühl schonendere Weise zur Ausführung gebracht werden sollen!

Am 28. April rückte das von der Tann'sche Korps in Tondern ein. Schon am nächsten Tage mußte ihm sein wackerer Kommandeur, gewiß mit tiefem Schmerze, eröffnen, das schleswig-holsteinsche Generalkommando, an dessen Spitze derselbe Prinz Friedrich von Noer stand, der es drei Tage zuvor so hoch belobt hatte, bedürfe seiner nicht mehr und stelle es Jedem frei, nach Hause zu gehen.

Die Freischärler gingen nicht, wenigsten nur ein kleiner Theil von ihnen, sondern sie marschirten weiter nach Jütland hinein, hatten in Kolding vielfache Kränkungen von den regulären Truppen, die mit ihnen für dieselbe Sache fochten, zu erdulden, und, dem allgemeinen Unwillen nachgebend, schrieb Major von der Tann unter dem 3. Mai an das Generalkommando der schleswig-holsteinischen Armee:

„Wir ergriffen die Waffen für Schleswig-Holstein, „als die große Uebermacht auf Seiten des Gegners, die „thätige Hülfe Deutschlands noch entfernt war. Nun ist „das Verhältniß geändert, der Feind vom festen Lande „vertrieben und das Interesse des Vaterlandes gesichert, „die Aufgabe der Freiwilligen ist erfüllt. Es kann nicht „in unserer Absicht liegen, bei der jetzt eingetretenen „Waffenruhe dem Lande, für welches zu fechten, wir den

„heimischen Boden verließen, zur Last zu fallen. Be-
„stärkt werden wir in unserem Entschlusse durch die in
„den letzten Tagen gewonnene Ueberzeugung, daß einige
„unserer Kampfgenossen des regulären Militairs trotz
„der gemeinsamen vaterländischen Sache, welche uns hier
„vereint, nicht vergessen können, daß Mancher unseres
„Corps ihnen in Vertretung verschiedener Prinzipien
„gegenüberstand. Wir sind gekommen, der gemeinsamen
„deutschen Sache zu dienen, nicht, Anlaß zu neuen
„Mißhelligkeiten zu geben; wir stellen deshalb das An-
„suchen, uns die angebotene Enthebung unserer Kriegs-
„pflicht ertheilen zu wollen.

„Fern, wie nah, werden werden wir stets der heili-
„gen Sache Schleswig-Holsteins, dieses uns so theuren
„Gliedes unseres Vaterlandes, unsere Kräfte weihen.“

So schrieb ein ächter deutscher Mann und Soldat im Namen von Hunderten seiner bewährten Kampfgenossen, und am 8. Mai erhielt er durch den Prinzen von Noer darauf die Antwort, daß das Freicorps entlassen sei.

In Folge dessen wurde in den nächsten Tagen der Rückmarsch über Kolding, Hadersleben, Apenrade, Flensburg und Schleswig nach Rendsburg, überall unter den Zeichen der lebhaftesten Theilnahme von Seiten der Bevölkerung, ausgeführt. In Rendsburg erwartete man die Entlassung, aber sie kam nicht, sondern, nachdem durch eine Anzahl Freischärler, im Verein mit Matrosen unter Befehl eines ehemaligen Schiffskapitains, ein verunglücktes Unternehmen, die vor dem Kieler Hafen kreuzende Fregatte Galathea Nachts zu entern, gemacht worden, erließ die provisorische Regierung der Herzogthümer, bewogen durch den allgemein ausgesprochenen Volkswunsch, eine Verfügung, wonach Major von der Tann sämmtliche Freikorps in ein einziges, 1200 Mann

starkes vereinigen sollte. Diese Maßregel wurde auch zu Anfang des Juni zur Ausführung gebracht.

In dem ganzen Corps hatte sich vielleicht nicht ein Einziger befunden, der den Rückmarsch aus Jütland nicht in tiefer Verstimmung und mit Unwillen im Herzen gemacht hätte. Zu ihnen gehörte auch Fritz Staffelt; unter diesen Umständen schien ihm die Rückkehr in die Heimath nich wünschenswerth. Man wird es dem jungen Manne nicht verdenken können, wenn er nach den gemachten Erfahrungen nicht mehr rechte Lust hatte, auf die Schulbank zurückzukehren; er beschäftigte sich daher vielfach mit dem Gedanken, als Freiwilliger in die reguläre Armee der Herzogthümer einzutreten, um sich in derselben die Offiziers-Epauletten zu verdienen.

Fritz hatte natürlich nicht unterlassen, bei dem schnellen Durchmarsche durch Flensburg seine dortigen Freunde aufzusuchen; er fand das Haus noch mit Soldaten bequartiert, die selbst sein Stübchen eingenommen hatten, aber der alte Fischer und seine Tochter waren nicht zu Hause, man sagte ihm, sie seien auf den Fjord hinausgefahren. Ein längerer Aufenthalt war ihm nicht gestattet, er konnte daher ihre Rückkehr nicht abwarten.

In seiner Vaterstadt angekommen, nahm er Urlaub bis zu der damals mit Bestimmtheit erwarteten Auflösung des Corps. Unter dem Jubel der Einwohner, die ihre Häuser, den Freischaaren zu Ehren, mit Flaggen geschmückt hatten, zog er noch mit seinen Waffengenossen in Schleswig ein. Das Herz klopfte ihm freudig und ungeduldig, als er die Thürme und Dächer der lieben Vaterstadt nach seiner ersten mehrwöchentlichen Abwesenheit wieder erblickte, aber seine Freude wurde zum Entzücken, als dem Zuge schon vor der Stadt ein leichtes Fuhrwerk begegnete, in dem er alle Seinigen bei einander fand. Auch der Vater war

unter ihnen, den er noch in den Gefängnissen Kopenhagens glaubte, denn der an ihn abgesandte Brief hatte ihn auf dem Marsche verfehlt.

Der Sohn, in wenigen Wochen aus einem Knaben zum Mann geworden, das Siegel ernster Erfahrungen auf der Stirn tragend, lag wieder am Herzen der überglücklichen, auf ihn stolzen Mutter, und der Vater reichte ihm mit zufriedener Miene die Hand; sein ganzes Wesen bewies, daß er ihn nicht mehr als unmündiges Kind betrachte, und er stellte ihm jeden Entschluß für die Zukunft ganz frei.

In dem neu aufgeblühten Familienglücke wurden die braven Leute, die den Sohn den Seinigen erhalten hatten, keinen Augenblick vergessen; Fritz erzählte auch mit so warmer Dankbarkeit von ihnen, und besonders wenn er von Anna Hansen sprach, geschah dies mit so innigem Ausdrucke, daß die Mutter ihn etwas bedenklich und die Schwestern lächelnd anblickten; er verschwieg übrigens, bei der Erinnerung daran leicht erröthend, manchen kleinen Vorfall, der sich in seinem Zusammensein mit dem Mädchen ereignet hatte.

Herr Staffelt hatte, als er von der Armuth der Fischerleute hörte, die Absicht, ihnen ein ansehnliches Geldgeschenk zukommen zu lassen, dem aber widersetzte sich Fritz mit Eifer, denn er begriff, daß Anna sich dadurch tief gekränkt fühlen müsse; was sie für ihn gethan hatte, war nicht zu bezahlen. Dagegen kauften und sammelten alle Mitglieder der Familie ein, was sie nach bester Einsicht und auf Fritzen's Rath nützlich und angenehm für die beiden Hansen's hielten und sandten es ihnen mit Briefen, welche die innigste Dankbarkeit athmeten. Sie erhielten keine Antwort darauf; Fritz war darüber betrübt, aber er erklärte es sich dadurch, daß weder Vater noch Tochter schreiben konnte, und daß es zweifellos dem Gefühle der Letzteren wider-

sprach, wie es auch die Vorsicht für Ersteren nicht zuließ, Fremde in das Vertrauen zu ziehen. —

Ehe wir in unserer Erzählung weiter gehen, müssen wir einen Blick auf die Operationen der regulären Truppenkorps und die Fortführung der diplomatischen Unterhandlungen, die den überwiegend wichtigsten Einfluß auf das Geschick der Herzogthümer ausübten, werfen.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Bundesdivision unter Befehl General Halkett's ihre Avantgarde bis auf die der Insel Alsen gegenüber liegende Halbinsel Sundewitt vorgeschoben hatte. Die Dänen hatten die Stadt Sonderburg auf Alsen und andere hochgelegene Punkte der Küste stark verschanzt und mit Batterien besetzt, eine Brücke über den Alsensund geschlagen, die auf dem festen Lande durch einen Brückenkopf gedeckt und überdies durch ihre Kriegsschiffe beschützt wurde, endlich die äußerste Spitze des Sundewitts in einer Entfernung von ungefähr zweitausend Schritten von dem Brückenkopfe durch eine Verschanzung abgeschnitten, letztere aber aufgegeben. Nachdem dieselbe von den deutschen Pionieren zerstört worden, lagen sich beide Theile wochenlang unthätig, mit Ausnahme einiger kleinen Vorpostengefechte und eines scharfen Bombardements von Seiten der dänischen Schiffe und Batterien, gegenüber.

Erst am 28. Mai setzte General Hedemann mit großer Uebermacht plötzlich über den Sund, und es kam zu einem ziemlich heftigen Gefechte, in dem die Deutschen genöthigt wurden, bis hinter Atzbüll zurückzuweichen; somit war der ganze Sundewitt wieder in der Hand des Feindes, aber er hielt ihn nur mit einer geringen Truppenanzahl besetzt und zog sich in der Nacht wieder auf Alsen zurück.

Inzwischen war General von Wrangel mit der preußischen und einem Theile der schleswig-holsteinischen Armee am 2. Mai über die Königsaue in Jütland eingerückt und

hatte daselbst, als Revanche für die unterm 29. April von Dänemark erklärte Blockade der deutschen Häfen, ansehnliche Kontributionen ausgeschrieben; es kam auch hier nur zu unbedeutenden Gefechten, hauptsächlich zwischen dänischen Schiffen und preußischer Artillerie. Die erwähnten Kontributionen sollten, einer energischen Proklamation des Oberbefehlshabers an die Bewohner Jütlands zufolge, bis zum 28. Mai bezahlt werden, aber ehe dies noch geschehen, — am 25. Mai — trat General Wrangel ganz unerwartet den Rückmarsch aus Jütland an. Die Kontributionen wurden nie bezahlt!

Was hatte diesen vollständig unbegreiflichen Rückzug veranlaßt? — Alle Welt zerbrach sich damals den Kopf darüber, bis es erst viel später an das Tageslicht kam; — wir haben schon früher darauf hingewiesen.

England, Rußland und Schweden drängten auf Preußen, den Krieg, den sie nicht für gerechtfertigt erklärten, abzubrechen; Preußen mußte dem deutschen Volke gegenüber wenigstens den Schein bewahren, darum gab es nur so langsam nach. Am 28. April schon nahm es die Vermittelung Englands an, auch Rußland suchte einen Waffenstillstand herbeizuführen. Schweden trat noch entschiedener auf; es stellte bei Malmö eine Armee von ungefähr 15,000 Mann mit 60 Kanonen auf und schiffte davon wirklich ein kleines Corps nach der Insel Fühnen ein, um den Krieg zu erklären, sobald ein Angriff auf die dänischen Inseln gemacht werden sollte.

Unmittelbar nach dem Gefechte vom 28. Mai vereinigte sich die aus Jütland kommende preußische Armee mit den Reichstruppen, und der Beschluß wurde gefaßt, das verlorene Terrain schon am nächsten Tage wieder zu besetzen. Dies geschah auch, ohne daß die Dänen großen Widerstand leisteten; die vereinigte Armee nahm die alte Stellung wieder

ein. Schleswig-holsteinische Dragoner hielten noch bis zum 30. Mai die deutschgesinnte Stadt Hadersleben besetzt, — bei ihnen befand sich auch Lieutenant Lorenzen — sie mußten dieselbe aber, da die schnell aus dem Norden heranrückenden Dänen kleine Detaschements abzuschneiden drohten, eiligst verlassen; Hadersleben und Apenrade wurden von den Dänen besetzt; ganz Nord-Schleswig befand sich wieder in ihrer Gewalt. Sie bedrohten auch die Stadt Tondern im Westen, aber dieselbe wurde durch eine kühne Expedition der Bundestruppen gerettet. Ueberall flohen deutsche Einwohner aus dem Norden nach dem Süden, überall verübten die Dänen wieder Gewaltthaten an ihnen mißliebigen Personen; der nördliche Theil Schleswigs hatte bitter zu leiden.

Es läßt sich denken, welche Theilnahme die dem Unglücke Preisgegebenen bei ihren Brüdern im Süden fanden; in wie mancher Brust mochte sich nicht hier auch schon die bange Ahnung regen, das gleiche Schicksal werde früher oder später über sie hereinbrechen! — Das Vertrauen auf die Bundesgenossen, die man mit so unermeßlichem Jubel empfangen hatte, war gewaltig erschüttert worden. Die Herzen kühner Männer aber erhoben sich an diesem Beispiele zu noch höherer Thatkraft; sie begriffen, daß es die heilige Pflicht jedes Einzelnen sei, mit ganzer Seele und Kraft für das Ganze einzutreten; — Schleswig-Holstein mußte sich selbst helfen.

Hätte man noch mehr Freischaaren bilden oder die Armee verstärken wollen und dürfen, man würde Tausende von Herzen und Arme dazu bereit gefunden haben.

Fritz Staffelt hatte keine Ruhe mehr im väterlichen Hause; es drängte ihn gewaltig wieder hinaus in den Kampf. Der Vater, dem er seinen Wunsch vertraute, hatte Nichts dagegen einzuwenden, und die Abmahnungen der

mütterlichen Zärtlichkeit blieben erfolglos. Fritz rüstete sich von Neuem, sobald er die Formirung des von der Tann-schen Corps erfuhr, und eilte nach Rendsburg. Seine Bitte, wieder als Freiwilliger eintreten zu dürfen, wurde ihm gern gewährt, zumal er schon Proben seiner Tüchtigkeit als Soldat abgelegt hatte; in den ersten Tagen des Juni schon stand er mit der Büchse in der Hand wieder im Gliede.

Er hatte gut gethan, sich so zu beeilen, wenn er zu einer ruhmvollen Waffenthat nicht zu spät kommen sollte. Schon am 3. Juni verließ das Corps seinen Standort und marschirte nach dem Kirchdorfe Uck, südwestlich von Apenrade gelegen, wo es am 5. eintraf. Man befand sich hier nur drei bis vier Meilen vom Feinde entfernt, der, in der Stärke von ungefähr fünftausend Mann mit sechszehn Geschützen, die Stadt Hadersleben besetzt und von da aus seine Avantgarde eine Meile weit südlich bis in die Dörfer Hoptrup und Mastrup vorgeschoben hatte.

Die Freischärler waren, obgleich sie sich, so weit im Norden, in einer sehr exponirten Lage befanden, guten Muthes und sahen begierig einem Zusammenstoße mit den Dänen entgegen, um wieder einmal ihren Widersachern im eigenen Lager den Beweis, daß sie wohl zu brauchen seien, liefern zu können. Alle waren gespannt darauf, welchen Zweck die Expedition haben werde, denn Major von der Tann hatte bisher das tiefste Stillschweigen darüber beobachtet.

Am Abende des 5., als man in Uck ausruhte, wurde der Befehl gegeben, Jedermann habe sich zum folgenden Tage mit einer weißen Binde um den linken Arm, die als Erkennungszeichen im Gefecht dienen sollte, zu versehen, und als am folgenden Morgen die Mannschaften antraten, wurden von jeder Kompagnie — es waren ihrer sechs —

sechszig Mann ausgesucht, um an der beabsichtigten Expedition theilzunehmen. Fritz Staffelt gehörte zu diesen Auserwählten, die auf Wagen nach Tondern geführt werden sollten, um dort entstandene Unruhen beizulegen; freilich hatte man einen größeren Zweck des Zuges vorausgesetzt.

Um vier Uhr Nachmittags trafen die fünfzig requirirten Wagen ein, wurden bestiegen und setzten sich nach einer von dem Major von der Tann, der persönlich den Zug zu Pferde begleitete, entworfenen Fahrordnung, welche darauf berechnet war, dem Feinde schnell Widerstand entgegensetzen zu können, in Bewegung. Eine Strecke hinter dem Dorfe eröffnete der tapfere Führer seinen Leuten, zu deren unaussprechlicher Freude, daß man nicht nach Tondern gehe, sondern den wahrscheinlich sorglosen Feind in Hadersleben überfallen wolle.

Die Fahrt ging rasch vor sich; einige berittene Freischärler waren vorauf; bei der Roden-Schenke stießen die letzteren auf ein Paar dänische Dragoner und jagten sie in die Flucht. Hier erfuhr man aber auch, daß Hadersleben stärker, als erwartet worden, besetzt sei, und mithin mußte ein Angriff unthunlich erscheinen. Major von der Tann beschloß jetzt, die in Hoptrup stehende Avantgarde zu überfallen und zwar, indem er sie nördlich über das Dorf Mastrup umginge.

Die Nacht war ziemlich finster, und der lange Wagenzug bewegte sich zwischen den hohen Knicks, die den Weg einfaßten, rasch vorwärts; jede laute Unterhaltung war verboten worden, und Alles auch zu erwartungsvoll, um sich ihr hingeben zu wollen. Bald nach ein Uhr war der Zug auf gleicher Höhe mit Hoptrup, eine starke halbe Meile in westlicher Richtung davon entfernt, angelangt.

Plötzlich fallen aus den Hecken auf den Knicks Gewehrschüsse auf die vordersten Wagen. In einem Augen-

blicke ist die Scene verändert, die todtenstille Gegend ungewöhnlich belebt. Man sieht zahlreiche Gestalten auf den Knicks und erkennt in ihnen dänische Jäger. Die Ordnung ist durch den plötzlichen Angriff gestört, die Wagen halten an, die Freischärler springen mit lauten Rufen herab und stürzen sich, ohne einen Befehl dazu abzuwarten, theils feuernd, theis das Bajonnet gebrauchend, wuthentbrannt auf den Feind. Solchem Ungestüm vermag er nicht zu widerstehen und ergreift die Flucht über die Felder fort.

Darüber sind kaum ein Paar Minuten vergangen. Major von der Tann und die übrigen Führer schreien auf ihre Leute ein und befehlen ihnen auf das Strengste, von der Verfolgung abzulassen und sofort wieder die Wagen zu besteigen; sie gehorchen, denn sie sehen den Fehler, den sie gemacht haben, ein. Das kurze Gefecht muß die in Hoptrup stehenden Dänen allarmiren und hat unnützen Aufenthalt verursacht; man hätte die Paar Schüsse der Vorposten gar nicht beachten sollen.

So schnell als möglich wird die Fahrt fortgesetzt, und eben beginnt der Tag zu grauen, dichter Nebel bedeckt noch die ganze Gegend, als man bei Mastrup anlangt und nun einen Seitenweg einschlägt, der auf die von Hadersleben nach Hoptrup führende Chaussee mündet. Aber ehe die letztere noch erreicht ist, erfährt Major von der Tann durch seine berittenen Plänkler, daß eine starke Abtheilung dänischer Husaren auf der Chaussee herantrabe.

Die Hälfte der Freischärler muß schleunigst die Hecken am Wege besetzen. Die Husaren, die sie nicht bemerken, kommen heran, und eine furchtbare Salve begrüßt sie. Viele stürzen, sie gerathen in Unordnung, machen Kehrt und jagen zurück. Zu beiden Seiten der Chaussee zeigen sich hinter den Knicks starke Abtheilungen dänischer Jäger, rechts von derselben fahren zwei Geschütze auf und eröffnen

ein schnelles Kartätschfeuer. Es ist heller Tag geworden, und man kann die feindliche Stellung vollkommen übersehen.

Mehrere Freischärler stürzen getroffen nieder, unter ihnen Hauptmann von Corneli. Mit gefälltem Bajonnet werfen sie die Jäger zurück und bemächtigen sich der Kanonen, die von ihrer Bedienung verlassen worden. Nun wenden sie sich wieder gegen die Jäger, die sich indessen in einer sehr vortheilhaften Stellung gesammelt haben, und sprengen sie nach kurzem, heftigen Gefechte vollständig auseinander.

Inzwischen aber attackiren die Husaren die kleine Abtheilung, welche bei den eroberten Geschützen zurückgeblieben ist. Diese muß endlich die Kanonen vernageln und sich dann hinter die Knicks werfen, doch die Husaren lassen sich durch letztere nicht aufhalten; es kommt zum erbitterten Gefechte, Mann gegen Mann, und die Dänen, die auch im Rücken angegriffen werden und keinen Pardon annehmen wollen, erleiden einen ungeheuren Verlust.

Damit ist das Gefecht beendet. Das Schlachtfeld, über dem so eben die Sonne aufgeht, sieht blutig genug aus; die Freischärler haben etwa dreißig Verwundete, von denen später vier, darunter Hauptmann von Corneli, starben, die Dänen verloren an Todten und Verwundeten dreiundsiebzig Mann, an Gefangenen zwei Offiziere, achtundzwanzig Mann, während noch eine Kanone, zwei Munitionskarren und sechszehn Pferde in die Hände der Sieger gefallen sind.

Die Folge dieses ruhmvollen Gefechtes war, daß sich das ganze dänische Truppencorps, in der Meinung, es mit der Avantgarde der nachrückenden deutschen Armee zu thun gehabt zu haben, eiligst aus Hadersleben und dem ganzen nördlichen Schleswig bis Kolding zurückzog.

Auch Fritz Staffelt hatte in diesem Kampfe seine Aben-

teuer zu bestehen gehabt. Nachdem er an allen vorhergehenden Ereignissen den thätigsten Antheil genommen, wurde er zu dem kleinen Trupp von fünfundzwanzig Mann unter Führung des Lieutenants Martens beordert, der die gewonnenen zwei Geschütze während des weiteren Gefechts bedecken sollte.

Als die Husaren, zwei schwache Schwadronen, nun auf sie hereinbrachen, war er einer der Letzten, die von den Geschützen wichen und sie unbrauchbar zu machen bemüht waren. Seine Kameraden riefen ihm wiederholt zu, sich hinter dem Knick in Sicherheit zu bringen, die in der Carriere heranschnaubenden Pferde waren kaum noch zwanzig Schritte von ihm entfernt, und er wäre unfehlbar niedergehauen oder gefangen worden, wenn er nicht so viel körperliche Gewandtheit und Geistesgegenwart besessen hätte, sich noch im letzten Moment auf den Erdwall zu schwingen.

Wie bereits erzählt worden, war derselbe aber kein Hinderniß für die muthigen, von Kampfeslust und Rachegefühl entflammten Reiter; sie führten aus, was Kavallerie selten versucht hat, stürmten nämlich den mit Büchsenschützen, die fast keine Kugel in so großer Nähe umsonst entsandten, besetzten Knick hinauf, brachen durch die Hecke und stürzten sich, mit dem Säbel in der Faust, mitten unter ihre Gegner.

Die Freischärler gaben indessen ihren Gegnern an Entschlossenheit Nichts nach, obgleich sie eine so bedeutende Ueberzahl gegen sich hatten. Es war ein Kampf der Verzweiflung von beiden Seiten. Fritz hatte, wie die meisten Andern, den Hirschfänger auf die Büchse gesteckt; wohl zwanzig Mal wurden vom Pferde herab furchtbare Hiebe auf ihn geführt, aber er parirte sie glücklich. Er hatte sich seinen Schuß aufbewahrt, weil er nicht daran denken durfte, in dem Getümmel zum zweiten Male laden zu können.

Eine unbeschreibliche Wuth hatte sich seiner bemächtigt und machte ihn fast besinnungslos, und doch hatte er die Augen überall, um den auf ihn geführten Streichen zuvorzukommen.

Einmal schien er verloren zu sein; ein Offizier und ein anderer Reiter hatten ihn in die Mitte genommen; er schoß den letzteren vom Pferde und, sich schnell umwendend, stieß er den Hirschfänger dem anderen Pferde tief in die Flanke, so daß es sich hoch aufbäumte und einen langen Satz vorwärts machte, der ihn selbst beinahe umgeworfen hätte. Das Pferd stürzte zusammen und mit ihm sein Reiter; in einem Augenblicke hatte sich der junge Freischärler auf ihn geworfen und, die Büchse fortschleudernd, rang er mit dem viel kräftigeren Manne am Boden.

Da kam gerade die Hülfe; die Salve einer geschlossenen Abtheilung Freischärler entschied den Kampf und zwang die Dänen zum Weichen; ein Paar Kameraden halfen den Offizier zu überwältigen, aber Fritz blieb die Ehre, ihn zum Gefangenen gemacht zu haben. Der Däne blickte ihn düster grollend an; er schämte sich vielleicht, von einem so jungen Menschen, wie er jetzt erst bemerkte, überwunden worden zu sein, und in seinem Gesichte sprach sich deutlich der Wunsch aus, es wäre ihm lieber, wenn er todt auf dem Schlachtfelde läge. Aber er hatte heldenmüthig, wie alle seine Waffengefährten, gekämpft, und Niemandem der Sieger kam es in den Sinn, die Gefangenen zu verspotten.

Als das Gefecht beendet war, kehrten die Freischärler mit ihren Gefangenen und ihrer Beute unter frohem Scherz und Gesang nach Uck zurück. Freilich mischte sich auch manch' schmerzliches Gefühl in den Siegesjubel, wenn sie auf die schwerverwundeten Kameraden, vor Allem auf den sterbenden, sehr geliebten Hauptmann von Corneli blickten.

Fritz wurden von seinen Waffengefährten viele Lobeserhebungen gemacht; er hatte sie auch verdient, das fühlte er, und war deshalb um so stolzer auf sie. Major von der Tann ließ sich ihn vorstellen und belobte ihn in der gewinnenden Weise, die er besaß, öffentlich.

In Uck ruhten sich die braven Freischärler von ihrem Zuge bis zum 10. des Monats aus. Eine Offizierstelle war durch den Tod des Hauptmanns erledigt; ein älterer rückte hinein, und durch fast einstimmige Wahl seiner Kompagnie wurde Fritz Staffelt, trotz seiner Jugend, zum Führer oder Offizier bestimmt und von dem Kommandeur des Corps bestätigt.

Sein Herz schwoll hoch auf vor freudigem Stolze. Mit welchen Gefühlen konnte er jetzt dem Vater, allen Seinigen, allen Bekannten in der Heimath wieder gegenübertreten! Er dachte dabei auch an Anna Hansen, und diese Erinnerung mischte eine einzige wehmüthige Empfindung in die vielen freudigen.

Er sollte übrigens die Eltern noch nicht so bald wiedersehen, als er hoffte.

Am 5. Juni machte General von Wrangel, nachdem er seine Truppen unter dem Vorgeben einer großen Parade zu Ehren des Geburtstages des Königs von Hannover concentrirt hatte, einen Angriff auf die Dänen, die allmälig den größten Theil des Sundewitts wieder besetzt hatten. Der Kampf war sehr hartnäckig und kostete beide Theile große Verluste, endete aber damit, daß die Deutschen sich von dem Brückenkopfe, den sie nehmen wollten, zurückzogen und nur die Stellung bei Nübel und Satrup behaupteten.

Zu derselben Zeit räumte die dänische Besatzung Apenrade, und das von der Tann'sche Freicorps mußte diese Stadt als äußersten Vorposten besetzen und sich in ihr ver-

barrikadiren, während die Preußen ihr Hauptquartier in Flensburg hatten.

Von Neuem begannen diplomatische Unterhandlungen und die Dänen rückten mit starker Macht wieder in Nord-Schleswig ein.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Der ganze fernere Theil des Monats Juni verging für die Truppen, die sich nach dem Kampfe sehnten, in Unthätigkeit; ein Paar erfolglose Rekognoscirungen und unbedeutende Gefechte gegen dänische Kanonenboote war Alles, was diese Stille auf dem Schlachtfelde unterbrach. Erst am 28. trat General von Wrangel wieder den Marsch nach Norden an, wie es hieß, um einen entscheidenden Schlag gegen den Feind zu führen. Die Schleswig-Holsteiner bildeten den rechten Flügel und rückten direkt auf Hadersleben; als sie nach Apenrade kamen, schloß sich das Tann'sche Corps ihrer Avantgarde, die von dem tapferen Oberstlieutenant von Zastrow befehligt wurde, an.

Am folgenden Morgen kam es vor Hadersleben zwischen dieser Avantgarde und den Dänen zu einem heftigen Gefechte. Die Dänen wurden bis in die Stadt zurückgedrängt, ein Theil der letzteren von der schleswig-holsteinischen Artillerie beschossen und so große Erfolge errungen, daß Oberstlieutenant von Zastrow mit seinem kleinen Detaschement einen Sturm wagen zu können glaubte, aber General von Wrangel verbot denselben ausdrücklich; ebenso wenig duldete er, daß das Tann'sche Corps, das östlich bei Londt dem Gefechte unthätig zusehen mußte, über den Fjord

ging, um die Stadt von Norden her anzugreifen. Die Schleswig-Holsteiner hatten sich äußerst wacker geschlagen.

Die Dänen waren so entmuthigt, daß sie es nicht auf einen weitern Kampf ankommen lassen wollten, sondern sich in der Nacht schleunigst und mit großer Heimlichkeit aus der Stadt zogen. Zastrow besetzte dieselbe nun und trat sogleich mit wenigen Truppen eine sehr energische Verfolgung an, warf die Arrieregarde des Feindes zurück und würde sie bis über die jütische Grenze hinaus verfolgt haben, wäre es vom Oberbefehlshaber nicht jedem Soldaten bei Todesstrafe verboten gewesen, dieselbe zu überschreiten.

Er fand für nöthig, diesen Befehl noch einmal in Erinnerung zu bringen, nachdem er am 30. sein Hauptquartier in Christiansfelde genommen hatte.

Dies sollte auch die letzte bedeutendere Unternehmung in dem diesjährigen Feldzuge gewesen sein, und nur der schleswig-holsteinischen Artillerie war es noch vergönnt, am 8. Juli bei Aröfund, östlich von Hadersleben, das dänische Dampfschiff Odin in den Grund zu bohren. Ein anderes ähnliches Gefecht gegen die Corvette Najade bei Holnis vertrieb diese zwar, hatte aber weiter keinen Erfolg, und einzelne Vorpostenscharmützel an der jütischen Grenze, welche die Dänen sehr häufig mit kleinen Streifpartieen überschritten, sind kaum erwähnenswerth.

Die Freischärler hatten gar nichts mehr zu thun bekommen, obgleich sich noch so viel thun ließ, und waren höchst unwillig darüber; der Geist der Unruhe und Indisciplin riß in einzelnen Theilen des Corps ein, und Oberstlieutenant von der Tann — er war inzwischen befördert worden — zögerte nicht, als seine bisherigen Kampfgenossen dies in überwiegender Mehrzahl verlangten, selbst um die Entlassung des Freicorps zu bitten. Sie wurde

ihm ohne Anstand bewilligt, und er trat sofort den Rückmarsch nach Rendsburg an.

Die Einwohner der Orte, welche das Freicorps passirte, äußerten demselben überall auf die ehrendste Weise ihren Dank, mit welch' gerechtem Unwillen mußten die tapferen Kämpfer aber nicht erstaunen, als kurz vor Rendsburg die Ordre eintraf, die nicht einheimischen Freischärler hätten noch an demselben Nachmittage ihre Waffen abzugeben und sollten am folgenden Morgen auf der Eisenbahn über die Grenze gebracht werden, — wer sich dem widersetze, solle auf eigene Kosten transportirt werden! Diesen Befehl hatte das schleswig-holsteinische Generalkommando gegeben.

Tief gekränkt gingen die Vertheidiger des schleswig-holsteinischen Rechtes mit ihrem ausgezeichneten Chef aus dem Lande, nur ein kleiner Theil, der sich zum Bleiben entschloß, wurde zum Stamm eines neunten Linien-Bataillons benutzt.

In den Herzogthümern erfüllten sich von Tage zu Tage alle Herzen mit einer banger werdenden Besorgniß, denn die diplomatischen Unterhandlungen blieben kein Geheimniß mehr, und die zur Befreiung herbeigeeilten Truppen mußten thatenlos dastehen. Es lag auf der Hand, daß Preußen nicht mehr Lust zur Kriegführung habe, und die auswärtigen Mächte forderten immer gebieterischer Frieden oder wenigstens Waffenstillstand. Der einzige Trost blieb noch, daß der letztere wenigstens unter für die Sieger günstigen Bedingungen abgeschlossen werden müsse; — aber wie viel Hoffnungen waren nicht schon getäuscht worden!

Schon Ende Mai hatte König Friedrich VII. den Besuch des Großfürsten Constantin von Rußland und Prinzen Oscar von Schweden empfangen, am 7. Juni war er nach Malmö gegangen, um daselbst mit dem Könige von Schwe-

den zusammenzutreffen; die Allianz war fertig. England und Frankreich sandten ihre Noten zu Gunsten Dänemarks. Auf dem Schlosse Bellevue bei Kolding wurden die Unterhandlungen fortgesetzt.

Preußen gab nach, nachdem es vorher die Einwilligung des damaligen deutschen Reichsverwesers, des Erzherzogs Johann, zur Abschließung des Waffenstillstandes eingeholt hatte.

Dieser Waffenstillstand ist zu wichtig für die Herzogthümer, als daß wir unsern Lesern nicht zumuthen müßten, näher darauf einzugehen.

Der Reichsverweser gab seine Einwilligung unter gewissen Bedingungen; sie waren: der Waffenstillstand solle nicht länger als drei Monate dauern, die Wahl der zu einer neuen gemeinsamen Regierung der Herzogthümer berufenen Personen solle eine gedeihliche Wirksamkeit verbürgen, alle bis dahin erlassenen Gesetze und Verordnungen sollten zu Recht bestehen bleiben, alle zurückbleibenden Truppen unter einem deutschen Befehlshaber stehen.

Der zu Malmö unterm 26. August ratificirte Waffenstillstandsvertrag setzte dagegen fest, daß die Waffenruhe sieben Monate mit einer Aufkündigung von einem Monat von jedem der beiden Theile dauere, — daß bei etwaiger Erneuerung der Feindseligkeiten von den Truppen die alten Stellungen wieder eingenommen würden, — Aufhebung der Blockade, — Entlassung aller Kriegs- und politischen Gefangenen, — daß die genommenen Schiffe freigegeben würden und Preußen seine Requisitionen in Jütland zurückerstatte, — daß die beiderseitigen Truppen innerhalb zwölf Tagen die Herzogthümer, bis auf 2000 Mann von jeder Seite zur Bewachung der Lazarethe und Depots, räumten, — die schleswig-holsteinische Armee zur Aufrechterhaltung der Ruhe in den Herzogthümern und zur Verfügung der

gemeinsamen Regierung bleibe, — daß diese Regierung aus fünf Mitgliedern bestehe, zwei gewählt von Preußen, zwei von Dänemark, der Präsident in Folge gemeinschaftlicher Einigung beider Mächte, — daß alle und jede seit dem 17. März erlassenen Gesetze und Verordnungen aufgehoben seien, — daß Preußen und Dänemark je einen Commissair zur Ueberwachung dieser Stipulationen ernennen, — Verwaltung des Herzogthums Lauenburg durch drei Mitglieder einer Commission, wählbar wie vorher, — daß endlich Großbritannien die Ausführung dieser Convention garantire. Ein Separatartikel besagte noch, daß die schleswig-holsteinischen Truppen unter Kommando eines deutschen Bundesgenerals gestellt werden sollten.

Als Mitglieder der gemeinschaftlichen Regierung wurden ernannt: Präsident Graf Carl Moltke, Kammerherr von Heintze, Etatsrath Prehn, Landvoigt Boysen, Oberappellationsgerichtsrath Preusser, so wie ihre Stellvertreter.

Die bisherige provisorische Regierung wurde bei diesem Vertrage durchaus nicht zu Rathe gezogen, und die Landesversammlung hatte sich, auf Gebot des Reichsministers Heckscher, vertagen müssen. Der Reichsverweser, dessen Bedingungen für Einwilligung in den Waffenstillstand durchaus nicht berücksichtigt worden, war viel zu schwach, um dagegen zu protestiren, und das Frankfurter Parlament, auf das Schleswig-Holstein und dessen wahre Freunde ihre letzte Hoffnung setzten, sanktionirte den Vertrag nach mehrtägiger Debatte.

Die Entrüstung war in ganz Deutschland groß und führte im September zu den blutigen Vorgängen in Frankfurt, viel unwilliger und schmerzlicher getroffen noch mußten sich aber die Herzogthümer selbst fühlen. Sie waren von ihren deutschen Brüdern einer zweifellos traurigen Gegenwart, denn Graf Carl Moltke war der unpopulärste und

als den dänischen Interessen vollkommen ergebene Mann verhaßt, und nach sieben Monaten wiederum einer höchst ungewissen Zukunft preisgegeben worden.

Die Landesversammlung trat sofort zusammen und beschloß im Angesichte der drohenden Gefahr, daß ohne ihre eigene Zustimmung sie selbst weder aufgelöst noch vertagt werden, keine Veränderung in der bestehenden Regierung stattfinden, die seit dem März 1848 erlassenen Gesetze nicht verändert oder aufgehoben und keine neuen Gesetze und Steuerauflagen erlassen werden dürften, und vier Tage später, am 8. September, berieth und erklärte sie ein neues Staatsgrundgesetz, das hauptsächlich den Wahlmodus und das Einkammersystem festsetzte.

Die provisorische Regierung stimmte dieser Verfassung bei, der Herzog Christian von Augustenburg indessen nahm gar nicht an der Landesversammlung theil, indem er abreiste, und der Prinz Friedrich von Noer legte das Kommando der Armee nieder.

Noch ehe die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt den Waffenstillstand gebilligt, ja, nachdem sie im Gegentheil beschlossen hatte, einstweilen noch die Ausführung der darin getroffenen Stipulationen aufzuschieben, — ein Beschluß, der freilich schon ein Paar Tage später widerrufen wurde, — verließen die preußischen und die Reichstruppen eiligst die Herzogthümer, einen dankbaren, aber auch schmerzlichen Abschiedsruf der Landesversammlung mit sich nehmend. Der preußische Generalmajor von Bonin übernahm das Kommando der schleswig-holsteinischen Armee.

Wie die Dänen die Bedingungen des Waffenstillstandes zu halten gedachten, davon legte schon zu Mitte Septembers die überaus anmaßende und durch Nichts gerechtfertigte Ernennung der sogenannten königlich dänischen Immediat-Commission, bestehend aus Graf Carl Moltke, Pastor

Hansen und Amtmann Johannsen, Zeugniß ab. Dieselbe erließ von Sonderburg auf Alsen eine Proklamation an das Volk, in der sie sich selbst installirte, und forderte dann unter Androhung gesetzlicher Strafe die Landesversammlung und die provisorische Regierung auf, sich sofort aufzulösen.

Selbstverständlich wiesen diese beiden Letzteren die Anmaßung energisch zurück, unterstützt vom General von Bonin. Als nun aber der Reichsverweser selbst einen Commissair, Stedtmann, schickte und dieser in seinem Namen die Auflösung der provisorischen Regierung und die Vertagung der Versammlung forderte, da mußten diese wohl gehorchen, wenn sie nicht gänzlich auf Hülfe und Verbindung mit Deutschland verzichten wollten. Die neue gemeinsame Regierung trat am 22. Oktober auf Schloß Gottorp ihr Amt an; sie bestand aus den im Zusatzartikel zu der Malmöer Convention genannten Personen, nur hatte Dänemark dem allzugroßen Widerwillen der Herzogthümer gegen Graf Moltke Rechnung tragen müssen und an dessen Stelle den Grafen Theodor Reventlow-Jersbeck zum Präsidenten ernannt. —

Nach diesem geschichtlichen Ueberblicke kehren wir wieder in den Kreis der Familie Staffelt nach der Stadt Schleswig zurück.

Sie war jetzt vollständig mit einander vereint, denn Fritz, der sich entschlossen hatte, im Dienste zu bleiben, und dem neunten Bataillon zugetheilt worden war, hatte auf einige Wochen Urlaub erhalten, und unter der gleichen Bedingung befand sich auch Lieutenant Lorenzen bei ihr. Der Letztere hatte den Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht, aber, wie die gesammte Kavallerie, keine Gelegenheit zu großen Kämpfen oder besonderer Auszeichnung gefunden. Er theilte die Verstimmung seines braven Rittmeisters, wenn er auch nicht so gewaltig fluchte wie derselbe, besonders

als der ungünstige Waffenstillstand bekannt wurde, und wäre herzlich froh gewesen, dem peinlichen Dienste für einige Zeit den Rücken zu kehren, wenn ihn auch nicht die Sehnsucht, seine Braut wiederzusehen, nach der Stadt Schleswig gezogen hätte.

„Sie gehen nun auch fort, Lorenzen," hatte der dicke Rittmeister mit dem trübseligsten Gesichte von der Welt gesagt, als sie sich die Hände zum Abschiede drückten, — „und hier bei der Schwadron wird es nun ganz unausstehlich werden. Ich wollte, ich wäre an Ihrer Stelle, hätte auch eine Braut oder noch besser eine Frau, — ich nähme dann vielleicht meinen Abschied, denn aus dieser Sache wird doch nichts Gescheidtes mehr."

So muthlos hatte der Lieutenant ihn noch nie sprechen hören.

„Wenn wir verzagen wollen, was soll dann aus dem Vaterlande werden?" fragte Lorenzen vorwurfsvoll. „Wenn ich jetzt Weib und Kind hätte, wahrhaftig, ich würde nicht eher den Säbel ablegen, bis das Wort zur Wahrheit geworden ist: „Up ewig ungedeelt."

„Ja, ja," brummte der Rittmeister, — „Sie haben schon Recht, und ich bleibe auch noch, die Schwadron ist meine Heimath und der Säbel meine Welt."

Als Lorenzen im Staffelt'schen Hause ganz überraschend eintraf, — er hatte nicht Zeit gehabt, der Braut seine Absicht brieflich mitzutheilen, und hielt sich für überzeugt, daß er immer willkommen sei, — wurde er von allen Seiten mit der größten Herzlichkeit empfangen und fand durchaus nichts Auffälliges darin, daß die Braut, an seinem Halse hängend, fast in Thränen zerfloß; hatte die Trennung auch nicht allzulange gedauert, so waren die Verhältnisse, unter denen sie stattgefunden, doch so beunruhigend gewesen, daß sich die Aufregung des jungen Mädchens bei

dem unerwarteten Wiedersehen leicht erklären ließ. Aber Stunden vergingen in dem traulichen, wiedervereinigten Familienkreise, ganz der Fröhlichkeit geweiht, und dennoch schien sich Emma nicht vollkommen beruhigen zu können; sie war ungewöhnlich ernst und schweigsam, hin und wieder sah man eine Thräne in ihren Wimpern flimmern, und zuweilen drückte sie die Hand des neben ihr sitzenden Verlobten, die sie in der ihrigen festhielt, auf krampfhafte Weise.

Der Lieutenant blickte seine Braut ein Paar Mal in einiger Verwunderung von der Seite an, aber er schob ihr ungewöhnliches Benehmen noch immer auf eine durch die Freude zu hoch gespannte Nervenerregung.

Fritz konnte seinen zukünftigen Schwager jetzt als Kameraden begrüßen und warf sich dabei ein wenig in die Brust; Lorenzen gratulirte ihm von Herzen. Beide hatten sich gegenseitig und den übrigen Familienmitgliedern genug von ihren Kriegserlebnissen zu erzählen und mit ihnen über die muthmaßliche Zukunft des Vaterlandes zu sprechen.

Der Advokat war ernst, wie immer, jetzt sogar düster gestimmt durch die politischen Verhältnisse, die jedem denkenden Patrioten das Herz schmerzlich berühren mußten; an diesem Abende, wo er alle Seinigen in Freude wieder um sich versammelt sah, bezwang er sich indessen nach Kräften, um heiter zu erscheinen.

Er hatte den Auftrag, den ihm die Gräfin Mackenna an den Lieutenant mitgegeben, nicht vergessen, er hielt es aber um so weniger angemessen, in Gegenwart der Uebrigen davon zu sprechen, als ihm nicht entging, wie Lorenzen bei der Erzählung von der seltsamen Art seiner Befreiung aus der Gefangenschaft augenscheinlich in Verlegenheit gerieth und nur sehr zurückhaltend äußerte, daß er allerdings die Gräfin Mackenna am Hofe zu Kopenhagen kennen ge-

lernt habe, aber nicht begreife, woher sich ihr scheinbar so großes Interesse für ihn und seine Angehörigen herschreibe.

Dabei kam denn natürlich auch zur Sprache, daß die Gräfin unter dem Namen einer Frau von Lundbye vor Kurzem in Schleswig gewesen sei und Emma's Bekanntschaft gemacht habe. Lorenzen erbleichte unwillkürlich, und vielleicht würde er sofort die ganze Wahrheit ausgesprochen haben, hätte er den unsäglich angstvollen Blick bemerkt, den seine Braut beobachtend auf ihn warf, aber Niemand achtete darauf.

Er hatte wohl Grund, bei dieser Mittheilung in Verwirrung zu gerathen, denn er mußte sich die Frage vorlegen, welcher Grund die Gräfin wohl veranlaßt haben könne, Emma aufzusuchen und mit ihr Freundschaft zu schließen, und er war nur zu geneigt, dabei an ein Intriguenspiel zu glauben, denn seitdem er diese stolze Frau durch die Zurückweisung ihrer Liebe tödtlich beleidigt hatte, hielt er sich für überzeugt, daß sie ihn hasse und daß sie eine Gelegenheit suchen würde, sich an ihn zu rächen. Wie ließ es sich aber damit in Zusammenhang bringen, daß sie, die gerade in der letzten Zeit unzweifelhaft die Macht gehabt hätte, ihn in den Personen der Seinigen empfindlich zu verletzen, denselben nur Freundlichkeiten erwiesen hatte? —

Herr Staffelt mußte sowohl aus dem Benehmen der Gräfin als seines zukünftigen Schwiegersohnes den Schluß ziehen, daß mehr als ganz oberflächliche Beziehungen zwischen ihnen existirten, und er hätte im Interesse seiner Tochter gewiß das Recht gehabt, denselben nachzuforschen, aber theils hatte er Lorenzen bereits für zu ehrenwerth erkannt, um ihm eine Schlechtigkeit zuzutrauen, und beurtheilte jenes Verhältniß ziemlich richtig, theils widerstrebte es auch seinem Charakter zu sehr, in das Geheimniß, das ein Anderer zu bewahren gedachte, einzudringen.

Der Lieutenant wurde noch peinlicher überrascht, als der Advokat ihm bald darauf unter vier Augen den Auftrag der Gräfin mittheilte. Er hielt es jetzt für Pflicht, ihm wenigstens annähernd die Wahrheit zu eröffnen, und sprach die Besorgniß aus, daß die Gräfin unter den unerklärlichen Beweisen ihrer Theilnahme irgend einen böswilligen Plan verstecken möge. Lorenzen konnte diese Frau einmal nicht mehr hochachten, nachdem sie sich vor ihm erniedrigt hatte.

Herr Staffelt war gewiß ein guter Advokat und hatte mancherlei Menschenkenntniß gesammelt, aber das Herz einer leidenschaftlichen Frau hatte er nicht studirt; das bewies seine Antwort. Ueberdies konnte er sich noch nicht von dem bestechenden Eindrucke, den Gräfin Ida auf ihn hinterlassen hatte, losmachen und hielt sich ihr zu großer Dankbarkeit verpflichtet.

„Ich setze nicht den mindesten Zweifel in die Erklärung, die Sie mir unaufgefordert gegeben haben,“ erwiderte er, — „und sie beruhigt mich in Betreff Emma's vollkommen. Aber Ihre Befürchtungen kann ich nicht theilen. Ich glaube, daß Sie die Gräfin zu hart beurtheilen; eine flüchtige Leidenschaft riß sie über die gewöhnlichen Grenzen fort, aber sie wird dieselbe besiegt haben und wollte nun durch das Interesse, das sie uns bewies, ihren Charakter vor Ihnen rechtfertigen. Sie scheint mir eine im Grunde ihres Herzens edle Frau zu sein, ihre Erziehung und ihre jetzigen glänzenden Verhältnisse mögen sie nur verwöhnt haben; sie ist eine launische Frau. Nachdem sie ihren Fehler jetzt an uns wieder gut gemacht und sich vor Ihnen gerechtfertigt zu haben glaubt, wird sie bald Sie und uns vergessen. Folgen Sie meinem Rathe und beunruhigen Sie Emma nicht durch die Mittheilung dessen, was Sie mir vertraut haben; sie ist zu arglosen Herzens und liebt Sie

zu sehr, um Ihnen mißtrauen zu können, Sie dürfen ihr nicht Besorgnisse einflößen. Uebrigens wird wohl Keiner von uns je wieder mit der Gräfin Mackenna in Berührung kommen, denn, so Gott will, gewinnt der dänische Einfluß nie wieder Platz in unserem deutschen Lande."

Lorenzen überlegte, daß sein ganz vorurtheilslos bleibender Schwiegervater wohl Recht haben könne, und wunderte sich selbst, daß er so schwarz gesehen habe; es gereichte ihm zur großen Beruhigung, daß er sich vor ihm wenigstens gerechtfertigt hatte.

Emma deutete sich die recht wohl bemerkte Befangenheit ihres Bräutigams auf die schlimmste Weise und zweifelte jetzt nicht mehr, daß die Gräfin die Wahrheit gesprochen habe; der grausamste Schmerz zerriß ihr Herz.

Als sie am folgenden Tage mit Lorenzen wieder zusammentraf, mußte derselbe sich doch überzeugen, daß etwas Besonderes in dem Gemüthe seiner Braut vorgegangen sei; er vermißte die vertrauensvolle Hingebung, die kein Geheimniß vor ihm gehabt hatte, und die zärtliche Neugierde, die auch in die tiefsten Falten seines Herzens hineinzublicken bemüht gewesen war; Emma schien eine ganz Andere geworden zu sein, sie fragte ihn nicht mehr nach so vielen Kleinigkeiten in seinen Erlebnissen, die nur für ein liebendes Herz Interesse haben können, und es wurde ihm klar, daß auch sie ein Geheimniß in sich verschließe. Wenn er sie berührte, zuckte sie leicht zusammen und wagte sich seiner Zärtlichkeit doch nicht zu entziehen, und wenn er von seiner Liebe und der Zukunft, die sie sich sonst stundenlang so schön hatten ausmalen können, zu sprechen begann, wurde sie bleich und blickte träumerisch vor sich hin, ohne zu antworten.

Man wird leicht begreifen, wie sehr Lorenzen von diesem unerklärlichen Benehmen beunruhigt werden mußte;

er fragte sie hundert Mal, ob sie sich krank fühle, aber sie verneinte es und suchte eine heitere Unbefangenheit zu erheucheln, die schon nach wenigen Minuten wieder verschwand; ebenso wenig war sie zu bewegen, sich darüber auszusprechen, ob irgend ein Kummer ihr Herz drücke.

Lorenzen wurde endlich unmuthig und kälter gegen sie; in dieser Stimmung suchte er nach Gründen ihres veränderten Wesens und ließ sich zu ungerechten Vermuthungen hinreißen. Liebte Emma ihn nicht mehr wie früher? — es schien in der That so zu sein! — Er war sich nicht bewußt, ihr eine Veranlassung dazu gegeben zu haben, darum suchte er dieselbe auch ganz außerhalb seiner Person. Flüchtig dachte er wohl einmal daran, ob Gräfin Ida als die falsche Frau von Lundbye in seiner Braut ein Mißtrauen gegen ihn erweckt haben könne, aber wie hätte sie dies wagen, worauf sich stützen sollen, und wäre es dann nicht erst recht Emma's Pflicht gewesen, sich ihm gegenüber offen auszusprechen? Er selbst wollte diesen Punkt nicht gern berühren, erinnerte sich auch der Warnung des Advokaten, und deshalb verwarf er den Gedanken schnell wieder; er meinte, offenbar sei die Gräfin nur neugierig gewesen, das bescheidene junge Mädchen kennen zu lernen, das er ihr vorgezogen hatte. Lorenzen war, ohne daß er es sich gestehen wollte, auch ein wenig eitel und konnte sich deshalb nicht überzeugen, daß die schöne Wittwe, die ihm so unzweideutig ihre Leidenschaft gestanden, ihn so schnell wieder vergessen haben solle.

Natürlich war in der Familie noch öfter, wenn auch vorübergehend, die Rede von dem dänischen Lieutenant Westergaard, der so lange ihre Gastfreundschaft genossen hatte. Die jüngere Schwester, Clara, noch ein Kind, das keinen Begriff davon hatte, wie gefährlich zuweilen Scherze werden können, erlaubte sich in Gegenwart der beiden Ver-

lobten, jedenfalls nur in der guten Absicht, die trauernde Schwester zum Lachen zu bringen, manche Andeutung auf die Aufmerksamkeiten, die ihr der Däne erwiesen hatte; das Kind war doch schon verständig genug, um dieselben bemerkt zu haben. Emma wurde über solche Anspielungen böse und verbat sie sich, aber sie erröthete dabei, denn sie mußte unwillkürlich daran denken, welche Befürchtungen ihr zuweilen Lieutenant Westergaard's Benehmen eingeflößt hatte; um keinen Preis hätte sie darüber mit Lorenzen sprechen mögen.

Aber dieser faßte solche kleinen Aeußerungen und Anzeichen in seinem Unmuthe begierig auf und glaubte endlich den Schlüssel zu dem räthselhaften Benehmen seiner Braut gefunden zu haben. Er achtete sie zwar viel zu hoch, um nur einen Augenblick an eine wirkliche Untreue von ihrer Seite zu denken, aber er begann zu fürchten, daß ihr Pflichtgefühl mit einer Neigung, die sich wider Willen in ihr Herz eingeschlichen habe, in harten Kampf gerathen sei. Absichtlich erwähnte er mehrere Male, wenn sie allein bei einander waren, des dänischen Verwundeten, und diese Absicht wußte er nur so schlecht zu verstecken, daß Emma sie errathen mußte; obgleich schuldlos, gerieth sie dadurch in die äußerste Verwirrung.

Also Lorenzen, der sich an der ihr gelobten Treue versündigt hatte, was sie ihm mit der Zeit vielleicht vergeben und vergessen haben würde, wagte es noch, einen so unwürdigen Verdacht auf sie zu werfen? — Das reine Gewissen und die weibliche Würde des jungen Mädchens empörten sich dagegen; sie wurde noch kälter gegen ihn, sie ließ ihn sogar ihre Empfindlichkeit fühlen.

Es war der erste Zwist seit ihrer Bekanntschaft; desto schmerzlicher war er für beide Theile, und desto weniger glaubten sie, daß er sich wieder ausgleichen lassen werde.

Lorenzen fand in Allem nur eine Bestätigung seines Verdachts; er war nicht weniger erzürnt auf sie, als Emma auf ihn, aber ein unwillkürliches Rechtsbewußtsein hielt ihn doch ab, sie geradeheraus zur Rede zu stellen; er würde sich tief geschämt haben, hätte sie ihm die Beweise liefern können, ja, ihm blos die Versicherung gegeben, daß er sich getäuscht habe.

Tage vergingen so, und alle anderen Mitglieder der Familie bemerkten mit Erstaunen die wachsende Zurückhaltung der beiden Verlobten, die anfangs gar nicht beachtet worden war, da Jeder recht gut wußte, wie innig sie sich liebten. Jeder, selbst Frau Staffelt, die von tiefer Besorgniß erfüllt war, wagte es aber nicht auf sich zu nehmen, das erste Wort zur Aufklärung zu sprechen und Fragen zu stellen, die Lorenzen oder Emma nur noch mehr aufregen konnten. Liebende und Eheleute überläßt man in ihren Zwistigkeiten am besten immer sich selbst; das ist ein alter, auf Erfahrung beruhender Grundsatz; Liebende verletzen sich gegenseitig so leicht nicht, aber eine dritte Hand, die ihr geheimnißvolles Heiligthum berührt, läßt auf demselben leicht Spuren zurück, die nicht wieder zu verwischen sind.

Indessen kam es zu keiner offenen Aussprache zwischen diesen Beiden, der Riß des Vertrauens erweiterte sich mit jeder mißtrauisch beobachtenden Miene, mit jeder versteckten Andeutung, und eines Tages, noch lange, bevor sein Urlaub abgelaufen war, erklärte Lorenzen mit düsterer Miene am Frühstückstische, um den die ganze Familie versammelt war, er habe einen Brief vom Rittmeister von Steinwehr erhalten, in dem ihn derselbe dringend auffordere, dienstlicher Geschäfte halber zur Schwadron zurückzukehren, und unter den obwaltenden Verhältnissen halte er es für Pflicht, dem Rufe ohne Zögern zu folgen, er wolle deshalb noch an demselben Abende abreisen.

Bei dieser überraschenden Erklärung blickten ihn Alle voll Verwunderung an, Emma aber wurde blaß wie eine Leiche, setzte die Kaffeetasse mit zitternder Hand auf den Tisch nieder und brach in krampfartiges Weinen aus. Dieser Anfall kam so plötzlich und heftig, daß er allgemeine Besorgniß veranlassen mußte, selbst Lorenzen, der sich schon auf eine ähnliche Scene vorbereitet hatte, sprang erschrocken auf uud eilte zu ihr.

Ihr Zustand mußte gefährlich erscheinen, und man beeilte sich nach einem Arzte zu schicken; die Frauen waren in Thränen, die Männer bestürzt und rathlos, besonders Lorenzen, bei dem die siegende Gewalt der alten Liebe mit aller Machte wieder hervorbrach und der in diesem Augenblicke Lieutenant Westergaard, sein unseliges Mißtrauen und sich selbst zu allen Teufeln wünschte. Mit den zärtlichsten Worten beschwor er Emma, wieder zu sich selbst zu kommen und sich zu beruhigen, und in ihrer Gegenwart gab er den Andern leicht das verlangte Versprechen, seinen Aufenthalt noch zu verlängern.

Der Arzt kam und versicherte, daß keine Gefahr vorhanden sei, aber er empfahl Ruhe und Schonung des jungen Mädchens, das mit einer großen Gemüthserregung zu kämpfen haben müsse. Man brachte sie zu Bett, und Lieutenant Lorenzen machte sich die schwersten Vorwürfe und — war von seiner Eifersucht gründlich kurirt.

Wenige Stunden später durfte er auch Emma, die nach ihm verlangt hatte, wieder sprechen. Er kam als reuiger Sünder zu ihr, und sie, noch sehr blaß und leidend aussehend, empfing ihn mit der ganzen unendlichen Liebe und Zärtlichkeit, die sie ihm früher stets gezeigt hatte. Das Eis war zwischen ihnen gebrochen, wie man zu sagen pflegt, das Vertrauen wieder hergestellt; er gestand ihr seine unsinnige Eifersucht, und sie versicherte, ihm fest und unschulds-

voll in die Augen blickend, daß sie nie einen Grund dazu gegeben habe; dafür wiederholte er ihr sein Versprechen, nicht eher abzureisen, als bis sein Urlaub abgelaufen sei.

Die Versöhnung war vollständig, und nur ein Geheimniß blieb noch zwischen den beiden Liebenden, nämlich die Gräfin Mackenna. Emma entschloß sich auch jetzt noch nicht, ihrer zu erwähnen, uud hatte sich vorgenommen, lieber ihrem Verlobten diese vermeintliche Verirrung zu verzeihen, als ihn durch ihr Schmollen zu veranlassen, sich von ihr zu trennen.

Das ganze Haus begrüßte die Wiedervereinigung mit der herzlichsten Freude, und fortan wurde das trauliche Zusammensein der Familie nicht mehr gestört, so lange Lorenzen und Fritz noch im Hause blieben. Emma hielt sich selbst Wort und suchte die dänische Gräfin zu vergessen, und Lorenzen dachte nicht mehr an den Lieutenant Westergaard.

Erst als der Abschiedstag kam, zog die Trauer wieder ein, aber sie wurde durch die Hoffnung auf baldiges Wiedersehn gemildert, denn bis zum künftigen Frühjahr ließen sich keine kriegerischen Ereignisse erwarten und vor Beginn derselben hofften die beiden Offiziere die Ihrigen noch einmal wiederzusehn. Ihre Wege trennten sich nach Norden und Süden; Lorenzen ging zu seinem im Holsteinschen stehenden Regimente, Fritz Staffelt nach den Kantonnements in der Gegend von Tondern.

---

# Vierzehntes Kapitel.

Die neue gemeinsame Regierung, die dem Malmöer Waffenstillstande zufolge eingesetzt worden war, machte sich den Dänen bald unliebsam, denn sie faßte ihre Pflicht, für das Interesse des Landes, das ihr untergeordnet worden, zu wirken, richtig auf; sie sprach ihren guten Willen dazu in einer Proklamation an die Einwohner aus und bestätigte im Oktober bis auf Weiteres alle von der provisorischen Regierung und der Landesversammlung erlassenen Gesetze und Verordnungen. Dies bewog den dänischen Commissarius von Reedts und — man staune! — den deutschen, Stedtman, dagegen zu protestiren und gemeinschaftlich nach Kopenhagen zu gehn.

Die gemeinsame Regierung kümmerte sich indessen nicht um den Protest, sondern trat immer entschiedener auf die Seite der Herzogthümer, je deutlicher Dänemark bewies, daß es durchaus nicht Willens sei, die Bedingungen des Waffenstillstandes zu halten, und je mehr Schwierigkeiten es der Regierung zu bereiten suchte. Die Kopenhagener Zeitungen drohten damit ganz offen, von den Inseln kommende, aufregende und zum Ungehorsam gegen die Erlasse der gemeinsamen Regierung auffordernde Proklamationen wurden in den Herzogthümern verbreitet, die Besatzung Alsens verstärkt und an der jütischen Grenze ein starkes Corps zusammengezogen.

Die gemeinsame Regierung hielt es für Pflicht, Vorsichtsmaßregeln zu treffen; sie verstärkte und rüstete ebenfalls die Armee aus und stellte viele preußische Offiziere in ihr an. Diese letzteren Offiziere hatten sich aus der preußischen Armee nur beurlaubt, wie es auch schon im vergan-

genen Feldzuge geschehen war, und mußten der Rückberufung in jedem Augenblicke gewärtig sein, — ein großer Uebelstand, der besondere Rücksichten auf Preußen nöthig machte, dem sich aber nicht abhelfen ließ.

Ein Theil der Truppen mußte, nachdem die zu Ende Decembers zusammengetretene Landesversammlung der gemeinsamen Regierung ein Vertrauensvotum ertheilt und ihr die Ausschreibung neuer Steuern bewilligt hatte, nach dem Norden Schleswigs abrücken, um diese Steuern mit Gewalt einzutreiben, denn eine von König Friedrich VII. am 15. December erlassene Proklamation hatte die in seinem Namen eingesetzte Regierung vollständig dementirt und dort zu Widersetzlichkeiten Anlaß gegeben, die noch durch über die jütische Grenze brechende dänische Freischaaren unterstützt wurden.

Ueberhaupt nahmen die Anmaßungen der Dänen mit jedem Tage zu; als Basis der Friedensunterhandlungen, die fortwährend im Gange geblieben waren, stellten sie auf, Schleswig solle, von Holstein getrennt, als selbstständiger Staat unter der Krone Dänemark bleiben, Finanzen, Armee u. s. w. mit dem Königreiche gemein haben. Einige Andeutungen über die Möglichkeit der Annahme eines solchen Vorschlags, die Preußen in einer Circularnote vom 23. Januar 1849 machte, veranlaßten die Landesversammlung, sich mit einer Erklärung an den Reichsverweser zu wenden, in der sie u. A. aussprach:

„Die verhängnißvolle Lage der Verhältnisse zwingt „uns, es auszusprechen, daß eine Trennung Schleswigs „von Holstein nicht erzwungen werden kann, es sei denn, „daß das Reich entschlossen wäre, seine Waffen gegen „die Herzogthümer zu richten. Sollte gleichwohl geschehen, „was wir für unmöglich halten, sollte Schleswig in einer, „wie auch immer modificirten, Selbstständigkeit getrennt

„von Holstein hingestellt werden, der Kampf wäre da-
„durch nicht entschieden, die Entscheidung wäre nur ver-
„schoben. Es würde dadurch ein völlig unhaltbarer Zu-
„stand eintreten.“

So standen die Herzogthümer um jene Zeit da, den bangsten Besorgnissen für ihre Zukunft preisgegeben, von ihren Freunden so gut wie verlassen, auf allen Seiten von Feinden umringt, durch Nichts gestützt als das gute Recht und die eigene Kraft.

Da kündigten am 22. Februar die Dänen in Berlin und Frankfurt den Waffenstillstand zum 26. März, sprachen indessen dabei die Hoffnung aus, daß es mit dem letztgenannten Tage nicht zu Feindseligkeiten kommen werde, da die Unterhandlungen wegen eines definitiven Friedens noch schwebten. Die gemeinsame Regierung ließ sich indessen durch solche Phrasen nicht täuschen; sie erwartete viel eher, daß die Dänen den Krieg noch vor vollständigem Ablauf des schon in so vielen Punkten von ihnen übertretenen Waffenstillstandsvertrages beginnen würden. Sie berief die Reserven und Freiwilligen zu den Fahnen und ertheilte den Truppen den Befehl, in solche Stellungen zu rücken, in denen sie einem plötzlichen Ueberfalle der Dänen begegnen konnten. Ungefähr sechszehntausend Mann standen marschbereit da, und außer ihnen konnte man dem Feinde noch die zweitausend Mann deutscher und preußischer Truppen, die, der Convention zufolge, in den Herzogthümern geblieben waren, gegenüberstellen; die schleswig-holsteinische Armee verstärkte sich noch täglich. Auch die Küstenvertheidigung hatte die Regierung nicht außer Acht gelassen; der Kieler Hafen war befestigt worden, und mehrere Kanonenboote und kleine Dampfschiffe wurden gebaut oder ausgerüstet; das erste schleswig-holsteinische Kanonenboot war schon am 16. Juli vorigen Jahres in Kiel vom Stapel gelaufen.

Auf die Kündigung des Waffenstillstandes sandte der Reichsverweser einen Commissarius, Dr. Souchay, an die Regierung und die inzwischen wieder zusammengetretene Landesversammlung ab, um für den Fall des Ausbruches des Krieges eine Statthalterschaft in den Herzogthümern zu installiren. Die Landesversammlung wählte den Grafen Reventlow-Preetz und den Advokaten Beseler, zwei anerkannt patriotische Männer, und am 26. März traten diese Beiden, mit Bewilligung des Erzherzog-Reichsverwesers, ihr neues wichtiges Amt, von dem Volke mit hoffnungsvollem Vertrauen und Enthusiasmus aufgenommen, an. Die gemeinsame Regierung trat ab, und die Landesversammlung votirte ihr nach einer ziemlich stürmischen Debatte ihren Dank.

Graf Reventlow war einer der ältesten und angesehensten Edelleute aus den Herzogthümern, ein edler, von aufrichtiger Vaterlandsliebe beseelter Mann in reiferen Jahren. Wilhelm Beseler, damals zweiundvierzig Jahre alt, aus dem Oldenburgischen gebürtig, aber in frühester Jugend schon nach Husum gekommen, war Sachwalter in der Stadt Schleswig gewesen, wo er sich einer bedeutenden Praxis erfreute, und zeichnete sich seit 1844 als Mitglied der schleswig-holsteinschen Ständeversammlung durch seine nachdrückliche Vertheidigung des Rechts der Herzogthümer aus; wir haben ihn später als Mitglied der provisorischen Regierung gesehen. Diesen beiden Männern zur Seite standen als Minister der ehemalige Präsident des schleswig-holsteinschen Regierungs-Collegii zu Kiel und dann Bevollmächtigte bei der Centralgewalt in Frankfurt, Carl Philipp Franke, ein sehr fähiger und entschlossener Mann, und Harbou.

Das ganze Land erwartete von diesen Männern eine energische Wahrung seiner Interessen.

Während die deutschen Hülfstruppen, dieses Mal aus Preußen, Baiern, Sachsen, Hannoveranern, Badensern, Würtembergern, Nassauern und Hanseaten bestehend und unter den Oberbefehl des preußischen Generallieutenants von Prittwitz gestellt, in den letzten Tagen des Monats März und den ersten des April in die Herzogthümer einzogen, hatte die schleswig-holsteinsche Armee, zufolge der Disposition des General von Bonin, der sein Hauptquartier in Apenrade aufschlug, bereits solche Stellungen eingenommen, daß einerseits die Vereinigung der beiden dänischen Armeekorps, die auf der Insel Alsen und bei Kolding standen, verhindert und andererseits den heranziehenden Reichstruppen Zeit gegeben werden konnte, sich zu formiren.

Ein Theil dieser Truppen stand, mit der Front gegen Norden, in Apenrade, Hoptrup und Hadersleben und hatte Kavallerie-Abtheilungen bis an die jütische Grenze vorgeschoben, der andere in der Gegend von Seegard und Holkebüll gegen den Sundewitt gewandt; in letzterem hatte das 3. schleswig-holsteinsche Jägerkorps, unter Befehl des Majors von Stückradt, bei Atzbüll die Vorposten bezogen, und seine linke Flanke bei Beuschau deckten zwei Schwadronen Dragoner.

Unsere Leser wollen uns in die Gegend des letztgenannten Dorfes, das, wie die meisten dort zu Lande, aus vielen weit auseinander gebauten Gehöften mit von hohen Hecken umgebenen, aus Ziegelsteinen erbauten und mit Stroh gedeckten Häusern besteht, folgen. Ein Theil des Dorfes liegt zwischen einem dem Nübelnoer zufließenden Bache und einem Wäldchen, das sich, etwa eine halbe Meile lang und mehr als tausend Schritte breit, halbkreisförmig gegen Osten erstreckt; davor liegt, in der Entfernung von tausend Schritten, sich an ein kleines Gebüsch lehnend, ein großer Meierhof. Hinter letzterem hatte sich eine Kavallerie-

feldwache mit vorgeschobenen Vedetten etablirt, das Wäldchen war mit Jägern besetzt und bildete den Anhalt für die linke Flanke der ganzen, sich bis an den Nübelnoer erstreckenden Vorpostenstellung.

Hinter der nordwestlichsten Ecke des Beuschauer Holzes, dicht bei den Gehöften des Dorfes, zuckte eine mächtige Flamme gen Himmel auf, und über ihr erhoben sich dichte, röthlich gefärbte Rauchwolken; zur Seite sah man einige andere kleinere Feuer. Es war spät am Abende des 2. April, einem kühlen, feuchten Abende, wie ihn diese frühe Jahreszeit meistens mit sich bringt. Gegen Osten hin verdeckte der Wald den Lichtschein, kam man aber von einer der drei andern Seiten, so glänzte er weit in die Dunkelheit hinaus, und man konnte schon von Weitem viele dunkle Gestalten unterscheiden, die ab und zu gingen.

In der Nähe betrachtet, gewährte das Bild einen noch romantischeren Anblick. Einige fünfzig Pferde, gesattelt und feldmäßig bepackt, standen in mehreren langen Reihen nebeneinander, durch ihre Halftern an die zwischen in den Boden eingerammten Piquetpfählen gezogenen Leinen befestigt; einem Theile derselben waren die Futterbeutel umgehängt, während die andern ungeduldig schnoben und wieherten, den Boden mit den Hufen stampften und gelegentlich nach einander bissen. Ein lautes „Halloh!" aus irgend einer menschlichen Kehle machte dem Kampfe des Uebermuthes dann jedesmal schnell ein Ende, denn Leute in langen Mänteln, auf denen hier und da ein Waffenstück im flackernden Flammenschein hell aufblitzte, gingen zwischen den vierbeinigen Kampfgenossen auf und nieder, um die Ordnung zu erhalten.

Der Rest der hier lagernden Mannschaft hatte sich um die Feuer gruppirt; um das größte der letzteren war im Kreise ziemlich hoch Stroh aufgeschüttet, auf dem die Offi-

ziere des Piquets lagen, während ihre Burschen einen starken Punsch bereiteten und damit Gläser oder zinnerne Kochgeschirrdeckel füllten; Einige saßen auch auf Schemeln, die man aus dem nächsten Bauernhause geliehen hatte.

Es waren sieben Offiziere, meistens von den Dragonern, zwei gehörten zu den Jägern, von denen ein kleines Detaschement dem Kavalleriepiquet beigegeben war. Alle hatten sich in ihre Mäntel gehüllt, trugen den Säbel an der Seite und die leichte Feldmütze auf dem Kopfe; sie waren in der besten Laune, wenn das unfreundliche Wetter eine solche auch gerade nicht begünstigte. Die braven schleswig-holsteinischen Soldaten hatten lange genug gezwungenermaßen auf der faulen Bärenhaut liegen müssen, als daß sie jetzt die nahe Aussicht auf die Eröffnung der Feindseligkeiten nicht hätte freudig stimmen sollen, und obenein war ihnen, die von ihren Verbündeten im vorjährigen Feldzuge überall in den Hintergrund gedrängt worden, jetzt noch die Rolle zugefallen, den ersten Strauß mit dem Feinde auszukämpfen; sie hofften und wünschten sehnlichst, die Dänen möchten nicht länger auf sich warten lassen und von der Insel Alsen herüberkommen.

Den kommandirenden Offizier des Piquets erkannte man leicht an seinem vorgerückten Alter und der achtungsvollen Zurückhaltung, welche die Uebrigen, meistens noch sehr junge Leute, gegen ihn bewahrten; auch gingen alle eintreffenden Meldungen an ihn.

Er ist schon ein alter Bekannter von uns, der dicke Rittmeister von Steinwehr. Heute schien er einmal wieder in seiner heiteren, rosenfarbenen Laune zu sein, wenigstens hatte sein Gesicht diese Farbe angenommen, er lächelte höchst vergnügt und wiederholte, wenn die jungen Kameraden von dem bevorstehenden Kampfe sprachen, öfter sein altes: „Wi war'n wull siehn!“

Noch einen anderen unserer Bekannten finden wir an seiner Seite, Lieutenant Lorenzen, der sich an diesem Abende auch von allen trüben und sehnsüchtigen Erinnerungen losgemacht haben mußte, da er lebhaften Antheil an der Unterhaltung nahm und recht warm wurde, wenn davon die Rede war, daß schon diese Nacht etwas Entscheidendes bringen könne.

Um die andern Feuer hatten sich Dragoner und Jäger so bequem als möglich gelagert, man hörte sie laut sprechen, scherzen und lachen, und eine Gruppe sang so eben mit nur wenig gedämpfter Stimme das Nationallied, das noch immer Begeisterung erweckte, obgleich es seit Jahren schon viel tausend Mal in den Herzogthümern erklungen war: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen —“

In den Pausen vernahm man deutlich das ferne Anrufen der Vedetten, die es vorläufig noch nicht mit dem Feinde, sondern nur mit Ablösung und Patrouillen zu thun hatten.

Auf dem Piquet durfte es schon etwas geräuschvoller zugehen als auf der weiter vorgeschobenen Feldwache und in der Postenkette, und Rittmeister von Steinwehr liebte es, daß seine Leute heiter und laut seien, so lange das Interesse des Dienstes nicht darunter litt.

Die Offiziere sprachen so Mancherlei durcheinander: von den Hannemännern, die sich drüben auf dem nahen Alsen bis auf zwanzigtausend Mann verstärkt haben sollten, während zwölftausend an der jütischen Grenze standen, von der neuen Reichsarmee und dem Oberbefehlshaber, der ein sehr energischer Mann sein sollte, was sich wohl von der neuen Statthalterschaft erwarten lasse, von dem Kommandeur, den man der eigenen Armee gegeben hatte, der tüchtige militairische Kenntnisse und Talente besaß, sich aber ein wenig zu sehr als specifischer Preuße gerirte, trug er

doch nicht einmal, wie Friedrich Wilhelm IV. es in seiner ganzen Armee angeordnet hatte, die deutsche Kokarde neben der schwarz=weißen am Helm. Er war auch mit großer Strenge aufgetreten, seitdem er den Befehl über die Armee der Herzogthümer übernommen hatte, und Kriegsgerichte wegen Unterzeichnung politischer Adressen, die einen sehr ernsten Ausgang genommen, waren schon während des Waffenstillstandes häufig vorgekommen.

Die eingeborenen Schleswig=Holsteiner fanden diese Maßnahmen etwas zu hart für eine Armee, die sich zum großen Theile aus Freiwilligen der besseren Stände zusammensetzte und im Begriff war, für das politische Recht ihres Vaterlandes zu kämpfen, die aus preußischen Diensten Beurlaubten und vorläufig Einrangirten — es waren ihrer auch hier Einige, und sie hatten vielleicht in ihren Ansichten nicht Unrecht — behaupteten, diese Strenge sei zur Erhaltung der Disciplin unumgänglich nothwendig gewesen.

Der kleine Streit, der sich übrigens in den Grenzen der besten Kameradschaft bewegte, wurde dadurch unterbrochen, daß sich das Räderknarren eines unbehülflichen Karrens auf der nahe vorüberführenden Dorfstraße und gleich darauf der Anruf eines der sogenannten Schnurrposten, d. h. derer, die unmittelbar am Lagerplatze aufgestellt sind, vernehmen ließ. Da dies auf einen ungewöhnlichen Besuch zu deuten schien, verstummte die Unterhaltung der Herren auf eine Weile, und Alle horchten hoch auf.

„Ich möchte darauf wetten, daß der General uns auf diesem verlassenen Piquet Proviant aus dem Hauptquartiere zuschickt,“ meinte einer der jüngeren Offiziere lachend.

„Verd —! Das wäre eine gescheidte Idee, für die ich ihm das Rendsburger Kriegsgericht vergessen könnte!“ brummte Rittmeister von Steinwehr in den Bart und riß seine kleine Augen so weit auf, als müsse er damit die

Finsterniß durchdringen. „Sehen Sie doch einmal zu, lieber Kamerad von Rohr, was es da bei den Posten eigentlich giebt.“

Der Dragoneroffizier erhob sich sofort und verschwand in Finsterniß und Rauchwolken. Zwei Minuten später kehrte er, Arm in Arm mit einem Jägeroffizier, zurück.

„Ich bringe Ihnen einen neuen Kameraden, meine Herren, und er bringt für uns neue Nachrichten mit,“ rief er den um das Wachtfeuer Versammelten zu. „Aber da ist der Kommandirende unseres Piquets, Herr Kamerad,“ unterbrach er sich halblaut, zu dem Ankömmlinge gewandt, — „Sie wollen ihm wohl zuerst Ihre Meldung machen?“

Der Neuhinzugekommene verbeugte sich gegen alle Anwesenden, die sich erhoben und ihn gleichfalls begrüßten, kurz und höflich, trat an den Rittmeister hinan und meldete ihm in dienstlicher Haltung, daß er, aus preußischen Diensten für die schleswig-holsteinischen beurlaubt, so eben aus dem Hauptquartiere zu Apenrade komme, von wo er dem hier stationirten Jägercorps zugewiesen sei.

„Vortrefflich! Herzlich willkommen!“ meinte der Rittmeister, ihm die Hand schüttelnd. „Wollen Sie mir erlauben, Sie Ihren neuen Kameraden vorzustellen?“

„Sekondelieutenant von Welffen, Herr Rittmeister!“

Die Vorstellung erfolgte in aller Form, aber der Empfang war dennoch ein herzlicher. Im Felde schließt sich die Kameradschaft noch schneller als auf der Parade.

Lieutenant von Welffen erzählte, daß er den Kommandeur seines Corps, den er bei Atzbüll zu suchen gehabt, durch die Schuld seines Kutschers, der ihn in die Irre gefahren, verfehlt habe, meinte aber, daß er sich glücklich schätze, so liebe Kameraden getroffen zu haben, und bat um die Erlaubniß, die Nacht bei ihnen zubringen zu dürfen, da er und seine Pferde zu ermüdet seien, um noch einen

weiteren Weg machen zu können. Sofort wurde ihm der beste Platz am Wachtfeuer eingeräumt.

„Ich bringe Ihnen vielleicht noch unbekannte Nachrichten mit,“ erzählte er weiter, während ihm ein Glas Punsch kredenzt wurde; — „auf Vorposten erfährt man selten, was beim Gros vorgeht.“

„Wir wissen seit zwei Tagen gar nicht, wie es hinter uns aussieht.“

„Sieben Bataillone Baiern und Kurhessen sind in Flensburg eingerückt, Generallieutenant von Prittwitz hat bereits den Oberbefehl übernommen.“

„Es ist Zeit, daß die Dänen von Alsen herüberkommen,“ brummte der dicke Rittmeister, — „sonst schickt man uns wieder in die zweite Linie.“

„Die Statthalterschaft hat eine energische Proklamation erlassen.“

„Haben Sie sie bei sich? — Lassen Sie hören!“

Der Gast nahm ein gedrucktes Blatt aus seiner Brieftasche und las beim flackernden Scheine des Wachtfeuers vor: *)

„Mitbürger!

Die Würfel sind gefallen. Die Feindseligkeiten sind eröffnet. Nachdem die gütliche Vermittelung nicht gelungen, gilt es jetzt, mit den Waffen unser Recht zu schützen.

Unser junges Heer steht wohlgerüstet unter bewährten Führern dem Feinde gegenüber, fest entschlossen, des Ruhms der Väter und des deutschen Namens sich würdig zu beweisen.

Unsere tapferen deutschen Waffenbrüder sind freudig

* Diese Proklamation datirt eigentlich erst vom 4. April; wir erlauben uns, sie schon an dieser Stelle zu geben.

herbeigeeilt, um im Kampfe für die heilige Sache des Vaterlandes uns treu zur Seite zu stehen.

Schleswig-Holsteiner! An Euch ist es jetzt, das Wort Eurer Vertreter zu erfüllen: sie haben einmüthig erklärt, daß dem Lande kein Opfer zu groß sein werde, wenn es die Abwehr einer unwürdigen Fremdherrschaft gilt. Stehen wir Alle fest und einig unter dem Gesetze zusammen im Kampfe für unser Recht, für die Freiheit und das Vaterland! Mit Gottes Beistand wird der Sieg unserer gerechten Sache nicht entgehen.

Die Statthalterschaft der Herzogthümer Schleswig-Holstein.

Reventlow. Beseler."

Die Herren waren mit der Proklamation zufrieden; sie fanden den Ton einfach und kräftig, dem Charakter Derer, an welche die Ansprache gerichtet war, angemessen.

„Fast komisch klingt dagegen," fuhr Lieutenant von Welffen fort, — „eine Proklamation des dänischen Kriegsministers an das schleswig-holsteinische Heer, die ich heute in Apenrade gelesen, von der Abschrift zu nehmen, sei es auch bloß der Lächerlichkeit wegen, ich aber leider nicht mehr Zeit hatte. Ich erinnere mich nur noch, daß er darin, die Nachsicht und Milde des Königs preisend, allen Denen vollständige Verzeihung verspricht, welche die Reihen der Aufrührer verlassen werden; wenn sie es wünschen, sollen sie sofort in ihre Heimath entlassen und nicht wieder zum Kriegsdienste einberufen werden."

Die Offiziere lachten laut auf.

„Schade, daß Sie dieses saubere Schriftstück, das zu Verrath und Desertion auffordert, nicht mitgebracht haben," sagte der Rittmeister, — „ich würde es sonst morgen früh mit vielem Vergnügen meiner Schwadron vorgelesen haben."

„Man sagte mir in Apenrade, in der ganzen Armee

werde sich auch nicht ein einziger Mann durch eine solche Lockspeise verblenden lassen."

„Wo denken Sie hin, bester Kamerad?" fuhr der Rittmeister auf. „Ein Schleswig-Holsteiner hat noch nie sein Vaterland verrathen. Ich verbürge mich für Alle!"

„Verzeihen Sie, Herr Rittmeister, ich bin hier zu Lande noch fremd."

„Sie sollen unser Land bald lieb gewinnen, als ob Sie darin geboren worden wären. Es ist ein schönes, herrliches Land und ein Menschenschlag darin, treu wie Gold!"

Dem dicken Rittmeister glänzten die kleinen Augen, aber er kam in der Lobrede auf sein Vaterland nicht weiter, denn die preußischen Offiziere, die jetzt ebenfalls die schleswig-holsteinische Uniform trugen, drängten sich an ihren neuangekommenen Kameraden und hatten so manche Frage an ihn zu richten, wo er gestanden, ob er Den und Den gekannt und wie es überhaupt daheim aussehe.

Lieutenant von Welffen war noch ein sehr junger Mann, nicht viel über zwanzig Jahre alt. Er war von kleiner, schlanker und behender Gestalt und hatte ein hübsches, feines Gesicht, aus dem aufgeweckter Geist und kühne Zuversicht sprachen. Man konnte ihm auf den ersten Blick ansehen, daß er in der Heimath kein Duckmäuser gewesen sei; vielleicht hatte er im jugendlichen Uebermuthe sogar ein bischen zu weit über die Schnur geschlagen und es nun für nöthig befunden, die dadurch drückend gewordenen Verhältnisse der Garnison mit dem freien Kriegsleben zu vertauschen, vielleicht war es auch der Ehrgeiz, die Hoffnung, schneller zu avanciren, oder die überschäumende Abenteuerlust, die ihn zu der Armee der Herzogthümer geführt hatte, — er sprach sich nicht recht darüber aus, und Niemand war auch so taktlos, ihn danach zu fragen, — die

Anstellung durch das Kriegsministerium genügte zu seiner Legitimation.

Es wurde an dem großen Wachtfeuer noch viel an diesem Abend geplaudert, um Mitternacht aber stellte sich bei Allen die Müdigkeit ein, man ließ das Feuer in sich zusammensinken und das feuchte Holz langsam weiterkohlen, wickelte sich fester in die Mäntel oder wollenen Pferdedecken und streckte sich auf dem Stroh der Länge nach aus. Diese Offiziere hatten sämmtlich schon mehr als ein nächtliches Bivouak mitgemacht und waren an die Entbehrungen eines solchen schon so gewöhnt, daß sie auf dem Stroh ebenso schnell und fest einschliefen als im weichen Federbette.

Nur Rittmeister von Steinwehr, der sich sonst eines recht gesunden Schlummers erfreute, hielt es heute in seiner Eigenschaft als Kommandirender des Piquets für angemessen, nur mit einem Auge zu schlafen, wie er sich ausdrückte. Er hatte sich ebenfalls niedergelegt, aber er stützte den Kopf in die Hand, rauchte seine Pfeife weiter und ließ dem armen Lorenzen, der neben ihm lag, mit seiner Unterhaltung keine Ruhe. Wurde der Letztere schläfrig und begann zu verstummen, dann beobachtete er die schlaue Taktik, leicht den Namen „Emma Staffelt" oder „Fräulein Braut" hinzuwerfen, und konnte dann sicher darauf rechnen, daß der Lieutenant zuerst einen tiefen Seufzer ausstieß und dann auf ein Viertelstündchen wieder belebt war.

Bald nach Mitternacht wurde die jetzt auf dem Lagerplatze herrschende tiefe Stille plötzlich durch den Hufschlag eines in vollster Carriere heransprengenden Pferdes unterbrochen.

„Halt! Werda? — Halt! Werda?" riefen die Posten.

„Habe keine Zeit zu langen Förmlichkeiten," war die Antwort des athemlosen Reiters. „Kennst Du mich nicht, Peters? Ich bin ja der Unteroffizier Grosse."

Der Reiter war ein Paar Sekunden später bei dem großen Wachtfeuer angelangt, parirte sein schäumendes Pferd kurz auf der Hinterhand und sprang mit einem Satze aus dem Sattel. Der Rittmeister und Lorenzen waren schon aufgesprungen, denn sie begriffen, daß die Meldung wichtig sein müsse, und ihm ein Paar Schritte entgegengegangen.

„Meldung von der Feldwache des Herrn Lieutenants von P—," rapportirte der Unteroffizier dienstmäßig. „Ausgeschickte Patrouillen bringen so eben die Nachricht ein, daß die Dänen bei Sonderburg den Sund überschritten haben und in zwei großen Kolonnen auf den Straßen nach Gravenstein und Apenrade vorrücken."

„Hurrah!" schrie Rittmeister von Steinwehr, ohne alle Rücksicht auf seine Leibesbeschaffenheit und dienstliche Würde einen Sprung in die Höhe machend. „Gott sei Dank, daß sie endlich da sind!"

Dann nahm er rasch wieder den Dienstton an.

„Gut, Unteroffizier Grosse, reiten Sie nur zurück und sagen Sie dem Lieutenant von P—, er solle vorläufig in seiner Stellung bleiben und fleißig patrouilliren lassen. Lieutenant Lorenzen, Sie reiten schleunigst nach Atzbüll hinüber; wahrscheinlich wissen sie es dort auch schon, aber wir müssen es ihnen doch melden; nehmen Sie ein Paar Dragoner mit sich, falls Sie auf eine feindliche Patrouille stoßen sollten. Ich selbst will mit einem Dutzend Pferden hinaus, um zu rekognosciren."

Und mit Donnerstimme brüllte der dicke Herr, während er Kehrt machte und an das Feuer zurücktrabte, um sich den Helm aufzustülpen:

„An die Pferde! — Aufkantaren! — Wacht auf, ihr Jäger, die Dänen kommen!"

Es war gerade so, als habe er die Schläfer und die träumenden Pferde mit einer Wünschelruthe berührt. In

einem Momente war Alles lebendig geworden; die Pferde schnoben, wieherten und stampften wieder, die Dragoner stürzten, mit den Säbeln rasselnd, zu ihnen hin, und die Jägeroffiziere ließen die Büchsen in die Hand nehmen. Eine halbe Minute später standen die Trupps geschlossen da, und die Reiter saßen bereits im Sattel.

Lieutenant Lorenzen sprengte mit den Dragonern in der Richtung auf Atzbüll fort, der Rittmeister trabte mit einer kleinen Abtheilung dem Meierhofe, bei dem die Feldwache lag, zu, und die Jäger verstärkten ihre Posten im Wäldchen. Alles war wieder so still geworden, wie es wenige Minuten zuvor gewesen war.

Lorenzen kannte den Weg nach Atzbüll genau und hatte den ungefähr eine halbe Meile entfernten Ort trotz der tiefen Finsterniß schon in Kurzem erreicht. Es kostete ihn einige Mühe, daselbst den Vorpostenkommandanten zu finden, und als dies endlich geschehen war, erfuhr er von ihm, daß man schon von dem Anrücken des Feindes unterrichtet sei. Bereits war die Meldung nach Apenrade an General von Bonin abgegangen, und Major von Stückradt war entschlossen, bis auf weiteren Befehl sich so lange als möglich in seiner Stellung zu halten, um den dahinter liegenden Truppen Zeit zu lassen, ihm zu Hülfe zu kommen. Die Jäger waren voll Ungeduld und des besten Muthes, obgleich sie jetzt eigentlich allein der ganzen Macht der Dänen, die auf Alsen gelegen hatte, gegenüberstanden.

Lorenzen hatte keinen besonderen Befehl für die Kavallerie mit sich zurückzunehmen, also keine Zeit zu versäumen, und er konnte der Versuchung nicht widerstehen, auf eigene Hand mit seinen Dragonern einen kleinen Streifzug zu unternehmen, um sich die Dänen in der Nähe anzusehen. Er bog deshalb rechts ab in das freie, nur selten von Knicks durchschnittene Terrain, das sich zwischen den beiden

Straßen, die von Sonderburg nach Apenrade und Flensburg führen, erstreckt. Die feindlichen Kolonnen konnten noch nicht so weit gelangt sein, aber ohne Zweifel hatten sie Kavalleriepatrouillen vorausgeschickt, um sich von der Stellung der Schleswig-Holsteiner zu überzeugen.

Diese Vermuthung bestätigte sich auch bald. In der Gegend des adligen Gutes von Auenbüll gewahrten Lorenzen und seine Begleiter in kurzer Entfernung vor sich die dunkeln Figuren einiger Reiter, die langsam querfeldein zogen; man vermochte noch nicht zu erkennen, ob sie Freund oder Feind seien.

Die Dragoner hielten ihre Säbel fest, damit sie nicht in der Scheide klapperten, und klopften die Pferde, um ihr Schnauben und Wiehern zu verhindern, auf die Hälse; so näherten sie sich vorsichtig den Beobachteten, die sie durchaus nicht zu bemerken schienen. Die runden Helmkämme und ein Paar dänische Worte, die bis zu ihnen herüberdrangen, belehrten sie bald, daß sie Dänen vor sich hätten; es waren vier Dragoner.

Die Gelegenheit schien zu günstig, eine schnelle Charge auf sie zu machen und vielleicht einen oder zwei gefangen zu nehmen, um von diesen genaue Nachrichten über das Vorrücken ihrer Armee zu erlangen; überdies sehnten sich die tapfern Kavalleristen auch zu glühend danach, endlich einmal den Säbel oder das Pistol gebrauchen zu können.

Lorenzen blickte sich scharf nach allen Seiten um; nirgends war eine andere menschliche Gestalt zu erblicken. Er gab seinen Reitern, die ihn wohl verstanden, ein Zeichen, augenblicklich flogen die Säbel aus den Scheiden, und schweigend, aber schnell wie der Blitz, stürzten sich die vier Schleswig-Holsteiner auf die Dänen, die sich eines Angriffes gar nicht versahen.

Erst als sie den Hufschlag der Pferde auf dem Wiesen-

boden vernahmen, machten die feindlichen Dragoner Halt, wandten dann rasch ihre Pferde und jagten in gestreckter Carriere zurück; zwei von ihnen feuerten ihre Pistolen auf die Verfolger, die ihnen bald den Weg abschneiden mußten, ab. Der Knall der Schüsse trug sich weit fort durch die stille Nacht. Lorenzen begriff, daß die Schüsse ihm neue Gegner auf den Hals ziehn könnten, und machte sich Vorwürfe über seine Unvorsichtigkeit; er wäre gern wieder umgekehrt und hätte die Dänen ihrem Schicksale überlassen, aber es war unmöglich, seine vor Kampfeslust blind und taub gewordenen Leute aufzuhalten, — sie hörten auf keinen Zuruf.

Was er gefürchtet hatte, geschah nur zu schnell; ehe sie die Dänen, denen sie schon dicht auf den Fersen waren, noch erreicht hatten, sah er einige zwanzig Andere zu ihrer Hülfe heransprengen. Auch seine Leute bemerkten diese Unterstützung des Feindes, die ihnen so gefährlich werden konnte, und zügelten ihre Pferde.

Die Schleswig-Holsteiner konnten nicht daran denken, es mit einer so großen Uebermacht aufnehmen zu wollen; sie machten Kehrt, Lorenzen nicht ausgenommen, und jagten auf Auenbüll zurück. Sie waren jetzt die Verfolgten, und mehrere Pistolenschüsse wurden auf sie abgefeuert, glücklicherweise wurde indessen keiner von ihnen getroffen.

Einzelne Dänen hatten sehr gute Pferde, und die Flüchtigen mußten mehrmals eine andere Richtung einschlagen, um nicht überholt zu werden; dadurch kamen sie auseinander. Die Jagd hatte kaum zwei Minuten gedauert, als Lorenzen seine Leute aus dem Gesichte verloren hatte und nur noch seine Gegner dicht hinter sich sah.

Zu seiner Linken bemerkte er einen Knick, und, kurz entschlossen, wandte er sein Pferd, das ein vortrefflicher

Springer war, um hinüberzusetzen; dies schien das einzige Mittel, sich in Sicherheit zu bringen.

Er erreichte wirklich den etwa vier Fuß hohen, oben mit niedrigem Ellerngebüsch bepflanzten Erdwall, aber in dem Augenblicke, als er zum Sprunge ansetzte, fielen hinter dem Knick ein Paar Gewehrschüsse auf ihn; — es mußten sich dort dänische Infanteristen versteckt haben.

Der Lieutenant stieß einen Ruf verzweifelnder Wuth aus und drückte dem Thiere die Sporen tief in die Weichen; es machte einen ungeheuren Satz, der ihn beinahe aus dem Sattel geworfen hätte, durchbrach das Ellerngebüsch und sprang auf die jenseits gelegene Wiese über die Köpfe von einem Paar dänischer Jäger fort. Glücklich hatte es den Boden erreicht, und rastlos, von dem halb sinnlosen Reiter und der eigenen Angst angetrieben, flog es weiter.

Wohl ein Dutzend Büchsenschüsse folgte dem kühnen Springer; die Kugeln pfiffen und sausten an seinen Ohren vorüber, er wußte selbst nicht, ob er von einer getroffen worden sei. Er hatte nur noch einen Gedanken, und sein Herz zog sich dabei krampfhaft zusammen: „Nur nicht gefangen werden!"

Was stand ihm, den die Dänen als Rebellen und Deserteur betrachteten, in diesem Falle auch Anderes bevor als die Kugel auf dem Sandhaufen oder entehrende lebenslängliche Gefangenschaft? —

Die dänischen Jäger hinter ihm stießen ein wildes Geschrei aus und feuerten fortwährend; die Dragoner waren in ihrer Verfolgung durch den Knick aufgehalten worden.

Wenn ihn oder sein Pferd keine Büchsenkugel traf, hatte er Hoffnung, glücklich zu entkommen.

Da stutzte das edle Thier plötzlich und begann hin und her zu schwanken, — er glaubte, daß es verwundet worden sei, aber so wehe es ihm that, mußte er es durch erneute

Spornstiche zur letzten verzweifelnden Anstrengung antreiben. Vergeblich! das Thier war nicht mehr Herr seiner Füße; es machte noch einen langen Satz und stürzte dann, laut aufstöhnend, zu Boden, den Reiter, dem die Besinnung gänzlich schwand, unter sich begrabend.

Er war noch nicht mehr als achtzig bis hundert Schritte von den Dänen entfernt, und sie hatten seinen Fall gesehn, wie ein lauter Jubel, der noch dumpf an sein Ohr tönte, bewies.

Lorenzens Ohnmacht konnte nicht lange gedauert haben, denn als er wieder zu sich kam, befand er sich noch an derselben Stelle; er war aber von der Last seines Pferdes befreit, und mehrere Hände hielten ihn unsanft am Boden fest. Dänische Jäger knieten und standen um ihn her; er war ihr Gefangener.

Wäre er lieber todt gewesen! —

Er war nicht einmal verwundet, nur die Erschütterung des Sturzes verursachte ihm leichte Schmerzen. Daran mochte er indessen gar nicht denken. Halb wahnsinnig blickte er sich um. Ein Jäger hielt dicht bei der Gruppe, die sich um ihn gebildet hatte, sein Pferd, das ganz wohlbehalten schien, am Zügel. In der That war auch das Thier nicht verwundet worden; sein Unfall erklärte sich einfach dadurch, daß ihn der Zufall auf eine der im Sundewitt häufig in Wiesengegenden vorkommenden sumpfigen Stellen geführt hatte, die äußerlich gar keine Gefahr verrathen, aber dem Reiter, der auf sie geräth, unrettbares Verderben bringen, wenn ihm nicht Hülfe wird, indem er allmälig immer tiefer in sie einsinken muß.

Die Soldaten machten in dänischer Sprache ihre schlechten, rohen Scherze über den Gefangenen, der sich unter ihren Händen nicht zu rühren vermochte, bis der Eine plötzlich ausrief:

„Da ist unser Kapitain! Wir haben ihn, Herr Kapitain, — er scheint nicht einmal von unseren Kugeln getroffen worden zu sein!“

Ein Offizier trat heran. Lorenzen vermochte durch seine umflorten Augen und in der Dunkelheit sein Gesicht nicht ganz genau zu unterscheiden, aber er sah doch soviel davon, daß damit eine alte, ungewisse Erinnerung in ihm auftauchte; er war jetzt gerade am wenigsten in dem Zustande, sich davon Rechenschaft geben zu können.

„Ein schleswig-holsteinscher Dragoneroffizier, ein Rebell!“ sagte der dänische Offizier, nachdem er sich über den Gefangenen gebeugt hatte, mit verhehltem Grolle.

Er betonte die ersten Worte so eigenthümlich, als erbittere ihn die Uniform des Gefangenen ganz besonders.

„Nehmt ihm den Säbel ab und laßt ihn aufstehn, Leute!“ gebot er dann. „Ich werde ihn zum Gros zurücksenden.“

„Zu Ihren Befehlen, Kapitain Westergaard!“

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Fritz Staffelt begab sich nach dem letzten Besuche, den er zu Hause abgestattet, zu seinem Bataillon, das inzwischen in der Gegend von Tondern Kantonnementsquartiere bezogen hatte. Als er sich beim Stabe meldete, erfuhr er, daß er sein Quartier in der reichen Marschgegend auf dem von der Stadt etwa anderthalb Meilen entfernten adligen Gute Achteby*) des Herrn von Schmidt erhalten habe. Er war

*) Dieser Name ist fingirt.

daselbst allein mit einem Detaschement Soldaten einquartiert, und sein Kompagnieschef lag mit dem Reste in einem nahegelegenen größeren Kirchdorfe.

Nachdem Fritz alle nöthigen dienstlichen Meldungen abgemacht hatte, fuhr er auf einem gemietheten Wagen nach Achteby hinaus.

Das Gut machte schon aus der Entfernung einen sehr freundlichen Eindruck auf ihn; es hatte eine reizende Lage zwischen großen, von Knicks eingefaßten Wiesen, auf denen vom Frühjahr bis zum Herbst das Vieh bis an den Bauch im fettesten Klee und Grase weidete. Waldungen findet man in diesen Marschgegenden an der Westküste Schleswigs nicht, aber einzelne Bäume mit breiten Laubkronen und niedriges Ellerngebüsch gaben der Landschaft eine recht hübsch in das Auge fallende Abwechselung. Weit über die Marsch hinaus sah man gegen Westen hin den blauen Spiegel der Nordsee, am Horizonte begränzt durch den langen Landstreifen der Insel Sylt.

Das Schloß, um das in weiterer Entfernung hier und da ein Bauerhaus lag, war auf einer mit Rasen belegten künstlichen Erderhöhung erbaut und lehnte sich an das Gestade eines ziemlich ausgedehnten Sees, der von recht romantischen Buschpartieen eingefaßt wurde.

Es war kein großes Gebäude, nur zweistöckig, weiß abgeputzt und mit grauem Schiefer gedeckt, aber es erhielt doch ein recht stattliches Ansehen durch die schlanken gothischen Thürmchen an den vier Ecken, und die Menge von gemauerten, rothen Wirthschaftsgebäuden mit Strohdächern ließ darauf schließen, daß der Besitzer ein sehr wohlhabender, wo nicht gar reicher Mann sein müsse. Alles sah äußerst wirthschaftlich und dabei sauber aus, der kurz abgemähte Rasen der Anhöhe, der mit gelbem Kies bestreute, zwischen großen Buchen hinlaufende Auffahrtsweg, selbst

der von den Scheuern und Ställen eingeschlossene geräumige Hof, auf dem es in einer großen Wirthschaft doch den ganzen Tag über so viel zu thun giebt; Nichts stand hier unnütz im Wege, Alles hatte auf die praktischste Weise seinen Platz erhalten.

Als der Lieutenant bei dem Haupteingange des Schlosses, der diesem Hofe zugekehrt war, vorfuhr, stand unter der Thür, die ein Spitzbogenportal zierte, ein großer und starker, ältlicher Mann in anständigem ländlichen Hausanzuge, der gerade einem Knechte Befehle ertheilte. Fritz zweifelte nicht, daß er seinen Wirth vor sich habe. Der Herr kam auch, sobald er ihn erblickte, an den Wagen, von dem er abzusteigen im Begriff war, stellte sich ihm als den Besitzer des Gutes vor und begrüßte ihn in biederer, herzlicher Weise, indem er ihm die Hand reichte und die Hoffnung aussprach, es werde dem jungen Krieger in dem Hause eines alten Patrioten, der es ihm so bequem und angenehm als möglich machen wolle, gefallen.

Der schleswig-holsteinsche Adel ist durchweg nicht stolz; er hat sich den Charakter des ganzen Volkes, dem er angehört, treuer und unverfälschter bewahrt, als es in vielen anderen Ländern geschehen ist; er betrachtet sich auch noch mit dem Volke, das ihn sehr hoch achtet und ihm gern gewisse Vorrechte einräumt, eng verbunden.

Herr von Schmidt war ein hübscher, würdevoll aussehender Mann mit einem etwas breiten, leicht gerötheten Gesichte, das ein bereits in das Grau spielender Backenbart einfaßte, großen, hellen Augen und einer leicht gekrümmten, edel geschnittenen Nase, die ihm, im Verein mit dem sehr schön geformten Munde, besonders etwas Vornehmes gab; alle seine Bewegungen waren ungezwungen und doch elegant. Wie Fritz später erfuhr, hatte er in seiner Jugend einige Jahre als Offizier in der österreichischen

Armee gedient, woher sich auch noch seine grade, militairische Haltung schrieb.

Nachdem er einem herbeigerufenen Knechte befohlen hatte, das Gepäck vom Wagen zu nehmen und in das Schloß zu tragen, faßte er seinen jungen Gast ungenirt unter den Arm und sagte ihm, er wolle ihn zunächst auf seine Zimmer führen, wo er, falls er es wünsche, ein wenig Toilette machen könne, und dann wolle er ihn seiner Tochter vorstellen.

„Ich habe nur dieses einzige Kind, aber es ist ein Goldkind," sagte er mit einem deutlichen Anfluge von väterlichem Stolze. „Meine Gattin ist schon seit zwölf Jahren todt, und Eugeniens Erziehung ist mir ganz allein überlassen geblieben, eine schwere Aufgabe für einen einzeln stehenden Mann, obenein auf dem Lande. Ich hätte sie in eine Pension nach Hamburg schicken können, aber in den meisten dieser Anstalten werden die Kinder nur zu Modepuppen gedrechselt, Gemüth und Herz gehen den Armen verloren. So sollte meine Tochter nicht werden, darum habe ich es, mit Gottes Hülfe, allein versucht, sie zu erziehen, — es versteht sich, daß ich ihr gute Hauslehrer hielt — — Aber was schwatze ich Ihnen da vor, junger Freund? Sie interessiren sich gewiß noch nicht für Mädchenerziehung, — das kann nur ein Vater. Sie werden ja meine Eugenie nachher kennen lernen."

Die Wohnung, die der biedere Edelmann dem jungen Offizier anwies, war wohl geeignet, alle dessen Ansprüche zufriedenzustellen. Sie lag im oberen Stockwerke des Schlosses, nach Westen hinaus, mit der schönen und weiten Aussicht auf die Marsch und die Nordsee, und bestand aus zwei, nicht gerade luxuriös, aber sehr anständig und freundlich eingerichteten kleinen Zimmern; das kleinere derselben,

das zum Schlafgemache dienen sollte, nahm den ganzen Raum des einen Eckthürmchens ein.

„Hätten wir Ihre Ankunft für den heutigen Tag voraussehen können," meinte Herr von Schmidt lächelnd, — „so würden wir den tapferen Vaterlandsvertheidiger mit Kränzen und Guirlanden empfangen haben, wenigstens hätte Eugenie es sich nicht nehmen lassen, Ihnen ein Paar Blumen in die Zimmer zu stellen. Das Mädchen ist ganz begeistert für alle Soldaten, nur nicht für die dänischen, und wir haben Sie schon mit großer Ungeduld erwartetet; Sie haben uns lange hoffen lassen."

Fritz erzählte, daß er die Seinigen in Schleswig besucht habe.

„So, Sie sind ein Sohn des dortigen Advokaten Staffelt?" rief der Edelmann erfreut. „Dann sein Sie mir doppelt willkommen! Ich kenne den wackeren Mann leider nicht persönlich, aber sein Ruf als guter deutscher Patriot ist auch bis in unsere entlegene Gegend gedrungen, und wir haben wohl gehört, daß er im Frühjahre sich für seine Ueberzeugung geopfert hat und von den Dänen nach Kopenhagen fortgeschleppt worden ist."

„O es war eine böse Zeit für unser armes Land," fügte er seufzend hinzu, — „Gott gebe, das sich Alles zum Besten wende! Sie müssen mir und meinem Mädchen nachher viel von Ihrem Vater und von Ihrem Feldzuge erzählen, jetzt will ich Sie aber nicht länger belästigen und Ihnen Zeit lassen, sich häuslich einzurichten; wir werden jeden Augenblick bereit sein, Sie im Gartensaale, der gerade unter diesen Zimmern im Erdgeschosse liegt, zu empfangen."

Damit empfahl sich der würdige Herr vorläufig und ließ Fritz Gelegenheit, sich besser in seiner neuen Wohnung umzuschauen und wirklich Toilette zu machen, denn er hatte ja gehört, daß eine junge Dame im Hause sei.

Der Empfang, den er bisher gefunden, hatte ihn sehr befriedigt.

Aus seinen Fenstern konnte er den gerade darunter liegenden Garten, der keinen allzugroßen Umfang hatte, vollkommen überblicken. Er war nicht kunstvoll und mehr praktisch als geschmackvoll angelegt, aber doch recht gut im Stande gehalten; es gab darin mehr Obstbäume und Stachelbeersträucher als Blumen, hin und wieder, halb im Gebüsche versteckt, eine grüngestrichene Spalierlaube, die mit wildem Wein, Epheu oder anderen gewöhnlichen Rankenpflanzen bedeckt war.

Der junge Lieutenant stutzte, erröthete unwillkürlich und zog sich schnell hinter die Gardinen zurück, als er auf einem der mit Kies bestreuten Gänge eine Dame promeniren sah; er konnte sich nicht versagen, sie aus seinem Verstecke mit Aufmerksamkeit zu betrachten, da er nicht zweifelte, daß sie Eugenie von Schmidt, das Goldkind ihres Vaters, sei.

Zuerst wandte sie ihm den Rücken zu. Ihre Figur war klein und zierlich, und sie bewegte sich mit natürlicher Anmuth, ungemein hastig und lebendig; bald bückte sie sich, um eine Blume abzupflücken, die sie dann wieder zerpflückte und von sich warf, bald raffte sie ein Steinchen vom Boden auf und schleuderte es nach einem Vogel, der sich auf ein Blumenbeet setzte, bald wieder machte sie die sonderbarsten, zwecklosen Gestikulationen mit dem Sonnenschirme, den sie in der Hand führte. Es lag etwas Kindisches, Spielerisches in diesem Benehmen.

Sie trug ein helles, etwas kurzes Kleid, das ein Paar allerliebste, behende Füßchen in Gamaschenstiefeln sehen ließ, eine leichte dunkle Jacke mit griechischen Aermeln darüber und einen runden braunen Strohhut, unter dem in reichster Fülle hellbraune Flechten hervorquollen.

Jetzt wandte sie sich um und schien flüchtig zu den

Fenstern des Gastes emporzublicken. Fritz fühlte sich in seinem Verstecke sicher und ließ sich in seiner Beobachtung nicht stören.

Die kleine Dame gewann bei ihm außerordentlich durch ihr Gesichtchen. Es war rund und maienfrisch; die Aehnlichkeit mit dem Vater ließ sich nicht verkennen, nur waren alle Züge feiner, — aber dasselbe stolzgebogene Näschen, derselbe schöngeformte Mund und dieselben großen und durchdringenden hellbraunen Augen!

Fritz mußte sich gestehen, daß Fräulein Eugenie von Schmidt eines der hübschesten Mädchen sei, das er je gesehen habe. Wo blieb dagegen die etwas grobe Schönheit der armen Anna Hansen? — er stellte nicht einmal einen Vergleich, der eigentlich auch ganz unmöglich war, an, denn er dachte in diesem Augenblicke gar nicht an sie.

Das junge Mädchen kam aus dem Garten zurück und entschwand seinen Augen, da er nicht wagen wollte, sich aus dem Fenster zu biegen; wahrscheinlich war sie in den Gartensaal gegangen, dessen Herr von Schmidt vorher erwähnt hatte.

Fritz war nicht mehr ganz so schüchtern wie damals, als er aus dem elterlichen Hause mit den Freischaaren in das Feld zog. Unter ungewöhnlichem Herzklopfen kleidete er sich vollständig an und konnte kaum schnell genug damit fertig werden. Dann besah er sich noch einmal im Spiegel, war mit sich zufrieden und stieg die zur unteren Etage führende Treppe hinab. Ein Diener, dem er begegnete, zeigte ihm bereitwillig die von dem Corridor direkt in den Gartensaal führende Thür.

Fritz klopfte an und trat auf das kräftig gerufene „Herein!“ des Hausherrn ein.

Er befand sich in einem großen länglichen Gemache, das nach der Gartenseite zu vier hohe Fenster hatte; das

fünfte in der Mitte bildete die jetzt offenstehende Glasthür. Die Wände waren mit Weinlaub und Schweizergegenden bemalt, das Meublement sehr einfach, aus Sophas, Stühlen und Tischen von Rohrgeflecht bestehend. Einer dieser Tische war mit einem weißen Tafeltuche bedeckt und auf ihm der Thee servirt.

Hinter diesem Tische saß der Herr von Schmidt mit der langen Pfeife im Munde; ihm zur Seite stand die junge Dame, die Fritz vorher im Garten belauscht hatte, und beschäftigte sich mit dem Theeserviren. Als er eintrat, nahm der Edelmann die Pfeife aus dem Munde und stand auf, seine Tochter setzte die Tasse, die sie gerade in der Hand hielt, auf den Tisch und blickte mit offenbarer Neugierde auf ihn.

Etwas verwirrt, machte er eine tiefe Verbeugung.

Herr von Schmidt stand schon neben ihm und hatte seine Hand ergriffen.

„Liebe Eugenie," sagte er mit einer gewissen Feierlichkeit, — „ich habe die Ehre, Dir unsern lieben Gast und zukünftigen Hausgenossen, den Herrn Lieutenant Staffelt, vorzustellen. Ich bin überzeugt, daß Du es Dir angelegen sein lassen wirst, ihm den Aufenthalt in unserem Hause, der so lange dauern möge, als das Vaterland seiner nicht an anderen Orten bedarf, recht angenehm zu machen."

Die junge Dame knickste mit einem allerliebsten Lächeln; der Blick, den Fritz zu ihr aufschlug, sagte ihm, daß sie durch seine Persönlichkeit vorläufig zufriedengestellt zu sein schien.

„Ich heiße Sie auf Achtebÿ als Wirthin willkommen, Herr von Staffelt," sagte sie mit etwas komischer Würde, die sehr erzwungen erschien.

„Herr Lieutenant Staffelt," wiederholte der adlige Gutsbesitzer, nicht ohne Betonung.

„Herr Lieutenant Staffelt,“ verbesserte sich auch das junge Mädchen und fuhr dann im vorigen Tone fort: „Und ich hoffe, Ihnen den Aufenthalt hierselbst so angenehm machen zu können, daß Sie nur ungern wieder von uns scheiden.“

„Der Empfang,“ erwiderte Fritz, der seine Studien im Welttone nur bei einem Freikorps und einem Fischermädchen gemacht hatte, — „der mir auf Achteby zu Theil wird, läßt mich wünschen, daß die Stunde des Abschiedes noch in recht weite Ferne gerückt sein möge.“

„Lassen wir alle förmlichen Umstände,“ warf Herr von Schmidt dazwischen; — „ich bin überzeugt, daß wir uns auch ohne solche liebgewinnen werden. Setzen Sie sich hierher zu mir, junger Freund, lassen Sie sich von Eugenien eine Tasse Thee einschenken, und wenn Sie sich erquickt haben, erzählen Sie uns von Ihrem würdigen Herrn Papa, an dem meine Tochter als gute Patriotin ein ebenso lebhaftes Interesse nimmt als ich selbst. Wollen Sie eine Cigarre rauchen? — ich beziehe die meinigen aus Hamburg, ächt importirte.“

„Ja, ich bin eine gute Patriotin, Herr von — Herr Lieutenant Staffelt,“ sagte die kleine Eugenie mit leuchtenden Augen. „Wenn ich ein Mann wäre, so könnte mich keine Macht der Erde abhalten, die Büchse zu ergreifen und, wie Sie, hinauszuziehen in den heiligen Kampf gegen die Dänen. Aber ich bin nur ein schwaches Mädchen und — muß meinem Vater hier auf Achteby die Wirthschaft führen.“

Sie sagte das so natürlich, so recht schmerzlich tief gefühlt.

Ihr Vater lachte laut auf.

„Hören Sie doch die kleine wilde Hexe!“ rief er. „Sie sollten sie einmal reiten, mit Pistolen schießen sehen!

— sie bändigt bequem ein dreijähriges Füllen, das eben von der Weide kommt, und trifft auf fünfundzwanzig Schritte fast sicher das Schwarze. Ja, ja, das liegt in der Erziehung! sie ist halb Mann, halb Weib geworden!"

„Aber Vater!" mahnte das junge Mädchen mit erglühten Wangen.

„Liebes Kind, ist es denn ein Vorwurf für Dich, daß Du für alle Lebensverhältnisse erzogen worden bist? — Freilich, ich hätte hinzufügen sollen, junger Kamerad, daß sie auch eine Wirthschafterin par excellence ist! — Sie kocht aus freier Hand, was nur im Kochbuche stehen kann, geht alle Morgen um vier Uhr in den Kuhstall und hält mir die Mägde in Zucht und Ordnung, und wenn es große Wäsche giebt, ist sie ein wahrhafter kleiner Teufel —"

„Herr Lieutenant Staffelt wird sich über diese Empfehlung meiner unbedeutenden Person, nachdem er kaum unser Haus betreten hat, nicht wenig wundern," unterbrach ihn Eugenie empfindlich.

„Er ist überzeugt, daß sie bei Weitem noch nicht erschöpfend genug gewesen ist," stammelte der junge Offizier, der doch auch ein Wort zu der seltsamen Unterhaltung geben wollte.

„Weshalb denn, Herr Lieutenant?" fragte das Fräulein rasch, ihn mit ihren hellen Augen herausfordernd anblickend.

„Ich war vorher so unbescheiden, Sie von meinem Fenster aus auf einem Spaziergange im Garten zu belauschen, gnädigstes Fräulein, und glaubte zu bemerken, daß es Ihnen unmöglich sei, selbst in den Mußestunden einen Augenblick unthätig zu bleiben."

Mochte diese Bemerkung nun mehr oder weniger schmeichelhaft sein und je nachdem aufgenommen werden, Eugenie

wurde sehr roth und schlug die Augen nieder; ihr Vater aber rief, hell auflachend:

„Ja, ja, sie hat immer Teufeleien im Sinne!“

Eugenie warf ihm einen halb bittenden, halb tadelnden Blick zu, und er brach nun wirklich von dem für sie peinlichen Thema ab und begann, sich mit seinem Gaste über allgemeinere Verhältnisse zu unterhalten; das Fräulein mischte sich wenig darein, sie schien ein bischen zu schmollen, sowohl mit dem Vater als dem Lieutenant, der sie belauscht hatte und noch obenein so indiskret gewesen war, dies zu verrathen.

Leicht zu erkennen war es, daß der Vater das einzige Kind von Jugend auf verwöhnt und dessen Launen immer den Zügel hatte schießen lassen; Eugenie übte jetzt eine gewisse Herrschaft über ihn aus, der er sich in seiner übergroßen Zärtlichkeit beugte, obgleich er sonst gewiß kein schwacher Mann war. Ob das Mädchen diesen Vortheil mißbrauche, darüber mußte Fritz freilich sein Urtheil noch zurückhalten, — ihr eigenes Köpfchen hatte sie aber, das stand fest.

Die erste Unterhaltung schien sie nicht besonders für den jungen Mann eingenommen zu haben, als er aber, auf Aufforderung Herrn von Schmidts, von den Seinigen, insbesondere der Gefangenschaft des Vaters, zu erzählen begann und dabei recht lebhaft und warm wurde, fing Eugenie an, aufzuhorchen und ihn mit ganz anderen Blicken zu betrachten; er machte jetzt auch wirklich einen viel vortheihafteren Eindruck wie vorher, als er sich auf das Feld höflicher Förmlichkeiten begeben hatte.

Sie selbst forderte ihn jetzt auf, als wenn sie prüfen wolle, ob er ihrer Theilnahme auch in jeder Beziehung würdig sei, von seinen Kriegserlebnissen zu erzählen. Fritz that es mit vieler Bescheidenheit, aber er sprach sich

allmälig so in die Sache hinein, daß er die Scenen, die er erzählte, fast nochmals zu durchleben glaubte und förmlich in Enthusiasmus gerieth. Daß er ein tüchtiger junger Mensch sei und sich als Soldat besonders ausgezeichnet haben müsse, dafür legten schon die Epauletten, die er bei so großer Jugend trug, Zeugniß ab.

Eugenien's Antheil an seiner Erzählung, damit also auch an seiner Person, war augenscheinlich immer lebendiger geworden. Ihre Mienen drückten die höchste Spannung aus, ihre Augen blitzten und, jedenfalls ohne daran zu denken, rückte sie ihm mit ihrem Stuhle immer näher. Als er, ganz von der Erinnerung fortgerissen, mit vielem Feuer schilderte, wie er bei Hoptrup mit dem dänischen Reiteroffizier gekämpft und ihn gefangen genommen habe, sprang sie plötzlich auf, klatschte vor Entzücken in die Hände und rief, ganz sich selbst und ihre Umgebung vergessend, ein über das andere Mal:

„Prächtig! Herrlich! — So würde ich es auch gemacht haben!"

Es fehlte wenig daran, daß sie dem jungen Offizier, den sie mit wahrer Begeisterung anblickte, um den Hals gefallen wäre.

Erst das laute Gelächter ihres Vaters und Fritzen's verwundertes und verlegenes Stutzen und Einhalten in seinem Berichte brachten sie wieder zu sich selbst. Das Blut stieg ihr in die Wangen und, den Blick zu Boden schlagend, setzte sie sich wieder nieder, wobei sie, gleichsam zu ihrer Entschuldigung, halblaut meinte:

„Ich habe mein Vaterland so sehr lieb!"

Fritz war nicht weniger erröthet als sie, und dies kam nicht etwa daher, daß er zu viel gesagt zu haben glaubte, denn er war sich ja bewußt, sich streng an die Wahrheit gehalten zu haben, sondern das große Interesse, das Eugenie

an ihm nahm, hatte ihn so verwirrt, und obenein war sie ihm in ihrer Erregung so wunderbar schön erschienen; auch in ihrer Beschämung lag eine so unbeschreibliche Lieblichkeit.

Der alte Herr mochte nicht die Gefühle ahnen, die sich in der Brust seines Gastes regten, denn er blieb vollständig derselbe gegen ihn. Fritz mußte seine Erzählung beenden, und als man nachher im Garten promenirte, sprach man mit vieler Wärme über die Verhältnisse des Vaterlandes und seine Aussichten. Herr von Schmidt äußerte manches Bedenken, Eugenie, die stets leicht in stürmische Extase gerieth, bestritt dann jedesmal ein solches und versicherte, es sei ganz unmöglich, daß die Dänen je wieder in das Land kämen. Die Dänen haßte sie glühend. Der junge Offizier hatte auch von seiner Rettung in Flensburg durch das dänische Fischermädchen erzählt und sich dadurch zum ersten Male an diesem Abende wieder Anna Hansen's erinnert, — wie er sich gestand, mit einiger Beschämung und Unbehaglichkeit, — er unterließ es aber, näher auf das Verhältniß, in das er zu ihr getreten war, und ihre Aufopferung während der Jagd des Bootes einzugehen; Eugenie war dazu ganz still gewesen und hatte nur ein wenig die sonst so glatte Stirn gerunzelt. War dies dem Dänenhasse allein zuzuschreiben? — gerechterweise hätte sie mit dem braven Fischermädchen doch eine Ausnahme machen sollen!

So verging der erste Abend, den Fritz Staffelt auf Achteby zubrachte, für ihn sehr angenehm; als er zu Ende ging, fühlte er sich bereits in der kleinen Familie ganz zu Hause, und auch diese schien ihn vollkommen wie einen ihr Angehörigen zu betrachten. Es war verabredet worden, daß er während seiner Anwesenheit vollständig ihre Lebensweise theilen, mit ihnen zusammen frühstücken und speisen, promeniren und sich vergnügen solle; der Edelmann hatte

gemeint, er habe sich immer einen Sohn gewünscht, und er wolle sich einmal in dem Traume wiegen, er besitze jetzt einen solchen.

Herzlicher konnte Niemand in einem fremden Hause aufgenommen werden; Fritz empfand dies vollkommen und war dafür dankbar.

Aber nicht allein die Dankbarkeit fesselte ihn an Achteby, wie er sich gestehen mußte, als er in der Nacht vor den auf ihn eindringenden Gedanken lange kein Auge zum Schlafe schließen konnte, sondern viel mehr noch die Gesellschaft der schönen und liebenswürdigen Tochter des Hauses. Die kleinen Unweiblichkeiten, wenn man ihre Extravaganzen so nennen darf, erschienen ihm reizend, und daß sie trotz derselben ein tiefes, weiches Gemüth besitze, glaubte er bereits zur Genüge erkannt zu haben.

Zwischen diesen nächtlichen Betrachtungen trat immer wieder störend das Bild Anna Hansens; halbträumend, halbwachend sah er sie, wie sie die großen blauen Augen, in denen Thränen standen, so innig bittend und vorwurfsvoll auf ihn heftete und wie sie sich den Aermel aufstreifte, um ihm die blutende Wunde an ihrem Arme zu zeigen. Voll Unmuth suchte er dieses Bild zu verscheuchen, um das Eugeniens festzuhalten; er wollte lieber Diese als Jene in seine Träume mit hinübernehmen.

Wie undankbar der Mensch doch ist! — wie viel hatte Anna nicht für den Jüngling gethan und Eugenie von Schmidt doch noch gar Nichts! —

Der erste Gedanke des Lieutenants, als er am Morgen erwachte, war Eugenie. Er hatte wirklich von ihr geträumt, nicht von Anna Hansen, und er war heute so eigenthümlich bewegt, bald wehmüthig und hoffnungslos gestimmt, bald geneigt, laut aufzujubeln, — er wußte selbst nicht, weshalb.

Kurz, Fritz Staffelt hatte sich sterblich in die Tochter seines Wirths verliebt.

Nachdem er noch einmal so sorgfältig, als sonst seine Gewohnheit war, Toilette gemacht hatte, ging er klopfenden Herzens zum Frühstück in den Gartensaal. Der alte Herr lachte über den Langschläfer, Eugenie wurde bei seinem Eintritte und als sie ihm, die Hand reichend, einen guten Morgen wünschte, sehr roth; — vielleicht hatte sie auch von ihm geträumt.

Der Lieutenant mußte an diesem Vormittage in dienstlichen Angelegenheiten nach dem Kirchdorfe hinüber, in dem sein Compagniechef lag; um die Mittagszeit wollte er wieder zurück sein. Für den Nachmittag hatte Eugenie eine Spazierfahrt im leichten Wagen im Sinn.

Sie fragte ihn lächelnd und unbefangen, ob er es verstehe, sie zu fahren, und als er, der Wahrheit gemäß, zugeben mußte, daß er ein sehr ungeübter Rosselenker sei, versicherte sie, daß sie ihn bald zum Meister ausbilden wolle. Ihr Vater, der sich gar nicht in den Sinn kommen ließ, sein wildes Mädchen könne auch an andere Dinge als Pferde, Pistolen und Wirthschaft denken, lächelte nur dazu und meinte, Fritz könne bei seiner Tochter in allen ritterlichen Künsten und Sportsvergnügungen eine gute Schule durchmachen.

Der junge Lieutenant wurde durch seinen Dienst um so weniger in großen Anspruch genommen, als er von der Compagnie detaschirt war; hin und wieder exerzirte er eine Stunde lang sein kleines Detaschement, mußte einen Tag um den anderen nach dem Kirchdorf hinüber und war übrigens gar nicht genirt, da sein Hauptmann ein sehr nachsichtiger und freundlicher Vorgesetzter war. Fast der ganze Tag blieb ihm zur Disposition.

Eugenie sorgte dafür, daß derselbe ihm nicht langweilig

werden konnte. Ihr Vater, der sich einer durchaus rüstigen Gesundheit erfreute und in seiner wirthschaftlichen Thätigkeit ebenso lebhaft wie die Tochter war, saß fast den ganzen Tag über auf dem Pferde und inspicirte seine sehr weitläufigen Besitzungen; er mußte ein vollkommenes Vertrauen zu Fritz oder Eugenien oder zu Beiden haben, denn er überließ sie vollständig sich selbst und sah sie gewöhnlich nur beim Frühstück, Mittagsmahl und Abendbrot.

Die jungen Leute benutzten diese Freiheit nach Herzenslust. Glücklicherweise konnte Fritz besser reiten als fahren, sonst würde er vor des Fräuleins Augen vielleicht eine lächerliche Rolle gespielt haben, und bekanntlich ist Lächerlichkeit die größte Feindin der Liebe. Abwechselnd machten Beide, immer vertrauter werdend, Ausflüge zu Wagen oder zu Pferde, schossen mit Pistolen nach der Scheibe und promenirten zu Fuß im Garten oder auf den Feldern.

Wie konnte es wohl ausbleiben, daß zwei junge feurige Herzen, die fortwährend so nahe nebeneinander schlagen durften, sich auf das Engste verknüpften und bald nicht mehr von einander lassen zu können meinten? —

Mit dem munteren Fräulein begann auf einmal eine große Veränderung vorzugehen; zwar blieb sie noch bei ihrer bisherigen Lebensweise und ihren Lieblingsbeschäftigungen, aber sie machte doch eine ganz andere Miene dazu. Wenn sie des Morgens früh in den Kuhstall kam, schritt sie auf dem mit großen Steinfliesen gepflasterten Gange schweigend und träumerisch auf und ab und ließ die Mägde machen, was sie wollten; diese schüttelten darüber heimlich die Köpfe, blinzelten sich eigenthümlich zu und flüsterten einander in die Ohren:

„Mit unserem Fräulein ist's nicht richtig, — der Lieutenant wird uns noch Unglück in das Haus bringen.“

In der Küche machte sie es nicht viel besser, und die

Suppe kam mehr als einmal angebrannt auf den Tisch, was zuerst Herrn von Schmidt als eine Sonderbarkeit in dem Wesen seines Goldkindes erschien; aber dadurch kam er noch lange nicht auf die richtige Spur, denn Väter sind gewöhnlich blind für die Herzen ihrer Töchter. Er erlaubte sich auch, um Eugenien in Gegenwart des Gastes jede Kränkung zu ersparen, nicht einmal eine bescheidene Bemerkung über die angebrannte Suppe, Fritz schluckte sie, ohne eine Miene zu verziehen, hinunter, und Eugenie selbst merkte in ihrer Zerstreutheit gar nicht einmal den brandigen Geschmack.

Es blieb also Alles im Hause beim Alten, nur den bieden Liebenden war jeder Tag neu mit seinem Glücke und seinen Qualen, die sie sich selbst dadurch bereiteten, daß sie sich nicht entschließen konnten, sich offen auszusprechen, um alle Zweifel zu lösen.

Gewöhnlich verläuft eine derartige Liebe genau so wie die andere; es möchte deshalb überflüssig sein, diese hier weiter zu verfolgen, bis sie zu einem entscheidenden Punkte gelangte. Als der Winter kam, saßen sie bei einander in der Stube oder fuhren im Schlitten.

Die Entscheidung trat mit der Ordre ein, die Fritz eines Morgens im beginnenden Frühjahr durch die Ordonnanz aus dem Kirchdorfe erhielt, daß das Bataillon, in Aussicht auf die bevorstehende Wiedereröffnung der Feindseligkeiten, innerhalb dreier Tage weiter hinauf gegen die jütische Grenze rücken werde.

Der ehemals so kriegslustige Lieutenant wurde fast starr vor Schrecken und mußte seine ganze militairische Würde zu Hülfe rufen, um die Ordonnanz mit Ruhe abzufertigen. Dann stützte er den Kopf in die Hand und sann angestrengt darüber nach, was nun zu thun sei.

Daß er in nächster Zeit Achteby wiedersehen werde,

nachdem er einmal ausmarschirt, war höchst unwahrscheinlich. Er zweifelte zwar nicht daran, daß Eugenie die Trennung betrauern werde, aber er mußte sich auch sagen, sie könne dies nicht ewig thun und die ihr angeborene Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit würden bald wieder hervortreten und viel dazu beitragen, daß sie ihn, der seine Neigung zu ihr noch nicht einmal auszusprechen gewagt hatte, aufgebe und vergesse. Das war aber ein ganz entsetzlicher Gedanke fü r den jungen Lieutenant.

Nach vielen Erwägungen kam er endlich zu dem Resultate, daß er die nächste sich bietende Gelegenheit benutzen müsse, ihr sein Herz zu öffnen und sein Schicksal in ihre Hand zu legen. Zwei Hindernisse, die sich diesem Entschlusse entgegenstellen wollten, hatte er glücklich überwunden: das eine war die Besorgniß vor den Bedenken, die Herr von Schmidt haben könne, das Glück seiner Tochter einem noch so jungen und unbedeutenden Manne anzuvertrauen, das andere der Zweifel, ob Eugenie ihn denn auch wirklich genug liebe, um sich und ihre Freiheit ihm ganz hingeben zu wollen. Fritz hatte sich darauf geantwortet, Herr von Schmidt sei weder adelstolz, noch ihm abgeneigt, er werde jeden Wunsch seiner Tochter erfüllen, und es handle sich ja vorläufig noch nicht um die Verheirathung, sondern nur eine Verlobung, was aber den zweiten Punkt anbetreffe, so sei er Eugeniens Herzens doch ziemlich gewiß.

Aber seine Pläne sollten nicht zur Ausführung kommen, denn er fand, wie die meisten jungen Leute, die zum ersten Male lieben, nicht den günstigen Moment zu einer Erklärung, obgleich sich ihm derselbe hundertmal gar nicht besser darbieten konnte und Eugenie zweifellos auf die letztere wartete. Er hatte sie jedenfalls am besten, als er dem Mädchen mittheilte, welche Ordre er erhalten habe, denn sie waren gerade allein beisammen.

Eugenie wurde bei der überraschenden Nachricht sehr bleich und heftete fragend ihren Blick auf ihn; er schlug den seinigen davor nieder, es fehlte ihm an Muth, ein offenes Wort zu sprechen, dasselbe wollte nicht über seine Lippen gehen. Da faßte sich das Fräulein wieder und versicherte ihn in wohlgesetzten Redensarten, deren jede ihr gewiß einen schmerzlichen Stich in das Herz gab, wie sehr sie bedauere, daß ihr schönes Zusammenleben ein so schnelles Ende finde.

Fritz fand diese Worte auffällig kalt und gesucht und fühlte seinen Muth noch tiefer sinken; er schwieg.

Der alte Edelmann sprach sein Bedauern noch herzlicher wie Eugenie aus, aber er tröstete sich und Fritz mit der Aussicht auf den nahen Krieg, der für das Vaterland zur Nothwendigkeit geworden war; Fritz hätte sich schämen müssen, ihm zu gestehen, er wünsche aus guten Gründen in diesem Augenblicke, daß der Frieden noch ein halbes Jahr länger gedauert haben möge.

Hundertmal suchte er Eugenie, wenn sie allein war, auf und wollte zu ihr sprechen; das Fräulein war ungewöhnlich kühl und zurückhaltend. Er ahnte nicht, daß ein grausamer Schmerz ihr Herz zerriß und daß sie jeden freien Augenblick am Tage, sowie die ganze schlaflose Nacht benutzte, um auf ihrem einsamen Stübchen Thränen der Verzweiflung zu vergießen.

„Er liebt mich doch nicht! warum würde er sonst nicht sprechen?“ wiederholte sie sich fortwährend. „Habe ich ihm denn nicht auf jede Weise gezeigt, mit wie übervollem Herzen ich ihm entgegenkommen würde?“

„Sie liebt Dich doch nicht,“ sagte Fritz in düsterer Melancholie zu sich selbst; — „könnte sie sonst im Augenblicke der Trennung so kalt und ruhig sein?“ —

Der Abschiedstag kam darüber heran. Beide sahen bleich und abgehärmt aus.

„Sie liebt Dich doch!“ jubelte es in Fritzens Herzen, als er sie so erblickte.

Aber jetzt war es zu spät, sich auszusprechen; der Zufall wollte, daß Herr von Schmidt sie nicht mehr aus den Augen ließ. Er nahm den freundschaftlichsten Abschied von seinem Gaste und bat ihn, zum Besuche wiederzukommen, sobald es sein Dienst erlaube; Fritz versprach es mit blutendem Herzen.

Eugenie konnte sich kaum noch aufrecht erhalten, aber sie bezwang sich mit einer unnatürlichen Kraft, die nicht lange Bestand haben konnte.

Er wußte ihr kein Wort des Abschiedes zu sagen, sondern beugte sich stumm über ihre Hand und küßte sie; es geschah zum ersten Male. Sie zitterte so heftig, daß er es fühlen mußte.

Das kleine Detaschement marschirte mit Gesang von Achteby ab; sein Führer glaubte den Tod im Herzen zu tragen.

Eugenie starrte den Soldaten nach, bis sie verschwunden waren; der Lieutenant hatte sich nicht einmal nach dem Schlosse umgeblickt.

Da sank sie plötzlich, unter hervorstürzenden Thränen, ihrem Vater mit dem unendlich schmerzlich klagenden Ausrufe in die Arme:

„Vater, ich bin entsetzlich unglücklich! Ich möchte sterben!“

Herr von Schmidt war im ersten Augenblicke tödtlich erschrocken, während er die halb ohnmächtige Tochter in seinen Armen hielt, dann sagte er leise, sich vor die Stirn schlagend:

„Bin ich denn aber blind gewesen?"

Zu spät! — es ist ein Wort, das schon Manchem verzweiflungsvoll an das Ohr geklungen hat.

## Sechszehntes Kapitel.

Das Gefecht im Sundewitt, an dem theilzunehmen Lieutenant Lorenzen durch seine Gefangennahme verhindert worden war, fand im Laufe des 3. April statt. Natürlich mußten sich die schleswig-holsteinischen Vorposten vor der verhältnißmäßigen Uebermacht der Dänen zurückziehen, fochten aber mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe und erreichten vollständig den Zweck, den Feind möglichst lange aufzuhalten. Gleichzeitig waren die Dänen auch über die jütische Grenze gegangen und hatten das schwache Nordcorps der schleswig-holsteinischen Armee nach einem kurzen Gefechte in den Straßen der Stadt Hadersleben genöthigt, sich auf Apenrade zurückzuziehen, wozu es übrigens bereits vom General von Bonin den Befehl erhalten hatte.

Am 4. nahm die Armee zwischen Hockerup und Feldstedt eine Angriffsstellung ein, die Dänen ließen es aber gar nicht zu einem ernstlichen Kampfe kommen, sondern zogen sich in Eile wieder zurück und begnügten sich, von ihren Schiffen aus eine heftige Kanonade zu eröffnen. Sie räumten den westlichen Theil des Sundewitts wieder, die deutschen Hülfstruppen besetzten denselben, und die Schleswig-Holsteiner gingen nördlich bis Apenrade vor.

In diese Tage fällt eine glänzende Waffenthat der Schleswig-Holsteiner, die durch das ganze Land unermeßliche Freude verbreitete und die wir hier nicht übergehen

können, obgleich keine der in unserer Erzählung auftretenden Personen daran theilzunehmen Gelegenheit fand.

Während die Dänen im Norden den Angriff von der jütischen Grenze und Alsen her unternahmen, sollte eine Flotten-Eskadre, bestehend aus dem Linienschiffe Christian VIII. von 84 Kanonen, der Fregatte Gefion von 48, den Dampfern Hekla mit 4 und Geiser mit ebenfalls 4 schweren Geschützen, die Küste bei Eckernförde allarmiren und womöglich die Stadt einnehmen, um die Aufmerksamkeit der Schleswig-Holsteiner nach dem Süden zu ziehen und sie zur Zersplitterung ihrer Kräfte zu nöthigen.

Zwischen Eckernförde und Kiel stand damals die Reservebrigade des Herzogs von Coburg-Gotha. Der Hafen von Eckernförde, wo eine kleine Infanteriebesatzung lag, wurde im Norden durch eine ungefähr zweitausend Schritte von der Stadt entfernte Batterie, in der sich sechs Geschütze, worunter zwei schwere Bombenkanonen, befanden, und am südlichen Ufer durch eine noch näher gelegene Batterie mit vier Kanonen beschützt; die fünfte schleswig-holsteinische Festungsbatterie des Hauptmann Jungmann bediente diese beiden Batterien.

Am 4. April Nachmittags erhielt man in Eckernförde Nachricht davon, daß sich in der Kieler Bucht dänische Kriegsschiffe sehen ließen, die wahrscheinlich die Absicht hatten, eine Landung zu bewerkstelligen; man war daher auf seiner Huth. Gegen sechs Uhr Abends erschienen auch die Schiffe vor der Bucht und wurden mit einigen Schüssen der Nordbatterie begrüßt; sie machten indessen keinen Angriff, sondern gingen außer Schußweite vor Anker. Erst am folgenden Morgen nach sieben Uhr segelten sie in die Bucht ein, und um acht Uhr begann das gegenseitige Feuern.

Erde und Wasser erzitterten von der furchtbaren Kanonade, die ununterbrochen fortdauerte. Die Kriegsschiffe

mit ihrer unverhältnißmäßigen Ueberzahl von schweren Geschützen waren in augenscheinlichem Vortheile, aber dennoch vermochten sie die wenigen Kanonen in den Batterien, die vortrefflich schossen, nicht zum Schweigen zu bringen. In der Nordbatterie kommandirte Hauptmann Jungmann selbst, in der südlichen Unteroffizier von Preusser. Anfangs erlitt die erstere großen Schaden und wurde beinahe zur Einstellung des Feuers gezwungen, als aber zwei nassauische Feldgeschütze eintrafen, welche der Fregatte Gefion arg zusetzten, konnte sie sich wieder erholen. Auch die Südbatterie feuerte wacker auf die Gefion, und um zehn Uhr Vormittags war dieselbe in Rumpf und Takelwerk bereits so zerschossen, daß der Dampfer Hekla den Befehl erhielt, sie aus dem Gefechte zu schleppen.

Der Hekla konnte indessen, da die Kugeln der Südbatterie ihn stark beschädigten, nicht bis zu der Fregatte gelangen, und als der Geiser nun dasselbe Manöver versuchte, erhielt er einen Schuß in die Maschine, der ihn für den ganzen Tag vollständig kampfunfähig machte.

Unter diesen mißlichen Umständen begann der Befehlshaber der Eskadre, Kommandeur-Kapitain Paludan, bald am Nachmittage wegen seines ungehinderten Abzuges zu parlamentiren, indem er mit der Beschießung der nahen Stadt drohte; sein Vorschlag wurde aber, da man recht gut seine verzweifelte Lage erkannte und die braven Bürger von Eckernförde sich bereit erklärten, das Unglück auf sich nehmen zu wollen, abgewiesen, und um halb fünf Uhr begann die Kanonade von Neuem, nachdem der Hekla, der noch einen Versuch gemacht hatte, die Fregatte zu retten, ebenfalls gänzlich außer Gefecht gesetzt worden war und nachdem noch sechs nassauische Feldgeschütze herbeigekommen waren, um an dem Gefechte theilzunehmen.

Diesem vereinten Feuer konnte endlich die jämmerlich

zerschossene und mit Todten und Verwundeten bedeckte Fregatte Gefion nicht länger widerstehen und strich die Flagge. Auch das Linienschiff, das mit glühenden Kugeln beschossen wurde und bereits große Verluste erlitten hatte, versuchte jetzt den Rückzug anzutreten, gerieth aber dabei in der unglücklichsten Lage gegen die Südbatterie auf den Grund; zu derselben Zeit brach auch an Bord Feuer aus, und um sechs Uhr strich der Christian VIII. ebenfalls die Flagge.

Während man noch mit der Rettung der Verwundeten beschäftigt war, wozu die Stadt zahlreiche Boote lieferte, und nachdem Kapitain Paludan mit der unverletzten Mannschaft sich bereits ausgeschifft und gefangen gegeben hatte, trat ein grausenerregendes Ereigniß ein. Das Feuer hatte in dem brennenden Schiffe die Pulverkammer erreicht, und plötzlich flog das mächtige Gebäude mit noch mehr als zweihundert Verwundeten und den bei ihrer Rettung beschäftigten Menschen, worunter sich auch der tapfere Unteroffizier von Preusser, welcher die Südbatterie befehligt hatte, befand, unter entsetzlichem Krachen und einem wahren Hagel von Geschossen und zerschmetterten Holz- und Eisentheilen in die Luft, das Wrack versank in die Fluten der Eckernförder Föhrde.

Der Sieg war ein herrlicher gewesen, und die Dänen hatten ungeheure Verluste erlitten, außer den schönen Schiffen an Todten, Verwundeten und Gefangenen vierundzwanzig Offiziere und 981 Mann. Die Fregatte Gefion erhielt als Schiff der deutschen Marine den Namen Eckernförde, kam aber in späteren Jahren durch Kauf unter ihrem früheren Namen an Preußen. —

Nachdem im Sundewitt am 6. April bei dem Dorfe Ulderup zwischen Hannoveranern und Dänen ein Gefecht, in welchem die letzteren ihre Stellung behaupteten, stattgefunden hatte, sollte es am 13. zu einer förmlichen Schlacht

kommen. Die deutschen Truppen sollten nämlich, auf Befehl des Generals von Prittwitz, die doppelte Schanzenreihe einnehmen, welche der Feind zwischen dem Alsensund und dem Venningbond angelegt hatte und ihn in seinen Brückenkopf zurückwerfen; dies solle als Vorbereitung eines Angriffes auf die Insel Alsen dienen, deren Einnahme durchaus nothwendig war, wenn die Dänen es nicht immer wieder in der Hand haben sollten, den Krieg auf dem Festlande fortzusetzen.

Baiern und Sachsen fochten an dem genannten Tage glorreich und erfüllten vollständig die Absicht des Obergenerals, indem sie den Feind bis in den Brückenkopf zurücktrieben und die Höhen von Düppel besetzten; dessenungeachtet geschah aber Nichts, um diesen errungenen Vortheil zu verfolgen, und die Dänen blieben auf der Insel Alsen unbelästigt. Es schien, als solle die diesjährige Kriegsführung nur eine Fortsetzung der vorjährigen bilden, und so war es leider auch in der That.

Während die deutschen Reichstruppen sich von nun ab wieder einer längeren Ruhe überließen, war die schleswig-holsteinische Armee im Norden sehr thätig. Schon am 6. April war sie auf Hadersleben vorgerückt und hatte diese Stadt am 8. besetzt. Die dänische Arrieregarde setzte sich eine halbe Meile hinter der Stadt bei Thomashuus, wurde aber von dem 9. schleswig-holsteinischen Bataillone mit Ungestüm angegriffen und geworfen; von da ab dachte der Feind nicht mehr an Widerstand, sondern zog sich bis über die Königsaue zurück, deren diesseitigen hochgelegenen Rand er mit seinen Vorposten besetzte. Mehrere Tage lang standen denselben die Schleswig-Holsteiner, die nicht angreifen durften, an der Taps gegenüber, bis General von Bonin sich entschloß, vorzugehen, weil, wie er in seinem Berichte sagt, „die Erfahrungen des vorjährigen Feldzuges ihn die

Ueberzeugung hatten gewinnen lassen, daß eine Stellung im nördlichen Schleswig zwischen Hadersleben und der Koldingaue nur dann auf die Dauer haltbar sei, wenn man sich in den Besitz des Abschnittes von Kolding gesetzt habe."

Der Angriff wurde auf den 20. April festgesetzt und fand auch an diesem Tage statt.

Fritz Staffelt befand sich bei der Avantgarde unter Kommando des Obersten von Zastrow, die den Befehl erhalten hatte, die südlich der Koldingaue gelegenen Höhen und die Südervorstadt zu nehmen. Vier Bataillone, zwei Schwadronen und eine Batterie bildeten diese Avantgarde, welche gegen die stark besetzte, vortheilhafte Stellung am Morgen vorrückte.

Das zweite Jägercorps stürmte im raschen Anlaufe die Höhen, nahm ein an der Straße liegendes großes Gehöft und trieb, im Verein mit dem 9. Bataillon, die Dänen in die Vorstadt, die bereits zur hartnäckigsten Vertheidigung eingerichtet worden war. Beinahe drei Stunden dauerte der blutigste Kampf in den Straßen, dann gaben die Dänen die Vorstadt auf und zogen sich über die Brücke der Koldingaue in die eigentliche Stadt. Die Brücke war verbarrikadirt und verpallisadirt, die jenseits des Flüßchens gelegenen Häuser stark mit Schützen besetzt.

Aber die tapferen Schleswig-Holsteiner ließen sich dadurch nicht lange aufhalten; sie stürmten die Verschanzungen mit dem Bajonnet und drangen in die Stadt, worauf die Dänen eiligst den Rückzug antraten. Ein Theil der Angreifer verfolgte sie auch noch eine Weile auf den Straßen nach Fridericia und Veile, bis der Befehl des kommandirenden Generals zum Abbrechen des Gefechtes eintraf. Oberst von Zastrow ließ es sich demnächst angelegen sein, die Stadt gegen einen wohl zu vermuthendenden Angriff

von Norden her auf das Beste zu befestigen, während das Gros der Armee südlich der Koldingaue Stellung nahm.

Die nächsten Tage wurden nur durch Rekognoscirungen ausgefüllt, am 23. Morgens jedoch rückte die im Norden bis auf achtzehntausend Mann verstärkte dänische Armee unter Befehl des Generals von Bülow in zwei Kolonnen gegen die zwölftausend Schleswig-Holsteiner wieder vor.

Zweiunddreißig Geschütze wurden südlich der Koldingaue vom General von Bonin aufgestellt, um den nördlichen Eingang der Stadt beschießen zu können; die Dänen stellten diesen Geschützen eine zahlreiche Artillerie gegenüber und begannen in die Stadt zu feuern. Das erste Jägercorps vertheidigte den nördlichen Ausgang derselben gegen Infanterie- und Kavallerieangriffe auf das Tapferste und zog sich erst zurück, als befohlen wurde, die Stadt zu räumen. Auf dem linken Flügel drangen die Dänen ebenfalls vor und erzwangen den Uebergang über das Flüßchen, wurden aber bald wieder zurückgeworfen, nachdem ein ungemein heftiger Kampf, den hier der tapfere Oberst Graf Baudissin, obgleich selbst verwundet, leitete, um den Wald von Gjelballe stattgefunden hatte.

Der Kampf hatte bis in die ersten Nachmittagsstunden hinein gewährt, als die Dänen mit ihrem rechten Flügel den Rückzug anzutreten begannen. Oberst von Saint-Paul griff jetzt die brennende, aber noch immer stark vertheidigte Stadt von Neuem entschlossen an, bestand ein hitziges Straßengefecht, vertrieb aber glücklich den Feind, der sich nun wieder unter großen Verlusten auf Veile und Fridericia zurückzog.

Das Gefecht, das wohl den Namen einer Schlacht verdient, war ein glänzendes für die schleswig-holsteinischen Truppen gewesen; sie hatten den Sieg aber auch mit einem Verluste von achtzehn Offizieren und vierhundert Mann an

Todten und Verwundeten erkauft; der Verlust der Dänen war bedeutend größer.

Das Blatt, das den Namen Kolding trägt, ist unverwelklich in dem Lobeerkranze, den sich die ehemalige schleswig-holsteinische Armee in dem damaligen Befreiungskriege gewunden hat.

Nach der Schlacht bei Kolding wurde es auf dem Kampfplatze wieder ruhig und still; die deutschen Sieger sollten und durften nicht weiter vorrücken. Die schleswig-holsteinsche Armee wurde südlich der Stadt in Kantonnements gelegt, und nur die Avantgarde hielt erstere besetzt und schob von da aus ihre Feldwachen und Posten vor.

Fritz Staffelt hatte alle diese Kämpfe mitgemacht und sich bei verschiedenen Gelegenheiten die Anerkennung erworben, daß er ein unerschrockener und gewandter Offizier sei. Im Gefechte hatte er einen fast zu wilden Muth an den Tag gelegt; man rechnete ihm dies sehr hoch an, zumal man nicht ahnte, daß es eine Art von Verzweiflung sei, die ihn den feindlichen Kugeln entgegentrieb und sein Leben so gering achten lasse.

Hatte der knabenhafte Jüngling mit dem Gefechte bei Bau und Crusau schon einen großen Schritt in die reifere Männlichkeit hinein vorwärts gethan, so schritt er jetzt rasch auf dieser Bahn fort. Der Abschied von Achtebby, der ihn so vieler und schöner Hoffnungen beraubt, hatte einen tiefen Einfluß auf sein inneres Leben ausgeübt. Erst als er das Gut im Rücken hatte, begriff er vollständig, wie viel er daselbst zurückgelassen habe und welche Leere in seinem Herzen entstanden sei.

Seine Neigung zu Eugenie von Schmidt war keine vorübergehende jugendliche Schwärmerei, wie sich jetzt recht deutlich erwies, keine Ausgeburt flüchtiger Laune und Leidenschaft, sondern sie hatte sich so tief in sein Herz gewur-

zelt, daß sie in langer Zeit nicht, vielleicht niemals, erlöschen konnte.

Sein Frohsinn war vollständig geschwunden, die Heimath ihm nicht mehr so theuer wie früher, denn er hatte ja jetzt in Achteby eine zweite gefunden, seine Zukunft, die er sonst mit ehrgeizigen Träumen erfüllt hatte, schien ihm hoffnungslos trübe. In dieser Gemüthszerstörung suchte er nach irgend einem Anhalt und zwar in den ihm zunächst liegenden Verhältnissen; er wollte jetzt ganz dem militairischen Dienste leben, und für alle anderen Dinge wurde er stumpf und taub.

Sein Diensteifer wurde bewundert, und sein ernstes Wesen ließ Vorgesetzte und Kameraden seine große Jugend vergessen; er wurde zu den wichtigsten Aufträgen verwandt und erfüllte sie stets zur Zufriedenheit; es war wirklich schwer zu begreifen, woher der blutjunge Mensch diese Energie und scheinbare Kaltblütigkeit, die in Wahrheit doch nur stumpfe Gleichgültigkeit war, gewonnen habe. Seine militairischen Erfahrungen nahmen schnell zu, da er für nichts Anderes Sinn hatte; der Vortheil, der ihm daraus erwuchs, liegt auf der Hand.

In der Schlacht bei Kolding, in deren Verlaufe er zu den ersten Stürmenden gehörte, suchte er den Tod oder ging ihm wenigsten ohne die mindeste Scheu entgegen, aber das Glück beschützte ihn wunderbar, — obgleich er sich stets im dichtesten Kugelregen befand, erhielt er nicht die leichteste Wunde.

Sein Bataillon kämpfte auf dem linken Flügel am Rande des Waldes von Gjelballe gegen bedeutende Uebermacht fast ununterbrochen von halb neun Uhr Morgens bis ein Uhr Mittags. Mehrere Bataillone wirkten hier zusammen und machten es dem nachrückenden Feinde unmöglich, vorzudringen, obgleich derselbe dies mit aller Anstrengung

versuchte; eine dänische Batterie schmetterte lange Zeit ihre Kartätschen in die Reihen der Schleswig-Holsteiner, die indessen, von ihren Offizieren angefeuert, nicht zum Weichen zu bringen waren, bis sie endlich Verstärkung erhielten.

Das Gemetzel war hier ungemein blutig, und die Tirailleure der verschiedenen Bataillone waren an einzelnen Stellen bunt durcheinander gemischt. Bei dieser Gelegenheit bemerkte Fritz, der auch einen Tirailleurzug führte, einen jungen Jägerlieutenant, dessen wackeres Benehmen seine Bewunderung erregte. Beide schienen mit einander zu wetteifern; sie waren stets vor der Front ihrer Leute, und wenn dieselben einmal, von den feindlichen Kugeln überschüttet, zurückwichen, blieben sie auf ihren Plätzen und bewogen sie durch diese Entschlossenheit und ihre Zurufe wieder zum Vordringen. Diese Kühnheit mußte auffallen; auch der Jäger bemerkte Fritz, und da Beide zu weit von einander entfernt waren, um mit einander sprechen zu können, salutirte er, gewissermaßen scherzweise, mit dem Säbel zu ihm hinüber; Fritz erwiderte den Gruß.

Man muß zugeben, daß dies eine seltsame Weise, Bekanntschaft zu schließen, war, aber die Verhältnisse gestatteten augenblicklich keine andere; die beiden Tapferen hatten sich vollkommen verstanden, und interessirten sich von da an doppelt für einander, während sie ihren edlen Wettkampf fortsetzten.

Einmal ließ Lieutenant Staffelt, als die dänischen Infanteristen eine Position durchaus nicht verlassen wollten, seine Leute mit gefälltem Bajonette auf sie einstürmen; er selbst war ihnen mit geschwungenem Säbel um mehrere Schritte voraus. Die Dänen hielten kühn Stand, und es kam zum Handgemenge; in demselben sprang die leichte Klinge, die Fritz führte, bei dem Hiebe auf einen Gewehrlauf fast dicht am Hefte ab, und er kam dadurch in die schlimme

Lage, gänzlich waffenlos zu sein. In seinem Eifer hatte er auch nicht bemerkt, daß ein Theil seiner Mannschaft wieder zurückgewichen war, und die Möglichkeit, daß er mit den Uebrigen gefangen genommen werden könne, lag nun sehr nahe; mit sehr unbehaglichen Gefühlen begriff er dies vollkommen.

In diesem kritischen Momente kam ihm ganz unerwartete Hülfe. Der mit ihm in einer Linie kämpfende Jägeroffizier, der den Unfall bemerkt hatte, eilte mit einigen schnell zusammengerafften Leuten herbei und warf sich so entschlossen auf die Dänen, daß diese stutzten und trotz ihrer Ueberlegenheit zurückwichen; das Beispiel wirkte auf die zurückgegangenen Infanteristen, mit lautem Hurrah brachen sie von Neuem hervor und jagten den Feind ein gutes Stück weit in die Flucht. Das Gefecht erlitt dadurch im Allgemeinen keine Veränderung; was wir eben erzählt haben, war nur eine vorübergehende Episode an einer Stelle der langen Kampflinie gewesen.

Fritz wollte seinem Retter einige Worte des Dankes sagen, aber die Zeit drängte, die Verwirrung und der Lärmen um sie her waren groß, und Beide hatte der Pulverdampf im Gefechte so geschwärzt, daß sie sich kaum erkennen konnten.

Der Jägeroffizier hatte schon vorher seinen Säbel nicht gezogen gehabt, sondern mit einer Büchse, die er in der Hand hielt, wacker darauf losgeschossen. Jetzt riß er ersteren aus der Scheide und drückte ihn dem waffenlosen Fritz mit den Worten in die Hand:

„Da, nehmen Sie, bester Freund! — Es ist eine gute Klinge, und ich bedarf ihrer jetzt nicht!"

Das Getümmel trennte sie schnell wieder.

„Ihr Name, Kamerad?" rief ihm Fritz nach.

„von Welffen vom 1. Jägerkorps!"

„Staffelt vom 1. Bataillon!" rief ihm auch Fritz zu. „Wir sehen uns wieder!"

Die Worte verhallten in dem wilden Kampfeslärm, aber der Säbel konnte als Erkennungszeichen dienen; Fritz hielt ihn krampfhaft fest. Der weitere Verlauf des Gefechtes trennte die beiden neuen Freunde vollständig, und sie verloren sich gegenseitig aus dem Auge.

Nach dem Gefechte wurde der Lieutenant Staffelt öffentlich belobt, was er auch im vollsten Maße verdient hatte; einen Moment leuchteten seine Augen dabei freudig hell auf, im nächsten schon senkte er sie zu Boden und ließ Alle in dem Glauben, daß ihn diese Auszeichnung nicht befriedigt habe. Dem war nicht so; nach der Aufregung der Schlacht trat nur wieder seine düstere Stimmung in ihre Rechte.

Fritz war damals wirklich ein unglücklicher Mensch, und es schien die höchste Zeit, daß irgend ein günstiger Umstand eintrete, um wohlthuend auf sein krankes Gemüht einzuwirken.

Dieses Mal sollte es die Freundschaft sein.

Ein Theil der Truppen, zu denen auch Fritzens Bataillon gehörte, bezog nördlich der Stadt Bivouaks. Der späte Abend war schon gekommen, und der junge Offizier ruhte mit dem Säbel seines Retters, den er wie ein Heiligthum bewahrte, an der Seite auf seinem Strohlager. Plötzlich hörte er ganz in der Nähe eine ihm bekannt vorkommende Stimme fragen:

„Kann mir denn Niemand sagen, wie der Lieutenant von Eurem Bataillon heißt, der heute Morgen am Walde von Gjelballe mit seinen Tirailleuren so kühn und weit vorgegangen ist?"

„Lieutenant Staffelt!" antworteten sogleich mehrere Soldatenstimmen.

„Ist es Derselbe, dem im Handgemenge der Säbel abbrach?“ fragte es weiter.

Die Soldaten wußten darauf keine Antwort zu geben, aber Fritz hatte schon genug gehört, um zu errathen, daß der Frager kein Anderer als der tapfere Jägeroffizier sein könne. Rasch sprang er auf und eilte auf ihn zu.

„Lieutenant von Welffen!“

„Sind Sie es, Herr Kamerad?“

Fritz schloß den Waffenbruder mit Lebhaftigkeit in seine Arme; zum ersten Male seit Wochen fühlte er wieder eine freudige Regung im Herzen.

„Kommen sie mit mir, Welffen,“ bat er, — „wir müssen uns näher kennen lernen und Freundschaft schließen, ich habe Ihnen noch so großen Dank zu sagen.“

„Ich dächte, Freundschaft hätten wir heute schon ohne Worte auf dem Schlachtfelde geschlossen,“ antwortete lächelnd Lieutenant von Welffen, der die Begrüßung herzlich erwidert hatte, — „und den Dank sparen Sie sich um Gotteswillen; ich bin selbst stolz genug darauf, daß ich einem so tapferen Kameraden einen kleinen Dienst leisten konnte. Uebrigens habe ich den weiten Weg von unserem Bivouak an diesem stockfinsteren Abende nicht blos gemacht, um mir meinen Säbel zu holen, sondern um einen Theil der Nacht mit Ihnen zu verplaudern; ich habe mir Urlaub genommen.“

Fritz konnte Nichts willkommener als dieser Besuch sein; er lebte in dem Gespräche mit dem neuen Freunde, der sich neben ihn auf das Stroh niederstreckte, ordentlich wieder auf. Lieutenant von Welffen mit seinem geraden und heiteren Wesen gefiel ihm ungemein, und bald hatten sie das vollständigste Vertrauen zu einander gefaßt; — in jungen Jahren und bei offenen, edlen Charakteren ist Das so leicht!

Noch lange nach Mitternacht waren sie beisammen, und um diese Zeit kannte bereits Jeder von ihnen genau die Verhältnisse, selbst die Geheimnisse des Anderen; Beide hatten schon längst das Bedürfniß gefühlt, sich auszusprechen.

Fritz fühlte sein Herz durch die Mittheilungen, die er seinem Freunde gemacht hatte, wunderbar erleichtert; Lieutenant von Welffen scherzte und spottete auch nicht, wie es junge Kameraden oft thun, über seine Liebe, aber er redete ihm mit kräftigen Worten zu, den Kopf nicht wegen einer verfehlten Hoffnung hängen zu lassen, sondern mit männlicher Festigkeit nach einem bestimmten Ziele zu streben; er setzte ihm überzeugend auseinander, daß er durchaus keinen Grund habe, zu verzagen, denn wenn Eugenie von Schmidt sich während der Trennung sein Andenken nicht bewahre, dann sei sie seiner Liebe auch nie werth gewesen, behalte sie ihn aber im Herzen und bleibe seine Neigung dieselbe, so stände in späterer Zeit ja, allem Anscheine nach, ihrer Verbindung Nichts im Wege.

Fritz dankte ihm für diesen Trost, den er richtig auffaßte, aus vollem Herzen, das ihm um Vieles leichter geworden war; er nahm sich fest vor, seinem Rathe zu folgen.

Welffen zog ihn auch in sein Vertrauen. Er erzählte ihm, daß er der Sohn eines pensionirten preußischen Offiziers sei, der mit seiner Familie in keineswegs glänzenden Verhältnissen lebe; er selbst war, in der Jugend von den Eltern verwöhnt, schon mit siebzehn Jahren Offizier geworden, und dieser frühzeitige und schnelle Uebergang in das große Leben hatte ihm gerade nicht zum Vortheil gereicht, wie er jetzt selbst einsah; er hatte ein wenig zu leichtsinnig gelebt und sich, wie die Eltern, in manche trübe Lage gebracht; da hatte er sich denn plötzlich entschlossen, sich von diesen drückenden Verhältnissen loszumachen und ein neues Leben zu beginnen. Der schleswig-holsteinische Krieg

schien ihm dazu eine günstige Gelegenheit zu bieten; er hoffte Carriere zu machen, und das Recht der Herzogthümer war ihm auch klar genug, um mit Lust und Enthusiasmus dafür kämpfen zu können.

Die beiden Freunde schieden erst gegen Morgen mit dem Gelöbniß, sich gegenseitig so oft, als es anginge, aufzusuchen und diesen Tag, der sie einander, wie durch Schicksalsfügung, so nahe geführt hatte, nie zu vergessen.

---

## Siebzehntes Kapitel.

Als Lorenzen von den ihn umgebenden dänischen Soldaten den Namen des Kapitains Westergaard nennen hörte, fühlte er sich freudig überrascht. Er hatte diesen Namen zu oft im Staffelt'schen Hause vernommen, — damals oft mit großem Unmuthe, — als daß er sich nicht sofort hätte erinnern sollen, er sei in die Hände desselben Offiziers gefallen, der den Seinigen so großen Dank für ihre Gastfreundschaft schuldete. Jetzt war die Gelegenheit gekommen, wo er diese Schuld einigermaßen abtragen konnte; er mußte ihm wenigstens eine rücksichtsvolle Behandlung sichern, vielleicht konnte er sogar mit seiner Pflicht in Einklang bringen, was Lorenzen gar nicht mehr zu hoffen wagte, nämlich eine Gelegenheit herbeizuführen, die diesem gestattete, sich der Gefangenschaft wieder zu entziehen.

Er stand kaum wieder auf seinen Füßen, so wandte er sich an den dänischen Offizier mit den Worten:

„Ich stelle mich Ihnen als den Lieutenant Lorenzen vom —ten schleswig-holsteinischen Dragonerregimente vor

und bin überzeugt, daß mich das Kriegsglück in die Hände eines durchaus ehrenwerthen Feindes gegeben hat."

Der Däne stutzte bei Nennung seines Namens so offenbar, daß es gar keiner Frage unterlag, er kenne recht gut seines Gefangenen Beziehungen zu der Familie Staffelt, anstatt ihm aber einen Beweis von Theilnahme oder ein Zeichen des Einverständnisses zu geben, verfinsterte sich sein Gesicht nur noch mehr, und er antwortete in barschem Tone:

„Die Truppen Seiner Majestät des Königs von Dänemark kennen keine schleswig-holsteinische Armee und betrachten alle Die, welche sich einen solchen Namen beilegen, als Rebellen."

Lieutenant Lorenzen war wirklich erstaunt. Konnte dieser Kapitain Westergaard so grenzenlos undankbar sein, daß er bereits vergessen hatte, wie er in Schleswig gerettet und gepflegt worden, oder nahm er jetzt nur die Maske der Barschheit und Unempfindlichkeit vor, um seine Soldaten zu täuschen und später dem Gefangenen zu helfen? — Lorenzen konnte nur das Letztere glauben, und seine Hoffnung stieg.

Es gab deshalb auf die harte Zurechtweisung gar keine Antwort. Der immer finsterer werdende, einen tiefen Haß aussprechende Blick des Dänen machte ihn wieder irre in seiner Vermuthung; — entweder war Kapitain Westergaard ein ehrloser Schurke oder ein vorzüglicher Schauspieler.

Er befahl jetzt einem Unteroffizier und drei Soldaten, den Gefangenen unter strengster Bewachung nach dem Dorfe Satrup zurückzutransportiren und ihn an das Kommando seines daselbst stehenden Corps abzuliefern, es bedürfe nur einer vorläufigen Meldung, die ausführliche würde er später selbst machen. Dies schien Lorenzen nicht der Weg zu sein, der zu seiner Befreiung führen könne, aber er beschloß den-

noch, in seinem Schweigen zu verharren, um nicht etwaige gute Absichten des Kapitains zu durchkreuzen.

Ehe er abgeführt wurde, warf er noch einen fragenden Blick auf ihn. Der Däne bemerkte es wohl, aber, als ob er seine Verlegenheit verbergen wolle, fuhr er ihn hart an:

„Wissen Sie, was Ihr Loos sein wird?“

„In den Kriegen civilisirter Völker,“ erwiderte Lorenzen etwas gereizt, — „giebt es eine Norm für die Behandlung der Gefangenen.“

„Sie irren sich!“ rief der Kapitain heftig. „Sie sind für uns kein ehrlicher Feind, wie die Preußen und die Deutschen, welche hundert Namen sie auch führen mögen. Sie sind ein Rebell, ein Deserteur — Ihnen gebührt die Kugel, und sie soll Ihnen werden, verlassen Sie sich darauf!“

Lorenzen fielen die Schuppen von den Augen, er begriff, daß der Kapitain ihn nicht schonen werde, daß er der undankbarste Mensch von der Welt sei. Vor Aerger leise zitternd, sagte er mit scharfer Betonung:

„Sie sind besser unterrichtet, als ich glaubte, Kapitain Westergaard; ohne Zweifel erfuhren Sie in Schleswig, wo sich Deutsche Ihrer liebevoll und großmüthig annahmen, als Sie dem Tode durch die preußischen Bajonnete oder der Gefangenschaft sicher verfallen waren, daß ich früher die Uniform Ihres Königs getragen habe.“

„Führt den Gefangenen ab! warum zögert Ihr noch immer?“ unterbrach ihn der Kapitain rasch und wandte ihm den Rücken.

„Wenn mich die Kugel, die Sie mir in Aussicht gestellt haben, nicht trifft,“ rief ihm Lorenzen erzürnt zu, — „werde ich Sie wiederzufinden wissen, Kapitain Westergaard!“

Seine Begleitung nöthigte ihn ziemlich unsanft, den

Weg anzutreten. Die dänischen Jäger hatten, obgleich die Unterhaltung in deutscher Sprache geführt worden war, doch genug davon verstanden, um zu begreifen, daß ihr Kapitain nicht gesonnen sei, mit dem Gefangenen freundliche Umstände zu machen, und sie nahmen sich gern ein Beispiel daran. Lorenzen wurde rücksichtslos vorwärts getrieben; von seinem guten Pferde, das zurückblieb, sah er nie wieder etwas.

Der Weg war lang und beschwerlich in der Finsterniß, und die rohen Spöttereien trugen dazu bei, ihn noch unangenehmer zu machen; Lorenzen, wüthend über diese unwürdige Behandlung, biß die Zähne fest aufeinander, denn er wußte, daß jedes Wort die Sache nur noch schlimmer machen würde.

Endlich kam man in dem Dorfe, das mit unter dem Gewehr stehenden Truppen angefüllt war, an, und der Gefangene wurde durch die ihn verspottenden und beleidigenden Massen nach einem Bauerhause, das, wie die meisten übrigen, hell erleuchtet war, geführt. Der Unteroffizier ging hinein, um seine Meldung zu machen, und nachdem Lorenzen eine gute Viertelstunde, von allen Seiten angegafft, vor der Thür gestanden hatte, kam ein Offizier heraus, betrachtete ihn mit flüchtiger Neugierde und forderte ihn dann ziemlich höflich auf, ihm in das Haus zu folgen.

Der Flur war mit Offizieren und Ordonnanzen angefüllt, deren Aufmerksamkeit sich sogleich auf ihn richtete. Sein Führer gestattete aber keinen Aufenthalt, sondern öffnete eine niedrige Thür zur linken Hand und ließ ihn in eine ärmliche Bauerstube, die voll Dunst und nur matt erleuchtet war, eintreten.

In dem Zimmer sah es bunt genug aus; ein hoher dänischer Offizier hatte darin vorübergehend sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er saß an dem rothangestrichenen

Tische, der fast die Hälfte des ganzen Zimmers einnahm, mit dem Mantel auf den Schultern und dem Federhute auf dem Kopfe; an der andern Seite des Tisches hatten auf einer langen Bank fünf oder sechs Adjutanten Platz genommen, denen er einen Befehl in ihre Brieftaschen diktirt hatte; eben erhoben sie sich, schlossen die Brieftaschen und schickten sich an, zu gehen. Zwei Generalstabsoffiziere hatten im Hintergrunde eine Karte auf einer alten Truhe ausgebreitet und studirten eifrig darüber. Auf der anderen Seite packte ein Soldat, der den Leibdiener spielen mochte, die Reste eines Frühstücks in einen großen Korb, der zweifelsohne einem Packpferde aufgeschnallt werden sollte.

Lorenzen blieb mit seinem Begleiter an der Thüre stehen, bis die sechs Adjutanten, die ihn im Vorübergehen kurz mit dem Kopfe grüßten, das Gemach verlassen hatten. Der General, ein hoher, stattlicher Mann, der ihn jetzt erst zu bemerken schien, stand nun auf und näherte sich ihm, wobei er mit einer flüchtigen Verbeugung seinen Hut etwas lüftete.

„Ihr Name, wenn ich bitten darf?“ fragte er.

Lieutenant Lorenzen nannte sich.

„Sie dienen im —ten Dragoner-Regiment?“

Er vermied offenbar die Bezeichnung „schleswig-holsteinisch“ mit Absicht.

„Ihre Patrouillen,“ fuhr er lächelnd fort, als Lorenzen seine Frage bejaht hatte, — „sind auf ihrer Huth gewesen, wie es scheint; die Ihrigen wissen also schon, daß wir ihnen mit dem frühesten Morgen einen Besuch zugedacht haben?“

„Schon seit zwei Stunden, Herr General; sie sind vollständig auf den Angriff vorbereitet, und da Ihnen bedeutende Kräfte gegenüberstehen, dürften Sie die Wege auf Apenrade und Gravenstein nicht allzuschnell zurücklegen.“

„Still, still!“ meinte der General, indem er lachte und

beschwichtigend mit der Hand winkte; — „ich möchte beinahe das Gegentheil von Dem, was Sie mir da sagen, glauben, junger Herr, denn Sie sind mit Ihren Mittheilungen gar zu bereitwillig. Ich werde mir übrigens nicht die Mühe geben, Fragen an Sie zu stellen, die Sie mir doch nicht wahrheitsgetreu beantworten dürften. Sie sehen sehr niedergeschlagen aus.“

„Ich bin Kriegsgefangener, Herr General.“

„Ja, ich bedaure Sie, aber ich kann Ihnen nicht helfen; wenigstens werde ich dafür sorgen, daß Sie mit aller Ihrem Range gebührenden Achtung behandelt werden.“

„Die Behandlung, die mir bisher zu Theil geworden ist,“ erwiderte Lorenzen düster, — „ließ mich nicht einen so gütigen Empfang, wie ich ihn hier treffe, hoffen.“

Der General blickte ihn zuerst verwundert an, dann runzelte sich seine Stirn.

„Unsere Soldaten haben Sie doch nicht ausgeplündert?“ fragte er.

„Nein, aber ein Offizier that mir noch Schlimmeres an, er beleidigte mich, nachdem ich bereits von seinen Leuten gefangen genommen und wehrlos gemacht worden war.“

„Wer war dieser Offizier?“ fuhr der General heftig heraus. „Kennen Sie seinen Namen?“

„Kapitain Westergaard von den Jägern.“

In diesem Augenblicke wurde die Stubenthür wieder von Außen geöffnet, der eben Genannte trat rasch ein, warf einen Blick rachsüchtiger Befriedigung auf den Gefangenen, als habe er gefürchtet, derselbe könne ihm inzwischen entwischt sein, und wandte sich dann in dienstlicher Haltung an den General. Beide schienen sich genau zu kennen, aber der General grüßte dieses Mal ungewöhnlich kühl, winkte dem Kapitain, ihm in einige Entfernung von

dem Gefangenen zu folgen, und bedeutete ihn, leise zu sprechen.

Lorenzen sah seinen Feind bei der Meldung, die er abstattete, heftig gestikuliren, aber nur einzelne der gedämpften Worte drangen an sein Ohr. Er konnte daraus dennoch entnehmen, daß der Kapitain ein besonderes Gewicht darauf lege, daß er, Lorenzen, noch vor Kurzem zu den Truppen des Königs gehört habe, also als Deserteur zu betrachten sei; ganz deutlich vernahm er die Worte, „Kriegsgericht" und „Exekution."

Der General schien gar nicht damit zufrieden, daß ihm diese Mittheilung gemacht worden sei; er schüttelte wiederholt den Kopf und sprach leise, aber sehr heftig zu dem Kapitain; Lorenzen glaubte sich nicht darin zu täuschen, daß er ihm Vorwürfe mache, die Westergaard, vor Aerger bleich geworden, vergebens zurückzuweisen suchte.

„Es ist gut, Kapitain Westergaard," sagte er endlich laut und in keineswegs freundlichem Tone, dem Gespräche ein Ende machend, — „ich habe Ihre Meldung erhalten und den Gefangenen übernommen; kehren Sie jetzt zu Ihrer Kompagnie zurück."

Der Offizier verbeugte sich und ging; ehe er das Zimmer verließ, warf er noch einen Blick voll Wuth und Haß auf Lorenzen, der ihn verächtlich ansah.

„Ich muß Sie nach Sonderburg bringen lassen," sagte der General, wieder an Letzteren hinantretend; — „Sie werden dort in anständiger Haft gehalten werden."

Lorenzen verneigte sich dankbar; es schien ihm, als drücke sich in des Generals Gesichte ein mitleidiges Interesse für ihn aus.

„Es thut mir leid," fuhr Jener, achselzuckend, fort, — „daß ich nicht im Stande bin, Sie in der Stadt frei um-

hergehen zu lassen, nachdem ich Ihnen das Ehrenwort abgenommen hätte, sich nicht aus derselben zu entfernen."

„Ich würde es Ihnen auch nicht haben geben können, Herr General," erwiederte Lorenzen bescheiden, aber fest.

„Weshalb nicht?"

„Weil mir nichts Anderes übrig bleibt, als die erste sich bietende Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, denn ich habe bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß ich hier nicht als gewöhnlicher Kriegsgefangener angesehen werde."

„Still!" sagte der General mit einer abwehrenden Handbewegung. „Das wird sich finden, Sie brauchen sich nicht selbst anzuklagen. Was die Genugthuung, die Sie von dem Kapitain Westergaard für seine Beleidigungen zu fordern haben, anbetrifft, so müssen Sie es unter diesen Verhältnissen mir überlassen, sie Ihnen zu geben."

Lorenzen verbeugte sich schweigend.

„Ich habe ihm bereits sein Benehmen verwiesen, und ich werde Morgen noch einmal unter vier Augen mit ihm sprechen. Das muß Ihnen genügen. Er scheint einen besonderen Haß gegen Sie zu hegen; sind Sie schon einmal an einem anderen Orte mit ihm zusammengetroffen?"

Der General schien ein Mann, der volles Vertrauen verdiente, dennoch hielt es Lorenzen nicht für passend, davon zu sprechen, welchen Dank Kapitain Westergaard seiner Familie schulde; er hatte dies vor seinem Gewissen zu verantworten.

„Ich entsinne mich dessen nicht," antwortete er.

Der General gab einem der anwesenden Offiziere leise einen Befehl und wandte sich dann wieder an Lorenzen mit den Worten:

„Leben Sie wohl, in Sonderburg hoffe ich Sie noch einmal wiederzusehen. Ich werde für Sie thun, was in meiner Macht liegt; verlassen Sie sich darauf."

Darauf lüftete er den Federhut und wandte sich dann zu den Generalstabsoffizieren. Der Adjutant, der Lorenzen hereingeführt hatte, gab ihm ein höfliches Zeichen, ihm zu folgen, und Beide verließen die Stube.

Draußen in der Dorfgasse stand zwischen den Truppen eine lange Reihe requirirter Bauerwagen. Der Adjutant legte auf einen derselben ohne Weiteres Beschlag und bat den Gefangenen, aufzusteigen; er selbst setzte sich neben ihn, und der Unteroffizier und noch ein anderer Jäger von dem kleinen Kommando, das Lorenzen in das Dorf gebracht hatte, mußten hinter ihnen, ihre Büchsen zwischen den Knien haltend, Platz nehmen. Dann befahl der Offizier dem Kutscher, die Straße nach Sonderburg einzuschlagen.

Das Fuhrwerk konnte sich nur langsam und mit Mühe durch das Truppengedränge, das sich noch weit außerhalb des Dorfes auf die Landstraße erstreckte, durcharbeiten; in der noch herrschenden Dunkelheit wurde Lorenzen meistens gar nicht als Gefangener erkannt, und wo dies geschah, stellte man zwar neugierige Fragen, Niemand wagte aber, ihn zu belästigen. Der Adjutant war ein gebildeter und ehrenwerther Offizier; er unterhielt sich auf das Beste mit seinem Arrestanten, ohne Dinge zu berühren, die dessen Gefühle im Mindesten verletzen konnten. Lorenzen erhielt dadurch weniger Zeit, über seine wirklich sehr mißliche Lage nachzudenken.

Der Morgen graute, als man den Brückenkopf erreicht hatte; bereits ließ sich drüben auf dem anderen Ufer des Alsensundes Sonderburg deutlich unterscheiden. Sie fuhren über die Schiffbrücke in die Stadt hinein.

Der Offizier ließ vor der Hauptwache anhalten und führte Lorenzen hinein, indem er bedauerte, daß es ihm unmöglich sei, demselben ein besseres Quartier anzuweisen. Mit dem wachthabenden Offizier hatte er sich bald verstän-

digt, und dieser benahm sich ebenso höflich gegen den Gefangenen, den er in ein kleines, sehr bescheidenes, aber doch reinliches Zimmer, das nach dem Hofe hinaus zu ebener Erde lag, führte. Nur die starken Eisengitter vor dem einzigen Fenster und die feste Thür erinnerten daran, daß dies ein Gefängniß sei. Das dürftige Meublement bestand aus einem eisernen Bettgestell mit Matratze, Kopfkissen und wollener Decke, einem Tische und einigen Stühlen, einem kleinen Wandschranke und Spiegel.

Der Adjutant sagte Lorenzen, daß er sich beeilen müsse, auf den Schauplatz des Gefechtes zurückzukehren, um an dem letzteren noch theilnehmen zu können, und empfahl sich höflichst; auch der Wachtoffizier verließ ihn und schloß die Thür fest hinter sich zu. Vor dem Fenster ging ein Infanterieposten mit der Muskete im Arme auf und ab.

Als Lorenzen sich selbst überlassen war, setzte er sich auf das Bett nieder, stützte den Kopf in die Hand und gab sich seinen Gedanken hin; man wird sich leicht vorstellen können, welch trauriger Art diese waren.

Es schien nur zu wahrscheinlich, daß man ihn vor ein Kriegsgericht stellen und ihm den Proceß als Deserteur machen werde; in diesem Falle konnte er nur wünschen, zum Tode verurtheilt zu werden, denn eine lebenslängliche oder vieljährige entehrende Gefangenschaft hätte ihm unerträglich sein müssen. Was nun aber auch die nächste Zukunft für ihn bringen mochte, so viel stand doch fest, daß er jetzt von seinen Kameraden getrennt, Ruhm und Ehre ihm verloren gegangen und — vor Allem, daß seine Braut sich im bitteren Schmerze verzehren werde, sobald sie erfahren sollte, wie es ihm ergangen sei. Was würden der Vater, die ganze Familie dazu sagen, sein braver Rittmeister und alle seine Kameraden und Untergebenen? — er

zweifelte nicht daran, daß sie sein Schicksal aufrichtig beklagen würden, aber was konnte ihm das helfen?

Jetzt, wo er ohne Zeugen war, hätte er weinen mögen wie ein Kind, aber er hatte keine Thränen, die sein überschweres Herz zu erleichtern vermochten. Dann sprang er wieder, von blinder Wuth ergriffen, auf und stürzte auf die Fenstergitter zu, um an ihnen zu rütteln, den ohnmächtigen Versuch zu machen, sie zu zerbrechen, aber ehe er noch Hand angelegt hatte, sanken ihm die Arme wieder schlaff herab. Wie lächerlich wäre ein solches Beginnen gewesen!

In stummer, dumpfer Verzweiflung warf er sich endlich auf das einfache Lager, und wenn er hier auch nicht Schlaf, der ihn sein ganzes Unglück auf einige Stunden vergessen ließ, fand, so besänftigte sich doch allmälig das stürmische Blut und er war im Stande, seine Lage ruhiger zu überdenken.

Anfänglich war seine Absicht, den Offizier der Wache zu bitten, daß er an seine Braut und den Rittmeister von Steinwehr schreiben dürfe; Erstere wollte er zu trösten versuchen, Letzteren beschwören, daß er alle möglichen Schritte thue, um schleunigst seine Auswechselung gegen einen gefangenen dänischen Offizier zu veranlassen. Bei ruhigerem Nachdenken verwarf er Beides wieder; zunächst ließ sich kaum annehmen, daß man ihm gestatten werde, Briefe zu schreiben und zu versenden, dann bedachte er aber auch, daß Emma sich durch keine Trostgründe beruhigen lassen werde und daß es besser sei, sie bleibe noch eine Weile in Ungewißheit über sein Schicksal, und daß ferner der Oberbefehlshaber der Armee sich nicht augenblicklich auf Unterhandlungen wegen Auswechselung eines Gefangenen einlassen werde, wie es denn überhaupt vorauszusehen sei, daß die Dänen ihn, den sie nicht als gewöhnlichen Kriegsgefangenen betrachteten, gar nicht auswechseln wollten; — ließ sich auf

diesem Wege Etwas thun, so that es gewiß der wackere dänische General, zu dem er während ihres kurzen Zusammenseins ein ganz besonderes Vertrauen gefaßt hatte.

Nachdem er zu diesem Schlusse gekommen war, begann er sich mit einer anderen Idee zu beschäftigen, die an das Abenteuerliche streifte; er überlegte nämlich, ob er nicht einen Fluchtversuch aus dem festen Gewahrsam unternehmen könne, aber welche kühnen Pläne er auch entwerfen mochte, überall stellten sich ihm unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Ermattet von körperlicher und geistiger Anstrengung, schlief er endlich ein. Das Erwachen nach Verlauf einiger Stunden war ein überaus trauriges. Die Kanonenschüsse, deren Schall aus dem Sundewitt herüberkam, tönten an sein Ohr. Wie glücklich wäre er gewesen, jetzt seine Brust den tödtlichen Geschossen entgegenstellen zu können!

Würden die Dänen oder die Deutschen Sieger bleiben? Konnte ihm vielleicht noch die Stunde der Befreiung schlagen, wenn der letzteren Fall eintrat? — Er zermarterte sein Hirn mit den quälendsten Gedanken.

Ein alter Invalide brachte ihm seine Mahlzeit und erkundigte sich nach seinen Wünschen; — er hatte keine. Die Verpflegung, die er erhielt, war gut; der General mußte für ihn sehr günstige Instructionen zurückgelassen haben.

Gegen Abend verstummten die Kanonen im Sundewitt; hätten die Deutschen dort gesiegt oder wären sie gegen die Insel vorgedrungen, was ihn allein befreien konnte, so hätte das Gefecht noch nicht zu Ende sein können. Von Neuem bemächtigte sich seiner die trostloseste Hoffnungslosigkeit.

Von dem alten Invaliden, der ihm als Gefangenwärter diente, erfuhr er, als die Nacht schon einbrach, daß die Dänen ziemlich weit im Sundewitt vorgedrungen seien, aber dennoch nicht ihren Zweck, die schleswig-holsteinische Armee,

welche die deutsche in der Formation begriffene deckte, zu durchbrechen, erreicht habe.

In einem entsetzlichen Gemüthszustande brachte er die Nacht, die ihm ewig zu währen schien, zu.

Am anderen Morgen begann wieder das Schießen in der Ferne; er folgte ihm mit der angstvollsten Spannung und begriff, aus dem Klange der Kanonenschüsse, wohl, daß die Dänen wieder eine rückgängige Bewegung machten, daß aber auch die deutsche Armee nicht einen Angriff auf die Insel Alsen versucht habe, denn allmälig wurde Alles wieder still.

Die Gefechte des 3. und 4. April waren geschlagen; die Dänen wurden nicht mehr in ihrer Stellung belästigt, und der arme Gefangene auf der Hauptwache in Sonderburg konnte sich auf das Schlimmste vorbereiten. Er that es auch, und der ruhige, männliche Muth war ihm wieder vollständig zurückgekehrt.

Noch mehrere Tage lebte er in derselben Langweiligkeit und Pein fort; seine blassen, eingefallenen Wangen bezeugten, wie sehr er darunter litt; Niemand schien sich um ihn zu kümmern; hätte der Wachtoffizier nicht täglich seinen Rapport einreichen müssen, wäre er auch wahrscheinlich ganz vergessen worden.

Vier oder fünf Tage waren nach den Gefechten vergangen, als sich eines Vormittags wieder die Thür seines Kerkers öffnete und derselbe General eintrat, der ihn in Satrup mit so großer Freundlichkeit aufgenommen und sich für sein ferneres Schicksal zu interessiren versprochen hatte. Er winkte dem Adjutanten, der ihn begleitete, zurückzubleiben, und trat allein in die Zelle des Gefangenen.

Seine Mienen waren ernst, fast schmerzlich.

Lorenzen sprang sogleich auf und ging ihm freudig entgegen. Der General reichte ihm die Hand.

„Sie sind Mann, und werden sich in alle Fügungen des Schicksals, das oft sehr herbe erscheint, zu schicken wissen," redete er ihn an. „Glauben Sie nicht, daß ich als ein Freudenbote zu Ihnen komme, im Gegentheil übernahm ich die Pflicht, Sie auf das Schlimmste vorzubereiten; — es wäre mir angenehm, wenn Sie auch darin ein Zeichen meiner großen Theilnahme für Sie sehen wollten."

„Herr General," erwiderte Lorenzen, etwas niedergeschlagen durch den feierlich traurigen Ton des Besuchers, — „ich bin auf Alles, was Sie mir sagen können, vorbereitet und habe Ihnen nur meinen tiefgefühlten Dank für die Theilnahme, die Sie mir beweisen, auszusprechen."

„Ich halte Sie für einen braven Offizier, der ein besseres Loos verdient hätte," antwortete der General. „Ich habe meinen ganzen Einfluß auf den Oberbefehlshaber angewandt, um ihn zu besonderen Rücksichten für Ihre Person zu bewegen, die sehr nothwendig sind, da wir Sie als Deserteur betrachten müssen. Der General war auch gern bereit, solche vorwalten zu lassen, aber dieser Kapitain Westergaard, dem ich früher als tapferen Offizier meine ganze Achtung zollte, hat nicht geruht, Ihr eigentliches Verhältniß aufzudecken, und somit wurde es dem General unmöglich, die Sache zu vertuschen. Er hat gestern Abend die Ordre unterzeichnet, daß Sie nach Kopenhagen geführt werden sollen, um daselbst vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Ich kann Nichts mehr für Sie thun."

Lorenzen überwand glücklich den Schreck, den ihm diese Mittheilung verursachen mußte; er zwang sich sogar zu einem unbesorgten Lächeln.

„Ich werde meinen Richtern als ein Mann gegenübertreten, Herr General," sagte er, — „der sein heiligstes Recht, das der Nationalität und Ehre, zu wahren weiß."

„Junger Freund, ich fürchte für Sie," meinte der

General mit sorgenvoller Miene. „Unser Volk ist jetzt ungemein erbittert auf die Schleswig-Holsteiner, und die Partei, die das Ruder in der Hand hält, nimmt nur zu gern jede Gelegenheit wahr, diese Leidenschaft zu nähren. Mir thut es in der Seele wehe, daß Sie ihr wahrscheinlich zum Opfer fallen werden. Nachdem ich jetzt als Unglücksbote zu Ihnen kommen mußte, möchte ich auch gern noch Etwas für Sie thun. Haben Sie irgendwelche Aufträge daheim zu bestellen, Anordnungen zu treffen, so vertrauen Sie mir dieselben an, ich bürge Ihnen mit meinem Worte dafür, daß sie bestellt werden sollen. Die Zeit drängt, noch heute Abend wird man Sie nach Kopenhagen einschiffen, und dort möchte es zu spät für Sie sein, an die Heimath zurückzudenken."

Lorenzen hätte in tiefem Dankgefühle dem braven Manne die Hand küssen mögen. Auf dessen weiteres eindringliches Zureden setzte er sich nieder und schrieb in seiner Gegenwart an Emma.

Es wurde ein trauriger, sehr trauriger Abschiedsbrief

Auch an seinen Rittmeister schrieb er einige Worte, mit denen er ihm auseinandersetzte, auf welche Weise er in die Gefangenschaft gerathen sei, ihm mittheilte, welches Schicksal ihm bevorstehe, und von ihm und allen lieben Kameraden Abschied nahm.

Der General nahm diese Brief zu sich und ging, nachdem er Lorenzen nochmals seiner aufrichtigsten Theilnahme versichert und sein Versprechen, die Schreiben zu besorgen, wiederholt hatte.

Was er vorhergesagt hatte, geschah. Der Gefangene erhielt die Weisung, sich zur Reise zu rüsten, und gegen Abend brachte man ihn auf ein Schiff, das noch in der Nacht nach Kopenhagen abging.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Die verwittwete Gräfin Mackenna war nun schon eine geraume Zeit mit dem Kammerherrn von Stjernborg verlobt, aber von Heirathen wollte sie Nichts wissen, so sehr auch der Bräutigam drängte und alle ihre Bekannten ihre Verwunderung aussprachen.

Sie hatte übrigens durch ihre Verlobung erreicht, was sie wünschte; wenn der Kammerherr auch gerade nicht ein Mann war, der Furcht einflößen konnte, so wurde er doch als ein Günstling des Königs hochgeachtet und Niemand hatte Lust sich mit ihm oder seiner Braut zu erzürnen; der König selbst und Luise Rasmussen aber glaubten aus dem Schritte der Gräfin schließen zu können, daß sie ihre ehrgeizigen Pläne jetzt vollständig aufgegeben habe, und Ersterer hatte ihr seinen Beifall durch eine gnädige Gratulation und ein kostbares Brautgeschenk kundgegeben.

Jetzt dachte Niemand mehr an die ehemaligen Extravaganzen der schönen Frau, und Kammerherr von Stjernborg wurde vielfach beneidet, obgleich er in Wahrheit nur der erste Kammerdiener seiner Braut und ihr seit dem Verlobungstage im Vertrauen nicht um einen Schritt näher gerückt war.

Die Gräfin hatte wieder ihre Vormittags-Audienzen ertheilt und schloß dieselben, als sich Herr von Stjernborg anmelden ließ. Der kleine Mann war noch viel eitler, höflicher und süßer geworden. Gräfin Ida empfing ihn mit einer Ruhe und Gleichgültigkeit, die einen Anderen zweifellos beleidigt haben würde. Sie ließ sich in das Sopha sinken und winkte ihm, auf einem Sessel Platz zu nehmen.

„Was giebt es Neues in der Stadt, mein Freund?“ fragte sie gähnend.

„Siegesnachrichten aus dem Sundewitt, theure Ida.“

„Ich kenne sie bereits aus der Zeitung.“

„Man hat deutsche Gefangene eingebracht.“

„So?“

„Das würde kein besonderes Interesse für uns erregen, wenn sich darunter nicht ein Offizier befände, der uns bereits bekannt ist.“

Die Gräfin horchte höher auf. Der Kammerherr beobachtete sie mit lauerndem Blicke; es war ihm daran gelegen, sich zu überzeugen, ob seine Braut sich noch für den Lieutenant Lorenzen, für den sie, wie er recht gut wußte, ehemals eine Neigung gehabt hatte, interessire; hätte er es wirklich bemerkt, so würde er darin nur einen Grund gefunden haben, sie mit Bitten zu bestürmen, daß die Hochzeit beschleunigt werde.

Gräfin Ida verstand seine Absicht recht gut, denn sie begriff sofort, daß der gefangene Offizier kein Anderer als Lorenzen sein könne; sie erschrack, und gleichzeitig freute sie sich, daß er wieder in ihre unmittelbare Nähe gekommen sei.

„Wer ist dieser Offizier?“ fragte sie in gleichgültigem Tone.

„Gewiß entsinnen Sie sich noch des Lieutenant Lorenzen, der vor anderthalb Jahren das Glück hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Freilich,“ erwiederte die Gräfin mit erzwungener Ruhe, — „er war ein liebenswürdiger Mann. Er ist wirklich als Gefangener hier?“

„Im Militairarrest; man wird ihm den Prozeß als Deserteur machen und ihn erschießen lassen.“

Der Kammerherr sagte dies mit einem Triumphe, den er nicht verleugnen konnte; Gräfin Ida wurde sehr blaß.

„Sie haben sehr sichere Nachrichten," meinte sie.

„Aus dem Munde des Kriegsministers selbst; — man will ein Beispiel statuiren."

„Ich verstehe; das Kriegsgericht wird sein Urtheil fällen und der König ihn begnadigen."

„Sie irren sich, theure Freundin; der König würde dadurch den sich deutlich aussprechenden Volkswillen zu tief beleidigen; — ich weiß ganz genau, daß dieser Lieutenant Lorenzen auf dem Sandhaufen erschossen wird."

„Man hat also das Urtheil schon vor Beginn des Prozesses gefällt?" fragte die Gräfin, leise an allen Gliedern zitternd.

„O, die Sache liegt ja klar auf der Hand!"

Gräfin Ida war tief bewegt. Sie hatte im Verlaufe der Zeit ihre hoffnungslose, so kränkend zurückgewiesene Leidenschaft für den deutschen Offizier bekämpft, — heute, als sie von seinem Unglücke hörte, loderte jene in aller Gluth wieder empor. Lorenzen ihr so nahe, dem bittersten Schicksale ausgesetzt? — sie hätte nicht die Gräfin Ida Mackena, die leidenschaftliche, extravagante Frau sein müssen, um theilnahmlos und unentschlossen zu bleiben!"

„Ich liebe ihn noch, und ich werde ihn retten!" war ihr erster Gedanke, der zweite:

„Ich will ihn zwingen, mich zu lieben!"

„Ich bedaure aufrichtig den Armen," sagte sie, sich weiter in die Kissen des Sophas zurücklehnend, mit affektirter Ruhe, — „ich kann noch nicht vergessen, daß er vor anderthalb Jahren mein Tänzer war. Was meinen Sie, lieber Freund, wenn wir beim Könige ein gutes Wort für ihn einlegten?"

„Wie?" fragte der Kammerherr betroffen.

„Sie sind doch nicht gar eifersüchtig, Herr von Stjernborg?" fragte sie, hell auflachend.

„Auf einen so unbedeutenden Menschen? wahrhaftig nicht!“

Gräfin Ida warf einen Blick auf ihn, der ihre ganze Verachtung ausdrückte und ihn eines Besseren belehrt haben würde, wenn er ihn bemerkt hätte; glücklicherweise geschah dies nicht.

„Sie werden mir zunächst die Erlaubniß verschaffen,“ fuhr sie kaltblütig fort, — „den Gefangenen zu sehen und zu sprechen.“

„Ich?“

Der Kammerherr fuhr in seinem Sessel hoch auf.

„Allerdings; Sie haben Verbindungen. Sprechen Sie mit dem Kriegsminister, mit dem Kommandanten oder wer sonst eine solche Erlaubniß zu ertheilen hat.“

„Aber theure Ida, was würde man davon denken, wenn gerade ich —“

„Ist es denn nicht ganz natürlich, daß ich diesen Herrn meine Wünsche durch meinen Verlobten mittheilen lasse? — Ich will den Gefangenen sprechen; genügt Ihnen das nicht?“

„Ihre Wünsche sind mir immer Befehle, aber —“

„Mein Freund, ich rathe Ihnen, mich nicht durch alberne Voraussetzungen zu erzürnen,“ sagte die Gräfin im strengen Tone. „Ich habe Ihnen das Recht ertheilt, mich in den Augen der Welt vor solchen zu schützen, aber nicht, daß Sie mich selbst damit belästigen.“

„Sie sind erzürnt, Ida?“

„Ich verzeihe Ihnen, wenn Sie von hier aus sofort zum Kriegsminister fahren.“

Der Kammerherr machte eine ziemlich saure Miene, aber er zog doch die Hand, die sie ihm lächelnd hinreichte, mit Inbrunst an seine Lippen.

„Ich bin stets ihr gehorsamer Diener, theure Ida.“

„Ich hoffe, daß Sie mir dasselbe auch als Gatte sagen werden.“

„Ich wollte, daß ich es erst dürfte,“ seufzte Herr von Stjernborg. „Werden Sie denn nicht endlich den Tag festsetzen, an dem meine heißesten Wünsche ihr Ziel finden?“

„Schließen wir einen Vertrag, mein Freund, — meinerseits entspringt er aus bloßer Laune. Wenn dieser Lieutenant Lorenzen gerettet ist —“

„Gnädige Frau, Ihre Theilnahme für ihn erscheint mir zu warm.“

„Bewundern Sie mein gutes Herz! — Heute Abend noch werde ich ihn sprechen, — natürlich begleiten Sie mich!“

Der Kammerherr war besiegt und fuhr zum Kriegsminister; nachdem er einige Einwendungen überstanden hatte, erhielt er für sich und Gräfin Ida die Erlaubniß, den gefangenen Lieutenant Lorenzen sprechen zu dürfen. Der General lächelte heimlich, als er diese Erlaubniß ertheilte, denn er erinnerte sich noch recht gut der Gerüchte, die ehemals über ein Verhältniß zwischen der schönen Wittwe und dem deutschen Offizier in der Hauptstadt die Runde gemacht hatten.

Herr von Stjernborg fuhr wieder nach dem Hotel der Gräfin und theilte ihr den Erfolg seiner Bemühungen mit. Sie war damit zufriedener, als sie ihm zeigen wollte, denn sie hatte die Zeit seiner Abwesenheit in der lebhaftesten Unruhe zugebracht. Sofort war sie bereit, ihn zu begleiten. —

Lorenzen hatte die Seereise unter den traurigsten Umständen zurückgelegt und, kaum in Kopenhagen angekommen, hatte man ihm angekündigt, daß das Kriegsgericht, das über sein Vergehen aburtheilen solle, schon in den nächsten Tagen zusammentreten werde.

In dumpfer Verzweiflung saß er in dem wohlverwahrten Gefängnisse. Weit von seinen Lieben getrennt, blieb

ihm keine Hoffnung mehr. Er erinnerte sich wohl der Gräfin Mackenna und ihres großen Einflusses, aber wie hätte er wagen dürfen, nach dem Vergangenen auf sie zu hoffen, und wie sehr hätte er seinen Stolz verleugnen müssen, sich mit einer Bitte an sie zu wenden?

Um so mehr wurde er überrascht, als diese Dame selbst sich bei ihm anmelden ließ.

Die Gräfin kam im einfachsten Anzuge, Herr von Stjernborg war an ihrer Seite.

Mit großer Unbefangenheit reichte sie Lorenzen die Hand, die er förmlich küßte.

„Hat Ihnen der Advokat Staffelt die Bestellung, die ich ihm auftrug, ausgerichtet?“ war ihre erste Frage.

„Ja wohl, gnädige Frau.“

„Und was haben Sie dabei gedacht?“

„Ich legte den Worten nur den Sinn unter, den Sie, Frau Gräfin, ohne Zweifel hineinlegen wollten.“

„Sie haben mich richtig verstanden; ich bin hier, um Ihnen zu helfen.“

„Es wird unmöglich sein.“

Die Augen der Gräfin blitzten hell auf.

„Es giebt keine Unmöglichkeit für mich,“ antwortete sie zuversichtlich. „Kennen Sie das Schicksal, das Ihnen bevorsteht? — Gut, ich werde Sie davor bewahren.“

„Gnädige Frau, wodurch habe ich diese Theilnahme verdient?“

Der Kammerherr hielt sich zurückgezogen und spielte offenbar eine sehr traurige Rolle; Lorenzen hatte ihn bisher kaum beachtet. Gräfin Ida, die ihre innere Bewegung nicht mehr zügeln konnte, trat jetzt rasch auf den Letzteren zu und fragte mit einer Miene, welche ihre ganze Leidenschaftlichkeit deutlich genug verrieth:

„Haben Sie volles Vertrauen zu mir?“

Der Lieutenant stutzte bei dieser Frage unwillkürlich, und es wurde ihm schwer, sogleich die passende Antwort darauf zu finden. Was beabsichtigte die Gräfin wieder? In seiner verzweifelten Lage mußte ihm natürlich jede Aussicht auf Rettung und Freiheit äußerst willkommen sein, — welchen Preis stellte Gräfin Ida aber dafür? Hätte er volles Vertrauen zu ihr empfunden, so würde er zweifellos nicht gezögert haben, ihr seinen wärmsten Dank auszusprechen.

Sie mußte vollkommen begreifen, was in ihm vorging, denn ein bitterer, schmerzlicher Ausdruck zuckte über ihr Gesicht; offenbar war sie beleidigt, aber dennoch lag mehr Wehmuth und Bitte als stolze Zurechtweisung in dem Tone, mit welchem sie zu ihm sagte:

„Ich habe mich nicht geirrt, Lorenzen, Sie verkennen mich noch immer; um so lebhafter fühle ich mich gedrungen, Ihnen den Beweis zu liefern, daß ich nicht empfindlich und rachsüchtig bin. Erklären Sie sich durch diesen Wunsch, den ich mit aller Hartnäckigkeit einer launischen Frau verfolge, mein ganzes bisheriges Benehmen.“

Lorenzen, der sich in großer Verlegenheit befand, wollte eine Entschuldigung stammeln, aber sie unterbrach ihn schnell:

„Keine Worte, mein Herr! Ihre jetzige Situation erfordert Thaten, und die Gräfin Ida Mackenna ist auch wider Ihren Willen dazu bereit. Brechen wir also jetzt von diesem Thema ab und erlauben Sie mir, Ihnen einen alten Bekannten, den Kammerherrn von Stjernborg, als meinen Verlobten vorzustellen.“

Bisher hatte sie so leise zu Lorenzen gesprochen, daß der Kammerherr, der nur einzelne Worte aufzufassen vermochte, angefangen hatte, sich sehr unbehaglich zu fühlen, jetzt erhob sie indessen die Stimme und erlöste ihn durch

einen Wink, näherzutreten, aus seiner stummen Rolle. Vielleicht that sie dies nur aus Rücksicht für ihn, wahrscheinlicher aber, um Lorenzen zu überraschen und ihn auf den Gedanken zu bringen, daß er sich in seinen Voraussetzungen sehr geirrt habe. Wirklich erreichte sie diesen Zweck ziemlich gut; der Lieutenant mußte doch wahrlich stark bezweifeln, daß sie den künftigen Gatten, den sie ihm als solchen mit so großer Unbefangenheit vorstellte, zum Mitwisser und Theilnehmer an einem galanten Abentheuer machen wolle.

„Dieser Herr,“ fuhr sie ruhig und freundlich fort, — „erinnert sich Ihrer noch mit warmem Interesse und ist ganz bereit, die Schritte, die ich für Sie zu thun gedenke, durch seinen nicht unbedeutenden Einfluß zu unterstützen.“

Der Kammerherr verbeugte sich mit süßsaurem Gesichte; er wagte nie, seiner Braut zu widersprechen. Mit einem deutlichen Triumphe, der ihn unter diesen Umständen in Gräfin Ida's Augen gewiß höchst lächerlich machte, nahm er die Glückwünsche Lorenzen's an, die Gräfin selbst ging schnell darüber hinweg.

In leichtem Gesprächstone, der viel Herzlichkeit hindurchblicken ließ, als sie Emma Staffelt's erwähnte, erkundigte sie sich nach Lorenzen's bisherigen Erlebnissen und nahm dann mit der wiederholten Versicherung ihrer freundschaftlichen Theilnahme von ihm Abschied; ihre letzten Worte, die sie mit großem Pathos sprach, während sie ihm die Hand zum Kusse reichte, waren:

„Fürchten Sie Nichts, ich werde über Sie wachen.“

Der Lieutenant hatte nicht umhin gekonnt, ihre Hand mit Inbrunst zu küssen; zum zweiten Male hielt er sich überzeugt, daß er ihr großes Unrecht gethan habe, und machte die Auslegung ihres Benehmens, die ihm Advokat Staffelt gegeben hatte, ganz zu der seinigen. Man glaubt

immer gern, was man hofft, und Lorenzen hoffte mit Sehnsucht auf seine Befreiung.

Herr von Stjernborg konnte, als er die Gräfin wieder zu ihrem Wagen geführt und neben ihr Platz genommen hatte, sich doch nicht enthalten, zu äußern:

„Ich bin doch begierig, theuerste Ida, zu erfahren, wie Sie das Versprechen, das Sie dem Gefangenen mit so großer Bestimmtheit gegeben haben, zu halten gedenken.“

„Genügt Ihnen mein Wort nicht, und habe ich nicht bereits den ersten Schritt durchgesetzt, als ich seinen Kerker betrat?“ fragte die Dame mit stolzem Lächeln.

„Freilich, nachdem es den Bemühungen Ihres unterthänigsten Dieners gelungen ist, —“

„Er wird mich mit demselben auch fernerhin in dieser Sache unterstützen.“

„Hm, ich wüßte wirklich nicht, was ich noch mehr thun könnte.“

„Ich werde es Ihnen sagen, lieber Kammerherr. Wann haben Sie das nächste Mal den Dienst bei Seiner Majestät?“

„Schon morgen, aber —“

„Das trifft sich prächtig, denn da kommen wir dem Kriegsgerichte noch weit zuvor; man pflegt sich hier nicht zu sehr zu beeilen. Der König unterhält sich, wie Sie mir selbst mit nicht geringem Stolze erzählt haben, an solchen Tagen oft auf vertrauliche Weise mit Ihnen; was kann leichter sein, als ein Wort über den armen Gefangenen fallen zu lassen, ihn für denselben zu interessiren? Sie können ganz offen gestehen, daß Sie in meinem Auftrage handeln, — ich bin überzeugt, daß Seine Majestät über diese Idee ein helles Gelächter aufschlägt, und wenn diese große Herren erst lachen, sind sie schon für unsere Wünsche und Bitten gewonnen.“

Gräfin Ida sagte dies in so frivolem Tone, daß der Kammerherr sich in seiner Bräutigamswürde doch verletzt fühlen mußte.

„Gnädige Frau," erwiderte er sehr ernst, — „ich bin ebenso fest wie Sie überzeugt, daß Seine Majestät hell auflachen wird, aber Sie vergessen, daß dies nur auf meine Kosten geschehen kann."

„Was liegt daran, wenn wir unsern Zweck erreichen? — Hat Sie der König noch nie ausgelacht, lieber Stjernborg?"

„Wenn Seine Majestät mich zuweilen eines Scherzes zu würdigen geruhen," versetzte der Kammerherr empfindlich, — „so kann mir derselbe nur zu hoher Ehre gereichen; in diesem Falle dürfte aber weniger von Scherz als von Ernst die Rede sein."

„Sind Sie toll, mein Freund? Lassen Sie sich von Ihrer, mir übrigens sehr schmeichelhaften Eifersucht nicht Gespenster an die Wand malen und vergessen Sie nicht, daß ich unseren Hochzeitstag erst nach der Befreiung unseres Freundes festgesetzt habe. Dieser Entschluß muß alle schlechten Scherze entkräften, und sehen Sie denn übrigens nicht ein, daß Niemand auf die thörichte Vermuthung kommen kann, ich würde meinen Verlobten zu Hülfe rufen, um eine Intrigue mit einem Galan zu spielen? — Nur aus diesem Grunde habe ich Sie gewählt, diese Sache beim Könige zu führen, sonst hätte ich es ja selbst versuchen können, wozu ich im schlimmsten Falle auch fest entschlossen bin, oder ich hätte mich an meine Freundin, die Rasmussen, gewendet, die augenscheinlich mehr Einfluß besitzt als Sie."

Der Kammerherr schwieg; es muß dahingestellt bleiben, ob ihn die Gründe seiner Braut überzeugt hatten. Die Gräfin, die sein Schweigen für ein Zeichen der Zustimmung halten mußte, fuhr fort:

„Sie werden also morgen mit dem Könige über unsern Schützling sprechen, bester Stjernborg, nicht wahr? — und da Sie Ihr Dienst morgen an den Hof fesselt, werden Sie mir noch vor Abend mittheilen, was Sie ausgewirkt haben. Fordern Sie nicht zu wenig, dem Kühnen pflegt das Glück zu lächeln, und wenn wir nur erst erreicht haben, daß Lorenzen als Kriegsgefangener behandelt wird, so haben wir gewonnenes Spiel; wir können ihn dann unbesorgt seinem Schicksale überlassen, und Sie — werden glücklich!"

Die Gräfin war wieder die Holdseligkeit selbst, und Herr von Stjernborg küßte, vollständig besiegt und gewonnen, ihre Hand. —

Am nächsten Tage hatte er wirklich den Kammerherrndienst im Schlosse Amalienburg und das unschätzbare Glück, von Seiner Majestät bemerkt und in eine vertrauliche Unterredung gezogen zu werden; damit soll nicht gesagt sein, daß der König ihm Staats- oder geheime Privatverhältnisse aufdeckte, sondern er fand nur ein vorübergehendes Vergnügen darin, ihn seine scherzende Laune fühlen zu lassen. Der Kammerherr war jedesmal entzückt darüber und bildete sich ein, daß er ein sehr wichtiger Mann im Staate sei. Das Glück schien ihm an diesem Tage besonders günstig, denn Seine Majestät geruhten, ihn mit sich im Wagen nach dem Friedrichsberger Schlosse zu nehmen und daselbst mit ihm in dem schönen Garten zu promeniren.

Der König selbst brachte das Gespräch zuerst auf die schöne Gräfin, die ihm einmal, wenn auch nur in flüchtiger Weise, Interesse abgewonnen hatte.

„Wann haben Sie zum letzten Male Ihre Braut, die schöne Mackenna, gesehen?" fragte er plötzlich.

„Ich darf ihr täglich meine Aufwartung machen, Majestät," erwiderte der Kammerherr mit einem gewissen Stolze, — „noch gestern —"

„Sie Glücklicher! — Will sich denn die Gräfin noch immer nicht bequemen, mit Ihnen vor den Altar zu treten?“

Der König machte dabei eine ziemlich spöttische Miene, — er mochte das Verhältniß also wohl ganz richtig beurtheilen. Der Kammerherr war mißtrauisch, wie alle geistlosen Leute, und er freute sich, auf den kleinen hämischen Stich einen Trumpf ausspielen zu können.

„Die Frau Gräfin hat mich gestern durch die Zusage beglückt, daß unsere Vermählung schon in allerkürzester Zeit, in wenigen Wochen, stattfinden soll.“

„Wahrhaftig?“ fragte der König mit aufrichtigem Erstaunen. „Sie war wohl gestern in besonders guter Laune? Darf man fragen, welchem glücklichen Umstande Sie dies zu verdanken haben, Stjernborg?“

„O, ich hatte nur die Freude, ihr einen kleinen Dienst leisten zu können.“

„So, so, was war denn das? — Heraus mit der Sprache!“

„Vielleicht haben Majestät bereits die Meldung erhalten, daß unter den zuletzt aus den Herzogthümern eingebrachten Gefangenen sich ein Offizier befunden hat, der aus Ihren Diensten desertirt ist?“

„Ja, wahrhaftig, ich entsinne mich. Es thut mir leid um das voraussichtliche Loos, dem der arme Teufel entgegengeht; — er hat gethan, was viele Andere ebenfalls thaten, und wenn ich, ohne Rücksicht nehmen zu müssen, entscheiden dürfte, würde ich ihn laufen lassen.“

„Majestät, dieser Offizier wird Ihrem Gedächtnisse schon längst entschwunden sein, obgleich er vor längerer Zeit die Ehre hatte, Zutritt am hiesigen Hofe zu erhalten.“

„Wirklich? wann war das?“

„Vor ziemlich zwei Jahren; er befand sich damals in der Begleitung des Kommandanten von Schleswig?“

„Carstenskiold's?“

Der König blieb plötzlich stehen und blickte den Kammerherrn mit lebhafter Ueberraschung an; dann rief er:

„Das ist doch nicht Derselbe, der damals Ihrer jetzigen Braut in so auffälliger Weise den Hof machte?“

Der Kammerherr wurde bald blaß bald roth und mußte sich auf die Lippen beißen; er vermochte nur zu stammeln:

„Derselbe, — obgleich —“

„Und die schöne Gräfin erinnert sich seiner noch, nimmt noch das lebhafteste Interesse an ihm, — nicht wahr? — O lieber Stjernborg, das sind kuriose Heirathsaussichten für Sie!“

Und der König lachte seinem Kammerherrn laut und ungenirt in das Gesicht. Herr von Stjernborg hätte in die Erde sinken mögen, denn er begriff jetzt erst ganz klar, daß er einen sehr dummen Streich gemacht habe.

„Majestät,“ stotterte er, — „Hofklatschereien — Neid und Eifersucht — ich versichere Sie, daß die Ehre meiner Braut —“

„Gott bewahre! wer wird die angreifen wollen?“ rief der König mit schlecht verhehlter Ironie.

„Und wenn die Frau Gräfin diesem jungen Manne, der damals das Glück hatte, ihr vorgestellt zu werden, noch eine geringe Theilnahme bezeigt, so muß man dieselbe nur auf ihr edles Herz schieben.“

„Das versteht sich, — ich selbst habe Gelegenheit gefunden, es kennen zu lernen. Was soll dem armen Teufel aber diese Theilnahme helfen?“

„O wenn Eure Majestät auf der Frau Gräfin unterthänigste Bitte —“

Der König wurde auf einmal sehr ernst.

„Stjernborg,“ sagte er, — „Sie scheinen mir am

Narrenseile umhergeführt zu werden, aber das kümmert mich weiter nicht. Diese Frau hat sehr romantische Ideen, und gegen ihr gutes Herz habe ich Nichts einzuwenden; aber sagen Sie ihr, sie solle mich mit beiden nicht in Fällen belästigen, die sie nicht zu beurtheilen versteht. Ich kann und will weder das Kriegsgericht gegen einen aus meiner Armee desertirten Soldaten verhindern, noch seinen Spruch umstoßen. Die Frau Gräfin Mackenna soll an ihre Hochzeit und nicht an Rebellen und Deserteure denken; mißbrauchen Sie die Gnade, die ich Ihnen zu Theil werden lasse, nicht durch derartige Vermittelungsversuche, ich liebe eine solche Anmaßung nicht und verzeihe Ihnen dieses Mal nur, weil ich überzeugt bin, daß Ihnen die tolle Frau den Kopf verdreht hat."

Damit drehte sich der Monarch unwirsch um und ging weiter. Der arme Kammerherr war aus den Wolken gefallen und zum ersten Male in seinem Leben heftig erzürnt auf seine theure Braut. Traurig schlich er dem Könige nach und hatte nicht eher wieder das Glück, angeredet zu werden, bis Jenen seine verzweifelte Miene wohl dauern mochte, doch sprach er nun nur noch über ernste Dinge und erwähnte der Gräfin mit keinem Worte mehr; Herr von Stjernborg würde dies gewiß nicht gewagt haben.

Nach Kopenhagen zurückgekehrt, war er noch so erbittert auf die Rolle, welche ihm seine Braut aufgebürdet hatte, daß er sie an diesem Abende, trotz ihres bestimmten Verlangens, ohne jede Nachricht zu lassen beschloß. Gräfin Ida stand deshalb große Unruhe aus.

Erst am anderen Tage, als der Zorn des Kammerherrn wieder einigermaßen besänftigt war, nachdem der König ihn so freundlich angeredet hatte, als ob nichts Besonderes vorgefallen sei, stattete er, noch immer sehr gemischten Empfindungen preisgegeben, seiner Braut die Vi-

site ab. Sie empfing ihn mit erzwungener Kälte, die ihre große innere Aufregung und Spannung nur schlecht zu verstecken vermochte.

„Sie hatten mir gestern schon Nachricht über den Erfolg ihrer Bemühungen bei Seiner Majestät zukommen lassen wollen?" fragte sie ihn in offenbar gereizter Stimmung.

„Lassen sie mich mit dieser unseligen Geschichte in Ruhe, gnädige Frau," antwortete der Kammerherr, der die Gnade des Königs doch noch höher anschlug als die Gunst seiner schönen Braut, nicht weniger übellaunig. „Meine Liebe zu Ihnen hat mich blind gemacht, ich habe einen sehr thörigen Schritt gewagt, und wenn Sie gehört hätten, was mir der König in Bezug auf Sie und mich darauf erwiderte, so würden Sie gewiß die Lust verlieren, sich noch fernerhin um diesen deutschen Deserteur zu bekümmern, der seinem Schicksale unrettbar verfallen ist."

„Was soll das heißen, mein Herr?" rief Gräfin Ida, bleich, aber mit funkelnden Augen. „Welchen Ton erlauben Sie sich gegen mich?"

„Gott weiß, daß ich die Worte des Königs noch sehr gemildert habe; ich wage gar nicht, sie Ihnen zu wiederholen."

„Ich befehle es Ihnen aber!"

„Auf Ihre eigene Verantwortung?"

„Sprechen Sie schnell!"

„Gut, ich werde es thun, aber bedenken Sie wohl, daß Sie Ihrem unterthänigsten Diener, der sich für Ihre Laune beinahe aufgeopfert hat, deshalb nicht zürnen dürfen."

Der Kammerherr erzählte Wort für Wort, wie ihn die königliche Ungnade zu Boden geschmettert habe, und er that dies sogar mit einer gewissen Befriedigung, da er sich zweifellos einbildete, Gräfin Ida werde ebenso gut wie er

alle Hoffnung aufgeben, noch einen Schritt für den Gefangenen zu thun.

Sie hörte ihm mit Mienen zu, die recht gut ihre Enttäuschung und ihren inneren Aerger ausdrückten; Herr von Stjernborg begann sich vor seiner Braut zu fürchten und wurde ganz kleinlaut.

Zum dritten Male behandelte sie der König in dieser verächtlichen, ungnädigen Weise, die sie durch ihre früheren Gefälligkeiten für ihn nicht verdient zu haben meinte! Ein bitterer, unversöhnlicher Haß stieg in ihr auf, sie konnte nicht mehr Herrin ihrer selbst bleiben, und wild mit dem Fuße aufstampfend, rief sie in der schrankenlosesten Wuth:

„Sie konnten das dulden, Sie, dem ich meine Ehre anvertraut habe?"

„Aber mein Gott, beruhigen Sie sich doch, theuerste Ida," flehte der erschrockene Kammerherr. „Bedenken Sie doch, daß es Seine Majestät selbst war, die — Was hätte ich denn thun sollen?"

„Ich hasse Ihren König und verachte Sie!" rief die Dame, trotz ihrer Schönheit einer Furie gleich. „Sagen Sie ihm, daß ich jetzt um so fester entschlossen bin, meinen Willen durchzusetzen, und Sie gehen aus meinen Augen, — ich will Sie nie wiedersehen!"

Damit sprang sie auf und rauschte aus dem Zimmer. Ihre Worte und der letzte Blick, den sie auf ihn warf, hatten ihn fast versteinert.

Der arme Kammerherr machte eine ganz erbärmliche Figur; man sah ihm an, daß er weit davon entfernt war, sich beleidigt zu fühlen, oder daß wenigstens die Furcht, die reiche und schöne Frau zu verlieren, sein Gefühl weit überwog. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn und sagte zu sich selbst:

„Das war der zweite und vielleicht noch viel schlim-

mere dumme Streich von mir, ihr die Aeußerungen Seiner Majestät wortgetreu wieder mitzutheilen; sie wird es mich nun entgelten lassen."

Betrübt schlich er aus dem Hause, mit dem Vorsatze, Alles anzuwenden, um die Erzürnte wieder zu versöhnen.

---

## Neunzehntes Kapitel.

In der Schlacht bei Kolding hatten die Dänen außer ihren übrigen großen Verlusten auch mehr als hundert Gefangene verloren, die schon am folgenden Tage nach Rendsburg transportirt werden sollten. Noch in der frühesten Morgenstunde wurde Lieutenant Staffelt zu seinem Kommandeur gerufen und ihm eröffnet, daß er dieses Kommando, das er als eine Auszeichnung zu betrachten habe, übernehmen solle.

Eigentlich war ihm der Auftrag nicht willkommen, da er, wie die ganze Armee, nach einem so entscheidenden Siege auf ein schnelles Vorrücken und neue glänzende Waffenthaten hoffte, andererseits aber lockte ihn auch die Aussicht, seine Familie, wenn auch nur auf dem Durchmarsche, wiedersehen zu dürfen; dieses Mal hatte er ihr so viel zu erzählen, und besonders drängte es ihn, sein durch die Bekanntschaft mit Eugenie von Schmidt übervolles Herz an dem treuen, theilnehmenden der Mutter auszuschütten; sie rieth ihm gewiß das Beste, vermittelte vielleicht sogar. Daß es ihm möglich werden könne, auf Achtebty einen kurzen Besuch abzustatten, durfte er nicht hoffen.

Fritz trat sogleich seinen Marsch an. In Christiansfelde, wo er sich bei dem Obergeneral der sämmtlichen

Truppen zu melden hatte, erhielt er die Beruhigung, daß in den nächsten Tagen keine bedeutende Operation bevorstehe, und der General war so freundlich, ihm, nachdem er ihn über seine Privatverhältnisse befragt hatte, anzubieten, daß er einige Tage mit Urlaub in Schleswig bleibe; Fritz nahm dies unter den obwaltenden Umständen dankbar an.

Wenige Tage später passirte er durch seine Vaterstadt, sah die Seinigen nur auf einige Stunden, entledigte sich in Rendsburg seines Auftrages und kehrte dann schleunigst zu Jenen wieder zurück.

In dieser kurzen Zwischenzeit von zwei bis drei Tagen war indessen eine große Veränderung im Hause vor sich gegangen, leider eine sehr traurige. Emma hatte nämlich den Brief Lorenzens aus Sonderburg erhalten; die Kriegsverhältnisse hatten seine regelmäßige Beförderung verzögert. So schonend ihr Verlobter auch schrieb, war ihr Schreck doch ein fast tödlicher gewesen, und sie wollte auf keinen Trostgrund hören; sie ahnte noch nicht einmal die schreckliche Wahrheit, die auch Jeder ihr zu verheimlichen bemüht war. Die übrigen Familienmitglieder begriffen leicht, was Lorenzen bevorstehen könne, obgleich er selbst nur Andeutungen darüber gemacht hatte.

Fritz, jetzt schon gut genug mit den militairischen Gesetzen bekannt, mußte diese Besorgnisse in vollem Maße theilen; das Leiden seiner armen Schwester ging ihm so tief zu Herzen, daß er fast das eigene darüber vergaß; leider konnten die aufopferndste Liebe und Freundschaft dem fernen Gefangenen nicht helfen.

Wenn es sich durch diese Umstände nun aber leicht erklären ließ, daß im ganzen Hause, ungeachtet der Wiederkehr des Sohnes, keine Freude herrschen konnte, so entging es doch dem scharfen Auge der mütterlichen Zärtlichkeit und dem ahnenden Herzen Frau Staffelt's nicht, daß ihr Fritz,

der oft in lange Träumereien versank, noch einen anderen Kummer in seiner Brust bergen müsse. Er hatte bisher noch nicht viel von seinem Aufenthalte in Achteby erzählt, aber seine eigenthümliche Bewegung, wenn er auch nur wenige Worte darüber fallen ließ, hatte Frau Staffelt bald belehrt, daß er von dort ein Geheimniß mit sich genommen haben müsse; und nachdem sie einmal diese Ueberzeugung gewonnen hatte, war es ihr nicht mehr so schwer zu errathen, daß die liebenswürdige Tochter des gastfreundlichen Herrn von Schmidt zu diesem Geheimnisse in der nächsten Beziehung stehen müsse.

Fritz war noch sehr jung, — freilich hatte ihn das Leben schon frühzeitig gereift, und die Mutter selbst betrachtete ihn mit stolzer Befriedigung als Mann — daß sich ihr die Besorgniß aufdrängen konnte, ob er auch eine seiner in jeder Beziehung würdige Wahl getroffen habe. Das Herz einer Mutter ist immer so angsterfüllt, wenn es begreift, daß der Augenblick gekommen sei, in dem es das Liebste, was es bisher ungetheilt besessen, mit einer Anderen wird theilen müssen!

Frau Staffelt hatte sich daher in den Kopf gesetzt, daß sie noch vor des Sohnes schon so bald bevorstehender Abreise erfahren müsse, was sie zu hoffen oder zu fürchten habe. Wenn sie mit ihm allein war, lenkte sie immer wieder das Gespräch auf Achteby, und schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft faßte sie sich ein Herz und sagte ihm geradezu, daß sie ihn durchschaut zu haben glaube.

Der junge Mann, der die Epauletten mit so gerechtem Stolze auf den Schultern tragen durfte, wurde bei dieser Eröffnung so roth wie ein Schulknabe, aber die mütterliche und kindliche Zärtlichkeit überwanden bald diese Befangenheit. Fritz legte ein offenes Bekenntniß ab und gerieth dabei so in Leidenschaft und Feuer, daß die Mutter ihn

noch viel besorgter zu betrachten begann. Die Schilderung, die er ihr von Eugenie von Schmidt entwarf, würde das junge Mädchen, hätte es dieselbe behorchen können, unzweifelhaft sehr stolz gemacht haben, aber Frau Staffelt wußte recht gut, wie verliebte junge Leute den Gegenstand ihrer Neigung zu betrachten und zu schildern pflegen; sie konnte deshalb nicht unbedingt befriedigt sein, obgleich sie immer geneigt war, ihrem Herzenssohne vollkommenes Vertrauen zu schenken.

Wie gern hätte sie Eugenie persönlich kennen gelernt, um selbst eine vorurtheilslose Meinung von ihr gewinnen zu können! — aber die Erfüllung eines solchen Wunsches schien doch augenblicklich außer dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen. Wenn sie nur wenigstens ein Paar Worte von ihrer Hand gehabt hätte, um danach urtheilen zu können!

Der Rath, der dies bezweckte und den sie wohl deshalb vorzüglich dem Sohne gab, fand sogleich dessen vollen Beifall; er war nämlich, daß er unverzüglich nach Achteby an Herrn von Schmidt schreibe, um ihm von seinem Befinden Nachricht zu geben, und sie selbst wollte diesen Brief durch einen anderen direkt an Eugenie gerichteten, in dem sie ihr für die freundliche Aufnahme des Sohnes Dank sagte, begleiten. Fritz hatte bisher noch nicht einmal zu schreiben gewagt, denn weder Eugenie noch ihr Vater hatte ihn beim Abschiede dazu aufgefordert; wahrscheinlich war dies nur vergessen worden.

Die beiden Briefe gingen noch an demselben Tage ab und zwar, durch Fritzen's Bemühungen, mit einer Gelegenheit, die sie sehr rasch zu befördern versprach; schon am folgenden Abende konnten sie in den Händen Herrn von Schmidt's sein. Mutter und Sohn erwarteten mit der lebhaftesten Ungeduld die Antwort, zumal der junge Offizier

sich höchstens noch fünf oder sechs Tage in Schleswig aufhalten konnte.

Die Zusicherung, die ihm der Obergeneral in Christiansfeld gegeben hatte, bestätigte sich, denn wirklich ging auf dem Kriegsschauplatze im Norden in dieser Zeit nichts Bedeutendes vor. Schon am Tage nach der Schlacht bei Kolding mußte die schleswig-holsteinische Armee eine rückgängige Bewegung über die Koldingaue machen, um Kantonnements zu beziehen, und die Stadt blieb nur schwach besetzt. Es hieß, man bedürfe der Zeit, um die getrennten Armeen erst enger zu vereinigen. Einige kleine Rekognoscirungen, die unternommen wurden, ohne zum Gefechte zu führen, bestätigten, daß die Dänen auf den Straßen nach Veile und Fridericia Stellung genommen hatten. Erst in den letzten Tagen des April rückten die Truppen wieder langsam vor. —

Wenden wir uns jetzt wieder nach Achteby zurück, um zu sehen, was in der Zwischenzeit daselbst vorgegangen war.

Herr von Schmidt, der, als er das überraschende Geständniß seines Töchterchens erhielt, sich mit der Hand vor die Stirn geschlagen und ausgerufen hatte: „Bin ich denn blind gewesen?“ — war zunächst bemüht, die Aufregung Eugenien's durch gütliches Zureden, das nicht recht stichhaltig sein konnte, weil er selbst noch keinen Entschluß darüber gefaßt hatte, wie er sich in dieser delikaten Angelegenheit benehmen solle, zu beschwichtigen, als er sich aber überzeugte, daß ihm dies nicht gelinge und daß das arme Kind eine Art Weinkrampf, der seine höchste Besorgniß erregte, bekam, nahm er sie auf seine Arme und trug sie, trotz alles Sträubens, nach ihrem Zimmer. Hierher rief er die Wirthschafterin und ein Paar verständige Mägde, befahl denselben, sie zu Bette zu bringen, und zog sich dann

in das eigene Arbeitskabinet zurück, in das er sich einriegelte, um ganz ungestört nachdenken zu können.

Der würdige Herr hatte seit Jahren schon nicht mehr eine so große Sorge im Kopfe gehabt. Er kannte Eugenien's leidenschaftliches Temperament bereits zur Genüge, aber einen so heftigen Ausbruch desselben hatte er noch nicht gesehen. Bisher hatte er noch gar nicht daran gedacht, daß einmal der Tag kommen könne, an dem es seinem Goldkinde einfiele, sich zu verlieben und ihn zu verlassen, um sich zu verheirathen. Dieser Gedanke war ihm jetzt um so trauriger, aber er begriff auch, daß dies ganz im natürlichen Laufe der Dinge liege und daß er kein Recht habe, seine Tochter ewig als ein Kind zu betrachten und engherzig das Glück ihrer Zukunft an seine Person zu fesseln; zum Troste sagte er sich noch, es sei ja nicht unumgänglich nothwendig, daß Eugenie ihn verlasse, wenn sie sich verheirathe, — der zukünftige Schwiegersohn könne ja bei ihm bleiben und ihm Achteby bewirthschaften helfen, bis er es einmal später als das Erbtheil der Frau gänzlich übernehme.

Ueber diesen Punkt würde sich Herr von Schmidt, dem es gar nicht in den Sinn kam, daß er auf eine den Gefühlen Eugenien's widersprechende Weise auf sie einwirken wolle, also bald beruhigt haben, aber jetzt stieß er einen noch tieferen Seufzer als vorher aus und seine Stirn wurde noch bewölkter, denn es galt nun die schwere Prüfung, ob Fritz Staffelt eine wohl in jeder Beziehung passende Partie für seine Tochter sei.

Er liebte und achtete den jungen Offizier und prophezeite ihm für alle Wechselfälle des Lebens eine ehrenvolle Zukunft; nur zwei Bedenken stießen ihm auf, die schwer in die Wagschaale fallen mußten. Einmal war Fritz noch sehr jung, noch nicht achtzehn Jahre alt, und ehe er und

Eugenie an die Verheirathung denken durften, konnten sich ihre Empfindungen noch vielmals ändern und den Anderen dann sehr unglücklich machen; zweitens konnte Fritz in dieser bewegten Zeit täglich von einer Kugel getroffen werden, und es war dann für seine Braut gleich schlimm, ob er auf dem Felde der Ehre blieb oder ein Krüppel wurde.

Diese beiden Bedenken beschloß denn der besorgte Vater zunächst seiner Tochter vorzustellen. Ob der Lieutenant sich überhaupt schon mit ihr ausgesprochen habe, wußte er nicht, vermuthete es aber; andernfalls wollte er ihren ganzen Stolz anrufen, damit sie sich nicht in eine vielleicht gar nicht erwiderte Leidenschaft verstricke. Das war das Resultat seiner mehrstündigen Ueberlegung, die nur dadurch unterbrochen wurde, daß er sich nach dem Befinden Eugenien's erkundigen ließ und erfuhr, sie sei nach schwerem Kampfe vor Erschöpfung eingeschlafen.

Das Fräulein sah an diesem Tage ihren Vater gar nicht mehr, denn sie hatte ihn bitten lassen, ihr die vollkommenste Ruhe zu gönnen, und versprochen, am nächsten Tage wieder ganz gefaßt vor ihn zu treten.

Sie hielt wirklich Wort.

Zwar sah sie, als sie am folgenden Morgen beim Frühstück erschien, sehr blaß und überwacht aus, aber sie vergoß keine Thräne mehr, und es schien sie noch um Vieles mehr zu beruhigen, daß der Vater so mild und freundlich gegen sie war; sie brauchte also wenigstens nicht seinen Tadel zu fürchten.

Herr von Schmidt ließ ihr vollständig Zeit, sich zu fassen, und dann erst, spät am Tage, öffnete er ihr sein väterliches Herz, wie sie ihm, mit mehr Besonnenheit als gestern, das ihrige. Vater und Tochter hatten sich immer zärtlich geliebt, und die Verständigung wurde ihnen daher nicht schwer.

Natürlich wollte Eugenie die Bedenken ihres Vaters nicht anerkennen und versicherte mit großer Festigkeit, sie werde Fritz immer lieben, und wenn er für das Vaterland noch so schwer verwundet werde, so könne dies nur ein Grund mehr für sie sein, zu dem Glücke seiner Zukunft beizutragen. Herr von Schmidt konnte sich nicht enthalten, bei dieser Aeußerung seine Tochter bewundernd anzublicken, dann küßte er sie auf die Stirn und erinnerte sie nur noch daran, daß sie doch jedenfalls abwarten müsse, ob der junge Offizier wiederkehren und ihr seine Liebe gestehen werde.

Eugenie seufzte leise dazu.

Auf Achteby herrschte nun eine lebhaftere Theilnahme an den Kriegsereignissen, als es ohne das Bekanntschaftsverhältniß zu dem Lieutenant Staffelt der Fall gewesen wäre. Vater und Tochter sprachen oft darüber, ohne sich ihre Besorgnisse verhehlen zu können, nur vermieden sie, Fritzen's Namen zu nennen.

„Warum schrieb er nicht?“ fragten sich oft Beide heimlich.

Der glückliche Ausgang der Schlacht bei Kolding erweckte im Hause große Freude, die nur durch die Sorge um des jungen Offiziers Schicksal getrübt wurde; die Liste der Todten und Verwundeten wurde mit der spannendsten Bangigkeit auf dem Schlosse erwartet. Ehe dieselbe aber noch eintraf, erhielt Herr von Schmidt die beiden aus Schleswig abgesandten Briefe. Sobald er sich überzeugt hatte, daß sie gute Nachricht enthielten, beeilte er sich, sie mit freudestrahlendem Gesichte seiner Tochter zu bringen.

Eugenie zitterte an allen Gliedern und war einer Ohnmacht nahe, obgleich er ihr schon entgegengerufen hatte, daß sie nur Freudiges erfahren solle. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, als sie den gefühlvollen Brief Frau Staffelts las; ihr Vater fürchtete bereits eine ähnliche aufregende Scene, wie sie nach Fritzens Abreise stattgefunden hatte.

In der That wußte Eugenie sich auch kaum zu bezwingen: von der lebhaftesten Unruhe getrieben, eilte sie im Hause hin und her, unfähig, den Brief Frau Staffelts, wie sie sich sofort vorgenommen hatte, zu beantworten; bald lachte, bald weinte sie, bald warf sie sich wieder dem Vater unter Ausbrüchen einer fast wilden Zärtlichkeit an die Brust.

Herr von Schmidt sah ein, daß dieser Zustand, wenn er lange andaure, ihr gefährlich werden müsse. Nach kurzer Ueberlegung trat er an seine Tochter mit den Worten hinan:

„Liebes Kind, vielleicht trifft es sich ganz gut, daß mich Geschäfte gerade jetzt nöthigen, nach Schleswig zu reisen, wo sich unser junger Freund befindet. Willst Du mich begleiten? — Wenn die ganze Familie Staffelt von ebensolchem Charakter ist, wie wir ihn hier an dem Sohne persönlich kennen gelernt haben und wie er sich in dem Briefe der Mutter ausspricht, so brauchen wir wohl nicht zu fürchten, daß unser Besuch gesucht und aufdringlich erscheine. Was meinst Du dazu? wollen wir morgen die kleine Geschäftstour zusammen machen?“

Das Fräulein schrie vor Freude laut auf und lag in den Armen des Vaters.

In der Frühe des nächsten Morgens fuhren Beide ab. Der Weg zwischen Tondern und Schleswig ist nur etwas über zwölf Meilen lang; des Abends trafen sie in letztgenannter Stadt ein und stiegen in einem Gasthause ab.

Eugeniens Herz hätte vor Freude, Glück und Angst zerspringen mögen; der Vater hatte seine ganze Ueberredungskraft und seinen vollen Ernst zu Hülfe zu nehmen, um sie daran zu erinnern, daß es sich für ein junges Mädchen ihres Standes und ihrer Bildung nicht schicke, dem Geliebten geradezu in die Arme zu fliegen. Endlich trug auch der Stolz den Sieg in ihr davon.

Wenn aber Fritz schon wieder abgereist, zu seinem Bataillon zurückgekehrt wäre? —

Herr von Schmidt machte am nächsten Tage seinen Besuch im Staffeltschen Hause; die freudige Ueberraschung daselbst war groß. Er sagte, daß er Geschäfte in der Stadt habe, bei denen er gern die Hülfe des Advokaten in Anspruch nehmen würde, und daß es ihn herzlich freue, bei dieser Gelegenheit seinen jungen Freund wiederzusehen.

Fritz wagte noch nicht zu fragen, ob Eugenie zurückgeblieben sei und wie sie sich befinde; die Mutter übernahm dies endlich für ihn, und wer mag sein Entzücken beschreiben, als die Antwort lautete:

„Meine Tochter hat mich hierherbegleitet und wird unfehlbar noch heute Frau Staffelt und deren liebenswürdigen Töchtern ihren Besuch abstatten."

Fritz verrieth sich in diesem Augenblicke nur zu deutlich; selbst Herr Staffelt bemerkte es und sah ihn verwundert an; darauf lächelte er verstohlen.

Der Lieutenant ließ es sich natürlich nicht nehmen, Herrn von Schmidt, als dieser sich wieder empfahl, bis zu welcher Zeit er wie auf Kohlen saß, nach seinem Gasthause zu begleiten, um Eugenie in das Haus seiner Eltern einzuführen.

Wie überglücklich würde Beide das Wiedersehen gemacht haben, hätten sie sich in Gegenwart des Vaters nicht Zwang auferlegen müssen; es gelang ihnen noch ziemlich gut, — ihre Blicke sprachen mehr als ihre Worte, und sie reichten vollständig hin, sich zu verständigen.

Ein Paar Stunden später war die allgemeine Bekanntschaft gemacht; — Frau Staffelt war mit Eugenie von Schmidt vollständig zufrieden und winkte dies ihrem Sohne, der vor dem Vater und den Schwestern schon lange sein Geheimniß nicht mehr hatte bewahren können, zu. Wäre

die arme Emma mit ihrem trostlosen Gesichte nicht dagewesen, so würden die beiden Liebenden sich in den Himmel versetzt geglaubt haben. Emma und Eugenie hatten übrigens bald eine so enge Freundschaft geschlossen, wie sie erstere in ihrer niedergedrückten Stimmung gewähren konnte.

Fritz und Eugenie hatten sich eine zu gute Lehre aus dem Schmerze nach ihrer ersten Trennung gezogen, als daß sie dieses Mal die Zeit nicht besser hätten benutzen sollen als damals, war sie ihnen jetzt doch auch nur so sehr kurz zugemessen; es war ihnen nicht vergönnt, noch länger als drei Tage bei einander zu bleiben.

Die ersten Tage des Mai's waren schön und erlaubten ihnen, mehrere Stunden des Tages in dem Staffeltschen Garten oder auf Spaziergängen im Freien zuzubringen. Die ganze Familie wußte bereits, um was es sich handle, und da der Advokat gar nicht ungern zu sehen schien, daß sein Sohn in die innigste Verbindung mit einer so vornehmen, reichen und liebenswürdigen Familie, wie die Schmidtsche war, trete, fanden die Uebrigen nicht die mindeste Veranlassung, die Liebenden zu stören, Frau Staffelt ließ es sich sogar nicht undeutlich anmerken, daß sie die Wahl ihres Sohnes begünstige; sie hatte Eugenie, die wieder viel munterer und entgenkommender, als sie sich in letzter Zeit gezeigt hatte, erschien, ganz in ihr Herz geschlossen. Emma, die eine Art Ehrenwächterin des Päärchens abgeben mußte, war in ihrer Gemüthsstimmung viel zu sehr geneigt, die Einsamkeit aufzusuchen und sich ihren eigenen Gedanken hinzugeben, als daß sie Jenen nicht hinreichende Gelegenheit hätte lassen sollen, sich unter vier Augen auszusprechen.

Dazu kam es denn auch bald, als sie eines Vormittags in einer Laube des Gartens nebeneinander saßen. Die Unterhaltung war bisher ziemlich einsylbig gewesen.

„Warum haben Sie während Ihres letzten Feldzuges

nicht ein einziges Mal Nachricht von sich gegeben?" fragte das Fräulein.

„Sie hatten mich nicht dazu aufgefordert, — wenn ich es hätte wagen dürfen —"

„Hat Ihnen denn mein Vater nicht immer die freundlichste Theilnahme bewiesen? — das gab ihnen das volle Recht, sogar die Verpflichtung, an ihn zu schreiben. Er hat sich Ihrethalben sehr beunruhigt."

„Sie auch, Fräulein Eugenie?"

Das Fräulein erröthete, als sie erwiderte:

„Das verstand sich unter diesen schweren Verhältnissen von selbst."

„Was würden Sie denn dazu gesagt haben, wenn ich bei Kolding gefallen wäre?"

„Welche Frage? — ich würde Sie aufrichtig betrauert haben."

„Um mich bald gänzlich zu vergessen?"

„Sie thun mir sehr unrecht, Herr —"

Eugenie stockte und senkte schnell, als Fritz sie ansah, wieder den Blick voll innigen Ausdrucks, den sie auf ihn geheftet hatte. Dieser Blick hatte in dem Herzen des jungen Offiziers auf einmal wieder helle Flammen auflodern lassen; seine Pulse klopften schneller.

„Sie hätten mich also nicht vergessen, Eugenie?" fragte er mit stockendem Athem.

„Nein, gewiß nicht," erwiderte sie, kaum noch Herrin ihrer Bewegung.

Fritz nahm leise ihre Hand und zog sie an seine Lippen; die Küsse, die er darauf preßte, waren zu leidenschaftlich, um seine Gefühle nicht vollständig zu verrathen.

„Warum haben Sie mir diese Worte, die mich so un-

endlich beglückt haben würden, nicht schon damals gesagt, als ich Sie in Achtebty verlassen mußte?" fragte er.

„Haben Sie mich denn danach gefragt?" meinte sie mit leichtem Vorwurfe.

„Ich hätte es gern gethan, aber ich wagte es nicht, — Sie schienen mir so kalt —"

„Kalt? — o Sie haben sich sehr geirrt!"

Eugeniens Ton klang so schmerzlich, so innig; sie hatte ihm noch immer nicht ihre Hand entzogen, sondern erwiderte leise den Druck der seinigen.

„Ich kann Sie versichern, daß ich im Kampfe den Tod gesucht habe, weil ich es glaubte," fuhr er fort.

„Ach, Fritz!"

„Eugenie!" jubelte der Lieutenant, und ehe sie selbst noch begriffen, wie es geschehen war, hatte er sie umschlungen und fest an sich gezogen.

„Mein Gott!" stöhnte das arme Mädchen, ohne einen Widerstand zu versuchen.

„Eugenie, lieben Sie mich denn nicht?" fragte er leidenschaftlich.

„O über Alles!" — —

Eine halbe Stunde später unterbrach Emmas Rückkehr das trauliche Zusammensein der beiden Glücklichen, Sie hatte noch gesehen, wie sie sich umarmten und wie erschrocken über die Störung sie auseinanderfuhren. Lächelnd ging sie auf sie zu und reichte ihnen die Hand, als sie aber sprechen wollte, erstickte ihre Stimme in Schluchzen. Für sie schien ja das Glück, daß diese Beiden so eben gefunden hatten, auf ewig verloren! —

Schweigend umarmten sie sich. Auch über Eugenie war eine milde Traurigkeit, gewissermaßen die Ahnung, daß ihre Zukunft sich noch nicht festgestaltet habe, gekommen.

„Lasse uns zu meinem Vater und zu Deinen Eltern gehen,“ sagte sie zu Fritz, ihn an der Hand mit sich fortziehend. „Wenn wir ihren Segen haben, wird uns kein Schicksal mehr trennen können.“ —

Noch an demselben Tage wurde die Verlobung vollzogen und öffentlich bekannt gemacht; die Eltern waren zufrieden, wie die Kinder. Es gab wohl Leute die zu dieser Verbindung den Kopf schüttelten und meinten, das Päärchen sei noch viel zu jung, um sich auf die Dauer seiner jetzigen Gesinnungen und Gefühle verlassen zu können, aber die Liebenden theilten diese Ansicht keineswegs.

Der Freude folgte leider nur zu schnell wieder der Schmerz neuer Trennung; nach wenigen im höchsten Glücke zusammen verlebten Stunden mußte Fritz Staffelt nach Kolding zurückkehren und Eugenie reiste mit ihrem Vater wieder nach Achteby ab.

**Ende des ersten Bandes.**



Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

# Up ewig ungedeelt!

## Schleswig-Holstein
## 1848—1864.

---

Roman

aus der

jüngsten Geschichte der Herzogthümer

von

**Stanislaus Graf Grabowski.**

Zweiter Band.

---

Berlin.

Verlag von Th. Lemke,

Sebastian-Straße 19.

## Erstes Kapitel.

Lieutenant Lorenzen brachte trübe Stunden in seinem Gefängnisse zu; nur die Hoffnung auf die Fürsprache der Gräfin Mackenna tröstete ihn; er kannte ja ihren Einfluß bei Hofe und hielt ihn für größer, als er neuerdings in der That war.

Das Kriegsgericht, das sein Urtheil sprechen sollte, war eingesetzt worden, und man theilte ihm die Namen seiner Richter mit der Frage, ob er gegen einen derselben Einwendungen zu machen habe, mit; er verneinte es, denn er kannte alle diese Leute nicht. Ein Oberst führte den Vorsitz, drei Kapitaine und drei Lieutenants bildeten das Gericht, dem noch ein Offizier vom Stabe als Ankläger beigegeben war.

Schon am Tage nach dem Besuche der Gräfin wurde er vor dieses Gericht gestellt, das seine Sitzung in einem Lokale desselben Militairgefängnisses, in dem er sich befand, abhielt.

Er trat ihm mit großer Fassung und in militärischer Haltung, die ihm während seiner mehrjährigen Dienstzeit eigen geworden war, gegenüber, und nachdem seine persönlichen Verhältnisse festgestellt worden, legte er in bescheidener, aber fester Weise Protest gegen das wider ihn einge-

schlagene Verfahren ein. Sich auf die eigenthümlichen Verhältnisse seines Vaterlandes, der Herzogthümer, berufend, die sich nicht gegen ihren Herzog, sondern nur gegen die ungerechten Anmaßungen der dänischen Krone erhoben hätten, verlangte er, als Kriegsgefangener behandelt zu werden.

Es läßt sich denken, daß das Gericht diesen Einwand mit derselben Entschiedenheit zurückwies und sich für vollständig kompetent erklärte.

Dies war der Verlauf der ersten Sitzung; Lorenzen wurde wieder in sein Gefängniß abgeführt und nahm die Ueberzeugung mit sich, daß seine Richter durchaus nicht geneigt seien, Milde vorwalten zu lassen, sondern nach der ganzen Strenge des Gesetzes gegen ihn verfahren würden; er hatte dies recht gut aus den Blicken, mit denen sie ihn betrachteten, herausgelesen; in ihren Augen war er nur ein eidbrüchiger Deserteur.

An demselben Tage hatte, wie man weiß, der Kammerherr von Stjernborg die Unterredung mit dem Könige, die so hoffnungslos für den Gefangenen ausfiel, am folgenden fand der scheinbare Bruch zwischen ihm und der Gräfin Mackenna statt.

Zwei Tage vergingen seitdem, ohne daß Lorenzen irgend eine Nachricht von der Gräfin erhielt; er begann bereits zu fürchten, daß ihre Verwendung erfolglos geblieben sei und daß sie seine Sache ganz aufgegeben habe. Die Sitzungen des Kriegsgerichts nahmen täglich ihren ungestörten Fortgang, und die Entscheidung näherte sich schnell.

Am dritten Tage wurde das Urtheil gesprochen; es lautete auf die Kugel, gleichzeitig wurde aber noch hinzugefügt, daß der Angeklagte und Verurtheilte der Gnade des Königs behufs einer Strafmilderung zu empfehlen sei.

Lorenzen hörte der Verlesung der Sentenz mit männlicher Fassung zu, obgleich dieselbe ihn in seinem Innern

tief erschütterte, er legte nur Verwahrung gegen den Zusatz ein, worauf man indessen keine Rücksicht nahm.

Der Soldatentod durch die Kugel mußte ihm wünschenswerther erscheinen als schimpfliche Cassation und langjährige Gefangenschaft, und in letzterer konnte die Milderung des Spruches doch nur bestehen. Er war davon überzeugt, daß die Dänen es nicht zum Aeußersten kommen lassen würden, weil sie ihre Gegner dadurch zu Repressalien an ihren gefangenen Landsleuten hätten veranlassen können, aber eben dieses Aeußerste war jetzt noch das Einzige, was er verlangte, wenn er doch einmal nicht hoffen durfte, bald als freier Mann die Heimath und die Seinigen wiederzusehen.

Jetzt, nachdem das Urtheil gefällt worden, stellte man ihm auch frei, Briefe zu schreiben und abzusenden, und er machte sogleich von dieser Erlaubniß Gebrauch; der erste Brief war natürlich für die Braut bestimmt, aber es wurde ihm unendlich schwer, ihr sein verzweiflungsvolles Schicksal in einer Weise, die sie nicht allzu schmerzlich ergreifen sollte, darzustellen.

Es war schon spät und er noch mit dieser Arbeit beschäftigt, als der alte Invalide ihm seine gewöhnliche Abendmahlzeit brachte. Der Mann, der immer schweigsam und mürrisch gewesen war, blickte heute ungewöhnlich freundlich, indessen entfernte er sich wieder, nachdem er sich nur kurz erkundigt hatte, ob der Arrestant noch besondere Wünsche habe, was Lorenzen verneinte; Letzterer hörte, wie Jener die Thür von außen wieder verschloß und den Schlüssel abzog.

In seiner trüben Stimmung fühlte er durchaus keinen Appetit und ließ das Essen noch lange unberührt; bei einem zufälligen Blicke auf dasselbe glaubte er aber, zu seiner Verwunderung, ein unter den Teller geschobenes Papier zu

erblicken. Er faßte mechanisch danach, denn für einen Gefangenen hat jede ungewöhnliche Kleinigkeit einen gewissen Reiz.

In der That fand er einen mit Bleistift beschriebenen Zettel, und seine Spannung erreichte schnell den höchsten Grad, als er bei einem flüchtigen Blicke darauf erkannte, daß das Papier für ihn bestimmt und zweifellos absichtlich von seinem Gefangenwärter hingelegt worden sei. Die Schrift hatte zierliche Züge, scheinbar von einer Frauenhand herrührend; es waren nur wenige Worte:

„Vertrauen Sie sich ganz dem Manne an, der Sie bewacht; er ist von der Freundin, die Sie zu retten sich gelobt hat, gewonnen worden. Befolgen Sie pünktlich seine Weisungen, sonst sind Sie unrettbar dem bereits über Sie verhängten Schicksale, zu lebenslänglicher Gefangenschaft in eine Festung der Inseln abgeführt zu werden, verfallen."

Unterzeichnet war das kleine Billet nicht, aber Lorenzen errieth sogleich, von wem es komme, obgleich er die Handschrift der Gräfin Mackenna nicht kannte.

Wie hätte er, bei allen Bedenken, die sich ihm über ihre Absichten etwa noch aufdrängen konnten, in seiner Lage zögern sollen, die ihm zur Rettung gebotene Hand freudig zu ergreifen? — Seine in letzter Zeit blaß gewordenen Wangen rötheten sich schnell wieder, seine Pulse begannen fieberhaft zu klopfen; er wußte jetzt bestimmt, daß es sich für ihn um mehr als das Leben handle.

Es ließ sich kaum denken, daß sie den alten Soldaten durch Geld allein gewonnen haben solle; jedenfalls — und so war es in der That — hatten noch andere Einflüsse, die sie sich dienstbar zu machen gewußt, auf ihn eingewirkt; Gräfin Ida hatte eine Menge von Bekanntschaften, die sich ihr gefällig zu sein bemühten.

Lorenzen sah der Entscheidung seines Schicksals mit un-

beschreiblicher Ungeduld entgegen; noch nie war ihm die Zeit so lang geworden. Er schwebte in den bangsten Zweifeln, ob der alte Invalide auch im Stande sein werde, ihn aus dem wohlbewachten Militairgefängnisse zu führen, oder ob er im letzten Augenblicke nicht bereuen werde, einen so argen Verstoß gegen seine Pflicht auf sich genommen zu haben.

Die Zelle des Arrestanten lag, nebst mehreren anderen, an einem langen Corridore, der an seinem Ende durch eine schwere Thür verschlossen wurde. Unmittelbar an derselben außerhalb befand sich die Stube des Gefangenwärters, der die Schlüssel dazu, sowie zu jeder einzelnen Zelle, besaß. Lorenzen erinnerte sich noch von dem Tage her, an dem er in das Militairgefängniß abgeliefert worden war, daß von dem Flure, auf dem der Invalide wohnte, in die untere Etage eine Treppe führte, an deren Fuße eine Schildwache mit geladenem Gewehre stand. Hier befand sich auch die Wachtstube für ein kleines Detaschement Infanterie. Ein großer Thorweg führte auf die Straße, und vor demselben standen wieder zwei Posten.

Nach der anderen Seite hin öffnete sich das Fenster seiner Zelle auf einen großen, düsteren Hof, auf dem fortwährend zwei Schildwachen patrouillirten, und war mit einem hölzernen Gitter versehen; hier schien also ein Entweichen unmöglich.

In dem Gebäude, das noch mehrere wegen leichter Vergehen Verurtheilte enthielt, ging es am Tage ziemlich geräuschvoll zu; Patrouillen und revidirende Offiziere gingen ab und zu. Mit einbrechender Nacht wurde es stiller, gegen Mitternacht kam dann nur die gewöhnliche Ronde, ein Offizier, der sich seines Auftrags, Wachen und Posten zu revidiren, so schnell als möglich zu entledigen pflegte; die einzelnen Gefangenen besuchte er nicht, obgleich dies in seiner Berechtigung lag.

Lorenzen war überzeugt, daß sein Aufseher die Ronde erst vorübergehen lassen werde, weil Wache und Posten dann ihren Dienst gewöhnlich nachlässiger betrieben.

Er hatte Recht gehabt. Schlaf kam natürlich nicht in seine Augen, und er hörte deutlich, wie die Posten die Ronde anriefen und stellten; dann trat wieder das tiefste Schweigen ein.

Die Uhren in der Stadt schlugen Mitternacht.

Bald darauf vernahm der Gefangene mit Herzklopfen leise Schritte auf dem Corridor draußen; in das Schloß seiner Thür wurde der Schlüssel gesteckt und vorsichtig umgedreht. Er hatte sein Licht bereits zu früher Stunde ausgelöscht, um dadurch kein Aufsehen zu erregen, dennoch erkannte er in der tiefen Dämmerung den alten Invaliden, der zu ihm eintrat. Dieser flüsterte ihm zu, sich ganz schweigend zu verhaltend, und ging dann an eine Arbeit, deren Zweck Lorenzen sofort begriff und ihm dabei behülflich war. Er durchschnitt nämlich geräuschlos ein Paar der hölzernen Gitterstäbe vor dem Fenster oben und unten und nahm die Stücke heraus, dann riß er das Betttuch in lange Streifen und knüpfte daraus eine Art von Seil, das er am Fenster befestigte und auf den Hof heraushängen ließ. Durch diese Vorkehrungen, von denen die Posten bei der Dunkelheit nichts bemerkten und die unter vier Händen schnell von statten gingen, sollte es den Anschein gewinnen, als sei der Gefangene durch das Fenster ausgebrochen und über den Hof in Freiheit gelangt.

Als Alles beendet war, flüsterte der Invalide, der bisher nur die nothwendigsten Worte mit Lorenzen gewechselt hatte, dem letzteren zu, ihm zu folgen. Beide verließen die Zelle, schritten vorsichtig über den Corridor und betraten dann das eigene Zimmer des Gefangenwärters, ohne daß

die unten an der Treppe stehende Schildwache ein Geräusch hätte vernehmen können.

„Sie sind jetzt vorläufig in Sicherheit,“ sagte der Däne, der doch blaß und ängstlich aussah, zu Lorenzen, — „und vor Tagesanbruch, um welche Zeit der große Thorweg unten geöffnet wird, läßt sich weiter Nichts thun; um dieselbe Zeit wird man auch Ihre Flucht entdecken, aber ich hoffe, daß man sich durch unsere Vorkehrungen in der Zelle täuschen läßt. Bei der dann entstehenden Verwirrung müssen Sie dreist und furchtlos an der Wache und ihren Posten am großen Thore vorübergehn —“

„Wie wäre das möglich?“ unterbrach ihn Lorenzen überrascht; — „am hellen Tage, in dieser Uniform?“

„Dafür ist bereits gesorgt; Sie werden diese Uniform eines Infanterie-Sergeanten anlegen, und wenn Sie nicht einem Offizier begegnen, wird Sie Niemand aufhalten.“

Der Alte zeigte ihm die bereit gehaltenen Kleidungsstücke und fuhr dann fort:

„Wahrscheinlich wird man Patrouillen durch die Stadt schicken und die ganze Polizei in Bewegung setzen, um Ihrer wieder habhaft zu werden. Die Dame, in deren Auftrage ich handle, — man hat mich versichert, daß man auch höheren Ortes Ihr Entkommen wünsche, und daß der König selbst darum weiß, Sie um des Volkes und der Armee willen aber nicht öffentlich begnadigen kann, sonst hätte ich mich nicht zu diesem gefährlichen Unternehmen entschlossen, — jene Dame ist die Frau Gräfin Mackenna, und in ihrem Hotel allein können Sie eine sichere Zuflucht finden. Begeben Sie sich auf dem nächsten Wege dahin, man erwartet Sie zu jeder Stunde.“

Lorenzen begriff, daß der Plan zu seiner Rettung nicht besser hatte angelegt werden können, so viel dabei auch dem

glücklichen Zufalle überlassen blieb. Er war entschlossen, ganz nach der erhaltenen Weisung zu handeln.

„Fürchten Sie nicht," fragte er den Alten, — „daß die Verantwortung für meine Entweichung schwer auf Sie fallen könnte?"

Der Invalide zuckte die Schultern und erwiderte mit einem leichten Seufzer:

„Ich hoffe, daß man eine ernsthafte Untersuchung unterdrücken wird, denn es wäre hart für einen alten Soldaten, wie ich bin, wenn er wegen Nachlässigkeit in seinem Dienste bestraft würde; im schlimmsten Falle aber hat die Frau Gräfin für meine Zukunft gesorgt."

Zwei bis drei unendlich langweilige Stunden vergingen Lorenzen noch, ehe der Tag dämmerte und der Alte, mit dem er kein weiteres Wort gewechselt hatte, ihn aufforderte, seine Verkleidung anzulegen und sich bereit zu machen. Bald stand er in der rothen Uniform mit dem Sergeanten-Abzeichen da, und der alte Invalide versicherte, daß Niemand, wenn er sicher und rasch an ihm vorübergehe, in ihm einen entweichenden Gefangenen vermuthen werde; er rieth ihm, wenn er ja angesprochen würde, nur kurz zu antworten, daß er sich im Dienste befinde und Eile habe, und sich durchaus nicht auf ein längeres Gespräch, bei dem ihn sein deutscher Accent verdächtig machen könne, einzulassen. Beide saßen sich dann schweigend gegenüber und warteten auf das Oeffnen des großen Thores, das der Wache im Erdgeschosse oblag. Sehr mißlich wäre es gewesen, wenn die Schildwachen auf dem Hofe schon früher bemerkt hätten, daß ein Gefangener entsprungen sei; dies ließ sich aber kaum annehmen, da sie in ziemlicher Entfernung von dem Fenster Lorenzens auf- und niederzugehen pflegten und der Morgen trübe und neblig war.

Endlich konnte man im unteren Stockwerke die Wache

in das Gewehr treten und den schweren Thorweg öffnen hören. Lorenzens Herz klopfte laut, auch der Invalide fing an sehr unruhig zu werden, je näher die Entscheidung rückte. Noch eine halbe Stunde, in der Beide fast athemlos lauschten, verstrich, dann wurde es unten auf einmal sehr lebendig. Der Invalide öffnete leise die Thür seines Zimmers.

Die Wachtmannschaften liefen hin und her, der kommandirende Corporal fluchte gewaltig und stürzte, nachdem er jedenfalls die Meldung von dem sonderbaren Aussehen des einen Zellenfensters erhalten, nach dem Hofe.

„Jetzt ist es Zeit!“ flüsterte der Invalide, augenscheinlich bemüht, seine Aufregung zu unterdrücken, Lorenzen zu. Der Lieutenant reichte ihm nur noch flüchtig die Hand und stieg dann entschlossen und schnell die Treppe hinab. Er befand sich im vollen Dienstanzuge, mit Seitengewehr und Käppi, welchen letzteren er tief in die Augen gedrückt hatte.

Die dänischen Infanteristen rannten auf dem Flur bunt durcheinander, sich gegenseitig befragend und antwortend, was es eigentlich gebe. Die Thorflügel standen weit geöffnet, und die beiden davor postirten Schildwachen lehnten, mit dem Gewehr im Arm, an den Pfosten, um ihre Neugierde auf das, was im Inneren des Gebäudes vorging, zu befriedigen; der Wachtkommandant befand sich noch auf dem Hofe, wo er glücklicherweise seine Zeit damit verlor, den Schildwachen Vorwürfe über ihre Nachlässigkeit zu machen.

Lorenzen übersah mit einem Blicke, daß der Zeitpunkt zu seiner Flucht gar nicht günstiger sein könne; ohne zu zögern, stieg er die Treppe vollends hinab und schritt schnell der Ausgangsthür, durch die er die freie Straße erblickte, zu. Die verwirrten Soldaten sahen nur die Abzeichen des Sergeantenranges und wichen aus, um ihm die Honneurs zu machen; Niemand schien daran zu denken und sich zu fragen,

was der Sergeant, der doch nicht zur Wache gehörte, zu dieser frühen Stunde in dem Gebäude zu thun habe.

Die beiden Schildwachen am Thore achteten gar nicht auf ihn; erst, als er bereits auf die noch ganz menschenleere Straße getreten war und ihnen den Rücken wandte, wurden sie darauf aufmerksam, daß Jemand das Gebäude verlassen habe. Den einen Soldaten mochte wohl ein plötzliches Mißtrauen überkommen; Lorenzen hörte auch, wie er zu seinem Kameraden sagte:

„Hast Du gesehen, wer eben durch das Thor gegangen ist? — Wohin will Der wohl?“

„Siehst Du nicht, daß es ein Sergeant ist?“ meinte der Andere gleichmüthig.

Lorenzen vernahm ihre weitere Unterhaltung nicht mehr; raschen Schrittes, als habe er ein wichtiges Dienstgeschäft, ging er, ohne sich umzusehen oder irgend eine Aengstlichkeit zu verrathen, die Straße hinauf; es war ihm unbekannt, wohin dieselbe führe, aber er gedachte sich schon zu orientiren. Kopenhagen bot noch ganz das Bild einer im tiefen Schlummer liegenden großen Stadt dar; Thüren und Fensterläden waren noch geschlossen, und nur selten schlenderte ein Arbeiter dem Hafen zu.

Ungehindert kam Lorenzen, nachdem er den richtigen Weg gefunden hatte, in der Amalienstraße, die noch ebenso todt wie die übrigen aussah, an; er war in einiger Verlegenheit, wie er in das Hôtel der Gräfin Einlaß erhalten solle, obgleich der alte Invalide ihm gesagt hatte, daß er daselbst zu jeder Stunde erwartet werde. Das Haus war auf seiner Vorderfront noch geschlossen, wie alle übrigen. Unwillkürlich erinnerte Lorenzen sich des Nebeneinganges, durch den er vor langer Zeit einmal von der Kammerfrau der Gräfin zu der letzteren geführt worden war, — eine in vieler Beziehung sehr unerquickliche Erinnerung für ihn.

Auf der offenen Straße zu zögern, war indessen gefährlich, und schnell betrat er die schmale Gasse, die zu jenem Pförtchen im Seitenflügel des Hôtels führte.

Seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuscht, die kleine Thür stand geöffnet, und als er sich ihr näherte, erblickte er eine weibliche Gestalt, die, zum Schutze gegen die kalte Morgenluft in einen Mantel gehüllt, und noch ziemlich schlaftrunken, wie es den Anschein hatte, in ihr lehnte. Er erkannte sofort Johanna, die Kammerfrau Gräfin Ida's, und als sie seine Schritte vernahm, fuhr sie auf, blickte scharf nach ihm und kam ihm dann entgegen.

„Gott sei Dank, daß Sie gerettet sind, Herr Lieutenant!" waren ihre ersten Worte, die auch aus dem Herzen zu kommen schienen.

„Ich bin es. Wohin sollen Sie mich führen?"

„Natürlich in das Haus, zur Frau Gräfin selbst. Sie hat sich nicht ausgekleidet und in der ganzen Nacht kein Auge geschlossen. O wenn Sie wüßten, welche Angst sie Ihrethalben ausgestanden hat! — sie ist zu stolz, um es zeigen zu wollen, aber ich kenne sie doch, — mich, die ich ihr schon seit so langen Jahren treu diene, kann sie nicht täuschen. Wer vor anderthalb Jahren gedacht hätte, daß es so kommen würde, Herr Lieutenant!"

Lorenzen antwortete Nichts, sondern ließ sich von der in solcher Weise fortplaudernden Kammerfrau denselben Weg führen, den er damals, freilich unter ganz anderen Verhältnissen, schon einmal in ihrer Begleitung gemacht hatte. Die Erinnerung an jenen Abend trat wider recht lebhaft in sein Gedächtniß, und damit stellte sich bei ihm die peinliche Befürchtung ein, er sei der einen Gefahr nur entgangen, um sich in eine andere zu begeben. Gräfin Ida hatte sich jetzt eine gewisse Macht über ihn erworben; es kostete sie, wenn sie erzürnt wurde, nur ein Wort, ihn dem über ihn ver-

hängten Schicksale, das sich durch seine Flucht nur verschlimmert haben konnte, wieder preiszugeben.

Diese Erwägung war gerade nicht angenehm für ihn, aber was wäre ihm jetzt Anderes übrig geblieben, als vorwärts zu gehen? — In einem Vorzimmer legte er Käppi und Seitengewehr ab und trat dann in das Zimmer, das Johanna ihm öffnete, nachdem sie vorher hineingetreten war und ihre Herrin kurz benachrichtigt hatte.

Es war dasselbe Gemach, in dem Gräfin Ida damals den jungen Offizier empfangen hatte, aber auf den ersten Blick mußte er bemerken, daß es ganz anders aussah. Heute sah er nur einen einfach und geschmackvoll meublirten kleinen Empfangssalon vor sich.

Gräfin Ida trat ihm einige Schritte entgegen.

Sie war sehr einfach, ganz in Schwarz, gekleidet, was ihre Schönheit in den meisten Augen noch erhöhen konnte; ihr Gesicht war überwacht und ernst, ihr ganzes Benehmen gemessen und würdevoll. Jedenfalls lag es ihr daran, Lorenzen in einem ganz anderen Lichte als damals zu erscheinen, wie sie es schon in seinem Gefängnisse versucht hatte. Sie reichte ihm die Hand zum Kusse, und als sie ihn dabei anblickte, überflog ein Lächeln ihre Züge.

„Verzeihen Sie, mein Freund," sagte sie, seinen Dank übergehend, — „daß ich mich in diesem ernsten Augenblicke fast zum Scherzen geneigt fühle, wenn ich Sie in Ihrer Verkleidung ansehe; ich muß daran denken, was Seine Majestät der König dazu sagen würde, Sie unter Dero Fahnen freiwillig zurückgekehrt zu sehn. Aber sprechen wir jetzt vernünftig! Setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir alle einzelnen Umstände Ihrer Flucht, die mich im höchsten Grade interessiren. Glauben Sie mir, ich habe alle Minen springen lassen müssen, um den alten pflichtgetreuen Soldaten, Ihren Aufseher, für mich zu gewinnen,

— es war keine leichte Sache, aber ich bin stolz darauf, sie so glücklich durchgeführt zu haben."

„Ich werde nie vergessen können, gnädige Frau, welch' unendlichen Dank ich Ihnen schulde."

„Lassen Sie das! Aufrichtig gesagt, war das Interesse für Sie nicht der einzige Beweggrund zu diesem abenteuerlichen Handeln, es lag mir auch daran, meinen Feinden und allen Ungläubigen zu beweisen, daß ich keine Unmöglichkeit kenne, sobald ich meinen Willen durchsetzen will. Ich habe viele Feinde hier in Kopenhagen, Lorenzen, — Sie glauben es kaum, denn es sind Verhältnisse, in die Sie nicht klar hineinzublicken vermögen, — und es lohnt sich für mich wohl der Mühe, mir Freunde zu schaffen oder zu erhalten. Ich hoffe, jetzt auf Ihre Freundschaft zählen zu können."

„Gnädige Frau, ich wäre des schwärzesten Undanks schuldig, wenn Sie sich täuschten."

Lorenzen war noch immer in einiger Verlegenheit, da er noch nicht wußte, wo hinaus die Gräfin wollte. Sie bemerkte es wohl, denn, ihm abermals die Hand reichend, sagte sie mit leichtem, unbefangenen Lächeln:

„Ich beanspruche nicht mehr als diese Freundschaft."

„Es gab einmal eine Zeit," fügte sie hinzu, indem sie sich zurücklehnte, die Augen halb schloß und leise, wie eine Träumende, sprach, — „in der ich so thörig war, mir Phantasiegebilde zu machen, die nie zur Wirklichkeit werden konnten; es war ein Rausch, der schnell genug vorüberflog!"

Sie seufzte leise, und während sie sich stellte, als habe es gar nicht in ihrer Absicht gelegen, daß Lorenzen diese Worte vernehmen solle, beobachtete sie doch scharf, welchen Eindruck sie auf ihn machten. Als sie bemerkte, daß er die Augen zu Boden senkte und sich offenbar peinlich berührt fühlte, schlug sie schnell einen anderen Ton an.

„Was sprechen wir noch von der Vergangenheit?" rief

sie lebhaft. „Blicken wir lieber in die Zukunft, die sich ja jetzt für uns Beide recht glücklich gestalten zu wollen scheint! — Erzählen Sie mir von Ihrer Flucht, mein Freund, und lassen Sie uns dann berathen, wie es möglich zu machen ist, daß Sie sicher und schnell zu Ihrer geliebten Braut zurückkehren! Ich meine, Emma Staffelt wird sich nicht wenig in meiner Schuld fühlen."

„Sie wird Sie wie eine Heilige verehren, gnädige Frau."

„Ich eine Heilige?" rief Gräfin Ida, beinahe konvulsivisch lachend. „Lieber Lorenzen, ich habe nie nach der Aureole und der Canonisationsbulle des Papstes getrachtet! Ich bin ein Weib mit allen Schwächen seines Geschlechts und ganz zufrieden, wenn man nur anerkennt, daß im Grunde meines Herzens auch ein bischen tiefes und wahres Gefühl liegt."

In ihrem Lachen sprach sich doch eine gewisse Bitterkeit aus. Lorenzen beeilte sich, ihr über diese Stimmung fortzuhelfen, indem er die Geschichte seines Entkommens aus dem Gefängnisse erzählte; die Gräfin hörte ihm aufmerksam zu. Als er geendet hatte, meinte sie:

„So fest ich davon überzeugt bin, daß man höheren Ortes recht zufrieden damit sein wird, sich die Ausführung der über Sie verhängten Strafe ersparen zu können, werden Sie doch mit mir überzeugt sein, daß man aus leicht erklärlichen Rücksichten kein Mittel unversucht lassen darf, Ihrer Person wieder habhaft zu werden. Sie können die Stadt noch nicht verlassen, und es giebt keinen besseren Versteck für Sie als mein Haus; Sie werden mit seiner Gastfreundschaft noch einige Zeit vorlieb nehmen müssen."

„Ich fürchte, daß meine Anwesenheit Sie gefährden könnte."

„Durchaus nicht! Niemand hat Sie eintreten gesehn als meine Johanna, und diese ist in meinen Angelegenheiten

verschwiegen wie das Grab. Freilich, der König und meine Freundin Luise werden, sobald sie von der Flucht des deutschen Offiziers hören, sofort ausrufen: „Dabei hat diese verteufelte Frau, die Gräfin Mackenna, wieder die Hand im Spiele gehabt!“ — andere Leute werden dasselbe denken. Aber was schadet das? Man ist mir schuldig, einen öffentlichen Skandal zu vermeiden, und ließe man es sich einfallen, mich zur Rede zu stellen oder gar mein Haus nach dem Flüchtigen zu durchsuchen, so würde ich sie auslachen und nachher eine glänzende Satisfaktion verlangen. Nein, Sie sind hier ganz sicher, Lorenzen. Legen Sie nun diese Uniform, die Sie nicht besonders kleidet, ab, nachdem Sie sich in den Zimmern, die schon für Sie bereit stehn und die Johanna Ihnen anweisen wird, häuslich eingerichtet haben; es wird Ihnen, als meinem Gaste, an Nichts fehlen als an der Freiheit, die ich Ihnen vorläufig zu geben noch nicht im Stande bin.“

„Und Herr von Stjernborg?“ fragte Lorenzen. „Weiß er um das Geheimniß?“

„Bewahre der Himmel! dann würde es nicht lange Geheimniß bleiben, denn er ist schwatzhaft wie eine Elster und — im Vertrauen gesagt — eifersüchtig wie Othello. Gott sei Dank! er ist nicht der Mann, der mich zu seiner Desdemona machen könnte! — Erholen Sie sich jetzt in aller Gemüthsruhe von den Anstrengungen der letzten Zeit; nachher hoffe ich Sie wiederzusehen!“

Gräfin Ida war wieder in der besten Laune. Sie klingelte ihrer Kammerfrau und beauftragte dieselbe, den Lieutenant nach der für ihn eingerichteten Wohnung zu führen.

Diese lag nicht weit entfernt, in demselben Flügel des großen Hauses, den die Gräfin gewöhnlich bewohnte. Zwei Zimmer, deren Fenster sich auf den Garten öffneten





und so versteckt lagen, daß sie keiner unberufenen Beobachtung ausgesetzt sein konnten, waren nicht allein mit allen Bequemlichkeiten versehen worden, sondern auch mit so luxuriösen Annehmlichkeiten ausgestattet, wie sich Lorenzen in seinen bescheidenen Verhältnissen ihrer selten erfreut hatte.

Obgleich er genug über das Benehmen der sonderbaren Frau zu denken fand, befolgte er doch ihren Rath, zunächst die ihm so sehr nöthige Ruhe zu suchen; sein eigenes weiteres Verhalten beschloß er den Verhältnissen zu überlassen. —

---

## Zweites Kapitel.

Gräfin Ida hatte sich in einer Beziehung durchaus nicht getäuscht; als der König erfuhr, daß der deutsche Deserteur aus seinem Gefängnisse entwischt sei, zweifelte er keinen Augenblick, daß sie demselben zu seiner Flucht behülflich gewesen sei; Luise Rasmussen und alle Uebrigen dachten dasselbe.

Der König war übrigens durchaus nicht zornig, sondern äußerte sogar einigen Vertrauten gegenüber, es sei ihm lieb, daß er nun doch nicht zu strafen brauche, wo er nicht habe begnadigen können. Dies hinderte aber durchaus nicht, daß alle Maßregeln getroffen wurden, dem Entflohenen nachzuspüren und ihn wieder einzubringen; einen offenen Verdacht gegen die Gräfin Mackenna wagte Niemand auszusprechen. Nur Wenige wünschten, daß man Lorenzens wieder habhaft werden möge, denn persönliche Feinde hatte er nicht, und so weit ließ sich doch selbst in dem vom Nationalitätshasse Fanatisirtesten das Gefühl nicht ersticken, daß er das

dem jungen Offizier bevorstehende Loos nicht für äußerst hart und beklagenswerth gehalten haben sollte.

Die Untersuchung über den Fall wurde auch noch um so lässiger geführt, als andere wichtigere Ereignisse die allgemeine Aufmerksamkeit fesselten; was konnte man sich viel um einen einzelnen gefangenen Subaltern-Offizier bekümmern? — Der alte Invalide, der einen so schlechten Gefangenwärter abgegeben hatte, erhielt einen anderen Posten, nachdem es ihm gelungen war, sich von jedem Verdachte der Begünstigung des Flüchtlings zu reinigen, und die Gräfin bezahlte ihm den Dienst, den er ihr geleistet hatte, jedenfalls nicht schlecht; die Schildwachen, die auf dem Hofe gestanden hatten, bekamen, da Alles auf ihre Nachlässigkeit geschoben wurde, einige Tage Arrest, und damit war die ganze Sache vorläufig abgemacht.

Der König fand in dieser Zeit nicht Gelegenheit, die Gräfin Mackenna zu sehen und zu sprechen, denn sie hielt sich vom Hofe fern, seitdem ihr der Kammerherr hatte verkünden müssen, daß sie in Ungnade gefallen sei. Dem Letzteren fühlte der König übrigens doch auf den Zahn, ob er etwas von der Sache wisse, aber das unverstellt verdutzte Gesicht, das er dazu machte, und seine offenbar wahrheitsgetreue Versicherung, daß er unschuldig sei, rechtfertigten ihn vollkommen. Der gute Kammerherr war übrigens auch weit davon entfernt, sich für überzeugt zu halten, daß die Gräfin wirklich noch bei der Rettung des Gefangenen mitgewirkt habe; er dachte nur noch daran, wie er sich ihre Gunst wiedergewinnen könne, aber dies schien eine schwere Sache, da sie ihn in den nächsten Tagen nicht einmal vor sich ließ, bald Unwohlsein, bald überhäufte Beschäftigung vorschützend.

Gräfin Ida erhielt bald einen Besuch von ihrer guten Freundin Luise, die es nicht unterlassen konnte, auf Re-

cognoscirung auszugehen; konnte sie sich auch bereits für überzeugt halten, daß Ida in den Augen des Königs zu viel verloren habe, um ihr je noch einmal gefährlich zu werden, so würde es ihr doch stets ein großes Vergnügen gemacht haben, die dereinstige Nebenbuhlerin zu demüthigen und bei ihr Schwächen herauszufinden, die sie in Anderer Augen herabzusetzen vermochten.

Die Gräfin errieth diese Absicht recht gut und war darauf vorbereitet. Sie empfing die kleine Frau, die wieder von Freundschaftsversicherungen überfloß, in der gleichen Weise und mit dem heitersten Gesichte.

„Unser hübscher deutscher Offizier ist entwischt, wissen Sie es schon, Verehrteste?“ war eine der ersten Fragen, welche Jene an Ida nach der gegenseitigen Begrüßung richtete.

„Man spricht in der Stadt davon; sollte sich das Gerücht wirklich bestätigen?“

„Es ist ganz gewiß, — der Kriegsminister hat bereits dem Könige die Meldung gemacht.“

„Dann freut es mich von Herzen, daß der kühne Streich des jungen Mannes gelungen ist,“ meinte Gräfin Ida unbefangen.

„Freilich, alle Welt weiß, daß Sie sich immer für ihn interessirt haben.“

„Sie wissen es am besten, liebe Luise, und kennen, nachdem ich mich zu Ihnen neulich ausgesprochen, meine Gründe dafür. Auch dieses Mal hatte ich die Absicht, Alles aufzubieten, um den jungen Mann vor der ihn bedrohenden schweren und schimpflichen Strafe zu erretten, und hatte bereits den Entschluß gefaßt, deshalb Ihre Freundschaft und Ihre Verwendung bei Seiner Majestät in Anspruch zu nehmen, als ich erfuhr, daß bereits andere Freunde oder der Gefangene sich selbst geholfen hätten.“

„Sie hatten wirklich keine Ahnung von seiner Absicht, zu entfliehen? — man sagt doch, daß Sie ihn in seinem Gefängnisse gesprochen hätten.“

„Gewiß, in Gegenwart meines verlobten Bräutigams, Stjernborgs; daran wird man doch wohl nicht gar einen Anstoß nehmen wollen?“

„Bewahre! — Welche Mittheilungen hat er Ihnen denn gemacht, beste Ida?“

„Er bat mich, meinen Einfluß für ihn aufzubieten, um zu erreichen, daß er als Kriegsgefangener angesehen werde, — Sie wissen, liebe Luise, daß ich Nichts mehr vermag, die Erfüllung seiner Bitte hat mir den letzten Rest der Gnade Seiner Majestät entzogen. Er sprach auch davon, daß er sich für berechtigt halte, die Flucht zu versuchen, wenn sich eine Gelegenheit dazu bieten sollte, da man in Bezug auf ihn alle völkerrechtlichen Bestimmungen gebrochen habe. Sie begreifen, daß ich auf diesen delikaten Punkt nicht näher eingehen konnte, wir standen auf zu verschiedenen Parteistandpunkten. Ich ertheilte ihm daher nur den Rath, keinen unbesonnenen Schritt zu thun, bevor ich versucht hätte, die Sache im Wege der Gnade Seiner Majestät des Königs zu erledigen. Sagen Sie Das bei Gelegenheit dem Könige, meine theure Freundin, — er wird mich dann vielleicht weniger hart beurtheilen. Nun, da meine Bemühungen vergeblich gewesen sind und der junge Mann den tollkühnen Streich einmal mit glücklichem Erfolge gemacht hat, wünsche ich ihm von Herzen Glück dazu. Was kümmern mich, eine Frau, die Militairgesetze und das hochnothpeinliche Kriegsgericht? — Denken Sie nicht auch so, beste Luise?“

Gräfin Ida sprach so unbefangen, daß die kleine Frau sich geneigt gefühlt haben würde, ihr Glauben zu schenken, wäre sie selbst nicht eine so große Intriguantin gewesen;

die scheinbare Offenheit der jungen Wittwe bestärkte sie jetzt nur noch in ihrem Verdachte, indessen nickte sie zustimmend mit dem Kopfe.

„Allerdings, ich habe auch Mitleiden für sein trauriges Schicksal gehabt; er ist ja obenein noch mein Landsmann. Ich bedaure, daß ich Nichts für ihn habe thun können; ich würde mich noch jetzt dazu bereit finden lassen, wüßte ich nur, wo er sich befindet; er kann noch nicht außer aller Gefahr sein."

Ueber das Gesicht der Gräfin zuckte blitzschnell ein ironisches Lächeln; wenn ihre Freundin die Absicht gehabt hatte, ihr eine Falle zu stellen, so war dieselbe doch etwas zu plump angelegt gewesen.

„Ich kenne Ihr gutes Herz, Luise", meinte sie, — „aber leider sind wir nicht mehr im Stande, Etwas für unseren jungen Freund zu thun."

„Man sollte glauben, er halte sich noch in Kopenhagen auf," fuhr die kleine Dame lauernd fort; — „eine große Stadt bietet leichter als die Landstraße Gelegenheit, sich zu verstecken; in der ganzen Umgegend schwärmen Gensd'armen umher, er würde ihnen nicht entgehen können."

„Der Arme!" seufzte die Gräfin sehr natürlich.

Die Andere blickte sie überrascht an; die Besorgniß Ida's schien ihr unverstellt zu sein.

„Wenn er sich noch hier befindet, wird er nicht unterlassen, Ihnen davon Nachricht zu geben."

„Zu welchem Zwecke?"

„Er würde vielleicht die Gastfreundschaft Ihres Hauses in Anspruch nehmen."

Gräfin Ida blickte sie stolz und fest an und sagte dann kalt:

„In diesem Falle würde es mir leid thun, ihm eine abschlägliche Antwort zu Theil werden lassen zu müssen.

Ich fürchte nicht etwa für meine persönliche Sicherheit, aber Sie werden einsehen, liebe Luise, daß es mich, zumal bei meinem jetzigen Verhältnisse zu Stjernborg, arg compromittiren müßte, wenn ich dem jungen Offizier in dieser Weise meinen Schutz angedeihen ließe."

„O Stjernborg!" lachte die kleine Dame. „Sie haben ja nie danach gefragt, beste Ida, ob Sie sich compromittiren könnten!"

„Die Zeit der Jugendthorheiten ist vorüber, liebe Freundin," erwiderte die Gräfin, augenscheinlich empfindlich. „Sie werden die Erfahrung machen, daß ich mit der Hand des Mannes, an dessen Seite ich vor den Altar trete, auch die Verpflichtung übernehme, seinen Namen und seine Ehre nie bloßzustellen."

Die Gräfin sprach mit der imponirenden Würde, die sie so gut anzunehmen verstand, und unwillkürlich erstarb das spöttisch ungläubige Lächeln auf Luisen's Gesicht.

„Sie weiß wirklich nicht, wo er sich befindet," dachte sie bei sich, und laut sagte sie:

„Da Sie mit so großem Ernste sprechen, liebe Freundin, habe ich kein Recht, an Ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Ich glaubte bisher immer noch, Sie machten sich mit Stjernborg einen Spaß. Wahrhaftig, man hat Recht, Sie eine phantastische Frau zu nennen, Sie springen aus einem Extreme in das andere über; Herr von Stjernborg kann sich glücklich preisen, ein solches Muster von Gattin zu erhalten."

„Ich hoffe es," sagte die Gräfin trocken, den Spott, der in den Worten liegen konnte, ganz übergehend.

Die kleine Dame fragte nicht mehr nach dem Lieutenant Lorenzen, denn sie hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß sie von Ida doch keine genügende Auskunft erhalten werde. Sie ärgerte sich nicht wenig, daß sie Jener keinen Vortheil

hatte abgewinnen können, und nahm sich vor, sie scharf zu beobachten, um eine bessere Gelegenheit, ihre Zwecke zu erreichen, wahrzunehmen.

Beide schieden wieder äußerlich als die besten Freundinnen.

„Jetzt bin ich sicher," sagte sich Gräfin Ida triumphirend; — „sie ahnt Nichts, und wenn sie in der Absicht, mich auszuspioniren, kam, so ist es mir gelungen, sie vollkommen zu täuschen. Kein Mensch wird mich nun mehr mit seinem Verdachte auf Lorenzen belästigen. Wenn ich bei ihm selbst doch ein ebenso leichtes Spiel hätte!"

Der Ausdruck ihres Gesichts wurde wieder traurig und nachdenklich; wer sie beobachtet hätte, wie sie schweigend und träumend dasaß und, ohne es zu wissen, die kostbaren Spitzenärmel zwischen den feinen Fingern zerknitterte, wer dem krampfhaften Zucken um ihren schönen Mund und dem düsteren Glühen der schwarzen Augen Aufmerksamkeit schenkte, der würde haben begreifen müssen, daß in ihrem Busen ein Kampf großer Leidenschaften auf- und niederwoge, die sie nur mit der äußersten Mühe vor Anderer Augen zu bezähmen vermochte. Sie war immer heftig und feurig gewesen, wie man weiß; seitdem Lorenzen aber nach Kopenhagen gekommen und nun gar erst, seitdem er sich in ihrem Hause befand, vermochte sie sich kaum noch zu beherrschen. Die alte Neigung zu dem jungen Offizier hatte eigentlich nie geschlummert, die Eifersucht auf Emma, die glückliche Braut, hatte sie wach erhalten, und Gräfin Ida würde den damals mißlungenen Anschlag auf das Glück der beiden Verlobten schon längst wiederholt haben, hätten die kriegerischen Verhältnisse nicht jeden dahin zielenden Versuch unmöglich gemacht.

Jetzt bot sich ihr eine Gelegenheit, wie sie dieselbe kaum jemals hatte erwarten können, wieder auf Lorenzen

einzuwirken; jetzt, wo ihn die Dankbarkeit an sie fesselte, wo es ihr gelungen war, ihm den Glauben an ihren edlen Charakter und ihr tief empfindendes Gemüth einzuflößen, und wo sie endlich den unberechenbaren Vortheil für sich hatte, ihn in ihrem Hause zu beherbergen, was einen innigeren Anschluß Beider bedingte, — jetzt galt es, noch einmal den Kampf um sein Herz aufzunehmen. Gräfin Ida dachte nicht mehr an eine leichte Galanterie, die ihr nur einige Stunden verkürzen sollte, sondern sie war fest entschlossen, wenn Lorenzen sich ihren Wünschen geneigt zeige, ihren Verlobten, den Kammerherrn, auf immer zu verabschieden und Jenem nach Deutschland oder wohin er sonst wollte, zu folgen; das Opfer ihres Vaterlandes, ihrer gesellschaftlichen Stellung und eines Theiles ihres Vermögens schien ihr gering im Vergleich zu dem Glücke, das sie an der Seite des geliebten Mannes mit leidenschaftlicher Sehnsucht zu finden hoffte.

Dem Lieutenant fehlte es in ihrem Hause an Nichts als an seiner Gemüthsruhe, die letztere war aber um so mehr gestört, als er nicht einmal wagen durfte, an Emma zu schreiben, daß er gerettet sei und wo er sich befinde, weil ein solcher Brief durch unglücklichen Zufall zum Verräther hätte werden können; er schuldete nicht allein sich selbst, sondern auch der Gräfin die größte Behutsamkeit.

Die junge Wittwe hatte die vertraulichste Lebensweise zwischen ihnen eingeführt, wogegen er, ohne sie zu beleidigen, keine Einwendung hatte machen können. Sie frühstückten und speisten, nur von Johanna bedient, unter vier Augen, Nachmittags unterhielten sie sich oder lasen zusammen, und selbst Abends schien sich Ida nur schwer von ihrem Gaste trennen zu können. Die vergnügungssüchtige Frau war auf einmal sehr häuslich geworden; nur selten zeigte sie sich auf öffentlichen Promenaden und in der Oper,

um durch ihre gänzliche Zurückgezogenheit nicht den Verdacht zu erregen, daß sie daheim eine interessantere Unterhaltung gefunden habe. Den Kammerherrn von Stjernborg, der nicht müde geworden war, als reuiger Sünder um ihre Verzeihung zu betteln, obgleich er sich durchaus keiner Schuld gegen sie bewußt sein konnte, empfing sie nur in ihren Visitenstunden am Vormittage und zeigte dann in ihrem Benehmen eine Kälte, die jedem Anderen gewiß das Wiederkommen verleidet haben würde.

Lorenzen konnte anfänglich nichts Beunruhigendes in dem Wesen der Gräfin finden, denn es war rein freundschaftlich ihm gegenüber, aber allmälig veränderte es sich auf so feine und schlaue Weise, daß er selbst es fast nicht bemerkte. Hatte sie früher mit ihm auf die theilnahmvollste Weise von seiner Braut gesprochen, so vermied sie jede Erwähnung derselben jetzt gänzlich, ebenso wenig war von Herrn von Stjernborg die Rede. Auch von Lorenzen's bevorstehender Abreise wollte sie Nichts wissen, und machte er eine Andeutung darauf, so sprach sie ihre Befürchtung aus, daß es noch zu früh damit sein möchte, und theilte ihm am anderen Tage gewiß mit, daß sie in Erfahrung gebracht habe, man spüre ihm noch immer auf das Eifrigste nach. Der Lieutenant fand keinen Grund, an solchen mit großer Sicherheit vorgetragenen Mittheilungen zu zweifeln, und gebot, da er durchaus nicht Lust hatte, noch einmal in das Gefängniß zu wandern, der lebhaften Sehnsucht, zu den Seinigen zurückzukehren und an den Waffenthaten seiner Kameraden theilzunehmen, Schweigen.

Gegen vierzehn Tage waren auf diese Weise verflossen, und der junge Mann hätte blind sein müssen, wäre ihm nicht endlich aufgefallen, in welchem Grade die Vertraulichkeit seiner schönen Schützerin zunahm und daß er sich wieder in ihrem Herzen auf demselben Standpunkte befinde,

den er schon einmal siegreich überwunden zu haben glaubte. Er erschrak, denn er erkannte, wohin sie mit ihrem ganzen bisherigen Verhalten gegen ihn ziele. Dennoch war das Gefühl der Dankbarkeit in ihm zu mächtig, um die leidenschaftliche Frau, die sich ihm zum zweiten Male antrug, verdammen zu können; er glaubte an die Aufrichtigkeit dieser Liebe, die er so sehr fürchtete, und bemitleidete die Gräfin; andererseits fühlte er die Verpflichtung, dem schmerzlichen Kampfe, den ihr Herz bestehen mochte, entschlossen ein Ende zu machen und abzureisen, sollte er dabei auch Gefahr laufen.

Gräfin Ida und Lorenzen saßen wieder beim Frühstück, Erstere in einfacher und eleganter Morgentoilette, in der sie reizender und verführerischer als im glänzendsten Ballschmucke erschien. Ihre feurigen schwarzen Augen hatten einen schmachtenden, träumerischen Ausdruck, wenn sie sich auf Lorenzen richteten, der an diesem Morgen ungewöhnlich unruhig erschien, als ob er etwas Besonderes auf dem Herzen habe.

Sie mußte es wohl bemerken, denn sie lächelte heimlich, vielleicht gab sie sich einer täuschenden Hoffnung hin. Endlich fragte sie ihn mit aufmunterndem Blicke, was ihm fehle.

„Gnädige Frau,“ antwortete er, die Augen niederschlagend, — „Sie haben mir so unendlich viel Güte und Freundlichkeit erwiesen, daß es mich keine geringe Mühe kostet, Ihnen meinen Entschluß, schleunigst abzureisen, mittheilen zu müssen.“

Gräfin Ida starrte ihn groß an und wurde todtenbleich.

„Sie wollen abreisen? Schleunigst?“ wiederholte sie mit zitternder Stimme.

„Meine Pflicht als Soldat gebietet es, ich bin dem Vaterlande meinen Arm schuldig.“

„Sind Sie denn nach den Erfahrungen, die Sie gemacht haben,“ fuhr die Gräfin auf, während sich ihre Wan-

gen allmälig wieder rötheten, — „noch immer so verblendet, sich einer Sache weihen zu wollen, die so wenig Erfolg verspricht, voraussichtlich unterliegen wird, ja, unterliegen muß?"

„Gnädige Frau, eine Sache, die so tief und heilig in den Seelen Derer, welche für sie kämpfen, eingewurzelt ist, wie die Schleswig-Holsteins in den Herzen seiner Kinder, muß triumphiren."

„Ach wir wollen nicht von Politik sprechen; es handelt sich nur um Ihre Person. Sie können nicht abreisen, jetzt auf keinen Fall!"

„Warum nicht, Frau Gräfin?"

„Weil Ihre Verfolger noch nicht in der Wachsamkeit nachgelassen haben."

„Wenn dies bis jetzt noch nicht geschehen ist, so habe ich wenig Aussicht, überhaupt unbelästigt zu entkommen."

„Man könnte bemerken, daß Sie mein Haus verlassen, und das würde mich kompromittiren."

„Gnädige Frau, es wird meine wichtigste Aufgabe sein, dafür zu sorgen, daß dies nicht geschehen kann."

Gräfin Ida hatte sehr heftig gesprochen, Lorenzen bescheiden, aber mit Bestimmtheit. Die schöne Wittwe war so aufgeregt, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Als sie bemerkte, daß der Lieutenant fest entschlossen sei, sich durch ihre wenig stichhaltigen Einwendungen nicht schwankend machen zu lassen, änderte sie ihr Benehmen und begann zu bitten.

Aber Lorenzen war auch auf diese Taktik vorbereitet, er hatte sie sogar noch mehr als alles Andere gefürchtet. Er sprach ihr nochmals seinen tiefgefühltesten Dank aus, hob besonders hervor, daß ihn seine Pflicht als Soldat nach der Heimath rufe, und fügte hinzu, daß es ihre Güte mißbrauchen und sie unnützer Gefahr aussetzen hieße, wenn er

sich länger in ihrem Hause versteckt halten wolle; er deutete dabei auch kurz und taktvoll auf ihr Verhältniß zu dem Kammerherren hin.

„Stjernborg?" rief die Dame heftig. „Sprechen Sie nicht von ihm, er ist in meiner Hand eine Puppe, die ich zerbreche, wenn es mir gefallen wird."

Der Lieutenant war erstaunt über den Ausdruck von Zorn und Verachtung, der sich in ihren Mienen zeigte.

„Sie wundern sich," fuhr sie schnell fort, — „daß ich einem Manne, den ich so gering schätze und für den mein Herz noch nie um den hundertsten Theil einer Sekunde schneller geschlagen hat als gewöhnlich, meine Hand versprochen habe, nicht wahr? Nun, die Erklärung ist sehr einfach; diese Verlobung giebt mir das Recht, mich freier zu bewegen, ohne lächerliche Klätschereien fürchten zu brauchen, und Stjernborg ist in meiner Hand ein williges Werkzeug, von dem ich Dienste erwartete, weil er sich der Gunst des Königs erfreut. Leider ist er zu wenig gescheidt, um daraus den richtigen Vortheil zu ziehen. Sie haben doch nicht jemals im Ernste geglaubt, daß ich eine solche Karrikatur von einem Manne lieben könne?"

Lorenzen schwieg; er fühlte sich durch die Frivolität der Gräfin in einer so heiligen Sache, wie er das Ehegelöbniß stets angesehen hatte, unangenehm berührt.

„Nein, mein Freund," redete die Gräfin, wieder in den sentimentalen Ton fallend, weiter, — „mein Herz kann sich nicht an einen Unwürdigen fortwerfen. Es ist wild und unruhig, ich gebe es zu, und es wird sich nur Dem unterwerfen, der ihm Achtung und Liebe abgenöthigt hat; dann wird es ihm aber auch bis zum letzten Schlage gehören, ihn mit seiner ganzen Glut umfassen und nie von ihm lassen; er soll stolz auf seinen Besitz sein. Dem geliebten Manne bin ich jedes Opfer zu bringen im Stande;

meine Liebe soll ihn leicht über alle kleinlichen Beschwerden des Lebens hinwegtragen, ich werde ihn zwingen, nur in mir zu denken und zu leben, wie er mir Alle's sein wird, mein Herr, mein Gott! Meine Liebe soll ihn berauschen und, Alles um sich her vergessend, soll er den Himmel schon auf dieser Erde finden. Glauben Sie nicht, Lorenzen, daß ein solcher Mann glücklich sein müßte?"

„Ich zweifle nicht daran, gnädige Frau," stammelte der Lieutenant, verwirrt durch die glühenden Blicke, die er auf sich geheftet sah und fühlte.

Die Gräfin hatte sich von ihrer Leidenschaft fortreißen lassen, aber sie wollte nun nicht mehr zurück; sie verlangte um jeden Preis eine Entscheidung.

„Würden Sie ihn nicht beneiden?" fragte sie weiter.

„Er wäre in der That beneidenswerth."

„Ich habe mir nie eine andere Vorstellung von der wahren Liebe machen können. Was ist gegen diese zum Himmel auflodernde, alle anderen Gefühle verzehrende Flamme des Herzens jene blasse, kränkliche Mondscheinsschwärmerei, die geduldig zu warten versteht, bis ihr ein glücklicher Zufall den geliebten Gegenstand zuführt, die sich in alle Launen des Schicksals fügt und sich mit dem schwachen Troste begnügt, daß sie ihr Ziel, wenn nicht hier, so doch in einem nur geahnten Jenseits erreichen wird? — Welchen Werth, welche Stärke kann ein solches Gefühl haben, das nicht im Stande ist, alle conventionellen Schranken und kleinlichen Lebensrücksichten zu durchbrechen? — Sind Sie nicht meiner Meinung, Lorenzen?"

„Frau Gräfin, die Flamme, die zum Himmel emporlodert, pflegt bald wieder in sich zusammenzusinken, das Feuer unter der Asche glimmt langsamer und sicherer fort."

„Mein Freund, das ist eine Redensart, die für mein Bild nicht ganz paßt; der geistige Stoff, der das Feuer

nährt, ist ein anderer als der irdische, er ist ewig. Sagen Sie mir, glauben Sie, daß Emma Staffelt Sie so liebt, wie ich eben ausgesprochen habe?"

Bei dieser direkten Frage, die Gräfin Ida mit leidenschaftlichem Ungestüm an ihn richtete, wurde der Lieutenant blaß; wie durfte diese Frau, obgleich sie sich ihn so sehr verpflichtet hatte, es wagen, ihre sinnlichen Empfindungen über die himmlisch reinen Emmas zu stellen? — Er mußte sich bezwingen, um ruhig zu bleiben.

„Gnädige Frau," erwiderte er fest und ernst, — „die Weise, in der mir Emma ihre Liebe zuträgt, genügt mir vollkommen und ich bin stolz darauf, ein Herz, wie das ihrige, mein nennen zu dürfen."

„Lorenzen!" rief die Gräfin in hoher Aufregung, — „sind Sie gewiß, daß dieses bescheidene, einfache Mädchen mit seinen matten, sanften Empfindungen Ihnen immer genügen wird?"

„Frau Gräfin! Sie vergessen —"

Ida unterbrach ihn, indem sie sich gegen ihn neigte, seine beiden Hände ergriff und, ihn mit dem Ausdrucke wilder Verzweiflung anblickend, fast athemlos sagte:

„Der Schleier, der uns trennt, muß fallen, mein Freund! Sie müssen schon längst in mein Herz geblickt haben, Sie müssen wissen, daß es Ihnen allein gehört. Warum wollen Sie die Frau verdammen, die in ihrer Liebe, diesem übermächtigen Gefühle, schwächer ist, als sie nach der kalten Ansicht der Welt sein dürfte, die sich so weit herabwürdigt, Ihnen zum zweiten Male ein Herz anzubieten, das Sie schon einmal von sich stießen, bewogen durch eine berechnete Pflichttreue, die so unendlich kalt gegen die Feuerglut des Gefühles erscheinen muß? — Lorenzen, ich wage trotzdem Ihnen das Geständniß zu machen, daß Ihre Liebe Alles ist, was ich erstrebe, das einzige und ganze Glück meines Lebens

ausmacht; nehmen Sie Alles, was ich besitze, lassen Sie mich Ihre Sklavin sein, ich will Ihnen als solche durch alle Länder und über die weitesten Meere folgen. Sie haben Gelegenheit gehabt, meinen Charakter kennen zu lernen, — Alle nennen ihn stolz und unbeugsam; vor Ihnen beuge ich mich und flehe Sie um die Erwiderung der Gefühle an, deren Herrin ich nicht mehr bin. Ich kenne Sie zu gut, um den Versuch zu machen, Sie dadurch zu bestechen, daß ich Ihnen eine in den äußeren Verhältnissen glanzvolle Zukunft ausmale, ich biete Ihnen Nichts als meine gränzenlose Hingebung. Würde Emma Staffelt so zu Ihnen gesprochen haben? kann sie so lieben wie ich? — Begreifen Sie nicht, wie unendlich meine Liebe sein muß, wenn ich eine Ehre darin setze, mich so tief, wie ich jetzt thue, vor Ihnen zu erniedrigen?"

Die Thränen stürzten unaufhaltsam aus dem Augen der leidenschaftlichen Frau, und immer noch die Hände Lorenzens festhaltend, sank sie ihm zu Füßen nieder auf die Knie, ihr schmerzlich entstelltes Gesicht verhüllend, schluchzte sie krampfhaft.

Das war keine Verstellung, keine berechnete Komödie; Lorenzen fühlte es mit Ueberzeugung und war tief erschüttert durch den Ausbruch einer so gewaltigen Leidenschaft. Während er nach einer Antwort suchte, bemühte er sich, das unglückliche Weib vom Boden aufzuheben.

„Lassen Sie mich mein Urtheil auf den Knieen anhören," stöhnte die sonst so stolze und sich jetzt so tief demüthigende Frau; — „sprechen Sie nur, Lorenzen, ich beschwöre Sie darum; ich bin nicht im Stande, die Qualen der Ungewißheit, die mein Herz zerreißen, länger zu tragen. O wenn Sie wüßten, wie unbeschreiblich ich gelitten habe, seitdem Sie wieder in Kopenhagen sind! — Ich habe Sie vergessen wollen, als Sie fern waren, ich stürzte mich deshalb blind-

lings in den Strudel des bewegtesten Lebens, ich fesselte mich, wenigstens äußerlich, an einen ungeliebten Mann, — nicht allein aus den Gründen, die ich Ihnen vorher angab, sondern auch, weil ich damit eine unübersteigliche Schranke zwischen Ihnen und mir aufzurichten hoffte, — vielleicht hätte ich überwunden und entsagen gelernt; aber das Schicksal wollte es anders, es hat mir Sie wieder vor die Augen geführt, als ich dies am wenigsten erwartete, es schenkte mir das Glück, Ihre Retterin werden zu dürfen; — hat es uns Beiden damit nicht einen Wink gegeben, daß wir für einander bestimmt seien?"

„Gnädige Frau, Sie können unmöglich vergessen haben, daß mich Pflichten binden."

„Was heißt Pflicht gegenüber der allgewaltigen Stimme des Herzens?"

„Vergeben Sie mir das offene Geständniß, daß beide bei mir im Einklang stehen."

„Lorenzen!" rief die Gräfin, seine Hände heftig drückend, — „beantworten Sie mir eine Frage, aber wahr, ohne Rückhalt; — wir haben keine Zeugen, die Sie verrathen könnten. Würden Sie mich lieben, wenn die Pflicht Sie nicht an Emma Staffelt fesselte?"

„Frau Gräfin, ich kann darauf nicht antworten."

„Ich bitte Sie flehentlich darum! Sagen Sie: „Ja," und keine Macht der Erde, keine kleinliche Rücksicht soll mich abhalten, Ihnen zu folgen; mag dann das Schicksal zwischen mir und Jener entscheiden. Fürchten Sie nicht, daß ich gewaltsam störend zwischen Euch Beide treten werde; ich will ruhig warten, bis der Zufall oder Ihr eigenes Herz mir zu Hülfe kommt."

„Das ist unmöglich!" rief der Lieutenant erschrocken. „Das hieße einen Frevel am Heiligsten begehen! Ich kann Sie ebenso wenig täuschen als Emma, der mein Herz ganz

gehört. Halten Sie ein, Frau Gräfin, und lassen Sie uns für immer vergessen, was heute vorgefallen ist; ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß nie ein Wort davon über meine Lippen kommen soll, wie ich bisher eine ähnliche peinliche Scene treu verschwiegen bewahrt habe."

„Sie lieben mich also nicht, gar nicht, — Sie werden mich nie lieben?" fragte Gräfin Ida, die thränenverschleierten wundervollen Augen starr zu ihm aufschlagend.

„Sie haben früher nur Freundschaft von mir verlangt —"

„Aber heute habe ich um Liebe gebettelt! Antworten Sie mir, Lorenzen!"

„Schonen Sie sich und mich, gnädige Frau!"

Die Gräfin ließ das Haupt wieder sinken und verharrte lange in dieser trostlosen Stellung; sie schien gar nicht auf die Bitten des Lieutenants, sich zu beruhigen, und die Versicherungen seiner Freundschaft und Dankbarkeit zu hören.

Endlich erhob sie sich mit ganz verändertem Gesichte; es war bleich und schmerzlich entstellt, aber es sprach sich auch eine feste Entschlossenheit darin aus; ihre Lippen zitterten, und eine unheimliche Gluth leuchtete in ihren Augen.

„Ich fühle, daß eine Liebe, wie ich im Herzen trage, wenn sie keine Erwiderung findet, sich in den bittersten Haß umwandeln muß," sagte sie langsam. „Zwischen uns kann Freundschaft nicht existiren, Lorenzen, nur eines jener beiden extremen Gefühle. Ich bin nicht eine Natur, die widerstandslos dulden kann; ich erkläre Ihnen offen, daß ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln dahin streben werde, Emma, die meinem Glücke im Wege steht, von Ihnen zu trennen; ich habe den Muth, Ihnen nicht verhehlen zu wollen, daß ich es schon einmal versucht habe."

Zum großen Erstaunen und Unwillen Lorenzens erzählte sie ihm, welchen Plan, der durch das schnelle Ein-

rücken der siegreichen Preußen vereitelt worden, sie in Schleswig habe zur Ausführung bringen wollen. Dann setzte sie, sich stolz aufrichtend, hinzu:

„Sie sehen, daß ich Ihnen offenen Kampf ankündige; sein Sie auf Ihrer Huth! — In meinem Hause sind Sie sicher; warten Sie noch einige Tage, ehe Sie es verlassen; Sie werden dann Zeit haben, unsere heutige Unterredung zu überdenken und zu wählen. Nicht, daß ich Sie durch die Ankündigung meiner Feindschaft zu schrecken glauben könnte! — ich müßte Sie dann ja verachten — aber vielleicht finden Sie darin einen Beweis, daß ich liebe, wie noch nie ein Weib geliebt hat, und vielleicht lernen Sie eine solche Liebe höher schätzen, nachdem Sie in ihre innerste Tiefe geblickt haben. Adieu, Lorenzen!“

Die liebesüchtige Frau hatte noch immer nicht alle Hoffnung aufgegeben, das bewies der sprechende Blick, den sie auf Lorenzen warf, ehe sie das Zimmer verließ. Wie hätte sie, das verzogene Kind des Glückes, dem von so vielen Seiten die schmeichelhaftesten Huldigungen dargebracht worden waren, sich so schnell und ernstlich überzeugen können, daß sie verschmäht worden sei, obenein eines einfachen Mädchens wegen, daß sich in keiner Beziehung mit ihren vorzüglichen körperlichen und geistigen Eigenschaften zu messen vermochte? — Sie blieb noch immer der Meinung, Lorenzen werde mit seinem Pflichtgefühle, das sie nicht verstand, brechen und zu ihr zurückkehren.

Der Lieutenant ging nachdenklich auf sein Zimmer; die erlebte Scene hatte ihn sehr aufgeregt. Gräfin Ida hatte sich zu offen gegen ihn ausgesprochen, als daß er noch, wie bisher, an ihrem Charakter und ihren Absichten hätte zweifeln können. Er glaubte ihren Worten, daß ihre Liebe sich in Haß verkehren werde, und er war überzeugt, daß er dann Alles von ihr zu fürchten habe.

Ein rachsüchtiges Weib ist der gefährlichste Feind; es kennt keine Schranken für seinen Haß.

Lorenzen verachtete die Gräfin nicht, obgleich ihr Benehmen leicht dazu Anlaß hätte geben können, denn welcher Mann würde nicht entschuldigen, geliebt zu werden? — aber er begann sie zu fürchten.

Er sah die Nothwendigkeit ein, ihr Haus sogleich zu verlassen. Was hätte noch eine Unterredung nützen können, und wie würde der Abschied ausgefallen sein? — Vielleicht hielt sie ihn für undankbar, wenn er ohne den letzteren von ihr ging, aber in der That war er es nicht, denn er wollte ihr nur einen neuen Ausbruch dieser leidenschaftlichen Heftigkeit unter seinen Augen ersparen, der ihn selbst ebenso wie sie angriff.

Lorenzen war im Hause der Gräfin reichlich mit Civilkleidern versehen worden; er wählte das einfachste davon und legte es an. Dann schrieb er einige Abschiedsworte an sie, mit denen er ihr in der schonendsten Weise die Gründe für seinen Entschluß auseinandersetzte, sie seiner Dankbarkeit versicherte und bat, die unselige Leidenschaft, die er nicht erwidern könne, zu bezwingen. Diesen Brief legte er offen, nachdem er ihn an sie addressirt hatte, auf den Tisch. Dann stieg er, ohne Jemandem zu begegnen, die Treppe, welche zu dem geheimen Eingange des Hauses führte, hinab und öffnete das Pförtchen, das er nur von innen verriegelt fand.

Es war die Mittagszeit. Er stand auf den Straßen Kopenhagen's, und, ohne zu wissen, was er zunächst beginnen solle, um unentdeckt nach der Heimath zu gelangen, schlug er den Weg nach dem Hafen ein. —

## Drittes Kapitel.

Während der Abwesenheit des Lieutenants Staffelt von seinem Bataillon hatte dasselbe nur einmal Gelegenheit gefunden, dem Feinde wieder gegenüberzutreten, und zwar war dieses Gefecht von keiner großen Bedeutung gewesen. Der schon mehrfach erwähnte Oberst von Zastrow hatte nämlich mit einer kleinen Truppenabtheilung am 3. Mai eine Recognoscirung der dänischen Stellung auf der Straße von Fridericia unternommen und traf hinter Gudsoe auf den Feind; da sich ihm derselbe nach kurzem Gefechte bedeutend überlegen zeigte, mußte er sich zurückziehen, nahm aber wiederholt Stellungen, die er lange Zeit tapfer behauptete. Die beiderseitige Artillerie kämpfte vorzüglich mit einander, und selbst ein dänisches Kanonenboot betheiligte sich an dem Gefechte, das bis zum Nachmittage dauerte und damit endete, daß die Dänen ihre Vorposten südlich von Gudsoe aufstellten.

Am 6. Mai zog sich die schleswig-holsteinische Armee an und rechts der Straße nach Kolding eng zusammen und machte dadurch den Preußen Platz, die sich auf ihren linken Flügel setzten; am folgenden Tage wollte man bis Fridericia vordringen.

Das hier zu erobernde Terrain war sehr durchschnitten und von den Dänen stark verschanzt worden; dennoch gelang es den Schleswig-Holsteinern, obgleich auch einige Schiffe am Kampfe theilzunehmen suchten, den Feind aus dem Dorfe Gudsoe, das er in Brand steckte, und darauf aus seiner neu eingenommenen Stellung an der Taulov-Kirche und bei dem Krybilly-Kruge nach hitzigem und lange anhaltenden Gefechte zu vertreiben. Auch der Brückenkopf,

den die Dänen vor Snoghoi, wo die Ueberfahrt nach der Insel Fühnen stattfindet, angelegt hatten, wurde genommen, nachdem sie sich schleunigst hatten einschiffen müssen; nur ein kleiner Theil von ihnen zog sich auf Fridericia zurück, bis wohin auch einzelne Patrouillen der Schleswig-Holsteiner vordrangen.

Gleichzeitig griffen die Preußen auf dem linken Flügel an und drängten ein anderes dänisches Corps auf Veile zurück, das sie am folgenden Tage mit Sturm einnahmen. Die Schlacht war überall gewonnen worden und durfte zu den ruhmvollen Waffenthaten gezählt werden; sie hatte die Schleswig-Holsteiner einen Verlust von hundert Mann, worunter zwei todte Offiziere, gekostet, die Dänen noch mehr.

Die schleswig-holsteinische Armee bezog nun bei den Dörfern Stonstrup und Bredstrup Bivouaks und schob ihre Vorposten bis nahe an die Festung Fridericia, die einzuschließen sie Befehl erhielt, während die Preußen dem Rückzuge des Feindes nach Norden folgen würden; Kolding blieb stark besetzt von Reichstruppen, ein großer Theil derselben befand sich noch im Sundewitt.

Die Festung Fridericia, auf einer Landspitze gelegen, war eine um so festere Stellung für die Dänen, welche sie nur mit fünf Bataillonen und der nöthigen Artillerie besetzten, das ganze Corps des Generals von Bülow aber auf der fühnischen Küste jederzeit zur Einschiffung bereit hielten, als sie von den im kleinen Belt liegenden Schiffen auf das Beste unterstützt werden konnten.

Die stark befestigte und mit Geschützen vom schwersten Kaliber armirte Citadelle wird von der Stadt und diese wieder von einer bastionirten Umwallung umgeben; diese letzteren Werke waren in guter Ordnung und im Westen durch eine künstliche Ueberschwemmung, durch welche zwei schmale Dämme führten, geschützt; auf einer gegenüber-

liegenden Landzunge Fühnens, Strüb genannt, war eine Strandbatterie, die ihre Kugeln bequem über den schmalen Meeresarm senden konnte, angelegt.

Dagegen war die schleswig=holstein'sche Armee in doppeltem Nachtheile durch ihre geringe Stärke, die zur Umschließung der Festung nicht zureichte, und den gänzlichen Mangel an Belagerungsgeschütz. Die Armee zählte damals vierzehn Bataillone, zehn Schwadronen und vier Feldbatterien, im Ganzen ungefähr dreizehntausend Mann.

Trotz dieser Nachtheile gingen die braven Truppen guten Muthes daran, die ihnen gestellte schwere Aufgabe zu erfüllen. Die Ingenieure steckten die Laufgräben und Belagerungsbatterien in einer mittleren Entfernung von fünfzehnhundert Schritten vom Festungsglacis ab, und die Schanzarbeiten, eine für den Soldaten wenig interessante Beschäftigung, begannen sogleich. Für ihr eigenes Unterkommen sorgten die Mannschaften durch Erbauung von Strohhütten, die ihnen nur einen mangelhaften Schutz gegen das zur Zeit meistens unfreundliche Wetter bieten konnten.

Fritz Staffelt befand sich auf der Rückreise zur Armee gerade vor Flensburg, als er die Nachricht von dem Siege bei Gudsoe erhielt; so herzlich er seinen tapferen Kameraden und der Sache des Vaterlandes dazu Glück wünschte, war er doch trostlos darüber, daß er diesen schönen Tag versäumt habe. Hätte er eine Ahnung davon gehabt, daß man sich am 7. Mai schon schlagen werde, so wäre er gewiß keine Stunde länger in dem ihm so lieben Kreise der Seinigen geblieben. Die unruhige Befürchtung, zu spät kommen zu können, hatte ihn rastlos vorwärts getrieben, und er war entschlossen gewesen, sich an keinem Orte, der auf seiner Tour lag, länger als durchaus nöthig aufzuhalten; jetzt, wo er in Flensburg die Bestätigung erhielt, daß ein vermuthlich langweiliger Festungskrieg bevorstehe, konnte die

Eile ihm nicht mehr so dringend erscheinen, als daß er sich nicht einige Stunden für die Erfüllung einer Pflicht gestattet haben sollte, die ihm der Anblick der Stadt wieder lebhaft in Erinnerung brachte.

Auf dem Hinwege nach Schleswig hatte er Flensburg ohne Aufenthalt passirt und sein Dienst, der mit großer Verantwortung verbunden war, ihm nicht erlaubt, den Fischer Hansen und dessen Tochter zu besuchen; er hatte sich wohl nach ihnen umgesehen, sie aber in dem Volksgedränge um die Gefangenen nicht bemerkt. In seiner damaligen Stimmung wäre es ihm auch peinlich gewesen, Anna wiederzusehn; er wäre ihr vielleicht kalt oder befangen erschienen.

Fritz hatte sich mehr als einmal Vorwürfe darüber gemacht, daß er das arme Mädchen, dessen Gefühle er wohl verstand, in der letzten Zeit so sehr vernachlässigt, oft sogar mit Unmuth an sie zurückgedacht habe; das hatte sie wenigstens nicht verdient, wenn er auch recht gut begriff, daß es eine jugendliche Thorheit von ihm gewesen sei, ehemals ein ähnliches Gefühl wie das der Liebe in seinem Herzen für sie haben aufkommen zu lassen. Er durfte ihr nicht darüber zürnen, hatte sie doch selbst die zwischen ihnen liegende Kluft erkannt und alles Mögliche gethan, um ihre Empfindungen in sich zu verschließen; wie leicht wäre es ihr geworden, damals den unerfahrenen jungen Menschen an sich zu fesseln, wenn sie es ernstlich gewollt hätte!

Fritz sah wohl voraus, daß die Mittheilung seiner Verlobung sie betrüben werde, aber er hielt sich auch für überzeugt, daß, wenn Anna bis jetzt ihre unglückliche Neigung noch nicht habe bezwingen können, jene Mittheilung sie darin unterstützen werde; er hielt sie für zu starken Geistes, als daß sie nicht ohne Nachtheil den so nöthigen, schmerzlichen letzten Kampf hätte überwinden sollen. Er

war daher entschlossen, sich einige Stunden in der Stadt aufzuhalten, um sie und ihren Vater aufzusuchen.

Von eigenthümlichen Gefühlen bewegt, welche die Erinnerung an die hier unter so eigenthümlichen Verhältnissen verlebten Tage hervorrief, betrat er das Gäßchen, das aus der Vorderstraße zum Hafen führte. Das kleine Haus des Fischers fiel ihm sogleich in die Augen; er fand es ganz unverändert; hinter den Fenstern sah man noch, wie damals, die sauberen Gardinen und die Blumentöpfe, — Anna mußte noch da sein. Fritz war aufrichtig erfreut darüber; er dachte überhaupt wieder mit innigerer Theilnahme und Zuneigung als bisher an seine Lebensretterin.

Die Hausthür stand geöffnet, und er konnte durch den Flur bis in die Küche blicken. Es war gerade um die Mittagszeit, und er sah eine ihm den Rücken zukehrende weibliche Gestalt, die sich mit den Töpfen auf dem Herde beschäftigte. Unter Tausenden würde er Anna Hansen wiedererkannt haben, so lebhaft erinnerte er sich noch ihres Bildes.

Das Mädchen sang nicht ein munteres Lied, wie sie früher gethan hatte, ehe der erste Schmerz über ihr Herz gekommen war; obgleich ihr Anzug sehr sauber war, schien sie auch nicht mehr so, wie zur Zeit seines Aufenthaltes, darauf zu halten, und das schöne braune Haar war nur lose aufgesteckt; alle ihre Bewegungen waren lässiger als sonst.

Der junge Offizier machte diese Bemerkungen nicht zu seiner Zufriedenheit, denn er glaubte daraus schließen zu müssen, daß Anna noch immer an ihrem verwundeten Gemüthe kränkele. Er war einige Augenblicke unentschlossen, ob er nicht doch besser daran thue, sich zurückzuziehn, um nicht wieder die alte, vielleicht noch nicht vernarbte Wunde aufzureißen; sein Besuch kam ihm fast wie eine Grausamkeit gegen das arme Mädchen vor. Andererseits war

er aber doch neugierig, zu erfahren, wie es ihr bisher ergangen sei; er sagte sich, daß sie ihn zu sehn gewiß wünschen würde, wenn sie wüßte, daß er in der Stadt sei, wovon sie jetzt keine Ahnung haben konnte.

Endlich trat er in das Haus. Bei dem Schalle seiner Tritte auf dem mit Steinfliesen belegten Boden wandte sich Anna rasch um. Es war noch dasselbe Gesicht, das er vor sich hatte, aber es lag auf ihm ein Ausdruck tiefer Traurigkeit, der ihn erschreckte; die Wangen waren viel bleicher, die Augen viel glanzloser als ehemals.

Als das Mädchen ihn erblickte, blieb sie bewegungslos und starr; Unglaube und Schrecken sprachen sich in ihren Mienen aus; es schien, als wolle sie ihrer Ueberraschung Worte geben, aber die Lippen bewegten sich nur leise.

„Anna," sagte Fritz Staffelt freundlich, schnell an sie hinantretend und ihr beide Hände reichend, — „ich bin es wirklich; kennst Du mich denn nicht mehr?"

Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust, und mit diesem erst schien das Leben in sie zurückzukehren. Sie wurde noch bleicher, versuchte zu lächeln, und plötzlich sagte sie, ihm die Hand gebend:

„Du lebst also noch? — ich glaubte nicht mehr daran, da Du nicht ein einziges Mal an uns geschrieben hattest."

In dem Tone dieser Worte lag nicht die Absicht, ihm einen Vorwurf zu machen, aber Fritz fühlte ihn doch. War es nicht in der That im höchsten Grade undankbar und rücksichtslos von ihm, daß er Die, der er so viel schuldete und deren innige Theilnahme an seinem Ergehen er gut genug kannte, in so langer Zeit nicht ein einziges Mal von dem letzteren in Kenntniß gesetzt hatte? — Freilich hatte er daran gedacht, aber, seitdem er Emma von Schmidt kennen gelernt hatte, war seine Theilnahme für das arme Fischer=

mädchen immer weiter in den Hintergrund getreten; sie war ihm eine zuweilen recht lästige Erinnerung geworden.

Fritz wußte nicht recht, was er auf die Aeußerung Anna's zu seiner Entschuldigung erwidern sollte; er zog daher vor, sich nach ihrem und ihres Vaters Befinden zu erkundigen.

„Der Vater ist schon seit einem halben Jahre sehr krank," antwortete sie traurig; — „er kann nicht mehr auf die Föhrde hinaus und liegt oben im Giebelstübchen. Hier unten hatten wir viel Einquartierung, oft rohes, polterndes Volk — es war eine böse Zeit; jetzt, wo die Soldaten nach Norden gegangen sind, ist es besser geworden."

Von sich selbst sprach sie kein Wort, und als Fritz seine Frage wiederholte, unterbrach sie ihn kurz:

„Lasse uns in die Stube treten, dort läßt es sich besser plaudern. Wenn Du nachher den Vater sprechen willst, so können wir hinaufsteigen, doch wird das nicht vor Abend geschehen können, denn bis dahin pflegt er zu schlafen, und der Schlaf ist die einzige Stärkung, die er hat."

Während der junge Offizier ihr folgte und im Zimmer neben ihr Platz nahm, erkundigte er sich, was den sonst so rüstigen alten Mann auf das Krankenlager geworfen habe. Fortgesetzter Aerger über die Soldaten, die ihn als Dänen gerade nicht mit den freundlichsten Augen angesehen hatten, der Kummer über die schwere Einquartierungslast, die ihn an den Bettelstab zu bringen drohte, und die überhäufte anstrengende Arbeit, der er sich unterziehen mußte, um die nöthigsten Bedürfnisse für sein Haus und dessen ungebetene Gäste zu schaffen, hatten ihm ein schleichendes Fieber zugezogen, das bald den böjesten Charakter annahm. Als er sich endlich entschloß, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, hatte dieser den Kopf geschüttelt und kaltblütig gemeint, man hätte ihn früher rufen lassen sollen, jetzt komme seine Hülfe zu

spät und, aller Vermuthung nach, werde der Kranke den nächsten Winter nicht erleben. Dieser Ausspruch war wie ein Donnerschlag auf Anna's ohnehin schon bedrücktes Herz gefallen, der alte Fischer hatte ihn mit Ruhe vernommen. Obgleich das Mädchen es nicht klar aussprach, ging aus ihrer Erzählung doch hervor, daß die bitterste Armuth im Hause herrsche, und daß sie, trotz der fleißigsten Arbeit, dem kranken Vater nicht einmal die nothwendigste Erleichterung hatte verschaffen können; durch fortgesetztes Bitten hatte sie nur mit Mühe erreicht, daß ihnen endlich die lästige Einquartierung abgenommen wurde.

Fritz wollte ihr sanfte Vorwürfe machen, daß sie sich in ihrer Noth nicht an ihn gewandt habe, aber sie erwiderte ihm darauf sehr richtig, daß sie ja nicht einmal gewußt habe, ob er noch lebe und wo er sich befinde, seine ihr ganz fremden Eltern habe sie aber nicht belästigen wollen.

„Ich kann augenblicklich nicht viel für Euch thun," meinte er, die Börse mit allem Gelde, das er bei sich hatte, auf die wurmstichige Komode unter dem kleinen Wandspiegel legend, — „aber ich werde sogleich an meinen Vater schreiben und dafür sorgen, daß es dem Deinigen nicht mehr an Dem fehle, was sein leidender Zustand erfordert; ich bin in zu großer Schuld bei Euch, als daß Du daran einen Anstoß zu nehmen brauchtest."

„Ich nehme Dein Anerbieten an," sagte sie mit gesenkten Augen, während eine flüchtige Röthe ihre Wangen überzog, — „nicht um meinetwillen, sondern für den alten Mann, der nur noch einige Wochen zu leben hat."

„Ich fürchte, ihn nicht mehr sprechen zu können, denn die Zeit ist mir sehr kurz zugemessen und ich muß Flensburg noch vor dem Abende verlassen."

Anna blickte, sichtlich zusammenschreckend, auf. Nach-

dem er ihr auseinandergesetzt hatte, daß ihn die Pflicht zu seinem Truppentheile zurückrufe, meinte sie resignirt:

„Du hast Recht, wir werden uns sehr bald wieder trennen müssen. Als ich Dich vorher wiedersah, war mir, als würdest Du nun immer bei mir bleiben, aber freilich, das war ein thöriger Glaube. Erzähle mir jetzt, wie es Dir ergangen ist; wie ich jetzt erst bemerke, trägst Du eine andere Uniform als damals, — bist wohl gar Offizier?"

Fritz erzählte, und Anna hing mit der größten Aufmerksamkeit an seinen Lippen; wenn er von den Gefahren, in denen er sich befunden hatte, sprach, schauderte sie leise, und ihr Gesicht klärte sich merklich auf und nahm einen freudigen Ausdruck an, als er von seiner Auszeichnung und darauf erfolgten Beförderung erzählte. Ihr ganzes Wesen bewies deutlich, daß sie noch immer die lebhafteste, mehr als freundschaftliche Theilnahme für ihn hege.

Er befand sich in keiner geringen Verlegenheit, auf welche, sie möglichst schonend berührende Weise er sie von seiner Verlobung in Kenntniß setzen solle; es schien ihm ein Unrecht gegen sie, ganz darüber zu schweigen.

„Du hast Dich sehr verändert," äußerte sie, ihn forschend anblickend.

„Wir haben uns lange nicht gesehen und ich habe inzwischen, wie Du hörst, Mancherlei erlebt."

Sie wollte und konnte nicht aussprechen, daß sein Benehmen gegen sie selbst ihr viel gemessener und zurückhaltender erscheinen mußte, aber er verstand sie wohl.

Als er von seinem Aufenthalte in Achteby während des Winters und von der freundlichen Aufnahme, die er daselbst durch Herrn von Schmidt und dessen Tochter gefunden habe, sprach, wurde Anna augenscheinlich unruhig, sie wollte genau wissen, wie das junge Fräulein aussehe, und suchte durch ihre Fragen zu erfahren, in welchem Verhältnisse er zu Jener

gestanden habe; — die Frauen verleugnen sich niemals in dieser Neugierde.

Das verhängnißvolle Wort mußte endlich heraus. Nachdem Fritz die vortrefflichen Herzenseigenschaften Eugenien's hervorgehoben hatte, was als Vorbereitung dienen konnte, gestand er etwas kleinlaut, daß sie seit wenigen Tagen seine verlobte Braut sei.

Die Wangen des armen Mädchens wurden erdfahl, und sie blickte den neben ihr Sitzenden, sich einen Augenblick vergessend, so starr und trostlos an, daß er einen tiefen Blick in ihr zerrissenes Herz thun konnte. Tief bewegt reichte er ihr stumm die Hand.

„Bist Du denn jetzt ganz glücklich?“ fragte sie kaum hörbar, während sich ihre Augen langsam mit Thränen füllten.

„Ja, Anna, und ich würde es noch mehr sein, wenn ich Deine, meiner besten Freundin, meiner Schwester Zukunft sichergestellt wüßte.“

„Sorge nicht um mich,“ antwortete sie, sich gewaltsam zusammennehmend. „Ich bin stark und an Arbeit gewöhnt; ich werde überall ein Unterkommen finden, wenn der Tod meinen guten Vater fortnimmt.“

„Wenn wir Frieden und meine Wünsche sich erfüllt haben,“ meinte Fritz, — „werde ich Dich bitten, zu uns nach Achteby zu kommen, wo es Dir nicht an Freundschaft und liebevoller Sorgfalt fehlen wird; Eugenie muß der Retterin meines Lebens nicht weniger als ich selbst dankbar sein.“

„Nein,“ sagte Anna sehr bestimmt, beinahe heftig, — „es wird mir genügen, zu wissen, daß Du dort glücklich bist, aber —“

Sie stockte und fuhr dann rasch fort:

„Wenn ich den Vater nicht mehr habe, will ich ganz

unabhängig sein. Die Welt ist groß, und irgendwo wird sich ein Plätzchen finden, wo ich meine letzten Tage hinbringen kann."

„Du bist noch so jung, Anna, und willst schon an den Tod denken? — Ich traue Dir zu, daß Du hinreichend starken Geistes bist, um einen so schweren Unglücksfall, wie der Tod Deines Vaters sein würde, allmälig zu überwinden."

„Ja, aber ich werde nicht lange nach ihm leben."

„Fühlst Du Dich denn krank?" fragte der junge Mann erschrocken.

„Nein," antwortete sie mit einem Seufzer; — „ich habe eine Ahnung; mir ist ein gewaltsamer Tod bestimmt."

„Solche Ahnungen trügen oft, — Gott verhüte, daß sich die Deinige erfülle!"

„Ich fürchte den Tod nicht," meinte sie mit schmerzlichem Lächeln.

Fritz fühlte das tiefste Mitleid mit dem Mädchen, dessen Unglück er, wider seinen Willen, wohl selbst verschuldet hatte, aber welchen Trost hätte er ihr geben können? leere, schöne Worte reichten dazu nicht aus. Beide nahmen die Unterhaltung erst nach einer langen Pause des Schweigens wieder auf und vermieden es jetzt, solche peinlichen Saiten zu berühren. Anna wurde dabei wieder heiterer; sie schien ganz vergessen zu haben, daß ihre Trennung schon so nahe bevorstehe, und sich in seiner Gegenwart glücklicher, als sie lange Zeit gewesen war, zu fühlen.

Fritz blieb zwei Stunden, dann war es für ihn die höchste Zeit zur Abreise. Den alten Fischer konnte er nicht sprechen, da derselbe nicht erwachte, und mußte sich begnügen, den abgehärmten und von der Krankheit entstellten Mann auf seinem Lager zu betrachten.

Als er sich zum Fortgehen rüstete, bemerkte er, daß

Anna am ganzen Körper zitterte; sie mußte übermenschliche Anstrengungen machen, um den Ausbruch ihres wilden Schmerzes zurückzuhalten. Nochmals bat er sie dringend, sich im Nothfalle an seine Eltern nach Schleswig zu wenden, versprach, ihr von Zeit zu Zeit Nachrichten von sich selbst zu geben, und reichte ihr dann die Hand zum Abschiede; zu küssen wagte er sie nicht mehr.

Sie konnte ihm nur ein leises „Lebewohl" zuflüstern. Dann trennten sie sich.

Als Fritz das Haus und das Gäßchen wieder hinter sich hatte, bereute er beinahe, sie betreten zu haben; er hätte Anna Hansen dadurch schwere Stunden erspart, andererseits fühlte er sich aber doch dadurch beruhigt, daß er der Familie in ihrer großen Noth eine kleine Unterstützung zurücklassen und etwas für ihre Zukunft hatte thun können; in seinem Gasthause angekommen, versäumte er nicht, deshalb sofort an den Vater, von dessen Willfährigkeit er überzeugt war, zu schreiben; außerdem nahm er sich fest vor, das Schicksal des braven Mädchens nicht wieder so lange, wie es jetzt geschehen war, außer Augen zu lassen.

In tiefer Verstimmung fuhr er auf dem leichten Fuhrwerke, das er gemiethet hatte, zur Stadt hinaus, aber je mehr er sich seinem Ziele näherte, desto weiter traten solche trübe Gedanken in den Hintergrund. Ueberall wurde er von den ihm Begegnenden auf das Freudigste begrüßt, denn man hielt ihn für einen der Sieger von Gudsoe, und überall hörte er von dem günstigen Fortgange der Belagerungsarbeiten vor Fridericia; der sanguinischen Hoffnungen der Laien zufolge mußte die Festung schon in den nächsten Tagen den Schleswig-Holsteinern in die Hände fallen.

Der junge Offizier täuschte sich nicht in gleicher Weise, aber er sah dem Fortgange des Krieges doch mit froher Zuversicht entgegen; bereits stand ja kein bewaffneter Däne

mehr auf dem Boden des Vaterlandes, mit Ausnahme der Insel Alsen, die durch energisches und muthvolles Handeln auch recht gut genommen werden konnte. Wer wollte es den Schleswig-Holsteinern verdenken, daß sie noch immer hofften, so oft sie auch schon getäuscht worden waren? —

Fritz hatte Flensburg am Abende des 11. Mai verlassen, und da er sich nicht viel Ruhe gönnte und sein Fuhrwerk stationsweise wechselte, langte er mit Einbruch der Nacht des 12. bei dem Lager der Armee vor Fridericia an.

Dasselbe bot ein eigenthümliches Bild dar, dessen Romantik zur Nachtzeit noch durch die vielen Wachtfeuer, die in der Ferne wie Irrlichter leuchteten, erhöht wurde. In einem weiten Halbkreise breitete es sich um die Festung aus; davor lagen die Schanzen und Laufgräben, die noch nicht mit Geschützen besetzt waren, in denen aber schon die Vorposten und die zur Deckung der Arbeiten bestimmten Abtheilungen standen. Zuweilen wurden aus der Festung, deren Umrisse sich gegen den Nachthimmel abzeichneten, Leuchtkugeln geworfen, hin und wieder knatterte auch das kleine Gewehrfeuer zwischen den Posten und feindlichen Patrouillen, und in langen Zwischenräumen donnerte ein Kanonenschuß von den Wällen herab auf die Schanzarbeiter, die sich dadurch wenig stören ließen.

Das Hüttenlager war in der üblichen Form mit regelmäßigen Lagergassen und Alarmplätzen angelegt; der Geschmack und die scherzhafte Laune der Soldaten hatten daran ausgeschmückt, was sich unter solchen Umständen thun ließ.

Obgleich es schon spät nnd das Wetter sehr unfreundlich war, herrschte doch überall noch das regste Leben; durch die Spalten der meisten Hütten sah man Lichtschimmer dringen, und Lachen und Gesang ertönten innen. Fritz kam gerade, als der Zapfenstreich geschlagen wurde. Einen tief

ergreifenden Eindruck machte die ernste Melodie eines Chorals, den die Musikcorps spielten, und dann die Trommelwirbel, die langgezogenen Töne der Hörner und die Trompeten der Kavallerie, welche das Retraitesignal in die Nacht hinaus schmetterten. Nachher wurde es stiller in den Lagergassen, aber in mancher Strohbarracke ging es noch immer lustig genug zu.

Fritz erfuhr bei der nächsten Wache bald, wo sein Bataillon lagerte, und nachdem er seinen Kutscher verabschiedet hatte, suchte er seinen Kommandeur auf, um ihm seine Rückkehr zu melden. Man sagte ihm, daß der Major sich in dem sogenannten Offizier-Casino befinde, und wies ihn dahin.

Das Casino lag hinter der Front des Bataillons und sah von außen nicht besser aus als die übrigen Barracken, nur war es größer. Man hatte, da die Zeit zu einer bequemeren Einrichtung bisher noch gefehlt, im länglichen Viereck starke Pfähle eingerammt und sie durch Bretter und Geflechte von Stroh und Reisig, welche die Wände herstellten, verbunden; als Dach diente ein großes Stück Segeltuch. Ueber dem Eingange zu diesem seltsamen Gebäude, den eine große Strohhürde bildete, schwankte eine trübe brennende Oellaterne im Winde, und bei ihrem flackernden Lichtschein konnte man auf einer weißen hölzernen Tafel mit blaugemaltem Rande in großen rothen Buchstaben lesen:

„Casino des Offiziercorps —ten Infanterie-Bataillons."

Der junge Offizier mußte über alle diese Anstalten lächeln; er ließ sich aber nicht Zeit, sie sorgfältig in Augenschein zu nehmen, sondern trat ein.

Inwendig fand er nur einen einzigen großen Raum; die Erde war festgestampft und mit gelbem Sande bestreut, die Wände theilweise mit grober Leinwand bekleidet; einige Baumstämmchen mit schon halb welkem Laube bildeten die kunstlose, aber nicht unfreundliche Draperie dieses Salons.

In der Mitte desselben stand ein langer Tisch, mit einem ehemals weißen Tafeltuche bedeckt und mit Flaschen, Gläsern und Tellern garnirt, rings herum Bänke ohne Lehnen, und eine Ecke nahm das durch Fässer und darüber gelegte Planken gebildete Büffet ein, hinter dem der Marketender, welcher die Offiziersverpflegung übernommen hatte, mit seinen flüssigen und konsistenten Vorräthen hauste.

Um den Tisch herum saßen gegen dreißig Offiziere, meistens dem Bataillone, bei dem Lieutenant Staffelt stand, angehörig, aber auch einige Gäste, Jäger und Kavalleristen, waren anwesend. Die einzige Aehnlichkeit zwischen den Personen dieser anscheinend sehr heiteren Gesellschaft, bestand in ihren Uniformen, sonst waren da bartlose Jünglinge und Männer mit gebräunten, kühnen Gesichtern, Offiziere aller Chargen bis zum Major hinauf, die verschiedenartigsten Erscheinungen; Jeder saß, sprach und gebehrdete sich nach seinem Belieben, der unter den Waffen so streng beobachtete Rangunterschied hatte hier aufgehört und der Geist der besten Kameradschaft Alle zu einem Ganzen, das von ungebundener Fröhlichkeit beseelt war, verschmolzen. Als Fritz eintrat und man ihn bei der gerade nicht glänzenden Beleuchtung, die in dem Saale herrschte, erkannte, wurde er mit stürmischem Willkommensrufe begrüßt.

Der junge Offizier hatte Mühe, durch die ihn mit Begrüßungen und Fragen umdrängenden Kameraden bis zu seinem Major zu gelangen, der ihm sofort die Hand freundlich entgegenstreckte und und ihn bat, sich die dienstliche Meldung zu ersparen.

Die meisten der anwesenden Offiziere, besonders die älteren, waren Preußen, aber sie hatten sich der schleswig-holsteinschen Sache mit Leib und Seele gewidmet, und in dem Corps herrschte der gemüthlichste und freundschaftlichste Ton.

Fritz hatte sich kaum zu den Kameraden niedergesetzt

und zu erzählen begonnen, wie es weiter im Süden aussehe, als sich die Hürdenthür von Neuem öffnete und ein Jägeroffizier eintrat.

„Welffen!“ rief Fritz Staffelt, erfreut aufspringend und dem Freunde entgegeneilend, von dessen Seite die Begrüßung ebenso herzlich war.

„Siehst Du, wir sind auch ohne Dich bei Gudsoe und und der Taulovkirche fertig geworden!“ rief Lieutenant von Welffen scherzend. „Es war ein schöner Waffentanz, ähnlich dem bei Kolding.“

„Ich bin untröstlich, daß ich ihn in Eurer Gesellschaft nicht mitmachen konnte,“ meinte Fritz; — „man wird im Lager mit den Fingern auf mich weisen und sagen: „Der war nicht dabei!“

„Fürchten Sie das nicht, junger Freund!“ rief ihm der alte Major lächelnd über den Tisch zu. „Sie haben uns Allen schon genug Proben Ihres Muthes abgelegt, als daß man Ihnen das kleine Mißgeschick, an jenem schönen Tage gefehlt zu haben, so hoch anrechnen dürfte.“

„Diese gütige Anerkenung meiner geringen Leistungen entschädigt mich einigermaßen für meinen Verlust,“ erwiderte Fritz, sich gegen den alten Herrn verbeugend; — „übrigens habe ich kein Recht, mich über das Schicksal zu beklagen, denn es hat auf einer andern Seite wieder gutgemacht, was es hier an mir verbrach. Ich erlaube mir, Ihnen, Herr Major, und allen meinen verehrten Kameraden anzuzeigen, daß ich mich während meines kurzen Aufenthaltes in Schleswig mit Fräulein Eugenie von Schmidt, einzigen Tochter Herrn von Schmidts auf Achteby bei Tondern, verlobt habe.“

„Wir gratuliren, wir gratuliren von Herzen!“ erschallte es von allen Seiten. „Das ist recht gethan, Herr Kamerad; — Sie scheinen auf dem Felde der Liebe ein ebenso

großer Held zu sein als auf dem der Ehre, wo die Kugeln pfeiffen!"

„Nun, das muß ich gestehen!" rief der gemüthliche Kompagniechef des jungen Lieutenants in komischer Verwunderung. „Nun ist es mir auf einmal klar, warum Sie sich während unsers Winterschlafes so selten in meinem Kantonnementsquartiere sehen ließen."

„Und warum er lange Zeit so schweigsam und melancholisch war," fügte Lieutenant von Welffen, dem Freunde warm die Hand drückend, mit freudigem Lächeln hinzu, und leise sagte er:

„Habe ich Dir nicht vorausgesagt, daß sich Alles zum Besten wenden würde? Ich beanspruche es nun aber als ein Recht, einen genauen Bericht über die glückliche Entwickelung des kleinen Dramas von Dir zu erhalten."

„Das sollst Du auf die umständlichste Weise, sobald wir allein sind; ich selbst sehne mich, darüber zu sprechen."

„Herr von Schmidt auf Achteby! Das ist ein sehr reicher Mann," flüsterten die Offiziere untereinander. „Eine vortreffliche Partie! Wer mit seinen Quartieren solches Glück hätte!"

„Füllen Sie Ihre Gläser, meine Herren!" rief der Major dazwischen. „Lassen Sie uns auf das Wohl und eine baldige Hochzeit unseres lieben Kameraden, des Lieutenant Staffelt und seines Fräulein Braut anstoßen!"

Die Gläser klangen hell aneinander, und frohe Stimmen jubelten dazwischen. Fritz fühlte sich im Kreise seiner Kameraden wieder ganz zu Hause und stimmte in ihre Munterkeit ein. Alle wunderten sich über die mit ihm vorgegangene Veränderung, sein trübes Wesen hatte keine Spur mehr hinterlassen; — was doch eine glückliche Verlobung thun kann!

Eine der ersten Fragen des jungen Offiziers war, ob man keine Nachricht von seinem zukünftigen Schwager

Lorenzen erhalten habe; die anwesenden Kavallerieoffiziere schüttelten ernst den Kopf und verneinten es. Der dicke Rittmeister von Steinwehr, der auch zugegen war und sich über das Mißgeschick seines besten Offiziers und Freundes schon genügend ausgeflucht hatte, sagte kein Wort, aber er machte eine verdächtige Bewegung mit der Hand nach den Augen hin, und später kam er langsam um den Tisch herum gewackelt, setzte sich neben Fritz und erkundigte sich sehr angelegentlich, wie die arme Emma die niederschmetternde Kunde aufgenommen habe und wie sie sich jetzt befinde.

„Wollte wahrhaftig lieber, daß es mir passirt wäre!" brummte er, als Fritz ihm der Wahrheit gemäß geantwortet hatte, — „obgleich es eine bittere Pille sein muß, vor den Hannemännern auf dem Sandhaufen zu knien oder, im besten Falle, in ihren Festungsnestern auf den Inseln zu sitzen. Brrr! mich schaudert bei dem bloßen Gedanken daran. Aber an mir wäre wenigstens nicht so viel gelegen gewesen wie an ihm; meine Schwadron würde sich nicht um mich todtweinen, wie das arme Mädchen um den Lorenzen."

Eine solche traurige kleine Episode verwischte sich bald wieder in der Stimmung der heiteren Gesellschaft; dem Soldaten im Kriege gehört nur die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft dürfen für ihn nicht existiren.

Es war schon längst Mitternacht vorüber, als die Herren sich trennten und Jeder nach seiner Barracke wanderte, die sie allein oder paarweise bewohnten. Fritz lag mit seinem Kompagniechef zusammen; für den folgenden Tag hatte er sich ein Rendezvous mit Welffen gegeben, dessen Jägerkorps dicht neben seinem Bataillone bivouakirte.

Der Morgen begann erst schwach zu dämmern, im Lager ruhte Alles im festen Schlafe, nur die Vorposten waren wach, und man hörte in regelmäßigen Pausen ihr gegenseitiges Anrufen, das sie versicherte, Alles sei in

Ordnung. Es war ein nebliger, nasser und finsterer Morgen.

Da fielen plötzlich schnell hintereinander Gewehrschüsse bei den vorwärts des Lagers erbauten Schanzen, die noch nicht mit Belagerungsgeschütz hatten besetzt werden können; dort war ein Infanteriebataillon auf Wache.

Die Schläfer fuhren in die Höhe, horchten einen Augenblick und eilten zu den Waffen; schon wirbelte der Generalmarsch durch die Lagergassen. Die Dänen hatten einen Ausfall aus der Festung gemacht und versuchten, mit ansehnlicher Truppenmacht rasch vorzudringen, um die Schanzarbeiten zu zerstören.

Die Bataillone und Schwadronen formirten sich eiligst auf ihren Alarmplätzen, Adjutanten jagten hin und her, um Befehle zu überbringen, eine Batterie fuhr, so schnell die Pferde in dem aufgeweichten Boden die schweren Geschütze fortschleppen konnten, den Angegriffenen zu Hülfe. Es schien ein ernstliches Gefecht werden zu wollen, denn von Fridericia tönte scharfer Kanonendonner herüber.

Fritz sah sich auf einmal wieder in das Gewühl des Kampfes versetzt; er dachte an Eugenie und ging dann freudigen Muthes dem Feinde entgegen. —

---

## Viertes Kapitel.

Lorenzen befand sich in schlimmer Lage, nachdem er das Hôtel der Gräfin Mackenna verlassen hatte; er war in einem fremden Lande, in dem man seine Landsleute jetzt gerade bitter haßte, — seine Aussprache des Dänischen mußte ihn bald als Deutschen verrathen — zweifellos hatte die Po-

lizei sein Signalement, konnte ihn leicht erkennen und wieder arretiren, was ohnehin schon geschehen konnte, weil er keinen Paß aufzuweisen vermochte, und er wußte nicht, wohin er sich wenden solle, um sich in Sicherheit zu bringen. Bekannte hatte er nicht in der Hauptstadt, sich an den ersten besten Deutschen, auf dessen patriotisches Gefühl vertrauend, zu wenden, war um so bedenklicher, als Jeder, der ihn aufnehmen würde, sich großer Verantwortlichkeit und strenger Strafe aussetzen mußte, und daran, irgend Jemanden zu bestechen, damit er ihn bei seiner weiteren Flucht unterstütze, durfte er nicht denken, da er nur sehr wenig Geld bei sich hatte.

Schon sein Aeußeres konnte Verdacht erwecken, denn der deutsche Typus war zu deutlich auf seinem Gesichte ausgeprägt und der militairische Schnurrbart auffallend; er mußte daher eilen, aus der volkreichen Stadt zu kommen. Wer konnte wissen, ob nicht Gräfin Ida selbst, sobald sie seine heimliche Entfernung bemerkte, in ihrer leicht übersprudelnden Heftigkeit und von dem Gefühle des Hasses, mit dem sie ihm gedroht hatte, getrieben, Schritte thun würde, die zu seiner Wiederverhaftung führen mußten? — jedenfalls hatte er sie gar nicht tiefer verletzen und beleidigen können, als jetzt geschehen war.

Lorenzen faßte den Entschluß, sich nach dem Hafen zu begeben, in dessen Nähe er sich befand; dort konnte es der Zufall am ersten fügen, daß er einem bekannten Landsmann begegnete oder eine Gelegenheit fand, sich auf einem Schiffe zu verstecken, bis dasselbe auslief, — wohin, war ihm augenblicklich gleichgültig, es handelte sich nur darum, Kopenhagen so bald als möglich im Rücken zu haben.

Er wanderte, jedem Polizeibeamten vorsichtig ausweichend, den ganzen Hafenkai entlang, aber ohne Erfolg. Eine deutsche Flagge wehte von keinem Schiffe, denn die letzte-

ren, die er als deutsche erkannte, waren wegen des Krieges von den dänischen Behörden mit Beschlag belegt und sollten wahrscheinlich nie in die Heimath zurückkehren.

Was war nun zu beginnen? — Lorenzen hatte nicht Zeit, lange darüber nachzudenken. Fast mechanisch schlug er den Weg ein, der in gerader Richtung der Heimath zuführte, gegen Westen. So kam er auf den Weg nach dem Frederiksberger Schlosse, bog aber bald, nachdem er die Stadt verlassen hatte, von demselben links ab, da er ihm immer noch zu belebt war.

In keineswegs beneidenswerthem Gemüthszustande wanderte er den Kallebodstrand entlang, bis er die von demselben aufsteigenden Höhen zu seiner Rechten und das grüne Wasser des Sundes mit der gegenüberliegenden Küste der Insel Amager zur Linken hatte; hier begegnete er keinem Menschen und fühlte seine Brust etwas erleichtert. Ueberzeugt, daß ihm nur der Zufall Hülfe bringen könne, ging er immer weiter am Strande der Kiögebucht entlang; bereits begann der Abend sich auf Meer und Land niederzusenken, und er wußte noch nicht, wo er in dieser Nacht sein Haupt niederlegen werde, er war aber der Meinung, es werde jedenfalls besser ruhn als im Gefängnisse oder auf den schwellenden Eiderdunenkissen im Hause der Gräfin Ida.

Es dunkelte schon, als er einige hundert Schritte vor sich ein kleines Boot am Strande liegen sah; kein Mensch schien sich darin zu befinden, und schnell faßte er die Hoffnung auf, sich dieses gebrechlichen Fahrzeuges zu bemächtigen und sich auf ihm dem Meere anzuvertrauen, auf dem er wenigstens keine Verfolgung zu befürchten brauchte; seine nautischen Kenntnisse waren allerdings sehr unbedeutend, aber er verstand doch die Riemen zu führen, und die preußische Küste war ja nicht so unendlich fern, daß ein Verzweifelnder es für unmöglich gehalten haben sollte, sie

bei so ruhiger See, wie es augenblicklich gab, zu erreichen. Was kümmerte es ihn in dieser dringenden Noth, ob er sich des Raubes an dem Eigenthum friedlicher Fischer schuldig machte? — es war Krieg und er gerade in der Lage, alle Freiheiten, die derselbe gestattet, benutzen zu müssen.

Er blickte sich aufmerksam nach allen Seiten um; an der Küste war kein Mensch zu sehen, in der Nähe kein bewohnter Ort, nicht einmal eine einzelne Hütte. Raschen Schrittes ging er auf das Boot zu, das sich, kaum zehn Schritte vom Strande entfernt, sanft auf der glatten Wasserfläche schaukelte; es war durch eine dünne Leine an einen kleinen, in den Ufersand eingerammten Pfahl befestigt; es davon zu lösen, konnte keine Schwierigkeit haben.

Lorenzen war bereits ganz nahe gekommen, als sich, zu seinem Schrecken, plötzlich eine menschliche Gestalt in dem kleinen Fahrzeuge, wo sie wohl am Boden geruht haben mußte, erhob. Es war ein junger Mensch in gewöhnlicher Matrosentracht und von dem Ansehen eines sturmerprobten Seemannes; mit seinen blitzenden dunkeln Augen betrachtete er ruhig den Herankommenden, und diesem schien es, als spiele ein spöttisches Lächeln um seine Lippen; ohne Zweifel hatte er sein Stutzen bemerken müssen.

Lorenzen sah in seinem Civilanzuge durchaus nicht erschreckend aus; der Matrose mochte das auch finden. In der weisen Ansicht, daß es das Vortheilhafteste sei, in mißlicher Lage gegen Jedermann höflich zu sein, grüßte er den Seemann freundlich, erhielt aber nur einen kurzen und offenbar mißtrauischen Dank.

„Seid Ihr so spät noch auf dem Fischfange begriffen oder wartet Ihr auf Eure Kameraden, die sich an Land begeben haben?“ fragte Lorenzen in dänischer Sprache.

„Macht Ihr allabendlich so weite Spaziergänge von Kopenhagen her?“ fragte dagegen spöttisch der Matrose.

Lorenzen fiel es augenblicklich auf, daß der Mensch, der übrigens ein kühner und schlauer Bursche zu sein schien, das Dänische mit demselben fremdländischen Accente, der ihm eigen war, sprach; sollte es gar ein Landsmann von ihm sein? — Ruhig erwiderte er auf die an ihn gestellte Frage in deutscher Sprache:

„Das gerade nicht, mein Freund, denn ich bin hier fremd.“

Der Bursche stutzte und blickte ihn noch schärfer an; sein Gesicht wurde etwas freundlicher.

„Ihr seid ein Deutscher?“ meinte er in plattem Deutsch, — „kein dänischer Zollschnüffler?“

„Bewahre, mein Freund, ich bin ein ächter Schleswig-Holsteiner und freue mich, hier einen deutschen Landsmann zu finden; was Ihr mit den dänischen Zollbeamten zu verkehren habt, kümmert mich durchaus nicht.“

„Was macht Ihr aber hier in Dänemark?“ fragte der Matrose neugierig.

„Darauf müßte ich Euch eine lange Antwort geben,“ erwiderte Lorenzen, der für gut befand, einen sehr vertraulichen Ton anzunehmen; — „ich kann Euch nur gestehen, daß ich froh sein wollte, wäre ich erst wieder hinaus.“

„Hm, Ihr seid, obgleich Ihr gerade nicht so ausseht, wohl gar einer von den gekaperten Schiffern?“

„So etwas Aehnliches, guter Freund. Ihr liebt die Dänen wohl auch nicht besonders?“

„Gott verd—! ich hasse sie wie die Teufel, besonders die Zollbeamten.“

„Hört einmal, da würdet Ihr Euch vielleicht bereit finden lassen, einem Landsmanne, der allen Grund hat,

sich vor den blauen Gensdarmen in Acht zu nehmen, behülflich zu sein."

„Recht gern, wenn ich es kann."

„Nehmt mich in Euer Boot auf und setzt mich an irgend einen Punkt der schwedischen Küste, die ja nicht fern ist; freilich kann ich Euch dafür nicht viel bezahlen, aber ich werde mich Euch später, sobald ich glücklich zu Hause angekommen bin, dankbar erweisen, wenn Ihr mir Euren Namen und Wohnort nennen wollt."

Der Bursche begann ihn wieder mit mißtrauischem Blicke zu betrachten und schüttelte langsam den Kopf.

„Das geht nicht an," sagte er kurz.

„Warum nicht?"

„Weil ich andere Geschäfte habe; auch kenne ich Euch nicht und weiß nicht, ob Alles, was Ihr da sagt, wahr ist."

Lorenzen sah ein, daß er sich dem Menschen, der gutmüthig zu sein schien, vollständig vertrauen müsse.

„Hört mich an," erwiderte er. „Ich bin schleswig-holsteinischer Offizier und gefangen worden; heute ist es mir gelungen, zu entkommen, wenn ich aber noch ein Paar Stunden lang auf's Gerathewohl umherschweife, werden mich die Gensdarmen, die mir auf der Spur sind, einholen und wieder zurückschleppen; Ihr werdet jetzt begreifen, wie viel mir daran liegt, erst auf dem blauen Wasser zu sein."

Der Bursche dachte eine Weile nach, und das Mißtrauen verschwand wieder von seinem Gesichte; er schien unentschlossen.

„Herr," antwortete er endlich, — „ich sehe wohl, daß Ihr die Wahrheit sprecht, — und Gott verd—! ich möchte Euch gern helfen, wenn ich dürfte, aber mir gehört diese Jolle nicht und ich habe die strengste Weisung, keinen Menschen hineinzulassen. Wenn Ihr aber noch ein Weilchen warten wollt, so kommen die Andern, die am Lande Ge-

schäfte haben; es sind zwar Schweden, aber ich will Euret-halben mit ihnen sprechen."

„Ihr kommt also von der schwedischen Küste und kehrt dahin wieder zurück?" fragte Lorenzen freudig.

Der Matrose nickte bejahend.

„In diesem gebrechlichen Fahrzeuge?"

„O, was das betrifft! die Jolle ist fest und flink. Aber wartet nur, Ihr werdet nachher schon sehen."

„Welche Geschäfte haben die Andern, die Schweden, am Lande eigentlich?" fragte Lorenzen ungeduldig.

„Fragt mich nicht danach," meinte der Bursche, eigenthümlich lachend.

Lorenzen zweifelte nicht mehr, daß er es mit Schmugglern zu thun haben werde, wenn er an die Aeußerungen des Matrosen über die dänischen Zollbeamten dachte, aber ihm war es gleichgültig, wer ihn rettete; er beschloß, zu warten.

Glücklicherweise wurde seine Geduld nicht auf eine zu schwere Probe gestellt. Er hatte nur noch wenige Worte mit dem jungen Menschen gewechselt, wobei er erfuhr, daß derselbe aus dem Mecklenburgischen stamme und einem schwedischen Schiffer diene, als Jener sich schnell unterbrach und nach den Höhen hin Zeichen machte, als ob er Jemanden auffordern wolle, heranzukommen. Lorenzen blickte sich um und bemerkte zwei Männer in Seemannstracht, die sich gerade anschickten, die Höhen herabzusteigen; wahrscheinlich hatten sie bei seinem Anblicke gezögert.

„Sind das die Andern, die Schweden?" fragte er den Burschen.

„Ja."

Die Beiden kamen näher; es waren kräftige blonde Kerle mit gebräunten, ziemlich finsteren Gesichtern; ihn schienen sie mit ebenso viel Mißtrauen als Erstaunen zu betrachten und erwiderten seinen höflichen Gruß nur in

kurzer Weise. Der junge Mensch im Boote sprach auf Schwedisch lebhaft zu ihnen, und Lorenzen verstand wohl, daß es sich um ihn handle, denn alle Drei blickten wiederholt auf ihn; die Beiden schienen zu prüfen, der Bursche sich für ihn zu verbürgen und zu bitten.

Endlich, nachdem er in peinlicher Ungewißheit geschwebt hatte, winkte ihm einer der Schweden, in das Boot zu steigen, was er sich nicht zweimal sagen ließ; die Beiden folgten ihm. Sie bewiesen ihm eine gewisse Achtung, indem sie ihm den besten Platz einräumten, aber übrigens schienen sie ihm gegenüber auf ihrer Huth zu sein und blickten wiederholentlich aufmerksam auf den Strand, als ob sie von daher irgend eine Gefahr zu erwarten hätten.

Das Boot ruderte an der Küste entlang, bis Lorenzen bei einer scharfen Biegung derselben in einer kleinen Einbuchtung ein größeres, schaluppenartig getakeltes Fahrzeug liegen sah, das von einer anderen Stelle des Strandes gar nicht bemerkt werden konnte. Zu seiner Verwunderung erblickte er auch auf dem letzteren, dicht dabei, fünf oder sechs Leute, die zweirädrige leere Lastkarren bei sich hatten; es schien hier eine Ausschiffnng von Schmugglerwaaren stattfinden zu sollen, und jedenfalls waren die Beiden vorher am Lande gewesen, um zu rekognosciren und ihre Abnehmer zu benachrichtigen. Der deutsche Schiffsjunge bestätigte ihm dies auch später.

Es war schon fast ganz finster geworden. Das Boot legte bei der Schaluppe an, und die Männer stiegen an Bord; auf ihren Wink folgte Lorenzen.

Unmittelbar darauf ging die Ausschiffung mehrerer großer Waarenballen auf die Karren vor sich; man beeilte sich sehr, und fast kein Wort wurde dabei gesprochen. Lorenzen hatte sich an den Mast gelehnt und blickte schweigend zu; er dachte daran, daß es jetzt nur noch zu seinem bis-

herigen Mißgeschicke fehle, daß die Zollwächter erschienen, das Schiff nähmen und ihn mit den Anderen als Schmuggler arretirten.

Wirklich schien sich diese Ahnung erfüllen zu wollen, denn plötzlich kam ein Mensch, der jedenfalls auf der Lauer gelegen hatte, im schnellsten Laufe die Höhen herab und rief den Anderen einige Worte zu. Allgemeine Verwirrung erfolgte; die Männer am Strande ließen ihre Karren stehn und kletterten auf das Schiff, die vier darauf befindlichen Seeleute waren eifrigst bemüht, den kleinen Anker zu lichten und vom Lande abzustoßen, dann griffen sie zu den langen Riemen. Das Fahrzeug hatte sich höchstens zwanzig Schritte vom Ufer entfernt, als wohl einige zwanzig Männer, in denen Lorenzen, trotz der Dunkelheit, uniformirte und bewaffnete Zollbeamte erkannte, über die Höhen kamen und mit lautem Rufen, beizulegen und sich zu ergeben, dem Strande zustürzten; Einige von ihnen wateten sogar in das Wasser hinein.

Die Schiffer fluchten und machten verdoppelte Anstrengungen; die Gefahr war groß. Als die Zollbeamten bemerkten, daß man ihnen nicht gehorche, feuerten sie mehrere Gewehrschüsse auf die Schaluppe ab; die Kugeln pfiffen über sie hin. Die nicht rudernden Leute griffen jetzt auch zu einigen Gewehren, die auf dem Verdecke lagen; Lorenzen, der einsah, daß er auf diese Weise am besten jeden Verdacht gegen sich entkräften könne, nahm selbst ein Gewehr, schoß aber, da ihm die Sache der Schmuggler doch nicht ganz rechtmäßig erschien, absichtlich über die Köpfe der Steuerbeamten fort.

Glücklicherweise kam es nicht zum Handgemenge, an dem er sich ebenfalls, schon um seiner selbst willen, hätte betheiligen müssen, denn das Fahrzeug ließ die Verfolger bald weit zurück. Ob die Zollbeamten durch das Feuer

einen Verlust erlitten, ließ sich nicht beurtheilen, auf der Schaluppe war ein Mann durch eine Kugel am Arme leicht gestreift worden.

Als die Schmuggler weiter in die See hinausgekommen waren, hißten sie die Segel, und das Fahrzeug flog bei gutem Winde nun nach der schwedischen Küste zu. Die Leute raisonnirten viel und schienen über den Verlust der Waaren und Karren niedergedrückt; anfangs bekümmerte sich Niemand um Lorenzen, später aber kam der Schiffer an ihn heran und reichte ihm mit einigen unverständlichen Worten die Hand, jedenfalls zum Dank für seine Betheiligung an dem Kampfe; der deutsche Matrose sagte ihm, daß man ihm jetzt vollkommen traue.

Bald nach Mitternacht landete die Schaluppe an einer einsamen und öden Stelle der schwedischen Küste in der Nähe von Falsterbo. Der deutsche Bursche theilte, im Namen des Schiffers, Lorenzen nun mit, daß man Nichts mehr für ihn thun könne, ihm aber rathe, den Weg nach dem ungefähr zehn Meilen entfernten Ystadt einzuschlagen, wo er gewiß Gelegenheit finden werde, nach Deutschland zu gelangen. Lorenzen bedankte sich bestens, und da er jetzt in Sicherheit und sehr ermüdet war, beschloß er, in dem nahen Dorfe Falsterbo sein Nachtquartier zu nehmen; wirklich fand er daselbst ein bescheidenes Unterkommen.

Am anderen Morgen gelang es ihm, zu billigem Preise ein Fuhrwerk zu miethen, mit dem er nach Ystadt gelangte, und von hier aus bewerkstelligte er mit Hülfe eines deutschen Consuls seine Ueberfahrt nach Preußen, auf welchem großen Umwege er ungehindert wieder über die Grenze seines Heimathlandes kam. Er legte diese Reise in nur wenigen Tagen zurück, da ihm seine Sehnsucht nirgends einen längeren Aufenthalt, als unumgänglich nothwendig, gestattete. An demselben Tage, an dem zum ersten Male, wie man

am Schlusse des vorigen Kapitels gehört hat, ernstlich vor Fridericia gekämpft wurde, langte er wieder in der Stadt Schleswig an.

Von Freude und Unruhe hocherregt, eilte er ohne Verzug nach dem Staffelt'schen Hause. Die ganze Familie saß gerade bei Tische, und als der eiserne Klopfer an der Hausthür in der alten, gerade Lorenzen eigenen Weise ertönte, wurde Emma leichenblaß und starr wie eine Bildsäule; sie wagte nicht zu hoffen, daß ihr Verlobter selbst zurückkehre, aber, von einer Art abergläubischer Furcht ergriffen, hielt sie sich für überzeugt, daß jetzt irgend eine Nachricht von seinem Schicksale eintreffen müsse.

Die übrigen Familienmitglieder fanden in dem Klopfen nichts Ungewöhnliches und wunderten sich über Emma's augenscheinliches Erschrecken; der Advokat selbst ging, um die Thür zu öffnen. Als er Lorenzen in seinem bürgerlichen Reiseanzuge erblickte, prallte er betroffen zurück, im nächsten Augenblicke schon lag der Lieutenant an seiner Brust, riß sich indessen schnell wieder los und stürzte, ohne auf die Warnung, die ihm Herr Staffelt nachrief, daß er die ganz unvorbereitete Braut nicht so plötzlich erschrecken möge, zu hören, in die Wohnzimmer.

Es ist eine alte Erfahrung, daß eine freudige Ueberraschung, selbst auf das schwächste Nervensystem, selten so gefährlich wirkt, als eine schmerzliche. Emma, die ihre Blicke starr auf die Thür geheftet hielt, jauchzte bei dem Anblicke des Geliebten laut auf und fand auf einmal wieder die Kraft, sich zu erheben und ihm entgegenzueilen. Weinend und schluchzend im Uebermaße des Glückes lag sie in seinen Armen, während die Uebrigen Lorenzen mit Fragen bestürmten, auf welche Weise er aus der Gefangenschaft entkommen sei.

Es dauerte lange, bis Alle sich wieder einigermaßen

?
falsch!

gefaßt hatten; Emma, die durch ihre Thränen lächelte und nicht müde werden konnte, das ihr so liebe Gesicht Lorenzens anzublicken, lehnte an seiner Schulter und hielt seine beiden Hände fest, als fürchte sie, daß man ihn ihr noch einmal entreißen könne, die Anderen saßen und standen im Kreise umher und lauschten gespannt dem flüchtigen Berichte, den er ihnen von seinen Erlebnissen machte.

Lorenzen erzählte ganz der Wahrheit gemäß, er verschwieg nur Eines, nämlich den Beweggrund, der ihn aus dem Hotel Gräfin Ida's getrieben hatte, weil er Emma dadurch von Neuem aufzuregen fürchtete und überhaupt Jene in so Vieler Augen nicht blosstellen mochte; er gab einfach vor, die Gräfin habe ihm selbst gerathen, die Heimreise anzutreten, weil er in ihrem Hause nicht mehr sicher genug sei.

Der Advokat war voll Lobes des edlen Benehmens Gräfin Ida's, die sich zum Schutzengel der Familie gemacht zu haben scheine, und Lorenzen ließ ihn vorläufig bei dieser guten Meinung von ihr. Nur Emma sollte bald enttäuscht werden, denn als sie wieder ganz ruhig geworden und mit ihrem Verlobten unter vier Augen war, klärte ihr dieser sein ganzes Verhältniß zu der schönen und leidenschaftlichen Wittwe auf; überzeugt, daß letztere, wenn es nur irgend in ihrer Macht läge, ihre Angriffe von Neuem auf ihn und Emma richten werde, hielt er diese Offenheit für durchaus nothwendig, um seine Braut zu warnen.

Emma war starr vor Staunen; sie begriff nicht, wie eine Frau, obenein eine so schöne und vornehme, sich von der Leidenschaft so weit fortreißen lassen könne, und fühlte für sie Schaam; ihr ganzes Benehmen wurde ihr jetzt klar, und sie errieth, in welcher Gefahr sie geschwebt hatte. Andererseits mußten aber auch die letzten Zweifel, die sie noch an der unverbrüchlichen Treue Lorenzens gehegt hatte,

schweigen, und sie bat ihn sowohl im Herzen als laut um Verzeihung deshalb.

„Würdest Du sie geliebt haben, wenn Du Dich nicht vorher an mich gefesselt hättest?“ fragte sie schüchtern.

„Nein,“ erwiderte Lorenzen mit Bestimmtheit, — „sie hat sich der Achtung eines braven Mannes verlustig gemacht, und sie täuscht sich selbst, wenn sie ihre Gefühle, die nur Sinnenrausch sind, für ächt und dauernd hält; dennoch bemitleide ich sie, denn sie wird in dem ohnmächtigen Kampfe gegen ihre ungezähmte Leidenschaft schwer dulden müssen; ich wünsche von Herzen, daß es ihr gelingen möge, mich zu vergessen, und daß sich unsere Wege auf dieser Welt nie wieder kreuzen.“

Emma umarmte ihn, und Beide gelobten sich, aus Schonung für die Gräfin, das Geheimniß zu bewahren, sich gegenseitig nie wieder zu mißtrauen und gegen alle Störungen ihrer Liebe und ihres Glückes auf der Huth zu sein.

Lorenzen hatte durch seine Gefangenschaft den ruhmvollsten Theil des Feldzuges versäumt; es war daher leicht begreiflich, daß sein militairisches Ehrgefühl ihn drängte, so bald als möglich wieder in die Reihen seiner Kameraden zurückzukehren; davor mußte selbst der Wunsch, nach so langer Trennung einige Zeit mit Emma zusammen zu verleben, schweigen. Er meldete sich sogleich bei dem Militair-Kommando in Schleswig und erhielt den Befehl, sobald er sich wieder ausgerüstet habe, unverzüglich zu seinem Truppentheile vor Fridericia sich zu begeben.

Schon am folgenden Tage reiste er, von den Wünschen der Staffelt'schen Familie, so wie seiner übrigen Freunde in der Stadt und den Thränen Emma's begleitet, ab. —

Der Ausfall der Dänen am 13. Mai wurde nach ziemlich heftigem Kampfe abgeschlagen; das Bataillon, das sich auf

Vorposten befand, hatte wacker Stand gehalten, bis es Hülfe erhielt und die Dänen von der schleswig-holsteinischen Batterie mit Erfolg beschossen werden konnten.

Erst am 15. Mai waren einige Belagerungsgeschütze zur Hand, aus denen mehrere Bomben auf die Festung geworfen werden konnten, und am 17ten begann das eigentliche Bombardement, das sich auch gegen die im Hafen liegenden Schiffe richtete. Von beiden Seiten wurde heftig gefeuert, und bald stand die große Spiritusfabrik in der Stadt in hellen Flammen; auch mehrere andere Gebäude geriethen in Brand; man konnte deutlich wahrnehmen, wie die Dänen zu löschen suchten.

Gerade um diese Zeit traf Lieutenant Lorenzen im Lager ein; man konnte daselbst noch keine Nachricht von seiner Befreiung haben, und er freute sich nicht wenig, seinen alten Rittmeister und Fritz Staffelt zu überraschen. Das kriegerische Bild, das er vor sich entrollt sah, erfüllte mehr als je sein Herz mit freudigem Muthe, hatte er doch noch vor Kurzem daran verzweifelt, jemals seine Kameraden wiederzusehen.

Die Kavallerie hatte bei dem Bombardement Nichts zu thun und lagerte ganz ruhig. Als der Lieutenant die Lagergasse seiner Schwadron entlang kam, erkannten ihn die Dragoner sogleich und begrüßten ihn mit unverstellter Herzlichkeit; er mußte bald hier, bald da stehen bleiben, um mit ihnen zu sprechen und sie in Kürze zu versichern, daß er ganz wohlbehalten sei; die Theilnahme der ehrlichen Burschen rührte ihn tief.

Sein erster Gang war zu dem Rittmeister von Steinwehr, der, wie er hörte, trotz der Luft und Erde erschütternden Kanonade, in seiner Barracke ruhig schlummerte. Er ließ sich dadurch nicht abhalten, einzutreten.

Der dicke Herr erwachte, setzte sich auf seinem Feld-

bette in die Höhe, rieb sich die verschlafenen Augen und starrte ihn an, ohne ihn zu erkennen. Lorenzen mußte über die possierliche Figur laut auflachen.

„Gottes Tod, Lieutenant! soll die Schwadron aufsitzen?" rief der Rittmeister.

„Aber, Herr Rittmeister, besinnen Sie sich doch; kennen Sie mich denn nicht wieder?" fragte Lorenzen, noch immer lachend, und plötzlich die dienstliche Haltung annehmend, trat er dicht vor den dicken Herrn hin und sagte ernst:

„Lieutenant Lorenzen meldet, daß er sich aus der Gefangenschaft in Kopenhagen ranzionirt hat."

„Lorenzen?" schrie Rittmeister von Steinwehr und war mit einem Satze vom Bette; die Augen wurden ihm auf einmal klar.

„Lorenzen?" wiederholte er mit strahlendem Gesichte. „Weiß Gott, er ist es, wie er leibt und lebt! diese verd — Dänen haben ihn also doch nicht todtgeschossen. Komm' her, mein braver Junge, an mein Herz und lasse Dich umarmen!"

Der alte Herr war ganz außer sich vor Freude; er drückte den Lieutenant so fest an sich, daß derselbe dem Ersticken nahe war; dann besah er sich ihn, unter neuen Ausrufen der Verwunderung und des Triumphes, von oben bis unten und schloß ihn immer wieder in seine Arme, ohne ihm Zeit zum Erzählen zu lassen, wozu er ihn doch wiederholt aufforderte. Endlich konnte Lorenzen seinen Bericht abstatten, und der dicke Rittmeister meinte nun, schmunzelnd und den Kopf wiegend:

„Eine brave Frau, diese Gräfin Mackenna! Wer hätte das gedacht, aber es ist klar: sie hatte sich in Sie verliebt, Lorenzen! Schade, daß Sie schon verlobt sind, — aber nein, verzeihen Sie, Sie konnten gar keine bessere Wahl treffen als Ihr Fräulein Braut. Ein Glück, daß wir diese

Gräfin damals nicht bei Schleswig arretirt haben! Wenn ich ihr wieder einmal begegne, will ich die ganze Schwadron vor ihr salutiren lassen."

Lorenzen ließ auch seinen Chef bei dieser vortheilhaften Meinung von der Gräfin.

Nachdem er sich bei seinem Regiments-Kommandeur gemeldet und seine übrigen Kameraden, bei denen er einen beinahe ebenso warmen Empfang wie bei dem Rittmeister fand, begrüßt hatte, suchte er Fritz Staffelt auf, dessen Bataillon ganz in der Nähe bivouakirte und an diesem Tage keinen Dienst hatte.

Er fand ihn munter und wohlauf; er, so wie sein Freund von Welffen, hatten sich bei dem Gefechte am 13ten wieder rühmlichst hervorgethan und auch nicht die leichteste Verwundung erhalten.

Die beiden zukünftigen Schwäger hatten genug von der Heimath zu plaudern und feierten das glückliche Wiedersehen Abends im Kreise der Kameraden auf die froheste Weise.

Nachdem das Bombardement in den nächsten Tagen fortgesetzt worden, — es waren inzwischen wieder neue Batterien angelegt und mehr Belagerungsgeschütz eingetroffen — kam es am 22sten zu einem sehr scharfen Artilleriegefechte, an dem sich auch dänische Kanonenboote betheiligten und das von schleswig-holsteinischer Seite hauptsächlich gegen ein Blockhaus, welches einen der nach der Festung führenden Dämme vertheidigte, gerichtet wurde. Die Dänen mußten letzteres endlich räumen, der Kampf darum dauerte aber bis in die Nacht hinein fort, obgleich es angezündet worden war; endlich blieb es in den Händen der Schleswig-Holsteiner.

Die ganzen Monate Mai und Juni gingen ohne Ereignisse von Bedeutung vor der Festung zu; man setzte die

Belagerungsarbeiten fort und wechselte mit dem Feinde einige Kanonenschüsse, wobei die Schleswig-Holsteiner mehrere beklagenswerthe Verluste an tüchtigen Offizieren, wie dem Oberstlieutenant von Saint-Paul und Hauptmann Delius vom Generalstabe, erlitten; ein Paar feindliche Ausfälle mit Infanterie wurden zurückgeschlagen.

Es lag auf der Hand, daß die schwache schleswig-holsteinische Armee ohne Unterstützung die Festung nicht einnehmen konnte, dennoch geschah von dem Ober-Kommando Nichts, obgleich es genug Truppen zur Disposition gehabt hätte. Im Sundewitt war es, bis auf einige unbedeutende Gefechte, mittlerweile ganz still geblieben; die preußischen Truppen folgten dem Corps des dänischen Generals von Rye in der Richtung auf Horsens nach Jütland hinein und rückten zu Ende Juni bis Aarhuus vor, während die Dänen sich auf die Halbinsel Helgenäs, wo sie sich jederzeit einschiffen konnten, zurückgezogen hatten.

Ein Theil der Reichstruppen, die Kurhessen, hielt, in viele kleine Abtheilungen zersplittert, die ganze lange Linie von Hadersleben bis Skanderborg hinauf besetzt; den Schleswig-Holsteinern fehlte also eigentlich eine Reserve, die sie in jedem Augenblicke zu unterstützen bereit war.

Während General von Bonin bis zu den ersten Tagen des Juli hauptsächlich den Zweck verfolgte, die Verbindung der Garnison von Fridericia mit der Insel Fühnen zu verhindern, was indessen nicht vollständig zu erreichen war, gingen beim Ober-Kommando in Aarhuus Nachrichten ein, daß die Dänen im kleinen Belt eine Flottille von Kriegs- und Transportschiffen gesammelt hätten, was auf die Absicht, eine Landung zu versuchen, deutete; wo dieselbe indessen stattfinden solle, war nicht zu ermitteln. Die Schleswig-Holsteiner bemerkten wohl, daß in den Nächten des 3. und 4. Juli Truppen in der Festung gelandet wurden,

und General von Bonin versäumte nicht, dies dem General von Prittwitz zü melden, war aber des besten Vertrauens, jeden etwa beabsichtigten Ausfall abschlagen zu können. Dadurch, daß man auf der Nordseite der Festung eine neue Batterie erbauen und dorthin bei Christinenberg eine Infanteriebrigade verlegen mußte, wurde die Stellung der Einschließungsarmee noch ausgedehnter und gefährdeter, als sie schon gewesen war.

Diese Brigade hielt den Abschnitt von der Seeküste bis zu der über Bredstrup nach Veile führenden Straße besetzt, eine lange Strecke, auf der sich keine Schanze, nur Laufgräben befanden. Die zweite Brigade stand, im Westen der Festung, bei Stonstrup und Sonderbygaard hinter zwei Redouten, und ein Bataillon der weiter rückwärts bei Erritsoe und Snoghoi lagernden Avantgardenbrigade hielt die Schanzen des rechten Flügels. Die Kavallerie und Artillerie standen dahinter, theils bei Igum im Norden, theils bei Bredstrup im Nordwesten.

Viele erfahrene Offiziere fanden diese Aufstellung gefährlich, da sie, besonders im Norden, leicht durchbrochen werden konnte, und tadelten heimlich, daß General von Bonin die entfernter stehenden Truppen nicht an die Schanzen herangezogen hatte, die Soldaten indessen waren zum größten Theile guten Muthes und fest überzeugt, daß sie die Dänen, falls dieselben einen Angriff versuchten, leicht zurückwerfen würden.

So kam die Nacht vom 5. zum 6. Juli heran, die der schleswig-holsteinischen Armee und der ganzen Kriegführung so verhängnißvoll werden sollte.

# Fünftes Kapitel.

Im Lager war es still geworden; die Nacht war ruhig und schwül, an dem wolkenbezogenen Himmel trat der Mond nur zuweilen hervor und beschien die Barracken, die dunkeln Schanzen und das klare Wasser des kleinen Belts. Die Truppen glaubten sicher ruhen zu können, denn ein noch am Abende ausgegebener Befehl des kommandirenden Generals hatte den Vorposten für diese Nacht verdoppelte Wachsamkeit eingeschärft.

Um zehn Uhr Abends nämlich hatte General von Bonin vom Oberbefehlshaber aus Aarhuus eine Depesche erhalten, in der ihm mitgetheilt wurde, daß er wahrscheinlich in der Nacht angegriffen würde, denn Abends zuvor sei ein dänischer Deserteur angelangt und habe mit Bestimmtheit ausgesagt, daß General Rye sich mit dem auf Helgenäs befindlichen Armeekorps nach Fühnen eingeschifft und mit General von Bülow, der dort kommandirte, vereinigt habe; demnach mußte man also einen großen Ausfall aus der Festung, nach der man ja in den letzten Tagen viel Truppen hatte überschiffen sehen, erwarten.

Auffällig war es jedenfalls, daß diese Nachricht, die General von Prittwitz schon am 4. Juli Abends hatte, erst vierundzwanzig Stunden später durch berittene Ordonnanzen nach dem Lager vor Fridericia, das nur dreizehn Meilen entfernt war, gelangte; unseres Wissens ist dieser bedeutungsvolle Umstand, der so traurige Folgen haben sollte, nie vollkommen aufgeklärt worden.

So spät die Warnung aber auch eintraf, bewog sie General von Bonin doch nicht, seine Dispositionen zu ändern; er beschränkte sich vielmehr auf die schon erwähnte Ermahnung der Vorposten zur verschärften Wachsamkeit und

die Weisung, dem angreifenden Feinde mit dem Bajonnete entgegenzugehen.

In einer der Lagerhütten, die westlich der Festung hinter den Redouten Nr. 3 und 4 lagen, befanden sich noch zu später Nachtstunde die Offiziere einer in jenem Reviere einquartierten Infanterie-Kompagnie beisammen; da sie die fast allgemein verbreitete Meinung, daß es zum ernstlichen Kampfe kommen werde, theilten, hatten sie beschlossen, die Stunde desselben wachend zu erwarten. Vier an der Zahl, einen Gast von den Jägern ungerechnet, dessen Corps dicht daneben lagerte, saßen sie in voller Uniform, in der sie es sich aber so bequem als möglich gemacht hatten, um den aus einigen Brettern kunstlos zusammengeschlagenen Tisch, auf dem sich noch die Reste einer frugalen Abendmahlzeit befanden.

Außer Lieutenant Staffelt's jovialem Kompagniechef finden wir in dieser kleinen Gesellschaft ihn selbst, so wie in dem erwähnten Jägeroffizier seinen Freund von Welffen wieder.

Beide hatten die Einschließung von Fridericia ohne Unterbrechung mitgemacht und sich in ihrem Dienste dabei volle Anerkennung erworben, wenn sich ihnen auch nicht eine Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung geboten hatte. Wie die meisten Uebrigen, ersehnten sie nach der langwierigen und stellenweise sehr langweiligen Belagerung eine entscheidende That; dennoch sah man in dem kleinen Kreise nicht besonders heitere Gesichter, und die eine Weile erzwungene Fröhlichkeit war bald wieder verstummt. Selbst der immer lustige Welffen war nachdenklich und zerstreut für die allgemeine Unterhaltung.

Diese Stimmung erklärte sich leicht durch die schon erwähnten Befürchtungen, deren sich einigermaßen erfahrene Soldaten nicht entschlagen konnten; man wagte die Anord-

nungen des kommandirenden Generals nicht geradezu zu tadeln, denn er galt als einer der besten Offiziere der preußischen Armee, aber man mußte doch Bedenken gegen sie erheben. Dieses Thema war im kameradschaftlichen Vertrauen auch schon während des größten Theils des Abends verhandelt worden.

Vergeblich hatte sich Fritz, der in jugendlichem Muthe noch besserer Hoffnung und von der Unfehlbarkeit der schleswig-holsteinschen Waffen überzeugt war, bemüht, seinen Freund zu erheitern; er begriff ihn fast nicht mehr. Auch der Hauptmann machte ein Unglück weissagendes Gesicht und wiederholte öfter, wie Troja's Cassandra:

„Ihr werdet sehen, Kinder, daß die Sache noch schlecht abläuft; wenn die Dänen es geschickt und schnell anfangen, so rennen sie unsere ganze dünne Linie über den Haufen."

„O die Dänen!" spottete dann wohl ein junger Offizier. „Sie werden gar keinen entscheidenden Angriff wagen, und wenn sie es dennoch thun sollten, so werden unsere braven Schleswig-Holsteiner sie mit blutigen Köpfen heimschicken."

„Man verachte nie seinen Feind, ist eine alte, wohl zu beherzigende Kriegsregel," ermahnte der Hauptmann mit ernster Miene.

Es war schon Mitternacht vorüber, und die Herren schienen noch durchaus keine Lust zu haben, sich zu trennen. Nur Lieutenant von Welffen erhob sich und winkte Fritz, seinem Beispiele zu folgen.

„Wollen Sie schon aufbrechen, Kamerad von Welffen?" fragte man von mehreren Seiten.

„Es ist Zeit, daß ich mich zu meinem Corps begebe, um gleich bei der Hand zu sein, wenn irgend Etwas vorfallen sollte; — ich wünschte, daß Alles unter dem Gewehr auf seinem Posten stände."

„Es könnte wahrhaftig nichts schaden!" brummte der Hauptmann grämlich.

„Ich begleite Dich eine kleine Strecke weit," meinte Fritz Staffelt, der den Wink seines Freundes verstanden hatte.

Die beiden jungen Männer reichten den Uebrigen die Hand und brachen auf.

„Auf frohes Wiedersehen morgen!"

„Nach erfochtenem Siege," setzte Einer scherzend hinzu.

Als sie aus der Hütte hinaus in die stille Nacht traten, schien das ganze Lager im tiefsten Schlummer zu liegen; nur hier und da brach noch ein Lichtschimmer durch die Spalten einer Offizierbarracke; die Schildwachen schritten schweigend an den langen Reihen der in Pyramiden zusammengesetzten Gewehre mit den blitzenden Bajonneten auf und nieder.

Welffen sprach kein Wort, aber er zog seinen Freund, den er unter den Arm gefaßt hatte, mit sich fort den Hügel hinauf, bei dem das Lager aufgeschlagen war; von hier aus überblickten sie die auf der Höhe und am Abhange erbauten Schanzen, die Festung, in der es ungewöhnlich laut herging und von wo man deutlich den Gesang des „tapperen Landsoldaten" herüberschallen hörte, und das Meer; es war ein unter diesen Verhältnissen zur feierlichen Gemüthsstimmung auffordernder Anblick.

Nicht weit unter ihnen stand eine Schildwache, in den Mantel gehüllt und das Gewehr im Arm tragend; der Mann schien starr auf die Festung hinzublicken und achtete nicht auf Das, was hinter seinem Rücken vorging, er bemerkte also auch die beiden Offiziere nicht. Mit gedämpfter Stimme sang er ein bekanntes und beliebtes, auf die Belagerung Fridericias sich beziehendes Lied nach tief ergreifender, trauriger Weise; die Freunde hörten ihm schweigend zu.

„Schon ist es Nacht und dunkel,
„Kein Stern blickt erdenwärts,
„Noch dunkler ist die Ahnung,
„Die mir durchbebt das Herz.
„Ach wär' nur erst die Nacht dahin!
„Mir schleicht es traurig durch den Sinn:
„Geliebtes Schleswig-Holstein,
„Mein Vaterland, leb' wohl!"

„Ich denk' an meine Lieben,
„Die in der Heimath all', —
„Mir ist, ich hätt' gesehen
„Sie heut' zum letzten Mal.
„Mir ist, als müßt' ich sterben heut',
„Und darum sing' ich allezeit:
„Geliebtes Schleswig-Holstein,
„Mein Vaterland, leb' wohl!"

Die Töne klangen so sanft und schmelzend durch die stille Nacht hin, obgleich des einfachen Sängers Stimme nicht auf künstlerische Beurtheilung Anspruch machen durfte. Lieutenant von Welffen, der hoch aufgehorcht hatte, preßte krampfhaft Fritzens Arm und flüsterte ihm zu:

„Lass' uns weitergehen!"

Er war offenbar eigenthümlich erregt, und Fritz blickte mit einiger Besorgniß auf ihn.

„Fühlst Du Dich unwohl, Welffen?" fragte er ihn. „Dein stilles Wesen ist mir heute schon mehr als einmal aufgefallen."

„Du bist noch ein junger Soldat, Staffelt," antwortete Welffen, dessen Stimme eine eigenthümliche Vibration hatte, — „aber ohne Zweifel wirst Du schon gehört oder gelesen haben, daß einige Menschen am Vorabende einer Schlacht oder eines Gefechts die Ahnung ihres Todes hatten, die selten trügte. Das Soldatenlied, das wir so eben

hörten, deutet darauf hin; Du wirst Dich wohl des Schlusses entsinnen:

„Da blitzt ein Schuß, der Sänger fiel,
„Da tönt es nach wie Saitenspiel:
„Geliebtes Schleswig-Holstein, —"

„Ich habe davon gehört und bin auch dem Glauben an Ahnungen nicht abgeneigt, aber was soll das?"

„Lieber Staffelt, ich werde die Sonne nicht mehr aufgehen sehen."

Lieutenant von Welffen sprach diese Worte so traurig und mit solcher Bestimmtheit, daß Fritz sich eines lebhaften Erschreckens nicht erwehren konnte; er hatte sich dem Freunde, den er so schnell und unter so eigenthümlichen Umständen gewonnen, in letzter Zeit, die ihr häufiges Zusammensein begünstigte, noch fester angeschlossen, liebte ihn von Herzen und war noch nie auf den Gedanken, der jetzt zum ersten Male an ihn herantrat, gekommen, daß er ihn so bald schon wieder verlieren könne. Um die eigene unheimliche Stimmung zu übertäuben, rief er unmuthig:

„Welcher Gedanke, Welffen! — In wenigen Stunden werden wir die Sonne begrüßen, ohne daß es zum Kampfe gekommen ist. Wenn dem aber auch so wäre, so sind wir ihm ja immer voll froher Zuversicht entgegen gegangen."

„Das ist es eben, lieber Freund! Hast Du vor dem Gefechte je ein solches Gefühl von mir äußern gehört, wie es mich heute unwiderstehlich niederdrückt? — Das ist kein bloßes Trugbild aufgeregter Phantasie, denn dann könnte es nur der geheimen Empfindung von Furcht zuzuschreiben sein, und einer solchen wirst Du mich hoffentlich nicht für fähig halten."

„Gewiß nicht, mein Freund, Dein unerschrockener Muth hat sich unter meinen und aller Kameraden Augen schon

zu oft und herrlich erprobt, als daß Jemand wagen dürfte, daran zu zweifeln; was aber Deine heutige Ahnung betrifft, so bin ich überzeugt und wünsche Dich davon überreden zu können, daß sie einestheils nur die Gespräche, die manchen Fehler und mißlichen Umstand unserer augenblicklichen Stellung vor der Festung berührten, anderntheils das eigenthümlich romantische Bild, das sich in der tiefen Stille der Nacht vor unsern Blicken entrollt, hervorgerufen haben."

„Nein, Fritz, ich wußte schon gestern und heute Morgen, daß wir einen Angriff erwarten könnten, und jene Gedanken an den Tod haben sich erst mit Anbruch des Abends bei mir eingestellt; es war auch kein bloßer Zufall, daß wir so eben das Lied der Schildwache vernehmen mußten, — es kam mir wie ein Schwanengesang vor. Aber sprechen wir nicht mehr davon! Ich tröste mich mit dem Dichterworte eines preußischen Kameraden von Gaudy:

„Und sollte auch mein Name
„Auf einer Kugel steh'n,
„Will ich doch hell und freudig,
„Dem Tod entgegengeh'n."

Welffen lachte augenscheinlich gezwungen auf und fuhr dann, im schnellen Uebergange wieder ernst werdend, fort:

„Ich winkte Dir, mich zu begleiten, und dies geschah nicht allein in der Absicht, Dich durch meine Grübeleien, die Anderen vielleicht lächerlich erscheinen mögen, zu beunruhigen, sondern um Dir ein paar Aufträge an die, welche ich in der Heimath zurückgelassen habe, zu geben. Ehe ich mich in Eure Gesellschaft begab, schrieb ich diesen Brief für sie; es wird den alten Eltern ein Trost sein, diese Worte des Abschiedes, mit denen ich sie gleichzeitig um Verzeihung für so manchen Kummer, den ich ihnen im jugendlichen Leichtsinn bereitet habe, bitte, von mir zu erhalten; ich ver-

lasse mich mit voller Sicherheit darauf, daß ich sie keinen besseren Händen als den Deinigen anvertrauen kann."

„Welffen, Deine Ahnung kann und wird Dich hoffentlich täuschen," meinte Fritz, der noch zögerte, den Brief anzunehmen, — fast schien es, als habe die trübe Stimmung des Freundes ihn angesteckt, — „wer weiß, ob nicht schon die für mich bestimmte Kugel im Laufe eines dänischen Gewehrs steckt, obgleich ich, aufrichtig gesagt, weder die Lust noch ein Vorgefühl, zu sterben, habe."

„Unser Schicksal steht in Gottes Hand, und als Soldaten dürfen wir wohl immer daran denken; nimm indessen den Brief, es beruhigt mich, ihn in Deiner Aufbewahrung zu wissen."

„Ich werde ihn Dir morgen wieder zustellen, lieber Freund," sagte Fritz, seinem Wunsche folgend. „Du bist ungewöhnlich aufgeregt; wenn ich Dir einen Rath geben darf, so lege Dich noch auf eine oder zwei Stunden nieder; jetzt geht es schon auf zwei Uhr Morgens; — es war nur ein blinder Alarm, diese Nachricht von dem beabsichtigten Ausfalle; der Spitzbube von Deserteur hat dem Oberbefehlshaber ein Mährchen aufgebunden."

„Nein," erwiderte Welffen mit einer Bestimmtheit, die seinen Freund überraschte, — „die Dänen werden kommen."

Schon während Jener sprach, hatte er, die Hand über die Augen haltend, scharf auf den Damm geblickt, der aus dem Westthore der Festung über die künstliche Ueberschwemmung gerade auf die Redouten Nr. 3 und 4 zuführte. Obgleich der Mond schien, lag doch ein so dichter Nebel auf dem Wasser und die Entfernung war zu groß, als daß man genau hätte beobachten können, was drüben vorging.

„Scheint es Dir nicht, als ob sich dort über dem

Damme ein langer dunkler Streifen fortziehe?“ fragte Welffen, in jene Richtung deutend.

Ehe Fritz noch antworten konnte, fielen schnell hintereinander Gewehrschüsse, deren Schall aus der nördlich der Festung gelegenen Gegend, wo die neue Batterie erbaut war und die erste Brigade der Schleswig-Holsteiner ihre Vorposten ausgestellt hatte, zu kommen schien.

„Die Dänen sind da!“ riefen die beiden jungen Offiziere wie aus einem Munde.

In demselben Augenblicke wurde es auch zu ihren Füßen wunderbar schnell lebendig; Schüsse fielen, ganze Pelotonfeuer krachten, und man hörte deutlich wildes Hurrahgeschrei. An den Laufgräben, welche das 5. Infanterie-Bataillon in dieser Nacht besetzt hielt, mußten schon große Massen im Gefechte sein.

„Wir sind überfallen und zwar, wie es scheint, mit großer Uebermacht,“ sagte Lieutenant von Welffen mit seiner früheren Lebhaftigkeit. „Laffe uns zu unseren Corps eilen. Auf Wiedersehen, mein Freund!“

Er umarmte Fritz flüchtig und stürzte mit dem weithin durch die Nacht schallenden Rufe: „Zu den Waffen!“ dem Hüttenlager zu.

„Schone Dich, Welffen, — nur in dieser Nacht! ich bitte Dich darum!“ rief ihm Fritz nach, während er ihn einzuholen bemüht war, aber, schnell wieder seiner nächsten Pflicht eingedenk, gab er die Verfolgung des Davoneilenden auf und schlug den Weg zu seinem Bataillon ein.

Während der entfernte Lärmen in den Laufgräben fortdauerte, war es auch schon in den Lagern lebendig geworden; die Alarmsignale mit Trommel und Horn wirbelten und schmetterten durch ihre Gassen, laute Kommandos riefen die Mannschaft zum eiligsten Antreten; — es war, als ob Jeder fühle, daß die höchste Gefahr im

kleinsten Verzuge liege. Dennoch war es natürlich, daß in den ersten Augenblicken unter den aus dem festesten Schlummer so gewaltsam erweckten Leuten eine kaum zu bewältigende Verwirrung herrschen mußte, die durch das herüberschallende scharfe Gewehrfeuer nur noch erhöht werden konnte.

„Wir sind von den Dänen überfallen worden!" schrie man sich gegenseitig zu, und die Meisten waren bei dem furchtbaren Lärmen zu dem Glauben, daß der Feind schon mitten im Lager sei, geneigt. Glücklicherweise waren die Truppen gut genug disciplinirt, um möglichst schnell gesammelt und dem Feinde entgegengeführt werden zu können.

Mögen unsere Leser jetzt zunächst den allgemeinen Gang dieser bedeutungsvollen Schlacht betrachten, bevor sie den Schicksalen der einzelnen ihnen bekannten Personen folgen.

Den Dänen war es gelungen, bis zum Abend des 5. Juli ungefähr dreiundzwanzigtausend Mann in Fridericia zu vereinigen, und sie hatten diese Macht zum Ausfalle gegen das nur aus etwas über zwölftausend Mann starke schleswig-holsteinsche Cernirungskorps bestimmt; von letzterem kam überdies mehr als der dritte Theil gar nicht in das Gefecht, weil er zu weit von den Angriffspunkten entfernt war. Um halb zwei Uhr Morgens brachen die Dänen in zwei starken Kolonnen aus dem Norder- und Westerthore der Festung. Die erstere Kolonne warf sich mit großem Ungestüm auf die Laufgräben im Norden und Redoute Nr. 5, welche das zweite Infanterie-Bataillon besetzt hielt, das sich sofort auf der weiten Strecke in eine dünne Schützenlinie gänzlich auflösen mußte und, obgleich mit ungeheurer Uebermacht angegriffen, sich über eine Stunde lang auf das Tapferste wehrte. Als aber die Dänen am Ufer des kleinen Belts durchbrachen, die tapferen Schleswig-Holsteiner auch in der anderen Flanke zu umfassen begannen und ein furchtbares Artilleriefeuer auf sie eröffneten, blieb

dem schwachen Häufchen, das große Verluste erlitten hatte, Nichts als der Rückzug nach Christinenberg übrig; das Bataillon hatte den Feind dreimal mit dem Bajonnete zurückgeworfen, und besonders hartnäckig war der Kampf um die Redoute Nr. 5. Bei Christinenberg kam erst der indessen eiligst herangezogene Rest der ersten Brigade in das Gefecht, konnte aber nur einen möglichst geordneten Rückzug gegen das schnelle Nachdrängen der Dänen bewirken, da inzwischen schon das Centrum der Armee zum Weichen gezwungen worden war; der Feind folgte auf dem Fuße und schnitt sogar einzelnen Truppentheilen den Rückzug über die Fuhrt bei Igeskow ab, so daß sie einen anderen Weg auf Veilby einschlagen mußten; hierbei gingen vier Geschütze verloren, und vom 4ten Infanterie-Bataillon fielen sämmtliche Offiziere.

Gegen die südwestlich der Festung gelegenen Redouten Nr. 1 und 2 unternahmen die Dänen anfänglich keinen kräftigen Angriff, beschossen sie aber heftig aus der Festung; sie mußten wegen des allgemeinen Rückzuges geräumt werden, nachdem es dem Lieutenant Christiansen von den Ingenieuren gelungen war, die Batterie in die Luft zu sprengen.

Gleichzeitig mit den erwähnten Angriffen geschah mit der Hauptmacht der auf das Centrum. Das fünfte Bataillon hatte den ersten Stoß in den Laufgräben auszuhalten, wo es zum Kampfe Brust an Brust kam und man sich sogar mit Steinen warf. Sechs dänische Bataillone umgingen die Laufgräben und griffen die Redoute Nr. 4 an, die sie, unaufhaltsam vordringend, bald genommen hatten.

Inzwischen hatte das 5. Bataillon durch das 4. Jägerkorps, unter Befehl des Majors von Schmidt, Unterstützung erhalten und Beide suchten, im Verein mit einer herbeigeeilten Feldbatterie, die Redoute Nr. 3 zu halten, mußten aber nach hartnäckigem Kampfe zurückweichen; nur Major

von Schmidt blieb mit weniger Mannschaft in der Redoute, und obgleich ihm viermal freier Abzug angeboten wurde, vertheidigte er sie mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe und blieb, auf allen Seiten vom Feinde umzingelt, zurück.

Die zweite Brigade nahm nun auf der Höhe am Hüttenlager, das bereits erobert worden, Stellung und warf, von zwei Batterien wirksam unterstützt, den Feind wirklich eine kurze Strecke zurück; das Lager wurde wieder genommen und Major von Schmidt, besonders durch das kühne Vordringen des 8. Bataillons, entsetzt. Aber die dänische Uebermacht war zu groß und die ersten Erfolge hatten sie ungemein ermuthigt; die erschöpften Schleswig-Holsteiner mußten wieder zurückweichen. Obgleich bei diesem blutigen Handgemenge, das die aufgehende Sonne beleuchtete, viele Truppentheile bunt durch einander gerathen waren, gelang es den Führern doch, immer noch einige Ordnung zu bewahren und, als der Befehl vom General von Bonin dazu eintraf, sich über Bredstrup auf der Straße nach Veile zurückzuziehen. Die Artillerie deckte diesen Rückzug durch ein furchtbares Feuer.

Der Abzug über Bredstrup, das die Dänen schon theilweise besetzt hatten, und über das Defilee bei Traarup, das die dahin beorderte Avantgarden-Brigade mit sechszehn Geschützen hielt, war nach heftigen Kämpfen um acht Uhr Morgens ausgeführt, und der kommandirende General befahl nun, den Rückzug auf Veile anzutreten, welche Stadt die Armee gegen sechs Uhr Abends erreichte und nördlich von ihr Bivouaks bezog.

Diese unglückliche Schlacht hatte enorme Verluste gekostet; General von Bonin giebt sie folgendermaßen an:

65 Offiziere und 2800 Unteroffiziere und Soldaten, von denen 32 Offiziere und 1920 Mann in dänische Gefangenschaft geriethen, an Artillerie: 5 Feldgeschütze, 3 Gra-

natkanonen, 7 Kugel- und 8 Bombenkanonen, 5 Mörser; außerdem zerstörte der Feind alle Belagerungsarbeiten und bemächtigte sich der ganzen Bagage.

Die Dänen verloren an Todten 25 Offiziere und 233 Mann, an Verwundeten 50 Offiziere und 1609 Mann; unter den Todten befand sich auch General von Rye.

Aus diesem ansehnlichen Verluste wird man sich leicht einen Begriff von der Erbitterung, mit der auf beiden Seiten gekämpft worden war, machen können; die Dunkelheit zu Anfang des Gefechts und die Eile, in der die einzelnen, überraschten Truppentheile auf dem Kampfplatze anlangten, erhöhten das Schreckliche dieser blutigen Schlacht natürlich noch.

Lieutenant Staffelt war mit seinem eiligst gesammelten Bataillone bis zur Redoute Nr. 4 gelangt, dasselbe mußte sich aber, nachdem es ein furchtbares Kartätschenfeuer ausgehalten hatte, an dem Lager vorbei wieder auf die Höhe ziehen, wo die zweite Brigade und ihre Artillerie Stellung nahmen. In dem dichten Pulverqualme und der Finsterniß konnte man nur wenige Schritte vor sich sehen, aber unaufhörlich zuckten leuchtende Blitze um die Kämpfer her, in den Donner des Geschützes mischten sich die Gewehrsalven und dumpfe Trommelwirbel, und immer näher ertönte das Hurrahgeschrei der andringenden Dänen; zahllose Kameraden fielen um den jungen Offizier her, und selten konnte man sich die Zeit lassen, sie zurückzutragen.

Endlich avancirte die Brigade, das 8. Bataillon an der Spitze, die übrigen, schon halb aufgelöst, folgten; man nahm das Lager wieder und befreite die Besatzung von Redoute Nr. 3. Schon gaben sich die Meisten der Hoffnung hin, der Ausfall könne siegreich zurückgeschlagen werden; daran dachte auch nur Fritz, der, wie durch ein Wunder, bisher ganz unverletzt geblieben war. Aber der Rückzug mußte

bald wieder angetreten werden, und nach dem hitzigsten und ermüdendsten Kampfe, der von zwei bis sechs Uhr Morgens gedauert hatte, war es Jedem klar, daß die Schlacht verloren sei; wären nicht noch alle Gedanken bei dem fortwährenden Gefechte beschäftigt gewesen, so würde sich gewiß eine tiefe Entmuthigung eingestellt haben, die jetzt von erbitterter Wuth zurückgedrängt wurde.

Fritz hatte in der heillosen Verwirrung Nichts von seinem Freunde Welffen bemerkt, und wenn er auch hin und wieder mit Jägern von dessen Corps zusammentraf, so vermochte ihm doch Niemand anzugeben, was aus Jenem geworden sei; einmal erfuhr er nur, Welffen habe sich unter den heldenmüthigen Vertheidigern der Redoute Nr. 3 befunden.

Als sich auf dem Rückzuge bei Bredstrup wieder ein hartnäckiges Gefecht entspann und die vereinigten Schützenzüge darauf den Befehl bekamen, das Dorf so lange zu halten, bis es sämmtliche Truppen passirt haben würden, musterte Fritz, der hier ebenfalls zurückgeblieben war, alle Vorüberkommenden aufmerksam. Endlich langte auch ein kleiner versprengter Trupp des Jägercorps, bei dem Welffen stand, unter Befehl eines Offiziers, an; die Leute sprachen unter sich und zu Anderen davon, daß sie die Redoute Nr. 3 vertheidigen geholfen hätten. Sogleich wandte sich Fritz an den Offizier mit der Frage nach seines Freundes Schicksal.

„Der arme Welffen!“ lautete die trostlose Antwort. „Er hat sich wie ein Held geschlagen und ist als Leiche in der Redoute zurückgeblieben; wir werden ihn nie wiedersehen. 'War ein guter Kamerad!“

Die Jäger zogen eiligst vorüber, und Fritz blieb, auf das Tiefste erschüttert, unbeweglich stehn. Ihm war der Todte noch mehr gewesen als ein guter Kamerad, er hatte in ihm den besten Freund verloren. Der junge Mann

schämte sich nicht der Thräne, die ihm in das Auge trat; er faßte mechanisch nach dem Briefe, den er in der Brusttasche noch wohlverwahrt trug, und sagte nur leise vor sich hin:

„Seine Ahnung hat ihn also doch nicht getäuscht!"

Von jetzt an fühlte er keine rechte Theilnahme mehr für Alles, was um ihn her vorging, am wenigsten achtete er auf die Kugeln, welche über ihn fort und an ihm vorbei pfiffen; wäre ihm nicht der Gedanke an Eugenie gekommen, so würde er sich selbst den Tod gewünscht haben. Er hatte kein Mitgefühl mehr für die ächzenden und klagenden, oft entsetzlich verstümmelten Verwundeten, die an ihm vorübergetragen wurden; es waren ihrer nicht allzuviel, denn die meisten mußte man, da der Feind so stark nachdrängte, liegen lassen.

Plötzlich aber, als sich wieder ein solch' trauriger kleiner Zug näherte, raffte er sich aus seiner Apathie auf und eilte ihm entgegen; er hatte drei Jäger, unter ihnen den Burschen Welffen's, erkannt, die einen anscheinend leblosen Offizier ihrer Waffe auf den Gewehren trugen. Der erste Blick auf das todtenblaße und blutbefleckte Gesicht des Transportirten ließ ihm keinen Zweifel mehr daran, daß er seinen Freund vor sich habe.

„Lebt Euer Lieutenant noch?" war seine erste, athemlose Frage.

Die Leute machten traurige Gesichter, dem Burschen, der sich immer als ein treuer und anhänglicher Mensch erwiesen hatte, liefen die hellen Thränen über die von Pulver geschwärzten Wangen.

„Er lebt wohl," antwortete er schluchzend, — „aber, Gott sei's geklagt, Herr Lieutenant, er wird's wohl nicht mehr lange machen. Den Dänen haben wir ihn aber doch

um keinen Preis überlassen wollen, wenn wir auch nur seine Leiche zurückbringen."

Fritz ergriff die herabhängende Hand des Leblosen und beugte sich tief auf dessen Gesicht nieder, um ein Zucken der Mienen, einen einzigen Athemzug zu erhaschen; er hätte laut aufjubeln mögen, als er noch eine Spur von Leben fand. Welffen hatte eine Gewehrkugel mitten in die Brust erhalten; wie schwer diese Verwundung war, ließ sich so leicht nicht beurtheilen.

Jeder Aufenthalt wäre für den Verwundeten gefährlich gewesen, sowohl weil er an dieser Stelle den feindlichen Kugeln ausgesetzt war, als weil sich hier keine ärztliche Hülfe beschaffen ließ. Fritz empfahl daher den braven Jägern, die ihren Offizier, bei eigener Lebensgefahr, nicht hatten im Stiche lassen wollen, ihn sorgfältig weiter rückwärts zu tragen und sich, sobald er selbst dienstfrei sei, an ihn zu wenden, deckte seinen eigenen Mantel über den Verwundeten und nahm mit dem stummen, aber innigen Gebete, daß er noch zu retten sei, von ihm Abschied; er durfte seinen Platz in der Gefechtslinie nicht verlassen.

Der Himmel beschützte den jungen Lieutenant auch fernerhin und führte ihn ganz unverletzt aus dem blutigen Gefechte. Schon auf dem Wege nach Veile sah er sich wiederholt, von der quälendsten Unruhe gefoltert, nach Welffen und dessen Trägern um, aber erst dicht vor der Stadt kam der Erstere ihm wieder zu Gesicht. Er lag neben mehreren anderen Verwundeten auf einem elenden, mit einem Pferde bespannten Karren, und der wackere Bursche, der ihm diesen, unter den obwaltenden Umständen immer noch beneidenswerthen Platz verschafft hatte, ging zu Fuß nebenher.

Da die Dänen die Verfolgung nicht fortgesetzt hatten, erhielt Fritz die Erlaubniß, dem Verwundeten zur Seite zu bleiben, um ihm in Veile Quartier und ärztliche Pflege ver-

schaffen zu können. Die Erschütterung durch das Fahren mochte übrigens in einer Beziehung günstig auf den Kranken gewirkt haben, obgleich sie ihm gewiß die heftigsten Schmerzen verursachte; als er in der Stadt anlangte, war das Leben in ihn zurückgekehrt, aber er stöhnte nur leise und vermochte keinen der um ihn Beschäftigten zu erkennen.

Zufällig fand sich ein deutscher Bürger, der für den Verwundeten sorgen und ihn nöthigenfalls vor den Dänen, falls sich dieselben in den Besitz der Stadt setzen sollten, zu verstecken versprach; auch ein Arzt fand sich, der die Wunde untersuchte und einen kunstgerechten Verband anlegte, nachdem er die Kugel ziemlich leicht herausgezogen und die Verletzung für nicht unbedingt tödtlich erklärt hatte.

Fritz Staffelt mußte Welffen, bei dem der treue Bursche zurückblieb, bald wieder verlassen, denn seine Pflicht fesselte ihn an die Truppe, die im Bivouak, nahe hinter Veile, für alle Fälle kampfbereit blieb.

---

## Sechstes Kapitel.

Die schleswig-holsteinsche Armee war durch die unglückliche Schlacht bei Fridericia noch lange nicht vernichtet worden, im Gegentheil erhob sie sich nach dieser von den Dänen gefeierten Niederlage zu einer bewunderungswürdigen Größe des Muths und der Disciplin. Schon ihr Zustand unmittelbar nach dem Gefechte legte davon Zeugniß ab. Jedermann fühlte, daß die Armee nur durch die Ungunst der Verhältnisse besiegt worden sei und daß nicht die tapferen Soldaten die Schuld daran trügen, sondern die oberen Befehlshaber, — ja, das Wort: „Wir sind verrathen

worden!" ging ziemlich laut durch die sich zurückziehenden Kolonnen.

Die Soldaten und meisten Offiziere hatten Vertrauen zu dem General von Bonin gehabt, dasselbe war auch jetzt noch nicht einmal allgemein erschüttert, und der Vorwurf Aller richtete sich gegen den General von Prittwitz, dessen Benehmen in der That, wie schon vorher erwähnt, ganz unerklärlich erscheinen mußte.

Durch den wilden, blutigen Kampf waren die Corps der Infanterie, der er vorzüglich überlassen gewesen, meistentheils aufgelöst, ihre Reihen mehr als decimirt worden; besonders hatte die erste Brigade, die beinahe gänzlich abgeschnitten worden wäre, noch während des Rückzuges gelitten; die Kavallerie hatte gar nicht thätig in das Gefecht eingreifen können, weil das Terrain ihre Verwendung nicht erlaubte.

Diese letztere Waffe und die Feldartillerie befanden sich daher noch in gutem Zustande, aber auch die braven Infanteristen sammelten sich, wo sie es vermochten, schnell wieder um ihre Offiziere, und als die Armee nach zweistündiger Ruhe hinter Bredstrup den Marsch auf Veile antrat, gewährte sie einen durchaus nicht so verzweifelten Anblick, als man nach einer so bedeutenden verlorenen Schlacht hätte erwarten sollen.

Der Oberbefehlshaber war, als er die Nachricht von dem Kampfe erhalten hatte, von Aarhuus herbeigekommen und ließ die erschöpften Truppen an sich vorüberziehen. Kaum verbreitete sich die Nachricht von seiner Anwesenheit, so lief ein dumpfes Gemurmel der Erbitterung durch die Reihen, aber diese braven Soldaten wollten beweisen, daß sie noch eben so viel Disciplin als Kraft und Muth besäßen, und zogen stolzen, ernsten Blickes, ohne einen Ruf der Begrüßung, an dem preußischen General vorüber, dem

die allgemeine Stimme von Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen die Schuld an dem Unglücke, das sie betroffen hatte, zuschrieb.

Die dänischen Bewohner von Veile wurden durch den Anblick der ihre Stadt passirenden Truppen nicht wenig enttäuscht, denn diese glichen durchaus nicht Besiegten, wie sie erwartet hatten; churhessische Truppen lagen in der Stadt und begrüßten freudig und theilnahmvoll die schleswig-holsteinischen Kameraden, die ihr Bivouak eine Viertelmeile weiter in einem schönen Buchenwalde bezogen.

Während die Armee sich einigermaßen der Ruhe überlassen konnte, denn von dänischer Seite geschah Nichts mehr gegen sie, beseelte Alle, wie das ganze Land, das den herben Schlag mit tiefer Trauer aufnahm, nur noch ein Gedanke, die glühende Sehnsucht, sich mit dem Feinde von Neuem messen zu können. Leider sollte es vorläufig nicht dazu kommen, und daran trugen wieder die diplomatischen Unterhandlungen die Schuld.

Schon am 10. Juli schloß Preußen, als ob Alles verloren gewesen wäre, zu Berlin einen Waffenstillstandsvertrag mit Dänemark ab, der folgende Punkte enthielt:

„Art. 1. Einstellung der Feindseligkeiten für die Dauer von sechs Monaten und darüber mit sechswöchentlicher Kündigung; —

„Art. 2. Räumung Jütlands durch die preußischen und Reichstruppen innerhalb fünfundzwanzig Tagen; —

„Art. 3. Ziehung einer Demarkationslinie zwischen Flensburg und Tondern, von der südlich —

„Art. 4. — ein preußisches Corps von 6000 Mann liegen bleiben soll, während die Dänen Alsen und Arroe besetzt halten, —

„Art. 5. während nördlich dieser Linie in das Herzogthum Schleswig zweitausend Mann neutraler Truppen (Schweden) einrücken; —

„Art. 6. Aufhebung der Blockade deutscher Häfen; —

„Art. 7. Herausgabe der genommenen Schiffe und in Jütland von den Preußen erhobenen Kontributionen; —

„Art. 8. Freilassung der Kriegs- und politischen Gefangenen; —

„Art. 9. Preußen verpflichtet sich, die übrigen deutschen Regierungen zur Anerkennung der Convention zu vermögen; —

„Art. 10. Errichtung einer Landesverwaltung, welche während des Waffenstillstandes die Herzogthümer im Namen des Königs von Dänemark regieren soll, bestehend aus einem von Preußen und einem von Dänemark gewählten Mitgliede, unter Zuziehung eines englischen Schiedsrichters; —

„Art. 11. dieser Verwaltungsbehörde werden die im Lande zurückgebliebenen Truppen zur Disposition gestellt; —

„Art. 12. Feststellung einer Interimsflagge für die schleswigschen Schiffe; —

„Art. 13. Herstellung des regelmäßigen Postverkehrs; —

„Art. 14. Auswechselung der Notifikation dieser Convention innerhalb acht Tagen.“

Natürlich wurden, wie es bisher von Seiten Preußens nie geschehen war, die Statthalterschaft und die Landesversammlung gar nicht gefragt, ob sie mit diesem Waffenstillstande einverstanden seien, sondern erstere erhielt davon erst am 14. Juli durch den preußischen Flügel-Adjutanten Major von Manteuffel Kenntniß, wobei der Ministerpräsident Graf von Brandenburg in einem Briefe, der die Annahme der Convention dringend verlangte, u. A. äußerte:

„Die königliche Regierung hat sich nicht verhehlen dürfen, „wie wichtig, ja nothwendig für die Herzogthümer selbst die „endliche Beendigung des so lange andauernden Kriegs„zustandes sei. Dies auf die bestmöglichste Weise zu errei„chen, hat sie sich zur Aufgabe stellen müssen, und sie glaubt, „durch die abgeschlossene Uebereinkunft einen Zustand her„gestellt zu haben, welcher den wahren Bedürfnissen der „Herzogthümer genügt und denselben mannigfache Vortheile „gewährt."

In dem unter demselben Datum für die Friedenspräliminarien aufgestellten Protokoll hieß es, Schleswig solle eine von der Holsteinschen gesonderten Verfassung, unbeschadet der Verbindung mit der Krone Dänemarks, erhalten.

Die Statthalterschaft, die Preußen gegenüber nie Energie gezeigt hatte, konnte zu solchen Bedingungen, die Schleswig an Dänemark überlieferten, doch nicht schweigen und legte in einem Schreiben an den Grafen Brandenburg vom 15. Juli entschiedenen Protest ein. Wir heben daraus nur folgende beide Stellen hervor:

„— daß Deutschland auf einen definitiven Abschluß „nach Maßgabe des Präliminarprotokolls vom 10ten d. Mts. „eingehen sollte, kann die Statthalterschaft nicht glauben. „So lange Sinn für Recht und Ehre in Deutschland herrscht, „ist dies nicht möglich.

„— — Die nächste Zukunft der Herzogthümer ist dunkel; „die Statthalterschaft aber sieht, in fester Einigkeit mit dem „ganzen Lande, der weiteren Entwickelung der Ereignisse, „welche auch für die diesseitigen Maßnahmen bestimmend sein „wird, mit derjenigen Ruhe entgegen, welche das Vertrauen „auf die Kraft einer gerechten Sache und die Zuversicht „einer höheren Lenkung der Geschicke eines treuen Volkes „gewähren."

Leider sollte diese energische Protestation keinen weiteren

Erfolg haben, obgleich am 19. Juli auch die Landesversammlung beschloß, den Waffenstillstand nicht anzuerkennen, denn Preußen drohte mit der Abberufung seiner für schleswig-holsteinsche Dienste beurlaubten Offiziere, die nach den erlittenen Verlusten gerade unentbehrlich waren. Die Landesversammlung fügte sich und überließ Alles der Statthalterschaft.

Am 7. August befahl die Letztere den Zurückmarsch der schleswig-holsteinschen Armee über die Eider, und am 23sten erklärte sie sich mit dem Waffenstillstande einverstanden. An diesem Tage erließ sie eine Proklamation an das Land, nachdem bereits die Einsetzung der neuen Landesverwaltung in den Personen des preußischen Grafen zu Eulenburg und des dänischen Kammerherrn von Tillisch für den 25sten d. M. verfügt worden war; zum Schiedsrichter wurde der englische Oberst Hodges, General-Konsul in Hamburg, eingesetzt. Nachdem diese Proklamation kurz der zwischen Preußen und Dänemark abgeschlossenen Convention erwähnt hat, heißt es in ihr weiter:

„Die Statthalterschaft hat gegen obige, dem Staats-„recht wie der Wohlfahrt der Herzogthümer widersprechen-„den Verträge feierlich Verwahrung eingelegt. Von der „provisorischen Centralgewalt für Deutschland ist an die „deutschen Regierungen die Aufforderung ergangen, sich der „Ausführung des militairischen Theils der Waffenstillstands-„Convention thatsächlich zu fügen. Bei der augenblicklichen „Verwickelung der Verhältnisse ist die Statthalterschaft nicht „in der Lage, der Ausführung der verschiedenen Bestim-„mungen dieser Convention thatsächlich Widerstand entgegen-„zusetzen; sie weicht dem augenblicklichen Drang der Um-„stände, wird ihren ordnungsmäßigen Sitz in der Stadt „Schleswig vorläufig verlassen und sich nebst den für beide „Herzogthümer gemeinschaftlichen Ministerial-Departements,

„sowie der schleswig-holsteinschen Regierung, nach Kiel „begeben.

„Indem die Statthalterschaft dieses zur öffentlichen „Kunde bringt, legt sie wiederholt gegen den Rechtsbestand „der Waffenstillstands-Convention und der Friedensprälimi„narien Verwahrung ein, reservirt sich, den Herzogthümern „Schleswig-Holstein und jedem einzelnen Bewohner dieses „Landes alle bestehenden Rechte und protestirt insbesondere „gegen jede aus der Thatsache der Einsetzung der Verwal„tungs-Commission zu machende nachtheilige Folgerung. „Dem Könige von Dänemark steht nach wie vor nur in „seiner Eigenschaft als Herzog von Schleswig-Holstein ein „Regierungsrecht auf das Herzogthum Schleswig zu, und „die Statthalterschaft bleibt, Kraft der ihr von der provi„sorischen Centralgewalt übertragenen und von der schles„wig-holsteinischen Landesversammlung überdies anerkannten „Vollmacht, die allein berechtigte Gewalt, um unter Vor„behalt der Rechte des Landesherrn bis zum Abschluß eines „definitiven Friedens die Regierung der Herzogthümer zu „führen.“

Alle Beamten werden nun aufgefordert, in ihrer Stellung zu bleiben und nach Pflicht und Gewissen zum Wohle des Landes zu handeln, dann heißt der Schluß:

„Euch Alle aber, geliebte Mitbürger im Herzogthum „Schleswig, fordern wir auf, mit der Kraft und der Hoch„herzigkeit, welche ein Erbtheil des schleswig-holsteinschen „Stammes sind, auch die schwere Prüfung, welche Euch be„vorsteht, zu tragen. Die Statthalterschaft beklagt es tief, „diese nicht von Euch fern halten zu können. Die Rüstungen „werden fortgesetzt; die Herzogthümer werden zum Krieg „bereit sein, wenn nicht ein annehmbarer Friede erzielt „werden kann. Wir rechnen auf Eure bewährte Vater„landsliebe und Tapferkeit, wir vertrauen auf die Gerech-

„tigkeit des allmächtigen Gottes, daß er nach kurzem Leiden „dem treuen Volke den Vollgenuß seines Rechts und jeg„licher Wohlfahrt wieder verleihen werde."

Die beiden Kommissarien, denen jetzt die Landesverwaltung anvertraut worden, traten ihr Amt an und bewiesen bald, daß sie ganz im dänischen Sinne zu handeln gesonnen seien; wo sich die Stimme des Volkes dagegen erhob, hatten sie die bereitwilligste Hülfe der Occupationstruppen zur Hand. General von Prittwitz hatte sich, trotz der Bitten der Statthalterschaft, beeilt, mit dem Reste seiner Armee die Herzogthümer zu verlassen, die schleswig-holsteinsche Armee war über die Eider zurückgegangen und jedem ihrer Offiziere bei strenger Strafe verboten worden, das Herzogthum Schleswig zu betreten, viertausend Schweden hielten das Land von da ab bis nach Flensburg hinauf besetzt; letztere waren gutmüthige Leute, die sich um die politischen Verhältnisse nicht viel bekümmerten und Schleswig für das gelobte Land ansahen, da sie es daselbst in materieller Beziehung viel besser als zu Hause hatten.

Den Dänen fiel es natürlich nicht ein, die Bedingungen des Waffenstillstandes zu halten. Zunächst versuchten sie, die Auslieferung der gefangenen schleswig-holsteinschen Soldaten zu hintertreiben und dieselben in ihre Armee einzureihen, endlich entließen sie diese Leute aber auf die dringenden Vorstellungen Preußens. Die von den Schleswig-Holsteinern mit Mühe und großen Kosten hergestellten Verschanzungen bei Düppel und Alsnoer sollten, dem Vertrage gemäß, bis zum Abschluß eines definitiven Friedens stehen bleiben, aber die Dänen zerstörten sie durch heimlich abgeschickte Emissaire; ihre Offiziere nahmen ungestört Vermessungen des Landes vor; der preußische Truppenbefehlshaber widersetzte sich der Abführung der Fregatte „Gefion," die durch Eroberung doch unbestreitbares Eigenthum der

Herzogthümer geworden war, aus Eckernförde nach einem holsteinischen Hafen, ganz offen.

Der preußische Graf zu Eulenburg stellte sich ganz auf die Seite seines dänischen Kollegen, ebenso der englische Oberst Hodges. Die alten dänischen Verordnungen traten wieder in Kraft, deutsche Beamte und Geistliche, die sich weigerten, die Befehle der Landesverwaltung, wo dieselben mit denen der Statthalterschaft und dem Rechte des Volkes in Widerspruch standen, zur Ausführung zu bringen, wurden ohne Weiteres entlassen und durch Dänen ersetzt, — kurz, das Land litt jetzt viel mehr als jemals.

Das Volk war im höchsten Grade, gewiß mit vollem Rechte, erbittert; die Mißstimmung gegen Preußen, das hauptsächlich diesen Zustand herbeigeführt hatte, wuchs und mit jedem Tage verlangte die allgemeine Stimme dringender, daß die Statthalterschaft einen entscheidenden Schritt thun und auf eigene Hand den Krieg gegen Dänemark, bei dessen Regierung alle gütlichen Vorstellungen fruchtlos blieben, wieder aufnehme. Inzwischen zahlte man keine Steuern, vertrieb die widerrechtlich aufgezwungenen Beamten, wo sie nicht durch militairische Gewalt gestützt wurden, und kümmerte sich nicht um die Erlasse der verhaßten Landesverwaltung. Der zähe Muth des schleswig-holsteinschen Volksstammes trat in dieser Zeit wieder recht deutlich hervor.

Am 9. November sprach sich die Landesversammlung in folgender Weise aus:

„Die Landesversammlung beschließt, gegen die Statt„halterschaft die Erwartung auszusprechen, daß auf die bis„herige preußische Vermittelung Verzicht geleistet und durch „Beseitigung der theilweisen Occupation Schleswigs durch „preußische Truppen das Herzogthum Schleswig unter die „Autorität der gesetzlichen Regierung zurückgeführt werde; „und daß, falls nicht in nächster Zukunft direkte Unterhand-

„lungen mit Dänemark mit Aussicht auf Erfolg eingeleitet „werden können, die geeigneten Schritte geschehen mögen, „damit das Herzogthum Schleswig nöthigenfalls durch Wieder„eröffnung des Krieges gegen Dänemark in der verfassungs„mäßigen Verbindung mit Holstein erhalten werde."

Am thätigsten zeigte sich inzwischen die Statthalterschaft in dem Bestreben, die Armee wieder auf einen Achtung gebietenden Fuß zu bringen, wobei ihr allerdings die Opferbereitwilligkeit des Landes die kräftigste Unterstützung leistete. General von Bonin betrachtete sich selbst nur als von seinem Könige beurlaubt und wollte sich nicht mit Bestimmtheit erklären, daß er bei Wiederausbruch des Krieges das Kommando der Armee behalten werde, man mußte daher mit anderen erfahrenen Offizieren des Auslandes in Unterhandlung treten, und General von Willisen, früher in preußischen Diensten, jetzt aber von der Regierung dieses Landes unabhängig und damals sich in Paris aufhaltend, fand sich zur Uebernahme des Oberbefehls bereit. Als General von Bonin seine Weigerung wiederholt erklärt hatte, übernahm Jener am 9. April 1850 das Kommando. General von Bonin, der Gründer der schleswig-holsteinschen Armee, reiste ab und mit ihm die meisten anderen preußischen Offiziere, da ihre Regierung unter dem Vorwande, ihrer zu bedürfen, sie zur Rückkehr aufgefordert hatte; nur ein kleiner Theil nahm seinen Abschied aus preußischen Diensten und blieb.

Zu diesem Schritte, mit dem Preußen die Sache der Herzogthümer vollständig aufzugeben schien, war es hauptsächlich durch die im März von Seiten der Statthalterschaft an alle Behörden des Herzogthums erlassene Erklärung veranlaßt worden, „daß die Landesverwaltung in Flensburg jeder gesetzlichen Autorität entbehre und daß sie selber wieder die Regierung über das Herzogthum über-

nehme.“ In Folge dessen waren dann die rückständigen Steuern sofort nach Rendsburg eingezahlt worden.

Die Armee bestand, als General von Bonin sie seinem Nachfolger übergab, aus 23 Infanterie-Bataillonen und 7 Jägercorps, von denen die Abtheilungen der letzten Nummern nur erst theilweise gebildet waren, ferner aus zwei Dragoner-Regimentern, der Artillerie und den Pionieren, im Ganzen aus sechsunddreißigtausend Mann; die neugebildete Marine hatte 16 Schiffe mit 41 Kanonen und 790 Matrosen und Seesoldaten. Der beste militairische Geist beseelte diese Truppen, und sie waren in jeder Beziehung kriegstüchtig, nur stellte sich ein sehr fühlbarer Mangel an Offizieren heraus; es fehlten deren zweihundertundfünfzig, nachdem noch viele neu hinzugetreten waren.

General von Willisen war ein geistvoller und theoretisch vorzüglich gebildeter Militair, dessen Schriften in diesem Fache europäischen Ruf erlangt hatten; er hatte in der preußischen Armee die Kriege gegen Napoleon mitgemacht und war später besonders bevorzugt und zu den wichtigsten politischen Missionen benutzt worden, bis er durch sein Verhalten im Großherzogthum Posen (1848) in Ungnade fiel und zur Disposition gestellt wurde. Im Umgange war er artig und liebenswürdig, gegen die Soldaten freundlich und nur zu milde. Wie er sich in der Praxis als Feldherr zeigte, wird die Folge lehren.

Zunächst führte er ein neues Reglement für die Infanterie ein und vertheilte die meisten Offiziere auf andere Plätze, als sie bisher inne gehabt hatten; er hätte Beides lieber unterlassen sollen, da die Armee dem Feldzuge schon in nächster Zeit entgegenzugehen bestimmt war. Ausländische Freiwillige wurden angeworben, wodurch manche schlechte Elemente in die Truppen kamen, dessen ungeachtet die Zügel der Disciplin aber nicht straffer angezogen.

Uebrigens war der General nicht dazu zu bewegen, die schleunigste Mobilisirung der Armee zu veranlassen.

Als eine neue Deputation des Landes, die in Kopenhagen direkt den Frieden vermitteln sollte, unverrichteter Sache zurückgekehrt war, wurde es Jedem klar, daß der Krieg der letzte Ausweg bleibe. Auch Preußen mußte dies einsehen, und deshalb schloß es, immer noch von den auswärtigen Mächten gedrängt, am 2. Juli einen Separatfrieden mit Dänemark, in dem es demselben überließ, sich nach Gutdünken mit den Herzogthümern abzufinden, und seinen Commissarius von der Landesverwaltung zurückzog. Jetzt erst erfolgte die Mobilmachung der schleswig-holsteinschen Armee.

Die Statthalterschaft erließ von Kiel aus unter dem 8. Juli folgende Proklamation:

„Schleswig-Holsteiner!

„In Berlin ist ein Friede von der Krone Preußens „mit Dänemark geschlossen worden. Wir bringen dies zu „Eurer Kunde. Der Friedensvertrag enthält die Anerken„nung der Rechte unseres Landes und überläßt es den Herzog„thümern selbst, diese Rechte unbehindert zu schützen.

„Groß und ehrenvoll ist unsere Aufgabe; die Herzog„thümer werden derselben sich würdig zeigen; der wackere „und einmüthige Sinn des Landes bürgt dafür! Das hart„bedrängte Schleswig wird unseres Schutzes nicht entbehren!

„Wir sind friedlicher Ausgleichung des Streites nicht „entgegen; wiederholt haben wir sie angeboten; will Däne„mark dennoch den Kampf, wir sind bereit. Jedem däni„schen Einbruch in Schleswig, unter welchen Versicherungen „derselbe auch geschehe, folgt die Gegenwehr, denn wohl„gerüstet steht unsere Armee. Eingedenk der ruhmvollen

„Siege unserer Vorväter für das altbeschworene Recht des „Landes wird sie freudig kämpfen!

„Die Statthalterschaft hält fest und treu am Rechte „des Landes und seines angestammten Landesherrn.“

Die einberufenen Reserven eilten auf den an sie ergehenden Ruf eiligst zu den Fahnen, und in der Armee gab sich, wie im ganzen Lande, der größte Enthusiasmus kund; man freute sich, diesen unerträglich zweifelhaften Zustand endlich hinter sich zu haben, und blickte mit Vertrauen auf den neuen Feldherrn, der die braven Truppen zum Siege führen sollte.

Dem General zur Seite standen an der Spitze seines Stabes Oberst von der Tann, der bekannte begeisterte Kämpfer für Schleswig-Holsteins Recht, und Major von Wyneken, ein Hannoveraner. —

---

## Siebentes Kapitel.

An einem der ersten Tage des Juli 1850 schien die Nachmittagssonne recht hell und freundlich in den Schloßgarten von Achtebby hinein.

Auf dem runden Rasenplatze vor der in den Gartensalon führenden Glasthür, über den der Schatten des Hauses fiel, stand ein servirter Kaffeetisch, und um ihn her hatte eine aus mehreren Personen beiderlei Geschlechts bestehende Gesellschaft Platz genommen, die augenscheinlich in vertraulicher und heiterer Unterhaltung begriffen war.

Am oberen Ende der Tafel saß eine schon ziemlich bejahrte, etwas leidend aussehende Dame, die eine einfache,

ihrem Alter entsprechende Toilette gemacht hatte, im Lehnstuhle. Unter dem mit lilafarbenem Seidenbande garnirten Häubchen stahl sich das stark ergraute Haar nur sparsam hervor, über das ganze Gesicht lag ein sanfter Ernst, der auf inneres Leiden zu deuten schien, ausgebreitet, und dennoch schwebte fast fortwährend ein zufriedenes Lächeln um die Lippen dieser würdevollen Frau.

Es war Frau Staffelt, die sich nach den harten Schlägen, welche ihr Herz getroffen, und bei der fortwährenden Sehnsucht nach dem lange Zeit von ihr getrennten und in der Kriegsgefahr schwebenden Sohne nie wieder ganz hatte erholen können und langsam an einer Herzkrankheit hinsiechte, deren Bedenklichkeit ihre Angehörigen noch nicht einmal richtig zu würdigen verstanden. Mit ihrer gewöhnlichen Geduld ertrug sie schweigend die Schmerzen, die sich zuweilen einstellten, und verheimlichte das Uebel so gut wie sie konnte, um ihren Gatten und die Kinder nicht zu beunruhigen; wenn sie augenblicklich so zufrieden lächelte, so hatte dies darin seinen Grund, daß sie alle ihre Lieben im Glücke um sich vereinigt sah.

Rechts von ihr saß Herr von Schmidt, noch immer der rüstige Landmann und zärtliche Vater, zu ihrer Linken ihr Mann, der Advokat, ernst und gemessen in seinem ganzen Wesen, aber nicht finster. Neben dem Ersteren hatte der dicke Rittmeister von Steinwehr Platz genommen und rauchte mit großer Behaglichkeit eine lange Pfeife.

Der alte Herr trug heute nicht die Dragoner-Uniform, sondern eine Art Reise- und Reit-Civil, das ihn recht komisch kleidete; von seiner Körperfülle hatte er durch die Strapazen des Feldlebens durchaus Nichts verloren und schien sich in dieser friedlichen Umgebung noch viel wohler als bei letzterem zu befinden.

Der Rest der Gesellschaft bestand aus jungen Leuten,

Lorenzen, Fritz Staffelt und Lieutenant von Welffen, — alle Drei trugen ebenfalls bürgerliche Kleidung, in der sie es sich möglichst bequem gemacht hatten, — ferner Eugenien von Schmidt, Emma Staffelt und deren jüngerer Schwester, die schon eine recht verständige Miene angenommen hatte.

Die jungen Männer sahen recht frisch und wohl aus, bis auf Welffen, der noch etwas blasse Wangen, die Folge einer überstandenen langen Krankheit, hatte; die jungen Mädchen saßen mit von Freude und Glück strahlendem Antlitze neben ihren Verlobten und wechselten sich in der wirthschaftlichen Pflicht, die Kaffeetassen zu füllen, ab; Welffen hatte, wohl oder übel, die kleine Clara, die übrigens ein sehr hübsches Mädchen zu werden versprach, als seine Dame annehmen müssen.

Seit der Verwundung Lieutenants von Welffen in der unseligen Schlacht von Fridericia war jetzt gerade ein Jahr vergangen. Lange hatte er in Veile mit dem Tode gekämpft, und nachdem seine starke Natur den Sieg davongetragen, war er nur mit Gefahr aus der Stadt, in die, den Waffenstillstandsbedingungen gemäß, die Dänen wieder einrückten, zu transportiren gewesen. Man hatte ihn damals in das nächste Lazareth auf neutralem Boden bringen wollen, aber Fritz Staffelt hatte, nachdem er mit seinen Eltern darüber brieflich Rücksprache genommen, durchgesetzt, daß er bis nach der Stadt Schleswig in ihr Haus geschafft werde, wo er sich der sorgfältigsten Pflege seines Freundes versichert halten konnte.

Während Welffen, noch lange Zeit hindurch so schwach und elend, daß man an seinem Wiederaufkommen zweifelte, im Staffelt'schen Hause zurückblieb, mußten Lorenzen und Fritz, nachdem ihnen nur auf wenige Stunden vergönnt worden, ihre Lieben wiederzusehen, mit der Armee über die Eider zurückmarschiren, wo die Truppen im Holsteinischen

Kantonnementsquartiere bezogen. Von Urlaub nach dem Herzogthum Schleswig für sie war keine Rede, da sich daselbst kein schleswig-holsteinscher Soldat, den die Dänen ja als Rebellen betrachteten, sehen lassen durfte; demnach wird man es den jungen Männern wohl nicht als einen unverzeihlichen Subordinationsfehler anrechnen können, wenn sie sich hin und wieder, dem erlassenen Befehle entgegen, erlaubten, die Grenze in Civilkleidung zu überschreiten, um die Ihrigen, von denen sie nur durch einige Meilen getrennt waren, insgeheim wiederzusehen. Mit einiger Gefahr waren diese Reisen wohl verknüpft, das war aber für Lorenzen und Fritz kein Grund, sich davon abhalten zu lassen. Nachdem man sich vorher schriftlich verabredet hatte, kam Herr von Schmidt mit seiner Tochter dann nach der Stadt Schleswig oder die Staffelt'sche Familie schloß sich ihnen daselbst an, und sie machten einen mehrmeiligen Ausflug nach einem im Süden gelegenen Orte, wo sich auch die beiden Offiziere einfanden.

Auf diese Weise wurde die erzwungene Trennung erträglicher.

Wenn Lieutenant von Welffen in Emma eine treue Pflegerin fand, der er, wie der ganzen Familie, die achtungsvollste Dankbarkeit zutrug, so zeigten ihm auch alle Uebrigen die lebhafteste Theilnahme, selbst die kleine Clara, die ihre Schwester oft in dem in erster Zeit sehr mühseligen Amte ablöste. Der junge Mann wurde bei ihnen noch beliebter, als Besserung in seinem Gesundheitszustande eintrat und er an dem Familienleben vollständigen Antheil nehmen konnte; sein bescheidenes und doch heiteres Wesen schaffte Allen manche heitere Stunde.

Erst im Spätherbste war er so weit wieder hergestellt, daß er zu seinem Corps zurückkehren konnte, und dann trennte man sich nur ungern von ihm. Als die Zeit kam,

in der die beurlaubten preußischen Offiziere sich entscheiden mußten, ob sie bei der Armee bleiben wollten oder nicht, wankte er keinen Augenblick in seinem Entschlusse, sondern erbat und erhielt seinen Abschied aus der preußischen, sowie seine definitive Anstellung in der schleswig-holsteinschen Armee.

Die vier Offiziere hatten dieses Mal, wie man sieht, einen weiteren Ausflug in das schleswigsche Gebiet hinein unternommen, und dazu war die Anwesenheit der Staffeltschen Familie auf Achteby, wo sich Frau Staffelt in den schönen Sommertagen, wie man hoffte, erholen würde, Veranlassung gewesen. Da man den Wiederausbruch des Krieges noch nicht so schnell erwartete, war es ihnen nicht schwer geworden, Urlaub nach einer holsteinschen Stadt zu erhalten, den sie zu dieser Inkognitoreise benutzten. Auch der alte Rittmeister von Steinwehr hatte sich von den jungen Leuten zur Theilnahme an diesem kleinen Streifzuge bereden lassen.

Sie befanden sich erst seit zwei Tagen auf dem Gute, wo sie natürlich von Jedermann mit der herzlichsten Freude aufgenommen worden waren; nach ebenso langer Zeit gedachten sie den Rückweg wieder anzutreten.

Bisher hatte noch Nichts das trauliche Zusammensein der Wiedervereinigten gestört; sie lebten nur dem Glücke des Augenblicks, und wenn zuweilen das Gespräch über die traurige Lage des Vaterlandes eine augenblickliche Mißstimmung hervorzurufen vermochte, so wich dieselbe doch bald wieder der sich auf das gute Recht ihrer Sache stützenden muthigen Zuversicht, daß der erwartete neue Kampf dem unheilvollen Zustande bald ein Ende machen werde. Besonders die Offiziere fühlten sich viel stärker, seitdem das Schwert, das die Entscheidung herbeiführen sollte, durch den Rücktritt Preußens in ihre eigene Hand gelegt worden war;

man brauchte doch jetzt die diplomatischen Verhandlungen, welche die Sache in die Länge gezogen und verdorben hatten, nicht mehr zu fürchten. Reifere Politiker sahen freilich weiter und konnten sich geheimer Besorgnisse nicht erwehren.

Während die kleine Gesellschaft sich auf das Heiterste und Unbefangenste unterhielt, trat ein Diener zu Herrn von Schmidt heran und überreichte ihm die Posttasche, die ein reitender Bote, wie gewöhnlich, aus Tondern abgeholt hatte.

Auf dem Lande ist die Ankunft der Briefe immer ein Ereigniß von Interesse; die Aufmerksamkeit Aller richtete sich daher auf den Hausherrn, der die Ledertasche aufschloß.

Lorenzen hatte einem Kameraden, der in seinem Kantonnement zurückgeblieben war, vertraut, wohin er sich begebe, und ihn gebeten, ihn schleunigst zu benachrichtigen, wenn daselbst etwas Wichtiges vorfallen sollte.

„Ein Brief für Sie, lieber Lorenzen,“ sagte Herr von Schmidt, nachdem er die Schreiben flüchtig gemustert hatte, und reichte dem Lieutenant eines derselben über den Tisch hin.

Lorenzen stutzte ein wenig; Emma, die es bemerkte, wurde blaß.

„Von Kopenhagen,“ sagte er unwillkürlich halblaut, nachdem er das Siegel erbrochen und eine versiegelte Einlage herausgenommen und betrachtet hatte.

Das Schreiben kam von seinem Kameraden aus dem Kantonnement; derselbe hatte jenen dort eingegangenen Brief mit eingeschlossen. Jeder konnte wohl bemerken, daß der Kopenhagener Brief Lorenzen besonders interessire, wenn auch nicht auf angenehme Weise, denn seine Stirn runzelte sich. Dennoch legte er das zierliche Billet vor sich auf den Tisch nieder und blickte zuerst in das andere Papier. Plötzlich sprang er, augenscheinlich lebhaft bewegt, auf.

„Der Krieg ist beschlossen, die Armee gestern mobil gemacht!“ rief er laut aus.

Es war, als ob der Blitz plötzlich in die heitere Gesellschaft eingeschlagen habe; die Männer erhoben sich und fragten rasch durcheinander, die Frauen wurden bleich und schienen keine Bewegung zu wagen.

Lorenzen, der in der augenblicklichen Ueberraschung wohl nicht daran dachte, wie sehr sie seine Nachrichten erregen müßten, erzählte, daß ihn sein Kamerad zur schleunigsten Rückkehr auffordere, da die Statthalterschaft bereits Kunde von dem zwischen Preußen und Dänemark abgeschlossenen Separatfrieden erhalten und den Krieg beschlossen habe; die Corps der Armee sollten sich schleunigst zwischen Kiel und Rendsburg konzentriren.

So sehnsüchtig man allerseits diesen entscheidenden Beschluß erwartet hatte, traf er die jetzt hier Versammelten doch wie ein Donnerschlag. Es trat eine Pause, in der man nur bestürzte Gesichter sah, ein, bis sie der dicke Rittmeister dadurch unterbrach, daß er höchst ungenirt seine Pfeife in die Luft warf und, die Mütze schwenkend, fröhlich ausrief:

„Hurrah! Dreimal Hurrah für einen ordentlichen Feldzug, der uns die Hannemänner ein für alle Mal vom Leibe schafft! — An die Pferde, Jungens! Wir dürfen keine Minute säumen! — Ihre Hand, Herr von Schmidt! nun wird's bald in Wahrheit heißen: Up ewig ungedeelt! — Weinen Sie nicht, meine Damen, — das ist ein froher, freudiger Tag für uns Alle!“

Da der biedere alte Herr aber wohl schnell genug die schmerzlichen Empfindungen der Frauen begreifen mochte, trat er an die bleiche, zitternde Emma, die er stets vor den Uebrigen bevorzugte, hinan, drückte ihre Hand und flüsterte ihr zu, indem er auf Lorenzen deutete:

„Haben Sie keine Sorge, — ich bringe Ihnen Den wieder. Sein Sie ein ächtes schleswig-holsteinsches Mädchen!“

Die Arme antwortete Nichts, aber sie erwiderte krampfhaft seinen Händedruck, als wolle sie damit ausdrücken, daß sie sich auf sein Versprechen verlasse.

Auch Lorenzen war zu seiner Braut geeilt und hatte sie, ihr Muth zusprechend, umfangen, Fritz Staffelt hatte seine Tröstungen zwischen der halb ohnmächtigen Mutter und der weinenden Braut zu theilen.

Die Abreise der Offiziere ließ sich unter solchen Umständen nicht länger aufschieben. Herr von Schmidt versprach, sogleich ein Fuhrwerk für sie anspannen zu lassen, und der Rittmeister begleitete ihn, als er deshalb fortging, denn er fühlte sich neben den kleinen Gruppen, die sich in stiller Trauer gebildet hatten, für den Augenblick überflüssig. Lieutenant von Welffen beschäftigte sich mit der kleinen Clara, die ebenfalls weinte.

Fritz Staffelt kniete vor seiner Mutter und bedeckte ihre Hände mit Küssen, während er mit einem Arme Eugenie umfaßt hielt; Lorenzen sprach angelegentlich zu Emma.

Der Kopenhagener Brief wurde eine ganze Weile vergessen; erst als sein Blick zufällig darauf fiel, nahm er ihn düsteren Blickes und erbrach ihn.

Seine Erwartung hatte ihn nicht getäuscht; er kam von der Gräfin Mackenna. Die Dame, von der er seit einem Jahre Nichts mehr gehört hatte, schrieb:

„Undankbarer!

„Erst vor Kurzem ist es mir gelungen, Ihren jetzigen „Aufenthalt zu ermitteln. Und aus welchem Grunde schreibe „ich Ihnen nun noch einmal? —

„Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen ein Bekenntniß „meiner Gefühle wiederholen will, das mich entehrt hat,

„da ich es an einen Unwürdigen, der sie nur mit Füßen „zu treten wußte, verschwendete, und glauben Sie mir, daß „diese Gefühle mit dem Augenblicke erloschen waren, in dem „ich Ihre heimliche Entfernung aus meinem Hause, das „Sie beschützt hatte, erfuhr.

„Damals war der erste Gedanke, der glühendste Wunsch, „der sich mir aufdrängte, daß es Ihren Verfolgern gelingen „möge, Ihrer Person wieder habhaft zu werden, damit Sie „der über Sie verhängten Strafe verfallen möchten; mein „Herz wäre dabei kalt und unempfindlich geblieben.

„Das Glück hat Sie begünstigt und Sie in Sicherheit „gelangen lassen. Bei reiflicherer Ueberlegung habe ich diese „Fügung des Schicksals gesegnet, denn sie hat mir die „Möglichkeit und die Hoffnung gegeben, mich selbst an „Ihnen rächen zu können. Erinnern Sie sich der Worte, „mit denen ich unsere letzte Unterredung schloß, und mögen „dieselben nie aus Ihrem Gedächtnisse kommen! Ich werde „mein Versprechen halten! Sie und Alle, die zu Ihrem „Glücke gehören, haben in mir eine unversöhnliche Feindin „zu fürchten.

„Hüten Sie sich vor ihr! Nichts ist gefährlicher als „der Haß und die Rache eines beleidigten Weibes; sie „werden Sie früher oder später erreichen!"

Diese Zeilen, die augenscheinlich mit von Aufregung zitternder Hand geschrieben worden, waren einfach mit dem Namen „Ida" unterzeichnet und trugen kein Datum.

„Immer noch dieselbe Leidenschaft!" sagte Lorenzen, bitter lächelnd, indem er seiner Braut, vor der er ja jetzt in Betreff seines Verhältnisses zu der Gräfin kein Geheimniß mehr hatte, den Brief reichte. „Ich bin überzeugt, daß sie sich bemühen wird, ihr Wort zu halten, und wenn ich dies auch um meinerselbstwillen nicht fürchte, so mag es Dir,

theure Emma, doch eine Warnung sein, auf Deiner Huth zu bleiben."

Das junge Mädchen wurde noch bleicher und schauderte leise, als sie den Brief las; dann reichte sie ihn ihrem Verlobten zurück und flüsterte unter Thränen, ihn zärtlich umarmend:

„Zwei Herzen, die sich so fest an einander geschlossen haben, wie die unsrigen, werden sich nie trennen lassen, nicht wahr?"

Es lag doch ein leiser banger Zweifel in dieser Frage; gewiß dachte Emma mehr an die verführerische Schönheit der Gräfin, als sie deren Drohungen fürchtete.

„Niemals!" erwiderte Lorenzen mit solcher Bestimmtheit und so festem Blicke, daß sie den ihrigen, den sie sorgend auf ihn geheftet hatte, beruhigt wieder niederschlug.

Während dieses verlobte Paar sich in stiller Resignation in das ihm nicht zum ersten Male zugefallene Schicksal der Trennung fügte, wurde dem anderen, das nicht einmal von persönlichem Hasse bedroht erschien, der Abschied fast noch schwerer. Eugenie von Schmidt war gewiß ebenso gut, aber nicht so sanfter und geduldiger Natur wie Emma; sie würde den Ausbrüchen ihres Schmerzes keine Grenzen zu setzen gewußt haben, hätte sie der Stolz, für eine Patriotin, die Alles aufzuopfern im Stande sei, zu gelten, nicht auf fast unnatürliche Weise aufrecht erhalten. Wie bei dem ersten Abschiede von Fritz, so erschien sie auch jetzt fast zu kalt; desto schmerzlicher litt ihr Herz. Fritz verkannte sie glücklicherweise nicht wieder.

Nur einmal entschlüpfte ihr eine Aeußerung, die den bitteren Kampf in ihrer Seele verrieth; unter hervorbrechenden Thränen sagte sie nämlich zu ihm:

„Wenn Ihr nicht schon in dieser Stunde aufbrechen müßtet, so würde mich Nichts davon abhalten, in den Vater

zu dringen, daß unsere Vermählung noch vor Deiner Abreise vollzogen würde; — welch' großer Trost wäre es für mich, Dir unlöslich angehören, Deinen Namen wenigstens tragen zu dürfen, wenn Du nie wieder aus der Schlacht zu mir zurückkehren solltest!"

„Vor Gott sind wir ja schon auf ewig vereinigt," antwortete er ihr tröstend.

Den heiteren Stunden auf Achteby war schnell eine recht bittere gefolgt. Der Rittmeister drängte zum Aufbruch, und die Uebrigen mußten ihm beistimmen. Der Wagen, der die Offiziere, vielleicht auf Nimmerwiederkehr, zu ihrer blutigen Pflicht fortführen sollte, hielt vor der Thür. Frau Staffelt war ohnmächtig geworden, und der Sohn konnte nur noch ihre blassen, kalten Lippen küssen; — wie mußte ihr Wiedererwachen sein!

Die Männer waren gefaßt und sprachen die besten Hoffnungen aus, aber selbst die etwas komischen Tröstungsversuche, die Rittmeister von Steinwehr bei den Damen machte, vermochten ihnen kein Lächeln zu entlocken. Der dicke Herr wäre in der Aussicht auf die Campagne überglücklich gewesen, hätte er nicht so viel trübe Mienen und Frauenthränen um sich gesehen.

Eine Stunde nach Eintreffen jener Briefe verließen die vier Offiziere das Gut und fuhren gegen Süden. Eugenie hatte sich bis zum letzten Augenblicke ziemlich gefaßt erhalten und wehte, so lange der Wagen aus den Schloßfenstern noch zu erblicken war, demselben mit ihrem Taschentuche zu; als er aber verschwand, warf sie sich, ganz in Schmerz aufgelöst, in Emma's Arme mit den Worten:

„Wenn Dein Bruder fallen sollte, werde ich seinen Tod nicht überleben!"

Eine kleine Ableitung für den allgemeinen Schmerz war

die Sorge, die man für Frau Staffelt zu treffen hatte; als sie wieder zu sich gekommen war, hatte sich ihr leidender Zustand noch um Vieles verschlimmert. Es ließ sich deshalb nicht daran denken, daß sie nach Schleswig zurückkehren könne, und die Familien, die jetzt so viel gemeinsame Interessen hatten, beschlossen, noch auf längere Zeit in Achteby beisammen zu bleiben, ein großer Trost für die beiden verlassenen Bräute.

Die Offiziere legten die Reise bis zur Eider so schnell als möglich und ohne irgend welchen Unannehmlichkeiten zu begegnen, zurück und trennten sich dann, um sich zu ihren zerstreut liegenden Corps zu begeben, die sie noch zeitig genug erreichten, um an den Vorbereitungen für den Feldzug theilnehmen zu können, die jetzt mit der größten Eile betrieben wurden.

General von Willisen hatte schon seit längerer Zeit die Festung Rendsburg durch Anlage neuer Verschanzungen im Norden verstärken lassen und sprach jetzt ganz offen die Absicht aus, die Armee an dieser Stelle zusammenzuziehen und hier die sowohl von der Insel Alsen als aus Jütland heranziehenden Dänen zu erwarten, obgleich die Statthalterschaft und die Armee mit Sicherheit angenommen hatten, daß er, sofort nach Abzug der neutralen Truppen, der um diese Zeit erfolgte, in das Herzogthum Schleswig einrücken werde. Er selbst hatte sich auch früher demgemäß ausgesprochen; man kann sich daher denken, wie groß das Erstaunen und die Mißstimmung Aller war, als der veränderte Plan des Oberbefehlshabers bekannt wurde. Die Truppen glühten vor Begierde, dem Feinde entgegengeführt zu werden, und Niemand mochte ruhig mit ansehen, wie die armen Einwohner Schleswigs wieder der dänischen Brutalität und Willkür ausgesetzt würden.

Ziemlich allgemein schob man die Schuld an dem Ent-

schlusse des Generals, zu dem man noch ein großes Vertrauen hatte, auf den zweiten Chef seines Generalstabes, den Major Wyneken, ehemals Offizier in hannöverschen Diensten.

Die Statthalterschaft machte den General wiederholt auf die Nothwendigkeit des Einrückens in Schleswig aufmerksam, mußte ihn aber endlich durch einen förmlichen Befehl dazu zwingen. Am 14. Juli ging der Haüpttheil der Armee durch die Stadt Schleswig auf das an der Flensburger Straße, anderthalb Meilen von erstgenanntem Orte nördlich liegende Dorf Idstedt, eine Brigade über die bei Missunde geschlagene Schiffbrücke nach dem Dorfe Wedelspang vor; in dieser Stellung wollte man die Schlacht von den Dänen annehmen.

Indessen waren die Dänen, etwa siebenunddreißigtausend Mann stark, mit sechsundneunzig Geschützen, unter Befehl des Generals von Krogh, schon seit dem 17. Juli in Flensburg eingerückt und hatten südlich der Stadt ein Lager bezogen, in dem sie von den Schleswig-Holsteinern angegriffen zu werden erwarteten. Diese Erwartung, welche auch die deutschen Einwohner von Flensburg hegten, täuschte indessen, denn General von Willisen konnte sich nicht entschließen, aus seiner sicheren Stellung zwischen Idstedt und Wedelspang aufzubrechen, obgleich er, wäre sein Marsch schnell vor sich gegangen, die beiden dänischen Corps an ihrer Vereinigung hätte hindern können.

Der General that sogar noch mehr; am 18. Juli schrieb er, ohne Wissen und Willen der Statthalterschaft und ganz gegen deren Absicht, an den General von Krogh und machte ihm Vermittelungsvorschläge. Der dänische Oberbefehlshaber antwortete gar nicht darauf, und der Statthalterschaft blieb Nichts übrig, als Willisen wegen dieser Eigenmächtigkeit ernstlich zu tadeln; Graf Reventlow selbst begab sich

zu ihm, um seine Schritte, so weit sie nicht das rein Militairische betrafen, gewissermaßen zu überwachen.

So sah denn die schleswig-holsteinsche Armee, an Zahl etwa zwei Drittel so stark als die dänische, dem Kampfe entgegen, dessen Ausgang um so wichtiger erscheinen mußte, als er der erste in diesem Feldzuge sein sollte, daher vom wichtigsten Einflusse auf die Moralität der Truppen war.

Ehe wir zur Schilderung dieser bedeutenden Schlacht übergehen, müssen wir unseren in jener Gegend unbekannten Lesern einigermaßen das Terrain, auf dem sie geschlagen werden sollte, beschreiben.

Westlich von Idstedt, welches das Centrum der schleswig-holsteinschen Stellung bildete, erstreckt sich eine breite und flache Haide und Moor beinahe eine Meile weit bis zur Treene, die damals wegen Wassermangels an vielen Stellen leicht passirbar war; auf der anderen Seite der Chaussee setzt sich diese Haide fort bis an den Idstedter See und das Grüder Holz. Vor diesem offenen Terrain waren, wie leicht hätte geschehen können, gar keine Verschanzungen aufgeworfen und selbst nur sehr wenig für eine günstige Placirung der Artillerie auf einigen unbedeutenden Höhen gethan worden.

Südöstlich von Idstedt erstreckt sich, etwa eine Meile lang, der Langsee bis nach Wedelspang, über den, gerade in seiner Mitte, eine Laufbrücke geschlagen worden war; übrigens war er unpassirbar. Nördlich von Wedelspang ist das Terrain sowohl häufig von Knicks durchschnitten als bewaldet, eignet sich daher sehr gut zur Vertheidigung.

Der Disposition Generals von Willisen zufolge stand die Armee mit ihrer Avantgarde, unter Befehl des Obersten von Gerhardt, in und bei Idstedt, die Vorposten waren bis über Helligbeck und Stenderup hinaus vorgeschoben. Den linken Flügel, sich an die Treene lehnend, bildete die erste

Brigade unter Generalmajor Graf Baudissin, die vierte Brigade unter Oberst von Garrels schloß sich ihr an der südwestlichen Spitze des Langsees an, dann folgte die dritte unter Generalmajor von Horst hinter dem Langsee und der vorerwähnten Laufbrücke, den rechten Flügel bei Wendelspang endlich bildete die vierte Brigade des Obersten von Abercron.

Die Absicht des kommandirenden Generals war, in dieser Stellung den Angriff des Feindes zu erwarten und denselben, wie er sich selbst ausdrückt, „sobald seine Kräfte erschöpft seien," mit dem rechten Flügel zu umfassen, während die erste Brigade mit der Hauptstärke der Artillerie und Kavallerie dann von der andern Seite auf ihn drängen sollte.

Am einundzwanzigsten wurde der Armee durch einen Tagesbefehl eröffnet, daß die Schlacht bevorstehe, eine Kunde, die von allen Seiten mit der größten Freude begrüßt wurde.

So kam die Nacht vom dreiundzwanzigsten zum vierundzwanzigsten Juli heran, ohne daß man mehr als einige kleine Kavalleriepatrouillen der Dänen gesehen hatte. —

## Achtes Kapitel.

In der Nacht vom 23. zum 24. Juli rückte die dritte dänische Brigade schon um zwölf Uhr aus dem Lager bei Flensburg längs des rechten Treeneufers vor, um die schleswig-holsteinische Armee in die linke Flanke zu fassen, während die Hauptarmee drei Stunden später auf der Schleswiger und Missunder Straße gegen Idstedt marschirte.

Um acht Uhr Morgens gelangte die zuerst erwähnte Brigade an die Treene-Uebergänge bei Sollbro, welche sie

von einem kleinen Jägerdetaschement, das die Brücke abgebrochen hatte, besetzt fand. Das Gefecht entspann sich sogleich, trotz der unverhältnißmäßigen Uebermacht wichen die wenigen Jäger aber nicht aus ihrer vortheilhaften Stellung, in der sie erst um ein Uhr Mittags durch zwei Geschütze unterstützt wurden, bis der Mangel an Munition sie zum Rückzuge nöthigte. Die Dänen passirten nun das Flüßchen und begannen sich auf dem linken Ufer aufzustellen, wurden aber von zwei am Nachmittage mit einiger Artillerie herbeieilenden schleswig-holsteinischen Bataillonen nach kurzem, aber heftigen Kampfe wieder zurückgeworfen und brachen um acht Uhr Abends das Gefecht ab.

Inzwischen griff eine ganze dänische Brigade um zehn Uhr Morgens die bei Stenderup stehenden Vorposten an und drängte die schleswig-holsteinische Avantgarde, die den Befehl erhalten hatte, sich langsam gegen Idstedt zurückzuziehen, in dieser Richtung. Hier hatte das Gefecht schon um ein Uhr ein Ende gefunden, als das 15. Bataillon, dessen Führer am Morgen der Nachlässigkeit beschuldigt wurde, es plötzlich ohne jeden Befehl wieder eröffnete, den Feind anfänglich zurückwarf, sich aber in eine so gefährliche Lage brachte, daß noch mehr Truppen von schleswig-holsteinischer Seite engagirt werden mußten. Zuerst drangen diese siegreich vor, mußten aber endlich der Uebermacht weichen und südlich von Helligbek Stellung nehmen, nachdem der Kampf, der beide Theile nicht unbedeutende Verluste kostete, auch hier bis acht Uhr gedauert hatte.

Diese Gefechte sollten nur ein Vorspiel zu der entscheidenden, blutigen Schlacht des folgenden Tages liefern. —

Vor dem Idstedt-Kruge, einem einfachen, ländlichen Gehöfte, das links an der Schleswig-Flensburger Chaussee, ungefähr eine Viertelmeile von dem Dörfchen, dessen Namen es führt, entfernt lag, ging es am späten Abende des 24. Juli

lebhaft zu. Es war ein finsterer, unfreundlicher Abend; der wolkenbezogene Himmel drohte mit Regen.

Vor dem niedrigen Hause, dessen Fenster erleuchtet waren, bewegten sich Menschen und Pferde in Menge durcheinander. Von Norden und Süden kamen auf der Chaussee Reiter, meistens im langen Galopp, an, saßen ab und gingen in das Haus oder warteten unter der großen Einfahrt: Andere kamen wieder heraus, wechselten mit den Umstehenden nur wenige Worte und schwangen sich dann in den Sattel, um in dieser oder jener Richtung fortzusprengen. Außer dem Hufschlag der Pferde und dem Klirren der Säbel ging Alles ziemlich geräuschlos zu; wer sich unterhielt, that es nur flüsternd, was ein dumpfes, wogendes Summen hervorbrachte.

Vorzüglich waren es reiterlose Offizierpferde, die hier von Ordonnanzen der Kavallerie und Infanterie gehalten oder umhergeführt wurden; die Herren mußten sich also wohl in dem Gebäude befinden.

Zuweilen kamen auch kleine Infanterieabtheilungen vorüber, die, mit dem Gewehr auf der Schulter, schnell ihres Weges zogen, oder langsam fahrende Bauerkarren, auf denen im feuchten Stroh leise ächzende Verwundete oder gar starre Leichen lagen. Die vor dem Kruge Befindlichen achteten kaum darauf, denn der Anblick war an diesem Tage nichts Neues mehr für sie; höchstens trat Einer an die Wagen hinan und reichte einem der schmachtenden Verwundeten seine Feldflasche oder einen Trunk Wasser. Fragte Jemand der Vorbeipassirenden, was die Zusammenkunft an diesem Orte bedeute, so lautete die Antwort gewöhnlich:

„Still! Willisen giebt drinnen die Ordres zur morgenden Schlacht aus.“

Die leise geführten Gespräche drehten sich fast immer um dieselben Themata; die Soldaten, welche zu den am

Tage im Gefecht gewesenen Truppentheilen gehörten, erzählten denen der anderen Brigaden davon, oder es wurden Vermuthungen über den Ausgang der bevorstehenden Schlacht geäußert; nicht selten verstieg sich Dieser oder Jener auch zu einer Kritik der höheren Offiziere. Im Ganzen schien ein froher Muth unter den Leuten zu herrschen, und es fehlte nicht an derben Scherzen, gewöhnlich auf Kosten der Dänen, die von den Umstehenden mit halblautem Kichern begrüßt wurden.

„Die da drinnen haben lange mit einander zu reden," meinte ein junger Dragoner in seinem holsteinischen Dialekte, während er sich vor Kälte und Ungeduld schüttelte; — „bin doch neugierig, was dabei herauskommen wird."

„Nun, Kamerad, was Anderes, als daß wir die Hannemänner morgen gehörig blutig klopfen werden?" erwiderte ein Jäger, der die Büchse über die Schulter gehängt hatte und ein Offizierpferd am Zügel hielt. „Meinst wohl, daß es eben so leicht ist, einen Schlachtplan zu machen, als einen Mehlbüdel 'runterzukauen?"

„Na, dem Willisen ist das ja ein Spaß; er soll uns nur loslassen, wir werden schon mit den verfl— Kerlen fertig werden."

„Du, nimm Dich in Acht; hat er uns nicht gewarnt, den Feind nicht gering zu achten? — Die Hannemänner schlagen sich gar nicht so schlecht, das wissen wir Jäger am besten."

„Wenn wir nur erst zur Attacke kämen!" seufzte der Dragoner.

„Ihr werdet den Kohl auch nicht allein fett machen, Ihr Dragoner besonders. Morgen werden wir Alle draufgehen."

„Geb's Gott!" warf ein Infanterist dazwischen.

„Nun, zweifelst Du denn daran, Kamerad? Er giebt

ja schon den Befehl dazu aus. Ich sage Euch, morgen Nacht schlafen wir in Flensburg."

„Wir hätten's schon vor acht Tagen leichter haben können."

„Was verstehst Du davon, Infanterist? Meinst Du, der da drinnen wüßte nicht, was er thut? Der Willisen ist ein großer General, der ist in der ganzen Welt umhergewesen, wo ein Kanonenschuß fiel, und hat's gelernt."

„Ja, ja, das glaube ich schon, denn alle Welt sagt's, — mir will's nur nicht recht in den Sinn, daß wir die Dänen über uns haben herkommen lassen, — es macht sich immer besser, wenn's vorwärts geht."

Der Jäger sah sich den bedenklichen Infanteristen von oben bis unten an und fragte dann, sich mit einer gewissen Ueberlegenheit in die Brust werfend:

„Kamerad von der Infanterie, weißt Du, was das heißt: eine Position?"

„O, gewiß, — wenn man — wenn man Schanzen baut; aber wir haben hier keine gebaut."

„Ach was, Schanzen! Ich sage Dir: das ist hier eine Position, an der sich die Dänen die Köpfe zerrennen werden, und dann geht's drauf mit Hurrah! wir Jäger voran. So hat's der Alte gemeint, verstehst Du wohl?"

„Ja, wohl! Eskadron Trab! — Galopp! Marsch, Marsch!" rief der enthusiasmirte Dragoner etwas überlaut.

„Stille da!" gebot ein alter Sergeant. „Denkt Ihr denn, daß man einen vernünftigen Schlachtplan machen kann, wenn hier Jeder nach Herzenslust brüllen wollte?"

„Ja, ja, Herr Sergeant, wir freuen uns bloß auf morgen und lassen den alten Willisen hoch leben!" —

In der Armee gab es mehr Derer, die, wie der Jäger, unbedingtes Vertrauen zu dem kommandirenden General hatten, als solche bedenkliche Infanteristen; darin stimmten

aber jedenfalls Alle überein, daß man am nächsten Morgen den Dänen dicht auf den Leib rücken und sie schlagen müsse; am siegreichen Erfolge zweifelte Niemand, um so weniger, als die große feindliche Uebermacht an diesem Tage, an dem doch nur ein kleiner Theil der Armee im Gefechte gewesen war, keinen entscheidenden Vortheil zu erringen vermocht hatte.

Drinnen in der Krugstube spielte wieder eine ganz andere Scene.

Theils sitzend, theils stehend, hatte sich hier eine große Anzahl von Generalstabsoffizieren und Adjutanten um die Tische gruppirt; Jeder führte die Brieftasche in der Hand und schrieb eifrig die Disposition nieder, die der zweite Chef des Generalstabes, Major Wyneken, diktirte. Der kommandirende General, ein hoher, hagerer Mann von etwas gebückter Haltung, mit schon ergrautem Haare und Schnurrbarte, war anwesend und gab hin und wieder eine mündliche Erläuterung.

Diese Disposition kam dem allgemeinen Wunsche entgegen, das sah man an den freudigen Gesichtern der Offiziere, die sie empfingen. General von Willisen hatte sich zur Offensive entschlossen, er wollte am frühen Morgen auf allen Stellen aus seiner Position hervorbrechen, den linken Flügel des Feindes auf dessen Centrum drängen und ihn so über den Haufen werfen; dadurch konnte er der beabsichtigten Umgehung des Gegners zuvorkommen und ihn überraschen.

Die Befehle waren ausgegeben, und die Adjutanten wurden entlassen, um sie ihren Kommandeuren zu überbringen; draußen warfen sie sich auf die Pferde, und nachdem sie nur noch wenige freudige Worte über den Entschluß des Generals gewechselt hatten, sprengten sie in verschiedenen Richtungen davon.

Indessen hätte ein scharfer Beobachter an dem Generale, der im Kreise seines Stabes zurückgeblieben war, eine gewisse Unruhe bemerken können. Bereute er den entscheidenden Schritt, den er vorbereitet hatte? —

Um Mitternacht etwa traf der Stabschef der Kavallerie-Brigade, die am Tage hatte melden lassen, daß sich auf dem linken Flügel, jenseits der Treene, bedeutende Truppenmassen der Dänen hätten sehen lassen, welchem Berichte der der Infanterie widersprach, ein und rapportirte auf das Bestimmteste, daß sich dort nur einige feindliche Bataillone befänden. Auf der Stelle warf Willisen seinen Plan und letzten Befehl um: die Armee sollte nicht angreifen, sondern in ihrer Stellung den Angriff abwarten.

Umsonst wurde ihm von seinen Offizieren, besonders von dem kühnen von der Tann, vorgestellt, daß der Widerruf der Ordre einzelne Truppentheile nicht zeitig genug erreichen, also Unordnung entstehen werde; er hielt ihnen entgegen, daß die Dänen, da sie nicht ansehnliche Kräfte gegen den linken Flügel detaschirt hätten, zu stark seien, als daß man einen Angriff auf sie wagen könne, und entsandte sofort den Befehl, nur in dem Falle, daß er es besonders durch angezündete Fanale signalisiren würde, vorzurücken.

Die Truppen bivouakirten auf den ihnen angewiesenen Plätzen; meistentheils fehlte es ihnen an Lagerstroh und Feuerungsmaterial. Offiziere und Soldaten hatten sich in ihre Mäntel eingewickelt und auf die feuchte Erde, hier und da den Schutz eines Knicks suchend, niedergestreckt. Zu einzelnen Truppentheilen waren mit Proviant beladene Wagen, welche die braven Einwohner der Stadt Schleswig geschickt hatten, gelangt.

Wie schon erwähnt, hatte die dritte Brigade des General-Majors von der Horst hinter der Mitte des Langsees

bei Güldenholm, wo eine schmale Laufbrücke geschlagen worden war, ihre Stellung. Der Zufall hatte hier die Corps, bei denen die Lieutenants von Welffen und Staffelt standen, zusammengeführt, und beiden Freunden war die Gelegenheit gegeben, den Abend vor dem entscheidenden Tage bei einander zuzubringen.

Sie waren ernst gestimmt, wie alle ihre Kameraden, aber keineswegs von so bangen Ahnungen heimgesucht, wie Welffen ihnen vor der Schlacht von Fridericia nicht hatte widerstehen können.

Hier, im Kreise der Kameraden, die den Schlaf noch nicht gesucht hatten, wurde, wenn auch in anderer Weise, eine ähnliche Unterhaltung geführt, wie unter den Soldaten am Idstedt-Kruge. Die Meisten vertrauten dem Generale, der einen so großen Ruf als Militair hatte, nur Wenige schüttelten heimlich die Köpfe.

Zu den Letzteren gehörte Welffen; er hatte sich gegen seinen Freund genügend darüber ausgesprochen und ihn auf die Mängel der für fest geltenden Stellung aufmerksam gemacht; auch sie erwarteten nur von einem energischen Vorgehen der Armee Erfolg.

Man sprach darüber noch, als ein Adjutant, der bereits die Abendordre empfangen hatte, rasch hinzutrat.

„Wir greifen morgen um vier Uhr an!“ war sein erstes freudiges Wort.

„Desto besser!“ hieß es von allen Seiten, und Welffen flüsterte Fritz leise zu: „Gott sei Dank! Wir haben uns in Willisen nicht getäuscht.“

„Lasse uns jetzt noch die wenigen Stunden schlafen,“ setzte er hinzu; — „ich bin nun vollkommen beruhigt.“

Die Beiden drückten sich die Hände und trennten sich; sie hatten sich Nichts mehr zu sagen.

Die den Truppen vergönnte Ruhe war nur eine kurze,

denn noch vor zwei Uhr Morgens wurden sie geweckt, und nachdem in Eile die Mäntel gerollt und abgekocht worden war, damit die Leute das Fleisch für den Tag in den Kochgeschirren mit sich führen könnten, traten die Bataillone an.

Der Morgen war trübe und neblig; zuweilen fiel ein feiner, scharfer Regen, kaum konnte man auf einige hundert Schritte vor sich sehen.

Noch war der veränderte Befehl Generals von Willisen nicht bei der Brigade eingetroffen, ebensowenig wie ihn die übrigen rechtzeitig erhalten hatten; es trat daher der Fall, den Oberst von der Tann gefürchtet hatte, ein: die einzelnen Truppentheile vermochten nicht in Uebereinstimmung zu handeln; das unrichtige Benehmen einzelner Unterbefehlshaber sollte noch dazu beitragen, diese Schwierigkeit zu erhöhen.

Um vier Uhr ging die Horstsche (dritte) Brigade über die Laufbrücke bei Güldenholm, während in nordöstlicher Richtung bei der Avantgarde bereits Kanonendonner ertönte, und marschirte eben auf das Dorf Ober-Stolk vor, als Oberst von der Tann herbeisprengte und den Befehl brachte, Halt zu machen, da der General von der Offensive vorläufig abzusehen beschlossen habe.

Man wird sich leicht vorstellen können, welchen Eindruck der Gegenbefehl in diesem Momente der höchsten Spannung hervorbringen mußte; die Soldaten lasen ihn aus den düsteren, unzufriedenen Mienen der höheren Offiziere, und allgemein stellte sich tiefe Mißstimmung ein. Drüben kämpften, wie das Geschützfeuer bewies, bereits ihre Kameraden, die Dänen standen — freilich waren sie noch nicht zu sehen — in kurzer Entfernung vor ihnen, alle Pulse klopften aufgeregt dem Kampfe entgegen, und nun stand man über eine Stunde lang unthätig auf dem Platze festgebannt. Eigentlich hatte Generalmajor von der Horst sogar wieder über den See

zurückgehen sollen, aber dazu mochte sich der brave Offizier, in richtiger Würdigung der Gefühle seiner Untergebenen, nicht entschließen.

Sehen wir inzwischen, was bei den Vorposten und auf dem linken Flügel vorgegangen war!

Auf letzterem hielt die erste Brigade die Treene-Uebergänge bei Sollbro und Espertoff, so wie Bollingstedt durch ein Detaschement besetzt und vertheidigte sich, um drei Uhr Morgens angegriffen, tapfer, bis es den Dänen gelang, gegen das Dorf Jübeck vorzudringen. Von hier aus wandte der Feind sich südlich mit einer kleinen Abtheilung, die leicht zurückzuwerfen gewesen wäre, leider aber dem kommandirenden General Veranlassung gab, später den Rückzug anzuordnen, da er sich in seiner linken Flanke umgangen glaubte.

Die Vorposten waren ebenfalls um drei Uhr Morgens heftig angegriffen und auf Idstedt zurückgedrängt worden, dessen südlichen Theil sie nur zu behaupten vermochten, da ihnen nicht rechtzeitig Unterstützung kam.

Der Rest der ersten Brigade kämpfte bei Engbrück lange um die Ziegelei und das Buchholz, nahm sie wiederholt, wobei der tapfere General Graf Baudissin in der vordersten Tirailleurlinie verwundet fiel und seinen Soldaten noch zurief: „Mit dem Kolben drauf, Kinder!" — und behauptete sich endlich im Buchmoor und bei Engbrück.

Die im Westergehege an der südwestlichen Spitze des Langsees stehende vierte Brigade, die ebenfalls nur den am Abend ausgegebenen Angriffsbefehl erhalten hatte, vollzog ihn um vier Uhr Morgens, durch das unschlüssige Zögern ihres Führers, Oberst von Garrelts, ging aber eben das Dorf Idstedt verloren. Als er es auf der einzigen, von Süden hineinführenden Straße endlich mit dem dreizehnten und vierzehnten Bataillon wiedernehmen wollte, erhielten diese Truppen ein so heftiges Granatfeuer, daß sie in ziemlicher Un-

ordnung zurückwichen. Während die Dänen das Dorf anzündeten, was einen schauerlich schönen Anblick gewährte, zog diese Brigade sich nach dem Westergehege zurück und machte um acht Uhr noch einen zweiten vergeblichen Versuch, das Dorf wiederzuerobern.

Die rechte (zweite) Flügelbrigade unter Oberst von Abercron ging um vier Uhr gegen den linken dänischen Flügel vor, nahm das Fahrenstedter Holz, zeigte sich aber ebenfalls unschlüssig, was in keinem Falle Schuld der tapferen Leute war, und zog sich wieder hinter Wedelspang zurück, nachdem sie den gemessenen Befehl empfangen hatte, das dort befindliche Defilee unter allen Umständen zu halten; nur Hauptmann von Lettgau behauptete mit zwei Kompagnien des sechsten Bataillons das Fahrenstedter Gehölz heldenmüthig bis gegen Mittag.

Nachdem die Horst'sche Brigade bis um fünf Uhr unthätig gestanden hatte, um welche Zeit die Anzündung der Fanale mit Jubel begrüßt wurde, —' General von Willisen hatte sich endlich doch wieder für den Angriff entschieden — rückte sie entschlossen, den Feind, wo sie ihn finden würde, anzugreifen, auf das Dorf Ober-Stolk vor. Das Jägerkorps, zu dem Lieutenant von Welffen gehörte, war an der Spitze, die übrigen Bataillone nahe dahinter.

Die vorderste Kompagnie der Jäger war bis in die Mitte des Dorfes gekommen, als sie sich plötzlich dänischer Infanterie gegenübersah. Ohne die Stärke des Gegners zu zählen, — es war das dreizehnte dänische Bataillon, dem noch anderthalb Bataillone, eine Schwadron und vierzehn Geschütze, unter Befehl des Generalmajors von Schleppegrell, folgten — wirft sich die tapfere Kompagnie mit dem Bajonnet auf ihn, die anderen fallen von den Seiten über ihn her, und die Dänen zerstäuben, viele der Ihrigen auf dem Platze lassend, in wilder Flucht. General von Schleppegrell, der

seitwärts des Dorfes mit seinem Stabe auf einer Anhöhe hält, befiehlt einer halben Schwadron, zu attackiren; die Reiter sprengen unter das Getümmel, werden aber durch Bajonnet und Kugel bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Noch ist der nördliche Theil des Dorfes von den Dänen stark besetzt, und sie haben eine Batterie (Baggesen) am Ausgange aufgefahren, die ein verheerendes Kartätschenfeuer auf die Stürmenden richtet. Die Strohdächer der Bauernhäuser gerathen in Brand, — es ist eine entsetzliche Verwirrung, ein Kampf Brust an Brust inmitten eines Feuermeeres. Die Jäger und Infanteristen, bunt durcheinander gemischt, stürmen gegen die Geschütze an.

Die Einwohner haben das Dorf fast sämmtlich verlassen, nur wenige hielten sich noch in den Häusern versteckt, aus denen sie jetzt die Flammen treiben; Bilder namenlosester Verzweiflung, suchen sie, zwischen den kämpfenden Soldaten hindurch, das Freie zu gewinnen.

Das Bataillon, bei dem Lieutenant Staffelt steht, ist den Jägern auf dem Fuße gefolgt; der junge Offizier kämpft in den vordersten Reihen.

Die Dänen standen den Schleswig-Holsteinern, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatten, an Tapferkeit nicht viel nach; sie setzten sich in den Häusern fest und vertheidigten jedes derselben einzeln; die Jäger und Infanteristen dagegen drangen, der von den brennenden Dächern herabfallenden Sparren nicht achtend, durch Thüren und Fenster ein, um den Kampf in den Zimmern auf die blutigste Weise zu beendigen.

Gegen eines dieser Bauerhäuser drang auch Fritz Staffelt an der Spitze mehrerer seiner Leute vor; Dänen hatten sich an die Fenster postirt und feuerten unaufhörlich. Aber die braven Schleswig-Holsteiner ließen sich dadurch nicht

abhalten, vorzudringen, und so viele auch, von den Bajonneten der Vertheidiger durchbohrt, bei dem Versuche, die Fensterbrüstungen zu erklimmen, rücklings überstürzten, erzwangen sich doch Andere den Eingang über ihre Körper.

Der junge Offizier ging mit gutem Beispiele voran; die auf ihn gerichteten Flintenläufe und Bajonnete mit dem Säbel bei Seite schlagend, hatte er schon das Knie auf die Brüstung eines Fensters gesetzt und versuchte sich in das Zimmer zu schwingen, als ein riesiger dänischer Infanterist im Begriff war, einen Stoß auf ihn zu führen, der ihn unfehlbar hätte durchbohren müssen, wäre sein Arm nicht in demselben Augenblicke von hinten kräftig aufgehalten worden.

Gleichzeitig ertönte ein lauter angstvoller Aufschrei einer weiblichen Stimme, und Fritz erblickte durch den Pulverdampf ein junges Mädchen, dessen leichte ländliche Kleidung, so wie das lang aufgelöste braune Haar sich in wilder Unordnung befanden; krampfhaft fest umklammerte sie den Arm des sich wüthend umblickenden Dänen und rief ihm in dänischer Sprache, im verzweifeltsten Tone, zu:

„Tödte ihn nicht — Diesen nicht!"

So entstellt von Aufregung, Angst und Pulverdampf das Gesicht dieses Mädchens auch war, erkannte Fritz, zu seiner höchsten Ueberraschung, in ihm doch sogleich das Anna Hansens, der Fischertochter aus Flensburg.

Er hatte, seitdem er sie zum letzten Male gesehen, Nichts wieder von ihr gehört; einmal hatte er ihr durch seine Eltern eine kleine Geldsumme zur Pflege ihres kranken Vaters zukommen lassen, aber darauf keine Antwort erhalten, ein zweites Mal waren der Brief und die Sendung von der Postverwaltung mit der Bemerkung, daß der alte Hansen gestorben und der Aufenthalt seiner Tochter unbekannt sei, zurückgekommen.

Jetzt sah sie Fritz auf so ganz unerwartete Weise wieder; er wollte ihr zurufen, aber seine Stimme erstickte bei dem Anblicke, den er dicht vor sich hatte.

Der Däne wandte sich kurz um und schleuderte mit seiner überlegenen Kraft das Mädchen zu Boden, dann zückte er das Bajonnet gegen sie und stieß es ihr in die Brust; ein hoher Blutstrahl spritzte empor. Ein Moment hatte zur Vollendung der blutigen That hingereicht.

Fritz schwanden fast die Sinne. Mit einem unartikulirten Wuthschrei schwang er sich vollends in das Fenster hinein, warf mit übernatürlicher Kraft Die, welche sich ihm entgegenstellen wollten, zurück und stieß seinen Säbel dem Mörder Anna Hansens durch die Brust. Er hatte seinen Leuten eine Gasse gebahnt, und ein Paar Sekunden später schon waren sie in dem Zimmer, mit ihren Gegnern unter wildem Geschrei Brust an Brust ringend.

Der junge Offizier dachte nicht mehr an das Gefecht und vergaß, sich selbst zu schützen; hätten ihn seine Soldaten nicht gedeckt, so wäre er unrettbar verloren gewesen, denn hier gab man weder noch nahm man auf der einen oder anderen Seite Pardon.

Das Blut quoll stromweise aus der Brustwunde des Mädchens und bedeckte sie über und über; ihr Antlitz war todtenblaß, die Augen hatten sich geschlossen, nur die Lippen zuckten noch im furchtbaren Schmerze.

Fritz warf sich neben sie auf den Boden nieder und schloß sie, laut ihren Namen rufend, fest in seine Arme. Es war ein erschütterndes Bild, das aber im Gewühle des Kampfes nicht viel Beachtung fand; nur einige Soldaten blickten halb erstaunt, halb neugierig auf das sonderbare Benehmen ihres Offiziers.

Als der Letztere keine Antwort erhielt, hob er das Mädchen vom Boden auf und trug sie, während seine Sol-

daten, die seine Absicht verstanden, ihm Platz machten, zu dem Bette, das in einer Ecke der Bauernstube stand. Die im Zimmer befindlichen Dänen waren bereits unterlegen; nur wenige von ihnen hatten sich durch ein anderes Fenster gerettet, die Meisten lagen todt oder schwer verwundet auf den blutgetränkten Dielen; auch der größte Theil der Schleswig-Holsteiner war weiter gestürmt.

Fritz beugte sich über den leblosen Körper, und während er das fließende Blut zu stillen versuchte, küßte er leidenschaftlich die Wangen des Mädchens, das ihm zum dritten Male das Leben gerettet hatte; — jetzt dachte er nicht einmal mehr an Eugenie von Schmidt; er hätte freudig sein Leben für das Anna Hansen's hingegeben.

Ihre Kleidung war die einer dienenden Magd; ohne Zweifel hatte sie nach dem Tode ihres Vaters, dessen Besitzthum wohl gänzlich verschuldet gewesen und ihr genommen worden war, Flensburg verlassen und, zu stolz, sich an Fritz oder seine Familie bittend zu wenden, durch Zufall in diesem Dorfe ein Unterkommen gefunden. Warum sie mit den anderen Leuten das Haus bei Ausbruch des Kampfes nicht verlassen hatte, war schwer zu erklären; wer konnte wissen, ob sie nicht vielleicht die Ahnung, Fritz Staffelt, den sie als Offizier in der schleswig-holsteinschen Armee wußte, hier wiederzusehen, zurückgehalten hatte?

Unter seinen leidenschaftlichen Liebkosungen kehrte ihr nach wenigen Minuten die Besinnung noch einmal wieder; sie öffnete die Augen, und als diese auf ihn fielen, verklärte sich das schmerzhaft entstellte Gesicht zu einem wehmüthig freundlichen Lächeln. Es schien fast, als wolle sie sich aufrichten und sprechen, aber der Lebensfaden war schon zu tief durchschnitten. Die großen blauen Augen wurden schnell starr und glanzlos, der schmerzhafte Ausdruck trat wieder hervor, sie stieß einen tiefen, schweren Seufzer aus, zuckte

heftig zusammen und war dann verschieden, in ihrer Hand fest die des jungen Offiziers drückend, der gewiß bis zum letzten Augenblicke ihre einzige Liebe gewesen war.

Fritz brach erschöpft an ihrem Lager zusammen; das Gesicht mit den Händen bedeckend, weinte er wie ein Kind; Worte hatte er nicht für seinen namenlosen Schmerz.

Die brennenden Dachsparren stürzten immer häufiger in die mit Rauch gefüllte Stube nieder. Einer der zurückgebliebenen Soldaten, die mit tiefem Mitgefühl dieser Scene, die sie sich nicht zu erklären vermochten, beigewohnt hatten, berührte leise die Schulter des Offiziers und erinnerte daran, daß das Dach des Hauses in jedem Augenblicke einzustürzen drohe. Fritz hörte kaum auf ihn, und erst, als der Mann zum zweiten Male bescheiden äußerte, daß keine Macht der Erde das arme Mädchen mehr aufzuwecken vermöge, daß das Gefecht sich aber immer weiter fortziehe, erhob er sich rasch und blickte sich, beinahe wie ein Geistesverwirrter, um.

„Wir dürfen sie nicht den Flammen überlassen," sagte er nur leise.

Die Soldaten nahmen diese Bemerkung für einen Befehl, hoben die Leiche sorgsam von dem Bette auf und trugen sie in das hinter dem Hause befindliche Gärtchen, das schon aufgehört hatte, Schauplatz des Kampfes zu sein; die Blumen und Gesträuche waren niedergetreten, und manche Leiche von Freund und Feind bedeckte den Boden.

Auf einen Wink ihres in düsteres Schweigen versunkenen Offiziers legten die Krieger das todte Mädchen auf eine kleine Rasenbank, brachen schnell einige Zweige ab, um dieselben über sie zu decken, und eilten dann ihren Kameraden nach. Fritz blieb nur noch wenige Sekunden länger, denn das Gefühl seiner Pflicht war wieder in ihm rege geworden; er pflückte eine noch verschonte Rose ab und legte sie Anna'n auf das Herz, dann küßte er noch einmal ihre

kalten Lippen, wandte sich kurz ab und stürzte vorwärts in den Kampf.

Es war ihm gleichgültig, ob er darin fallen sollte; während des ganzen übrigen Tages umschwebte ihn, alle anderen Gedanken ausschließend, das Bild des dänischen Fischermädchens, das sich in ihrer unerwiderten Liebe für ihn dem Tode geopfert hatte. Ihre Ahnungen, die sie bei seiner letzten Anwesenheit in Flensburg ausgesprochen, hatten sie also doch nicht getäuscht: sie war jung und eines gewaltsamen Todes gestorben. —

Als General von Schleppegrell die Geschütze, die am Ausgange des Dorfes aufgefahren waren, in der äußersten Gefahr sah, von den unaufhaltsam vordringenden Schleswig-Holsteinern genommen zu werden, befahl er, daß sie schleunigst aufprotzen und abfahren sollten; er selbst, von Verzweiflung über die erlittene Niederlage getrieben, stellte sich mit mehreren Offizieren seines Stabes an die Spitze der Bedeckungsmannschaften der Kanonen und stürzte sich heldenmüthig Jenen entgegen; es galt nur noch, die Artillerie zu retten.

Der tapfere dänische General sank, tödtlich getroffen, vom Pferde, ebenso fielen fast Alle, die ihm gefolgt waren. Die Geschütze protzten auf, als sie aber eben im Galopp abfahren wollten, wurden die Pferde von dreien erschossen, und die Kanonen waren erobert; zwei retteten sich durch die schleunigste Flucht.

Noch einmal attackirte die dänische Kavallerie, aber vergeblich; die drei Kanonen blieben in der Hand der Schleswig-Holsteiner, die sie später, aus Mangel an Bespannung, vernagelt zurücklassen mußten, — das Dorf Ober-Stolk war ein mit Leichen besäeter Aschenhaufen.

Um sieben Uhr Morgens zogen sich die Dänen an dieser Stelle eiligst zurück; der Sieg Generals von der Horst war ein vollkommener gewesen.

Da gerade, als jedes schleswig=holsteinische Herz begeistert Viktoria jubelte, sprengte der zweite Generalstabschef, Major Wyneken, in das Dorf, laut, so daß es jeder in der Nähe befindliche Soldat hören konnte, rufend:

„Wo ist General von der Horst? Wir müssen zurück, der linke Flügel hält sich nicht!"

Man wird sich leicht den Eindruck vorstellen können, den diese unvorsichtigen Worte machen mußten; die durch den heftigen Kampf noch keineswegs erschöpften Sieger mußten auf einmal den Muth sinken fühlen. War die Armee schon geschlagen und auf dem Rückzuge, sie selbst abgeschnitten und dem Feinde preisgegeben?

Als General von der Horst, ohne den Stabschef, der große Eile zu haben schien, gesprochen zu haben, erfuhr, daß der kommandirende General den Rückzug befehle, gehorchte er nicht; er wollte sich den Lorbeer des Sieges nicht so schmählicher Weise wieder aus der Hand winden lassen; ohne Zweifel kannte er auch Willisen genügend.

Dieser hatte muthlos alle Hoffnung aufgegeben, als er sein Centrum zurückgeworfen sah und sich in der linken Flanke, wo, wie schon vorher erwähnt, gar keine Gefahr existirte, bedroht glaubte; da befahl er ohne Weiteres für die ganze Armee den Rückzug. Er ahnte nicht, daß, wie sich später erwies, zu derselben Zeit General von Krogh bereits die Schlacht als verloren betrachtete und jener kleinen Kolonne an der Treene den Befehl zugehen ließ, schleunigst zurückzukehren.

Major Wyneken ließ es sich aber nicht allein daran genügen, die Soldaten zu entmuthigen, sondern, als er nicht sogleich den General von der Horst fand, ertheilte er den einzelnen Corps von dessen Brigade eigenmächtig den Befehl zum Rückzuge. Welche Verwirrung mußte dadurch entstehen!

Der starke Nebel, der das ganze Schlachtfeld einhüllte, verhinderte General von der Horst, zu bemerken, was in seinem Rücken vorging; er selbst war unter den vordersten Kämpfern und, von allen seinen Truppen verlassen, eine Zeit lang mit vierhundert Mann, die sich zu weit vorgewagt hatten, der größten Gefahr, gefangen zu werden, ausgesetzt. Das Grüder-Holz, auf das er sich zurückzieht, findet er vom Feinde besetzt; die wackere kleine Schaar nimmt es mit dem Bajonnet und vereinigt sich endlich wieder mit ihrer Brigade.

Noch immer war die Schlacht nicht verloren, denn die alten festen Positionen waren noch in den Händen der Schleswig-Holsteiner und eine zahlreiche vereinigte Artillerie stand ihnen zu Gebote. Aber General von Willisen wollte einmal die Schlacht nicht mehr halten und wiederholte den Befehl zum Rückzuge auf Rendsburg; Oberst von der Tann stieß wüthend seinen Säbel in die Erde, als sein Rath, die Schlacht noch nicht aufzugeben, nicht durchzudringen vermochte.

Die Dänen wagten noch keinen weiteren Angriff; sie mochten sich nicht wenig wundern, daß sie nicht angegriffen wurden. Es war zehn Uhr Vormittags, als eine große Pause in dem lebhaften Kampfe eintrat; nur die Artillerie setzte noch das Feuer, sogar mit verstärkter Heftigkeit, fort. Zum ersten Male an diesem Tage brach sich die Sonne durch Wolken und Nebel Bahn und beschien das blutige Schlachtfeld.

Inzwischen ordneten und erholten sich die Truppen auf beiden Seiten wieder. Um die Mittagsstunde hatten sich die Dänen aus der linken Flanke der schleswig-holsteinischen Stellung zurückgezogen und das Centrum stand fest bei Idstedt-Krug. Hier ereignete sich noch das Unglück, daß, nachdem zwei schleswig-holsteinische Schwadronen vergeblich

attackirt und auf ihrem Rückzuge große Verwirrung unter der Infanterie auf der Chaussee angerichtet hatten, drei Geschütze an die Dänen verloren gingen.

Jetzt wurde der Rückzug auf allen Stellen angetreten, zum kleinsten Theil in Verwirrung. Die Dänen folgten nur langsam und knüpften kein Gefecht mehr an.

Ein Theil der Armee ging über Schuby westlich an der Stadt Schleswig vorüber, der größte auf Missunde, und der Rest, wobei sich auch die Artillerie befand, passirte die Stadt selbst, vollständig geordnet und während die Musikkorps das Lied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen" spielten.

Die armen Einwohner der Stadt, welche sich nun wieder der dänischen Willkür preisgegeben sahen, waren auf das Tiefste betrübt; überall sah man traurige Gesichter, und noch manches Zeichen der Theilnahme wurde den Soldaten mit auf den Weg gegeben. Auch diese Letzteren selbst waren tief niedergedrückt; sie hatten nicht den Glauben an die eigene Kraft und Tapferkeit verloren, sie verzweifelten größtentheils noch nicht einmal vollkommen an der Fähigkeit ihres kommandirenden Generals, aber sie fühlten doch bitter, daß sie Schleswig aufgeben mußten; überdies hatte der lange Kampf sie ungemein ermüdet und angestrengt.

Die Armee concentrirte sich nun zwischen Schleswig und Missunde, wo sie eine neue Stellung zu nehmen hoffte, aber General von Willisen befahl noch an demselben Abende den weiteren Rückzug auf Rendsburg; im strömenden Regen mußten sich die Truppen die Nacht und den folgenden Tag über noch weiter fortschleppen, um bei der genannten Festung Bivouaks zu beziehen. Am sechsundzwanzigsten wurde auch Eckernförde von seiner kleinen Besatzung geräumt.

Am fünfundzwanzigsten rückten die Dänen erst Abends neun Uhr in die Stadt Schleswig ein.

Verloren hatte die schleswig-holsteinische Armee in der Schlacht bei Idstedt an Todten 23 Offiziere und 512 Mann, an Verwundeten 31 Offiziere und 760 Mann, an Gefangenen 23 Offiziere und 1449 Mann; der Verlust der Dänen betrug an Todten 39 Offiziere und 586 Mann, an Verwundeten 97 Offiziere und 2651 Mann, an Gefangenen 4 Offiziere und 420 Mann.

Außer diesem traurigen Resultate lieferte die Schlacht das ganze Herzogthum Schleswig in dänische Gewalt. —

---

## Neuntes Kapitel.

Der Kammerherr von Stjernborg besaß auf der schönen Straße Ostergaarden in Kopenhagen ein ansehnliches, palastähnliches Haus. Für die Bedürfnisse des Junggesellen war dasselbe zu groß, daher bewohnte er nur einen Flügel, und da er für architektonische Schönheit keinen besonders lebhaften Sinn besaß, hatte er das Gebäude in seinem Aeußeren ziemlich verfallen lassen; wenn ihm seine Freunde darüber Vorwürfe machten, pflegte er lachend zu erwidern, das Alterthümliche gebe dem Hause einen desto aristokratischeren Anstrich.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1849 wunderte sich nun die Nachbarschaft nicht wenig, als sie zahlreiche Arbeiter erscheinen und das freiherrliche Haus mit einem Gerüste umgeben sah, das errathen ließ, die äußeren Fronten sollten reparirt und abgeputzt werden; die Maurer fanden sich dann auch bald ein und gingen frisch an die Arbeit.

Gleichzeitig sah man aber auch alle Anstalten treffen,

um das Innere des Hôtels neu zu drapiren und zu meubliren, und bald lief die Kunde von Mund zu Mund:

„Der Kammerherr von Stjernborg wird schon in vier Wochen heirathen.“

Man hätte glauben sollen, daß sich die Leute darüber nicht besonders zu wundern brauchten, da sie ja längst wußten, daß Herr von Stjernborg sich mit der verwittweten Gräfin Mackenna verlobt habe, aber trotzdem hatten sie nie im Ernste geglaubt, daß es zu der Hochzeit kommen werde, denn nach ihrer Ansicht war die Gräfin zu schön für den kleinen Kammerherrn und überdies kannte man sie ja als die launischste Frau von ganz Kopenhagen, die bald Diesen, bald Jenen an ihrem Triumphwagen ziehen ließ, um ihn dann mit kaltem, spöttischen Lächeln abzuspeisen. Jetzt schien es aber fest zu stehn, daß sie dem Kammerherrn ihre Hand reichen werde, denn der Hochzeitstag war schon festgesetzt, sie hätte denn noch vor dem Altare zurücktreten müssen, was man ihr wohl zutraute.

Sehn wir nun, wie der so tief in Ungnade gefallene Herr von Stjernborg wieder zu Gnaden und an das Ziel seiner längstgehegten Wünsche gelangt war.

Gräfin Ida hatte sich, sobald sie die heimliche Entfernung Lieutenants Lorenzen erfuhr, wie eine Wahnsinnige geberdet und ihre vertraute Kammerfrau, die einige Tage lang Jedermann von ihr fern zu halten wußte, dadurch nicht wenig geängstigt. Wie sie später an Lorenzen schrieb, hatte sie in jener Zeit wirklich keinen anderen Wunsch gehabt, als daß er aufgehalten und von Neuem arretirt werden möge; die daraus nothwendig entstehenden Folgen waren ihr gleichgültig. Einen besseren Beweis für den Egoismus dieser Frau, selbst in ihrer Liebe, konnte es wohl nicht geben.

Ob es damals wirklicher Haß war, wie sie selbst sagte,

der sich an Stelle der Liebe ihres Herzens bemächtigt hatte, mag dahingestellt bleiben, nur so viel ist gewiß, daß sie sich dessen zu überreden bemüht war und mit fast krankhaftem Eifer nach der Befriedigung neuer extravaganter Launen suchte.

Eine solche war jedenfalls nur der Entschluß, sich zu verheirathen; sie gedachte dadurch der Welt, Lorenzen und, vor allen Dingen, sich selbst zu zeigen, daß sie dem Manne, der sie verschmäht hatte, ohne große Mühe entsagen könne. Was kümmerte sie diese Ehe, die sie ja doch nur als eine bloße äußere Form anzusehn von vorn herein entschlossen war?

Wie Gräfin Ida alle ihre Ideen immer schnell zur Ausführung brachte, so geschah es auch dieses Mal. Soeben noch dem wildesten Schmerze hingegeben, trocknete sie schnell ihre Augen, setzte sich an den Sekretair und schrieb an Herrn von Stjernborg, er möge sie sogleich besuchen; sie achtete nicht einmal darauf, daß es schon ziemlich spät am Abend war, eigentlich zu spät, um Besuche zu empfangen.

Auch ihrer Johanna, der sie das Billet zur schleunigsten Besorgung gab, war die Verwunderung sowohl über das veränderte Aussehen ihrer Herrin als den erhaltenen Auftrag deutlich genug anzumerken, was die Gräfin zu der unwirschen Aeußerung veranlaßte:

„Was willst Du? — Ich werde den Kammerherrn in vier Wochen heirathen.“

Das Mädchen war wie aus den Wolken gefallen, aber sie kannte die gerunzelte Stirn und den eigenthümlichen Augenblitz ihrer Gräfin, schwieg und ging.

Herr von Stjernborg war nicht weniger erstaunt über die erhaltene Einladung, der er sich bereitwilligst nachzukommen beeilte. Welchen Auftrag, fragte er sich, hatte Gräfin Ida wieder für ihn? — er mußte ihn um jeden

Preis erfüllen, hätte er selbst zum zweiten Male die Gnade des Königs dabei riskirt.

Eine halbe Stunde nach Empfang des Billets trat der Kammerherr in das Boudoir seiner Braut, die sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, besondere Toilette zu machen; sie wußte ja auch, daß sie immer schön sei. Er schöpfte gute Hoffnung aus dieser Vertraulichkeit.

Gräfin Ida war keineswegs freundlicher und zuvorkommender als sonst gegen ihn; sie ließ ihm nur ohne Widerstreben ihre Hand zum Kusse und winkte ihm dann befehlshaberisch, Platz zu nehmen. Noch einmal überflogen ihre Augen prüfend seine ganze Gestalt, als wolle sie sich vergewissern, ob es ihr auch möglich sein werde, ihn als ihren Ehemann zu betrachten, dann sagte sie kurz und mit affektirter Gleichgültigkeit:

„Haben Sie schon daran gedacht, in Ihrem Hause Vorbereitungen für meinen Empfang zu treffen?"

Die unerwartete Frage konsternirte den Kammerherrn vollständig; er begriff ihren Sinn keineswegs.

„Wie glücklich würde ich mich schätzen," stammelte er, — „wenn Sie ihm die Ehre erzeigen wollten, es eines Blickes zu würdigen!"

„O, mein lieber Kammerherr," meinte die Gräfin lachend, — „es versteht sich ganz von selbst, daß dies noch oft geschehen wird; Sie können sich doch nicht im Ernste eingebildet haben, daß ich als verheirathete Frau in diesem Hôtel bleiben würde, — das müßte ja ein ärgerliches Aufsehen geben!"

„Verheirathete —?" stotterte Herr von Stjernborg und behielt vor Erstaunen den Mund offen.

„Nun, bereuen Sie, sich verlobt zu haben? Dünken Sie die Fesseln der Ehe zu schwer zu tragen?" fragte die Gräfin mit verstelltem Ernste.

„Gnädige Frau!“

„Es wird Zeit sein, diese Förmlichkeiten jetzt bei Seite zu lassen; ich gestatte Ihnen wieder, mich Ihre theure Ida zu nennen. Aber verstehn Sie wohl, mein Herr, lassen Sie es sich nicht wieder einfallen, die Gunst irgend eines Menschen, sei er auch ein König, der meinigen vorzuziehen, — ich liebe es, die einzige Herrscherin in meinem Hause zu sein. Auf wann belieben Sie den Hochzeitstag festzusetzen?“

„Sprechen Sie im Ernste, theuerste Ida?“

„Wahrhaftig, es ist mir noch nie so ernst um das Herz gewesen!“

Herr von Stjernborg, ein Bild des Entzückens, zog ihre Hand an seine Lippen und machte eine Bewegung, als wolle er vor ihr auf die Knie niedersinken, aber sie hielt ihn davon ab und fuhr, nur mühsam ihre Lust zum Gähnen verbergend, ruhig fort:

„Lieber Freund, das Wichtigste wird sein, von der neuen Einrichtung unseres Hauses zu sprechen, denn ich gedenke dasselbe schon in längstens vier Wochen zu beziehen.“

„Ida, Sie machen mich zum glücklichsten Sterblichen!“

„Ich will es hoffen; die Männer sagen das immer vor der Hochzeit, und die Frauen glauben es ihnen. Legen Sie mir morgen einen Plan Ihres Hôtels vor, wir wollen ihn dann gemeinsam studiren, und dann müssen Sie sofort an das Werk gehn, meine Anordnungen zur Ausführung bringen zu lassen.“

„Ihr leisester Wunsch wird mir Befehl sein.“

„Ich werde mich offen genug über meine Wünsche aussprechen. Weisen Sie ihren Notar an, sich mit dem meinigen wegen des Ehekontraktes in Verbindung zu setzen. Und nun gute Nacht, lieber Stjernborg! ich will Ihnen aufrichtig gestehn, daß ich entsetzlich schläfrig bin.“

Der Kammerherr fuhr, selig wie ein Gott, nach Hause. Am anderen Morgen wurde schon das Gerüst um sein Haus aufgebaut und alle Welt wußte, daß er in vier Wochen heirathen werde. Da wirklich alle Vorbereitungen dazu getroffen wurden, machte die Geschichte große Sensation in der Hauptstadt. Herr von Stjernborg sah jetzt täglich seine Braut, die für die übrige Welt gar nicht mehr zu leben schien; was sie fühlte, vermögen wir nicht anzugeben, sie zeigte Jedermann ein heiteres und unbefangenes Gesicht.

Die kleine schwarze Dame*) ließ es auch nicht an ihrer Gratulations-Visite fehlen, aber sie vermochte dabei ebensowenig als bisher in das volle Vertrauen der Gräfin zu bringen.

Es war jetzt schon kein großes Geheimniß mehr, daß die kleine Dame in einem sehr innigen Verhältnisse zu dem Könige stehe; sie galt für seine erklärte Favorite. Schon seit einiger Zeit wohnte sie bald auf Schloß Frederiksberg, wo der König einen großen Theil des Sommers zubrachte, bald in einem Flügel des Christianburger Schlosses, wo ihre Gemächer mit denen des Königs durch einen besonders dazu hergerichteten bedeckten Gang verbunden waren. In gewissen Kreisen wollte man behaupten, dieses Verhältniß sei doch etwas zu ernst für eine bloße Galanterie Seiner

*) Neuerdings sind uns andere Nachrichten, als die früher, mit Bezug auf Oettingers Geschichte des dänischen Hofes, erwähnten Vorschicksale Luise Rasmussens zugekommen, die wir, ohne eine Bürgschaft für ihre Richtigkeit übernehmen zu können, kurz wiedergeben. Danach wäre sie die Tochter eines Schuhmachers in Fridericia, wo sie der damalige Kronprinz Friedrich kennen gelernt habe; später soll sie in Kopenhagen in der Osterstraße ein Putzgeschäft betrieben und der Kronprinz sie bei Gelegenheit eines in der Nähe ihrer Wohnung ausgebrochenen Feuers wiedergesehen haben, als sie ihm ein Glas Wasser brachte; dadurch sei ihre Annäherung wieder erfolgt.

Das klingt weniger romantisch, mag aber wahrer sein.

Majestät. Wie dem aber auch sein mochte, so hütete sich doch Jeder wohl, es mit der kleinen Dame zu verderben, und dies war auch der Grund, der Gräfin Ida noch an sie fesselte, denn im Herzen war diese ihr gram genug.

Die Gräfin blieb dieses Mal doch der Laune, die den Kammerherrn von Stjernborg zum glücklichsten aller Sterblichen gemacht hatte, getreu. Sein Hôtel war zu ihrem Empfange bereit geworden, ein Paar Tage vor dem zur Vermählung bestimmten besichtigte sie es und sprach ihre volle Zufriedenheit aus, dann unterzeichnete sie den Ehekontrakt, der ihr eigenes Vermögen vollständig sicher stellte und ihr alle möglichen Freiheiten ließ, und endlich sprach sie vor dem Altare der Heiligen-Geist-Kirche, in Gegenwart einer glänzenden Versammlung, ohne jedes Zögern und mit lauter, fester Stimme ihr „Ja."

Herr von Stjernborg führte, überglücklich, die junge Frau in sein Hôtel.

Nur die treue Johanna hatte ihre Herrin an dem Abende vor dem Vermählungstage allein gesehen, aber was sie bemerkt hatte, verschloß sie treuverschwiegen in ihr Herz.

Gräfin Ida hatte der großen Gesellschaft, die an diesem Abende in ihrem eigenen Hause stattfand, mit der heitersten Ruhe beigewohnt und die Meisten auf den Gedanken gebracht, daß sie den Kammerherrn aus wirklicher Neigung heirathe, so unglaublich dies auch scheinen wollte. Der Bräutigam schwamm in einem Meere von Wonne.

Als sie aber, während die Equipagen mit den Gästen davonrollten und nachdem der Bräutigam sich auf die süßeste Weise verabschiedet hatte, wieder in ihrem Schlafzimmer mit der Kammerfrau allein war, hatte sie den Schmuck, den sie am Abende getragen, heftig von sich geworfen und Johanna kurz und streng befohlen, sie zu verlassen. Als

dieselbe nachher an der Thür lauschte, nicht allein aus Neugierde, sondern von wirklicher Besorgniß getrieben, hatte sie ihre Dame im Zimmer auf- und niedergehn gehört und auch eine Art krampfhaften Schluchzens zu vernehmen geglaubt, am anderen Morgen, dem des Hochzeitstages, aber fand sie das Bett unberührt und die Gräfin noch in der derangirten Gesellschaftstoilette; übrigens war diese kalt und kurz in ihren Worten, sie schien wieder vollständig gefaßt, nur sahen ihre Augen überwacht und selbst verweint aus.

Sie legte nachher Roth auf die Wangen, was sie sonst selten that, da sie der Schminke nicht bedurfte, und als sie später im brillirenden Brautschmucke vor dem Spiegel stand, hätte ihr Niemand angesehen, daß sie während der Nacht wohl einen schweren Seelenkampf bestanden habe; noch weniger war dies der Fall, als sie in den Kreis der versammelten Hochzeitszeugen trat und ihrem Bräutigam mit gewinnendem Lächeln die Hand zum Kusse reichte; Johanna allein, die heimlich beobachtete, wollte bemerken, daß in diesem Lächeln etwas Bitteres, fast Höhnisches lag.

Genug, die Trauung und das ihr folgende Diner gingen glücklich von statten und Frau von Stjernborg bezog ihr neues Haus, dessen einen Flügel sie, auf eigene Anordnung, mit ihrer Dienerschaft allein bewohnte, während der andere dem glücklichen Gatten zugewiesen war.

Die Welt konnte nun an dieser Ehe durchaus Nichts auszusetzen finden. Frau von Stjernborg erschien, an der Seite ihres Gatten oder allein, wieder, wie ehemals, im Theater und auf den Promenaden, selbst bei Hofe, wo sich der König zwar nicht viel um sie bekümmerte, sich ihr aber auch nicht gerade ungnädig erwies, während die verwittwete Königin Karoline Amalie und die Prinzessinnen sich ihr sehr gewogen zeigten; keinem Menschen fiel es mehr ein, sich des deutschen Dragonerofficiers oder eines Anderen, den

sie jemals bevorzugt zu haben schien, zu erinnern. Sie ertheilte an gewissen Tagen wieder ihre Audienzen und wanderte auch zuweilen noch in die Hütten der Armuth.

Mit dem häuslichen Leben war es gerade so beschaffen, wie es in den höheren Ständen guter Ton zu sein pflegt. Wenn der Kammerherr seine Frau besuchen wollte, mußte er sich bei ihr anmelden lassen, und es kam gar nicht selten vor, daß er unter dem Vorwande, sie befinde sich unwohl, abgewiesen wurde; sie unterzog sich derselben Förmlichkeit, obgleich er eine solche nie beansprucht hatte. In ihrem Zusammensein unter vier Augen war er noch immer zärtlich und dienstbeflissen, sie kalt und gemessen. Sie führte über seine Ausgänge und sein sonstiges Verhalten durchaus keine Controlle, gestattete ihm eine solche aber auch nicht im Mindesten. In Wahrheit war sie die Herrscherin im Hause, was die Dienerschaft recht gut wußte.

Trotz dieses Benehmens seiner Gattin fühlte sich Herr von Stjernborg doch recht glücklich in ihrem Besitze, denn es schmeichelte seiner Eitelkeit nicht wenig, daß man seine Frau die schönste und eleganteste der Stadt nannte; andererseits peinigte ihn aber auch die Eifersucht ganz gewaltig, denn er mußte doch nur zu gut fühlen, daß ihn seine Gemahlin nicht viel anders als eine Strohpuppe betrachte. Uebrigens mußte man zugeben, daß Ida ihm lange Zeit hindurch nicht die geringste Veranlassung gab, an ihrer ehelichen Treue Zweifel zu hegen.

Der Kammerherr selbst ahnte nicht, daß seine Frau zuweilen Stunden habe, in denen sie fast trübsinnig erschien; dann schützte sie gewöhnlich ein leichtes Unwohlsein vor und empfing durchaus keinen Besuch. Nur Johanna fand dann Gelegenheit, sie zu beobachten, aber sie wurde nicht in das Vertrauen gezogen, und es blieb ihr überlassen, sich ihre eigenen Schlüsse daraus zu machen.

Frau von Stjernborg saß dann in ihrem Boudoir oft stundenlang, mit fest auf den Boden gehefteten Augen, da; ihre Mienen drückten bald eine träumerische Sehnsucht aus, bald blitzten ihre Augen wieder auf erschreckende Weise, ihre kleinen Hände ballten sich, und mit hochwogendem Busen rang sie nach Athem; wenn dieser Sturm im Inneren eine Weile ausgetobt hatte, trat gewöhnlich ein kaltes, verächtliches Lächeln auf ihre Lippen und, sich mit der Hand über die Stirn streifend, zwang sie sich wieder zu einer heiteren Miene. Wenn Johanna mit diesem Wesen in Verbindung brachte, daß ihre Herrin sich ganz besonders für die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten, die ihr doch eigentlich sehr fern liegen konnten, interessirte und bei verschiedenen Gelegenheiten einen tiefen Haß gegen die Insurgenten, wie man damals auf den Inseln allgemein die deutschen Bewohner der Horzogthümer titulirte, an den Tag legte, so konnte sie nicht mehr daran zweifeln, daß Jene den Lieutenant Lorenzen noch keineswegs vergessen habe. Diese Vermuthung wurde ihr bald zur Gewißheit, als Frau von Stjernborg durch ihre Vermittelung heimliche Nachforschungen nach dem Verbleibe des deutschen Dragoneroffiziers anstellen ließ, die lange Zeit keinen Erfolg hatten, endlich aber doch herausbrachten, derselbe sei wohlbehalten wieder bei seinem Regimente eingetroffen und habe den Rest des Feldzuges mitgemacht, ohne dabei einen Schaden zu erleiden.

Bei dieser Nachricht gerieth Ida wieder in die allergrößte Aufregung; nachdem sich ihr ohnmächtiger Zorn an verschiedenen unschuldigen Sachen Luft gemacht hatte, schrieb sie jenen Brief, den Lorenzen, erst geraume Zeit später, bei seiner letzten Anwesenheit auf Achteby erhielt.

Von diesem Augenblicke an verwandelte sich das Wesen Frau von Stjernborgs wieder einmal; als ob sie den Gedanken, die sie belästigten, entfliehen wolle, suchte sie Zer-

streuungen, wo sie dieselben finden konnte, und trug dabei eine fast auffällige Fröhlichkeit zur Schau.

Um diese Zeit war es, — im Mai 1850 — als der Kammerherr eines Tages seiner Frau mittheilte, daß er den Besuch eines weitläufigen Vetters, der als Offizier den Feldzug in den Herzogthümern mitgemacht und bis zur Wiedereröffnung desselben Urlaub genommen, erhalten habe; er bat um die Erlaubniß, ihr den jungen Mann vorstellen zu dürfen. Aber Ida war gerade übler Laune und erwiderte kurz, sie trage kein Verlangen nach dieser Bekanntschaft; — überhaupt liebte sie es seit einiger Zeit, ihrem Gatten, so oft sie konnte, zu widersprechen. Herr von Stjernborg fügte sich auch in diese Laune seiner Gemahlin geduldig und bedauerte nur, daß sein Vetter nicht das Glück haben solle, eine so liebenswürdige Frau kennen zu lernen.

Der Vetter, den Ida so schnöde behandelte, ohne ihn zu kennen, wohnte im Hause, d. h. auf dem Flügel desselben, welchen der Kammerherr innehatte; dieser hatte es sich nicht nehmen lassen, ihn einzuladen.

An demselben Nachmittage stand die Dame am Fenster, als sie ihren Mann, Arm in Arm mit einem Jägeroffizier, von einem Ausgange heimkehren sah. Der Begleiter mußte zweifellos der Vetter sein, und Ida konnte sich doch nicht enthalten, sich denselben etwas genauer anzusehn.

Er war ein durchaus wohlgebauter, eleganter junger Mann mit dunklem Haar und Barte und ungemein lebhaften Augen; in seinem Blicke, in allen seinen Bewegungen lag etwas so Kühnes und doch so Angenehmes, daß er interessant erscheinen mußte; — kurz, sein Aeußeres gefiel Frau von Stjernborg außerordentlich. Es kommt ja so oft im Leben vor, daß das Gesicht eines uns zufällig Begegnenden uns eigenthümlich anzieht und den Wunsch, ihn näher kennen zu lernen, entstehen läßt; so gerade erging es der jungen Frau.

Ohne sich lange zu besinnen, schellte sie ihrer Johanna und befahl ihr, einen Diener zu ihrem Manne mit der Bestellung, daß sie mit ihm und seinem Vetter auf ihren Zimmern den Kaffee einzunehmen wünsche, hinüberzuschicken; dann machte sie in Eile noch etwas Toilette und begab sich in ihren Empfangssalon.

Die beiden Herren hatten sich beeilt, ihrer Einladung zu folgen, und erwarteten sie dort bereits. Ein schneller Blick überzeugte Ida, daß der Offizier in der Nähe noch mehr gewinne, und ließ sie gleichzeitig bemerken, wie er bei ihrem Eintreten stutzte und jedenfalls von ihrer Schönheit überrascht war. Es giebt wohl keine Frau, die nicht so viel Eitelkeit besäße, um eine solche Bewunderung nicht ungünstig aufzunehmen.

Herr von Stjernborg, der keineswegs auf das Mienenspiel der Beiden geachtet hatte, stellte seinen lieben Vetter als den Kapitain Gustav Westergaard von Seiner Majestät Jägern vor. Ueber den so plötzlich veränderten Entschluß seiner Frau, denselben nun doch zu empfangen, hatte er sich durchaus nicht gewundert, — er war ja an ihre schnell wechselnden Launen gewöhnt.

Der Kapitain schien bei dem Kriegs- und Feldleben den Gesellschaftston nicht verlernt zu haben; ersteres hatte vielleicht dazu beigetragen, ihm noch mehr Sicherheit zu geben. Die leichte Verwirrung, die sich bei dem Erblicken der schönen Frau auf seinem Gesichte geäußert hatte, war im nächsten Momente wieder geschwunden, und er heftete nun seine dunkeln, feurigen Augen so fest und durchbohrend auf Frau von Stjernborg, daß diese die ihrigen — zum ersten Male in ihrem Leben vor dem Blicke eines Mannes — niederschlagen mußte.

Wir erwähnten früher schon einmal, daß Kapitain Westergaard, mit Bezug auf sein Aeußeres, ein Seitenstück

zu der Gräfin Ida genannt werden konnte, und diese Aehnlichkeit lag gerade in dem Blicke Beider; da man behauptet, daß sich die Seele in dem Auge wiederspiegele, so ließe sich also auch daraus schließen, daß in ihren Characteren eine gewisse Uebereinstimmung gelegen haben möge.

Sie selbst empfanden dies wohl auch, denn ehe sie noch ein Wort wechselten, hatten sie schon ein lebhaftes Interesse an einander gewonnen. Bei Frau von Stjernborg war dasselbe übrigens anderer Art, als sie es für den Lieutenant Lorenzen gefühlt hatte; wenn sie in dem Kapitain auch einen schönen Mann sehn mußte, so fühlte sie ihr Herz doch nicht lauter für ihn klopfen, und dennoch durchzuckte sie die Ahnung, daß es nur an ihm liegen werde, sich zu ihrem Meister zu machen.

Man begrüßte sich sehr höflich und in allen den Formen, die man bei der ersten Begegnung zu beobachten pflegt, bald aber wurde die Unterhaltung lebhafter, und der Kammerherr sah sich fast von ihr ausgeschlossen. Der Kapitain war, außer Lorenzen, vielleicht der einzige Mann, auf den er hätte eifersüchtig werden können, aber sonderbarerweise kam ihm dies gerade bei demselben nicht in den Sinn; er vertraute wohl auf ihr verwandschaftliches Verhältniß.

Man kennt Kapitain Westergaard schon aus dem Staffeltschen Hause und weiß, daß er liebenswürdig und anziehend sein konnte; der schönen Frau gegenüber, die er bewunderte, bestrebte er sich noch mehr, sein Licht leuchten zu lassen, und nicht ohne Erfolg. Ida fand, daß sein ganzes Wesen seiner äußeren Erscheinung entspreche und daß eines das andere noch bedeutend hervorhebe; die Vergleichung zwischen dem mit Lebendigkeit und Geist sprechenden Kapitain und ihrem schweigsamen oder faden Gatten mußte sich ihr nothwendig aufdrängen und sie an die Unterhaltung des Ersteren fesseln. Wäre Lorenzen zur Stelle gewesen,

so würde sie seinem einfachen, biederen Wesen wahrscheinlich den Vorzug ertheilt haben, aber mit ihm hatte sie ja jetzt für immer gebrochen, und freudig ergriff sie die Gelegenheit, für ihn, wenigstens in einigen Beziehungen, einen Ersatz zu finden. Die Gesellschaft des Kapitains konnte ihr — davon war sie bald überzeugt — manche langweilige Stunde im häuslichen Leben abkürzen, und ihr Mann war nicht wenig verwundert, als sie beim Abschiede ihn aufforderte, den werthen Gast des Hauses recht oft zu ihr zu führen.

Wenn die Dame, woran nicht zu zweifeln war, auch auf Kapitain Westergaard einen tieferen Eindruck gemacht hatte, so war er wenigstens so vorsichtig, denselben seinem blinden Vetter zu verheimlichen; er gratulirte ihm zwar zu der schönen und eleganten Frau, aber er that dies in einer Weise, die dem Kammerherrn nur schmeichelte und nicht den leisesten Verdacht in ihm erweckte.

Mit dem nächsten Tage begann, auf Frau von Stjernborgs Veranlassung, eine förmliche Umwälzung im Hause. Bis dahin hatte sie ihren Gemahl fast nur bei Tische gesehn und auch dies nicht einmal täglich, nun aber lud sie ihn und seinen Gast wiederholt ein, und nach wenigen Tagen war es so weit gekommen, daß sie beinahe den ganzen Tag mit ihnen zusammen zubrachte; man speiste mit einander und besuchte gemeinschaftlich Promenaden und Theater; wenn der Kammerherr Dienst beim Könige oder andere Abhaltung hatte, so übernahm der Kapitain die Pflicht, die Dame zu begleiten, worüber sich ja kein Mensch wundern durfte, da er ein Vetter ihres Gemahls war. Freilich flüsterten böse Zungen, Frau von Stjernborg beginne wieder gewisse Perioden ihres Wittwenlebens, weshalb der Kammerherr sehr zu bedauern sei.

Man sagt: „Wen das Schicksal verderben will, Den

schlägt es mit Blindheit" — und bei Herrn von Stjernborg schien sich dieses Sprüchwort bewähren zu wollen.

Er beharrte in dem gläubigsten Vertrauen zu seinem Vetter, der dasselbe durch sein freundschaftliches Benehmen und die Benutzung mancher kleinen Schwäche des guten Mannes aber auch zu nähren wußte, und er merkte nicht einmal, daß seine Gattin noch kälter gegen ihn wurde und sich in Gegenwart des Kapitains Scherze über ihn erlaubte, die wohl geeignet waren, ihn herabzusetzen und Jenem die Augen über dieses eheliche Verhältniß zu öffnen.

Wollte Ida den Kapitain dadurch ermuthigen, ihr seine Huldigungen, die sie immer lieber aufnahm, noch offener darzubringen? — es ist sehr wahrscheinlich.

Obgleich die ganze Welt davon sprach, mischte sich die kleine schwarze Dame sonderbarerweise gar nicht in die Angelegenheiten ihrer Freundin. Sie würde es nicht unterlassen haben, hätte sie mit sich selbst nicht so viel zu thun gehabt. Sie wohnte jetzt wieder auf dem Frederiksberger Schlosse und ließ sich in der Stadt fast gar nicht sehen; in den höheren, dem Throne zunächst stehenden Kreisen gingen ihrethalben sonderbare Gerüchte umher, deren man aber nur mit äußerster Vorsicht und Heimlichkeit erwähnte; nicht einmal Herr von Stjernborg und seine Gemahlin wußten Etwas davon; letztere war auch ganz und gar von dem Vetter ihres Mannes in Anspruch genommen. —

Der Kammerherr hatte wieder einmal Dienst auf dem Schlosse, und Kapitain Westergaard war so eben mit der schönen Frau von einer Vormittagspromenade, die sie im Wagen gemacht hatten, zurückgekehrt. Sie saßen im Salon ganz vertraulich neben einander auf dem Sopha, und Ida hörte ihm mit Wohlgefallen zu, wie er von seinen Kriegserlebnissen erzählte.

Der Kapitain hatte mancherlei Interessantes erlebt,

und der persönliche Muth war ihm nie abzusprechen gewesen, er verstand es aber auch vortrefflich, sich herauszustreichen, ohne daß seine Worte den Anstrich einer eitelen Renommage gewannen.

Frau von Stjernborg schwebte schon lange die Frage, ob er nie mit einem Offizier der Insurgentenarmee, Namens Lorenzen, zusammengestoßen sei, auf der Zunge, sie fürchtete aber, sich dadurch zu verrathen, da es nicht unmöglich war, daß der Kapitain von den Gerüchten, die über sie und den deutschen Offizier ehemals im Umlaufe gewesen, gehört haben könne. Lorenzen hatte ihr wohl die Art und Weise, wie er damals bei Satrup gefangen genommen worden, erzählt, aber den Namen des dänischen Jägeroffiziers verschwiegen, eben so wenig hatte sich Westergaard, wohl in einem Gefühle von Scham über seine Undankbarkeit, veranlaßt gefühlt, die Familie, bei der er in Schleswig während seiner Verwundung aufgenommen worden, namentlich zu bezeichnen; die Dame ahnte daher nicht im Mindesten, daß die beiden Männer sich kennen gelernt hätten.

Der Kapitain sprach gerade von dem Feldzuge des vergangenen Jahres und dem Vorrücken aus Sonderburg gegen die schleswig-holsteinsche Armee im Sundewitt; Ida horchte höher auf, und als er gar eines durch ihn dort gefangen genommenen Insurgenten-Offiziers erwähnte, färbten sich ihre Wangen unwillkürlich tiefer und sie konnte die rasche Frage nicht zurückhalten:

„Haben Sie nie den Namen dieses Offiziers erfahren?"

„Er nannte sich Lorenzen," antwortete der Kapitain, verwundert auf die augenscheinlich erregte Frau blickend.

„Sollte Ihnen dieser Name zufällig bekannt geworden sein, als der Mann sich hier in Kopenhagen in Gefangen-

schaft befand, aus der er auf wunderbare Weise entkommen ist, wie ich hörte?" setzte er hinzu.

„Es ist möglich, daß ich davon gehört habe, — ich entsinne mich dessen nicht mehr recht," meinte Frau von Stjernborg, sich bemühend, ihre Fassung zu behaupten.

Dies gelang ihr doch nicht so vollkommen, daß der Kapitain nicht die Ueberzeugung gewonnen hätte, sie spreche nicht Alles, was sie wisse, aus; er begriff nur nicht, in welchen Beziehungen sie zu dem deutschen Offizier stehen könne, von dessen erster Anwesenheit in Kopenhagen er nie ein Wort gehört hatte.

„Ja, es fällt mir jetzt ein," fuhr Ida, um ihre Verlegenheit zu verbergen, fort, — „daß mich das Schicksal des Gefangenen, dem der Tod drohte, besonders interessirte, weil man sagte, er habe eine Braut in der Stadt Schleswig zurückgelassen."

„Ganz richtig," entfuhr dem Kapitain fast wider Willen, — „ich kenne auch dieses junge Mädchen."

„Sie kennen sie?"

„Ich habe eine kurze Zeit in dem Hause ihrer Eltern zugebracht, in das man mich bei dem Sturme auf Schleswig schwerverwundet getragen hatte."

Jetzt war der Kapitain etwas verlegen, was Frau von Stjernborg nicht entgehen konnte.

„Sie haben dort ohne Zweifel einer liebevollen Pflege genossen?" fragte sie.

„Ich kann mich nicht über die mir zu theil gewordene Aufnahme beklagen."

„Und dennoch lieferten Sie diesen Lieutenant Lorenzen dem fast gewissen schmachvollen Tode in die Hände?" rief die Dame vorwurfsvoll.

„Das ist das Schicksal des Krieges," erwiderte Westergaard, die Achseln zuckend. „Uebrigens wollen Sie nicht

vergessen, gnädige Frau, daß ich in der Dunkelheit der Nacht schwer zu erkennen vermochte, wer mein Gefangener war."

Der Kapitain log, wie man weiß, denn es lag ihm daran, vor der schönen Frau in jeder Beziehung im besten Lichte zu erscheinen. Da Lorenzen verschmäht hatte, sich über sein Benehmen zu beklagen, glaubte sie ihm auch.

„Erzählen Sie mir von Ihrem Aufenthalte in dem Staffelt'schen Hause zu Schleswig," verlangte sie.

Sie hatte sich, ohne daß es ihr selbst auffiel, durch die Nennung dieses Namens, dessen der Kapitain noch nicht erwähnt hatte, verrathen; er bemerkte es sogleich, aber er überging es, war er doch jetzt überzeugt, daß sie Lorenzen und seine Verhältnisse genau kennen müsse. Mit welcher Gleichgültigkeit er sich auch von Emma Staffelt zu sprechen bemühte, so errieth Ida doch, daß dieselbe erzwungen sei, und zog sich daraus leicht Schlüsse, die der Wahrheit nahe kamen. Sie begriff jetzt, daß der Kapitain in Lorenzen einen Feind und Nebenbuhler sehe, wie sie in dem jungen Mädchen.

Beide schlossen, ohne sich darüber auszusprechen, im Geheimen einen Bund gegen das Glück des Paares, der sie noch um Vieles einander näherte; sie waren überzeugt, auf gegenseitige Unterstützung rechnen zu können.

Kapitain Westergaard hatte Emma noch nicht ganz vergessen, wenn er auch weit davon entfernt war, ihr eine wahre und tiefe Neigung bewahrt zu haben. Das Glück, das er stets bei Frauen gehabt, hatte ihn verwöhnt, und seine Eitelkeit empfand damals bitter die ihm von dem jungen Mädchen zu theil gewordene Abweisung; hätte er Gelegenheit gehabt, nach Schleswig zurückzukehren, so würde er seine Angriffe auf sie gewiß fortgesetzt haben.

Vorläufig interessirte ihn Frau von Stjernborg aber noch mehr, und er nahm sich vor, in Erfahrung zu bringen,

welche Beziehungen sie mit dem deutschen Offizier verknüpften; sie selbst bewahrte darüber noch tiefes Schweigen, denn sie brach dieses Thema bald wieder ab. Der Kapitain erkundigte sich auf vorsichtige Weise bei einigen Freunden in Kopenhagen, und bald wußte er, daß man seiner Zeit viel von einem intimen Verhältnisse der Gräfin Mackenna und Lieutenants Lorenzen gesprochen habe.

Er lächelte dazu.

„Wir werden bald wieder die Herren in Schleswig sein," sagte er zu sich selbst, — „und dann kann ich wenigstens auf eine geschickte und mächtige Verbündete zählen." —

---

## Zehntes Kapitel.

In einem sehr schön eingerichteten Zimmer des Frederiksberger Schlosses, dessen hohe Fenster sich auf den prächtigen großen Garten öffneten, saß die kleine Dame, den Kopf nachdenklich in die Hand stützend, auf einem mit Seide bezogenen Sopha. Die Fenstervorhänge waren herabgelassen, und auf dem Tische, der vor ihr stand, brannten die Wachskerzen in großen Armleuchtern von massivem Silber, deren Fuß das königliche Wappen in erhabener Arbeit trug.

Luise war einfach gekleidet, aber doch so, daß sie, obgleich es schon ziemlich spät am Abend war, noch Besuche empfangen konnte; sie schien einen solchen auch mit großer Unruhe zu erwarten, wie das lebhafte Spiel ihrer Augen, das bald die Thür, bald eine auf dem Kaminsimse befindliche kostbare Standuhr suchte, bewies. Ihre Mienen waren nicht so heiter, wie wir sie stets im Besuchzimmer der Gräfin Mackenna gesehen haben, sondern eine bange Sorge drückte sich in ihnen und auf der leicht gefalteten Stirn aus.

Das Zimmer hatte nur einen Eingang, der von der seidenen Portière bedeckt wurde. Als von dorther ein leises Klopfen ertönte, blickte die kleine Dame schnell auf und rief mit halblauter Stimme: „Herein!“

Eine Kammerfrau hob die Portière auf und meldete: „Der Kammerrath Herr Jonas.“

„Laß ihn schnell eintreten.“

Die Unruhe Luisens schien noch lebhafter geworden zu sein, und sie gab sich auch nicht viel Mühe, ihr Zwang anzuthun. Sich schnell erhebend, ging sie dem Eintretenden, der das Bild eines geschmeidigen Hofmannes darstellte, aber in einfachem bürgerlichen Anzuge war, entgegen.

„Nun, wie steht's?“ fragte sie, ihn ebenso kurz als vertraulich begrüßend.

Der Kammerrath machte ein sehr bedenkliches Gesicht; er sah wie ein Trauerbote aus, als er die Achseln zuckte.

„Schlecht, gnädige Frau,“ war seine Antwort; — „der Antrag ist im Reichsrathe durchgefallen.“

Die kleine Frau stampfte leicht mit dem Fuße auf und wandte sich kurz, um nach dem Sopha zurückzugehn; bei dem Scheine der Kerzen sah man, daß ihr Gesicht bleicher geworden war. Der Kammerrath, dem sie einen Wink gegeben hatte, folgte ihr und ließ sich an ihrer Seite auf einen Sessel nieder.

„Der Reichsrath hat sich also widersetzt?“ fragte sie mit einem leichten Beben der Stimme.

„Fast einstimmig.“

Es trat eine kleine Pause ein, in welcher der Kammerrath ganz niedergeschlagen zu Boden blickte und die Dame mit finsterer Miene angestrengt nachzusinnen schien.

„Es ist noch nicht Alles verloren, lieber Jonas,“ sagte sie, sich plötzlich aufrichtend, in einem Tone, der Jenen trösten zu wollen schien, obgleich die unangenehme Kunde

doch sie gerade mehr berührte. „Der König wird einen Machtspruch thun, — er hat es mir schon im Voraus versprochen.“

Der Kammerrath zuckte abermals die Schultern, als wolle er damit sagen, der Machtspruch des Königs, von dem die kleine Dame sprach, werde gegen den Willen des Reichsraths nicht durchdringen.

„Es wird doch geschehen!“ rief sie lebhaft. „O Ihr glaubt, daß er nur den Namen eines Königs führe, aber Ihr täuscht Euch, ich kenne ihn besser! Wenn er sich in Staatsangelegenheiten nachgiebig zeigt, so ist das Klugheit und verfassungsmäßig; in seinen Privatangelegenheiten aber will er Herr sein, da gehört er nicht seinem Volke an!“

„Gnädige Frau, in diesem Falle könnte sich die Volksstimme doch laut erheben; bedenken Sie, daß die Thronfolge erledigt ist, daß in dem Aussterben des Mannsstammes die deutschen Herzogthümer einen willkommenen Vorwand finden würden, sich mit allem Rechte von der Monarchie loszusagen. Das ist es vorzüglich, was der Reichsrath in Betracht gezogen hat. Man erwartet, daß Seine Majestät noch einmal zu einer Ehe schreitet, die —“

„Niemals!“ unterbrach ihn die Dame heftig. „Es werden sich Arrangements treffen lassen, um die Thronfolge zu sichern; ich weiß, daß die Großmächte diesem Plane beistimmen, und sie müssen es, denn sie haben ein Interesse daran, daß Deutschland nicht in den Besitz der Herzogthümer gelange, die es zu Herren der Ostsee machen würde. Die Furcht des Reichsraths ist grundlos, — aber was kümmert uns auch der Reichsrath? Dieses Mal stehe ich Ihnen dafür, daß der König selbstständig handeln wird.“

Der Kammerrath verbeugte sich mit einem Gesichte, das bescheidene Zweifel ausdrückte, und versicherte, daß er die Wünsche und Hoffnungen der Dame vollkommen theile.

Diese war eben im Begriff, sich noch auf eine weitere politische Auseinandersetzung einzulassen, als abermals, und zwar stärker, an die Thür hinter der Portière geklopft wurde. Ohne ein Zeichen zum Eintritt abzuwarten, erschien die Kammerfrau wieder mit sehr bestürztem Gesichte, näherte sich ihrer Herrin und flüsterte derselben in das Ohr:

„Seine Majestät der König sind so eben auf dem Schlosse eingetroffen."

Luise kam keineswegs aus der Fassung, vielmehr wurde ihr Gesicht noch um Vieles heiterer; ein stolzer Triumph schwebte um ihre Lippen, als sie zu dem Kammerrathe sagte:

„Hören Sie, lieber Jonas? der König ist auf Frederiksberg angekommen; meinen Sie, daß er mich besuchen will, um von mir Abschied zu nehmen?"

Der Kammerrath war, als er den König nennen hörte, erschrocken aufgesprungen.

„Ich gehe, gnädige Frau," stammelte er.

„Ja, es möchte nöthig sein, denn der erste Gang Seiner Majestät wird ihn zu mir führen. Jetzt überlassen Sie mir allein den Kampf, lieber Jonas, ich fühle Muth und Vertrauen genug dazu. Ich werde Ihre Bemühungen in meinem Interesse nicht vergessen, verlassen Sie sich darauf, auch Berling nicht und Herrn von Scheel, alle meine Freunde. Eilen Sie; ich wünsche nicht, daß der König erfahre, Sie hätten mir bereits die Hiobspost überbracht, es kümmere sich überhaupt Jemand um diese Angelegenheit."

Der Kammerrath führte die Hand, die sie ihm reichte, ehrerbietigst an seine Lippen und zog sich eilig zurück. Die Dame nahm wieder eine ganz unbefangene Stellung auf dem Sopha ein und ergriff das erste beste Buch, das ihr gerade zur Hand lag.

Einige Minuten später hörte man draußen sich eilig

nähernde Schritte, und es öffnete sich in einer der großen Eingangsthür gegenüberliegenden Wand eine Tapetenthür, deren Dasein, selbst bei hellem Tage, das schärfste Auge nicht entdeckt haben würde.

Ein nicht großer und sehr starker, übrigens hübscher Mann im Uniformsüberrocke ohne Rangzeichen und Waffe trat ein. Der feste, kühne Blick, dem es auch wieder nicht an gutmüthigem Ausdrucke fehlte, die gebogene Nase und der starke Bart über der Oberlippe und am Kinn gaben ihm viel Männliches und Militairisches; er mochte im Beginne der Vierziger Jahre stehn.

Ein tiefer, sorgender Ernst schien diesem Gesichte sonst fremd zu sein, aber heute lagerte er darauf.

Bei seinem Eintritte erhob sich die kleine Frau schnell und begrüßte ihn mehr vertraulich als ehrerbietig; er erwiderte ihren Gruß freundlich, aber etwas zerstreut, dann warf er sich, wobei sein ganzes Wesen Unmuth ausdrückte, in das Sopha und lud sie durch eine Handbewegung ein, neben ihm Platz zu nehmen.

„Hast Du schon gehört, was heute der Reichsrath in Kopenhagen beschlossen hat?“ fragte er finster.

Die kleine Frau, die ganz heiter und unbefangen geblieben war, antwortete mit „Nein.“

„Er hat nicht in meinen Antrag gewilligt und beschlossen, mir die eindringlichsten Vorstellungen deshalb zu machen.“

„O weiter Nichts?“ lächelte die Dame. „Sind Sie nicht der Herr, der der Anmaßung seiner Diener entgegenzutreten vermag?“

König Friedrich VII. runzelte die Stirn noch tiefer und schwieg; er mochte wohl bedenken, daß es vielleicht keinen europäischen Herrscher gab, dem, seinen Unterthanen gegenüber, die Reichsverfassung so viel Fesseln anlegte als ihm. Wäre es auf seinen Willen allein angekommen, so

würden sich die deutschen Herzogthümer wohl nie veranlaßt gefühlt haben, zu den Waffen zu greifen; er war damals und noch jetzt ganz in den Händen der eiderdänischen Partei. Man erzählt, daß er seinen Besuch in Schleswig im April des Jahres 1848 gern habe verlängern wollen, daß er sogar die Absicht ausgesprochen habe, in Person nach Rendsburg zu gehen, „um," wie er sagte, „mit seinem Volke Frieden zu schließen," aber seine damalige Umgebung soll ihn durch förmliche Drohungen von diesem Schritte abgehalten haben.

Jetzt war König Friedrich mit einem Privatwunsche an den Reichsrath hinangetreten, und zwar vergeblich; man kann sich darüber allerdings nicht wundern, wenn man die Antecedentien Luise Rasmussens, um die es sich handelte, nur einigermaßen kennt.

Der König hatte nichts Geringeres im Sinn, als mit dieser Frau, die schon lange sein Herz besaß und sich bis zu seinem Tode auch in demselben zu erhalten wußte, eine morganatische Ehe zu schließen.

Der Reichsrath hatte sich energisch widersetzt, die Stimme des Volkes drohte, sich laut zu erheben; dennoch entschlossen, die längstgehegte Absicht, deren Ausführung, nach seiner Ansicht, seine Regentenpflichten keineswegs beeinträchtigte, in das Werk zu setzen, hatte er einen schweren Kampf mit seiner Familie und allen seinen Rathgebern bestanden; der Bischof von Seeland, Dr. Mynster, hatte sich entschieden geweigert, die Trauung, die nun im Geheimen stattfinden sollte, zu vollziehen.

Friedrich hatte einen schweren Tag gehabt und war nun am Schlusse desselben nach Schloß Frederiksberg gefahren, um sich bei der Frau, die ihn ganz beherrschte, Rath zu holen.

Luise Rasmussen strebte nach einem hohen Ziele; ihre Geistes- und Charaktereigenschaften befähigten sie aber auch vollkommen zu einem so kühnen Unternehmen. Für

jedes Hinderniß, das sich ihren Plänen entgegenstellte, wußte sie ein Mittel, es niederzuwerfen oder zu umgehen, ausfindig zu machen, und vortrefflich verstand sie, den König, dessen Charakter sie scharfsinnig erforscht hatte, ihren Ideen bald durch Schmeichelei, bald durch Anspornung seines Stolzes geneigt zu machen.

Als Friedrich nach einer langen Unterredung mit ihr sie verließ, um nach seiner Hauptstadt zurückzukehren, hatte er den festen Entschluß gefaßt, alle Stimmen, die sich gegen seine und seiner Favorite Wünsche erhoben, durch ein fait accompli wenn auch nicht zum Schweigen zu bringen, so doch wenigstens nutzlos zu machen.

Was den Bischof, der die Trauung so hartnäckig verweigerte, anbetraf, so hatte Luise es auf sich genommen, ihn umzustimmen. Schon am folgenden Tage erhielt derselbe von ihr eine dringende Einladung. Er folgte derselben mit der Absicht, sie zur Verzichtleistung auf ihre kühnen Wünsche zu vermögen, und kehrte — wir wissen nicht, welche Mittel die ebenso kluge als liebenswürdige Frau dem würdigen Prälaten gegenüber angewandt hatte — ganz von ihr eingenommen und ihren Wünschen geneigt zurück.

Am 7. August wurde, in Gegenwart des ganzen Hofstaates, in der Schloßkirche von Frederiksberg die Trauung des Königs zur linken Hand mit Luise Rasmussen vollzogen. Die Gräfinnen von Ahlefeld und von Knuth mußten, auf höchsten Befehl, die Brautführerinnen spielen, und Oberhofmarschall von Lewetzau führte die Braut zum Altare. Ein königliches Dekret ernannte sie zur Gräfin Danner, unter welchem Namen sie aller Welt bis in die neueste Zeit hinein genügend bekannt geworden ist; in welcher Weise König Friedrich sie übrigens sichergestellt hat, ist nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Wir wollen hier gleich erwähnen, daß sie im Jahre 1857 das Lustschloß

Jägernpriis als dereinstigen Wittwensitz geschenkt bekam und sich ein bedeutendes Vermögen erworben hat, das sie übrigens vielfach zu wohlthätigen Zwecken verwandt haben soll.

Als die Hauptstadt die Vermählung des Königs erfuhr, war sie eine Weile starr vor Staunen; dann erhob sich unter dem Adel ein Schrei der Entrüstung, der Mittelstand begnügte sich die Köpfe zu schütteln und schweigend anzusehen, was nicht mehr zu ändern war, das gewöhnliche Volk, bei dem der König sehr beliebt war, weil er es nicht verschmähte, sich zuweilen darunter zu zeigen und dann eine etwas derbe Seemannsmanier zur Schau zu tragen, jubelte bedachtlos darüber, daß sein Herrscher bei dieser Wahl den Stand unberücksichtigt gelassen habe. Auch in politischer Beziehung war diese Erhebung der neuen Gräfin Danner nicht ohne Einfluß, denn wie sie sich bisher auf die Männer der Eiderpartei gestützt hatte, so trug sie jetzt zweifellos dazu bei, dieselben dem Könige zu nähern. Ihre Freunde vergaß sie nicht; Berling wurde zum Kammerherrn und königlichen Reisemarschall ernannt, Jonas blieb ihr Günstling, und Scheel wurde im nächsten Jahre Minister.

Die königliche Familie war über den Entschluß Friedrichs VII. tief betrübt; die Königin Karoline Amalie empfing die neue Gemahlin des Königs nur einmal und nie wieder, die übrigen Prinzessinnen hielten sich ganz von ihr fern; bei Hofe durfte sie gar nicht erscheinen, zeigte sich aber öffentlich in der Nähe des Königs, der, wie es scheint, seine Wahl, die auch im Auslande viel Aufsehen und Tadel erregte, nie bereut hat.

Eine von den Personen, die sich durch das überraschende Ereigniß am empfindlichsten berührt fühlten, war Frau von Stjernborg. Nach dem Ziele, das Luise Rasmussen jetzt erreicht, hatte ja auch sie einmal gestrebt, es sich vielleicht nicht einmal ganz so hoch gesteckt; dies vergessend, hatte sie

später manchen Stein auf die glücklichere Nebenbuhlerin geworfen, und jetzt mußte sie diese so glänzend über sich triumphiren sehen. Das war hart für die stolze Frau!

Jetzt, wo auch der letzte Schimmer von Hoffnung, ihre ehrgeizigen jugendlichen Träume, die sie eigentlich schon längst aufgegeben hatte, verwirklicht zu sehn, ihr geschwunden war, beschloß sie mit ihrer Feindschaft gegen die kleine Dame offen hervorzutreten, und hielt es nicht einmal für der Mühe werth, diese zu beglückwünschen oder ihr einen Besuch zu machen. Die Gräfin Danner suchte sie auch nicht zuerst auf, und so existirten die beiden Frauen nicht mehr für einander.

Ida hatte in dieser Zeit noch einen anderen Schmerz gehabt; der Ausbruch des Krieges hatte den Kapitain Westergaard zu seinem Truppentheile zurückgerufen.

Dieser Mann war ihr mit der Zeit fast unentbehrlich geworden; sie wußte sich selbst nicht davon klare Rechenschaft zu geben, welche Gefühle sie an ihn fesselten. Es war nicht allein die durch seine Huldigungen geschmeichelte Eitelkeit, auch nicht eine wirklich leidenschaftliche Neigung, sie fühlte nur, daß er ein gewisses Uebergewicht über sie behaupte, man hätte sagen können, sie fürchte ihn mehr, als sie ihn liebte. Daß er ihr ehemaliges Verhältniß zu Lorenzen richtig beurtheile, in dieser Beziehung auch jetzt noch die Empfindungen ihres Herzens verstehe, war ihr klar geworden; er vermied, darüber zu sprechen, aber einzelne Andeutungen, hin und wieder ein feines Lächeln bewiesen, daß er scharfsichtig genug gewesen sei; Ida war ebenso fest überzeugt, wie er dies von ihr, daß sie bei ihm die bereitwilligste Unterstützung ihrer Pläne finden werde.

Dem Kapitain hatte es daran genügt, Frau von Stjernborg seine Macht über sie ahnen zu lassen, und er ließ sie in der sie noch mehr reizenden steten Erwartung, daß er

höhere Anforderungen an ihre Gunst stellen werde; hätte er sich offen ausgesprochen, so würde sich ihr Stolz vielleicht dagegen empört haben; jetzt zog er aber das Netz, durch das er sie fesseln wollte, nur langsam zusammen und nahm ihr dadurch jede Möglichkeit, es durch einen raschen Griff zu zerreißen. Hätte er eine Ahnung davon gehabt, daß der Krieg so schnell wieder ausbrechen werde, was man auf den Inseln zwar wünschte, aber doch bezweifelte, so würde er vielleicht weniger vorsichtig gewesen und schneller auf sein Ziel losgegangen sein.

Als Westergaard die Ordre, sich zu seinem Bataillone zu verfügen, erhielt, blieben ihm nur wenige Stunden, seine Reisevorbereitungen zu treffen. Beim Abschiede versprach er seinem Vetter, der ihn nur ungern scheiden sah, in Ida's Gegenwart, nach beendigtem Feldzuge so bald als möglich zurückzukehren, und als er ihr die Hand küßte, begleitete er dies mit einem Blicke, der sie versicherte, er werde sein Versprechen halten und dann stürmischer fordern als bisher. Frau von Stjernborg erröthete tief, und der Kapitain wußte, daß er bereits gewonnenes Spiel habe.

Nach seiner Entfernung wurde Ida noch kühler als früher gegen ihren Mann; ihre Aufmerksamkeit wurde jetzt durch ein doppeltes Interesse an den Kampfplatz gefesselt, auf den auch wir jetzt wieder den Leser führen müssen. —

General Willisen, der von der Statthalterschaft und der allgemeinen Volksstimme, trotz der durch seine offenbaren Fehler verlorenen Schlacht, mit fernerem Vertrauen behandelt und dem alle Mittel, die in der Armee entstandenen Lücken wieder auszufüllen, bereitwilligst geboten wurden, hatte die letztere um die Festung Rendsburg, südlich des Sorgeflusses, konzentrirt, woselbst er eine Menge Erdwerke aufwerfen ließ; leider wurden diese Verschanzungen nicht in der zweckmäßigsten Weise angelegt, und noch mangelhafter

war ihre Ausrüstung, die selbst innerhalb der Festung Mancherlei zu wünschen übrig ließ. Die Armee selbst hatte sich durch Einziehung von Rekruten schon bis Ende des Monats auf sechsunddreißigtausend Mann verstärkt und war wieder in der besten Ordnung; sie stand mit ihren Vorposten, unter Befehl des Oberst von Gerhardt, von Duvenstedt an der Sorge gegen Osten hin, über Bünsdorf am Wittensee, bis Schehstedt am Eiderkanal, mit dem Gros theilweise in Rendsburg selbst, theils in der nächsten Umgebung und hinter dem Kanal; Friedrichsstadt wurde nur von zwei Jägerkompagnien besetzt gehalten, was der General bald als einen großen Fehler erkennen sollte.

Lieutenant Staffelt hatte nach der Einnahme von Ober-Stolk den weiteren Verlauf des Gefechtes in halber Geistesabwesenheit mitgemacht; ohne Ueberlegung drang er immer vorwärts und zeichnete sich am diesem Tage weniger als umsichtiger Führer wie durch seine persönliche Bravour aus. So kam es denn auch, daß er sich, nur von wenigen seiner Leute begleitet, unter der kleinen Schaar befand, die mit dem Generalmajor von der Horst beinahe gefangen genommen worden wäre und sich nur durch die kühne Bajonnet-Attacke auf das Grüder Holz rettete.

Der General belobte nachher den jungen Offizier, der auch bei dieser Gelegenheit einer der Ersten gewesen war, aber Fritz vernahm seine Worte nur wie im Traume. Ebenso machte er den beschwerlichen Rückmarsch mit; unter anderen Umständen würde er den Verlust der Schlacht gewiß schmerzlicher gefühlt haben. Der Truppentheil, bei dem er sich befand, kam nicht durch seine Vaterstadt, deren Anblick ihn vielleicht der Wirklichkeit wieder näher geführt haben würde; er bedauerte dies um so weniger, als er wußte, daß seine Familie sich zur Zeit noch auf Achtebby aufhalte.

Sich mühsam auf dem langen, vom Regen durchweich-

ten Boden fortschleppend, gelangte er in das erste Bivouak, in dem es den Truppen, die bis tief in die Nacht hinein marschirt waren, an jeder Bequemlichkeit fehlte. Von Lorenzen und Welffen hatte er noch Nichts gehört.

Ohne Klage — er fühlte nicht einmal die Strapazen, denen sein Körper ausgesetzt war, — streckte er sich, den Mantel um sich hüllend, auf den feuchten Boden nieder; die vielen blutigen Scenen des Gefechts waren ihm schon wieder aus der Erinnerung geschwunden, aber die in dem Bauerhause von Ober-Stolk wollte nicht weichen, und er schauderte nicht, wie seine Kameraden, vor Kälte, sondern vor Entsetzen. Es war ihm, als müsse er sich als den Mörder der unglücklichen Anna betrachten, und er machte sich die bittersten Vorwürfe, dem Mädchen bei ihren Lebzeiten nicht mehr Aufmerksamkeit und Freundschaft erwiesen zu haben.

Nach wenigen Stunden, die ihm nicht zur Erholung gereicht hatten, brach sein Bataillon wieder auf und bezog an diesem Abende Quartiere in Rendsburg selbst. Hier besiegte die körperliche Ermüdung endlich den geistigen Schmerz, und nachdem er einige Stunden geruht hatte, vermochte er mit mehr Fassung und stiller Wehmuth das Unabänderliche zu ertragen; er war gewiß, daß ihm das Andenken Anna Hansens stets heilig bleiben werde.

Die traurigen Aussichten, die sich seinem Vaterlande nun wieder zu eröffnen schienen, schmerzten ihn tief, aber, wie die ganze Armee, vermochte er sich noch nicht von der Hoffnung zu trennen, daß schon die nächste Zeit das Verlorene wieder einbringen werde.

Das Interesse für seine Lieben trat auch wieder in den Vordergrund. Zunächst schrieb er an Eugenie und seine Mutter und verheimlichte ihnen nicht, was er in Ober-Stolk erlebt, und wie tief es ihn ergriffen habe; Eugenie hätte

kein Herz haben müssen, wollte sie ihm darüber zürnen. Wie die Briefe an ihre Addresse gelangen würden, war schwer abzusehen, da die Dänen wieder Herrn des ganzen Herzogthums Schleswig geworden waren; er schickte sie über Friedrichsstadt. Dann machte er sich auf den Weg, um Nachrichten über den Verbleib seiner Freunde einzuziehen.

Er erfuhr bald, daß sowohl Lorenzen als Welffen sich bei der Avantgarde befänden, wo er sie, durch seinen Dienst gebunden, jetzt noch nicht aufsuchen konnte; zu seiner Beruhigung hörte er, daß Beide in der Schlacht vollständig unverletzt geblieben seien.

Die Beschäftigung der Armee war in der nächsten Zeit keine interessante und dabei sehr anstrengend; die Mannschaften wurden hauptsächlich zum Schanzen verwendet, was sie nur mit Unlust thaten, da sie lieber wieder vorwärts gegen die Dänen geführt worden wären, die zwischen Missunde, Eckernförde und Schleswig eine Stellung eingenommen hatten und sich einstweilen in derselben noch ganz unthätig verhielten, ein Beweis, daß sie den durch die Schlacht bei Idstedt errungenen Vortheil nicht so hoch schätzten.

Einen traurigen Eindruck mußten die aus dem Schleswigschen herüberkommenden Nachrichten machen; man erhielt sie durch zahllose Flüchtlinge, die lieber Haus und Hof verließen, als sich der dänischen Willkür preisgaben. Viele, besonders patriotische Beamte und Geistliche, hatten die neuen Machthaber auch gewaltsam vertrieben oder nach Kopenhagen abgeführt, wo sie bei ihrer Ankunft von dem Pöbel insultirt wurden, ebenso wie die gefangenen Soldaten und Offiziere.

Daß die Dänen an manchen Orten ihre Rache auch auf Weiber und Kinder erstreckten, beweist folgendes empörende Schreiben des neuen Militair-Kommandanten von Husum an die Frauen der geflüchteten Beamten:

„Die Sehnsucht der Frauen und Kinder nach dem fernen Gatten und Vater völlig begreifend, hoffe ich den Kummer erleichtern zu können durch die Ordre: die Frau des N., nebst Kindern und sonstiger Familie, hat morgen früh um sechs Uhr die Stadt zu verlassen. Die Garderobe der Damen darf mitgenommen werden, sowie zwei Dienstmädchen. Wagen werden zur Disposition gestellt."

Dieser Ausweisungsordre gemäß wurden zweiunddreißig Frauen und Mädchen und dreiundzwanzig Kindern auf offenen Wagen, beim schlechtesten Wetter, durch Polizeidiener aus der Stadt gebracht. Man schleppte sie über Flensburg nach Kopenhagen und schiffte sie von dort nach Lübeck ein.

Ein anderer trauriger Vorfall, der in die ersten Tage des August fiel, konnte auch nur einen unangenehmen Eindruck auf die um Rendsburg versammelten Truppen machen. Am Mittwoch, dem 7. August, einem warmen, schönen Tage, an dem sich in den neu erbauten Hütten und Zeltlagern Alles der vollständigsten Ruhe hingab, vernahm man, Morgens bald nach zehn Uhr, einen Luft und Erde erschütternden Knall, dem gleich darauf ein schwächerer folgte; über Rendsburg war eine hohe Rauchsäule aufgestiegen, durch die ein breiter Feuerstrom in die Höhe zuckte und dann nach verschiedenen Richtungen seine Blitzen gleichende Strahlen aussandte; in der Luft platzten Hunderte von Bomben und Granaten und verbreiteten weit umher eine grauenvolle Zerstörung.

Das auf einer Eiderinsel zwischen der Altstadt und Neuwerk liegende Pulverlaboratorium, in dem zur Zeit Munition angefertigt wurde, war durch eine später nicht zu ermittelnde Unvorsichtigkeit in die Luft geflogen. Die Stadt hatte furchtbar gelitten; an mehreren Häusern waren die Mauern eingestürzt, an den meisten Fenster, Thüren und Dächer eingeschlagen, während man die Straßen mit Trümmern und blutigen,

zerrissenen Leichen bedeckt fand. Hundert zur Pulverarbeit kommandirte Soldaten, so wie siebzehn Zöglinge der Militairartillerieschule, außerdem noch mehrere Personen aus dem Bürgerstande, welche die umherfliegenden Geschosse oder Balkensplitter erreicht hatten, waren getödtet worden, Hauptmann Peters, der Vorsteher des Laboratoriums, und ein anderer Offizier waren schwer verwundet.

Der Anblick war ein entsetzlicher und unbeschreiblicher; in der ganzen Stadt sah man verstörte Gesichter und hörte nur Wehklagen und Jammern. Der Schaden an Munitionsvorräthen konnte nicht weiter in Betracht kommen, da dieselben meistens in den entfernt liegenden Pulverthürmen lagerten.

Die Dänen gedachten sich die durch den Unfall nothwendigerweise entstandene Verwirrung zu Nutzen zu machen und griffen am Morgen des folgenden Tages den bei Sorgbrück stehenden linken Flügel der Vorposten, wo es indessen zu keinem entscheidenden Gefechte kam, an, während eine größere Abtheilung von acht Bataillonen mit Artillerie auf und neben der Schleswiger Straße gegen Duvenstedt vorrückte. Bei der Stendtener Mühle kam es zu ziemlich heftigem Kampfe, in dem die schleswig-holsteinschen Jäger sich zurückziehen mußten, bis sie gegen Mittag Unterstützung erhielten und der feindliche Angriff nun vollständig abgeschlagen werden konnte.

In diesem Gefechte hatten sich die Truppen wieder so brav benommen, wie nur möglich war, und der glückliche Erfolg hob die Stimmung bedeutend; General von Willisen fühlte sich auch dadurch veranlaßt, seine Vorposten weiter bis an die Sorge zu schieben, ließ indessen, wodurch er sein eigenes Vorrücken sehr erschwerte, die Brücke über diesen Fluß in die Luft sprengen.

Inzwischen war das schwachbesetzte Friedrichsstadt, das

der kommandirende General um jeden Preis hätte halten sollen, verloren gegangen, nachdem die dort stationirten Jäger sich gegen die Uebermacht tapfer genug vertheidigt hatten; der dänische Kommandant, Oberstlieutenant von Hellgesen, der die Wichtigkeit dieses Ortes nicht verkannte, begann ihn nach Kräften zu befestigen. Ein Versuch der Schleswig-Holsteiner, die Stadt am 5. September wiederzunehmen, mißlang, ohne daß es zum Gefechte gekommen wäre, vollständig, da die Dänen auf ihrer Huth waren.

General von Willisen mußte sich jetzt damit begnügen, die Treene-Uebergänge und die Landschaft Stapelholm besetzt zu halten, um nicht in seiner linken Flanke angegriffen werden zu können. Auf diese schwach besetzte Stellung machten am Morgen des 8. September die Dänen mit einigen Kompagnien Infanterie und zwei Geschützen einen Angriff, wurden aber so gewaltsam zurückgeworfen und stürmisch verfolgt, daß sie nur noch mit Mühe nach Friedrichsstadt gelangen konnten; leider waren die Schleswig-Holsteiner zu schwach an Zahl, um bei dieser Gelegenheit Etwas gegen die Stadt unternehmen zu können.

Außer diesen Zusammenstößen und einigen unbedeutenden Vorpostenscharmützeln verharrte die Armee in ihrer Unthätigkeit, obgleich die Statthalterschaft den kommandirenden General wiederholt ersuchte, einen entscheidenden Schritt zu thun, was um so nothwendiger erschien, als man wußte, daß Dänemark mit Oesterreich wegen dessen Einmischung zur Pacificirung der Herzogthümer unterhandle. Aber der General, der sich noch nie energisch gezeigt hatte, so lange er das Kommando führte, war auch dieses Mal nicht so leicht zum Vorgehen zu bewegen; bei einer persönlichen Zusammenkunft, welche die beiden Statthalter mit ihm veranstaltet hatten, sprach er sich ganz offen dahin aus,

daß er, mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse, ein ferneres Blutvergießen für unnütz halten müsse.

Diese Erklärung war den Statthaltern denn doch zu stark, und sie deuteten dem General an, daß er lieber seine Entlassung nehmen möge, statt dessen aber verantwortete er seine Maßregeln öffentlich in einer Hamburger Zeitung. Die Statthalterschaft bot nun dem Generalmajor Grafen Baudissin, dem wackeren Kämpfer von Kolding und Idstedt, das Oberkommando an, setzte indessen Willisen einen letzten Termin, um einen kräftigen Angriff auf die dänische Stellung zu machen; als er dies abermals verweigerte, sandte man ihm seine Entlassung und nahm dieselbe nur auf seine dringende Bitte und das ausdrückliche Versprechen, sich der Regierung gehorsam zu erweisen, zurück.

Eine Recognoscirung gegen Missunde, wo sich die Dänen verschanzt und einen Brückenkopf angelegt hatten, sollte die neue, veränderte Kriegführung einleiten. Major Wyneken, der zweite Chef des Generalstabes, dem man einen großen Einfluß auf die Handlungsweise des Generals zuschrieb, nahm jetzt seine Entlassung; an seine Stelle trat Major von Stutterheim.

Die Vorbereitungen, welche für die beabsichtigte Unternehmung getroffen wurden, erweckten in der Armee den Glauben, man werde bei Missunde die Schlei zu überschreiten und Schleswig in der Flanke anzugreifen suchen; eine solche Aussicht erregte ungemeine Freude und heiterte die Stimmung von Offizieren und Soldaten vollständig wieder auf.

Die Expedition wurde am Vormittage des 12. Septembers unternommen und vom schönsten Wetter, das den Frohsinn der Truppen noch erhöhte, begünstigt. Während eine Kolonne in der rechten Flanke vorrückte, um den Feind auf Eckernförde zurückzuwerfen, was ihr auch, ohne daß sie Widerstand fand, gelang, und die linke Flügel-Kolonne die Sorge

besetzt hielt, um von hier aus den Feind vor Schleswig zu beschäftigen, marschirte der Rest der Armee, eine Reserve hinter sich lassend, in zwei Kolonnen über das Dorf Osterby auf Kochendorf und Fleckeby, welche beide Orte südlich von Missunde zwischen der Schlei und dem Bindeby=Noer liegen und von den Dänen mit einer Brigade besetzt waren. Hinter Kochendorf hatten sie ein Hüttenlager erbaut und ihre Vorposten über die genannten Orte bis an die südliche Spitze des Bindeby=Noers vorgeschoben.

Einen wirklichen Angriff auf Missunde wollte General von Willisen nicht machen, wie es überhaupt nur in seiner Absicht gelegen zu haben scheint, der Statthalterschaft zu beweisen, daß er besser gethan haben würde, ganz und gar in seiner festen Stellung bei Rendsburg zu bleiben.

Als die Avantgarde, die den geraden Weg auf Missunde eingeschlagen hatte, gegen Mittag in Osterby eintraf, war die weiter östlich vorrückende Kolonne, mit der sie sich dort vereinigen sollte, noch weit zurück; man erblickte schon die feindlichen Vorposten, die sich langsam zurückzogen, mußte nun aber über eine Stunde lang warten und sich endlich doch allein zum Angriff entschließen.

Inzwischen hatten die Dänen Zeit gefunden, ein Gehölz vor Kochendorf stark zu besetzen, und da nun noch die schleswig=holsteinsche Artillerie durch den Abbruch der Brücke über die Osterbek verhindert war, letztere zu passiren, und einen weiten Umweg machen mußte, blieb es der Infanterie und den Jägern allein überlassen, anzugreifen. In Front und Flanken rasch vorgehend, warfen sie den Feind vollständig und nahmen das Dorf durch einen zweiten Angriff ein. Dadurch kam auch das Hüttenlager in ihren Besitz, das mit großer Sorgfalt und mit Benutzung mancher Utensilien, besonders von Fenstern aus den nächsten Dörfern erbaut worden war.

Zu derselben Zeit waren auch in der rechten Flanke die Dänen von Vindeby bis nach Eckernförde hineingetrieben worden, aus dessen Hafen die Kriegsschiffe feuerten, ohne Schaden anzurichten. Auch Fleckeby im Westen war ohne Kampf besetzt worden, so daß das Centrum jetzt ganz gesichert stand.

Hier hatten sich die Dänen in und bei dem Dorfe Cosel, an der Straße von Eckernförde nach Missunde, von Neuem gesetzt und vier Geschütze aufgefahren, mit denen sie ein heftiges Feuer auf die Infanterie eröffneten, als die schleswig-holsteinsche Artillerie sie aber beschoß, zurückwichen und auch Cosel verlassen mußten.

Der Zweck einer bloßen Recognoscirung, den General von Willisen ja nur im Auge gehabt hatte, war jetzt vollständig erreicht, als ihn aber der Führer der Avantgarde, Oberst von Gerhard, um einen weiteren Befehl befragte, antwortete er ihm: „Wir wollen doch sehen, wie es hier aussieht," — und der Oberst befahl, weiter auf Missunde vorzurücken.

Der hart bedrängte Feind brachte nun seine Artillerie und den größten Theil der Infanterie auf das andere Ufer der Schlei und hielt diesseits nur noch mit einem Bataillone den Brückenkopf und die Verschanzungen, die er längs des Ufers angelegt hatte, besetzt.

Zwanzig schleswig-holsteinische Geschütze fuhren in Linie auf und feuerten zwei Stunden lang gegen die zwölf dänischen am jenseitigen Ufer; darüber fing es an zu dunkeln, als eine Abtheilung des ersten Infanteriebataillons, unterstützt von tiraillirenden Jägern, — man weiß nicht, von wem sie den Befehl dazu erhalten hatte, — gerade in dem Augenblicke auf die Schanzen stürmend vorging, als General von Willisen, entschlossen, das Gefecht abzubrechen, der Artillerie den Befehl zum Rückzuge gegeben hatte. Dem

heftigen Feuer, das sie erhielt, vermochte sie indessen nicht zu widerstehen und mußte Kehrt machen.

Der Feind hielt diesen Moment mit Recht für günstig zu einem Ausfalle; er brach mit zwei Bataillonen und vier Geschützen aus seinen Schanzen hervor und trieb die Schleswig-Holsteiner bis auf das Dorf Cosel, wo er wieder von Artilleriefeuer begrüßt wurde und, um acht Uhr Abends, das Gefecht abbrach.

Während des Rückzuges der Truppen auf Kochendorf ging das dänische Hüttenlager, ohne daß ein Befehl, es anzuzünden, gegeben worden wäre, in Flammen auf und brannte gänzlich nieder.

Die Schleswig-Holsteiner hatten an diesem Tage keinen Sieg erfochten, und doch hatte er sie große Verluste gekostet; der Tag war mit 11 Todten und 142 Verwundeten, worunter 7 Offiziere, erkauft worden, außerdem waren bei dem schnellen Ausfalle der Dänen aus dem Brückenkopfe 1 Offizier und 137 Mann gefangen worden; der Feind hatte einen Verlust von 8 Offizieren und 244 Mann insgesammt.

Die Armee bivouakirte in der Nacht; der kommandirende General traf alle Anstalten zu einem Angriffe auf Schleswig für den folgenden Tag, als dieser aber angebrochen war, kehrte er mit der Armee in die alte Stellung zurück.

Das unnütze Gefecht bei Missunde hatte die Soldaten mißmüthig gemacht, das Vertrauen zu Willisen war endlich geschwunden. Man fragte sich kopfschüttelnd, was aus der Armee unter einer solchen Führung werden solle; das Lagerleben in der herbstlichen Witterung war ermüdend und führte Krankheiten herbei, kam es aber zum Kampfe und die Truppen errangen irgend einen Vortheil, so wußte ihn der General nicht zu benutzen.

Dabei mußten die diplomatischen Unterhandlungen zwischen Dänemark und Oesterreich immer mehr Besorgnisse

erregen; man konnte sich leicht sagen, daß die Großmächte unter dem Vorwande, weiteres Blutvergießen könne zu Nichts führen, bald einschreiten würden, und daß dies nicht zu Gunsten der Herzogthümer geschehen werde, darauf wies die Vergangenheit deutlich genug hin.

Diese Sorge mußte sich am schwersten der Statthalterschaft aufdrängen, und sie forderte den General nun noch einmal zu einer ersprießlicheren Thätigkeit auf; die Armee mußte um jeden Preis Vortheile erringen, damit die Mächte dem Lande nicht jenen Einwand machen konnten. Die Bewohner der Landschaft Eiderstedt erboten sich sogar, aus eigenen Mitteln die Stadt Friedrichsstadt wieder aufzubauen, wenn sie bei einem Angriffe in Brand geschossen werden sollte; andererseits wurde der General von seinem Stabe gedrängt, bei Hollingstedt durch die lange dänische Linie zu brechen und Schleswig in der Flanke anzugreifen.

General von Willisen entschied sich für die Bestürmung Friedrichsstadts, das er nie hätte aufzugeben brauchen. Wie der Erfolg bewies, war dies die unglücklichste Wahl, die er treffen konnte, zumal er dem Offizier, den er mit der Ausführung beauftragte, nur unzureichende Mittel zur Disposition stellte. —

---

## Eilftes Kapitel.

Friedrichsstadt, am Einflusse der Treene in die Eider gelegen und von beiden Flüssen auf drei Seiten vollständig umschlossen, ist nur auf der von Rendsburg nach Tönningen hindurch führenden Chaussee und auf den hohen, von Gräben begrenzten Deichen der Eider und Treene im Osten und

Westen zugänglich; die Dänen hatten daher nicht viel Mühe gehabt, es zu befestigen, ihre Maßregeln aber mit vieler Umsicht und Geschicklichkeit getroffen, so daß die kleine Stadt zu einer förmlichen Festung geworden war. Die äußeren Häuser waren zur Vertheidigung hergerichtet und die Zwischenräume mit leichten Verschanzungen für Infanterie ausgefüllt worden; etwa hundert Schritte davor im Osten der Stadt war am Eiderdeiche das Kalkofenwerk angelegt, auf der Chaussee eine geschlossene Schanze mit zwei Blockhäusern, ein drittes Werk an der Treene; die äußerste Befestigungslinie endlich bildeten die Borkmühlenschanze am Eiderdeich und nordöstlich davon, quer über die Chaussee fort bis zur Treene, die künstlich angestaut worden, eine zusammenhängende Reihe von Erdwerken. Unbedeutendere Werke waren im Westen der Stadt angelegt worden.

Oberst Lieutenant von Hellgesen, der dänische Kommandant, hatte nur zwei Bataillone, mit denen er auch Tönningen besetzen mußte, und sechs Geschütze zu seiner Disposition; die Einnahme der Stadt wäre also, mit genügenden Kräften unternommen, kaum zu bezweifeln gewesen. Aber General von Willisen gab dem Oberst von der Tann, den er mit dieser wichtigen Expedition betraut hatte, nur fünf Bataillone, eine Schwadron und achtundzwanzig Geschütze, nebst einer Batterie von Handmörsern, außerdem sollten vier Kanonenböte auf der Eider operiren. Fast noch schlimmer war es, daß die Artillerie nicht mit genügender Munition versehen wurde und solche, wenn sie sich verschossen hatte, immer erst von Rendsburg geholt werden mußte; ebenso fehlte es der Infanterie an allem Material, um die vielen Gräben, welche das Terrain durchschnitten, überbrücken zu können.

Die Schleswig-Holsteiner begannen damit, am südlichen Ufer der Eider, der Stadt gegenüber, eine Batterie anzulegen, deren Aufgabe es war, die Werke zu zerstören, welche

dieselbe ihrer schlechten Lage wegen aber nur höchst mangelhaft erfüllen konnte. Nachdem dieselbe armirt worden, begann am Morgen des 29. September der Angriff.

In der Nähe von Tönningen ging eine schwache Abtheilung Infanterie und Jäger unter dem Schutze zweier Feldgeschütze über die Eider, warf den Feind aus der Stadt und zwang ihn, sich auf Friedrichsstadt zurückzuziehen, wobei viele Gefangene gemacht wurden; am Abende mußte dieses kleine Detaschement auf Befehl aber wieder zurückkehren.

Gleichzeitig mit diesem Angriffe begann von der am südlichen Ufer angelegten Batterie und den Kanonenböten die Beschießung der Werke von Friedrichsstadt und die Infanterie stürmte auf dem Eiderdeiche und der Chaussee, mußte sich aber überzeugen, daß sie gegen die erst wenig beschädigten Werke noch Nichts ausrichten könne; die Artillerie setzte indessen ihr Feuer bis zum Abende fort.

Schon hatte Oberstlieutenant von Hellgesen den Befehl erhalten, die Stadt zu räumen, aber der Artilleriekapitain Stjernholm sprach sich entschieden dagegen aus, und die Besatzung blieb.

In den nächsten Tagen suchte man den Feind dadurch aus der Stadt zu treiben, daß man dieselbe mit glühenden Kugeln in Brand schoß; die meisten Häuser wurden dadurch vollständig zerstört und mehr als dreißig Einwohner getödtet oder verwundet. Als General von Willisen nun am 2. Oktober selbst auf dem Platze erschien, gab er dem Oberst von der Tann die Erlaubniß, am folgenden Tage zu stürmen.

Oberst von der Tann hatte wohl selbst schon die Hoffnung auf Einnahme der Stadt aufgegeben, denn in seinem Befehle sagte er, es solle am Abend des 4. Oktober „pour l'honneur des armes*)“ gestürmt werden. Nachdem nun

*) Um die Waffenehre zu retten.

die Artillerie und die Kanonenböte den ganzen Tag über das heftigste Feuer unterhalten hatten, das von der Stadt aus nur schwach erwidert wurde, rückte mit dem Dunkelwerden die Infanterie auf allen östlichen Zugängen schnell vor.

Es war ein schrecklich schönes Schauspiel, das sich nun entwickelte. Die aus der Stadt hoch emporlodernden Flammen verbreiteten weit herum ein blutrothes Licht, mit lautem Hurrahruf und unter Trommelschlag rückten die Sturmkolonnen vor, die Musikkorps spielten das Schleswig-Holstein-Lied; die Dänen eröffneten aus den Schanzen ein ununterbrochenes Kartätschen- und Gewehrfeuer.

Allen Hindernissen, die sie schnell wegräumte, zum Trotz drang eine kleine Abtheilung auf dem Eiderdeiche vor und erstürmte die Borkmühlenschanze, mußte aber wieder zurück, da ihr der Rest der Kolonne nicht gefolgt war. Oberst von der Tann kommandirte selbst an dieser Stelle, auch General von Willisen und der Statthalter Graf Reventlow, die von Rendsburg herübergekommen waren, gingen mitten in das furchtbare Feuer hinein, aber die Truppen konnten, zumal sie auf viele Gräben stießen, nicht vorwärts gelangen; der Sturm wurde mit ungeheurem Verluste abgeschlagen.

Den übrigen Angriffskolonnen erging es ebenso; es rächte sich in dieser Nacht furchtbar, daß nicht genügende Vorbereitungen zum Sturm getroffen worden waren. Ein Bataillon, das eilfte, verlor alle seine Offiziere. 18 Offiziere und 169 Mann von dem kleinen Angriffskorps blieben todt auf dem Platze, 25 Offiziere und 445 Mann waren verwundet worden; der Verlust der Dänen stellte sich natürlich weit geringer heraus.

Noch setzte die Artillerie ihr Feuer fort. Um eilf Uhr Nachts flog am Eiderdeiche ein schleswig-holsteinischer Pulverwagen in die Luft.

Ein Augenzeuge schreibt: „Das war das Finale des Sturmes. Ein donnerndes „Hurrah!" auf der ganzen dänischen Linie und dann fast Todtenstille! Die Geschütze schwiegen, und die erschöpften Kämpfer zogen sich von den feindlichen Schanzen zurück."

Damit gab General von Willisen jede fernere Unternehmung auf Friedrichsstadt auf und ließ am anderen Morgen die Truppen den Rückmarsch antreten; er machte, sehr mit Unrecht, später der Statthalterschaft den Vorwurf, daß sie ihn zu diesem nutzlosen Blutvergießen getrieben habe.

Die Armee war entmuthigt, die Kunde von der Niederlage vor Friedrichsstadt flog wie ein Lauffeuer durch das ganze Land und raubte allen patriotischen, deutschen Herzen die letzte Hoffnung; man wußte jetzt, was man schon längst geahnt hatte, daß die gerechte Sache der Herzogthümer verloren sei.

Auch die kleine Marine der Schleswig-Holsteiner war nicht glücklich gewesen, obgleich sie gethan hatte, was in ihren schwachen Kräften stand.

Bei Beginn des Feldzuges hatte sie vier Dampfschiffe, einen Kutter und zwölf Kanonenböte mit einundvierzig Kanonen; mit Ausnahme einiger Fahrzeuge, die zum Schutz der Inseln an der Westküste und in Heiligenhafen detaschirt waren, lag sie kampfbereit in Kiel. Lieutenant Söndergaard suchte die Dänen unter der Küste der von ihnen besetzten Insel Fehmarn mit zwei Kanonenböten zuerst auf und lieferte ihnen im Juli und später im September kleine Gefechte, in denen sich die Tüchtigkeit der schleswig-holsteinischen Seeleute vollständig erwies. Dies war auch der Fall, als die dänischen Blockadeschiffe vor dem Kieler Hafen angegriffen wurden, und der kleine Schraubendampfer „von der Tann" wehrte sich, nachdem die Stadt Lübeck ihn aus dem Travemünder Hafen, wohin er ein genommenes dänisches

Kauffahrteischiff gebracht, ausgewiesen hatte, tapfer gegen zwei bedeutend größere dänische Schiffe und wurde von seinem Befehlshaber, als er auf den Grund gerathen war, in die Luft gesprengt.

Ein glückliches Gefecht bestanden das Dampfschiff Kiel und drei Kanonenböte, unter Befehl Lieutenants Hensen, bei den Inseln in der Nordsee gegen die dänischen Schiffe Geiser, Wildanden und einige Kanonenböte am 17. September, als sie aber in die Elbe einliefen, ging bei Cuxhaven eines der Fahrzeuge mit dreiundvierzig Mann unter. —

Während die Armee, bei der ungünstigen Herbstwitterung in Bivouaks liegend, nur selten Gelegenheit hatte, sich in kleinen Vorpostenscharmützeln mit dem Feinde zu messen, während Oberst von der Tann in die Heimath zurückkehrte und bald darauf die Mobilmachung Preußens gegen Oesterreich der Armee viele dort noch dienstpflichtigen Soldaten entzog, wurden die Aussichten der Herzogthümer durch die diplomatischen Unterhandlungen der deutschen Regierungen immer trauriger und hoffnungsloser gestaltet. Jetzt war es zu einem energischen Vorgehen gegen die Dänen zu spät geworden.

Am 24. October langte der preußische General von Hahn in Kiel mit der Aufforderung seiner Regierung an, den Krieg einzustellen und einen rein militairischen Waffenstillstand zu schließen. Die Statthalterschaft stellte ihre Bedingungen, wie sie die Ehre und das Wohl des Landes erforderten, aber Preußen wies dieselben zurück, und Oesterreich verlangte, unter Androhung von Gewaltmaßregeln, im Namen des deutschen Bundes Zurückziehung der Armee hinter die Eider und deren theilweise Entlassung. Die Statthalterschaft konnte diese Entwaffnung und Uebergabe des Landes an Dänemark — denn daß es sich um nichts Anderes handle, mußte Jedem klar sein — nicht ruhig zugeben; sie weigerte sich, den beiden deutschen Großmächten

zu gehorchen. Die damaligen Mißverhältniße zwischen Preußen und Oesterreich gaben noch einige Hoffnung; aber am 28. November wurden sie durch die Olmützer Konvention beigelegt und dabei die Herzogthümer geopfert.

Nur noch die Waffen konnten der schleswig-holsteinischen Sache Heil bringen, das sah die Statthalterschaft recht gut ein; von Preußen und Oesterreich verlassen, selbst bedroht, schien sie sich auf die energischsten Schritte vorzubereiten. Graf Reventlov verheimlichte dies dem General von Willisen nicht, erhielt aber von ihm die Antwort, daß er an seinem Glücke verzweifle, worauf ihn die Statthalterschaft aufforderte, seine Entlassung zu nehmen. Noch einmal versuchte er Unterhandlungen, aber vergeblich, und reichte dann am 7. December sein Abschiedsgesuch, das sofort angenommen wurde, ein.

An seine Stelle trat General von der Horst, und die Armee gratulirte sich zu diesem Kommandowechsel, besonders als der neue Oberbefehlshaber energische Vorbereitungen zur Fortsetzung des Kampfes traf. Jedenfalls wäre es wohl zu letzterem gekommen, wenn Frost, der den Uebergang über die Flüsse nur ermöglichen konnte, eingetreten wäre, aber das Wetter blieb zu milde, — Nichts konnte geschehen.

Das neue Jahr brach mit trüben Aussichten herein. General von der Horst begrüßte dazu die Armee kurz und kräftig; er sagte ihr nur, er hoffe, daß sie allen kommenden Ereignissen ernst und würdig zu begegnen wissen werde. Sie war dazu bereit; wieder dreiundvierzig Tausend Mann stark, sah sie dem Wiederbeginn des Krieges mit Sehnsucht und ungeschwächtem Muthe entgegen.

Schon am 6. Januar traf die sogenannte österreichisch-preußische Pacifications-Commission, bestehend aus den Generalen Graf von Mensdorf und von Thümen, in Kiel ein und verlangte im Namen ihrer Regierungen:

1) sofortige Einstellung aller Feindseligkeiten, —

2) daß die Armee sich hinter die Eider zurückzöge, wogegen auch die dänischen Truppen sich nördlich von Flensburg-Tondern zurückziehen sollten, —

3) daß die Armee auf ein Drittel ihrer Stärke reducirt werden solle, —

4) Auflösung der Landesversammlung, —

5) daß alle Rüstungen sofort eingestellt würden.

Wenn die Statthalterschaft diese Vorschläge nicht annähme, sollten 50,000 Preußen und Oesterreicher in das Land rücken, um sie gewaltsam zur Ausführung zu bringen; zeigte sie sich dagegen fügsam, so würde Deutschland den weiteren Schutz der Herzogthümer übernehmen.

Die Statthalter beriefen nun am 8. Januar in Rendsburg einen Kriegsrath, bestehend aus den Generalen von der Horst, Grafen Baudissin und Wissel und den Generalstabsoffizieren von Jeß, von Stutterheim und von Gagern, und legten ihm die Frage vor, „ob ein Widerstand der Armee zugleich gegen die Dänen und eine von Süden nahende Excekutionsarmee von etwa 50,000 Mann vom militairischen Gesichtspunkte aus möglich oder rathsam sei." Der Kriegsrath antwortete darauf und erklärte zu Protokoll, daß augenblicklich, der Witterung wegen, keine größere Operation gegen die Dänen zu unternehmen sei, daß man sich wohl bei Oldesloe mit 20,000 Mann der Excekutionsarmee widersetzen könne, aber nicht mit Erfolg, wenn die Dänen in Uebereinstimmung mit jener handelten, und daß die Armee außerdem Elemente enthalte, die nicht geneigt sein würden, sich gegen Oesterreich und Preußen zu schlagen.

In Folge dessen gingen die Ansichten der beiden Statthalter auseinander; Graf Reventlov war für das Nachgeben, Beseler wollte den energischen und rechtmäßigen Widerstand; die Landesversammlung sollte entscheiden. —

In dieser Zeit finden wir die uns bekannten Offiziere auf den Vorposten nördlich von Flensburg wieder.

Das verfehlte Unternehmen und den blutigen Sturm auf Friedrichsstadt hatte Keiner von ihnen mitgemacht, da ihre Corps nicht dabei betheiligt waren, vor Missunde und bei verschiedenen anderen Angelegenheiten waren sie aber thätig gewesen; Lorenzen, der jetzt, ebenso wie Welffen, den Premierlieutenantsstern auf den Epauletten trug, hatte bei Missunde einen leichten Streifschuß am Arm erhalten, was ihn indessen nicht verhinderte, ungestört seinen Dienst zu thun.

Fritz Staffelt hatte sich nach dem für ihn so schrecklichen Tage von Idstedt wieder erholt; die Zeit, sowie die liebevoll tröstenden Briefe seiner Braut und Mutter hatten einen heilsamen Einfluß auf sein Gemüth ausgeübt, und die allgemeinen großen Interessen des Vaterlandes trugen nicht wenig dazu bei, seine Gedanken von jenem schrecklichen Ereignisse, das ihm freilich nie aus der Erinnerung schwinden konnte, abzuziehen.

Sein Bataillon lag jetzt, zu Anfang des neuen Jahres, auf Vorposten bei den Hüttener Bergen; die Feldwachen, die alle vierundzwanzig Stunden abgelöst wurden, lagerten natürlich unter freiem Himmel und hatten manchen Kampf mit dem bösen regnerischen Wetter zu bestehen, in den nächsten Dörfern waren Alarmhäuser für die Piquets eingerichtet und das Gros in den Bauernhäusern einquartiert. Wie schon gesagt, kam es nicht zu größeren Unternehmungen, aber die Posten schossen sich fleißig mit den dänischen Patrouillen herum und brachten zuweilen einzelne Gefangene ein.

Eine Zeit lang korrespondirten die Vorposten sogar auf eigenthümliche Weise mit einander; die Dänen steckten nämlich in dem zwischen ihnen gelegenen Terrain Briefe auf Pfähle, welche die Aufforderung, zu ihnen überzugehn,

enthielten und nicht unterließen, besonders hervorzuheben, daß dafür Geld genug bezahlt würde; die Schleswig-Holsteiner antworten auf dieselbe Weise, daß sie lieber bei ihrer Fahne bleiben wollten, und legten zuweilen, zum Beweise, daß sie noch mit Geld versehen seien, solches in das Schreiben ein.

Das war ein Stückchen Soldatenhumor, der sich im Kriege, selbst unter den bittersten Entbehrungen und Unglücksfällen, nie ganz verleugnet; trauriger und ernster klangen schon Scherze, wie: „Dat Vaterland is wackelig!" oder „Schleswig-Holsten is im Buddel, da fehlt man blos de Prop noch drup!" —

Noch lebhafter zog die bange Ahnung, daß es bald mit dem Kriege vorbei sein werde, durch die Gemüther der weiter sehenden Offiziere. Welche kostbare Zeit, die sein Nachfolger jetzt nicht mehr einholen konnte, hatte General von Willisen versäumt! —

Am Mittage des 11. Januar war Lieutenant Staffelt auf Feldwache gezogen. Der nasse schmelzende Schnee lag weit auf den Feldern umher, die entlaubten Gehölze blickten düster darüber fort, und hier nnd da sah man die kahlen geschwärzten Mauern eines einzelnen Hauses, das die Dänen in Brand geschossen hatten, mit den verkohlten Dachsparren gen Himmel ragend.

Ein solch' demolirtes kleines Gehöft hatte sich auch die Feldwache zu ihrem Lagerplatze ausgesucht, theils um sich gegen Wind und Wetter zu schützen, theils um dem Feinde, von dem übrigens Nichts zu sehen war, besser ihre Stellung verbergen zu können.

Der Wind pfiff durch das zum Theil eingestürzte Gemäuer, unter dessen Schutz sich die in ihre Mäntel eingehüllten Soldaten niedergekauert hatten und den größten Theil des langweiligen Tages verschliefen, oft durch die Ablösung oder die ab und zu gehenden Patrouillen gestört;

schwere, dunkle Wolken zogen schnell am Himmel dahin und entsandten zuweilen einen feinen, durchdringend kalten, mit Schneeflocken gemischten Regen.

Je tiefer die Dunkelheit hereinbrach, desto ungemüthlicher begann dieser Aufenthalt zu werden. Der junge Offizier hatte sich in einer Ecke des Hauses zwischen zwei noch ziemlich wohlerhaltenen Wänden, wo einige Schütten Stroh ausgebreitet worden waren, niedergestreckt und blickte bald über die ihm gegenüberliegenden Trümmerhaufen fort auf den nach den Kantonnements führenden Weg, bald auf den verschleierten Himmel über seinem Haupte. Er erwartete Besuch; Rittmeister von Steinwehr, dessen Schwadron ganz in der Nähe lag, Lorenzen und Welffen, dessen Jägerkorps zur Zeit in Rendsburg stand, hatten ihm denselben zugesagt.

Es dauerte auch nicht lange, bis sich der Rittmeister und Welffen, die zu Pferde gekommen waren, einstellten; sie brachten die Nachricht mit, daß Lorenzen nach Rendsburg geritten sei, um von dort Nachrichten über die neuesten Ereignisse zu holen und gleichzeitig nach eingegangenen Briefen zu fragen; auf letztere, insofern sie aus dem Schleswigschen kamen, war man allgemein gespannt, denn sie trafen nur selten ein, da sie mit der größten Vorsicht und auf Umwegen befördert werden mußten.

Wie die Dänen nach der Schlacht bei Idstedt überall, wo sie Herren geworden, besonders in der ihnen verhaßten Stadt Schleswig mit der rohesten Willkür gewirthschaftet hatten, wußte man schon längst. Mehr als tausend Familien aus dem Schleswigschen waren flüchtig geworden oder in die Gefangenschaft auf die Inseln fortgeschleppt worden, die Absetzung der Beamten durch den königlichen Commissair von Tillisch ging noch immer fort. Wir haben schon früher der in das Werk gesetzten Ausweisungsordre der Husumer

Frauen erwähnt; in der Stadt Schleswig hatte dasselbe Loos mehrere Familien getroffen, und eine hochschwangere Dame konnte sich nur dadurch vor der unfreiwilligen Reise retten, daß sie eine Zuflucht im Irrenhause suchte. Die Altstadt und der Lollfuß lagen voll verwundeter Dänen, Friedrichsberg aber hatte eine so starke Einquartierung erhalten, daß zuweilen hundert bis hundertundfünzig Soldaten auf ein Haus kamen; das eigentliche Gros der Armee hatte sich Hütten am Dannewirke erbaut uud schanzte eifrig an denselben. Die armen Einwohner mußten entsetzlich leiden; nach neun Uhr Abends durfte sich Niemand von ihnen mehr auf der Straße zeigen, wenn er nicht ohne Weiteres arretirt sein wollte, und die Häuser wurden auf das Genaueste nach versteckten Waffen und schleswig-holsteinschen Fahnen durchsucht; wo sich solche fanden, wurde der Besitzer, selbst Frauen, unerbittlich bei Wasser und Brot fünf Tage lang in das Gefängniß geworfen.

Wir können uns nicht versagen, hier eine Mittheilung des Itzehöer Wochenblattes, die diese Zustände charakterisirt, wörtlich wiederzugeben; sie beweist, welche Gefühle und welch' ungeschwächter patriotischer Muth damals selbst unter den niedersten Volksklassen herrschte.

„Das Wort „Schleswig-Holstein" vermeiden die Dänen mit vieler Sorgfalt; sie brauchen für die Bezeichnung der ihnen feindlichen Elemente das Wort „deutsch."

„Die Damen der Stadt vermeiden jede Berührung mit den Dänen; wenn sie auf der Straße einem Offizier begegnen, so bedecken sie ihr Gesicht mit dem Sonnenschirm oder sehen auch ganz nach der entgegengesetzten Seite. Alle Bemühungen der dänischen Offiziere haben darin Nichts ändern können; es ist ihnen für ihre Galanterien Nichts geblieben, als die Dienstmädchen, und diese behandeln sie mit einer Arroganz und Keckheit, welche oft unglaublich

erscheint. Ein Offizier fragte ein Dienstmädchen, ob sie deutsch oder dänisch sei. „Ich bin schleswig-holsteinisch," erwiderte sie. „Und das sagen Sie mir? wissen Sie wohl, daß ich Sie dafür gleich acht Tage in's Gefängniß bringen lassen kann?" „Das weiß ich," sagte das Mädchen, — „ich will auch gern acht Tage für mein Vaterland im Gefängnisse sitzen, und dann wollen wir sehn, wer mehr Ehre davon hat, Sie oder ich, da Sie die politischen Gesinnungen eines Dienstmädchens erforschen."

Wie die Dänen aber auch gegen die gebildeten Stände auftraten, davon hier noch ein Beispiel, das sich an derselben Stelle findet:

„Von der Frau eines geflohenen Beamten war es bekannt, daß in ihrem Hause eine schleswig-holsteinsche Fahne sei, und doch hatte sie keine ausgeliefert; da begab sich ein Offizier in ihre Wohnung und verlangte mit Ungestüm die Fahne. „Meine Fahne gebe ich Ihnen nicht," sagte die Dame trotzig, — „Sie mögen machen, was Sie wollen." Der Offizier zieht entrüstet seinen Säbel und droht: „Weib! hier gleich zur Stelle die Fahne!" Unerschrocken trat die Dame ihm entgegen: „Was wollen Sie! mir den Kopf abhauen? hier ist er, er ist nicht zu gut für mein Vaterland, wenn Ihr Vaterland einer solchen That zu seiner Ehre bedarf; aber meine Fahne gebe ich Ihnen nicht!" Besänftigend fragte wieder der Däne: „Nun, warum wollen Sie sie mir nicht geben?" „Ich habe sie verbrannt," antwortete die kühne Frau, — „um sie Ihren Händen nicht auszuliefern, wozu sie mir zu gut und zu theuer war."

Der Regierungskommissair von Tillisch und der Bürger- und Polizeimeister Schrader, der aber noch gegen Ende des Jahres abtrat, waren die Tyrannen der Stadt Schleswig, aber an anderen Orten des Landes sah es nicht viel besser, oft noch schlimmer aus; am empfindlichsten vielleicht

wurde die Bevölkerung des Herzogthums durch die Aushebung vieler Rekruten für die dänische Armee getroffen, wobei man bis in die jüngsten Altersklassen hinein griff. Viele dieser Leute weigerten sich geradezu, gegen ihre Landsleute zu kämpfen, und mußten nach dem Norden geschickt werden.

Fritz Staffelt mußte sich, nach allen diesen zu seiner Kunde gekommenen Vorfällen, über das Schicksal seiner Familie im höchsten Grade beunruhigt fühlen; die Nachrichten, die er von ihr erhalten hatte, besagten, daß sie sich noch immer auf Achteby befinde, weil der Advokat befürchten mußte, gleich so vielen Anderen, unter irgend einem Vorwande arretirt und fortgeschleppt zu werden. Sein Geschäft in Schleswig lag fast ganz darnieder, obgleich es durch einen Stellvertreter fortgeführt wurde, und es war schon mehrfach die Rede davon gewesen, es von Polizeiwegen schließen zu lassen; die Absetzung des Obergerichts in Schleswig hatte ihm überhaupt einen harten Stoß versetzt.

Achteby war, merkwürdiger Weise, bisher von dänischer Einquartierung verschont geblieben, und der Advokat hatte Sorge getragen, seinen und seiner Familie Aufenthalt daselbst geheim zu halten; diese Vorsicht hatte ihn vor Verfolgungen geschützt. Herr von Schmidt war zwar als entschiedener Patriot bekannt, aber er hatte sich öffentlich nie besonders hervorgethan, was in der isolirten Lage seines Wohnsitzes seinen Grund fand. Die Mädchen befanden sich, den Umständen gemäß, wohl, der Gesundheitszustand Frau Staffelts hatte sich indessen, nach der letzten Trennung von ihrem Sohne, auf bedenkliche Weise verschlimmert.

Seit länger als einem Monate hatten die Offiziere gar keine Nachricht von Achteby erhalten, was sich leicht durch die Aufmerksamkeit, welche die dänischen Behörden allen nach Holstein gehenden Briefen schenkten, erklären ließ.

Die Unruhe darüber, so wie über die allgemein wichtigen Interessen des Vaterlandes, die sich jetzt vor der in Kiel tagenden Landesversammlung entscheiden sollten, hatte Lorenzen auch an diesem Tage nach Rendsburg geführt.

Nachdem die beiden anderen Herren Fritz begrüßt hatten, nahmen sie an seiner Seite auf dem Strohlager Platz; kaum fünf Schritte von ihnen entfernt, zündeten die Soldaten auf dem Fußboden von geschlagenem Lehm inmitten des Gebäudes, das nichts Feuergefährliches mehr enthielt, ein Feuer an, das gewaltig qualmte und gerade nicht viel dazu beitrug, den Aufenthalt behaglicher zu machen; theils sollte es zur Erwärmung dienen, theils bereitete man daran heiße Getränke.

Die Stimmung der Offiziere war, in Erwartung der neuen Nachrichten, durchaus keine freudige; man wußte ja, daß es sich jetzt darum handle, sich entweder unbedingt der dänischen Willkühr zu unterwerfen, denn auf den versprochenen Schutz des deutschen Bundes vertraute man nicht allzusehr, oder den fast tollkühnen Kampf gegen eine bedeutende Uebermacht aufzunehmen. Sonderbare, kaum glaubliche Gerüchte über einen Plan Beselers, die Armee mitten nach Deutschland hineinzuführen und hier einen verzweifelten Versuch, die Sympathien des Volkes zu erwecken, zu machen, liefen umher, fanden aber bei Offizieren und Soldaten wenig Beifall. Am 5. November schon hatte die Statthalterschaft an den österreichischen Grafen von Thun-Hohenstein geschrieben: „Denn, wenn es uns bestimmt sein soll, zu fallen, so ist es uns am ehrenvollsten, wie schmachvoll es für Deutschland sein mag, durch Deutsche zu unterliegen."

Sollte es nun wirklich zu diesem Bruderkampfe kommen? — ein solcher Entschluß hätte unabsehbare Folgen nach sich ziehen müssen. Wie mußte sich andererseits aber auch das

Gefühl der noch in voller Kraft stehenden Armee und des ganzen zu jeder Aufopferung bereiten Landes dagegen sträuben, sich geduldig entwaffnen zu lassen, um von Neuem die Sklavenketten eines erbitterten und grausamen Nationalfeindes zu tragen!

Das Gespräch, das die drei Offiziere über diese Angelegenheiten führten, war traurig und einsylbig; sie fühlten auch die Verpflichtung, ihre Ansichten nicht zu den Leuten dringen zu lassen, die ganz in ihrer Nähe beschäftigt waren. Darin kamen Alle überein, daß man dem Beschlusse der Landesversammlung und der Statthalterschaft unbedingt gehorchen müsse. Mit der größten Spannung sahen sie Lorenzens Rückkehr entgegen.

Endlich, als die Nacht ihr Dunkel über das weite, öde Feld gebreitet hatte, ließ sich der Hufschlag eines herangaloppirenden Pferdes vernehmen. Der Posten rief an, und man erkannte Lorenzen.

Schon der erste Blick auf sein bleiches, ernstes Gesicht sagte, daß er keine erfreulichen Nachrichten bringe; der freundschaftliche Willkommensgruß der drei Offiziere verstummte, und ihre Augen blieben in höchster Spannung auf ihn geheftet, als er zu dem Lagerplatze trat.

„Es ist Alles vorbei," sagte er nur mit dumpfer Stimme indem er den Anderen der Reihe nach die Hände fast krampfhaft drückte. „Heute Morgen um fünf Uhr hat die Landesversammlung beschlossen, sich den österreichischen und preußischen Forderungen zu fügen; Beseler ist von der Statthalterschaft zurückgetreten, Graf Reventlov wird sein Amt nur noch fortführen, um es nächster Tage in die Hände der fremden Commissarien niederzulegen; — die Armee bricht sofort auf, um hinter die Eider zurückzugehen und reduzirt zu werden. Unser Feldzug ist zu Ende!"

Erschöpft von der heftigen Rede und wohl auch von

dem schnellen Ritte, den er gemacht hatte, warf sich Lorenzen auf das Stroh nieder. Die Anderen nahmen schweigend neben ihm wieder Platz; Jeder von ihnen hatte einen leisen, tiefen Seufzer ausgestoßen.

Rittmeister von Steinwehr war ungewöhnlich blaß geworden; beide Hände auf den Säbelgriff legend und das Haupt darauf stützend, murmelte er, zwischen Trauer und verbissenem Zorn getheilt:

„Also wehrlos dem Todfeinde überliefert! — Von Rechtswegen zu Rebellen und Verräthern gestempelt! — Gott im Himmel! Hast Du die Geduld, so Ungeheuerliches ruhig anzusehen?“

Lorenzen bemerkte wohl die noch immer fragend auf ihn gerichteten Blicke; sich nur mit Anstrengung fassend, entschloß er sich, Näheres zu berichten; zuvor aber warf er noch einen bedenklichen Blick auf die Soldaten, die ohne Zweifel erriethen, daß er eine für sie Alle wichtige Kunde mitgebracht habe, und, hoch aufhorchend, ihre Beschäftigung an dem Feuer eingestellt hatten. Auch bei ihnen sah man nur besorgte Mienen.

„Erzählen Sie uns Alles, was geschehen ist, Lorenzen,“ sagte der Rittmeister laut, — „und geniren Sie sich nicht vor diesen braven Männern, die es gerade ebenso angeht wie uns; sie haben als unsere Landsleute und Kameraden ein Recht darauf, es zu hören, und sie werden, den Ernst des Augenblicks würdigend, sich mit ächtem männlichen Muthe in das Unabänderliche fügen, ohne laut zu murren. Nicht wahr, Kinder, ich täusche mich nicht in dieser Zuversicht? Wir werden bis zum letzten Augenblicke Soldaten bleiben, voll unbeugsamen Muths und in Disciplin der heiligen Sache ergeben, für die so Mancher von uns sein Blut auf den Schlachtfeldern hat fließen sehn.“

Die Soldaten traten auf seinen Wink, leise murmelnd,

näher; Alle waren in der höchsten Spannung, und als Lorenzen zu berichten begann, trat die tiefste Stille ein.

„Schon vorgestern Abend," erzählte er, — „trat die Landesversammlung in Kiel zusammen, um die Vorschläge der Statthalterschaft zu vernehmen und über das Geschick unseres Vaterlandes, den Forderungen der österreichischen und preußischen Bevollmächtigten gegenüber, zu entscheiden. Jedermann weiß bereits, daß Graf Reventlov für die Unterwerfung, Beseler für den gewaltsamen Widerstand war. Beide sprachen eindringlich zu der Versammlung und legten die Gründe für ihre Ansichten dar. Die Landesversammlung wählte darauf einen Ausschuß, der letztere prüfen sollte. Gestern Abend fand eine zweite Sitzung statt, in der dieser Ausschuß über seine Berathungen berichtete; die würdigsten Männer des Vaterlandes, an ihrer Spitze der Herzog von Augustenburg, sprachen; sie mußten zur Nachgiebigkeit rathen, ob ihr Herz auch darüber verbluten wollte. Um fünf Uhr Morgens stimmte die Landesversammlung ab; 47 gegen 28 Stimmen erklärten sich für die Unterwerfung; sie ist zur bitteren Nothwendigkeit geworden."

Der Redner schwieg, seine monotone Stimme brach so kurz ab, als schneide jeder Laut in sein innerstes Mark. Alle Häupter hatten sich gesenkt, man hörte Nichts als das Knattern des von der Flamme verzehrt werdenden Holzes. Die kleine Gruppe, die von dem hin und her flackernden Lichtschein beleuchtet wurde, gab ein düsteres Bild ab.

„Die Landesversammlung," fuhr Lorenzen fort, — „erklärte sich mit der Ansicht Graf Reventlovs, des würdigen und besonnenen Patrioten, einverstanden und forderte die Statthalterschaft auf, die Rechte des Landes möglichst zu wahren. An demselben Tage trat der Statthalter Beseler von seinem Amte ab. Graf Reventlov gab den Commissarien die Erklärung, daß die Herzogthühmer fest und treu an

ihrem ungeschmälerten Rechte hielten und dieses, sowie die Wohlfahrt des Landes unter den Schutz des deutschen Bundes stellten. An uns, an die Armee, hat er folgende Ansprache gerichtet."

Lorenzen entfaltete das Papier und las mit langsamer und feierlicher Stimme vor:

„An die Armee!"

„Die von den Großmächten Deutschlands, Namens „des deutschen Bundes, gesandten Commissarien haben es „übernommen, den Friedensvertrag vom 2. Juli v. J. „nunmehr zur Ausführung zu bringen und dabei die „Rechte und Interessen des Landes Holstein und seine „althergebrachte Verbindung mit dem Herzogthum Schleswig zu wahren. Die Statthalterschaft hat deshalb die „Feindseligkeiten einstellen lassen. Die dänische Armee „wird sich zurückziehen und nur die zur Aufrechterhaltung „der Ordnung erforderlichen Truppenabtheilungen in „Schleswig zurücklassen. Die schleswig-holsteinsche Armee „behält die Festungen Rendsburg und Friedrichsort, so „wie die zu diesen Festungen gehörigen Rayons, besetzt; „der übrige Theil der Armee wird über die Eider zurückgehen und dort Kantonnements beziehen. Die Truppen „werden, wie sie in ihren Kantonnements angekommen „sind, bis zu zwei Drittheilen ihrer Mannschaft beurlaubt. „Die Cadres bleiben, und bei diesen werden die Waffen, „Bekleidungs- und alle Ausrüstungsgegenstände aufbewahrt.

„Die Statthalterschaft vertraut der Armee, daß sie, „die so ruhmvolle Beweise ihrer Tapferkeit und ehrenwerther Ausdauer gegeben hat, auch ferner musterhafte „Ordnung und Disciplin aufrecht erhalten und sich dadurch die Achtung und den Dank des Vaterlandes sichern „werde."

Kiel, den 11. Januar 1850. Reventlow."

Lorenzen hatte schon lange geendet, und noch vernahm man keinen lauten Athemzug unter den Versammelten; der tiefste starre Schmerz hatte Alle gelähmt.

„Die Statthalterschaft wird sich bis zum letzten Augenblicke nicht in der Armee verrechnet haben," sagte zuerst Rittmeister von Steinwehr, sich erhobenen Hauptes in dem Kreise umblickend. „Die ganze Welt blickt jetzt auf uns, Kameraden; laßt uns ihr den Beweis liefern, daß unsere Sache eines besseren Endes würdig gewesen wäre. Mag Gott uns und dem armen Lande weiter helfen!"

Die Stimme des alten Herrn erstickte beinahe in zurückgehaltenem Schluchzen; er erhob sich, um den Schmerz, der ihn zu übermannen drohte, zu verbergen, und schritt sporenklirrend in die finstere Nacht hinaus.

Die Soldaten schlichen stumm zu dem Feuer zurück und setzten sich wieder um dasselbe nieder; die Kochgeschirre blieben unberührt stehen, und nur hin und wieder reichte Einer dem Anderen, kopfschüttelnd, die Hand; erst später begannen sie, flüsternd ihre Ansichten auszutauschen.

Inzwischen waren auch die übrigen Offiziere dem Rittmeister gefolgt, der mit großen Schritten in dem nassen Schnee auf und niederging und dumpf zwischen den Zähnen fluchte. Was hätte man jetzt auch sprechen sollen, wo sich die Zukunft jedem Einzelnen in den traurigsten Farben darstellen mußte?

Die Herzogthümer hatten sich unter den Schutz des Deutschen Bundes gestellt! Was hatte derselbe bisher für sie gethan, was konnte er noch ferner für sie thun? — Einen traurigeren Trost im Unglücke hatte es wohl selten gegeben.

Als die Offiziere später wieder in das verfallene Haus zurückkehrten, so gefaßt, wie sie sich ihren scharf beobachtenden Soldaten gegenüber zu zeigen für verpflichtet hielten,

und als nun die Becher mit dem erwärmenden Getränke, das heute Niemandem munden konnte, gefüllt waren, erhob der Rittmeister den seinigen und sagte mit leiser, gebrochener Stimme:

„Dem Heile des Vaterlandes! Up ewig ungedeelt—"

Seine Zunge vermochte das Wort nicht zu beendigen, rasch setzte er den Becher nieder und fuhr sich mit der Hand über die nassen Augen.

Die Soldaten am Feuer aber sangen leise und wehmüthig:

„Geliebtes Schleswig-Holstein,
„Mein Vaterland, leb' wohl!"

---

## Zwölftes Kapitel.

Die Armee war hinter die Eider zurückmarschirt, gehorsam den erhaltenen Befehlen; die Landesversammlung hatte sich aufgelöst. Was von den im Namen ihrer Regierungen abgegebenen Versprechungen der Commissaire zu halten war, ergab sich nur zu bald. Die Dänen verließen nicht das Herzogthum Schleswig, sondern rückten in die von der schleswig-holsteinschen Armee verlassenen Stellungen und besetzten sogar, mit Einwilligung der deutschen Regierungen, welche den Bund vertraten, Friedrichsort und den nördlichen Theil von Rendsburg. Schon am 13. Januar erklärten jene Commissaire, daß kein aus dem Herzogthume Schleswig gebürtiger Soldat in der Armee bleiben dürfe, und sprachen nur noch von Unterthanen des Königs von Dänemark; großmüthigerweise wurde den armen schleswigschen Soldaten Verzeihung und Straflosigkeit zugesichert,

d. h. mit Ausnahme der Offiziere, die früher in dänischen Diensten gestanden hatten, den sogenannten vormärzlichen. Die deutschen Regierungen fanden es ganz selbstverständlich, daß dieselben als Deserteure und Rebellen behandelt würden!

Am 1. Februar legte Graf Reventlov sein Amt zu Kiel nieder; der alte, ehrenwerthe Patriot sprach dabei die ernsten, schmerzvollen Worte:

„Ich lege die der Statthalterschaft der Herzogthümer Schleswig-Holstein von der provisorischen Centralgewalt Deutschlands übertragene Regierungsgewalt hierdurch in die Hände der Herren Commissaire des deutschen Bundes nieder. Ich hatte gewünscht und gehofft, diese Gewalt und das Land dem Landesherrn selbst überliefern zu können. Diese Hoffnung ist nicht erfüllt. Möchten Sie, meine Herren, glücklicher in Ihren Bestrebungen sein! Das Volk der Herzogthümer ist ein ernstes, ehrenwerthes Volk. Es hat auch in den letzten Kriegsjahren treu und fest gehalten an den Rechten seines Fürsten, wie an denen des Landes; es hat in schweren Zeiten Ordnung und Gesetzlichkeit bewahrt. Achten Sie diesen Geist und fördern Sie die Wohlfahrt des Landes durch Wahrung seiner Rechte."

Am folgenden Tage setzten die Commissaire eine neue Regierung ein, bestehend aus dem Baron Blome, Oberappellationsgerichtsrath Malmros, Justizrath Prehn, Baron Heintze und Regierungsrath Heinzelmann. Graf Reventlov-Criminel — nicht zu verwechseln mit dem patriotischen Statthalter — war schon früher als oberster Bevollmächtigter der dänischen Regierung aufgetreten.

Nun ging es mit großer Eile an die Reduzirung der Armee; bald war es auch kein Geheimniß mehr, daß es sich um deren vollständige Auflösung handle. Das war nur ein Bruch des gegebenen Wortes; dasselbe wurde auch in keiner anderen Beziehung gehalten.

Wenn man von gewissen Seiten erwartet hatte, daß die braven Krieger sich den über sie verhängten Maßregeln widersetzen würden, so täuschte man sich; die Disciplin wurde von ihnen bis zum letzten Momente aufrecht erhalten, obgleich es wahrlich nicht zur Besänftigung ihrer empörten Gefühle beitragen konnte, daß die entlassenen Schleswiger wie Gefangene in ihre Heimath transportirt und unter Polizeiaufsicht gestellt wurden, daß man ihnen, zum Beispiel, alte dänische Soldatenjacken zur Bekleidung hinwarf, nachdem man ihnen die Uniform, die sie so lange mit Ehren getragen, abgenommen hatte; lieber gingen sie in Hemdsärmeln nach Hause, denn nicht überall konnten ihre ehemaligen Vorgesetzten eine solche Sorge für ihre Corps treffen, wie der wackere General Graf Baudissin, der den Soldaten seiner Brigade auf eigene Kosten Civilkleider beschaffte.

Im März wurden auch die Cadres der Bataillone, deren Fortbestehen die Bundescommissaire zugesichert hatten, aufgelöst; Waffen und alles andere Kriegsmaterial wurden den Dänen ausgeliefert.

Um jeden möglichen Widerstand der Armee und des Landes brechen zu können, rückten, unter dem Vorgeben, daß die Festung Rendsburg von neutralen Truppen besetzt werden müsse und dies die Aufstellung einer Reserve im Süden des Herzogthums bedinge, österreichische und preußische Truppen dennoch in das Land ein; es ist bekannt, daß sich nur in Hamburg die Erbitterung gegen die Preußen offen Luft machte und daß diese Stadt später schwer dafür zu büßen hatte. —

Es war in den letzten Tagen des Märzmonats, als in einem der im südlichen Holstein gelegenen ländlichen Kantonnements die Trommeln, mit Hornsignalen untermischt, den Generalmarsch schlugen. Die Einwohner traten vor die Thüren der Häuser, und die Soldaten schritten mit Sack

und Pack ihrem Sammelplatze unter den großen Buchen, die mitten im Dorfe standen, zu, aber weder sah man Ueberraschung oder Aengstlichkeit in allen Gesichtern, noch befleißigten sich die Krieger einer solch' eifrigen Eile, wie sie sonst, als sie noch vor dem Feinde gestanden, auf dieses Signal gethan hatten. Alle Gesichter, sowohl von Soldaten, wie Landleuten, waren ernst und düster, die Weiber schluchzten in ihre Schürzen hinein. Der scheidende Soldat reichte seinem Wirthe und dessen Angehörigen, augenscheinlich in tiefer Niedergeschlagenheit, die Hand.

„Gott sei mit Euch!" gaben ihnen die Landleute auf den Weg.

„Haltet Euch steif, Brüder," erwiderte wohl dieser oder jener Soldat; — „wenn die Trommeln wieder wirbeln, sind wir auch wieder da. Ewig kann's nicht so dauern, wie es jetzt ist."

Die Kompagnien traten schweigend in Reih' und Glied. Die Offiziere blickten ebenso finster als die Mannschaften.

Es war das Bataillon, bei dem auch Fritz Staffelt stand, nur noch eine kleine Zahl von Kriegern, deren jeder das eiserne Kreuz am blau-weiß-rothen Bande, das von der Statthalterschaft gestiftete Erinnerungszeichen an die Feldzüge der letzten Jahre, auf der Brust trug; — der größte Theil des Bataillons war bereits in die Heimath entlassen worden, auch schon die meisten Offiziere verabschiedet, wenn sie nicht vorgezogen hatten, ihre Entlassung zu nehmen.

Die zerschossene Fahne steckte heute, zum Friedensmarsche, im Futterale von schwarzer Wachsleinewand, und oben an der vergoldeten Spitze wehte ein schmales Band von Trauerflor.

„Es ist heute ein schwerer, trauriger Tag für das Bataillon," sagte der zu Pferde vor der Front haltende Kommandeur ungefähr, — „er wird Euch, Kameraden, aber

auch Gelegenheit geben, zum letzten Male Eure unerschütterliche Disciplin und die treue Liebe zum Vaterlande zu beweisen. Nutzlose Klagen sind wackerer Männer unwürdig; sie würden sich höchstens für Besiegte ziemen, und das sind wir — Gott und die ganze Welt sind unsere Zeugen dafür — nicht! Wenn wieder das Signal ertönt: „Das Ganze — sammeln!" werden wir ungeschwächt und voll freudigen Muthes abermals in Reih' und Glied stehen."

„Ja, das wollen wir!" ertönte es hundertstimmig, und die gebeugten Gestalten richteten sich höher auf.

Das Gewehr wurde aufgenommen, wie bei einer Parade, die Sektionen schwenkten ab, und mit dem Musikkorps, das „Schleswig-Holstein meerumschlungen" spielte, an der Spitze, zog das kleine Bataillon aus dem Dorfe hinaus auf den Weg nach dem nicht weit entfernten Glückstadt.

Die trauernden Landleute riefen den Soldaten nochmals ihre Abschiedsgrüße zu, diese antworteten ihnen mit dem Rufe:

„Bleibt treu! Vergeßt nicht: Up ewig ungedeelt!" —

Um die Mittagszeit rückte das Bataillon in Glückstadt ein; auch dort sah man nur trübe Gesichter. Den Ankömmlingen begegneten viele Soldaten ihrer Armee in abgetragenen Uniformen, waffenlos, zuweilen schon mit dem Reisebündel auf der Schulter; auch einige höhere Offiziere, die ebenso hoffnungslos und mißgestimmt aussahen, kamen ihnen entgegen, um sie einzuholen; kein freudiger Gruß ertönte, wie auch unterwegs schon alle lustigen Soldatenlieder, die sonst den Marsch abzukürzen pflegten, verstummt waren.

Das Bataillon marschirte auf einem freien Platze am Zeughause auf. Der Brigadekommandeur erschien und hielt eine Ansprache, in der er wiederholte, was schon Alle längst wußten, daß die Stunde der Auflösung gekommen sei; dann brachte er ein Lebehoch auf das Vaterland aus. Nicht allein

die Soldaten, sondern auch die vielen Zuschauer stimmten donnernd ein, und die Musik begann wieder das Nationallied zu spielen. Das Bataillon präsentirte, eine kleine Abtheilung trennte sich von dem Corps und marschirte ab, um die Fahne, das Palladium seiner Ehre, abzuliefern. —

In den meisten Augen standen Thränen, und die Männer bissen gewaltsam die Zähne aufeinander, um die unter den Waffen gebotene Fassung zu bewahren; als nun aber die Gewehre zusammengesetzt waren, um nicht wieder in die Hand genommen zu werden, als die Glieder sich lösen durften, da brach der lange verhaltene Schmerz gewaltsam aus.

Die Kameraden, die, in ihre Heimath entlassen oder theilweise dem traurigen Loose verfallen, sich im Auslande eine neue suchen zu müssen, schon am folgenden Tage von einander scheiden sollten, sanken sich schluchzend in die Arme; wer hätte sich auch in diesem Augenblicke der Thränen schämen wollen? — Andere wieder standen mit untergeschlagenen Armen, das sprechendste Bild düsterer Verzweiflung, da und grollten mit dem Schicksale, das sie so ungerecht und hart behandelte.

Es gab keinen Unterschied des Ranges mehr; Offiziere und Soldaten umarmten sich und nahmen, wie Brüder, von einander Abschied; durch die Thränen schimmerte der trotzige Blick, der da deutlich genug sagte:

„Wir gehorchen, weil wir es wollen zum Heile des geliebten Vaterlandes, gezwungen hätte uns aber keine Macht der Erde, unsere Waffen, die wir so lange mit Ehren geführt haben, abzulegen.“ —

Fritz Staffelt hatte hier auch Freunde, die ihn bereits erwarteten, gefunden. Da war der alte Rittmeister von Steinwehr, der tief abgehärmt aussah und beinahe schon einen Theil seiner Körperfülle verloren zu haben schien,

welchen Eindruck vielleicht auch nur die an ihm ungewöhnte bürgerliche Kleidung hervorbringen mochte; er trug hohe Reiterstiefeln und in der Hand, statt des Säbels, eine Reitpeitsche, mit der er im verbissenen Ingrimm gewaltig in der Luft umherfuchtelte. Seine Schwadron war schon vor mehreren Tagen entlassen.

Lorenzen war ebenfalls da und auch Welffen; Beide hatten bereits ihren Abschied erhalten.

Diese Drei waren noch bei Weitem schlimmer daran als Fritz, denn er konnte wenigstens in die Heimath zurückkehren, wenn er auch überzeugt war, daß die dänischen Machthaber ihm daselbst das Leben sauer genug machen würden; der Rittmeister und Lorenzen waren aber als vormärzliche Offiziere von der Amnestie ausgeschlossen und riskirten bei der Rückkehr ihren Kopf, während Welffen nicht daran denken durfte, in der preußischen Armee, die er freiwillig verlassen hatte, eine weitere Carriere zu finden.

Die Freunde befanden sich daher, zumal sie nicht überreichlich mit Mitteln ausgerüstet waren, in einer ziemlich verzweiflungsvollen Lage; sie waren genöthigt, in kürzester Zeit die Herzogthümer zu verlassen.

Der Platz vor dem Zeughause hatte sich allmälig geleert, denn die Bürger führten die Soldaten in ihre Quartiere, um ihnen durch die freundlichste Aufnahme daselbst einen letzten Beweis ihrer Dankbarkeit zu geben. Auch die vier Freunde, die sich zusammen eine Wohnung gemiethet hatten, schritten derselben zu.

„Was ist jetzt Deine Absicht?“ wurde Fritz gefragt.

„Weiß Gott, daß mir das Herz darüber brechen möchte, mich von Euch trennen zu müssen,“ erwiderte er traurig, — „aber Du weißt ja, Lorenzen, wie besorglich die letzten Nachrichten von Hause lauten, und so muß ich es für meine nächste Pflicht halten, an das Lager der sterbenden

Mutter zu eilen. Dort gedenke ich mit Herrn von Schmidt und Eugenien über unsere weiteren Entschlüsse Rücksprache zu nehmen; des langen Bleibens wird im Vaterlande für mich wohl auch nicht sein, und so heiß ich auch den Tag ersehne, der mich für immer mit meiner Braut vereinigen soll, bin ich doch entschlossen, noch nicht eher ihr Geschick unlöslich mit dem meinigen zu verknüpfen, als bis sich alle Verhältnisse um uns her vollständig geklärt haben; ich bin überzeugt, daß Herr von Schmidt mir darin beistimmen wird. Und was habt Ihr beschlossen?"

„Ich gehe zunächst nach Hamburg und von da nach Amerika," brummte Rittmeister von Steinwehr; — „hier habe ich Nichts mehr zu suchen, drüben aber kann uns noch ein neues Vaterland erstehen, denn viele unserer Landsleute haben dieselbe Absicht wie ich."

„Und Du, Welffen?"

Der Gefragte zuckte seufzend die Achseln.

„Nach Hause mag ich nicht zurückkehren," antwortete er; — „ich bin dort ein Fremder geworden und mag nicht, daß man, spottend über die hochfliegenden Pläne, mit denen ich fortging, mit Fingern auf mich weise. Mir steht nur noch die Carriere des Lanzknechts offen; gebe der Himmel, daß bald wieder die Kanonen irgendwo donnern! Da werdet Ihr mich wiederfinden können."

„Mir wird auch nicht viel Anderes übrig bleiben," meinte Lorenzen, — „zuvor werde ich aber jedenfalls mit Emma darüber sprechen. Ich begleite Dich nach Achtebÿ, Fritz."

„Du willst Dich in die Löwenhöhle hineinwagen?" rief der junge Mann verwundert. „Bedenkst Du nicht, welch' schimpfliches Loos Dir zufallen würde, wenn man Deine Anwesenheit entdeckte? — und verlasse Dich darauf, die Dänen werden jedem Patrioten nachspüren, um ihre Rachegelüstet erbarmungslos an ihm zu kühlen."

„Ich zweifle nicht daran, aber Du begreifst, daß es mir unmöglich ist, von Deiner Schwester, vielleicht auf lange Jahre, ohne ein Abschiedswort zu scheiden."

„Ich bin überzeugt, daß Emma es möglich machen wird, Dich an einem sicheren Orte zu sehen und zu sprechen."

„In diesem Augenblicke kann ich ein solches Opfer nicht von ihr verlangen; die Reise durch das von den Dänen besetzte Land ist mit Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft, überdies kann sie die sterbende Mutter nicht verlassen. Nein, mein Entschluß steht fest: ich werde Dich nach Achteby begleiten."

Fritz schüttelte nur den Kopf, aber er vermochte nicht länger zu widersprechen, denn die Gefühle, die seinen zukünftigen Schwager antrieben, sich der äußersten persönlichen Gefahr auszusetzen, waren nur allzu natürlich und mächtig. —

Schon in den nächsten Tagen wurden die Pläne, die ein Jeder ausgesprochen hatte, in das Werk gesetzt. Der Rittmeister und Lieutenant von Welffen reisten zuvörderst nach Hamburg ab, um dort weitere Schritte für ihre Zukunft zu thun.

Der Abschied der vier Freunde war ein trauriger, obgleich die Möglichkeit nicht fern lag, daß sie sich bald wieder vereinigten; man hatte zu viel Hoffnungen zu Grabe zu tragen, um den Ernst des Augenblicks nicht tief zu empfinden.

„Wir Beide sind jetzt noch die Glücklichsten, Welffen," sagte der alte Rittmeister, als ob er sich die vergebliche Mühe machen wollte, sich selbst zu trösten, — „denn, außer unseren Freunden und Kameraden, die Männer genug sind, um auf eigenen Füßen stehen zu können, hinterlassen wir nicht Kind, nicht Kegel. Aber es ist doch bitter für einen ächten Schleswig-Holsteiner, wie ich bin, dem Vaterlande, das in der Noth zurückbleibt, den Rücken kehren zu müssen,

— und dann, meine schöne Schwadron! — selbst mein Pluto, mein Leibpferd, ist verkauft und wird nun wohl bösen Tagen entgegengehen. Gott sei's geklagt! es ist ein großes Unglück über uns gekommen, aber haltet Euch fest, Jungens, der Generalmarsch ruft uns Alle doch noch einmal wieder zusammen, und dann wollen wir wieder auf die blau-weiß-rothe Fahne schreiben: „Up ewig ungedeelt!" — Gott befohlen, mein lieber braver Junge, Lorenzen, ich hätte nie einen besseren Offizier und Kameraden finden können als Euch! Grüßt mir Eure Braut und schießt Euch lieber eine Kugel durch den Kopf, ehe Ihr Euch der Gnade dieser verfl— Dänen überlaßt."

„Das verspreche ich Euch heilig, wackerer alter Freund," antwortete Lorenzen, warm seine Hand schüttelnd.

„Adieu, Lieutenant Staffelt! Sie würden es in der Armee noch bis zum General gebracht haben. Adieu, Adieu, Kinder! Kommen Sie, Welffen!"

Und der alte Herr riß sich gewaltsam aus den ihn umfangenden Armen und polterte die Treppe hinab, während er, um seine tiefe Rührung zu verbergen, die Reitpeitsche um sich schwang und mit halberstickter Stimme sang:

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen" —

Welffen folgte dem alten Kameraden, nachdem auch er sich nur mit Mühe von den Freunden losgerissen hatte.

„Suchen wir zu vergessen, was nicht zu ändern ist!" rief Lorenzen; — „ich habe jetzt alle meine Gedanken für mein Unternehmen nöthig."

Er hatte sich nicht einmal genügende Legitimationspapiere für die beabsichtigte Reise zu verschaffen vermocht; theils waren die Beamten in dieser Zeit ängstlich, solche auszustellen, theils wollte er auch nicht die Schuld an dem Unglücke eines dieser selbst in ihrer Existenz stark bedrohten Leute auf sich nehmen; er trug nur sein schleswig-holsteinisches

Offizierpatent bei sich, natürlich nicht, um sich seiner als Legitimation zu bedienen, sondern nur, um im schlimmsten Falle wenigstens auf die Behandlung als Offizier Anspruch machen zu können. Um Fritz Staffelt nicht in Ungelegenheiten zu bringen, hatte er denselben wiederholt gebeten, ihn allein reisen zu lassen, um erst auf Achteby wieder mit ihm zusammenzutreffen, aber derselbe hatte sich nicht dazu verstehen wollen; im Gegentheil hatte er ihn versichert, daß er entschlossen sei, ihn in der Stunde der Gefahr unter keinen Umständen im Stiche zu lassen.

Man hatte damals schon ein warnendes, trauriges Beispiel, wie die Dänen gegen diese sogenanten vormärzlichen Offiziere, wenn sie in ihre Hände fielen, zu handeln gesonnen seien. Oberst S. hatte sich nicht beeilt, sich in Sicherheit zu bringen, war im Schleswigschen arretirt und vor ein Kriegsgericht gestellt worden; dasselbe verurtheilte ihn zum Tode, und die königliche Gnade setzte diese Strafe in die des „Zuchthauses" herab; ohne Schonung und Rücksicht auf seinen Stand wurden dem alten Soldaten die Haare abgeschoren, er in die Jacke der Sträflinge gesteckt und in einem jütischen Strafhause der Gesellschaft der gemeinsten Verbrecher preisgegeben. Erst später befreite ihn einflußreiche Fürsprache aus dieser entwürdigenden Lage, doch überließ man ihn der Armuth und dem Elende.

Die Reise Lorenzens nach Achteby war also ein nicht zu unterschätzendes Wagestück, das nur die unwiderstehliche Forderung seines Herzens rechtfertigen konnte; er selbst fühlte dies auch vollkommen und hatte sich auf das Schlimmste vorbereitet, obgleich er Fritz darüber durch manchen leichten Scherz zu beruhigen suchte.

Wie schon früher erwähnt, besaß er kein eignes Vermögen, und mit der Theilnahme an dem Kampfe für das Recht seines Vaterlandes hatte er, nach dem unglücklichen Ausgange

desselben, die bisher im Leben errungene Stellung wieder verloren. So sehnsüchtig er jetzt auch noch wünschen mochte, das Ziel seiner schon jahrelangen Verlobung mit Emma Staffelt bald zu erreichen, war es doch ein drückendes Gefühl für ihn, sie augenblicklich an seine höchst ungewisse und, aller Vermuthung nach, entbehrungsvolle Zukunft zu fesseln oder von dem kleinen Vermögen, das sie ihm als Mitgift zubringen würde, zu leben; einen Entschluß darüber aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen, war eigentlich der Hauptzweck dieser gefährlichen Reise, den er natürlich seinem zukünftigen Schwager verschwieg; er dachte nicht im Entferntesten daran, irgendwelche Ueberredung bei seiner Braut anzuwenden, ihr Herz allein mußte entscheiden.

Fritz hatte wohl einmal geäußert: „Ich müßte meine Schwester Emma schlecht kennen, wenn sie Dich allein in die Verbannung hinausziehen ließe,“ — und Lorenzen hatte nachdenklich dazu geschwiegen; er mißtraute den Gefühlen seiner Braut keineswegs, er war nur zweifelhaft, ob er von denselben irgend Etwas, das einem Opfer ähnlich sah, annehmen dürfe.

Die beiden ehemaligen Offiziere fuhren, in Civilkleidung, auf der Eisenbahn bis Rendsburg und machten von hier aus auf einem gemietheten Fuhrwerke denselben Weg, den sie schon einmal heimlich nach Tondern zurückgelegt hatten, und zwar dieses Mal mit noch größerer Vorsicht.

Das Glück schien ihnen günstig zu sein, denn sie stießen auf keine Hindernisse, zumal sich genug gute Deutsche fanden, die ihnen in jeder Beziehung die bereitwilligste Unterstützung leisteten, nachdem sie sich ihnen ohne Bedenken anvertraut hatten. In der Nähe von Achteby angekommen, erfuhren sie, daß das Gut noch immer keine dänische Einquartierung erhalten hatte, obgleich die nahe Stadt Tondern stark besetzt war.

Beiden klopfte das Herz nicht wenig, als sie Dorf und Schloß zu Gesichte bekamen; die Fragen mußten sich ihnen aufdrängen, wie sie nach der langen Trennung dort Alles wiederfinden und wie sich daselbst ihre Zukunft gestalten würde.

Lorenzen gebrauchte die Vorsicht, auszusteigen, ehe man das Schloß erreicht hatte, und einen durch den Garten führenden Nebenweg einzuschlagen; er wollte dadurch vermeiden, von der Dienerschaft oder den Landleuten gesehen zu werden, deren unvorsichtige, wenn auch nicht absichtliche, Gespräche dann leicht zum Verräther seiner Anwesenheit werden und auch für Herrn von Schmidt gefährliche Unannehmlichkeiten herbeiführen konnten.

In dem Gartensalon des Schlosses war an diesem Abende nicht die ganze Familie versammelt, obgleich der Thee auf dem Tische stand, die Anwesenden schienen aber von Kummer niedergedrückt und sprachen so leise mit einander, als könne jeder laute Ton ein Unglück heraufbeschwören.

Es waren Herr von Schmidt, der Advokat, der noch düsterer als gewöhnlich aussah, Eugenie, deren geröthete Augenlider davon zeugten, daß ihnen die Thränen in der letzten Zeit nicht ferngeblieben waren, und Clara; Frau Staffelt und ihre älteste Tochter fehlten.

Die schwer leidende Frau hatte schon seit Wochen nicht mehr den Gartensalon, den Vereinigungsort der Familie, betreten, denn sie war nicht mehr im Stande, das Bett zu verlassen, an dem Tag und Nacht die jungen Mädchen abwechselnd bei ihr wachten; man hatte den Arzt aus Tondern holen lassen müssen, der nun täglich wiederkehrte, jedesmal bedenklicher den Kopf schüttelte und erst vor einigen Tagen dem Advokaten eröffnet hatte, daß er sehr, sehr wenig Hoffnung habe, die Kranke zu retten; nur innere Ruhe oder besonders freudige Gemüthsbewegung sei im

Stande, sie noch einige Zeit dem Leben zu erhalten. Der Advokat hatte dies seinen Töchtern nicht wiedergesagt, aber sie und Eugenie erriethen es aus dem tiefleidenden Ausdrucke, den auch sein Gesicht und seine ganze Haltung angenommen hatten. Er wußte wohl, daß Nichts einen wohlthätigeren Einfluß auf die Kranke ausüben könne als das Wiedersehen ihres Sohnes, aber erst nach reiflicher Ueberlegung hatte er am vergangenen Tage an Fritz, dessen Rückkehr ihm aus anderen Gründen kaum wünschenswerth sein konnte und gefährlich erscheinen mußte, geschrieben und ihm den wenig tröstlichen Ausspruch des Arztes mitgetheilt; — noch erwartete Niemand von der Familie den jungen Mann.

Um diese Jahreszeit dunkelte es schon früh, und die Fenstervorhänge waren bereits in dem Zimmer herabgelassen; als man das Rollen eines Wagens auf dem Hofe vernahm, erhob sich daher Niemand, und die kleine Clara flüsterte nur schüchtern:

„Es wird der Doktor aus Tondern sein."

Eine halbe Minute später aber schon öffnete sich die Thür, und Fritz Staffelt, unbekümmert um die Ueberraschung, die sein Erscheinen verursachen mußte, und nur von dem Gedanken, daß er schon zu spät kommen könne, getrieben, stürzte in das Zimmer.

Die Mädchen stießen einen Schrei aus, und die Männer erhoben sich schnell von ihren Plätzen; der junge Offizier hielt bereits seine Braut fest umschlungen und reichte den Uebrigen die Hand; der Freudenglanz, der sein Gesicht einen Augenblick lang verklärt hatte, war schon wieder vor dem Ausdrucke banger Spannung gewichen.

„Wo ist meine Mutter?" fragte er leise und dringend.

„Sie lebt, Fritz," antwortete ihm Eugenie, die ihm gewiß von Herzen vergeben mußte, daß er ihr nicht aus-

schließlich seine Aufmerksamkeit zuwandte. „Du wirst sie sehen können, aber nicht früher, als bis wir sie auf Deine Ankunft vorbereitet haben.“

„Ihr habt noch Hoffnung?“ fragte er weiter.

„Ja, nun Du hier bist.“

„Dann laßt sie nicht länger in Ungewißheit, bringt ihr den Trost! Verzeihe mir, Eugenie“ —

Seine Braut schnitt ihm jedes weitere Wort durch einen Kuß ab, betrachtete ihn noch einmal mit recht innigen Blicken und verließ dann das Zimmer mit den Worten:

„Laßt mir die Freude, meinen Fritz zu ihr zu führen; geduldet Euch nur wenige Minuten!“

Der Advokat zog jetzt seinen Sohn an die Brust und küßte ihn mit ernster Feierlichkeit auf die Stirn; sein leuchtendes Auge sagte, daß auch er das Glück des Wiedersehens vollkommen empfinde; Herr von Schmidt schüttelte seinem zukünftigen Schwiegersohn auf das Herzlichste die Hand, und die kleine Clara hatte Mühe, ebenfalls zu dem Bruder zu gelangen.

Man sprach nicht viel, denn die Herzen waren zu voll von Glück und Schmerz. Fritz drang in seinen Vater, ihm die Wahrheit über den Zustand der Mutter zu sagen; er vernahm nicht viel Beruhigendes.

Auch Emma eilte jetzt herbei; Eugenie hatte sie von ihrer Wache an dem Krankenbette abgelöst und ihr die freudige Nachricht in das Ohr geflüstert. Die Geschwister hatten sich stets so zärtlich geliebt, daß dieses Wiedersehen sie auf das Freudigste ergreifen mußte, aber doch flogen die Blicke des jungen Mädchens suchend im Zimmer umher und eine traurige Enttäuschung malte sich auf ihren Zügen.

„Du suchst Lorenzen?“ fragte der Bruder lächelnd, — „nicht wahr?“

Die arme Braut, die nicht mehr an die Erfüllung

eines so heißen Wunsches glaubte, wie er sich einen Moment zuvor ihrer Seele aufgedrängt hatte, gab keine Antwort, sondern fragte nur schüchtern:

„Hast Du ihn in letzter Zeit gesehen?"

„Noch heute, beste Emma, — vor einer Viertelstunde."

„Fritz! — mache Dir keinen grausamen Scherz mit mir!"

„Das verhüte Gott! — Lorenzen wird in wenigen Minuten hier sein; er zog es nur aus guten Gründen vor, auf heimlichen Wegen zu Euch zu gelangen."

Emma jubelte laut auf und lag im nächsten Augenblicke am Herzen ihres Verlobten, der so eben, fast wie eine Geistererscheinung, auf die Schwelle der in den Garten führenden Thür trat. Sie dachte nicht daran, welch' großer Gefahr er sich aussetze, und erst die verwunderten und besorgten Fragen der älteren Herren machten sie darauf aufmerksam; aber Lorenzen sah so unbekümmert und so glücklich aus, daß diese Befürchtungen schnell wieder in den Hintergrund traten, wenigstens für eine kurze Zeit.

Indessen lag in einem entfernten, matterleuchteten Zimmer die bleiche, erschöpfte Kranke in ihrem Bette; sie mußte ahnen, daß etwas Besonderes, das Emma's schnelle Abrufung veranlaßt hatte, im Hause vorgefallen sei, denn ihre Wangen begannen sich fieberhaft zu röthen und, die matten Augen fest auf Eugeniens Antlitz heftend, fragte sie mit halberloschener Stimme:

„Es sind Briefe angekommen — von meinem Sohne? Warum verschweigst Du es mir, mein Kind? — Ich bin auf das Schlimmste vorbereitet, — ich hoffe Nichts mehr."

„Nein, meine theure Mutter, wir haben gute Nachrichten erhalten."

„Von meinem Fritz?" stöhnte Frau Staffelt, sich mühsam aufrichtend.

„Ja, von ihm selbst, er befindet sich ganz wohl, —

aber ich beschwöre Sie, ruhig zu bleiben; der Doktor sagt, daß Ihnen jede Aufregung schädlich sei."

„Eine freudige nicht, — das fühle ich hier," antwortete sie, die Hand auf das Herz legend; — „aber Ihr dürft mir nicht die Unwahrheit sagen, eine spätere Enttäuschung würde ich am wenigsten ertragen können. Wenn Fritz noch am Leben und wohl ist, warum kommt er nicht selbst?"

„Er wird kommen — sehr bald."

„Nein, nein, er wäre schon längst hier, — Ihr habt mir ja versprochen, ihm zu schreiben."

„Er hat den Brief erst jetzt erhalten können; — er ist bereits auf dem Wege nach Achteby."

Frau Staffelt faltete die mageren Hände auf der weißen Bettdecke und flüsterte:

„Gott, lasse mich nur noch so lange leben, bis ich ihn wiedergesehen habe!"

„Wenn Sie stark genug wären, theure Mutter, ihn zu empfangen" —

„Er ist hier, ich lese es in Deinen Augen!" rief die Kranke, während die lebhafteste Freude auf ihr Antlitz trat, ungewöhnlich laut. „Führe ihn zu mir, Eugenie, ich beschwöre Dich!"

„Sie sollen ihn sehen!" antwortete das junge Mädchen, ehe sie aber noch die Thür erreicht hatte, öffnete sich dieselbe und Fritz, blaß und aufgeregt, denn er hatte den letzten Theil des Gesprächs behorcht, näherte sich dem Bette.

Die kranke Mutter rief entzückt seinen Namen und breitete die Arme gegen ihn aus. Er kniete vor ihrem Bette, unfähig, das leise Schluchzen zu unterdrücken, das ihm der Schmerz über den Anblick der durch Krankheit Entstellten auspreßte, und bedeckte ihre Hände mit Küssen; die Uebrigen, die ebenfalls vorsichtig eingetreten waren,

hielten sich zurückgezogen und blickten mit Thränen in den Augen auf diese rührende Scene.

Die Freude hatte Frau Staffelt keinen Schaden gethan; ihre Augen strahlten noch einmal so hell, und ihre Kräfte schienen sich merkwürdig schnell gehoben zu haben. —

---

## Dreizehntes Kapitel.

Auf Schloß Achteby wurden alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um den Aufenthalt der beiden Offiziere, vorzüglich den Lorenzens, geheim zu halten; wenn Fritz Staffelt auch nicht ebenso große Gefahr lief, so war doch vorauszusehen, daß die dänischen Behörden ihn nach seiner Vaterstadt Schleswig weisen würden, um ihn daselbst nicht viel besser als einen Gefangenen zu behandeln. Herr von Schmidt hatte daher den beiden jungen Männern gerathen, sich nicht außerhalb des Hauses und Gartens zu zeigen, und die ganze Dienerschaft, von der sich, als gut schleswig-holsteinisch gesinnt, ein Verrath nicht erwarten ließ, angewiesen, zu Niemandem von ihrer Anwesenheit zu sprechen, da dies die traurigsten Folgen für sein Haus nach sich ziehen könne; Alle hatten bereitwillig das unverbrüchlichste Schweigen gelobt.

So schien man sich denn auf dem Schlosse einiger Ruhe überlassen zu können.

Frau Staffelts Kräfte hatten, wie der sie behandelnde Arzt prophezeit, durch die Wiedervereinigung mit ihrem Sohne und die dadurch bewirkte ruhigere Gemüthsstimmung einen neuen Aufschwung genommen; man wagte wieder zu hoffen, denn nur gegen den Advokaten hatte sich der Doctor dahin ausgesprochen, daß eine vollständige Genesung zwar

nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liege, aber sehr unwahrscheinlich sei, da die geringste Nervenerregung jedenfalls einen Rückfall der Krankheit, der voraussichtlich tödtlich werden müsse, herbeiführen könne.

Die alte Dame selbst schien einen so schlimmen Ausgang nicht mehr zu erwarten. Wir können sie wohl mit Recht eine alte Dame nennen, denn die letzten Jahre mit ihrem Kummer hatten sie in der That zur Greisin gemacht, obgleich sie noch nicht das fünfzigste Jahr erreicht hatte.

Wenige Tage nach dem Eintreffen ihres Sohnes konnte sie wieder das Bett verlassen, auf ihre Kinder sich stützend, in den Gartensalon gelangen und dort, im Lehnstuhle sitzend, an der Unterhaltung der Familie theilnehmen. Daß Lorenzen und Fritz irgend welche Gefahren drohten, hatte man ihr mit Erfolg aus dem Sinne zu reden gewußt, und die Ueberzeugung, daß der blutige Krieg nun zu Ende sei, beruhigte sie vollkommen; das ehemals gewiß rege Interesse für das Schicksal des Vaterlandes war bei ihr vor den Familienrücksichten in den Hintergrund getreten.

Dem Advokaten machte das Schicksal seiner Kinder viel Sorge. Er wußte, daß die Dänen die, ihrem Alter nach, noch dienstpflichtigen Offiziere und Soldaten der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee wieder zu der ihrigen einzogen, und kannte Fritzens Charakter zu gut, als daß er hätte glauben dürfen, derselbe werde sich entschließen, sich gutwillig einer solchen Maßregel zu fügen; jedenfalls würde er vorziehen, das Vaterland zu verlassen. Wenn Emma sich entschloß, Lorenzen als dessen Gattin in die Verbannung zu folgen, — er hielt sich nicht berechtigt, dagegen Einspruch zu erheben, — so sah er sie einer höchst ungewissen Zukunft entgegen gehen, zumal ihm der augenblickliche Stand seines eigenen Geschäftes nicht erlaubte, hinreichend für sie zu sorgen.

Herr von Schmidt machte sich ähnliche sorgenvolle Gedanken über die Zukunft Eugeniens.

Die beiden Liebespaare sahen in den Verhältnissen wohl nicht ganz so viel Schwierigkeiten wie die Eltern, denn der frische, rasche Sinn der Jugend hofft immer das Beste und fürchtet keinen Kampf mit dem Leben, aber ganz konnten sie sich gegen jene doch nicht verschließen.

Jede der beiden Bräute richtete natürlich sehr bald an ihren Verlobten die Frage, welchen Plan er für seine nächste Zukunft entworfen habe. Fritz erwiderte Eugenien darauf, daß er, seiner Mutter und ihretwegen, vorläufig auf Achteby zu bleiben gedenke, bis die Dänen ihn nöthigen würden, es zu verlassen.

„Das wird unmöglich sein,“ meinte sie, ein wenig erröthend, — „wenn Du dem Hause erst wirklich angehörst, wenn Achteby Deine Heimath geworden ist.“

„Du vergissest, daß ich der wieder an das Ruder gelangten Staatsgewalt noch meine Militairpflicht schulde, und ich bin überzeugt, daß Du mir nicht zumuthen wirst, mich ihr freiwillig zu unterwerfen. Unsere von der Statthalterschaft ausgestellten Offizierpatente werden nicht anerkannt; wenn ich also nicht meine Ueberzeugung verleugnen und zu dem Feinde, gegen den ich so eben gefochten, übergehen will, so bleibt mir Nichts Anderes übrig, als das Land zu meiden. Auf besondere Rücksichten von dänischer Seite dürfen wir „Insurgenten“ wohl am wenigsten rechnen.“

Das junge Mädchen erschrak; sie hatte an eine solche Wendung der Dinge noch gar nicht gedacht, und ihre Mienen drückten immer größere Trostlosigkeit aus, je klarer ihr Fritz auseinandersetzte, daß er sein Vaterland ebenso gut verlassen müsse wie die durch das Gesetz Verbannten.

„Du hast Recht,“ sagte sie, als er geendet hatte, sich entschlossen wieder aufrichtend, — „Du darfst nicht die dänische

Uniform tragen, — ich wenigstens könnte Dich in derselben nicht ansehen."

„Es wird auch nimmermehr geschehen," antwortete er lächelnd, aber mit Zuversicht.

„Wohin Du indessen auch gehen magst," fuhr sie eifrig fort, — „werde ich es für meine Pflicht halten, Dir zu folgen."

Das Gesicht des jungen Mannes wurde wieder sehr ernst.

„Das ist ein Opfer, das ich nicht annehmen kann," sagte er.

„Ein Opfer? Fritz!" rief Eugenie vorwurfsvoll.

„Lasse uns unsere Lage mit ruhiger Ueberlegung beurtheilen, theure Eugenie. Was mich zunächst betrifft, so hast Du bereits die Nothwendigkeit zugegeben, daß ich mir in der Fremde eine neue Existenz gründen muß. Drei Jahre unterbrochener Studien haben mich der Carriere, die ich ehemals einzuschlagen gedachte, entfremdet, — selbstverständlich kann ich nicht auf die Schulbank zurückkehren. Wie den meisten meiner Kameraden, bleibt mir nichts Anderes übrig, als entweder in fremde Militairdienste zu gehen oder mit dem geringen Vermögen, das ich besitze, zu spekuliren, wozu ich weder Kenntnisse noch Neigung habe."

„Papa kann uns ein kleines Landgut im Auslande, nahe der Grenze, kaufen," unterbrach sie ihn rasch.

„Liebe Eugenie, es wäre unverantwortlich von mir gehandelt, wenn ich auch Dir das Vaterland und Deinem alten Vater das einzige Kind raubte; Du weißt, daß er mit ganzer Seele an Dir hängt."

Das Fräulein ließ das Haupt sinken, augenscheinlich tief ergriffen von dieser Vorstellung. Erst nach einer Pause begann sie wieder in etwas unsicherem Tone:

„Wir haben ja kein Vaterland mehr, und was Papa anbetrifft, so läßt er sich vielleicht bewegen, seinen hiesigen Grundbesitz zu verkaufen —“

„Was jedenfalls, gerade unter den jetzigen Verhältnissen, nur mit großen Opfern geschehen könnte,“ schaltete Fritz ein. „Was sollte überdies aus diesem armen Lande werden, wenn seine deutschen Grundbesitzer es verließen? — Erinnere Dich auch, meine gute Eugenie, daß Du im Wohlstande erzogen worden bist und daß sich meine Verhältnisse unter allen Umständen vorläufig noch nicht sehr glänzend gestalten können; Entbehrungen sind aber gefährliche Feinde des ehelichen Glückes.“

„O Fritz, wie verkennst Du mich! Was könnte ich schmerzlicher entbehren als Dich selbst?“

„Wir werden uns an der Hoffnung auf die Zukunft trösten und stärken.“

„Wir haben schon lange genug gehofft! Ist es nicht die Bestimmung des Weibes, dem Manne zu folgen?“

„Eugenie, das Herz blutet mir bei dieser Unterhaltung, die doch nur zu einem Ziele führen kann, nämlich dem, daß wir, der Nothwendigkeit nachgebend, unserem liebsten Wunsche noch auf einige Zeit Schweigen gebieten. Verzeihe mir, wenn ich noch einen gewichtigen Grund in die Wagschaale werfe: es ist mein männlicher Stolz, der sich dagegen sträubt, meine weitere Existenz der Güte Deines Vaters zu verdanken; ich würde mich verachten, wenn ich, so jung und kräftig, nicht selbst meine Zukunft sicherzustellen strebte und mir den häuslichen Herd gründete, an dem Du einst walten sollst. Sei überzeugt, daß die Liebe zu Dir, die ich als unantastbares Heiligthum im Herzen trage, mich rastlos diesem Ziele zutreiben und daß es uns dann mehr Befriedigung und Glück gewähren wird, als wenn wir es durch leichtere, aber unser unwürdige Mittel erkauften.“

Eugenie war nicht befriedigt, obgleich sie nicht wußte, was sie der gewiß ehrenwerthen, wenn auch strengen Ansicht ihres Verlobten entgegensetzen sollte, und brach in Thränen aus. In ihrem Herzen gab sie Fritz wohl Recht und kam auch nicht einmal auf den Gedanken, daß er ihrer Vereinigung weniger sehnsüchtig als sie selbst entgegensehen könne, aber es schien ihr doch zu hart, von Neuem eine so traurige Trennungszeit zu beginnen, wie sie seit ihrer Verlobung schon zurückgelegt hatte. Während Fritz sie noch zu trösten bemüht war und sie, bei ihrem heftigen Temperamente, das neue Unglück kaum tragen zu können glaubte, besprach in einem anderen Zimmer des Schlosses Lorenzen mit Emma dasselbe Verhältniß.

Sie hatte sich bereits selbst sagen können, welche Gefahr er bei seinem Aufenthalte in den Herzogthümern lief und daß derselbe möglichst abgekürzt werden müsse, er brauchte ihr dies deshalb nur anzudeuten. Erwartungsvoll blickte er auf sie. Klar und offen sah sie ihm in die Augen, und, ihm die Hand reichend, sagte sie im einfachsten Tone:

„Ich kann Dir nur wiederholen, Wilhelm, was ich Dir am Tage unserer Verlobung sagte, daß ich voll Vertrauens mein Schicksal in Deine Hand lege. Ich bin in jedem Augenblicke bereit, Dir zu folgen, nur kann ich Dir nicht verhehlen, daß ich nur schweren Herzens von meiner Mutter zu scheiden vermag, so lange sie noch in diesem augenscheinlich gefährlichen Zustande schwebt.“

„Ich würdige dieses kindliche Gefühl vollkommen,“ antwortete Lorenzen, dessen Gesicht sich bei der Erklärung seiner Braut aufgehellt hatte, — „und ich beabsichtige auch nicht, Dich aus dem Vaterhause zu entführen, bevor ich mir eine neue Lebensstellung gesichert habe; indessen wirst Du meinen lebhaften Wunsch begreifen, ehe wir uns trennen müssen, so fest mit Dir vereinigt zu sein, daß keine Intrigue

mehr, wie wir sie nur allzusehr zu befürchten Grund haben, uns bedrohen könne."

„Ist denn das nicht auch mein höchster Wunsch, Wilhelm?" fragte sie, leicht erröthend. „Ich würde mich gegen jeden Angriff gesichert fühlen, die nothwendige Trennung viel geduldiger und leichter tragen können, wenn ich mich Dein Weib nennen dürfte. Meine Wünsche kommen den Deinigen gerade entgegen, und ich bitte Dich: zögere nicht, deshalb mit meinem Vater zu sprechen und alle die Vorbereitungen zu treffen, die Du für erforderlich hältst. Die Umstände gebieten einen schnellen Entschluß; sobald ich Dir angehöre, werde ich selbst darauf dringen, daß Du mich schnell wieder verlässest, um Dich in Sicherheit zu bringen, und" — setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu — „sobald ich die Pflichten bei meiner armen Mutter erfüllt habe, wenn es Gott gefallen sollte, sie zu sich zu rufen, worauf wir ja täglich vorbereitet sein müssen, wird mich Nichts mehr abhalten, der ebenso heiligen und natürlichen Pflicht, Dein Schicksal, wie dasselbe sich auch gestalten möge, zu theilen, nachzukommen."

Lorenzen umarmte, vollständig befriedigt, herzlich seine Braut.

„An Deiner Seite fürchte ich mich nicht, den Stürmen des Lebens zu trotzen," flüsterte sie.

„Und das Gefühl, für ein liebendes und geliebtes Weib sorgen zu dürfen, wird meine Kräfte stählen," setzte er hinzu.

Dieses Paar war vollständig einig, der ungewissen Zukunft gemeinschaftlich entgegenzugehen. Wir müssen dahingestellt sein lassen, ob Lorenzen oder Fritz richtiger handelte, gewiß ist aber, daß Beide von den edelsten Absichten geleitet wurden, und die Verschiedenheit ihrer Ansichten erklärt sich wohl am besten durch die ihres Alters und die äußeren Verhältnisse der beiden Bräute.

Lorenzen zögerte nicht, mit dem Advokaten zu sprechen und ihm die Unterhaltung, die er mit Emma gehabt hatte, mitzutheilen. Herr Staffelt hatte keinen anderen Entschluß von seiner Tochter erwartet, und da er volles Vertrauen zu Lorenzen besaß, willigte er ein, daß ihre Vermählung so schnell als möglich, noch auf Achtebb, vollzogen werde. Die Ahnung, daß er selbst vielleicht bald außer Stande gesetzt sein werde, für seine Kinder zu sorgen, trug viel zu dieser Bereitwilligkeit bei. Auf Frau Staffelt, der diese Nachricht von Emma gebracht wurde, machte sie einen durchaus günstigen Eindruck, um so mehr, als die Tochter ihr das Versprechen gab, sie nicht eher zu verlassen, als bis eine entscheidende Wendung ihrer Krankheit eingetreten sei.

Auch Fritz war keineswegs erstaunt über den Entschluß Lorenzens und seiner Schwester und billigte ihn; nur hatte er in Folge dessen einen neuen und schweren Kampf mit Eugenien zu bestehen, die nicht begreifen wollte, welcher Unterschied in Emmas und ihren Verhältnissen liege. Auch die Vorstellungen ihres Vaters, der, vielleicht etwas eigennützig, was man seinem väterlichen Herzen wohl zu gute halten wird, mit Fritzens Ansichten ganz übereinstimmte, blieben erfolglos, und sie konnte sich nicht enthalten, zuweilen mit ihrem Verlobten ein bischen zu schmollen, aber die doch immer wieder hindurchbrechende Liebe tröstete ihn darüber, und er blieb seinen Grundsätzen getreu.

Große Vorbereitungen konnten zu der Hochzeit Emma's und Lorenzens nicht getroffen werden; sie beschränkten sich darauf, daß Herr von Schmidt und der Advokat zu dem Ersterem wohlbekannten Pfarrer des nächsten Kirchdorfes hinüberfuhren und diesen würdigen, deutschgesinnten Mann durch die Vorstellung der eigenthümlichen Lage des Brautpaares bewogen, von den üblichen und vorgeschriebenen Förm-

lichkeiten Abstand zu nehmen und die Trauung insgeheim auf Schloß Achteby zu vollziehen. Nach einigen Einwendungen des Pfarrers erreichten sie ihren Zweck; er versprach, am nächsten Tage, einem Sonntage, in seiner Kirche das Brautpaar ein für alle Male öffentlich aufzubieten, ohne dabei natürlich Lorenzens Militärcharge zu erwähnen, und noch an demselben Abende jenem auf dem Schlosse den priesterlichen Segen zu ertheilen.

Als die beiden Herren mit dieser Nachricht zurückkehrten, war man allerseits zufrieden, nur Eugeniens Augen entstürzte ein Thränenstrom, und sie stand auf, um das Zimmer zu verlassen; vorher aber ging sie schnell auf Emma zu, deren Antlitz von sanfter Freude strahlte, fiel ihr stürmisch um den Hals und flüsterte ihr zu:

„Du bist sehr glücklich!“

Herr von Schmidt schüttelte bedenklich den Kopf, und die Uebrigen blickten auf Fritz, der ergriffen aussah, sich aber zwang, seine Fassung zu bewahren. —

Herr von Schmidt fuhr am nächsten Vormittage selbst nach dem Kirchdorfe hinüber und überzeugte sich, daß der Geistliche sein Versprechen hielt; er blickte sich heimlich in der Kirche um, zu prüfen, ob sich vielleicht irgend eine Person unter den Anwesenden befinde, die zum Verräther an Lorenzen werden könne, aber er sah nur einfache Landleute, die den ihnen unbekannten Namen des aufgebotenen Brautpaares nicht einmal Aufmerksamkeit zu schenken schienen; ganz beruhigt kehrte er zurück.

Nachmittags fuhr Fritz in einem Wagen nach dem Dorfe, um den Geistlichen abzuholen; um sechs Uhr trafen Beide auf dem Schlosse ein.

In dem zum Gute gehörigen Dorfe wußte Niemand Etwas davon, daß auf dem Schlosse eine Trauung vollzogen werden solle, selbst der Dienerschaft war dies, so gut es

anging, geheim gehalten worden. Nur einige Personen waren benutzt worden, die unumgänglich nothwendigen Vorbereitungen zu treffen und, unter Eugeniens Aufsicht, deren Thränen dabei heimlich, aber reichlich flossen, den Gartensalon zu der Feierlichkeit würdig herzurichten.

Die überflüssigen Meubles waren ausgeräumt worden, die Fenstervorhänge fest geschlossen und an dem einen Ende ein kleiner Tisch altarartig hergerichtet und mit Laub und Blumen, welche die Treibhäuser in dieser Jahreszeit zu liefern vermochten, umkränzt worden; der kleine Saal gewährte bei Kerzenerleuchtung einen recht feierlichen Anblick.

Lorenzen war den ganzen Tag freudig aufgeregt gewesen und konnte kaum den Augenblick erwarten, in dem er vor den Altar treten sollte; der Advokat, der, obgleich er den Ernst des Tages tief fühlte, doch heimlich über diese Ungeduld lächeln mußte, hatte Mühe, ihn abzuhalten, daß er Fritz und dem Prediger, die ihm zu lange ausblieben, entgegeneilte und dadurch an sich selbst zum Verräther werden könne.

Auch Emma war, wie der flüchtigste Blick auf sie errathen ließ, innerlich hoch beglückt; zuweilen trübte sich aber doch ihr Auge, wenn sie daran dachte, daß schon die nächsten Tage Lorenzens Abreise herbeiführen müßten, oder wenn es auf die Mutter fiel, die, trotz ihrer Schwäche, an diesem Ehrentage ihrer Tochter eine sorgsame Toilette gemacht hatte und sich augenscheinlich anstrengte, ganz wohl und heiter zu erscheinen. Auch Eugeniens stummer Schmerz, obgleich sie edel genug war, ihn verheimlichen zu wollen, mußte einen betrübenden Eindruck auf die Braut machen.

Emma hatte lange bei der Mutter verweilt und unter Thränen und Lächeln derselben ihren Segen empfangen; der Vater hatte sie ernst und tiefbewegt an das Herz gedrückt; auch in seinem Auge hatte sie eine Thräne schimmern ge-

sehn, und diese sagte ihr mehr als Worte, die er nie liebte. Eltern geben ein geliebtes Kind immer so schweren Herzens fort, mögen sie auch die Ueberzeugung haben, daß sie sein Glück dem bravsten Manne anvertrauen, und dafür hielten Herr und Frau Staffelt Lorenzen gewiß.

Der Pfarrer und Fritz waren endlich da, und die wenigen Trauzeugen versammelten sich in dem Gartensaale. Nur die Familie und wenige zuverlässige Diener des Hauses sollten anwesend sein.

Lorenzen hatte — wie er mit einem schmerzlichen Blicke sagte: „zum letzten Male" — die schleswig-holsteinsche Dragoneruniform angelegt; wie stolz und edel er in diesem Ehrenkleide auftrat! Ernst und entschlossenen Blickes, der auszusprechen schien, daß er die Pflicht, die er unter so bedenklichen Umständen übernahm, bis zum letzten Herzschlage zu erfüllen gedenke, führte er seine Braut vor den Altar.

Emma Staffelt trug ein einfaches schwarzes Seidenkleid; sie hatte es selbst so gewünscht und allen Putz verschmäht, der ihr mit den trüben Zeitverhältnissen nicht übereinzustimmen schien; ihr schönes blondes Haar schmückte nur ein Kranz von blühenden Myrthen. Sie weinte nicht, wie Bräute wohl zu thun pflegen, — sei es nun aus wahrhaftem Gefühle oder um der Mode zu huldigen — sondern sie blickte sanft und ernst; in ihren Mienen lag dieselbe entschlossene Zuversicht, wie in denen Lorenzens.

Die Uebrigen gruppirten sich im Halbkreise vor dem kleinen Altare; Frau Staffelt hatte in einem Lehnsessel Platz genommen, und Eugenie konnte nicht umhin, leise in ihr Taschentuch hineinzuschluchzen.

Der Pfarrer hielt nur eine kurze, eindringliche Rede, in der er die eigenthümlichen Verhältnisse dieser stillen Trauung berührte, das Paar sprach sein doppeltes „Ja" fest und laut, die Ringe wurden gewechselt und der Segen gesprochen.

Die Neuvermählten traten von dem Altar zurück und knieten vor Frau Staffelt nieder, die sie mit seligen Blicken betrachtete und die mageren weißen Hände segnend auf ihre Häupter legte. Emma küßte die Hand ihres hinzutretenden Vaters, während derselbe die andere Lorenzen reichte. Die kleine Clara fiel ihrer Schwester weinend um den Hals, Herr von Schmidt blickte nachdenklich bald auf diese Gruppe, bald heimlich auf sein Töchterchen, das Fritz umarmt hatte und ihn mit vorwurfsvollem und doch liebenden Blicke zu fragen schien: „Warum können wir nicht eben so glücklich sein?"

Eine tiefe Stille herrschte in dem Saale; nur die Empfindungen der Herzen sprachen.

Da wurde vorsichtig die Thür, die auf den Corridor hinausführte, geöffnet, und es zeigte sich ein alter Diener des Hauses, der beauftragt gewesen war, jede Störung von dem Gartensalon fernzuhalten. Den Versammelten fiel es sogleich auf, daß sein Gesicht Bestürzung zeigte.

Herr von Schmidt ging ihm entgegen und fragte etwas unwirsch:

„Was giebt es, Johann?"

Der alte Diener näherte den Mund seinem Ohre und flüsterte auf geheimnißvolle Weise, während seine besorgten Blicke die Gesellschaft überstreiften. Jedem wurde es klar, daß etwas Besonderes, und zwar nichts Erfreuliches, vorgefallen sein müsse. Emma heftete den Blick ängstlich auf ihren Bräutigam, dessen Arm sie unwillkürlich fester umschloß.

„Beruhigt Euch nur," sagte Herr von Schmidt, sich umwendend, mit augenscheinlich erzwungenem Lächeln. „Allerdings habe ich keine angenehme Nachricht erhalten, aber wir mußten ja schon längst darauf gefaßt sein, daß Achteby allein nicht von dänischer Einquartierung verschont bleiben würde; leider ist dieser Augenblick gerade am wenigsten ge-

eignet, sie zu empfangen; was hilft's indessen? — wir müssen uns fügen."

So ruhig der Hausherr auch gesprochen hatte, bemerkte doch Jeder, daß seine Wangen blasser geworden waren und seine Stimme keinen recht zuversichtlichen Ton hatte, Jeder fühlte aber auch, daß eine große Gefahr über dem Hause schwebe. War diese plötzliche Bequartierung desselben bloßer Zufall oder die Anwesenheit der schleswig-holsteinschen Offiziere verrathen worden?

Lorenzen blieb der Gefaßteste, jedenfalls weil die Gefahr für ihn selbst am augenscheinlichsten war.

„Unter diesen Umständen," sagte er, die wankende junge Frau stützend, — „wird nichts Anderes übrig bleiben, als daß ich noch in dieser Nacht abreise; es ist hart, daß wir uns so schnell trennen müssen, aber wir wollen Gott danken, daß er unserer Vereinigung nicht früher ein Hinderniß in den Weg gelegt hat, und auf ein baldiges Wiedersehen hoffen."

„Es ist zu hart!" flüsterte Emma nur.

Die Uebrigen verharrten in ihrem erschreckten Schweigen, und Herr von Schmidt schickte sich an, den Saal zu verlassen, um die ungebetenen Gäste zu empfangen. Da ließen sich starke Schritte draußen auf dem Corridor vernehmen. Ein Blick belehrte Herrn von Schmidt, daß ein dänischer Offizier, von zwei Unteroffizieren, die ihre Gewehre im Arm trugen, gefolgt, gerade auf die Thür des Gartensalons heranschritt. Schnell gefaßt, trat er auf den Corridor hinaus, schloß diese Thür hinter sich und ging den Kommenden entgegen.

Der Offizier, der die Kapitainsuniform der dänischen Jäger trug, war ein hübscher Mann, aber sein Gesicht erhielt durch den Ausdruck von boshaftem Unmuthe, den der alte Edelmann der Verzögerung der Einquartierung zuschrieb,

etwas ungemein Abstoßendes. Dessenungeachtet begrüßte ihn Herr von Schmidt auf das Höflichste und entschuldigte seine Abwesenheit dadurch, daß man im Hause gerade ein kleines Familienfest feiere.

Der Kapitain verbeugte sich kurz, allerdings mit der förmlichen Artigkeit, die man den dänischen Offizieren selten absprechen kann, zog ein Papier aus der Brusttasche und überreichte es dem Edelmann mit den Worten:

„Mich Ihnen als Kapitain Westergaard von Seiner königlichen Majestät Jägern vorstellend, bedaure ich die Störung, die mein und meiner Leute Erscheinen gerade in diesem Augenblicke verursachen muß, kann Ihnen aber gleichzeitig die beruhigende Versicherung geben, daß wir in einer halben Stunde das Schloß wieder verlassen werden, falls es uns gelungen ist, unseren Auftrag zu erfüllen."

Herr von Schmidt faltete etwas verwundert das Papier, auf das der Offizier deutete, auseinander; obgleich er sich bereits vorgenommen hatte, in jedem Falle seine Geistesgegenwart vollkommen zu bewahren, konnte er doch nicht verhindern, daß ein leises Zucken, vom Schrecken hervorgerufen, in seinem Gesichte bemerkbar wurde.

Er hielt eine von der Hardesvogtey in Tondern kontrasignirte Ordre des dortigen Militairbefehlshabers in der Hand, die den Kapitain Westergaard anwies, den erwiesenermaßen sich auf Schloß Achteby aufhaltenden, desertirten und bereits durch Kriegsgericht verurtheilten dänischen, später in der Insurgentenarmee dienenden Lieutenant Lorenzen zu verhaften, wozu ihm alle Civilbehörden und Privatpersonen ohne Widerrede ihre Unterstützung angedeihen zu lassen hätten.

Kapitain Westergaard mußte die flüchtige Veränderung in den Mienen des alten Herrn recht gut bemerkt haben, denn auf seinem Gesichte zeigte sich ein höhnisch triumphirendes Lächeln.

„Diese Ordre muß auf einem Irrthume beruhen, mein Herr," sagte der Edelmann so ruhig und freundlich als möglich, — „denn, obgleich ich den Herrn Lieutenant Lorenzen wohl dem Namen nach kenne, hat er mein Haus nicht betreten, wenigstens nicht mit meinem Wissen und meiner Erlaubniß."

„Können Sie mich dessen auf Ihr Ehrenwort versichern, Herr von Schmidt?" fragte der Kapitain lauernd.

Dem alten Herrn stieg das Blut verrätherisch in die Wangen; er fühlte es und glaubte dieser Erregung eine andere Erklärung geben zu müssen. Daher nahm er die Miene eines tief Verletzten an, als er antwortete:

„Herr Kapitain, Sie haben schwerlich von Ihren Vorgesetzten den Auftrag erhalten, ein Verlangen, gegen das ich ernstlich protestiren muß, an mich zu stellen."

„Sie täuschen sich nicht, werther Herr," erwiderte der Kapitain mit sarkastischer Höflichkeit, — „und ich muß Sie bitten, meine ungerechtfertigte Aufforderung durch meinen guten Willen, Ihnen eine Haussuchung zu ersparen, entschuldigen zu wollen."

„Ich muß mich der Gewalt fügen," sagte Herr von Schmidt, absichtlich so laut, daß er hoffen konnte, die im Gartensalon Lauschenden würden jedes Wort verstehen und Lorenzen sich schnell in Sicherheit bringen; — „ich werde Ihnen alle Schlüssel zur Disposition stellen lassen; durchsuchen Sie dieses Haus nach dem Lieutenant Lorenzen."

„Sie sind sehr gütig," sagte der Kapitain in dem vorigen Tone, sich leicht verbeugend, — „und ich mache sofort von Ihrer Erlaubniß Gebrauch, um Sie desto kürzere Zeit belästigen zu brauchen."

Dabei wollte er schnell auf die Thür des Gartensalons zuschreiten, aber Herr von Schmidt vertrat ihm möglichst höflich den Weg mit den Worten:

„Gestatten Sie mir, meine in diesem Zimmer versammelte Familie wenigstens von Ihrem Auftrage zu benachrichtigen, da die Damen sonst zu sehr erschreckt werden möchten.“

„O, ich werde den Damen durchaus keine Ungelegenheiten bereiten,“ entgegnete der Kapitain dringender. „Ich bitte um die Ehre, ihnen vorgestellt zu werden.“

„Es soll sogleich geschehen, Herr Kapitain; haben Sie die Güte, mir in das Empfangszimmer, das im oberen Stockwerke liegt, zu folgen.“

„Johann,“ rief er dem alten Diener zu, der ihm gefolgt war und leise zitterte, so viel Mühe er sich auch gab, die Fassung seines Herrn nachzuahmen, — „benachrichtige meine Tochter und Fräulein Staffelt, daß der Kapitain Westergaard ihnen seine Aufwartung zu machen wünsche, und bitte sie, im Empfangszimmer oben zu erscheinen.“

Der alte Diener legte die Hand auf die Klinke der zum Gartensalon führenden Thür, aber Kapitain Westergaard, dessen Gesicht sich auffällig verfinstert hatte, kam ihm zuvor, indem er gewandt an Herrn von Schmidt vorübergeschlüpft war.

„Mein Herr,“ sagte er, einen fast drohenden Ton annehmend, — „ich glaube, wir spielen Komödie! Ich halte es von meiner Pflicht für geboten und nehme alle Verantwortung auf mich, wenn ich diese Thür öffne.“

Schon war die That dem Worte gefolgt. Kapitain Westergaard stand in dem Gartensalon, offenbar erstaunt über die eigenthümliche Herrichtung desselben. Von dem Altare schweifte sein Blick schnell auf die versammelten Personen; Alle, die der Trauung beigewohnt hatten, waren noch da, nur Lorenzen und Emma fehlten.

Als Herr von Schmidt, der dem Offizier schnell ge-

folgt war, dieselbe Bemerkung machte, hob ein leiser Seufzer erleichternd seine Brust.

Der dänische Kapitain war jedenfalls überrascht; er mußte also keine Ahnung davon gehabt haben, daß auf Schloß Achteby eine Hochzeit gefeiert werde; er war aber in anderer Beziehung auch enttäuscht; Beides spiegelte sich auf seinem Gesichte.

Das Räthsel, wo Lorenzen, den er jedenfalls zu finden erwartet hatte, geblieben sei, war übrigens nicht schwer zu lösen, denn die, allerdings jetzt wieder verschlossene Gartenthür lag der, durch welche er eingetreten war, gerade gegenüber.

„Ich bedauere, stören zu müssen," sagte er, sich gegen die Damen verbeugend, in einem Tone, der höflich klingen sollte, dem man aber die verbissene Wuth anhörte; — „wie ich sehe, hat hier eine heilige Handlung stattgefunden, wohl gar eine Trauung; — ich vermisse das Brautpaar."

„Ich erlaube mir, es Ihnen vorzustellen," antwortete Herr von Schmidt ohne weiteres Bedenken, auf seine Tochter und Fritz deutend, die nebeneinander standen. „Meine einzige Tochter — Herr Staffelt."

Die Augen des Zuletztgenannten schossen Blitze des Hasses auf die dänische Uniform; er würde sich gewiß zu einer Unbesonnenheit haben fortreißen lassen, hätte er gewußt, daß dieser Offizier derselbe Kapitain Westergaard sei, der sich so abscheulich undankbar gegen seine Familie benommen hatte und abermals benahm.

Frau Staffelt hätte dies beinahe verrathen, denn in der ersten Gefühlsaufregung vergaß sie des Kapitains früheres Benehmen und war im Begriff, ihn als einen alten Bekannten zu begrüßen, vielleicht gar an seine Pflicht der Dankbarkeit zu appelliren, aber glücklicherweise drückte die kleine Clara, welche die Situation scharf genug aufgefaßt hatte, ihren Arm und flüsterte ihr in das Ohr:

„Um Gotteswillen, Mama, das ist der abscheuliche Kapitain Westergaard, der Schwager Lorenzen dem Tode überliefern wollte!“

Die alte Frau sank erschöpft in ihren Sessel zurück. Westergaard befand es für gut, sich zu stellen, als ob er sie und ihre jüngste Tochter gar nicht wiedererkenne.

„Ich erlaube mir, meine Gratulation abzustatten,“ sagte er, sich gegen das bezeichnete Brautpaar verneigend, — „und will hier nicht länger stören. Darf ich um Ihre Begleitung bitten, Herr von Schmidt?“

Die Beiden verließen den Gartensalon wieder. Dicht vor der Thür desselben blieb der Kapitain stehen, und während seine Augen funkelten, sagte er mit leiser Stimme zu dem alten Edelmann:

„Mein Herr, dieser Lorenzen ist in ihrem Hause; er muß es noch jetzt sein, denn ich habe die Vorsicht getroffen, ehe ich eintrat, Schloß und Garten mit Posten zu umstellen; er kann nicht entweichen, ich rathe Ihnen daher, ihn mir gutwillig auszuliefern, was der einzige Weg sein dürfte, die über Ihrem Haupte schwebende strenge Strafe dafür, daß Sie einen Landesverräther und Deserteur aufgenommen haben, abzuwenden oder wenigstens zu mildern.“

Herr von Schmidt wurde vor Zorn über diese Sprache blutroth im Gesichte.

„Wenn Sie den Henkersknecht spielen wollen, Herr,“ fuhr er den überraschten Dänen an, — „so machen Sie das mit Ihrem Gewissen ab, jedenfalls haben Sie kein Recht, von mir zu verlangen, daß ich Ihnen dabei behülflich sei!“

„Hüten Sie sich!“ drohte der Kapitain, bleich vor Wuth und die Zähne aufeinander beißend.

„Thun Sie, was Ihre Ordre besagt!“ rief der Edelmann stolz, — „und bilden Sie sich nicht ein, daß ein

alter deutscher Offizier sich durch Ihre Drohungen schrecken lassen wird!"

„Ich werde Rechenschaft für die Art und Weise, in der Sie zu mir zu sprechen sich erlauben, verlangen!" stammelte Westergaard.

„Sie haben diesen Ton angeschlagen; übrigens bin ich bereit, Ihnen jede Satisfaktion zu geben."

„Gehen wir!" stieß der Kapitain dumpf heraus. „Ich ersuche Sie, mir sämmtliche Räume des Hauses öffnen zu lassen. Sergeant Jepsen, beordern Sie noch vier Mann zu uns herein; es scheint, als ob wir hier auf Widersetzlichkeiten stoßen könnten." —

---

## Vierzehntes Kapitel.

Kapitain Westergaard hatte, nachdem er das Haus seines Vetters in Kopenhagen verlassen, die ganze Campagne von 1850 in den Herzogthümern mitgemacht und es dabei nicht an persönlicher Auszeichnung fehlen lassen; aus allen Kämpfen war er unverwundet hervorgegangen.

Er war unter den ersten Truppen, die nach der Schlacht von Idstedt in die Stadt Schleswig einrückten, und obgleich sein Aufenthalt daselbst nur von kurzer Dauer gewesen, hatte er doch keine Mühe gespart, um den Verbleib der Familie Staffelt zu erfahren. Aber der Advokat hatte seine Vorsichtsmaßregeln gut getroffen, und seine vertrauten Freunde verriethen ihn am wenigsten an einen dänischen Offizier.

Diese vergeblichen Bemühungen hatten Westergaard in eine Art leidenschaftlicher Aufregung versetzt; er hatte sich

einmal das Ziel gesteckt, Emma wieder aufzufinden, obgleich er über sein dann ihr gegenüber einzuschlagendes Benehmen noch durchaus nicht im Klaren war.

Endlich hatte er Frau von Stjernborg, mit der er eine hinter dem Rücken ihres Gemahls zu führende Correspondenz verabredet hatte, schreiben müssen, das junge Mädchen sei nicht aufzufinden, ebenso wenig eine Nachricht von Lorenzen zu erhalten.

Später war Kapitain Westergaard nach Tondern versetzt worden; natürlich konnte ihm von selbst nicht der Gedanke kommen, daß Emma sich ganz in der Nähe befinde, als er sich aber eines Abends — wenige Tage vor seinem Erscheinen auf Achteby — in einem Weinhause befand, hörte er von zwei ihm nicht fern sitzenden unbekannten Männern des Civilstandes den Namen Staffelt nennen.

Wenn dieser Name nun auch häufig vorkommen mochte, ohne Personen der ihm bekannten Familie anzugehören, so erregte er doch seine Aufmerksamkeit und veranlaßte ihn, jene Unterhaltung zu belauschen. Aus letzterer erfuhr er dann, daß ein junger schleswig-holsteinischer Offizier dieses Namens mit der einzigen Tochter des reichen Herrn von Schmidt auf Achteby verlobt sei. Westergaard kombinirte rasch, daß er sowohl im Staffeltschen Hause, als von Frau von Stjernborg gehört habe, Emma's Bruder diene in der Insurgentenarmee, und daß es nun wohl möglich sei, die Familie habe sich auf das Schloß, mit dessen Besitzer sie befreundet geworden, zurückgezogen, um die Stürme dieser schweren Zeit daselbst an sich vorübertosen zu lassen.

Um über diese Vermuthung Gewißheit zu erhalten, erkundigte er sich genau nach den Verhältnissen Herrn von Schmidts und erfuhr leicht, daß dessen zukünftiger Schwiegersohn in der That ein Sohn des Schleswiger Advokaten sei, so wie, daß sich schon seit längerer Zeit der Letztere mit

seiner kranken Frau und zwei Töchtern auf dem Schlosse aufhalte. Der Kapitain faßte sogleich den Entschluß, sich Emma um jeden Preis wieder zu nähern; es handelte sich nur darum, einen Vorwand zu finden, der ihm den Zutritt auf Achteby öffnete. Auf eine freiwillige Einladung durfte er nicht rechnen, das wußte er wohl, er mußte sich also durch eine Ordre seiner Vorgesetzten einzuführen suchen.

Daß Lorenzen sich auf dem Schlosse wirklich versteckt halte, wußte er nicht, aber er hielt es nicht für ganz unmöglich. Mit kühner Stirn machte er dem Kommandanten von Tondern die Meldung, durch Zufall habe er in Erfahrung gebracht, jener desertirte Offizier verberge sich bei der Familie seiner Braut auf Achteby, und bewirkte dadurch die Ordre zur Verhaftung desselben, zu deren Vollziehung er sich bereitwilligst anbot; durch diese ganz aus der Luft gegriffene Behauptung wollte er weiter Nichts erreichen, als wieder mit Emma unter einem Dache wohnen zu können, denn er war gleichzeitig bevollmächtigt worden, falls der Deserteur nicht gefunden würde, sich mit seinem Detaschement in das Schloß und Dorf auf längere Zeit einzuquartieren, um von da aus Jenem nachspüren zu können.

Erst als Westergaard die Betroffenheit Herrn von Schmidts bemerkte, kam er auf die Ueberzeugung, Lorenzen sei wirklich im Schlosse verborgen, und nun überwog der Haß gegen den Lieutenant, der ihm, damals im Dorfe Satrup, einen recht ernstlichen Verweis des braven Generals zugezogen hatte, seinen bisherigen Wunsch, und er war entschlossen, Jenen zu verhaften; vielleicht war dies auch ein sicheres Mittel, sich zum Herren Emma's zu machen.

Der Kapitain hatte eigentlich nur, um den Schein vor seinen Leuten zu bewahren, daß Schloß und den Garten auf eine so zweckmäßige Weise mit Posten umstellen lassen, daß ein Entkommen des Bedrohten ganz unmöglich erschien;

er gratulirte sich jetzt zu dieser Maßregel. Seine Pläne waren schnell weitergesponnen; das Benehmen Herrn von Schmidts, für das sich persönliche Genugthuung zu holen er ernstlich gar keine Lust hatte, konnte den Vorwand zur Verhaftung der ganzen Bewohnerschaft des Schlosses, mindestens zu des letzteren längerer Bequartierung geben; daß es ihm gelingen werde, sich dann zum Tyrannen von Achteby zu machen, daran zweifelte er gar nicht. Er wäre also der besten Laune gewesen, hätte ihm nicht eine Ahnung zugeflüstert, die kurz vor seinem Eintreffen durch priesterlichen Segen Verbundenen seien keine Anderen als Lorenzen und Emma und Herr von Schmidt habe ihm das unrechte Brautpaar vorgestellt, welche Vermuthung dadurch bestätigt zu werden schien, daß, wie er wohl bemerkt hatte, Eugenie nicht den bräutlichen Myrthenkranz trug.

Vor allen Dingen handelte es sich jetzt für ihn darum, Lorenzen aufzufinden und zu arretiren, und er war entschlossen, bei der Haussuchung mit der äußersten Rücksichtslosigkeit zu verfahren, wie schon sein dem Sergeanten Jepsen ertheilter Befehl andeutete.

Sehen wir jetzt, was in dem Gartensalon vorgegangen war, nachdem Herr von Schmidt ihn wieder verlassen und die Thür hinter sich geschlossen hatte.

Alle Anwesenden standen einige Augenblicke lang, gelähmt von Schrecken, da; erst die auf dem Corridore laut gesprochenen Worte Herrn von Schmidts, die deutlich zu ihnen drangen, erinnerten sie daran, daß rasches Handeln zur Nothwendigkeit geworden sei. Fritz wollte auf die Corridorthür zustürzen und sie abschließen, aber Lorenzen, der kaltblütiger geblieben war, hielt ihn davon zurück; hätten die Dänen gehört, wie sich der Schlüssel im Schlosse drehte, so hätte ihr Verdacht zur Gewißheit werden müssen, und es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, die Thür gewaltsam zu öffnen.

Lorenzen hatte dagegen auf die Gartenthür gedeutet, und Alle begriffen ihn sogleich; während die Diener diese Thür vorsichtig öffneten, ging er schnell auf Frau Staffelt zu, die, bleich wie eine Leiche, in ihrem Sessel lag, küßte stumm ihre Hand, — zu sprechen durfte Niemand wagen — drückte dann die des Advokaten und wandte sich darauf zu Emma, die nach dem ersten Schrecken wunderbar entschlossen erschien.

„Ich werde Dich begleiten, ich kann Dich nicht verlassen, bis Du wenigstens eine Strecke vom Schlosse entfernt bist," flüsterte ihm Fritz zu.

Unglücklicherweise trug Lorenzen noch die Dragoneruniform, die ihn seinen Verfolgern auf den ersten Blick verrathen haben würde; er griff nach dem Säbel, den er abgelegt hatte, und drückte ihn mit flammenden Augen fest an sein Herz.

„Wo denkt Ihr hin?" rief ihnen Emma leise zu. „Jedenfalls wird man die Vorsicht gebraucht haben, alle Ausgänge des Schlosses und Gartens zu besetzen, wenn man gekommen ist, um hier Jemanden zu verhaften; nicht Gewalt, nur List kann helfen."

Die Männer mußten sogleich die Wahrheit dieser Bemerkung einsehen und standen unschlüssig still.

„Vertraue Dich mir an, Wilhelm," flüsterte sie ihm zu, — „ich weiß ein Mittel, Dich zu retten. Bleibe zurück, Fritz, ich bitte Dich darum!"

Fritz gehorchte, denn die Entschlossenheit seiner Schwester imponirte ihm unwillkürlich, und Lorenzen ließ sich von ihr durch die geöffnete Gartenthür fortziehen. Dieselbe wurde sofort wieder hinter ihnen geschlossen, und es war die höchste Zeit dazu, denn fast unmittelbar darauf traten der Kapitain und Herr von Schmidt von der anderen Seite in den Saal.

Draußen war es schon ziemlich dunkel, und glücklicher-

weise hatten die Dänen, um ihre Anwesenheit nicht vor der Zeit bemerkbar zu machen, sich nicht in den Garten hinein gewagt.

„Wohin willst Du mich führen, theuerste Emma?“ fragte der Flüchtling.

„In mein Schlafzimmer,“ antwortete sie, erröthend, was die Dunkelheit verbarg. „Ein Offizier, selbst ein Däne, wird die Gewalt nicht soweit treiben, es, aller Sitte und weiblichem Gefühle Hohn sprechend, öffnen zu lassen.“

Beide wußten noch nicht, daß sie es mit Kapitain Westergaard zu thun hätten.

„Wenn man es aber dennoch verlangte?“ fragte Lorenzen zweifelnd, während er seiner ihn eilig fortziehenden Frau folgte.

„Dann werde ich mich widersetzen. Was bleibt uns auch Anderes übrig?“

Von der Dunkelheit und den Gebüschen des Gartens beschützt, waren sie an eine kleine Thür gelangt, welche aus dem Garten in die im Souterrain gelegene Küche des Schlosses führte; glücklicherweise war sie nicht von innen verriegelt, wie Emma heimlich gefürchtet hatte.

Beide eilten durch die dunkeln Räume, die Treppe hinan, auf der sie leicht mit dem Kapitain zusammengetroffen sein würden, wenn derselbe das Anerbieten des Hausherrn, ihn in das Visitenzimmer zu führen, angenommen hätte. Gleich darauf betrat Lorenzen zum ersten Male das kleine heimliche Zimmer seiner Frau.

„Verhalte Dich, um Gotteswillen, ruhig, was auch draußen geschehen möge,“ bat sie, einen heißen Kuß auf seine Lippen drückend. „Ich stehe unter dem Schutze des Vaters und Fritzens, und übrigens wird kein Mann so roh sein, ein schwaches Weib gewaltsam zu behandeln.“

„Willst Du mich denn wieder verlassen?" fragte Lorenzen einigermaßen erstaunt.

„Gewiß; ich muß ja den Eingang zu diesem Zimmer vertheidigen; der Vater könnte sich bereden lassen, es zu öffnen, da er Dich wohl nicht hier vermuthet. Ich werde selbst dem dänischen Offizier gegenübertreten und mich anstrengen, ihm ein heiteres Gesicht zu zeigen; vielleicht gelingt es mir, ihn dadurch zu bestechen."

Lorenzen hatte nicht Zeit, einen Einwand gegen diese Absicht zu machen, denn Emma schlüpfte schnell aus der Thür und verschloß dieselbe; den Schlüssel behielt sie bei sich. Eine kleine Weile blieb sie stehen, um neue Kräfte zu sammeln; ihr Busen wogte stürmisch, und ihr Antlitz drückte grenzenlose Verzweiflung aus. Einige Augenblicke genügten indessen zu ihrer äußerlichen Beruhigung, und als sie beim Vorübergehen in ein Wohnzimmer trat und in den Spiegel blickte, war sie mit sich selbst zufrieden, denn sie vermochte scheinbar unbefangen zu lächeln.

Inzwischen hatte Kapitain Westergaard die geforderte Verstärkung von vier Soldaten erhalten, und Johann hatte, auf den Befehl seines Herrn, sämmtliche Schlüssel aus dessen Zimmer geholt.

„Wir können an's Werk gehen," meinte der Kapitain kalt.

„Wie es Ihnen beliebt," erwiderte der Hausherr kurz.

„Beginnen wir mit dem Garten, indessen das Haus besetzt bleibt. Sergeant Jepsen, ich mache Sie dafür verantwortlich, daß kein Mensch das Gebäude verläßt."

„Ich werde dafür sorgen, Herr Kapitain."

Das dänische Detaschement war beinahe eine halbe Kompagnie stark, reichte also vollkommen hin, die sorgfältigste Controlle auszuüben. Herr von Schmidt schritt düsteren Blickes neben den unwillkommenen Gästen her; als er die getroffenen Anstalten sah, verzweifelte er an der Rettung Lorenzens,

wenn es demselben, was sehr unwahrscheinlich war, nicht schon gelungen sein sollte, das Schloß weit hinter sich zu lassen; er begriff nicht, welchen Weg er aus dem Gartensalon eingeschlagen haben könne.

Der Kapitain ließ jeden Strauch des Gartens, obgleich dieselben noch blätterlos waren, auf das Genaueste untersuchen, wobei er seine Schildwachen immer näher an das Schloß heranzog. Als er an die kleine Thür kam, durch die Lorenzen und Emma wieder in das Innere des Gebäudes gelangt waren, blieb er stehen und fragte in scharfem Tone:

„Wohin führt dieser Eingang?“

„In die Schloßküche,“ erwiderte Herr von Schmidt unbefangen, obgleich auch ihm die Möglichkeit einleuchtete, daß das verschwundene Paar diesen Weg genommen habe.

Westergaard bückte sich plötzlich schnell und hob Etwas vom Boden auf; es war ein kleiner Zweig blühender Myrthe, der sich aus dem Kranze Emma's abgestreift hatte, als sie durch die niedrige Thür eingetreten war. Der Kapitain spielte, eigenthümlich lächelnd, mit diesem Corpus delicti, das Herr von Schmidt zu seinem Schrecken erblickte; er zweifelte jetzt nicht mehr, daß Lorenzen noch im Hause versteckt sei.

Auf Verlangen des Kapitains mußte die Küchenthür von innen geöffnet werden, die Visitirenden traten ein und durchstöberten jeden Winkel des Souterrains; ein Paar Mal versicherte Westergaard den Hausherrn, gleichsam zum Hohne, daß er durchaus nicht an dessen Einverständniß mit dem Verbrecher, wie er Lorenzen titulirte, glaube, aber überzeugt sei, derselbe habe sich hier verborgen. Herr von Schmidt antwortete darauf mit verächtlichem Stillschweigen.

Nachdem das Souterrain vergeblich abgesucht worden war, kam das Erdgeschoß an die Reihe; in den Mienen

des Offiziers und seiner Soldaten begann sich bereits Ungeduld zu zeigen.

Die im Gartensalon Versammelten hatten die Zwischenzeit benutzt, denselben zu verlassen; man hatte Frau Staffelt, die wieder schwer zu leiden schien, auf ihr Zimmer getragen, hatte sie aber nicht bewegen können, sich niederzulegen. Der Advokat, Eugenie und Clara waren bei ihr geblieben; Emma kehrte absichtlich nicht zurück, bevor sie ihren Vorsatz, sich dem dänischen Offizier vorzustellen, ausgeführt hatte, weil sie durch den Anblick der Mutter wieder schwach zu werden fürchtete. Auch Fritz fehlte; er hatte sich in die Ställe geschlichen und sattelte daselbst eigenhändig das beste Reitpferd Herrn von Schmidts; er dachte, dies könne für alle Fälle gut sein.

Kapitain Westergaard schritt mit seinen Begleitern im unteren Stockwerke des Schlosses von Zimmer zu Zimmer, ohne eine Spur, die auf Lorenzens frühere Anwesenheit gedeutet hätte, zu entdecken, denn Emma hatte sich beeilt, alle solche zu entfernen. Jetzt kam sie selbst — natürlich hatte sie den Brautkranz abgelegt — den Corridor entlang gerade auf die fremden Gäste und Herrn von Schmidt zu; der Ausdruck ihres Gesichts war ruhig und heiter, nur sprach sich die Verwunderung über das sonderbare Treiben Jener darin aus. Sie ahnte immer noch nicht, daß der dänische Offizier kein Anderer als Westergaard sei, denn sie hatte seit dem Verlassen des Gartensalons noch Niemand von der Familie gesprochen.

Plötzlich sah sie sich diesem gefürchteten und gehaßten Manne gegenüber, und der erste Gedanke, der sie durchzuckte, war, daß es vergebene Mühe von ihrer Seite sein würde, ihn zu täuschen, und daß Lorenzen in der größten Gefahr vor diesem gewiß unversöhnlichen Feinde schwebe. Ihr Gang stockte, denn die Füße versagten ihr den Dienst, alles

Blut wich aus ihren Wangen, und sie stand, am ganzen Körper leise zitternd, vor dem Kapitain, unfähig, ihren Vorsatz, sich ganz unbefangen zu zeigen, auszuführen.

Auch Westergaard stutzte bei ihrem Anblicke, obgleich er denselben ja gerade gesucht hätte; er war überzeugt, daß sie ihn an die Schuld, in der er noch bei ihr und der ganzen Familie stand, erinnern werde, und das war ihm nach dem Vorgefallenen in Herrn von Schmidts Gegenwart doppelt peinlich. Dieses Gefühl der Scham verstand er aber schnell genug zu besiegen; indem er seine ganze Frechheit schnell zu Hülfe rief, ging er ihr schnell, eine freudig überraschte Miene annehmend, entgegen.

„Welche freudige Ueberraschung, Sie hier zu treffen, mein Fräulein!" redete er sie an, indem er nach ihrer Hand faßte, die sie indessen leise zurückzuziehen noch Kraft genug fand. „Mein Gott, jetzt fällt mir auf, daß Herr von Schmidt mir den glücklichen Bräutigam in diesem Hause als Herrn Staffelt vorstellte, — ohne Zweifel Ihr Herr Bruder?"

Emma vermochte nur, bejahend den Kopf zu senken, dann schlug sie die Augen mit einem Blicke, der ihre ganze innere Angst ausdrückte und zu fragen schien, ob sie es mit einem Freunde oder Feinde zu thun habe, zu ihm auf.

Die Mienen Westergaard's veränderten sich plötzlich; als ob er sich jetzt erst wieder des Zweckes, der ihn hierher geführt hatte, erinnere, wurden sie ernst und bedauernd.

„Ich verstehe Ihre Befangenheit, Ihren Kummer, Fräulein Staffelt," sagte er nur so laut, daß sie allein ihn hören konnte, — „denn ich zweifle jetzt fast nicht mehr daran, daß mir der unselige Auftrag geworden ist, denselben Lieutenant Lorenzen hier zu verhaften, der, wie Sie mir mittheilen, in einem nahen Verhälnisse zu Ihnen steht."

Die Unverschämtheit des Kapitains empörte Emma so tief, daß sie die Sprache und ihre Haltung wiederfand.

„Haben Sie wirklich noch daran gezweifelt, Herr Kapitain?“ fragte sie mit einem Blicke, der ihre Gefühle vollständig errathen ließ.

„Dieser Name kommt so häufig vor,“ entschuldigte sich der Däne, — „daß ich mich der Hoffnung hingegeben hatte, es mit einer anderen Persönlichkeit als der Ihres Verlobten zu thun zu haben.“

„Meines Gatten,“ verbesserte Emma stolz.

Der Kapitain zuckte leicht zusammen und biß sich auf die Lippen.

„Sie sind“ —

„Schon seit mehreren Monaten verheirathet,“ ergänzte sie ruhig. „Täuschten Sie sich auch damals in der Person, als Sie meinen Verlobten, den Lieutenant Lorenzen, dem Tode durch Henkershand überliefern wollten?“

„Gewiß,“ erwiderte Westergaard rasch, ohne auf die Bitterkeit ihres Tones zu achten; — „mein Gefühl wäre sonst in schlimme Collision mit meiner Pflicht gekommen.“

Emma machte eine Bewegung, als wolle sie sich verächtlich von ihm abwenden.

„Sie verkennen mich, gnädige Frau,“ flüsterte er, noch näher an sie hinantretend. „Wenn Sie mir volles Vertrauen schenken wollten, würde ich wahrscheinlich Gelegenheit finden, Ihnen zu beweisen, daß die Dankbarkeit in meinem Herzen nicht erstorben ist.“

Seine Worte klangen so aufrichtig, daß Emma noch einmal zweifelnd auf ihn blickte, aber dieser Zweifel schwand sogleich wieder, denn sie hatte die lauernde Ungeduld in den Zügen des Kapitains bemerkt.

„Wünschen Sie etwa, daß ich Ihnen den jetzigen Aufenthalt meines Gemahls angebe?“ fragte sie.

„Das würde mir die Möglichkeit geben, ihn in diesem

Hause nicht zu finden," antwortete Westergaard, mit einem Hoffnungsblitze im Auge.

„In diesem Hause?" wiederholte die junge Frau mit vortrefflich erheuchelter Verwunderung. „Sie scherzen, Lorenzen befindet sich augenblicklich in Altona."

Der Kapitain schleuderte einen Blick des Zornes auf sie; er begriff vollkommen, daß sie weit davon entfernt war, ihm ihr Vertrauen zu schenken, und zweifelte jetzt weniger als je, daß der Gesuchte im Schlosse versteckt sei, aber er zwang sich zum freundlichen Lächeln, als er langsam, jedes einzelne Wort betonend, sagte:

„Dann hält mich ja keine Rücksicht ab, meiner Pflicht im vollsten Maße nachzukommen; auch kann es Herrn von Schmidt, da es zu seiner vollkommensten Rechtfertigung gereicht, nur wünschenswerth sein, wenn wir mit der peinlichsten Sorgfalt zu Werke gehen. Ich schätze mich glücklich, im Voraus zu wissen, daß ich nicht finden werde, was ich zu suchen gezwungen bin."

Dabei verbeugte er sich kalthöflich gegen Emma und wandte sich wieder zu seinen Begleitern.

Die Revision wurde fortgesetzt, und die junge Frau, entschlossen, nicht vom Platze zu weichen, hatte den Arm Herrn von Schmidts, der über ihr Erscheinen nicht wenig verwundert gewesen war, genommen und unterhielt sich mit dem alten Herrn so ruhig als sie vermochte. Der Kapitain beobachtete sie heimlich scharf, dennoch gelang es ihr, dem Edelmanne zuzuflüstern, Lorenzen befinde sich in ihrem Zimmer; auch er suchte seine Besorgniß zu verbergen.

Die Dänen stiegen, von dem Hausherrn geführt, in die obere Etage hinauf, wo ihnen bereitwilligst alle Räume geöffnet wurden. Es blieben nur noch die Zimmer der Damen übrig; Herr von Schmidt theilte dies dem Kapitain mit dem Bemerken mit, daß Frau Staffelt sich in dem ihrigen

befinde und, bei ihrem Leiden, durch den Besuch der Soldaten so erschreckt worden sei, daß man wohl aus Rücksichten der Menschlichkeit davon abstehen werde, ihr eine neue Aufregung zu bereiten.

Zweifellos glaubte Westergaard dadurch auf die richtige Spur Lorenzens gekommen zu sein, denn achselzuckend erwiderte er, wobei er nicht verfehlte, die möglichste Höflichkeit und Sanftmuth in seinen Ton zu legen, daß der Zweck der ganzen Visitation vereitelt sei, wenn ihm nicht jede Räumlichkeit zu betreten erlaubt würde, daß er aber jede erdenkliche Schonung walten zu lassen sich verpflichtet fühle und sich mit einem Blicke in das Gemach begnügen werde.

Da er, aller Vorstellungen ungeachtet, bei diesem Entschlusse blieb, ersuchte Herr von Schmidt Emma, ihre Mutter auf den flüchtigen Besuch des Kapitains vorzubereiten.

Die junge Frau warf einen Blick unverhohlenen Abscheues auf den Kapitain, der ihn gar nicht zu bemerken schien, und betrat das Zimmer ihrer Mutter; ihr Muth stählte sich, je näher und dringender die Gefahr an sie und Lorenzen hinantrat.

„Würden Sie die Güte haben, mir inzwischen die anderen Damengemächer öffnen zu lassen?“ fragte der Kapitain den alten Herrn, der dadurch in keine geringe Verlegenheit gerieth.

Emmas und Eugeniens Zimmer befanden sich dicht neben dem Frau Staffelts; man stand nur wenige Schritte von den Thüren, die sich auf denselben Corridor öffneten, entfernt.

„Jedenfalls würden wir der Erlaubniß der Damen dazu bedürfen,“ meinte Herr von Schmidt.

„Mein Herr,“ erwiderte ihm Westergaard, dem viel daran gelegen war, seinen Zweck noch vor Emmas Wiederkehr zu erreichen, weil er ihren Widerstand fürchtete, der

ihn doch in eine sehr unangenehme Lage bringen mußte, sehr bestimmt und dringend, — „diese Nothwendigkeit wird in Abwesenheit der Damen um Vieles weniger peinlich, und da Sie der Herr des Hauses sind, so kann ich mich nur an Sie halten."

„Aber ich besitze nicht die Schlüssel."

„Wollen Sie dieselben fordern? — Sie würden am besten thun, die Damen fernzuhalten."

„Und wenn diese sich weigern?"

„Dann werde ich von dem Rechte, das mir meine Ordre giebt, ohne Umstände Gebrauch machen."

„Bedenken Sie, Herr Kapitain —"

„Ich handle nicht bedachtlos!" fuhr Westergaard, der sich vor Ungeduld kaum noch zu halten vermochte, barsch heraus. „Wenn diese Thüren innerhalb fünf Minuten nicht geöffnet sind, so lasse ich sie gewaltsam aufbrechen, — mein Wort darauf!"

Herr von Schmidt verbiß die zornige Erwiderung, die ihm schon auf der Zunge schwebte, denn er sah ein, daß er die Dänen, welche die drohendsten Mienen machten, dadurch nur noch mehr erbittern würde und daß er nicht im Stande sei, der Gewalt zu begegnen; er sah sich ängstlich nach Emma um. Warum kehrte sie nicht wieder? es ließ sich, wie auch sie berechnet hatte, doch hoffen, daß die rohen Männer vor ihrer Weiblichkeit mehr Respekt haben würden.

„Ich habe Ihnen das letzte Wort gesagt," meinte der Kapitain, dessen Augen unheimlich glühten, und zog die Uhr aus der Tasche.

„Sie handeln nicht wie ein Offizier!" entfuhr dem alten Herrn.

„Gottes Tod, Herr! Sie wagen zu viel!" rief Westergaard, seine erkünstelte Fassung ganz verlierend.

Lorenzen mußte diese Unterhandlung, die ihm fast gar

keine Hoffnung mehr ließ, in dem Zimmer seiner Frau deutlich vernommen haben.

Die zu dem letzteren führende Thüre flog, von innen geöffnet, auf einmal auf, und die in der ersten Betroffenheit zurückweichenden Dänen sahen einen schleswig-holsteinschen Dragoner vor sich, der, schnell wie der Blitz, sich mit geschwungenem Säbel eine Bahn durch sie brach, ehe sie noch auf den Gedanken kamen, gegen ihn von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und der ihren Augen im nächsten Momente, die Treppe hinabeilend, wieder entschwand.

Kapitain Westergaard stieß einen Schrei aus; derselbe klang eher, als sei er von Schmerz wie von Wuth hervorgerufen worden; man sah ihn gegen die Wand zurücktaumeln und einen Blutstrom über sein Gesicht stürzen.

Lorenzen war in wenigen Sätzen die Treppe hinabgeeilt und blickte sich wild nach allen Seiten um; er war vollständig darauf vorbereitet, dem Widerstande, den ihm die Uebermacht entgegensetzen würde, zu unterliegen, denn eine andere Möglichkeit war wohl kaum vorhanden, aber augenblicklich zog er den Tod auch bei Weitem der Gefangenschaft, die er schon einmal so bitter gekostet hatte, vor, wußte er doch, daß sich seine Lage gegen damals noch bedeutend verschlimmert hatte.

Kein Wort Kapitain Westergaards, den er, zu seiner keineswegs angenehmen Ueberraschung, an der Stimme erkannte, war ihm in dem Zimmer seiner Frau entgangen, und er bereute, sie dem Kampfe mit diesem Menschen überlassen zu haben; derselbe konnte nur zu ihrer tiefsten Demüthigung führen, und er hielt sich verpflichtet, Dem um jeden Preis zuvorzukommen; daß das Zimmer gewaltsam geöffnet würde und er dann verloren sei, war ja ohnehin schon so gut als gewiß.

Da faßte er den verzweifelten Entschluß, seinem Säbel

und dem Zufalle zu vertrauen, und führte ihn auch ohne weiteres Bedenken aus.

Sowohl sein gewiß gerechtfertigter Haß gegen Westergaard als die Ueberzeugung, daß Viel damit gewonnen sei, wenn dieser unschädlich gemacht würde, ließen ihn absichtlich jenen Hieb auf den überraschten Kapitain führen, der demselben beinahe den Kopf spaltete. Lorenzen sah seinen Feind bei der Eile, die er hatte, nicht einmal mehr taumeln, aber er fühlte, zu seiner großen Befriedigung, daß er ihn getroffen habe.

Auf dem Hausflure im Erdgeschosse angekommen, sah er einen Posten an der auf den Hof führenden Thür stehn; ohne Zögern stürzte er sich auf den Soldaten, der vor dem wie ein Rasender Daherstürmenden scheu zurückwich, stieß ihn bei Seite und war im Freien. Der Soldat hatte sich inzwischen erholt und gab auf ihn, der erst wenige Schritte von ihm entfernt war, Feuer; Lorenzen achtete gar nicht darauf, daß die Kugel dicht an seinem Ohre vorübersauste. Glücklicherweise hatten sich die übrigen Dänen, die nicht das Haus und den Garten besetzt hielten, in den Scheunen und Wirthschaftsgebäuden zerstreut; dem Flüchtigen stand der Weg in das freie Feld offen, aber was konnte ihm dies bei der Menge der mit Schießgewehren bewaffneten Verfolger nützen? Dennoch versuchte er ihn einzuschlagen, ohne sich umzusehen.

Da hörte er den ängstlichen Zuruf seines Schwagers Fritz, der sich bemühte, das gesattelte Pferd aus dem Stalle zu ziehn. Im nächsten Augenblicke schon saß er im Sattel; die beiden Freunde wechselten nur ein kurzes „Adieu!“ und „Sorge für Emma!“ setzte Lorenzen hinzu.

Dänische Soldaten, durch den Schuß aufmerksam gemacht, eilten von allen Seiten herbei und sahen noch den in voller Carriere aus dem Hofthore sprengenden Reiter.

Glücklicherweise zögerten sie, auf ihn zu schießen, da seine Uniform sie irre machen mochte, und erst als Sergeant Jepsen, der den Kopf nicht so leicht verlor, ihnen zurief, Feuer zu geben, knallten mehre Schüsse durcheinander, die, in der Eile abgefeuert, ihr Ziel weit verfehlten. Eine Menge von Leuten stürzte dem Flüchtigen zu Fuß nach, was ein ganz zweckloses Beginnen war, — Lorenzen hatte sich gerettet.

In dem Schlosse herrschte die wildeste Verwirrung; Fritz war vorsichtig genug, dieselbe zu benutzen und sich unbemerkt in das Haus zurückzubegeben; Niemand hatte gesehen, wie er dem Flüchtlinge das Pferd zuführte.

Kapitain Westergaard lag ohnmächtig in den Armen seiner erschrockenen Leute, die gar nicht an eine Verfolgung Lorenzens dachten; Herr von Schmidt war zu einer Bildsäule erstarrt.

Laute Klagerufe, die aus dem nahen Gemache Frau Staffelts kamen, gaben ihm erst wieder Leben und Bewegung; er stürzte in das Zimmer.

Ein trostloses Bild entrollte sich vor seinen Augen. Die alte Dame lag, wachsbleich und mit weit geöffneten, starren Todtenaugen, regungslos in ihren Sessel zurückgelehnt, und alle sie Umgebenden jammerten laut: „Sie stirbt! sie ist todt!"

Emma kniete vor ihr, in Thränen aufgelöst, und bedeckte ihre Hände mit heißen Küssen, ihre Schwester wehklagte, am Halse der Mutter hängend, und Herr Staffelt und Eugenie stützten deren zurückgesunkenes Haupt.

Frau Staffelt war todt.

Der Arzt hatte nur zu richtig prophezeit, daß ihre geschwächten Nerven eine neue Gemüthserregung nicht mehr ertragen würden, und was sie seit einer Stunde hatte erleben müssen, war zu bitter und hart für sie gewesen. Emma hatte nicht mehr gewagt, ihr das Verlangen Kapitain Wester-

gaards mitzutheilen, denn sie fand sie bereits im bedenklichsten Zustande; deshalb war sie auch nicht so schnell, wie Herr von Schmidt erwartete, zu ihm zurückgekehrt. Die Kranke, die nur noch leise zu röcheln vermochte, gab zu verstehen, daß sie mit den heftigsten Schmerzen zu kämpfen habe, und als der Lärmen draußen auf dem Corridor entstand und unmittelbar darauf die Gewehrschüsse fielen, hatte sie mit einem schwachen Aufschrei den Geist von sich gegeben.

Welche herzbrechende Pein bereiteten diese Augenblicke Emma! — sie konnte die sterbende Mutter nicht verlassen, und doch ahnte sie, daß das Schicksal ihres Gatten so eben im Begriff stehe, sich zu entscheiden. Sie wagte nicht einmal eine Frage an Herrn von Schmidt zu richten.

Da stürzte Fritz mit dem jubelnden Rufe in das Zimmer: „Er ist gerettet!"

Aber der Anblick, den er hatte, bannte ihn fest; Alles um sich her vergessend, stürzte er zu den Füßen der todten Mutter nieder und barg schluchzend sein Gesicht in ihren Schooß. —

Draußen wurde ungestüm nach dem Hausherrn gerufen. Tief erschüttert wandte Herr von Schmidt der traurigen Scene den Rücken und verließ das Zimmer. Unter wilden Drohungen umringten ihn die Soldaten und verlangten von ihm Hülfe für ihren verwundeten Offizier; er versicherte sogleich seine Bereitwilligkeit dazu, wies ein Zimmer zur Aufnahme des Kapitains an und entsandte einen reitenden Boten nach der Stadt. Sergeant Jepsen, der übrigens ein vernünftiger Mann war, mußte seine ganze Autorität aufbieten, um den alten Edelmann vor Mißhandlungen und das Haus vor Demolirung durch die erbitterten Soldaten zu schützen.

## Fünfzehntes Kapitel.

Als der aus Tondern herbeigeholte Arzt auf Achtebty ankam, war es schon beinahe Mitternacht geworden, aber noch dachte Niemand im Schlosse daran, zu schlafen.

Sergeant Jepsen, der jetzt das Kommando übernommen hatte, schien die Dinge ganz so anzusehen, als ob er vor dem Feinde stehe, vielleicht nicht ganz ohne Grund, denn die Bauern des nahen Dorfes, die ihrem Gutsherren sehr ergeben und durchgängig deutsch gesinnt waren, zeigten sich, sobald die Kunde, daß auf dem Schlosse etwas Außerordentliches vorgefallen, zu ihnen gedrungen war, sehr aufgeregt und ließen Worte darüber fallen, daß sie die vermuthete Abführung Herrn von Schmidts nach Tondern nicht gutwillig dulden würden. Ein Widerstand wäre dem nicht unansehnlichen Militairdetaschement gegenüber freilich zweifellos vergeblich gewesen, und der alte Edelmann hatte dann auch Johann mit der Weisung in das Dorf geschickt, die Leute zur Ruhe zu ermahnen.

Nur die Hälfte der Soldaten war in die Wirthschaftsgebäude einquartiert worden, die übrigen hielten das Schloß noch immer auf allen Seiten besetzt. Der kommandirende Sergeant, der sich übrigens höflicher und rücksichtsvoller benahm als sein Kapitain, hatte Herrn von Schmidt eröffnet, daß er bis auf Eingang weiterer Ordres ihm und seiner Familie nicht gestatten könne, das Schloß zu verlassen, und ein Soldat war beritten gemacht und mit dem schriftlichen Berichte des Vorgefallenen nach Tondern geschickt worden; es ließ sich erwarten, daß von dorther am nächsten Morgen ein anderer Offizier, um Kapitain Westergaard zu ersetzen, mit auf den Fall bezüglichen Instruktionen eintreffen werde.

Der verwundete Kapitain war so bequem als möglich

gebettet und vorläufig verbunden worden; er gab nur schwache Lebenszeichen von sich. Als der Arzt endlich anlangte und die Wunde sorgfältig untersucht hatte, erklärte er, daß dieselbe dem Anscheine nach nicht allzu gefährlich sei und jedenfalls nicht den Tod herbeiführen werde, daß sich aber erst nach dem Erwachen Westergaards aus der Bewußtlosigkeit werde feststellen lassen, ob die Erschütterung nicht nachtheilige Folgen auf das Gehirn gehabt habe; mit nicht ganz verheimlichter Schadenfreude flüsterte der Doktor Herrn von Schmidt zu, Lorenzen habe einen ächt schleswig-holsteinischen Hieb auf den harten Dänenkopf geführt.

Der Edelmann war von schwerer Sorge erfüllt, denn er konnte mit Gewißheit annehmen, daß er in eine langwierige Untersuchung verwickelt werden würde; er konnte jetzt nicht einmal mehr leugnen, daß der sogenannte Deserteur und Insurgent in dem Hause mit seinem Wissen Aufnahme gefunden habe, denn zweifellos würde man dem Pfarrer, der die Trauung vollzogen hatte, und der Dienerschaft eine solche Aussage abgezwungen haben.

Die übrigen Familienmitglieder waren, in ihrem Schmerze um den Tod Frau Staffelts und der Besorgniß um Lorenzens Schicksal, ganz außer Stande, an sich selbst zu denken; die Frauen wurden von den der Todten zu erzeigenden letzten Pflichten ganz in Anspruch genommen, und der Advokat, sowie sein Sohn, waren in düsteres Hinbrüten versunken. Ein so großes Unglück lähmt fast immer die Spannkraft des Geistes, und nur die längere oder kürzere Dauer dieses apathischen Zustandes hängt von dem Grade der männlichen Kraft und des Muthes ab.

Erst als es mit dem Morgengrauen im Schlosse stiller geworden war, fanden sich die drei Männer behufs einer Berathung zusammen; das Resultat derselben war, daß man ruhig abwarten müsse, welche Maßregeln die Dänen treffen würden.

In den ersten Vormittagsstunden traf der zur Vertretung Kapitain Westergaards bestimmte Offizier ein, und Herr von Schmidt überzeugte sich, zu seiner großen Beruhigung, bald, daß er es mit einem durchaus gebildeten und wohlwollenden Manne zu thun habe; das Schloß und seine Bewohner waren nun auch vor den Soldaten gesichert, die im Laufe der Nacht noch manche Drohung, die Verwundung ihres Führers zu rächen, ausgestoßen hatten.

Der neue Kommandant, dem das Schicksal der Familie wirklich zu Herzen zu gehen schien, — Herr von Schmidt hatte ihm die ganze Wahrheit erzählt — machte sich sogleich an die Abfassung seines Berichtes, den er so günstig zu stellen versprach, als nur möglich sei; dadurch mußte dem alten Edelmanne manche schwere Unannehmlichkeit erspart werden.

Schon am Nachmittage traf der Bescheid der Behörden von Tondern darauf ein; Schloß Achtebÿ sollte einstweilen noch von einem kleinen Detaschement besetzt bleiben, der Besitzer wurde verpflichtet, dasselbe auf seine Kosten zu unterhalten und für die Herstellung Kapitain Westergaards Sorge zu tragen, und außerdem war eine Untersuchung wegen Aufnahme des Deserteurs und seiner Einwilligung in die heimliche Trauung gegen ihn eröffnet, die, der milden Form der Anklage nach zu schließen, nur das Ergebniß seiner Verurtheilung zu einer Geldstrafe liefern konnte; Advokat Staffelt wurde angewiesen, sich sofort nach erfolgtem Begräbnisse seiner Frau mit seinen Kindern nach seinem Wohnorte Schleswig zu begeben.

Ein günstigerer Ausgang der Sache war nicht zu erwarten gewesen und dieser hier allein dem wohlwollenden Berichte des dänischen Offiziers zuzuschreiben, der übrigens auch strenge Mannszucht unter seinen Leuten hielt.

Am dritten Tage nach der Katastrophe auf Achtebÿ

fand daselbst eine traurige Feierlichkeit statt, nämlich die Beerdigung der Leiche Frau Staffelts auf dem Dorfkirchhofe; wir brauchen den Schmerz ihrer Angehörigen nicht zu schildern; diese hatten ihren hohen Werth stets anerkannt, und der Advokat verlor in ihr eine treue, sorgende Gattin, die Geschwister die zärtlichste Mutter. Herr von Schmidt und seine Tochter erschienen nicht weniger gebeugt, zumal die Trennung von ihren bisherigen, ihnen so werthen Hausgenossen bevorstand; vor ihnen Allen lag die Zukunft ja noch so dunkel und tief verschleiert, daß die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen nicht recht Platz gewinnen wollte. Emma war jetzt frei von anderen Pflichten als den ihrem Gatten schuldigen und entschlossen, ihm nachzureisen, sobald sie seinen jetzigen Aufenthalt wüßte; daß er ihr davon noch keine Nachricht gegeben hatte, beunruhigte sie sehr.

Was Fritz anbetraf, so beabsichtigte er, aus den schon früher angegebenen Gründen, freiwillig das Vaterland zu verlassen, und wollte zunächst seine Schwester zu ihrem Gatten begleiten.

Dem Advokaten, der auch schon vor der Zeit zu altern anfing, stand also das traurige Loos bevor, allein zurückzubleiben und sich mit den dänischen Chikanen herumzuschlagen. Seine Kinder hatten den Versuch gemacht, ihn ebenfalls zur Auswanderung zu überreden, aber nicht allein die Opfer an seinem Vermögen, die er dabei hätte bringen müssen, sondern seine patriotischen Gesinnungen, an die er sich jetzt, durch das Unglück innerlich verbittert, mit fast eigensinniger Hartnäckigkeit anklammerte, hielten ihn davon ab. Er pflegte auf alle Vorstellungen einfach zu erwidern, daß er mit seinem Vaterlande stehen und fallen wolle.

Die Familie war von dem Begräbnisse auf das Schloß zurückgekehrt, wo sie bereits den bepackten Reisewagen vorfand; Aller Trauer war zu tief, als daß sie ihr viel Worte

hätten geben können; man reichte sich zum Abschiede stumm die Hand, nur Eugenie weinte in heftiger äußerlicher Aufregung am Halse ihres Verlobten.

Niemand achtete darauf, daß der alte Johann sich leise in das Zimmer geschlichen hatte, bis er sich Emma näherte und ihr heimlich ein Briefchen überreichte. Wie er erklärte, hatte er dasselbe durch einen Bauern, der von Süden gekommen, zur Besorgung erhalten.

Emma schrak zusammen, denn sie erkannte an der ihren Namen führenden Addresse Lorenzens Handschrift. Mit fliegender Hast erbrach sie das Couvert.

Ihr Gatte schrieb von dem ersten kleinen Dorfe, das er jenseits der Eider erreicht hatte: unverfolgt war er nach scharfem Ritte daselbst angekommen, vorläufig also vor den Dänen in Sicherheit; er wollte sich nun sofort nach Hamburg begeben, um daselbst seinen ehemaligen Rittmeister und Welffen aufzusuchen und einen entscheidenden Beschluß für seine Zukunft zu fassen; zwar deutete er seine Sehnsucht nach der Vereinigung mit seiner jungen Frau an, bat sie aber selbst, zuvor die ebenso heiligen Pflichten gegen ihre Mutter, deren Ableben er noch nicht ahnte, zu erfüllen.

Emma nahm keinen Anstand, die unter diesen traurigen Umständen immer noch erfreuliche Nachricht den Uebrigen mitzutheilen, und fügte mit einem fragenden Blicke auf ihren Vater sogleich hinzu, daß sie sich nun nur wenige Tage in Schleswig aufzuhalten gedenke, um dann ihrem Gatten zu folgen. Der Advokat nickte dazu mit schmerzlicher Resignation.

Eine Viertelstunde später fuhr die Staffeltsche Familie von Achteby ab; Eugenie hatte sich wenigstens einigermaßen ihre Fassung zu bewahren gewußt, aber sie brach hinterher, beinahe so trostlos wie damals, als Fritz sie zum ersten Male verlassen hatte, in den Armen ihres Vaters zusammen.

Der Advokat war mit einem Passe der dänischen Behörden versehen, und seine Reise nach Schleswig stieß daher nicht auf Schwierigkeiten. Das Wiedersehen der alten Heimath war aber kein freudiges. Eine starke Einquartierung von Soldaten hatte das Haus auf Friedrichsberg belegt, alle Geschäfte standen fast gänzlich still, und auf den Mienen aller Deutschen las man die tiefste Niedergeschlagenheit.

Die Stadt war in Belagerungszustand erklärt worden, und derselbe wurde mit der größten Strenge ausgeübt. Nach neun Uhr Abends durfte sich kein Bürger mehr auf den Straßen sehen lassen, ohne Erlaubniß Niemand die Stadt verlassen; die ganze Einwohnerschaft wurde als Gefangene behandelt und hatte die schwersten Lasten zu tragen; Haussuchungen und Verhaftungen gingen noch immer vor sich.

Die Amnestie war allerdings schon erlassen worden, aber die Entflohenen oder Verbannten hatten, nach wörtlicher, öffentlich bekannt gemachter Vorschrift, folgendes demüthigende Gesuch an den König einzureichen:

„N. N. sucht allerunterthänigst um Erlaubniß, nach dem Herzogthum Schleswig zurückkehren zu dürfen:

„An den König!

„Der Unterzeichnete, welcher seine Heimath unter „den Unruhen der letzten Jahre verlassen hat, sehnt sich „nun danach wieder zurückzukehren, um unter Euer Majestät mildem und gerechten Scepter und unter meiner „rechtmäßigen von Eurer Majestät eingesetzten Obrigkeit „zu leben. Ich wage es deshalb hierdurch allerunter„thänigst um die allergnädigste Erlaubniß zu suchen, „meinen Aufenthalt wieder in dem Herzogthum Schleswig „nehmen zu dürfen, unter den Bedingungen, welche „Euer Majestät mir vorzuschreiben allergnädigst geruhen „möchten.“

Glücklicherweise konnte von Herrn Staffelt, da er ja die Grenzen des Herzogthums nicht überschritten hatte, eine solche Erklärung nicht verlangt werden; wahrscheinlich würde er sich dazu nicht entschlossen haben. Aber Fritz sollte nicht allein das Bekenntniß, daß er sich schuldig fühle, ablegen und um Verzeihung bitten, sondern es wurde ihm auch amtlich eröffnet, er möge sich schleunigst freiwillig zum Eintritte in die dänische Armee melden, in welchem Falle er einigermaßen auf Berücksichtigung seiner bisherigen Militairstellung rechnen könne, sonst werde er gleich jedem dienstpflichtigen Rekruten ausgehoben und behandelt werden.

Es hatte den jungen Mann schwere Ueberwindung gekostet, auf dem Polizeiamte, wo ihm diese Eröffnung gemacht wurde, äußerlich seine Ruhe zu bewahren, nur hatte er nicht verhindern können, daß ihm glühende Röthe verrätherisch in das Antlitz stieg. Der dänische Polizeimeister, der sich durch seine Umgebung geschützt fühlte, lächelte dazu höhnisch, und sein tückischer Blick schien zu sagen, daß er ein scharfes Augenmerk auf den ehemaligen Insurgenten-Offizier, dessen Gefühle sich verrathen hatten, zu richten gedenke. Er erklärte ihm, daß er in dreimal vierundzwanzig Stunden seine Antwort erwarte, und Fritz, der die Zähne fest aufeinanderbeißen mußte, um nicht mit einer Erklärung hervorzubrechen, die ihn unfehlbar unglücklich gemacht haben würde, entfernte sich stumm.

Das Blut wogte gewaltsam in ihm, als er über die Straße ging; Alles, was er sah und hörte, mußte diese Aufregung noch steigern. Nur selten begegnete er einen Bekannten, die sich in ihren Häusern zurückgezogen hielten, wenn sie nicht die dringendsten Geschäfte herausriefen, überall aber wimmelte es von dänischen Soldaten. Hier und da, wo ein Däne oder ein unpatriotischer, feiger Deutscher wohnte, wehte die rothe Flagge mit dem weißen Kreuze Dänemarks am Hause, und das alte Schloß Gottorf, das so reizend

auf der kleinen Schleiinsel liegt, schien ihm heute düster in die Stadt hineinzublicken, denn er wußte, daß diese Residenz der angestammten Herzöge von den Dänen in eine Dragonerkaserne verwandelt worden war. Die Kinder spielten nicht mehr auf der Straße, und aus dem Innern der Häuser drangen nicht mehr die Klänge des Schleswig-Holstein-Liedes, dagegen hörte er überall fast das aus Soldatenkehlen kommende wüste Gebrüll des „Tapperen Landsoldaten.*)"

*) Für die Leser, welche dieses Nationallied interessiren sollte, folgen hierbei als Probe die beiden ersten Verse:

Den Gang jeg drog afsted,
Den Gang jeg drog afsted,
Min Pige wilde med,
Ja, min Pige wilde med.
Det kann Du ni, min Ven,
Jeg gaaer i Krigen hen,
Og hvis jeg icke faller,
Kommer jeg nok hjem igjen.
Ja, var der ingen Fare,
Saa blev jeg her hos Dig,
Men alle Danmarks Piger de stole nu paa mig!
Og derfor wil jeg slaas som tappre Landsoldat!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Naar Tydsken kommer her,
Naar Tydsken kommer her,
Beklager jeg enhver,
Ja, beklager jeg enhver,
Til Peder op til Paul
Han siger: „Du bis faul!"
Og iskjender de ham und paa Dansk,
Saa siger han: „Hol's Maul!"
For Folk, som taler alle Sprog,
Er det well lige fedt,
Men Fanden heller inte for den, der kun kann eet!
Ob derfor will jeg slaas som tappre Landsoldat!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Mit gesenktem Haupte schritt Fritz rasch dem väterlichen Hause zu. Kurz vor demselben angekommen, hörte er seinen Namen rufen und sah sich einem ehemaligen Kameraden aus dem Gefechte bei Bau und Crusau gegenüber. Es war ein junger Mensch, der Sohn eines wohlhabenden Landmannes aus der Landschaft Angeln, damals Freischärler, im genannten Gefechte verwundet und nachher als Gefangener nach Kopenhagen geschleppt. Fritz hatte ihn seitdem nicht wieder gesehen; er mußte stehen bleiben und ihm die Hand reichen.

---

Damals, als ich von dannen zog,
Damals, als ich von dannen zog,
Wollte mein Mädchen mit,
Ja, wollte mein Mädchen mit.
Das kannst Du nicht, mein Freund,
Ich gehe in den Krieg hin,
Und wenn ich nicht falle,
Komme ich wohl wieder heim.
Ja, wäre da nicht Gefahr,
So bliebe ich hier bei Dir,
Aber alle Mädchen Dänemarks verlassen sich nun auf mich!
Und dafür will ich schlagen als tapfrer Landsoldat!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Wenn die Deutschen kommen her,
Wenn die Deutschen kommen her,
So beklage ich Jeden,
Ja, so beklage ich Jeden.
Zu Peter und zu Paul,
Sagt er: „Du bist faul!"
Und schimpft er ihn auf Dänisch,
So sagt er: „Halt's Maul!"
Für ein Volk, das alle Sprachen spricht,
Ist das wohl ganz gleich,
Aber den Teufel auch für Den, der nur eine kann,
Und dafür will ich schlagen als tapfrer Landsoldat!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

„Ich habe gehört, daß Sie Glück gehabt haben und Offizier geworden sind," sagte der junge Landmann, nachdem er ihn herzlich begrüßt hatte. „Weiß Gott, Herr Lieutenant, ich wäre, nachdem ich von dem verd— Schiffe in Kopenhagen entlassen worden, für mein Leben gern wieder zur Fahne zurückgekehrt, aber denken Sie nicht schlecht von mir, daß es nicht geschehen ist, — sehn Sie einmal her, der rechte Arm ist mir lahmgeschossen worden, und ich konnte beim besten Willen Nichts mehr für's Vaterland thun. Nun, dem Himmel sei Dank! ich brauche jetzt wenigstens nicht mehr die dänische Soldatenjacke anzuziehn."

Fritz seufzte unwillkürlich. Diesem Menschen hatte man doch nicht mehr einen so entehrenden Antrag, wie ihm so eben, machen können.

„Aber Sie!" fuhr der Angliter mit besorgtem Gesichte fort. „Sie werden doch nicht dem Danebrog nachlaufen?"

„Still, mein Freund! hier auf der Straße ist nicht der Ort, über solche Dinge zu unterhandeln. Verlassen Sie sich darauf, daß ich unserer alten Kameradschaft keine Schande machen werde."

„Hm, ich verstehe, — Sie wollen fortgehn? — Ach Gott, es kann doch nirgends so schön sein, als in unserem Schleswig! — Ich hielt's draußen nicht lange aus."

„Wir werden wiederkehren, Alle, die jetzt dem theuren Vaterlande den Rücken kehren müssen."

„Ja wohl, aber wann?"

„Geduld! — Aber erzählen Sie mir, wie es Ihnen jetzt geht. Wie sieht's in Angeln aus?"

„O Gott sei's geklagt! Da haust ein böser Herr, der Oberst Du Plat; neulich hat er einen Befehl erlassen, daß wir Landleute jeden dänischen Soldaten durch Abnehmen der Mütze bis zur Lende hinunter grüßen sollen, und wer's

versäumt, muß hohe Brüche*) zahlen oder erhält gar Prügel von den dänischen Unteroffizieren. Herr Lieutenant, wir sind geduldige Leute, aber wenn Das lange so fortgeht" —

Und der Angliter erhob den gesunden linken Arm mit geballter Faust.

„Genug! genug!" rief Fritz heftig. „Gott sei mit Euch, mein Freund, und mit allen den braven Angliteru!" Damit wandte er sich, von den bittersten Empfindungen übermannt, dem Anderen die Hand drückend, kurz ab und schritt schnell auf das Haus seines Vaters zu.

„Hm!" brummte der junge Landmann, — „ist der Fritz Staffelt auf sein Offizierpatent so stolz, daß er so kurzweg seiner Wege von mir geht? — Aber nein, ich thue dem armen Jungen Unrecht; es ging ihm an's Herz, daß es bei uns so schlimm aussieht, und er mag Nichts mehr davon hören. Ist aber auch ein gotteslästerlicher Skandal! — O wenn ich meine rechte Hand noch hätte!"

Der Angliter ging weiter in die Stadt hinein, die dänischen Soldaten mit verachtungsvollen Blicken messend, und Fritz Staffelt kehrte in das elterliche Haus zurück.

Wie traurig sah es in demselben aus, seitdem die Mutter fehlte! — Alle Zimmer waren von dänischen Soldaten besetzt, in der Wohnstube, aus der Lorenzens Portrait verschwunden war, logirte ein dänischer Kapitain; die Familie hatte nur zwei Hinterstübchen für sich reserviren können.

Der Vater und Emma waren zu Hause; sie blickten mit Spannung und Sorge auf Fritz, der nicht im Stande war, seinen Unmuth zu beherrschen.

„Ich will nicht hoffen, daß Dir etwas besonders Unangenehmes auf dem Polizeiamte zugestoßen ist," meinte der

*) Strafgelder.

Advokat, als er die finstere Stirn und die heftigen Bewegungen seines Sohnes bemerkte.

„Eigentlich nichts Anderes, als was wir bereits erwartet hatten," war die Antwort; — „dennoch hat mich die Zumuthung, die man mir stellte, tief ergriffen und empört; da ich nimmermehr auf sie eingehen werde, muß ich schon vor Ablauf von drei Tagen außerhalb des Landes sein."

„Armer Vater!" flüsterte Emma, den thränenfeuchten Blick auf den Advokaten heftend, der nur stumm das Haupt sinken ließ.

Der Ausdruck stolzer Energie, der früher sein Antlitz beseelt hatte, war schon seit geraumer Zeit in den düsterer Melancholie und fast kleinlichen Eigensinns umgewandelt; man bemerkte, daß er schnell zum Greise wurde.

Fritz sprach leidenschaftlich von dem, was er so eben erlebt hatte, und vergaß auch nicht, als einen Beweis für die Tyrannei, mit der die neuen Machthaber wieder auftraten, des ihm von dem Angliter Landmanne mitgetheilten Befehles des Obersten Du Plat zu erwähnen, der, nur zu lebhaft an den maßlosen Uebermuth des alten kaiserlichen Landvogtes Geßler in der Schweiz erinnerte. Dann setzte er Vater und Schwester die Nothwendigkeit, die Stadt schleunigst zu verlassen, auseinander.

Es verstand sich von selbst, daß er dieses Vorhaben nur auf heimliche Weise ausführen konnte und daß ein eigener Plan dazu entworfen werden mußte.

Emma war schon im Begriff, ihre Reisevorbereitungen zu treffen; es ließ sich kaum annehmen, daß die Behörden so grausam sein würden, sie an der Vereinigung mit ihrem Gatten zu hindern, einer besonderen Erlaubniß zu ihrer Abreise bedurfte es aber jedenfalls. Sie wollte nun darum bitten, daß ein Büreauschreiber ihres Vaters, ein alter, stiller Mann, der in dem Rufe stand, sich nie viel um Politik be-

kümmert zu haben, also ganz unverdächtig erscheinen konnte, sie bis über die Grenze geleiten dürfe; daß man ihrem Vater und noch weniger ihrem Bruder eine solche Erlaubniß nicht geben werde, war vorauszusehen.

Hierauf gründeten die beiden Geschwister ihren Plan. Demnach sollte, sobald der Alte einen Paß erhalten hätte, Fritz unter einer Verkleidung seine Stelle einnehmen und auf diese Weise den Weg aus dem Lande gewinnen. Gefährlich blieb das Unternehmen immer, aber es hatte doch einige Aussicht auf Erfolg, und eine andere Wahl stand eigentlich nicht frei.

Emma selbst kam ohne Zögern schriftlich mit ihrem Gesuche bei der Kommandantur ein, und zwar in der demüthigsten Form; sie überging dabei ganz den früheren Stand ihres Gatten und erwähnte nur, daß er sich im Auslande aufhalte.

Mochte das Schreiben nun dem Polizeimeister, der damals wegen seiner Chikanen gegen alle Deutschen besonders verhaßt und gefürchtet war, durch Zufall gar nicht zu Gesichte gekommen sein oder nahm der Militairkommandant, derselbe Oberstlieutenant Hellgesen, der Friedrichsstadt so umsichtig und tapfer gehalten hatte, Rücksichten auf das Geschlecht und die Gefühle der Bittstellerin, — letztere erhielt schon am folgenden Tage die Gewährung ihrer Bitte ohne Umstände und die erforderlichen Passirscheine für sich selbst und den alten Mann, den sie sich zum Begleiter und Schützer gewählt hatte.

Es galt nun, die Abreise keinen Augenblick aufzuschieben, damit der Polizeimeister nicht Gelegenheit fände, dagegen einzuschreiten. Der Advokat theilte sein ganzes baares Vermögen, das gerade keine bedeutende Summe ausmachte, zwischen seine beiden Kinder, die Koffer wurden gepackt und ein Wagen gemiethet, der sie in die Fremde hinausführen sollte.

Am frühen Morgen des zweiten Tages sollten sie abreisen. Der alte Bureauschreiber, der in das Vertrauen gezogen worden war, hatte seine Hülfe bereitwillig zugesagt; da seine Persönlichkeit in der Stadt Schleswig sehr bekannt war, wurde es nöthig, daß er wenigstens die Stadt mit Emma zusammen verließ. Einige Stunden zuvor wollte Fritz, durch die Dunkelheit der Nacht geschützt, sich aus der Stadt herausschleichen und bei dem Dorfe Jagel, auf der nach Rendsburg führenden Straße, den Wagen erwarten, um den Platz des alten Mannes und seinen Paß einzutauschen.

Dieses Unternehmen erforderte um so mehr Vorsicht, als das Staffeltsche Haus mit dänischen Soldaten überfüllt war und die ganze Nacht hindurch Patrouillen die Straßen durchzogen; glücklicherweise aber gestattete die Bauart der Stadt in einer langen Linie keine genügende Ueberwachung der Seitenausgänge und der Flüchtling hatte nur eine kurze Strecke zu passiren, bis er sich im Freien befinden würde.

Der Abschied war still und traurig. Der Advokat verstand sich vollkommen zu beherrschen, obgleich man ihm wohl den tiefen inneren Schmerz ansah, und Fritz hatte seine schwere Aufgabe, der Heimath zu entsagen, mit der ruhigen Würde eines gereiften Mannes aufgefaßt.

Nachdem er sich unter der Verkleidung, in der mit den Persönlichkeiten Unbekannte ihn wohl für den alten Schreiber seines Vaters halten konnten, aus dem Hause geschlichen hatte, schwebten die Zurückbleibenden in der tödtlichsten Angst, er könne von den Patrouillen angehalten und arretirt worden sein, aber die Stunden bis zu Emma's Abreise vergingen, ohne daß ihnen eine solche böse Nachricht zugekommen wäre.

Die dreizehnjährige Clara hatte sich, trotz allen Drin-

gens ihres Vaters, nicht entschließen wollen, ihn zu verlassen und ihre Schwester zu begleiten; auch diese hatte dem gebeugten Manne nicht den letzten Trost rauben können, so sehr sie auch für ihr und sein Schicksal fürchtete.

Mit Mühe hatte Emma sich endlich aus den Umarmungen der zurückbleibenden Lieben losgerissen und, in Begleitung des alten Schreibers, den Wagen bestiegen. Es war ein kalter, unfreundlicher Morgen, der ganz zu ihrer verzweiflungsvollen Stimmung paßte; die Häuser in der langen Straße von Friedrichsberg waren noch geschlossen, und sie kam an den Fenstern mancher Bekannten vorüber, von denen sie in der Eile nicht einmal hatte Abschied nehmen können und die sie vielleicht nie wiedersehen sollte. Zu diesen sie bestürmenden Gefühlen der Wehmuth kam noch das der Angst um das augenblickliche Befinden ihres Bruders.

Am Ausgange der Stadt war eine dänische Wache etablirt, bei der sie und ihr Begleiter sich legitimiren mußten. Der wachthabende Sergeant betrachtete sie nicht mit den freundlichsten Blicken, da er aber den Paß der Kommandantur in voller Richtigkeit fand, begnügte er sich, ihn mit unfreundlichem Murmeln, aus dem man die Worte „Rebellen“ und „deutsches Räuberpack“ heraushören konnte, zurückzugeben und die Weiterfahrt zu befehlen.

In und hinter Bostorf, wo die Straße die Danewirke durchschneidet, stießen die Reisenden noch wiederholt auf Wachen und Patrouillen, die sie anhielten und theilweise nur mit Schmähungen oder rohen Scherzen weiterziehen ließen. Bei dem Dorfe Jagel, das ungefähr eine Meile von Schleswig entfernt liegt, sollte, nach der getroffenen Verabredung, Fritz sich einfinden. Emma erschrack daher nicht wenig, als sie bei dem Dorfkruge eine ziemlich starke Dragonerpatrouille erblickte, die dort ihr Frühstück einzunehmen

schien; mehrere der Reiter waren abgesessen und in das Gebäude getreten.

Der Gedanke, es möge diesen Leuten gelungen sein, ihren Bruder aufzuspüren, derselbe befinde sich vielleicht gar schon als Gefangener im Hause, preßte ihr angstvoll das Herz zusammen, aber sie durfte keine Frage an die Soldaten wagen, um sie nicht auf irgend einen Verdacht zu leiten.

Der Wagen hatte das Dorf schon eine ganze Strecke hinter sich gelassen, und von Fritz war immer noch Nichts zu erblicken. Emma's Unruhe stieg mit jeder Minute, sie bat den Kutscher, langsam zu fahren, und wäre unter irgend einem Vorwande, hätte sich ein solcher nur finden lassen, am liebsten wieder umgekehrt; dies hätte aber auch zur Folge haben können, daß sie den Bruder am ehesten verfehlte.

Seitwärts der Straße erstreckte sich ein kleines Gehölz, das des durch Regen und Schnee aufgeweichten Bodens wegen die Reiter schwerlich passirt haben konnten; der alte Schreiber deutete darauf und sprach die tröstende Vermuthung aus, Fritz werde sich daselbst wohl versteckt halten.

Er hatte wirklich Recht gehabt; rüstig und munter brach sich der Flüchtling durch das dichte Gestrüpp Bahn, sobald er den Wagen erblickt und sich überzeugt hatte, daß er augenblicklich Nichts zu befürchten habe. Gleich darauf saß er neben seiner hocherfreuten Schwester, und nachdem sie von dem treuen alten Freunde, dem nun die nicht ganz ungefährliche Aufgabe zufiel, sich in Jagel verborgen zu halten, bis ihn der zurückkehrende Wagen wieder abholen würde, verabschiedet hatten, wurde die Reise zunächst auf Rendsburg fortgesetzt.

---

## Sechszehntes Kapitel.

Lorenzen hatte, wie man schon weiß, von einem Dorfe an der schleswigschen Grenze seiner Frau seine Rettung gemeldet, das Schreiben einem ehrlichen Landmanne, der es durch seine Bekannten weiterzubefördern versprach, anvertraut und war dann ohne Aufenthalt durch Holstein nach Hamburg gereist. Im Holsteinischen, das noch von den deutschen Execkutionstruppen besetzt war, legte man ihm keine Hindernisse in den Weg, aber einmal sprachen schon viele Anzeichen dafür und Niemand zweifelte mehr daran, daß auch dieses Herzogthum den Dänen wieder preisgegeben werden solle, und dann fühlte Lorenzen die Nothwendigkeit, schleunigst Schritte für die Gründung einer neuen Existenz zu thun, wozu die große Handelsstadt die günstigste Gelegenheit zu bieten schien.

Wie seine übrigen Kameraden, hatte er von der Stadthalterschaft eine Abfindungssumme erhalten, die indessen nur darauf berechnet war, die entlassenen Offiziere auf einige Zeit vor der dringendsten Noth zu schützen; ein Entschluß mußte also schnell gefaßt werden.

Das erste Geschäft Lorenzens nach seiner Ankunft in Hamburg war, seinen ehemaligen Rittmeister und Welffen, die ihre Addressen in einem Gasthause zu hinterlassen versprochen hatten, aufzusuchen; er fand sie auch bald in einer kleinen bescheidenen Privatwohnung, die sie gemeinschaftlich gemiethet hatten.

Die ernsten Gesichter der beiden Offiziere heiterten sich schnell auf, als der alte Kamerad bei ihnen eintrat, und sie vernahmen mit der lebhaftesten Spannung die Erzählung seiner Erlebnisse während der letzten Tage. Rittmeister von Steinwehr war vor Freude über die dem Kapitain Wester=

gaard widerfahrene Behandlung ganz außer sich, und Welffen versicherte, daß er ihn seit ihrer Abreise von Glückstadt nicht so herzlich habe lachen hören.

Die Verhältnisse waren zu Letzterem aber auch nicht angethan gewesen. Es braucht wohl nicht besonders erörtert zu werden, weshalb das Schicksal fast aller der Offiziere, welche in der schleswig-holsteinischen Armee gedient hatten und mit ihr entlassen worden waren, als ein trauriges, oft hoffnungsloses betrachtet werden mußte, wenn man nur in Erwägung ziehen will, daß sie meistens von Jugend auf zu Soldaten erzogen worden waren, also sich die Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu einem anderen Berufe erst erwerben mußten, bevor sie von demselben Erfolge hoffen konnten, daß die geringen pekuniären Mittel, über welche sie verfügten, zur Begründung selbstständiger Geschäfte nicht zureichten, daß sie aus dem Lande, in dem sie auf die meisten Sympathien rechnen konnten, in die Fremde hinausgetrieben wurden und daß endlich der soldatische Stolz Vieler dagegen sich sträubte, in eine untergeordnete Stellung, wie sie ihnen wohl der Zufall oder das Mitleid Fremder anbot, einzutreten. Diese letzterwähnte Empfindung mußte der früher oder später eintretenden materiellen Noth gegenüber aber bald überwunden werden, und so sah man denn jetzt schon in Hamburg, dessen Bewohner immer eine lebhafte Theilnahme für die Sache des deutschen Nachbarlandes an den Tag gelegt hatten, einen Theil dieser Offiziere und älteren Soldaten, denen die Rückkehr in die Heimath verschlossen war, in Anstellungen, die zwar keineswegs glänzend waren, ihnen aber doch ein Unterkommen und einige Aussichten für die Zukunft darboten. Patriotische Hülfsvereine hatten sich gebildet, um der großen unverdienten Noth der wackeren Kämpfer für Deutschlands Ehre und Recht abzuhelfen, aber die ihnen zu Gebote stehenden Mittel reichten, da der Enthusiasmus eines großen

Theiles des deutschen Volkes für Schleswig-Holstein schon wieder verraucht war, nicht für Alle hin, und Viele, welche auf ihre eigene Leistungskraft vertrauten, verschmähten in gerechtem Stolze und in der guten Absicht, ihre bedürftigeren Kameraden nicht zu verkürzen, jede Hülfe, obgleich sie überzeugt waren, daß sie mit dem Leben schwer zu kämpfen haben würden.

Zu den Letzteren gehörten auch unsere Offiziere.

Rittmeister von Steinwehr war, nachdem er vergebliche Versuche gemacht hatte, in Deutschland eine amtliche Anstellung zu erhalten, seinem alten Entschlusse, nach der Neuen Welt zu gehen, treu geblieben; die gleiche Absicht mehrerer anderer Kameraden hatte ihn darin bestärkt, und sie gedachten sich nach New-York übersetzen zu lassen, dem Eldorado der meisten Abenteurer und Spekulanten, im guten wie bösen Sinne des Wortes.

Lieutenant von Welffen beschäftigte sich mit einem fast noch abenteuerlicheren Plane, der mehr seinen Neigungen entsprach, wie er sie schon damals in Glücksburg ausgesprochen hatte, und da er jede neue Sache mit jugendlichem Feuer aufzufassen pflegte und sich leicht sanguinischen Hoffnungen hingab, versuchte er, auch Lorenzen für seine Idee zu gewinnen.

In Hamburg warb damals die kaiserlich-brasilianische Regierung durch ihren Agenten von Rego-Barros eine deutsche Legion, um dieselbe bei ihren Streitigkeiten mit Buenos-Ayres zu benutzen, und spekulirte vorzüglich auf die entlassenen Schleswig-Holsteiner. Die Bedingungen schienen ziemlich günstig gestellt; sie sicherten den Offizieren eine sorgenfreie und angenehme Existenz während des Krieges und nach Beendigung desselben halbjährigen Sold und freie Rückreise nach Europa, Denen, die sich dann zum Bleiben in Brasilien entschließen wollten, einjährigen Sold und Landbesitz.

Allerdings war die Behandlung der vormaligen brasilianisch-deutschen Legion im Jahre 1831 nur zu sehr geeignet, Ausländer von diesen kaiserlichen Militairdiensten abzuschrecken, und dies unterließ dann Lorenzen auch nicht, seinem Freunde Welffen warnend vorzustellen.

Nachdem damals die deutschen Legionäre den entbehrungsvollsten und gefährlichsten Kampf mit den halbwilden Gauchos ruhmvoll bestanden hatten und dem Kaiser Pedro I., der republikanischen Partei im Lande gegenüber, als vorzüglichste Stütze zu dienen, sich wohl schmeicheln durften, waren sie von demselben und der Volksvertretung mit dem gröbsten Undanke und der rohesten Rücksichtslosigkeit behandelt worden. Der schwache Kaiser, der auf die Regierung zu Gunsten seines sechsjährigen Sohnes verzichten und sich flüchten mußte, konnte weder, noch wollte er seine getreuen ausländischen Soldaten schützen und überließ sie dem Pöbel, vor dem sie die Volksvertretung vogelfrei erklärt hatte; ein Theil von ihnen war im größten Elende nach Europa zurückgekehrt, der bei Weitem größere als Colonisten im Lande zu Grunde gegangen; die ihnen gegebenen Versprechungen hatte man mit grausamem Hohne gebrochen.

So abschreckend dieses Beispiel sein mochte, hatten sich doch wieder deutsche, entlassene schleswig-holsteinische Soldaten, gefunden, die, von bitterster Noth, wohl auch dem Leichtsinne, der dem Berufssoldaten anzukleben pflegt und bei ihm vielleicht am ehesten entschuldigt werden darf, getrieben, den ihnen angebotenen Contrakt unterschrieben und ihre Zukunft dem Zufalle und der Ehrlichkeit der Brasilianer anheimstellten.

Von der Heydt, ein geachteter Kamerad, sollte als Oberstlieutenant den Befehl über diese Legion führen, und das Offizierkorps bestand ausschließlich aus ehemaligen schleswig-holsteinischen Offizieren. Welffen glaubte hier ein er-

giebiges neues Feld für seine Lieblingsthätigkeit zu finden, und da er ja einmal, wie er selbst sagte, auf den Beruf des Lanzknechts angewiesen war, läßt es sich leicht denken, daß alle abmahnenden Vorstellungen seiner Freunde und anderer Bekannten fruchtlos blieben; da sich in seinem ganzen Wesen die froheste Zuversicht aussprach, mochte ihm auch Niemand dieselbe dadurch, daß er ihm die Zukunft in zu schwarzen Farben malte, trüben.

Lorenzen war dem ganzen Plane abgeneigt und nicht zu überreden, sich ihm anzuschließen; dies lag wohl hauptsächlich darin, daß er noch im Stillen hoffte, Emma werde sich bald wieder mit ihm vereinigen. Er zog es unbedenklich vor, in Deutschland zu bleiben, und sein ruhiges, besonnenes Naturel eignete sich auch eher für eine bürgerliche Stellung, die er indessen mit den Waffen wieder zu vertauschen entschlossen blieb, sobald es von Neuem den Kampf für die Heimath gelten sollte.

Er hatte keine Bekanntschaften in Hamburg und wandte sich deshalb an die Hülfsvereine, um ihre Unterstützung nur so weit, als sie ihm zur Erlangung einer solchen Stellung förderlich sein konnte, in Anspruch zu nehmen. Ehemals hatte er mit lebhaftem Interesse Mathematik getrieben und auch während seiner Dienstjahre dieses Studium nicht ganz vernachlässigt; überhaupt war seine wissenschaftliche Erziehung eine ganz vortreffliche gewesen, und er stützte darauf die Hoffnung, Beschäftigung und Anstellung als Civil-Ingenieur zu erhalten.

Man wird sich schon oft überzeugt haben, wie schwer es Jedem, der seinem von Jugend auf erwählten Berufe nicht treu bleiben wollte oder konnte, gemacht wird, in einen neuen einzutreten; die Leute, die dabei ein Wort mitzusprechen oder solche Stellen zu vergeben haben, sind dann mißtrauisch, wenigstens zaghaft; der Andrang dazu ist in neuerer Zeit

immer groß, und Beweise von Leistungsfähigkeiten gelten natürlich höher als Hoffnungen und Versprechungen.

Auch Lorenzen mußte diese Erfahrung machen; er erhielt viel tröstliche Versprechungen, war auch bereit, sich jeder Probe zu unterwerfen, aber schließlich erhielt die gewünschte Stellung doch ein Anderer, der sie vielleicht weniger gut als er auszufüllen vermochte. Wiederholt getäuschte Hoffnungen entmuthigen, und schon drängte sich ihm der Gedanke auf, daß er vielleicht besser thun würde, gleich vielen seiner Kameraden, über den Ocean zu gehen, wo, wie man sagt, jedem Arbeitslustigen hundert Wege offen stehen und wo — ein großer Vortheil für Jeden, der in Europa einen gewissen Rang bekleidet hat, — sich Niemand um seine Vergangenheit bekümmert und der praktische Grundsatz gilt, daß „keinerlei Arbeit schändet.“

Ueber solche Pläne nachgrübelnd, verstimmt durch das Fehlschlagen seiner bisherigen Bemühungen und im höchsten Grade besorgt, wie es seiner jungen Frau in Schleswig ergehen möge, von woher täglich beunruhigende Nachrichten über das gewaltthätige Verfahren der Dänen einliefen, saß Lorenzen eines Tages in seiner Wohnung am Fenster und blickte theilnahmlos auf das Treiben in der Straße, als er schnelle Tritte auf der Treppe draußen vernahm und gleich darauf die Thür seines Zimmers ohne Anklopfen geöffnet wurde. Verwundert blickte er sich um und — lag in den Armen seines Schwagers.

„Wo ist Emma?“ war seine erste athemlose Frage.

„Hier. Wir sind so eben auf der Eisenbahn angelangt, und sie erwartet Dich im Gasthause, aus dem ich fortgegangen bin, um von dem ersten besten Kameraden, dem ich begegnen würde, Deine Wohnung zu erfahren.“

Lorenzen stieß einen Ruf freudiger Ueberraschung aus, aber schon im nächsten Augenblicke fragte er in banger Ahnung:

„Deine Mutter?"

„Sie ist nicht mehr," erwiderte der junge Mann traurig. „Uns kann nur der Gedanke trösten, daß ihr erspart worden, zu sehen, wie ihre Kinder das heimathliche Haus meiden mußten. Mag Dir Emma später erzählen, was nach Deiner schnellen Entfernung von Achteby geschehen ist, jetzt lasse uns das Wiedersehen genießen und die Arme nicht länger warten, die sich in ungeduldiger Sehnsucht verzehrt."

Lorenzen bedurfte nicht erst einer solchen Aufforderung. Arm in Arm mit Fritz eilte er nach dem Hôtel, in dem seine Frau abgestiegen war.

Das Glück ihres Wiedersehens konnte keinen lauten Ausbruch finden, denn zu viel trübe Empfindungen mischten sich hinein. Emma sah blaß und leidend aus, und auch auf seiner Stirn stand der kummervolle Ernst geschrieben.

Kurze Zeit genügte den wiedervereinigten Dreien, sich die nöthigen Mittheilungen zu machen.

„Wie es auch kommen möge," erklärte Fritz, — „ich werde Euch nicht verlassen, so lange Ihr selbst es nicht wünschen solltet. Solltest Du Deinen Plan, nach Amerika zu gehen, zur Ausführung bringen, Lorenzen, so wird Euch dort unter allen Umständen ein treuer Freund und Bruder von Nutzen sein können, und findest Du hier eine Existenz, so will auch ich mich um eine Stellung, die mich nicht von Euch trennt, bemühen."

„Freilich," setzte er, leise seufzend, hinzu, — „entsage ich nicht gern dem mir liebgewordenen Waffenhandwerke, aber ich gebe mich der Hoffnung hin, daß das Vaterland unserer bald wieder bedürfen wird."

Lorenzen ging auf den Vorschlag seines Schwagers um so lieber ein, als er heimlich gefürchtet hatte, derselbe möge sich durch Welffen bestimmen lassen, dieselbe, nach seiner Ansicht so gefährliche und wenig Garantien bietende,

Laufbahn wie Jener einzuschlagen; auch Emma war glücklich, daß sie nicht auch den Bruder, wie Vater und Schwester, verlieren solle.

Der Rittmeister und Welffen wurden von dem Eintreffen Fritzens und seiner Schwester benachrichtigt und fanden sich bald ein.

Welffen sah ganz zufrieden aus; er hatte so eben seinen Contrakt mit Herrn Rego Barros abgeschlossen und war in der neuen Legion als Hauptmann und Kompagniechef angestellt worden. Seine Abreise nach Brasilien stand nahe bevor; sie sollte für die Legion auf den Schiffen Hamburg und Danzig erfolgen. Als er Fritzens Entschluß mit großer Festigkeit aussprechen hörte, ließ er ein wenig den Kopf hängen, denn er hatte sich wirklich der Hoffnung hingegeben, daß der Freund seinem Beispiele folgen werde.

Auch Rittmeister von Steinwehr war so gut wie segelfertig, aber er blickte sehr melancholisch dazu. Für einen Mann in seinen reifen Jahren war es allerdings keine Kleinigkeit, den altgewöhnten Verhältnissen den Rücken zu kehren, und nur die Nothwendigkeit hatte ihn auf den Weg der Abenteuer getrieben. Es schien, als wolle er sich selbst in einen gewissen Enthusiasmus für Amerika hineinreden, wenn er die Vorzüge der Neuen Welt etwa in der Weise pries, wie sie Schiffsmäkler und Agenten den Auswanderungslustigen vortragen; von Zeit zu Zeit unterbrach er sich darin unwillkürlich durch einen tiefen Seufzer. Als er hörte, Lorenzen bewege auch bereits den Gedanken an die Auswanderung in sich, blitzte sein Auge freudig auf, daß es mit der Ausführung aber noch im weiten Felde liegen könne, wollte ihm gar nicht gefallen.

Das junge Ehepaar miethete sich nun eine bescheidene Wohnung, und Lorenzen setzte seine Bemühungen fort.

Eine traurige Episode in ihrem stillhäuslichen Leben

bildete schon in der nächsten Zeit der Abschied von ihren Freunden. Der Rittmeister schiffte sich auf einem Passagierschiffe ein und beschwor, kaum Herr seiner Rührung, an Bord desselben, wohin ihn die Anderen begleitet hatten, Lorenzen noch einmal, ihm bald zu folgen. Wenige Tage später gingen auch die beiden vorgenannten Schiffe, welche 532 Legionäre unter Oberstlieutenants von der Heydt Befehl transportiren sollten, nach Brasilien ab und nahmen Welffen mit sich.

Wer die düstere Miene beobachtete, mit der Fritz Staffelt ihnen nachstarrte, so lange er sie noch zu sehen vermochte, hätte errathen müssen, daß es ihm doch sehr schwer wurde, der Pflicht seine Neigung zum Opfer zu bringen, denn als eine Pflicht gegen seine Schwester betrachtete er gewissermaßen sein Zurückbleiben, — aber der wackere junge Mann zwang sich bald wieder, heiter zu erscheinen, um die Seinigen nicht zu betrüben.

Eugenie hatte ihm von Achteby aus wiederholt geschrieben und beschworen, nicht übereilt einen Schritt zu thun, der eine noch weitere Entfernung zwischen sie lege. Sie beharrte noch bei ihrer Lieblingsidee, den Vater zu bewegen, daß er Achteby verkaufe, sobald sich eine einigermaßen vortheilhafte Gelegenheit dazu biete, und daß er sich dann im Inneren Deutschlands niederlassen möge. In Betreff der dortigen Verhältnisse schrieb sie, daß das Untersuchungsverfahren gegen Herrn von Schmidt zwar noch nicht beendigt sei, daß es aber schon jetzt den günstigsten Ausgang nehme; Kapitain Westergaard sei in der Genesung, die langsam, aber sicher vorschreite, begriffen, sie selbst bekomme ihn gar nicht zu Gesicht, wisse aber, daß er sich voll bitterer Rachsucht gegen die Familie Staffelt und Lorenzen geäußert habe; vorläufig sei er noch unschädlich und Schloß Achteby werde wohl noch einige Monate die keineswegs angenehme Pflicht haben, ihn zu beherbergen.

Die Nachrichten, welche die Geschwister von ihrem Vater erhielten, waren keineswegs beruhigend. Die Verlegung des Obergerichts von Schleswig nach Flensburg gab willkommennen Vorwand, die deutschen Advokaten im erstgenannten Orte zu verabschieden. Dieses Loos mußte auch Herrn Staffelt treffen, denn nicht allein war er bei den Dänen schon aus früherer Zeit her unbeliebt, sondern sie machten ihm jetzt auch einen großen Vorwurf darüber, daß er seine Tochter an den Insurgentenoffizier verheirathet und daß sein Sohn Fritz, dessen Beispiele übrigens fast alle sich in gleicher Lage befindenden jungen Leute folgten, sich durch die Flucht seiner Verpflichtung zum Militair-Dienste entzogen hatte. Der Advokat verschmähte, sich auf Kosten seiner Kinder zu rechtfertigen, und war viel zu stolz, mit Verleugnung seiner Grundsätze, irgend einen Versuch zu machen, der das drohende Unheil hätte abwenden können; er fühlte überhaupt seine Kraft gebrochen und würde vielleicht freiwillig sein Amt, das ihm auch nicht mehr reichliche Einnahmen versprach, niedergelegt haben, wären ihm die dänischen Behörden nicht dadurch zuvorgekommen, daß sie es ihm geradezu abnahmen.

Schweigend fügte er sich. Das Büreau verschwand aus dem Hause, und der vorzeitig gealterte Mann saß unthätig in seiner Wohnstube, die er nicht verlassen mochte, um draußen Zeuge der empörendsten Gewaltthaten zu werden, und brütete über den Gedanken an das Unglück seines Vaterlandes. Wiederholt forderte er seine jüngste Tochter, der er kein freundliches Gesicht mehr zu zeigen vermochte, auf, ihn zu verlassen und sich zu ihrer Schwester zu begeben, aber das junge Mädchen wies, mit Thränen in den Augen, jedesmal entschieden einen solchen Vorschlag zurück.

So unschädlich in jeder Beziehung der Advokat jetzt wohl auch erscheinen konnte, überschütteten ihn doch, wie viele seiner Gesinnungsgenossen, die Dänen mit ihren Quäle-

reien. Man wird kaum glauben wollen, wie weit die letzteren getrieben wurden, und doch sind sie Fakta, von denen heute noch die meisten Einwohner des unglücklichen Landes zu erzählen wissen. Die mißliebigen Deutschen wurden wie gefangene schwere Verbrecher behandelt; sie durften Nachts nicht außerhalb ihrer Häuser schlafen und mußten sich an gewissen Tagen auf dem Polizeiamte einfinden, um allen an sie gerichteten Fragen Rede zu stehen; der Ungehorsam oder die Versäumniß war mit hoher Geld- und Gefängnißstrafe bedroht. Der Umstand, daß er einen geflüchteten Rebellen zum Schwiegersohn hatte, wurde zum Vorwande genommen, sogar die Briefe des Advokaten zu erbrechen, so daß ihm nicht einmal der Trost blieb, sich ungestört schriftlich mit seiner ältesten Tochter unterhalten zu können.

Wir müssen hier noch einen allgemeinen Blick auf die schleswigschen Verhältnisse, wie der Regierungs-Commissair von Tillisch sie willkürlich herstellte, werfen.

In dem Königlichen Amnestie-Manifeste hieß es:

„Eine allgemeine Amnestie und eine Bestätigung der „jetzigen Beamten für die von denselben bekleideten Aemter „in Holstein und Lauenburg, wie in Schleswig, nur mit „solchen Ausnahmen, welche der Wiedereintritt der recht„mäßigen Landesherrschaft mit Nothwendigkeit erfordert, „sollen diese Unsere landesväterliche Gesinnung beurkunden. „Im Herzogthum Schleswig wird die deutsche Nationalität „gleich der dänischen die gewünschten Bürgschaften em„pfangen, und die etwaige Sorge, daß eine Inkorporation „dieses Herzogthums in Dänemark beabsichtigt sein könne, „findet jedenfalls in dieser Unserer hiermit erneuerten „Zusage, daß eine solche nicht stattfinden soll, ihre defini„tive Beseitigung."

Tillisch veröffentlichte gar nicht dieses Manifest und nahm ihm dadurch seine Gültigkeit als Gesetz.

Noch empörender wie diese Maßregeln, welche die einzelnen Mißliebigen betrafen, war die Gewaltthätigkeit, mit der die gesammte deutsche Nationalität in ihren heiligsten Interessen und Gefühlen angegriffen wurde; man wollte ihr eines der theuersten Rechte und Güter, die Sprache, nehmen.

Vor der Erhebung des Landes war, wie die Dänen selbst angaben, der Schulunterricht für ein Drittel der Bevölkerung dänisch, für zwei Drittel deutsch gewesen; jetzt wurde dieses Verhältniß beinahe umgekehrt. In fünf Städten und achtundvierzig Kirchspielen auf dem Lande, in denen nur wenige Leute dänisch sprachen, — dies betraf besonders die Landschaft Angeln — wurde der dänische Schulunterricht eingeführt und an den meisten Orten nur vier Stunden wöchentlich dem Deutschen überlassen; ebenso wurden die Confirmanden in dänischer Sprache vorbereitet und der Gottesdienst einen Sonntag um den anderen deutsch oder dänisch abgehalten. Auf diese Weise hatten die deutschen Landleute, die ehemals fleißige Kirchengänger gewesen waren, die Hälfte ihrer Sonntage verloren, und in der anderen Hälfte mieden sie selbst die Kirchen, weil man ihnen die Pastoren, zu denen sie Vertrauen gehabt, genommen und nicht allein solche angestellt hatte, die der deutschen Sprache nur sehr mangelhaft mächtig waren, sondern die sich auch durch ihre Unwissenheit und ihr unwürdiges Betragen verhaßt machten. Wir erwähnten wohl schon früher, daß diese neuen dänischen Geistlichen im ganzen Lande nur „die schwarzen Gensd'armen,“ weil sie sich vorzüglich auf die Spionage in den Familien legten, genannt wurden, wie die Beamten „Levebröder,“ d. h. Leute, die Alles für das liebe Brot thun.

Die Kinder mußten nun dänisch lernen und zwar oft bei Leuten, die gar nicht fähig zum Unterrichten waren und

sich geradezu lächerlich machten. Es liegt auf der Hand, welch' traurige Folgen für die Bildung, wie Moralität sich daraus ergeben mußten. Der Chef des Cultusministerii, Herr Regenburg, scheute sich doch nicht, als man ihn darauf aufmerksam machte, daß solche Maßregeln eine ganze Generation verdürben, auszusprechen:

„Was liegt daran? Die jetzige Generation taugt doch nichts; die nächstfolgende wird schon dänisch und damit glücklicher werden!"

Wir können hier nicht ein vollständiges Bild aller dieser Zustände, die namentlich schwer auf dem armen deutschen Volke von Schleswig lasteten, entrollen, denn wir würden Fakta als Beweise anführen müssen; wer von unseren Lesern sich dafür besonders interessirt, findet eine vollständige Schilderung in Dr. Rasch's „Vom verlassenen Bruderstamm." Wir wollen hier nur noch den Ausspruch des Ministers von Scheele, eines Dänen, anführen:

„Ein vollkommener Terrorismus bildete sich, — und „er dauert fort bis auf diese Stunde — welcher jeden „politischen Gegner notat et designat ad caedem. Keine „Stellung, kein Geschlecht, kein moralischer Character, keine „Vorgeschichte, kein Verhältniß irgend einer Art sichert „davor, auf die bloße Vermuthung hin als ein Feind des „Vaterlandes bezeichnet und auf die gemeinste Art an„gegriffen zu werden." —

Brauchen wir demnach noch zu wiederholen, wie Advokat Staffelt, der treue Patriot, im innersten Gemüthe litt und wie es den Anschein gewann, als ob seine geistige Kraft ganz gebrochen sei? Das Unglück in seinen Privatverhältnissen war dazu zu schnell über ihn gekommen, als daß sich sein Geist nicht hätte beugen müssen; ganz zerstört war er aber nicht, man hätte sagen können, daß er nur ausruhe, um neue Kräfte zu sammeln, und daß er dann, wenn er diese

gewonnen, wieder mächtiger und leuchtender herausbrechen werde. Im Stillen hoffte der Advokat doch immer noch auf die Morgenröthe, die ihm, wie seinem Vaterlande wieder aufgehen müsse.

Und mit ihm hofften Viele! Leider schlossen sich viele Augen für immer, ehe sie den Tag wiedergesehen hatten, denn die Nacht, die sich über das arme Land gebreitet hatte, sollte eine lange werden, so finster wie lang!

---

## Siebzehntes Kapitel.

Kapitain Westergaard war nach Wochen wieder so weit hergestellt worden, daß er das Bett und Zimmer verlassen konnte, aber zu letzterem schien er keine rechte Lust zu haben, vielleicht, weil es ihn wieder mit Herrn von Schmidt hätte zusammenführen müssen und dieser Gelegenheit nehmen konnte, ihn an ihre letzte, noch nicht erledigte Unterhaltung zu erinnern.

Der Kapitain war gewiß nicht feig, er hatte auch einen tiefen Groll gegen den Herrn des Hauses, in dem ihm so übel mitgespielt worden, gefaßt, aber er hatte soeben erst eine zu empfindliche Lehre erhalten, als daß er sich nach einem Duelle hätte sehnen sollen, konnte er doch, wie er hoffte, sein Rachegefühl auf bequemere und weniger gefahrvolle Weise befriedigen.

Herr von Schmidt hatte, gezwungenerweise, die ihm auferlegten Pflichten erfüllt, aber weder er noch seine Tochter thaten das Geringste mehr, als sie mußten, obgleich der Zustand des Verwundeten wohl eine Weile lang mitleiderregend war. Der alte Herr hatte seinen ungebetenen

Gast, der sich so rücksichtslos in das Haus einführte, daher auch nicht wiedergesehen und überließ es dessen Landsmanne und Kameraden, ihn zu unterhalten, sobald er das Bedürfniß danach fühlte; Westergaards Charakter war in seinen und Eugenien's Augen zu verächtlich.

Der Kapitain verstand dies wohl und fühlte sich um so tiefer erbittert, als er vor sich selbst nicht einmal seine Handlungsweise zu rechtfertigen vermochte, und nachdem Lorenzen nun einmal außer dem Bereiche seiner Macht war, konzentrirte sich sein ganzer Haß auf den anderen Feind.

Sein Kamerad hatte ihm erzählt, was nach seiner Verwundung vorgefallen war; Westergaard schäumte vor Wuth und erwarb sich dadurch gerade nicht eine freundschaftlichere Theilnahme des anderen Offiziers, der ein ehrenwerther Mann war und das Verhalten des Kapitains nicht billigen konnte; er schwieg zu dessen bitteren Klagen über Herrn von Schmidt, nahm sich aber im Geheimen vor, den Letzteren, so viel in seinen Kräften stände, zu schützen; ihm allein war es auch bisher zuzuschreiben gewesen, daß die eingeleitete Untersuchung einen so günstigen Ausgang zu nehmen versprach.

Das verleidete dem genesenden Kapitain dann gänzlich den Aufenthalt auf Achteby, wo er nicht den Herrn spielen konnte. Obgleich noch immer leidend und dienstunfähig, hatte er den Versuch gemacht, das Kommando wieder zu übernehmen, aber sein Vorgesetzter in Tondern war darauf nicht eingegangen und hatte ihm höflichst empfohlen, sich zu schonen. Westergaard zog also vor, das Schloß zu verlassen, fest entschlossen, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um von Tondern aus dem Verfahren gegen Herrn von Schmidt eine ernstere Färbung zu geben.

Eines Morgens verschwand er so schnell, wie er ge-

kommen war, ohne von der Familie Abschied zu nehmen, die seinem Verbleibe auch nicht weiter nachforschte.

Herr von Schmidt hatte einen gefährlichen Feind in ihm, denn, wie er nur zu bald bemerkte, nahm seine Prozeßangelegenheit auf einmal eine ganz andere Wendung. Er konnte, selbst wenn er es gewollt hätte, von dem Kapitain dafür nicht einmal Rechenschaft verlangen, denn dieser hatte Sorge getragen, sich jedem Beweise, daß er bei der Sache die Hand im Spiele habe, zu entziehen. Er war bald nach seinem Eintreffen in der Stadt, nachdem er bei seinen dortigen Landsleuten von Einfluß die höchste Erbitterung gegen den alten deutschen Edelmann erregt hatte, mit Urlaub nach Kopenhagen gegangen, um sich daselbst wieder vollständig von seiner Verwundung herstellen zu lassen; von dort aus konnte er übrigens am allerbesten gegen Herrn von Schmidt intriguiren, da ihm die Spitzen der amtlichen Behörden dort zugänglich waren.

Herr von Schmidt bemerkte bald, in welch' anderes Stadium seine Angelegenheit getreten sei, denn es wurde nun gegen ihn ein gleiches Verfahren, wie es Advokat Staffelt in Schleswig erdulden mußte, eingeschlagen. Der dänische Offizier, der auf Achteby in Quartier lag, hatte ihm fast an jedem Morgen eine neue Unannehmlichkeit mitzutheilen, wobei er nicht unterließ, seine Verwunderung und die Versicherung, daß er ganz unschuldig daran sei, auszusprechen.

Auch Herr von Schmidt erhielt jetzt den gemessensten Befehl, sein Gut nicht zu verlassen, wenn er nicht amtlich nach der Stadt gefordert würde, und verfiel den kleinlichsten und unangenehmsten Quälereien, zu denen seine Stellung als Gutsbesitzer und patriarchalischer Polizeiherr von Achteby genügenden Vorwand gab. Ehe die Lorenzen'sche Angelegenheit, in der man ihm mit einem förmlichen Hoch-

verrathsprozesse zu drohen begann, noch erledigt war, hatte er, anderer Kleinigkeiten halber, schon eine so große Menge von Brüchen zu bezahlen, daß er ernstlich besorgt werden mußte.

Da gab es nun wieder traurige Stunden auf Schloß Achteby!

Der alte Edelmann grämte sich weniger über die empfindlichen Verluste, die er zu tragen hatte, als sich sein Stolz gegen die seine Person betreffenden Maßregeln sträubte. Gefangener auf seinem eigenen Besitzthume zu sein, auf dem Fremde als Herren wirthschaften, ist eine tief niederdrückende Lage; Herr von Schmidt mußte hier obenein die Ueberzeugung gewinnen, daß man es darauf abgesehen habe, ihm den Aufenthalt auf Achteby vollständig zu verleiden und ihn zu ruiniren, falls er nicht vorziehen sollte, sich des schönen, einträglichen Gutes zu Gunsten irgend eines Dänen, der selbst Beamter oder der Vetter eines solchen war, zu entäußern.

Dieses Verfahren war damals gar kein ungewöhnliches im Herzogthume; man ging so auf dem Lande, wie in den Städten zu Werke; viele hundert Beispiele sprechen dafür, wie das des unglücklichen Apothekers von Apenrade, Karberg, der später im Elende und Wahnsinne starb und dessen unerhörte Geschichte man ausführlich in dem kurz zuvor von uns genannten Buche des Dr. Rasch finden kann.

Herr von Schmidt wäre nun, nach alter Soldatenmanier, am liebsten im gerechten Zorne aufgebraust, und oft genug war er nahe daran, aber dann beschwichtigte jedesmal Eugenie, die, selbst bei der finsteren Stimmung des Vaters, ihren Einfluß auf denselben nicht verloren hatte. Was hatte auch der alte Herr jetzt Anderes als den Umgang mit ihr? — Er durfte nicht einmal mehr seine Felder bereiten, ohne scharf und mißtrauisch beobachtet zu

werden, er mied selbst die Gesellschaft des Offiziers, der auf Achteby kommandirte, obgleich derselbe sich durchaus wie ein Ehrenmann betrug und sich zuweilen sogar zu einer harten Kritik der Beamten hinreißen ließ, aber er hatte Alles, was dänisch war, hassen gelernt; in stummem Grolle brütend, saß er in dem Gartensalon oder in seinem Arbeitskabinet, und nur selten vermochte Eugenie, die sich zum muntersten Auftreten zwang, obgleich sie im Geheimen vollkommen den Schmerz des Vaters theilte, ihm ein vorübergehendes Lächeln abzugewinnen.

Das junge Mädchen hatte wenigstens noch eine Hoffnung, an der sie mit ganzer Seele hing, bei diesem Unglücke, daß es nämlich zur Wiedervereinigung mit ihrem Verlobten führen könne. Ihr Patriotismus hielt doch nicht ihren weiblichen Gefühlen Stand. Wenn der Vater schwur, daß er den Dänen nicht den Gefallen thun wolle, einem der Ihrigen eine der schönsten Besitzungen im westlichen Schleswig in die Hände zu spielen, daß er es für eine Pflicht gegen Land und Volk halte, auf seinem Platze, der ihm, im Grunde genommen, schon nicht mehr lieb war, auszuharren, dann suchte sie ihm auf die sanfteste Weise auseinanderzusetzen, daß hier der Widerstand vergeblich sei und daß jeder Tag desselben an seinem Vermögen und sogar an seinem Leben zehre.

Ein Anderer hätte so nicht zu Herrn von Schmidt sprechen dürfen, aber gegen Eugenie war er, wie gesagt, immer etwas schwach gewesen. Allmälig gewöhnte er sich an ihre Worte und dachte wohl selbst schon einmal daran, der Nothwendigkeit zu weichen.

„Wenn ich Fritz nur hier hätte," pflegte er zuweilen zu sagen; — „er ist ein braver, kräftiger Junge, der mir schon helfen würde, diesem Volke die Stange zu halten, aber ich werde schon alt und der innere Aerger, über den

ich mich mit Niemandem aussprechen kann, raubt mir die ruhige Besonnenheit."

Dann sah er wohl auch forschend seine Tochter an, deren junges Leben in dem Gefängnisse von Achteby ebenfalls verkümmerte, denn von gesellschaftlichem Umgange war daselbst keine Rede mehr. Die einzige Unterhaltung und Beschäftigung, die sich das Fräulein machen konnte, bestand darin, daß sie nach dem nahen Dorfe wanderte, um daselbst die Armen zu unterstützen und mit den wohlhabenden Landleuten zu klagen und sie zur Ruhe zu ermahnen.

Die Friesen mit ihrem Jahrhunderte alten Sprüchworte: „Lieber todt als Sklave!" sind ein stolzes, muthiges und zähes Volk. Die Dänen machten bei ihnen dieselben Danisirungsversuche wie im östlichen Schleswig und fanden auch denselben Widerstand dagegen.

Wie schmerzlich zog sich Eugeniens Herz nicht oft zusammen, wenn die braven Leute, die sie besuchte und von denen sie, wie ihr Vater, immer geliebt und geachtet worden war, sie ernst und melancholisch mit ihren großen blauen Augen anblickten und seufzend sagten:

„Bestimmen Sie nur den Herrn Vater, Fräulein, daß er uns nicht auch verläßt. Sie haben uns nun schon unsere Prediger und Lehrer genommen; was soll aus uns werden, wenn alle großen Deutschen von uns fortgehen?"

Das waren nun Worte, die Eugenie ihrem Vater nicht wieder hinterbringen durfte, denn sie fühlte dabei selbst ihre Wünsche schwankend werden. Sie vermochte aber auch nicht, die ehrlichen Leute zu täuschen; darum stellte sie ihnen offen die Schwierigkeiten vor, mit denen Herr von Schmidt zu kämpfen hatte, und wie es den Dänen doch früher oder später gelingen werde, ihn von seinem Eigenthume zu vertreiben.

„Ja, es ist wahr," sagten die Landleute dann wieder

seufzend; — „in zehn Jahren haben sie ihn zum Bettler gemacht, den Herrn Vater, — aber bis dahin wird eine andere Zeit kommen!“

„Und dann sind wir gewiß wieder bei Euch, wenn wir Euch auch jetzt verlassen müßten,“ tröstete das Fräulein mit feuchtem Auge.

Eugenie war schon längst nicht mehr das unbefangene, etwas wilde Mädchen, in neuester Zeit aber veränderte sie sich auffälliger Weise. Das konnte Niemandem und am wenigsten dem zärtlich besorgten Auge des Vaters verborgen bleiben und trug hauptsächlich dazu bei, ihn ihrem Plane geneigt zu machen.

Es fehlte nur noch an einem direkten Anlasse dazu, und auch dieser ließ nicht lange auf sich warten.

An einem Sommerabende kehrte Eugenie von einem ihrer gewöhnlichen Spaziergänge nach dem Dorfe in das Schloß zurück und fand ihren Vater in großer Aufregung. Er hatte vor Kurzem ein Schreiben aus Tondern erhalten, in dem ihm von einem hochgestellten Beamten, gewissermaßen vertraulich, mitgetheilt wurde, daß das Ministerium in Kopenhagen beschlossen habe, gegen ihn die Hochverrathsklage einzuleiten, die, wenn sie sich auch nicht hätte durchführen lassen, ihn bei der in den Herzogthümern üblichen Justizpflege doch auf das Härteste getroffen haben würde. Der Mann, der ihm dies schrieb, war ein Däne und gerade nicht sein Freund, seine Theilnahme und die in der wohlmeinendsten Form abgefaßte Warnung wäre also nicht zu erklären gewesen, hätte man ähnliche Manoeuvres nicht schon gekannt.

Herr von Schmidt sollte eingeschüchtert werden; es handelte sich um sein Gut, für das sich bald ein offener Bewerber finden würde; weigerte er sich jetzt noch, so konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, daß man zu noch dringenderen Gewaltmaßregeln schreiten werde. Dagegen deutete

schon dieses freundschaftliche Schreiben an, daß die Regierung die ganze Untersuchung fallen lassen werde, sobald er sich entschlösse, ihren Wünschen nachzukommen.

Anfangs polterte der alte Edelmann in heftiger Weise gegen die ihm gestellte Zumuthung, aber auf vieles Zureden seiner Tochter entschloß er sich doch endlich, wenigstens zu hören, welche Anerbietungen man ihm machen werde. In dieser Weise antwortete er dann auch nach Tondern.

Er hatte sich durchaus nicht verrechnet. Schon am folgenden Tage fand sich ein ehemaliger deutscher Advokat, der nie patriotische Gesinnung besessen oder dieselbe verleugnet hatte, um sich seine Stellung zu sichern, auf dem Schlosse ein und legitimirte sich als Bevollmächtigter des Kammerherrn von Stjernborg in Kopenhagen, der sich in dieser Gegend anzukaufen wünsche.

Herr von Schmidt und seine Tochter kannten weder genau das Verhältniß, in dem Lorenzen zu der Gräfin Mackenna gestanden hatte, noch wußten sie, daß diese Dame Frau von Stjernborg geworden sei; sie fanden also in dem Namen nichts Auffallendes. Noch weniger konnten sie überzeugt sein, daß auch Kapitain Westergaard an diesem abgekarteten Spiele theilnehme, obgleich diese Vermuthung wohl nahe lag.

Der Unterhändler machte übrigens so günstige Anerbietungen, wie sie unter den obwaltenden Umständen nur zu erlangen sein konnten, und das stimmte den alten Herrn milder. Er mußte zwar Opfer bringen, aber er brauchte sein Vermögen doch nicht geradezu zu verschleudern, was das Loos so vieler anderer mißliebigen Deutschen war. Eugenie sprach heimlich ein gewichtiges Wort mit, und so bahnte sich denn der Handel unter der Bedingung an, daß die Behörden Herrn von Schmidt gestatten würden, ungehindert das Land zu verlassen.

Diese Zusicherung wurde ihm sehr bereitwillig gegeben und der Kontrakt, der Achteby, wie sich nachträglich erwies, nicht an Herrn, sondern Frau von Stjernborg brachte, in den nächsten Tagen abgeschlossen. Damit hörten auch auf einmal alle Quälereien der Gutsherrschaft auf, selbst das auf dem Schlosse einquartierte Militair-Detaschement wurde bedeutend vermindert.

Nun mußte man sich aber auch auf den Abschied vorbereiten, der, je näher er heranrückte, Vater und Tochter doch sehr schwer erschien. Die neue Besitzerin hatte sich durch ihren Bevollmächtigten ausbedungen, daß das Schloß noch vor Ablauf des nächsten Monats geräumt werde, da sie selbst es dann zu beziehen gedenke, und Herr von Schmidt, der an irgend einem größeren Orte Deutschlands zu leben beabsichtigte, bis er eine neue Besitzung erworben haben würde, hatte ihr den größten Theil des schwer zu transportirenden Meublements mit überlassen.

Da galt es nun, sich von manchem lieben Stücke zu trennen, das durch die Zeit besonderen Werth bekommen hatte und an das sich diese oder jene Erinnerung knüpfte; wie sehr man sein Herz an solche Sachen gehängt hat, fühlt man gewöhnlich erst, wenn man im Begriff steht, sie zu verlieren. Eugenie war auf dem Schlosse erzogen worden, ihre Jugenderinnerungen hingen mit jedem Platze desselben eng zusammen, und wenn sie jetzt, wo sie es verlassen sollte, auch ihrem Glücke entgegenzugehen hoffte, trat ihr doch oft eine Thräne der Wehmuth in das Auge, die sie vor dem Vater, der wohl ihre Empfindungen theilte, aber mürrisch darüber schwieg, zu verstecken Sorge trug.

Und noch schwerer wurde es Beiden, sich von den braven Landleuten des Dorfes zu trennen, die ihnen zwar keine lauten Vorwürfe über ihren Entschluß machten, sie aber so vielsagend mit der traurigsten Miene anblickten.

„Wir sehen wohl ein, daß Sie nicht anders handeln konnten,“ sagte wohl hin und wieder Einer zu Herrn von Schmidt, der sich fast bei Jedem zu rechtfertigen suchte, — „aber es ist doch hart für uns, den Dänen preisgegeben zu sein; wer wird uns nun rathen und unterstützen, wenn man uns alle unsere Rechte und Freiheiten nimmt und unsere Kinder zu Dänen auferzieht?“

Der alte Edelmann schluckte dann die Antwort hinunter, daß es beinahe wie krampfhaftes Schluchzen klang, drückte den Männern die Hand und wandte sich ab. Eugenie versuchte noch zu trösten, indem sie, gen Himmel deutend, sagte:

„Der da oben wird Euch helfen, — Er verläßt keinen Deutschen.“

Eugenie hatte Fritz bald nach eingetretener Entscheidung mitgetheilt, daß ihr Wiedersehen nahe bevorstehe, und in seiner Antwort leuchtete durch das Bedauern über den Verlust des schönen Gutes, das ihrem Vater eigentlich abgezwungen worden war, doch die Freude hervor; einen bestimmten Entschluß in Bezug auf seine Person hatte er aber noch nicht ausgesprochen, und ebenso zurückhaltend mit seiner Ansicht darüber war Herr von Schmidt, was hauptsächlich wohl in seiner trüben Stimmung lag.

Der Abschiedstag war endlich da. Wiederum verließ eine deutsche patriotische Familie, eine der angesehensten und beliebtesten, das unglückliche Vaterland, aus dem die Verbannung der Besten auf so vielfach verschiedene Weise bewirkt wurde, sei es durch offene Gewalt, sei es durch schlaue Kniffe und Ränke.

Die neue Besitzerin war noch nicht eingetroffen, einige Tage vorher aber schon, behufs der Uebernahme, die ohne Umstände vor sich ging, ihr Bevollmächtigter; durch ihn hatte Herr von Schmidt, was sich noch als ein großes

Glück betrachten ließ, die freilich hinter dem wirklichen Werthe des Gutes bedeutend zurückbleibende Kaufsumme in baarem Gelde und guten Wechseln auf Deutschland erhalten.

An dem zur Abreise bestimmten Morgen hatte sich der größte Theil der ehemaligen Gutsangehörigen Herrn von Schmidts vor dem Schlosse eingefunden, gleichzeitig auch ein Paar blauer Gensdarmen aus Tondern, welche die vorsorglichen Behörden nicht vergessen hatten, zu beordern, um etwaigen Demonstrationen und Unruhen zuvorzukommen. Solche lagen aber durchaus nicht in dem Charakter der braven Friesen, die sich stets einen strengen Sinn für Ordnung bewahrt haben, und sie lächelten nur verächtlich über die unnöthige Vorsicht.

Herr von Schmidt war förmlich ersucht worden, zum Abschiede keine Ansprache an die Landleute zu halten, und er hatte eingewilligt, um Jenen keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er und seine Tochter gingen nur durch ihre Reihen und drückten ihnen stumm, mit Thränen in den Augen, die Hände; höchstens hörte man hin und wieder ein halblautes: „Auf Wiedersehen!“

Erst, als der Reisewagen von dem Schloßhofe auf die Landstraße hinausfuhr und die darin Sitzenden sich noch einmal, Abschied winkend, herausbogen, ertönte ein hundertstimmiges Lebewohl und Hurrah für die Scheidenden.

In derselben Minute, als sei die Zeit absichtlich berechnet worden, erschien auf der nach dem Schlosse führenden Straße ein anderer Reisewagen, der dicht an dem ersteren vorüberfuhr. Eine auffallend schöne, sehr elegant gekleidete Dame, die neue Besitzerin, Frau von Stjernborg aus Kopenhagen, saß darin, und an ihrer Seite erblickten der alte Edelmann und seine Tochter zu ihrem Erstaunen den Kapitain Westergaard. Beide bogen sich, gerade im Vorüberfahren, gegen einander, und der Kapitain deutete

mit höhnischem Lächeln auf die vertriebenen Besitzer von Achteby, auch die Dame lächelte in geringschätziger Weise.

Ihr Triumph erfuhr übrigens sehr schnell eine kleine Demüthigung, denn als sie in den Schloßhof einfuhren, auf dem die Landleute noch versammelt waren und als diese die neue Eigenthümerin an der Seite des dänischen Offiziers erblickten, riefen sie ihr keinen Gruß zu, sondern wandten sich, ohne sie des Beschauens zu würdigen, kurz ab und gingen.

„Diese Friesen scheinen ein halsstarriges Volk zu sein,“ bemerkte Ida mit verbissenem Ingrimm.

„Verlassen Sie sich darauf, in ein Paar Jahren sind sie Ihre demüthigsten Unterthanen,“ tröstete der Kapitain.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Kapitain Westergaard hatte sich, nachdem er in Tondern alles Mögliche gethan, Herrn von Schmidt als einen gefährlichen Feind der dänischen Regierung oder vielmehr der eiderdänischen Partei darzustellen, — er that dies aus bloßer Rachsucht, denn damals dachte er noch nicht daran, das Gut Achteby seiner Freundin zuzuwenden, — nach Kopenhagen begeben und war daselbst im Hause seines guten Vetters abgestiegen.

Nachdem er sich hatte überzeugen müssen, daß Emma dieses Mal wieder seinen Nachstellungen entrückt sei, gedachte er sich ganz Frau von Stjernborg zuzuwenden.

Der Kammerherr war entzückt über die Wiederkehr des liebenswürdigen Vetters, und seine Gemahlin noch mehr, denn der Umgang mit ihrem Gatten war ihr nachgerade immer unerträglicher geworden, zumal ihr jetzt offen feind=

seliges Verhältniß zu der neuen Gräfin Danner sie immer weiter vom Hofe entfernt und auf ihr Haus beschränkt hatte.

Das mit Lorenzen in neuester Zeit Erlebte, das er ihr zu verschweigen nicht für nothwendig hielt, bildete wieder den innigsten Anknüpfungspunkt zwischen Kapitain Westergaard und der Dame; sie sprachen von Jenem mit einer Frechheit, die in Erstaunen setzen konnte, nur als von einem Undankbaren, dem man keine Schonung angedeihen lassen dürfe, falls man seiner je wieder habhaft werden sollte, und der Kammerherr stimmte ganz in diesen Ton ein.

Die Binde fiel noch immer nicht von seinen Augen, obgleich seine Frau und Kapitain Westergaard sich durchaus nicht viel Mühe gaben, ihre innige Freundschaft geheim zu halten. Betrachtete Ersterer dieselbe auch nur als eine angenehme Unterhaltung, von der er durch den Reichthum Frau von Stjernborgs recht hübsche Vortheile zog, so war sie ihm doch mit ganzer Seele unterthan geworden, seitdem sie Lorenzens Verheirathung erfahren hatte; jetzt haßte sie Letzteren wirklich glühend.

Des durch bloße Laune geknüpften ehelichen Bandes war sie schon längst müde geworden, und es würde sie gar nicht große Mühe gekostet haben, es wieder zu lösen; vorläufig fand sie Geschmack daran, den Kapitain als ihren Herrn anzuerkennen. Nachdem sie einmal so weit gekommen war, wurden ihr die Fesseln der Ehe drückend, und sie wünschte, ihrer Leidenschaft wieder ganz die Zügel schießen lassen zu können.

„Ich möchte Kopenhagen auf einige Zeit verlassen,“ äußerte sie eines Tages gegen ihren Galan. „Stjernborg wird mir mit jedem Tage unerträglicher.“

„Das läßt sich leicht begreifen,“ meinte Westergaard lächelnd. „Warum bringen Sie den Sommer nicht auf Ihrem Landgute zu?“

„Mein Gott, würde ich denn da Ruhe vor ihm haben? — Der gute Mann ist ein so treuer und zärtlicher Gemahl, daß er es nicht über sein Herz bringen könnte, mich dort ungestört zu lassen. Diese Besitzung liegt zu nahe von Kopenhagen. Uebrigens würde die ganze Stadt sogleich erfahren, daß Sie mich dorthin begleitet hätten, und das gäbe einen argen Skandal."

Den Kapitain durchzuckte ein Gedanke, dem er sogleich Worte gab.

„Kaufen Sie sich doch in dem neuen Südjütland an;" — so beliebten die Dänen neuerdings das Herzogthum Schleswig zu nennen — „das Geschäft ist augenblicklich zu brillant, als daß Jemand etwas Anderes wie eine Spekulation darin sehen könnte, und haben Sie dort erst einmal Besitz, so gewinnen Sie aller Welt, wie Ihrem Gemahle gegenüber dadurch einen vortrefflichen Vorwand, ungenirt zu leben."

„In Schleswig? — Hm, das ließe sich hören!"

„Wenn ich mich nicht sehr irre, wird nächstens dasselbe Schloß und Gut Achteby, auf dem ich in Quartier lag, zum Verkaufe kommen," fuhr der Kapitain fort. „Es ist eine reizend gelegene, sehr einträgliche Besitzung und für Sie vielleicht von besonderem Interesse, da Herrin zu werden, wo man uns noch vor Kurzen so übel mitgespielt hat; es wäre eine kleine Revanche dafür."

„Will es jener Herr von Schmidt denn verkaufen?"

„O das ist das Wenigste! man wird ihn dazu zwingen."

Und der Kapitain entwickelte ohne alle Scheu, die er bei der Kenntniß von Idas Charakter, ihr gegenüber nicht mehr beobachten zu müssen glaubte, seinen Plan, den er bald so geschickt in das Werk setzen sollte.

„Wahrhaftig, ich bin ganz mit Ihnen einverstanden!"

rief Frau von Stjernborg erfreut, — „und ich werde meinem Sachwalter die nöthigen Aufträge geben.“

„Und jedenfalls werden Sie durch Ihren Einfluß auch beitragen, zu bewirken, daß der alte Edelmann so schnell als möglich verkaufe?“ fragte Westergaard mit höhnischem Lächeln.

„Gewiß, ich habe Bekanntschaften im Ministerium. Ich versichere Sie, daß ich schon in wenigen Monaten Herrin von Achteby sein werde; im schlimmsten Falle, wenn der Mann sich hartnäckig zeigt, kann das Gut konfiscirt und unter den Hammer gebracht werden.“

Der saubere Plan war entworfen und wurde ohne Zögern zur Ausführung gebracht. Man weiß schon, daß er ganz den beabsichtigten Erfolg hatte.

Der Kammerherr wurde nur beiläufig von der Absicht seiner Frau in Kenntniß gesetzt und vermochte Nichts dagegen einzuwenden, da sie sich ja die Disposition über ihr Vermögen vorbehalten hatte. Er ließ zwar die Befürchtung fallen, daß der Ankauf einer Besitzung in Schleswig sie veranlassen könne, sich während eines Theiles des Jahres von ihm zu trennen, aber sie versicherte ganz unbefangen, daß sie daran noch gar nicht gedacht habe.

Kapitain Westergaard machte sich vor den Augen seines Vetters mit diesem Handel besonders viel zu schaffen, wodurch er sich gewissermaßen ein Recht erwarb, die neue Besitzerin, wenn sie das Gut in Augenschein nehmen würde, zu begleiten und ihr fernerhin mit Rath und That zur Seite zu stehen.

Eines Morgens theilte Ida ihrem Manne ohne Weiteres mit, daß sie Achteby gekauft habe, und setzte in dem entschiedenen Tone, den sie so gut anzunehmen verstand, um von vorn herein jeden Widerspruch abzuschneiden, hinzu:

„Du wirst nun wohl Nichts dagegen einzuwenden haben,

daß ich mir mein Besitzthum einmal auf kurze Zeit ansehe. Da Dich Dein Dienst hier bei Hofe zurückhält und ich Dir durch meine Privatinteressen durchaus keine Ungelegenheiten verursachen will, soll mich Dein Vetter Westergaard begleiten."

Des Kammerherren Augen wurden auffallend größer vor Verwunderung.

„Westergaard soll Dich begleiten?" stammelte er.

„Weshalb nicht? Wir haben einen besonderen Plan entworfen: Westergaard wird jetzt, wo der Krieg beendet ist, mit Halbsold zurücktreten und die Verwaltung jenes Gutes in Schleswig übernehmen. Bist Du mir nicht Dank dafür schuldig, daß ich Deinem Vetter ein so großes Vertrauen schenke?"

Der arme Kammerherr fand nicht sogleich die passende Antwort; die Bedenken, die sich in ihm zu regen begannen, wagte er seiner Frau gegenüber nicht auszusprechen.

„Du bist überrascht, wie ich sehe," meinte sie lächelnd; — „Du bedauerst am Ende gar, daß wir uns auf so kurze Zeit trennen müssen?"

„In der That, Deine Eröffnung überrascht mich sehr, beste Ida. Ich könnte Urlaub nehmen — ich bin hier auf einige Wochen recht gut zu entbehren — und Dich selbst begleiten."

„Nein, mein Lieber, das gebe ich auf keinen Fall zu! Du sollst Achteby nicht eher sehen und bewundern, als bis Westergaard es mir ganz nach meinem Geschmacke eingerichtet hat. Vielleicht im nächsten Jahre" —

„Aber sollte es nicht Aufsehen erregen," unterbrach sie Herr von Stjernborg zaghaft, — „wenn" —

„Wenn ich mit Westergaard reise?" rief sie, laut auflachend; — „mit Deinem Vetter? meinem Gutsverwalter?"

„Das ist wohl wahr, aber" —

„Kein Aber mehr! Wir reisen in drei bis vier Tagen ab; ich habe bereits alle meine Anordnungen dafür getroffen."

„Und wann gedenkst Du zurückzukehren?" fragte der Kammerherr kleinlaut.

„Beunruhige Dich deswegen nicht, mein Lieber, — ich werde Dich nicht zu lange in Deinem Wittwerstande schmachten lassen."

„Man könnte mich indessen nach der Zeit Deiner Rückkehr befragen, — der König selbst" —

„O der König denkt gar nicht mehr an mich, und ich kümmere mich nicht im Mindesten um seine Meinung! Ich habe jetzt nur noch auf Dich einige Rücksichten zu nehmen. In vierzehn Tagen werde ich wahrscheinlich wieder hier sein."

Herr von Stjernborg seufzte etwas erleichtert.

„Also in vierzehn Tagen," wiederholte er mechanisch.

„Verlasse Dich darauf, die Sehnsucht wird mich zurücktreiben," meinte sie ziemlich unverhohlen spöttisch.

Der glückliche Gatte war mit seinen Einwendungen zu Ende; er ließ seine Gattin ihre Maßregeln ungestört treffen, aber insgeheim nahm er doch seinen Vetter bei Seite und fragte ihn, was er eigentlich von der etwas eigenthümlichen Idee seiner Frau halte. Der Kapitain lachte und versicherte, daß er es ganz natürlich finde, daß sie ihr neues Gut zu sehen wünsche und, was ihn selbst anbetreffe, so sei er recht froh, in der Verwandschaft eine so angenehme Stellung, die ganz seiner schon längst vorhandenen Neigung für die Landwirthschaft entspreche, erhalten zu haben. Er tröstete den Kammerherrn damit, daß es ganz in seinem Interesse liege, alleiniger Herr auf Achteby zu bleiben, und daß er daher dessen Gattin sobald als möglich zur Rückkehr bereden werde.

Mit diesem Troste mußte Herr von Stjernborg vorlieb

nehmen; er verließ sich noch mehr auf das Versprechen seines Vetters als das seiner Frau.

Der Abschied war von Seiten der Letzteren gerade kein zärtlicher, und als sie neben dem Kapitain im Wagen saß, scheute sie sich gar nicht, in der vertraulichsten Weise mit ihm über die Leichtgläubigkeit ihres Mannes zu scherzen, denn Beide hatten längst die Verabredung getroffen, so bald noch nicht wieder zurückzukehren, sondern sich, fern von Kopenhagen ihre eigenen Vergnügungen zu suchen.

Frau von Stjernborg hatte, trotz des Zuredens ihres Gemahls, keinen Diener mitgenommen und zwar mit guter Absicht, denn sie konnte keinen Zeugen ihres Verhältnisses zu dem Kapitain, dem sie sich zwanglos hingab, brauchen; nur ihrer Kammerfrau Johanna, die auch in dieser Beziehung ihr volles Vertrauen besaß, war ein Platz in dem Coupé außerhalb der Reisekutsche eingeräumt worden. Auf ihrem neuen Gute hoffte sie leicht die nöthige Dienerschaft zu erhalten, vielleicht aus der alten zu übernehmen.

Das Paar ließ sich volle Muße zur Reise und amüsirte sich vortrefflich; unterwegs gab es keine Frau von Stjernborg mehr, sondern eine Frau von Westergaard. So gelangten sie erst nach beinahe vierzehn Tagen an das Ziel ihrer Reise, wo der Kapitain als ein sehr naher Verwandter der Dame, die sich doch wieder zur Annahme ihres richtigen Namens entschließen mußte, gelten sollte.

Wirklich war es nicht bloßer Zufall, der sie der abreisenden Schmidt'schen Familie noch begegnen ließ; sie hatten derselben gern noch eine kleine Demüthigung bereiten wollen, hatten sich aber um ein Geringes verspätet.

Die schöne Lage des Schlosses, die Westergaard ihr geschildert hatte, befriedigte und entzückte sogar Frau von Stjernborg, keineswegs aber der Empfang, der ihr von der Dorf- und Hausbewohnerschaft zu theil wurde. Sie sah

mit aristokratischem Stolze auf diese Leute als auf ihre Unterthanen herab, denn sie hatte durchaus keine richtige Vorstellung von dem patriarchalischen Verhältnisse des schleswigschen Adels zu der ländlichen Bevölkerung, noch weniger von dem stolzen, unabhängigen Charakter der Friesen. Sie sollte bald eines Besseren belehrt werden.

Alle diese Leute, selbst die, welche als Haus- und Hofgesinde gezwungen waren, in ihren direkten Dienst zu treten, haßten sie schon, weil sie Dänin war und weil ihr der geliebte und hochgeachtete Gutsherr hatte weichen müssen; mit scharfem Instinkte ahnten sie das Intriguenspiel, das gegen den Letzteren in Scene gesetzt worden war. Die stolze Art und Weise, wie die neue Besitzerin an dem alten vorüberfuhr, ihr wohlbemerktes höhnisches Lächeln und besonders die Begleitung des dänischen Offiziers, den Viele wiedererkannten, bestätigten nur die vorgefühlte Abneigung. Wie gesagt, die Landleute wandten ihr den Rücken, damit sie ja nicht glauben solle, sie hätten sich zu ihrem Empfange vor dem Schlosse eingefunden, und verließen schnell den Hof.

Der bevollmächtigte Unterhändler, der den Tag ihrer Ankunft recht gut wußte und auf Befehl Herrn von Schmidt davon nicht in Kenntniß gesetzt hatte, empfing sie allein mit vielen Bücklingen und devoten Willkommensgrüßen; die Dienerschaft, von der die alte Herrschaft nur den treuen Johann und Eugeniens Kammermädchen mitgenommen hatte, stand stumm und düsteren Blickes im Hintergrunde.

„Haben Sie alle diese Leute für mich in Dienst genommen, wie ich Sie beauftragte?“ fragte Frau von Stjernborg, der sich die unwillige Verstimmung deutlich auf dem Gesichte malte, ihren Commissionär.

Der Mensch wurde verlegen und stotterte mit einigen Umschweifen, welche zweifellos die bittere Pille versüßen sollten, heraus, er habe seinen Auftrag vollzogen, aber die

Antwort erhalten, „man wolle sich erst die neue Herrin ansehen, bevor man sich entscheide.“

„Dann entlassen Sie sofort Alle!“ fuhr die Dame zornig heraus.

„Aber woher in der Eile andere nehmen?“ flüsterte ihr der Kapitain zu, der über diesen Umstand, auf den er durchaus nicht gerechnet hatte, nicht wenig bestürzt war.

Der Commissionär pflichtete ihm durch bedenkliches Wiegen des Kopfes und eine sehr verlegene Miene bei.

Ida biß sich ärgerlich auf die Lippen und stammelte nur, während sie in das Schloß schritt, ohne die Versammelten eines Blickes zu würdigen:

„Lassen Sie es vorläufig, wie es ist; später werde ich selbst unter diesem trotzigen Volke aufräumen.“

Sie hatte bereits einen kleinen Vorgeschmack von den Unannehmlichkeiten, die mit der glänzenden Erwerbung Achtebys verbunden sein würden, und dem passiven Widerstande erhalten, der sich den Dänen, in welcher Stellung sie auch auftreten mochten, in den Herzogthümern entgegensetzte.

Das Hofgesinde ging indessen, seine theils traurigen, theils spottenden Glossen über die neue Herrschaft machend, an seine altgewöhnte Arbeit, und die eigentliche Schloßdienerschaft hielt eine kurze Berathung ab, in Folge deren sie sich in zwei Theile spaltete; der eine, der am treuesten an Herrn von Schmidt gehangen hatte und genug von der neuen Besitzerin gesehen zu haben glaubte, beschloß, sofort seine Entlassung zu nehmen, der bedeutend kleinere wollte es mit ihr noch eine Weile versuchen, da diesen Leuten eigentlich nichts anderes übrig blieb, als in die Armuth zu gehen. Herr von Schmidt hatte nur für ihre allernächste Zukunft Sorge tragen können.

Frau von Stjernborg und ihr Begleiter fanden die

Zimmer des Schlosses ganz eingerichtet vor und hatten sich bald häuslich eingerichtet; ihre Stimmung wollte aber doch keine recht freudige werden, denn der Empfang hatte sie belehrt, daß sie darauf würden verzichten müssen, sich inmitten dieses fremden Volkes, das ihnen seine Abneigung so offen entgegentrug, je wirklich gemüthlich und zu Hause zu fühlen. Augenblicklich glaubten sie sich nun freilich darüber fortsetzen zu können, da sie sich ja auf ein ganz idyllisches Alleinsein vorbereitet hatten.

Die Dame ertheilte natürlich den Dienern und Mägden, welche unumwunden ihre Entlassung gefordert hatten, dieselbe sofort; sie kam aber dadurch in große Verlegenheit, da viele Stellen frei blieben und sich in den nächsten Wochen erst mit großer Mühe wieder besetzen ließen; Keiner, selbst der Aermste nicht, wollte gern den hohen Lohn, den die Dänin bot, beziehen, wer sich aber dazu entschließen mußte, ging mißmüthig und ohne alles Interesse für die Herrschaft im Hause umher.

Achteby war nicht der einzige Ort im Lande, an dem es so zuging.

Woher Gesellschaft nehmen, wenn man das Bedürfniß nach solcher fühlte, wie es doch früher oder später einmal kommen mußte? — An der friesischen Westküste Schleswigs giebt es überhaupt nicht viel adlige Güter, und ihre Besitzer waren meistentheils ebenso gut deutsch gesinnt und so dänenfeindlich wie die höheren Klassen in den Städten; sie würden eine Visite nicht erwidert, eine Einladung nicht angenommen haben; es blieb daher nur noch der gesellschaftliche Verkehr mit den dänischen Beamten übrig, und diese waren, mit wenigen Ausnahmen, seit der neuen Tillischschen Herrschaft, ungebildete und verkommene Leute, die man eben nur in Schleswig als Beamte verwenden konnte. So urtheilten selbst die Dänen auf den Inseln und sprachen offen aus,

daß kein ehrlicher Mann ihrer Nationalität eine Beamtenstellung in Schleswig annehmen, sondern daß man nur den Ausschuß dahin schicke.

Die Offiziere der Armee machten allein eine rühmliche Ausnahme; nur wenige von ihnen haben sich gegen die Einwohner des unterdrückten Landes Etwas zu Schulden kommen lassen, sie hielten unter ihren Soldaten auf Disciplin und verschmähten es, mit den weltlichen und geistlichen Beamten, die sich ihrer Stellung so unwürdig zeigten, zu verkehren.

Diese Erfahrungen mußte Frau von Stjernborg und Kapitain Westergaard nur zu bald machen und prophezeiten sich daher keinen angenehmen Aufenthalt in dem Herzogthume, sobald sie ihrer eigenen Unterhaltung müde geworden sein würden.

Anfänglich gefiel es ihnen aber ganz wohl auf Schloß Achteby, das im Sommer so viele Reize der Natur darbot. Westergaard übernahm ganz förmlich die Verwaltung des schönen Gutes, dessen Herrin, wie verlautete, bald wieder nach der Hauptstadt auf den Inseln zurückkehren würde; daß er, den Behörden gegenüber, dabei nicht auf solche Schwierigkeiten wie Herr von Schmidt stieß, verstand sich ganz von selbst, seine gröbsten Fehler und Willkürlichkeiten durften nicht allein auf Entschuldigung, sondern auch auf Unterstützung rechnen.

Beliebt wurde der Kapitain übrigens nicht bei den Gutsangehörigen, obgleich er sich vielfach Mühe darum gab, denn er hielt es gar nicht für unmöglich, daß er sich einmal zum wirklichen Herrn von Achteby aufschwingen könne.

Indessen setzte sich das vertrauliche Leben zwischen ihm und Frau von Stjernborg in einer Weise fort, die selbst den Blinden darüber die Augen öffnen mußte. In der friesischen Bevölkerung liegt ein hoher sittlicher Charakter; kein Wunder also, daß die neue Gutsherrin sehr tief in

ihrer Achtung sank; man hielt es nicht einmal mehr für der Mühe werth, sie zu begrüßen, wenn man ihr begegnete, aufgesucht wurde sie, selbst in den dringendsten Angelegenheiten, von Niemand.

Ida von Stjernborg, die seit ihrer frühesten Jugend an die Schmeichelei gewöhnt worden war, mußte nothwendigerweise diese Zurücksetzung tief fühlen; anstatt daß sie sich aber aus ihr die Lehre zog, ihr Benehmen vorsichtiger einzurichten, versuchte sie die allgemeine Stimme durch ihren Trotz zum Schweigen zu bringen. Sie wollte den Leuten zeigen, daß sie Herrin auf Achteby sei.

Kapitain Westergaard, der sich überhaupt nur von seinem Egoismus leiten ließ und dessen Charakter jeder moralischen Grundlage entbehrte, war weit davon entfernt, sie zu warnen; er hatte sie ganz und gar in sein Netz verstrickt, aus dem er sie kaltblütig zum Opfer preisgegeben haben würde, sobald sein Vortheil dies erforderte. Von irgend welchen Gefühlen, die denen wahrer Liebe nahekommen, war bei ihnen Beiden natürlich nie die Rede gewesen.

Vergeblich schrieb der Kammerherr ein über das andere Mal an seine Gemahlin und bat sie dringend, zu ihm zurückzukehren, da sie die für ihre Reise festgesetzte Zeit ja längst überschritten habe; sie antwortete ihm darauf kurz und schnöde, daß sie ihre eigene Herrin sei und daß sie ihre Geschäfte noch im Schleswig'schen zurückhielten. Er wandte sich nun brieflich an seinen Vetter Westergaard, der die Schreiben lachend der Dame zeigte und sie gar nicht beantwortete. Beide rechneten auf die Lammsnatur Herrn von Stjernborgs, von der er ja schon so glänzende Proben abgelegt hatte.

Der Sommer war verstrichen, der Herbst in das Land gekommen, und noch verweilte Frau von Stjernborg bei ihrem Galan auf Achteby und dachte nicht daran, sich von

ihm zu trennen, um wenigstens äußerlich ihren Pflichten nachzukommen.

In dem neuen Taumel der Leidenschaft hatte sie Lorenzen beinahe vergessen; wenn sie noch an ihn dachte, zogen sich freilich ihre Brauen zusammen und die peinlichen Empfindungen traten deutlich auf ihrem Antlitze hervor, aber sie verstand jetzt schon, solche Erinnerungen zu scheuchen und wenigstens auf eine Weile zu vergessen. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß er mit seiner jungen Frau noch in Hamburg lebe, Westergaard auch beredet, diese nicht so entfernt gelegene Stadt mit ihr zu besuchen, — sie wußte selbst noch nicht, wie sie dann den Versuch machen sollten, zwischen das Glück der beiden Gatten zu treten, aber jedenfalls war dies ihre Absicht, — doch zu einem festen Entschlusse kam es nicht, da sie vorläufig noch die vollkommenste Befriedigung in dem jetzigen Leben fand.

Man wird zugestehen, daß der Kammerherr etwas mehr als gutmüthig und galant war, um seiner Frau die Verlängerung dieser verdächtigen Excursion, die in weiteren Kreisen Aufsehen erregte, zu gestatten. Er machte sich auch viel Kopfzerbrechen darüber, die Eifersucht gegen den liebenswürdigen Vetter, durch kleine Spottreden Anderer erweckt und genährt, stieg endlich — leider zu spät — in ihm auf, und so kam er auf den ganz natürlichen Gedanken, sich selbst einmal das neue Besitzthum seiner Gemahlin anzusehen, und zwar, indem er sie daselbst durch seinen Besuch überraschte.

Urlaub konnte er stets erhalten, da er eigentlich eine bei Hofe sehr entbehrliche Persönlichkeit war; das war eine bloße Form.

Ohne daß die Glücklichen auf Achteby eine Ahnung davon gehabt hätten, reiste Herr von Stjernborg auf einem regelmäßigen Postdampfschiffe nach Kiel ab und von da zu

Lande nach Tondern. Hier nahm er sich einen Wagen, und erblickte die Schloßthürmchen von Achtebӱ gerade, als die Sonne sich an dem wunderschönen Herbstabende hinter der fernen Küste der Insel Sylt in das Meer senkte.

---

## Neunzehntes Kapitel.

Der Kammerherr war der gesammten Schloßdienerschaft, mit Ausnahme der Kammerfrau Johanna, die sich zufällig um Besorgungen für die Toilette ihrer Gebieterin zu machen, in der Stadt befand, unbekannt. In seinem Reisecivil machte er, bei seiner unbedeutenden Persönlichkeit, durchaus nicht den Eindruck eines vornehmen Herrn, und da er seinen Namen nicht nannte, konnte Niemand in ihm den Gemahl der gnädigen Frau vermuthen, von dem ja auch auf dem Schlosse öffentlich nie die Rede gewesen war.

Der Bediente, der ihn empfing, sah in ihm irgend einen dänischen Beamten und behandelte ihn ziemlich kurz; auf seine Frage, ob Frau von Stjernborg anwesend sei, erwiderte er nur, sie promenire mit dem Kapitain im Garten, und setzte etwas hämisch hinzu:

„Sie pflegt dann nicht gern gestört zu werden.“

Der Kammerherr war schon mit klopfendem Herzen angelangt, — theils fürchtete er die Vorwürfe seiner Gemahlin, theils hatte er eine Ahnung, daß er nicht Alles nach seinem Wunsche vorfinden werde, — jetzt schlug ihm ersteres noch stärker, denn der Ton des Dieners klang ihm ganz eigenthümlich.

„Ich muß die gnädige Frau sehr dringend sprechen,“ sagte er, — „zeigen Sie mir den Weg nach dem Garten, lieber Freund.“

Der Mann war ein Schleswiger, der seinen Dienst nur mit Mißmuth versah, denn er hatte ihn bereits wieder gekündigt, und der nicht das geringste Interesse für die stolze dänische Herrin besaß, ihr sogar mit Freuden eine Verlegenheit bereitet haben würde. Er antwortete daher nur kurz, während er voranschritt:

„Wie Sie wollen, — machen Sie es mit ihr selbst aus.“

„Sie lieben die gnädige Frau wohl nicht besonders, Freund?“ meinte der frappirte Kammerherr.

„Sie ist eine Dänin,“ antwortete der Bursche lakonisch.

„Sind Sie nicht dasselbe?“

„Nein, ich bin Schleswig-Holsteiner. Aber, Herr,“ fügte er mit mißtrauischem Blicke hinzu, — „Sie scheinen von den Inseln zu sein, — man muß sich vor Ihnen in Acht nehmen.“

„Mein Freund, ich habe hier andere Dinge zu thun, als Bediente wegen unvorsichtiger Redensarten zu denunciren,“ erwiderte Herr von Stjernborg verdrießlich. „Meine Frage war nur eine beiläufige.“

„Jedes Kind im Dorfe würde sie Ihnen beantworten können.“

Die Beiden waren bei der in den Garten führenden Thür angekommen; der Bediente öffnete dieselbe und fragte:

„Soll ich Sie anmelden?“

„Es ist nicht nöthig.“

„Nun dann hüten Sie sich vor dem Zorn der gnädigen Frau; sie liebt die Ueberraschungen nicht, wenn sie mit dem Kapitain allein ist,“ sagte Jener lächelnd.

„Kerl, was soll das heißen?“ fuhr der Kammerherr heraus.

„Sie werden es bald sehen.“

Herrn von Stjernborg begann ein Licht, das seine Augen fast blendete, aufzugehen. Er war wie versteinert

stehen geblieben und starrte dem Bedienten nach. Waren die Worte dieses Menschen ihm nur vom Hasse diktirt worden? welche Veranlassung derselbe auch haben mochte, diese Frechheit war kaum glaublich. Oder rechtfertigte das Benehmen der Frau, die seinen Namen führte, ein solches Urtheil im Munde des niedrigsten Volkes, hatte sie alles Gefühl von Ehre und weiblicher Schaam von sich gestreift? — Daß sie ihn nie wirklich geliebt habe, war ihm schon längst klar gewesen, aber auch ihn hatten ja nicht die edelsten Empfindungen zu ihr geführt und an sie gefesselt.

Man weiß schon aus manchen Beispielen, daß Herr von Stjernborg weder viel Verstand noch ein leicht zu verletzendes Ehrgefühl besaß; der Mangel an letzterem beruhte eben in dem an ersterem; er war zu eitel, um zu begreifen, daß man ihn könne verletzen wollen. Die Eitelkeit war die Triebfeder aller seiner Handlungen, die Achillesferse, an der man ihn allein verwunden konnte. Sie hätte nicht empfindlicher getroffen werden können als dadurch, daß eine Frau, obenein seine Gattin, ihm einen Anderen vorzog.

Ein geistesschwacher Mensch läßt sich gewöhnlich nicht leicht reizen, fühlt er aber eine Beleidigung wirklich, so pflegt sein Zorn um so größer zu sein; der Kammerherr hatte auch genug aristokratischen Stolz und hing zu sehr an den äußeren Formen, welche man in der großen Welt Gesetze der Ehre nennt, als daß er durch den Gedanken, der Bediente könne die Wahrheit gesprochen haben, nicht auf das Höchste hätte empört werden sollen. Eine tiefe Erbitterung gegen seine Frau und den falschen Vetter stieg in seinem Herzen auf, und, obgleich gerade kein sehr muthiger Mann, war er doch fest entschlossen, falls sich jene Anklage in ihrem ganzen Maße bestätige, als ein strenger Richter aufzutreten. Die möglichen Folgen davon überlegte er noch nicht weiter.

Er war auf einmal mißtrauisch und vorsichtig geworden. Seine kleinen grauen Augen durchspähten den Garten, ehe er tiefer in ihn hineintrat. Große Boskagen, die tiefe Verstecke darbieten konnten, gab es in letzterem nicht, nur ein Paar Spalierlauben, von Rankengewächsen bedeckt; auf den offenen, leicht zu übersehenden Wegen wandelte Niemand.

Herr von Stjernborg schlug nicht einen der letzteren ein, sondern schlich auf einem schmalen, von Sträuchern eingefaßten Pfade, der gerade in den Rücken einer jener Lauben führte, vorwärts; wurde er vor der Zeit bemerkt, so konnte er sich ja damit entschuldigen, daß er seiner Frau eine freudige Ueberraschung habe bereiten wollen.

Er hatte die zunächst liegende Laube gewählt; — sie war leer, aber von seiner jetzigen Stellung aus konnte er gerade in das Innere einer anderen, ganz am Ende des Gartens, blicken.

Sie war mit wildem Wein, dessen Laub schon in die Herbstfarbe hinüberspielte, bezogen. Zwei Personen befanden sich darin, auf einer Bank im Hintergrunde sitzend; die herabfallenden Ranken verdeckten ihre Gestalten nur zur Hälfte.

Herr von Stjernborg erkannte seine Frau, die ein sehr elegantes Hauskostüm trug, und an ihrer Seite den Kapitain Westergaard im ländlichen Civilanzuge. Der Vetter, dem er so unbegrenzt vertraut, hatte den Arm um den Nacken der schönen Frau geschlungen, und wenn ihre Worte auch nicht bis zu dem ungeahnten Lauscher dringen konnten, bewies doch ihre ganze Haltung und der Ausdruck ihrer Gesichter, daß sie in sehr süßem und zärtlichen Geplauder begriffen seien, welches ein vollgültiges Zeugniß von ihrer mehr als verwandschaftlichen Freundschaft ablegte.

Der gute Kammerherr und betrogene Ehemann fühlte

das Blut in den Adern sieden und zu seinem Kopfe steigen; alle Besonnenheit ging ihm verloren.

Um sich zu überzeugen, daß er sich ja nicht geirrt habe, warf er noch einen Blick auf das Päärchen und schritt dann, rasch und ohne jede weitere Vorsicht zu beachten, auf die Laube zu.

Bei dem Schalle seiner Tritte auf dem kiesbestreuten Wege fuhren die Beiden schnell auseinander, und man wird sich leicht die keineswegs angenehme Ueberraschung vorstellen können, die sich auf ihren Gesichtern malte, als sie den zornigen Ehemann gerade auf sich zuschreiten sahen.

Die Physiognomie des Kammerherrn war ebenso sanft wie sein Herz; in diesem Augenblicke aber hatte sie die innere Empörung vollständig entstellt. Seine kleinen grauen Augen schienen größer geworden zu sein und funkelten, die Lippen waren entschlossen fest aufeinander gepreßt, und ein rasches krampfhaftes Zucken setzte seine Gesichtszüge in Bewegung. Den Blicken Schuldiger konnte er schon fürchterlich erscheinen.

Bei dem ersten Blicke auf ihn waren Frau von Stjernborg und der Kapitain aufgesprungen. Beide machten eine Bewegung, als wollten sie ihm entgegen gehen, aber der Muth dazu schien ihnen zu fehlen, — sie rührten sich nicht; auf ihren Gesichtern kämpften der Schreck und die Ueberzeugung, daß Leugnen ihnen nichts helfen werde, mit dem Bestreben, eine Miene zu erzwingen, als handle es sich nur um einen Scherz.

Der Kammerherr war am Eingange der Weinlaube in imposanter Stellung, die gewiß nicht berechnet war, stehen geblieben; seine Lippen bewegten sich, aber kein Wort kam hinüber; er befand sich augenscheinlich in entsetzlicher Erregung.

„Du hier?“ rief Ida zuerst mit halberstickter Stimme,

und der Kapitain wiederholte dieselben Worte wie ein Echo. Er war leichenblaß; zum ersten Male im Leben fürchtete er sich vor seiuem Vetter.

Herr von Stjernborg schleuderte einen wüthenden Blick auf ihn uud deutete gebieterisch auf den Ausgang der Laube.

„Sie sind hier zu viel, Kapitain Westergaard!" stammelte er, beinahe schäumend vor Wuth.

Die schöne und verbrecherische Frau faßte sich zuerst; mochte sie auch noch nicht einen ähnlichen Fall erlebt haben, so hatte sie sich doch wohl schon in Gedanken darauf vorbereitet.

„Dein Benehmen ist sehr sonderbar," sagte sie, sich in die Brust werfend, — „und da ich es mir unmöglich erklären kann, ersuche ich Dich, Dich darüber auszusprechen."

Wenn sie ihrem Gatten durch diese Frechheit zu imponiren glaubte, irrte sie sich dieses Mal vollkommen; sie bewirkte dadurch nur, daß der Kammerherr sich ein Beispiel an ihrer scheinbaren Ruhe, wie sie der gute Ton zum Gesetz macht, nahm, daß sein innerlicher Ingrimm aber stieg.

„Madame," sagte er in befehlendem Tone, — „der Skandal, den Sie meinem Namen bereitet haben, ist groß genug, als daß ich noch Oel in das Feuer gießen sollte, damit es aller Welt in die Augen flackere. Haben Sie die Güte, sich sofort auf Ihr Zimmer zu begeben, wo ich mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen wünsche, inzwischen behalte ich mir noch eine Unterhaltung von wenigen Worten mit dem Kapitain Westergaard vor."

„Sie vergessen, mein Herr, daß ich Herrin auf Schloß Achteby bin!" rief die Dame mit ungemessenem Stolze.

„Und Sie, daß Sie Frau von Stjernborg sind. Wir haben im Königreiche Gesetze" —

„Beanspruchen Sie dieselben doch!"

„Ich werde es, verlassen Sie sich darauf!" erwiderte

der Kammerherr mit einer Entschiedenheit, die seinem Charakter sonst fremd gewesen war.

„Kapitain Westergaard," sagte Ida, sich an denselben wendend, — „wollen Sie dulden, daß ich in meinem eigenen Hause gemißhandelt werde?"

Der Kapitain befand sich augenscheinlich in äußerster Verlegenheit; einen öffentlichen Skandal, der ihn selbst nur in das unvortheilhafteste Licht stellen konnte, war ihm die schöne Frau doch nicht werth; er hätte gern begütigen mögen.

„Gnädige Frau," flüsterte er ihr zu, — „treiben Sie die Sache nicht auf das Aeußerste. Es ist ein Mißverständniß, lieber Vetter, — auf mein Wort, ich habe Sie noch nie so aufgeregt gesehen. Man könnte sich vor Ihnen fürchten, wenn man nicht ein alter Soldat wäre! — Gehen Sie, gnädige Frau, gehen Sie, ich werde Stjernborg vollkommen beruhigen, man darf ihn in diesem Augenblicke nicht reizen."

Westergaard hatte vielleicht eine ganz richtige Saite angeschlagen, hätte der Kammerherr nur nicht schon zu Viel mit eigenen Augen gesehen. Kein Mensch hatte sich bisher vor ihm gefürchtet, man sprach es ihm zum ersten Male aus, und er fühlte sich gewissermaßen dadurch geschmeichelt. Für den Augenblick verstummte er.

Ein bedeutungsvoller Blick des Kapitains bestimmte Ida wirklich, sich zurückzuziehen und den beiden Männern den Kampfplatz zu überlassen; sie warf das Haupt stolz in den Nacken und schritt an ihrem Gemahle mit den Worten vorüber:

„Mein Herr, ich werde Rechenschaft für die Beleidigung, die Sie mir angethan haben, verlangen."

Die beiden Vettern standen sich allein gegenüber; auf dem Gesichte des Einen kämpfte noch immer der Zorn, der

Andere bestrebte sich, die einschmeichelndste Miene anzunehmen.

„Was haben Sie mir noch zu sagen?" fragte nach einer Pause zuerst der Kammerherr in barschem Tone.

„Willst Du mir nicht zuerst mittheilen, lieber Stjernborg, was Dich in diese maßlose Aufregung versetzt hat?" bat der Kapitain sehr sanft.

Es lag ihm zunächst daran, zu erfahren, wie weit des Kammerherrn Wahrnehmungen gegangen seien, damit er durch seine Entschuldigungen nicht selbst zum Ankläger würde.

„Nennen Sie mich nicht mehr Ihren Vetter, Kapitain Westergaard," grollte der beleidigte Gatte; — „Sie haben unsere Verwandschaft verleugnet und mein freundschaftliches Vertrauen schändlich mißbraucht."

„Ich würde Ihnen diese Ausdrücke nicht verzeihen," erwiderte Westergaard, die Miene des unschuldig Beleidigten annehmend, — „müßte ich nicht auf Ihren krankhaften Zustand Rücksicht nehmen und wäre ich nicht überzeugt, daß Sie dieselben bald widerrufen werden."

Auch diese Drohung verfehlte gänzlich ihren Zweck; sie konnte Herrn von Stjernborg nur noch tiefer empören.

„Sie wollen mir Verzeihung angedeihen lassen?" lachte er bitter auf, — „mir, dessen Ehre Sie mit Füßen zu treten gewagt haben? — Glauben Sie, daß ich blind sei für den Anblick, den meine Augen gehabt haben, taub für die Stimme der Dienerschaft, die mich, noch ehe ich diesen Garten betrat, belehrte, daß ein verbrecherisches Verhältniß zwischen Ihnen und meiner Gattin bestehe?"

„Ein verbrecherisches Verhältniß?" rief Westergaard, den Erstaunten spielend. „Sie täuschen sich, Stjernborg! Die Eifersucht hat Sie geblendet! Nur die aufrichtigste Freundschaft für Ihre Frau Gemahlin, das Recht, das mir die nahe Verwandschaft gab —"

„Schweigen Sie!“ unterbrach ihn der Kammerherr, mit dem Fuße auf den Boden stampfend. „Wollen Sie der Beleidigung, die Sie mir angethan haben, noch die neue hinzufügen, mich wie ein blödes Kind zu behandeln? — Sie sind ein Elender, Kapitain Westergard!“

„Herr von Stjernborg!“ fuhr der Letztere, aus seiner Rolle fallend, auf.

„Habe ich Sie endlich gezwungen, mir Ihr wahres Gesicht zu zeigen, Verräther? Sind Sie bereit, zu der einzigen Genugthuung, die Sie mir noch geben können?“

Der Kapitain war wieder leichenblaß geworden und biß die Zähne aufeinander.

„Ich verweigere sie Ihnen nicht,“ antwortete er, — „aber ich lasse Ihnen Bedenkzeit.“

„Bedenkzeit? Wozu?“

„Damit Sie sich von dem Ungrunde Ihres Verdachtes überzeugen können, und wenn Ihnen dies nicht gelingen sollte, damit Sie bei kälterem Blute überlegen, ob es in Ihrem eigenem Interesse liegt, den Skandal, wie Sie sich auszudrücken beliebten, noch größer zu machen.“

„Ist er nicht schon in Aller Munde? Sagte ich Ihnen nicht bereits, daß selbst die Diener, die mich nicht kannten, sich nicht entblödeten, über Ihr Verhältniß zu meiner Gattin zu spotten?“

„Sie würden besser gethan haben, diese Unverschämten, die der Nationalhaß zu Verleumdungen treibt, niederzuschlagen.“

„Ich werde mich vorläufig an Sie halten, Kapitain!“ rief der Kammerherr mit blitzenden Augen.

Westergaard sah ein, daß an eine gütliche Beilegung des Streites nicht mehr zu denken sei, daß sein mißachteter Vetter sich endlich von seiner Schwäche freigemacht habe

und daß der Husarenkapitain wieder in ihm erwacht Er zuckte nur die Achseln.

„Wann befehlen Sie?" fragte er mit erzwungener Kälte.

„Morgen früh, — ich werde irgend einen Ehrenmann finden, der die nöthigen Verabredungen mit Ihnen trifft."

„Sie haben große Eile, Herr von Stjernborg."

„Ja, es gilt die Wiederherstellung meiner verletzten Ehre."

„Schloß Achteby dürfte aber nicht der Ort zu einem solchen Renkontre sein," bemerkte der Kapitain, der ein so bedenkliches Zusammentreffen gern hinausgeschoben hätte, weil er hoffte, der Zorn und neuerwachte männliche Muth seines Vetters würden sich mit der Zeit abkühlen; — „Sie haben Rücksichten auf Ihre Frau Gemahlin zu nehmen."

„Auf diese Frau?" rief der kleine Kammerherr wüthend. „Sie wird nicht länger mehr den Namen führen, dessen sie sich unwerth gemacht hat, ich versichere es Sie! — Nein, gerade hier, wo meine Ehre in den Augen der Welt bloßgestellt worden ist, muß ich Genugthuung erhalten! Ueberdies will ich nicht länger unter diesem Dache weilen."

„Sie sollen Ihre Satisfaktion haben, Herr von Stjernborg!"

„Also morgen früh?"

„Morgen!"

Westergaard verbeugte sich ein wenig gegen den Kammerherrn und ging; man sah ihm leicht an, wie verdrießlich ihm die ganze Sache war, und noch jetzt schien er nachzusinnen, ob er ihr nicht aus dem Wege gehen könne.

Herr von Stjernborg ließ ihn etwas vorausgehen und folgte ihm dann nach dem Schlosse, in dem Jener vor ihm verschwand.

Der Kapitain hatte die Frechheit gehabt, sich unverzüglich nach Ida's Zimmern zu begeben, der er in Eile

mittheilte, was weiter zwischen ihm und ihrem Gemahle vorgegangen sei. Die stolze Frau schien doch ein bischen ängstlich geworden zu sein, denn wenn sie auch nicht die Persönlichkeit des beleidigten Gatten fürchtete, so konnte er doch Schritte thun, welche sie vor der Oeffentlichkeit bloßstellten; sie war überzeugt, daß alle Welt dann auf seiner Seite sein würde, da die Vergangenheit schon keine Veranlassung zu ihrer milderen Beurtheilung geben konnte.

Das Duell, das der Kammerherr seinem Vetter vorgeschlagen hatte, war ein solch' gefürchteter Schritt; welchen Erfolg es auch haben mochte, es mußte Aufsehen machen. Ida hatte ihrem Manne gar nicht so viel Muth zugetraut; sie wurde jetzt sehr bleich und zitterte leise. Der Kapitain kam ihr gerade nicht mit gutem Rathe entgegen; er meinte nur achselzuckend:

„Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als mich mit ihm zu schießen."

Wie man wohl hätte voraussehen können, ließ sich der Kammerherr bei seiner Gemahlin anmelden. Der Diener, der diesen Auftrag erhalten hatte, war derselbe, der ihm vorher die so wenig erfreuliche Auskunft ertheilt hatte, und nicht wenig bestürzt gewesen, als er den Namen des Kammerherrn erfuhr; dieser hatte ihn indessen nicht weiter zur Rede gestellt.

Ida erschrack und blickte fragend auf Westergaard.

„Lassen Sie ihn vor sich, ich beschwöre Sie darum," flüsterte ihr Dieser zu, — „der Wüthende könnte sonst mit Gewalt einzudringen versuchen, und obgleich Sie hier die Herrin sind, bin ich doch überzeugt, daß die Dienerschaft für ihn Partei ergreifen würde. Bieten Sie Alles auf, um ihn zu begütigen!"

Die Dame befahl, den Kammerherrn eintreten zu lassen, und Kapitain Westergaard verschwand schnell durch

eine andere Thür. Ida warf sich auf das Sopha und verhüllte ihr Antlitz; Thränen standen ihr immer zu Gebote.

Bisher hatte ihr Gemahl denselben noch nie widerstehen können, aber heute, wo es mit seiner thörigen Leidenschaft ein Ende genommen zu haben schien, lächelte er nur bitter und verächtlich, als er sie dem erheuchelten Schmerze preisgegeben sah.

„Warum weinen Sie jetzt, Madame?“ fragte er barsch, indem er mit verschränkten Armen dicht vor ihr stehen blieb. „Bereuen Sie? — ich will es hoffen, aber dennoch ist es zu spät dazu.“

Sein Ton sagte Ida überzeugend, daß er nicht in der Stimmung sei, sich rühren zu lassen; sie veränderte daher schnell ihre Rolle, nahm das Taschentuch vom Gesicht und sagte, seinen düsteren Blick mit einem stolzen erwidernd:

„Sie irren sich, mein Herr; nicht die Reue hat mir diese Thränen entpreßt, denn ich bin unschuldig an dem unwürdigen Verdachte, den Sie auf mich geworfen haben, sondern das tief beleidigte Ehrgefühl.“

„Sie sollten dies Wort nicht mehr in den Mund nehmen, Madame,“ erwiderte der Kammerherr bitter, — „Sie haben kein Recht mehr dazu.“

Die schöne Frau sprang auf und trat in so drohender Haltung auf ihn zu, daß er unwillkürlich zurückwich.

Ein Strom von Vorwürfen und Schmähungen ergoß sich über ihn; sie griff seine Eitelkeit an, seinen Unverstand, auf den bloßen Schein hin einen solchen Lärmen zu erheben, und warf ihm schließlich vor, daß er ja schon vor und gleich nach ihrer Hochzeit habe wissen müssen, daß sie ihn gar nicht liebe.

Herr von Stjernborg war nur einen Augenblick lang aus der Fassung gekommen; er spielte heute wirklich keine

so alberne und unmännliche Rolle, wie es bisher meistentheils der Fall gewesen war.

„Allerdings,“ unterbrach er den Redestrom seiner Frau, „haben Sie mich damals vielfach fühlen lassen, daß Sie mich nicht liebten, und ich war ein Thor, mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß Ihr Herz mit der Zeit Gefühle in sich aufnehmen könne, die ihm stets fern geblieben sind —“

Die Dame lachte verächtlich auf.

„Ein Mann wie Sie konnte sich einer solchen Hoffnung hingeben?“

„Aber,“ fuhr Herr von Stjernborg ruhig fort, — „es handelt sich auch jetzt nicht um diese Liebe; ich will zugeben, daß ich kein Recht hatte, sie von Ihnen zu beanspruchen. Ein anderes Recht besaß ich aber unbestritten, von Ihnen nämlich zu verlangen, daß Sie die Ehre meines Namens nicht beschmutzten! Sie werden dieses Recht nicht leugnen können und ebenso wenig werden Sie verhindern, daß ich sowohl diesen Flecken mit dem Blute des verächtlichen Menschen abwasche, der mich unter der Maske verwandschaftlicher Freundschaft hintergangen und an Ihnen eine willige Genossin dabei gefunden hat, als daß ich Ihnen den Namen, den ich Ihnen anvertraute, wieder öffentlich abnehme.“

„Sie wollen unsere Scheidung?“ rief Ida, ohne ganz ihren Schreck verbergen zu können.

„Ja, Madame,“ erwiderte der Kammerherr kalt.

„Haben Sie bedacht, daß Sie in der Rolle des Aktäon eine schlechte Figur vor der Welt machen würden?“

„Ich werde, unbeirrt durch die Spöttereien der Welt, die Pflicht, die ich mir selbst schulde, erfüllen; übrigens wird der Spott schweigen müssen, wenn das Drama einen blutigen Ausgang genommen hat; eben darum habe ich auch diesen Weg gewählt.“

„Kapitain Westergaard könnte der Ueberlebende bleiben,“ meinte die Dame in herzlosem Tone.

„Auch für diesen Fall werde ich Maßregeln treffen, daß die Ehre meines Namens nach meinem Tode wiederhergestellt werde.“

Der Kammerherr sprach mit solcher Entschiedenheit, daß Ida sich wohl überzeugen mußte, sie könne auf diese Weise Nichts an seinem Entschlusse ändern. Derselbe ängstigte sie aber doch. Ihre Leidenschaft für Westergaard war noch keineswegs erloschen, und sie zagte für sein Leben; wenn ihn aber auch das Glück begünstigt hätte, — sie wäre unter diesen Umständen recht gern zum zweiten Male Wittwe geworden — so war damit doch Nichts gewonnen, falls, woran nicht zu zweifeln war, Herr von Stjernborg seine Drohung ausführte, Nachrichten zu hinterlassen, die sie kompromittirten. Sie würde dann vor aller Welt als eine doppelt verbrecherische Frau, als die Mörderin ihres in den Tod getriebenen Gatten gegolten haben; man würde sie mit Verachtung behandelt, gemieden und zurückgestoßen haben, sie durfte dann nie wieder nach Kopenhagen zurückkehren. Alle diese Gedanken preßten ihr das Herz zusammen.

„Wir haben Nichts mehr mit einander zu sprechen, Madame,“ sagte der Kammerherr kalt, indem er seinen Hut, den er abgelegt hatte, wieder ergriff. „Mag der Ausgang meines morgenden Renkontres mit diesem Kapitain Westergaard sein, welcher er wolle, so wird früher oder später nicht allein die Welt, sondern auch die Stimme Ihres Gewissens Ihnen keine milde Richterin sein.“

Der Kammerherr wandte sich zum Gehen. Der Augenblick war entscheidend für Ida.

Eine unsägliche Angst bemächtigte sich ihrer; sie, die gewandte, falsche Frau, war um ein Mittel, das drohende

Unglück aufzuhalten, verlegen und verlor gänzlich ihre Fassung und ihren so schwer zu beugenden Stolz.

Sie stürzte ihrem Gemahle nach und warf sich, unter ausbrechenden Thränen, die dieses Mal nicht erheuchelt waren, an seine Brust.

Der Kammerherr wehrte sie kalt von sich ab.

„Madame," sagte er, — „es ist zu spät, es läßt sich Nichts mehr rückgängig machen."

Die stolze Frau hielt ihn dennoch auf und begann in halber Geistesverwirrung zu bitten; sie hätte wohl nie gedacht, daß sie sich vor diesem Manne so tief erniedrigen könne. Eine Weile schien es auch, als würde Herr von Stjernborg weich, denn, während er seine Gattin sprechen ließ, — sie wagte kaum noch zu leugnen, daß sie schuldig sei, — betrachtete er sie mit wehmüthigen Blicken, die den Seelenkampf in ihm verriethen. Aber diese Schwäche dauerte nicht lange.

„Zu spät, Madame, zu spät!" wiederholte er in dumpfem Tone.

„Sie lassen sich also nicht erbitten?" fragte sie, durch ihre Thränen zu ihm aufblickend, mit bebender Stimme, und das Funkeln ihrer Augen sagte, daß sie entschlossen sei, den Kampf des Hasses von Neuem aufzunehmen.

„Ich darf es nicht," antwortete der Kammerherr; — „ich würde mich selbst entehren, nachdem Sie es schon einmal gethan haben."

„Wohlan, mein Herr," sagte Ida mit veränderteni Tone, ihn drohend mit ihren Blicken messend, — „handeln Sie, wie Sie wollen, aber sein Sie überzeugt, daß ich Ihre Absichten mit allen meinen Kräften zu durchkreuzen suchen werde. Erinnern Sie sich noch, daß die Gräfin Ida Mackenna in Kopenhagen allgemein in dem Rufe stand, keine Unmöglichkeit zu kennen und stets ihren Willen durchzusetzen? —

Sie haben mir den Fehdehandschuh hingeworfen. Herr von Stjernborg, — ich nehme ihn auf. Hüten Sie sich vor mir!"

Die Dame sprach mit solcher Entschiedenheit, daß der Kammerherr unwillkürlich stutzte; wie damals Lorenzen, begriff er, daß die Feindin nicht gering zu achten sei. Er konnte sich eines gewissen Gefühls der Aengstlichkeit nicht erwehren, aber, seinen ganzen männlichen Muth zusammennehmend, sagte er so ruhig als möglich:

„Ich werde mich hüten, Madame!"

Mit diesen Worten verließ er daß Zimmer, in dem seine Frau allein zurückblieb und sich nun wieder jenen maßlosen Heftigkeitsausbrüchen überließ, die man bei ihr schon verschiedene Male kennen gelernt hat.

Sie haßte jetzt glühend ihren Gatten, den sie bisher nur verachtet hatte, sie fürchtete für das Leben Westergaards und noch viel mehr für sich selbst. Sie wollte, so viel an ihr lag, thun, um das bevorstehende Duell zu verhindern, und rathlos, wie sie in dieser Beziehung war, begab sie sich nach den Zimmern des Kapitains.

Die schöne Frau mußte sehr düstere Gedanken in sich bergen, denn auf ihrem Gesichte lag ein erschreckend finsterer Ausdruck. Inzwischen wandte sich der Kammerherr an seinen Landsmann, den Offizier, der noch immer auf dem Schlosse in Quartier lag, und bat ihn, ohne den eigentlichen Grund seiner Absicht aufzuklären, mit dem Kapitain die nöthigen Verabredungen zu dem Duelle, das in der Frühe des nächsten Morgens stattfinden sollte, zu treffen. Der Offizier hielt es für eine Ehrenpflicht, ihm diesen Gefallen zu erweisen, er fragte auch nicht weiter und machte keine Vermittelungsvorschläge, da er das Geheimniß, das man vor ihm bewahren wollte, schon zur Hälfte errieth. —

## Zwanzigstes Kapitel.

Herr von Stjernborg fühlte sich auf dem Schlosse seiner Gemahlin gewiß nicht heimisch und würde es am liebsten sogleich wieder verlassen haben, hätte es nicht gar zu auffällig erscheinen müssen, wenn er in dem obenein für Gäste seines Standes gar nicht eingerichteten Kruge des nahen Dorfes seine Wohnung genommen haben würde.

Als er übrigens von dem Offizier, dessen Hülfe er in Anspruch genommen hatte, zurückkehrte, erwartete ihn ein Diener, der von der Dame den Auftrag erhalten hatte, ihm seine Zimmer anzuweisen. Der Kammerherr besann sich nicht weiter und folgte dem Manne, der ihn in die obere Etage des Hauses führte, ihm zwei mit allen Bequemlichkeiten versehene Zimmer, in die man bereits sein Gepäck geschafft hatte, anwies und sich selbst, im Auftrage der Herrin, seinen weiteren Befehlen zur Disposition stellte.

Herr von Stjernborg, der vor allen Dingen allein zu sein wünschte, nahm die letzteren nicht weiter in Anspruch. Der Kampf, den er bestanden, war ihm schwerer geworden, als er sich hatte anmerken lassen wollen, und er fühlte jetzt erst die Nachwirkung davon. Erschöpft ließ er sich auf das Sopha nieder und trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirn. Er war durchaus nicht der Mann, der dem Kommenden, im Gefühl seines Rechtes und seiner Würde, mit Ruhe entgegenzusehen vermochte; wenn er sich auch nicht gerade vor der Kugel Westergaards fürchtete, so fehlte es ihm doch eigentlich an Muth, allen weiteren Consequenzen des Schrittes, den er gethan hatte, zu trotzen; er bereute fast, den Bitten Ida's nicht nachgegeben zu haben, wodurch jeder öffentliche Skandal vermieden sein würde, während er doch andererseits sich zu tief verletzt in seinen eigenen Ge-

fühlen und den Augen der Welt hielt, um schweigen zu dürfen.

Wer weiß, wie lange er sich seinem dumpfen Dahinbrüten überlassen haben und ob er nicht doch noch zu einem anderen Entschlusse gekommen sein würde, wenn er aus ersterem nicht durch den Besuch des dänischen Lieutenants gestört worden wäre, der ihm zu melden kam, daß er mit Kapitain Westergaard gesprochen und dieser sich bereit erklärt habe, mit noch einem Zeugen die beiden Herren am folgenden Morgen um sechs Uhr in einem kleinen Busche, nahe bei dem Schlosse, zu treffen. Der Kammerherr sprach seine Befriedigung darüber aus, und sein Sekundant war taktvoll genug, ihn bald wieder allein zu lassen, nachdem er sich zu allen weiteren Diensten angeboten hatte; Herr von Stjernborg gedachte auf dieselben nur insoweit Anspruch zu machen, daß er Jenen am Morgen bitten wollte, die Papiere, die er ihm übergeben würde, an ihre Adressen zu befördern, falls er selbst durch den Ausgang des Zweikampfes daran verhindert werden sollte; jetzt erwähnte er derselben indessen noch gar nicht.

Der unglückliche Gatte, der, selbst wenn er es gewollt, jetzt Nichts mehr hätte rückgängig machen können, ging nun mit einem tiefen Seufzer an die Geschäfte, die ihm noch zu erledigen blieben; er setzte sich nämlich nieder, um Briefe zu schreiben. Fest entschlossen, die Frau, die ihn so tief beleidigt hatte, nicht zu schonen, schrieb er an einen nahen, einflußreichen Verwandten, an den König und an den hohen Gerichtshof zu Kopenhagen, die ganze Angelegenheit aufklärend und bittend, daß es Ida auch nach seinem Tode nicht gestattet werde, seinen von ihr entehrten Namen weiter zu tragen, und daß sein hinterlassenes Vermögen ihr entzogen würde. Wenn diese Schreiben je an ihre Adressen gelangten, so war Frau von Stjernborg unrettbar verloren, und das eben war es, was die stolze Frau so sehr fürchtete,

da sie den Charakter ihres Gemahls genau kannte; sie hätte dann ihre Rolle in der Welt, wenigstens in der Gesellschaft von Kopenhagen, für ausgespielt betrachten können, das Gericht würde sie verurtheilt, der König sie wahrscheinlich aus der Residenz verbannt haben.

Diese Aussichten waren ihr gewiß, mochte das Duell nun einen Ausgang nehmen, welchen es wolle.

Ida hatte sich noch nie in einer so gefährlichen Lage befunden; sie sah recht gut ein, daß ihr das Ableugnen ihrer Schuld Nichts helfen werde, da nur zu viel Zeugen gegen sie auftreten konnten, hatte sie vor der überraschenden Ankunft ihres Gemahls doch unbedachterweise kein undurchdringliches Geheimniß aus ihrem Verhältnisse zu Westergaard gemacht. Wie sollte sie nun so viele anklagende Stimmen, vor allen die Stjernborgs selbst, zum Schweigen bringen? —

Kapitain Westergaard, dessen guten Rath sie deshalb in Anspruch nahm, wußte einen solchen auch nicht zu geben, denn er dachte und fürchtete gerade dasselbe. Auch er lief große Gefahr; hätte ihm die allgemeine Meinung, die in dieser Beziehung ja so liberal zu sein pflegt, auch verziehen, der König würde dies doch nie gethan haben; er riskirte Stellung und Freiheit, und überdies opferte er nicht gern Ida und sein angenehmes Verhältniß zu ihr auf, obgleich er nie eine tiefe Neigung und wahre Achtung für sie empfunden hatte.

Die Beiden saßen sich lange rathlos gegenüber; ihre Worte waren verstummt, und in ihren Augen spielte das düstere Feuer verzweifelter Entschlüsse.

„Du mußt helfen, Gustav!" hatte die Dame verlangt.

„Ich kann nicht mehr thun, als ihn niederschießen," erwiderte er finster, — „und ich werde es, verlasse Dich darauf."

„Wir haben damit nicht daß Mindeste gewonnen, denn

er würde die Anklage gegen uns in sicheren Händen hinterlassen."

„Das darf nicht geschehen!"

„Wie wäre es zu hindern? — Die Papiere werden vor dem Duelle in die Hände Deines Kameraden übergehn, der Ehrenmann genug ist, um sie wie seinen Augapfel zu hüten. Uebrigens kann der Kampf zu Deinen Ungunsten ausfallen; bist Du auch gewandter in Führung der Waffe, so spielt der Zufall doch oft wunderbar. Wir dürfen es unter keinen Umständen auf ihn allein ankommen lassen."

„Ich muß mich schlagen, Ida!"

„Nein, Du mußt noch in dieser Nacht heimlich Schloß Achtebty verlassen."

„Welcher Gedanke! Meine Kameraden würden mich mit Schimpf und Schande aus ihren Reihen stoßen, wollte ich mich dem Duelle entziehen. Und welchen Nutzen würde Dir dies bringen? Stjernborg scheut kein Mittel, Dich bloßzustellen."

„Es ist wahr, — aber was thun?"

Wieder trat eine Pause ein, in der kein Wort gewechselt wurde. Es war schon spät am Abende, der Morgen, der die Entscheidung bringen sollte, in wenigen Stunden da, dann blieb kein Ausweg mehr übrig. Die Beiden, besonders Ida, befanden sich in der verzweiflungsvollsten Verlegenheit.

„Ich kann die Schande, die sich für mich vorbereitet, nicht überleben," stöhnte Ida; — „es bleibt mir nichts Anderes übrig, als Gift zu nehmen, um ihr zu entgehen."

Der Kapitain erschrack ein wenig, aber er faßte sich schnell wieder.

„Besitzest Du es denn?" fragte er in eigenthümlich bedeutungsvollem Tone.

„Auf dem Lande hat man immer kleine Vorräthe davon,

um die lästigen Thiere zu vertilgen. Meine Johanna wird es mir zweifellos verschaffen können."

„Ja, ja, Deine Johanna ist zuverlässig, und Gift ein vortreffliches Mittel gegen die Ratten," meinte der Kapitain anscheinend leichthin.

Die junge Frau sah ihn starr an, als wolle sie von seinem blassen Gesichte die Gedanken lesen; er veränderte keine Miene und blickte starr auf den Boden nieder.

„Du räthst mir also, meinem Leben ein Ende zu machen?" fragte sie dumpf.

„Gott bewahre, Ida! wie kannst Du auf eine solche Vermuthung kommen? — Ich dachte nur an die Ratten, diese lästigen Thiere, die in einer Wirthschaft so viel Verlegenheiten bereiten können."

Wieder trat eine lange Pause ein; die Augen der Beiden schweiften immer unstäter und finsterer auf einander und im Zimmer umher. Man hörte das laute Athmen Frau von Stjernborgs, deren Busen stürmisch auf und nieder wogte; ihre Finger zerrissen krampfhaft den seidenen Ueberzug des Sophas, auf dem sie saß.

„Lasse uns noch in dieser Nacht zusammen entfliehen, Gustav!" sagte sie endlich gepreßt.

„Wohin?"

„Gleichviel, — in die weite Welt hinaus!"

„Ida, Du fieberst."

Es war in der That so; Frau von Stjernborg zitterte an allen Gliedern, und auf ihrem Gesichte, sowie auf dem blendenden Nacken traten große rothe Flecke hervor; ihre Athemzüge wurden immer kürzer und gewaltsamer.

„Was hätten wir durch die Flucht gewonnen?" fuhr der Kapitain fort. „Nur den vollgültigsten Beweis unserer Schuld für Stjernborg und die Gerichte, an die er sich wenden will. Du müßtest Dein ganzes Vermögen opfern —"

„Was liegt daran? — ich habe meine Diamanten und ansehnliche Werthpapiere."

„Ich sprach nicht deshalb davon, ich würde auch freudig die Armuth mit Dir theilen. Aber Du vergissest, daß mein Name ewig mit Schande beladen sein würde, wenn ich mich feige dem Gegner entziehen wollte, der ein Recht hat, Satisfaktion von mir zu fordern."

„Du würdest mir nicht dieses Opfer bringen können, Gustav?"

„Damit Du selbst mich später verachten dürftest? — Nein!"

„Gut, dann werde ich allein handeln!"

Frau von Stjernborg sprach diese Worte auf einmal mit solcher Entschiedenheit aus, daß Westergaard doch unwillkürlich stutzte; er heftete seine Blicke fragend, fast lauernd auf sie.

„Was willst Du thun?"

„Euer Duell, meine Schande verhindern!"

„Durch welches Mittel?"

„Lasse es mein Geheimniß bleiben, — es ist besser für Dich!"

„Deine Aufregung wird Dich zu einer unüberlegten Handlungsweise hinreißen."

„Ich habe überlegt."

„Ich beschwöre Dich, Nichts gegen Dich selbst zu unternehmen, wie Du vorher äußertest!"

„Nein, nein," flüsterte sie, wie im Traum, während sie ihn fest anblickte, — „ich fürchte mich, zu sterben, — ich will es Dir offen gestehen, ich möchte noch leben, für mich, für Dich, für die Welt! — Wirst Du mich nicht verlassen, Gustav?"

„Ida!"

„Du wirst mich vielleicht verachten lernen?"

„Ich Dich verachten? — mein Gott, seit wann zweifelst Du denn an meiner Liebe?"

Der Kapitain näherte sich ihr, als er sie aber zärtlich umfassen wollte, stieß sie seine Hand ziemlich heftig zurück.

„Jetzt nicht!" sagte sie mit einem Blicke, dessen düster glühender Ausdruck ihn fast erschreckte und während sie selbst leise schauderte. „Sprich nicht mehr zu mir, frage mich nicht mehr! — Ich bin schwach gewesen, ich habe vergessen, daß ich einst die Gräfin Ida Mackenna war, — in diesem Augenblicke habe ich mich dessen wieder erinnert. Die Welt sagte einmal, ich sei eine muthige Frau, die kein Hinderniß kenne, jetzt will ich es ihr beweisen. Lasse mich gehen, Gustav, — bereite Dich auf Dein Duell vor, und, hörst Du? verlasse mich nicht, — ich würde mich sonst rücksichtslos an Dir rächen."

Sie hatte sich ungestüm erhoben; in ihren Blicken lag das Feuer des Wahnsinnes.

Dennoch hielt sie Westergaard nicht zurück. Ob er ihre Gedanken wohl verstanden hatte?

Nur flüchtig den Kopf gegen ihn neigend, verließ sie rasch das Zimmer.

Westergaard lächelte eigenthümlich; auch sein Gesichtsausdruck war entstellt, Triumph, bange Furcht und Leidenschaft malten sich darin.

„Das Duell mit Stjernborg wird morgen nicht stattfinden, oder ich müßte mich sehr, sehr irren," sagte er zu sich selbst. „Gleichviel, ich kann meine Hände in Unschuld waschen." —

Frau von Stjernborg ging rasch ihren Zimmern zu und fand, wie sie erwartet hatte, ihre inzwischen aus der Stadt zurückgekehrte Kammerfrau Johanna. Sie gab derselben einen stummen Wink, ihr in das Schlafzimmer, das am entlegensten war, zu folgen.

Johanna war nicht ganz unvorbereitet auf vertrauliche Eröffnungen, denn sie hatte schon aus den Gesprächen der Dienerschaft vernommen, daß während ihrer Abwesenheit der Kammerherr ganz unerwartet eingetroffen sei und daß zwischen ihm, seiner Gemahlin und Kapitain Westergaard Besonderes vorgefallen sein müsse; was dies gewesen, war für sie nicht schwer zu errathen. Die augenscheinliche Aufregung ihrer Gebieterin konnte ihr jetzt nicht entgehen, und sie folgte dieser klopfenden Herzens, entschlossen, in jedem Falle ihre Partie zu nehmen. Sie haßte ja selbst längst den Kammerherrn, der, ihrer Ansicht nach, eine ganz unwürdige Partie für ihre schöne und vornehme Dame war.

Als sie in dem Schlafzimmer angekommen waren, blickte Frau von Stjernborg sich mit einer Scheu, welche die Zofe in Erstaunen setzte, genau in demselben um, als fürchte sie, von Jemandem belauscht werden zu können, und trat dann dicht an Johanna hinan, sie mit durchbohrenden Blicken messend.

„Weißt Du, was heute, während Deiner Abwesenheit, geschehen ist, Johanna?“ fragte sie mit gedämpfter Stimme.

„Ich habe es die Diener sagen hören, Frau Gräfin,“ — Johanna bediente sich noch stets dieses Titels, obgleich derselbe ihrer Herrin nicht mehr zukam, und diese schien ihn gern zu hören und untersagte es ihr nicht, — „Herr von Stjernborg ist plötzlich eingetroffen.“

„Und was sagt man weiter im Schlosse?“

Die Kammerfrau stockte verlegen, dann stammelte sie: „Man weiß nichts Gewisses; — man sagt nur, Herr von Stjernborg sei mit Ihnen und dem Herrn Kapitain zusammen im Garten gewesen, der Kapitain sehr blaß und finster, der Kammerherr heftig aufgeregt in das Schloß zurückgekehrt, — die Leute ziehen sich den Schluß daraus, daß ein Streit zwischen den beiden Herren vorgefallen sei.“

„Es ist so, Johanna,“ sagte die Dame mit zitternder

Stimme, — „ein Streit, der vermuthlich morgen früh damit enden wird, daß Einer von Beiden aus dieser Welt scheidet, denn sie haben sich auf Tod und Leben gefordert.“

Die Kammerfrau wurde sehr bleich und wich mit einem halblauten Angstrufe zurück.

„Darin läge nun gerade noch nicht das Schlimmste,“ fuhr Ida schnell fort, — „obgleich ich fürchte, daß dem Kapitain ein Unglück zustoßen könnte; solche Dinge kommen zwischen Männern oft vor. Aber ich schwebe in der tödlichsten Gefahr, Johanna, meine Ehre, meine ganze Existenz ist durch den dieses Mal unbeugsamen Eigensinn meines Gemahls in Frage gestellt. Du wirst begreifen, daß es seine Eifersucht ist, die ihn so weit getrieben hat; er überraschte uns, die wir nicht im Entferntesten seine Ankunft ahnten, im Garten und sah mit eigenen Augen zu viel, als daß er zu täuschen und zu beruhigen gewesen wäre.“

„Mein Gott, das habe ich gefürchtet!“ stöhnte Johanna, die Hände ringend.

„Fasse Dich, Mädchen!“ gebot Frau von Stjernborg fast rauh; — „es ist nicht mehr Zeit zum Klagen, wir müssen handeln! — Herr von Stjernborg hat mich auf das Strengste und Grausamste behandelt, meine Bitten zurückgewiesen, — hörst Du, Johanna? ich, Deine Herrin, habe ihm zu Füßen gelegen und ihn angefleht, mich nicht dadurch unglücklich zu machen, daß er eine mich für immer entehrende Anklage in die Welt schleudere, die mich vor Aller Augen bloßstelle! So tief habe ich mich vor ihm erniedrigt, und vergebens! Er hat mir durch Drohungen und bitteren Hohn geantwortet. Er wird öffentlich unsere Scheidung beantragen, vom Könige meine Bestrafung verlangen. Johanna, begreifst Du, daß ich mich in einer verzweiflungsvollen Lage befinde?“

„Mein Gott! mein Gott!“ wehklagte die Kammerfrau, offenbar in Angst und Schrecken.

„Liebst Du mich, Mädchen?“ fragte Frau von Stjernborg, die Hand auf ihre Schulter legend und ihr tief in die Augen blickend.

„Gnädige Frau, wie können Sie daran zweifeln? Bin ich Ihnen nicht stets eine treue Dienerin gewesen?“

„Das ist wahr, Du warst mir mehr, — eine ergebene Freundin.“

So hatte die stolze Frau noch nie zu ihrer Zofe gesprochen; zweifellos that sie es auch nicht in überwallendem Gefühle, sondern aus Berechnung. Daß die letztere richtig war, bewies die Art und Weise, wie die Dienerin ihre Huld aufnahm. Johanna brach in Thränen aus, bedeckte ihre Hände mit Küssen und war nur mit Mühe abzuhalten, sich ihr zu Füßen zu werfen.

„Kann ich Ihnen denn nicht helfen, meine theure Frau Gräfin?“ schluchzte sie. „Ich will gern mein Leben für Sie hingeben, wenn es Ihnen nützen könnte.“

„Du kannst mir helfen, meine theure Johanna, aber ich fürchte, daß Du vor dem einzigen Mittel zurückschrecken wirst.“

„O fürchten Sie das nicht! — ich bin bereit, Alles für Sie zu thun, ehe ich sehn soll, wie Sie sich vor dem grausamen Herrn von Stjernborg und aller Welt demüthigen müssen. Ich würde für Sie durch das Feuer gehen!“

„Ich verlange mehr!“ meinte die Dame mit feierlichem Ernste.

Johanna blickte sie erstaunt fragend an.

„Sprechen Sie nur, Frau Gräfin!“ sagte sie etwas kleinlauter.

Frau von Stjernborg ging auf die Thür zu, öffnete sie, blickte in die Nebenstube hinein, in der sich kein Mensch

befand, und schob dann von innen den Riegel vor. Sie that dies Alles auf so geheimnißvolle, feierliche Weise, ihr Antlitz hatte jetzt einen so eisig kalten und entschlossenen Ausdruck angenommen, daß ihre Dienerin unwillkürlich leise zusammenschauderte und sich die Furcht in ihren Mienen nur zu deutlich ausdrückte. Sie wagte nicht, sich von der Stelle zu rühren und eine Frage an ihre Herrin über deren sonderbares Beginnen zu richten.

Johanna war, wie schon früher gesagt, schon lange Jahre im Dienste der ehemaligen Gräfin Mackenna, seit frühester Jugend von der Familie derselben, der schon ihre Eltern gedient hatten, auferzogen worden und hing mit einer Treue an ihr,. die eines besseren Gegenstandes würdig gewesen wäre. Sie hatte sich gewöhnt, in ihrer Herrin eine Art unfehlbarer Gottheit zu sehen, deren Schwächen für Liebenswürdigkeiten zu halten und selbst ihre Sünden vollkommen zu entschuldigen; ohne diese Herrin konnte sie sich selbst gar nicht denken, die Trennung von ihr würde sie höchst unglücklich gemacht haben.

Man nennt die Treue gewöhnlich, und mit Recht, einen edlen Charakterzug; bei diesem Mädchen verdiente sie aber wohl nicht einen solchen Namen, denn sie besaß eigentlich gar keinen Charakter; die Anhänglichkeit an die Gräfin war ihr nur anerzogen, zur Gewohnheit geworden und gründete sich hauptsächlich auf das Gefühl ihrer materiellen Abhängigkeit von Jener. Johanna hatte keine andere Erziehung erhalten, als wie sie gewöhnlich den Kindern der niederen Klassen zu theil wird, und gerade in Dänemark ist es damit nicht zum Besten bestellt; sie war unter der Dienerschaft eines vornehmen Hauses aufgewachsen, die sich nicht durch besondere Moralität auszeichnete, und hatte alle die Fehler solcher Leute, deren Hauptgrundsatz ist, Mächtigeren ganz zu Gefallen zu leben, schon frühzeitig in sich aufge-

nommen. Böse Beispiele in Menge hatten ihr Herz verdorben; sie hatte schon als Kind die Lüge und Verstellung gelernt und sie später überall zur Anwendung gebracht, nur nicht ihrer Herrin gegenüber, weil sie dieselbe sowohl fürchtete als liebte; zu einem Verrathe gegen die Gräfin und spätere Frau von Stjernborg würde sie sich nie haben bewegen lassen. Sonst war sie in jeder Beziehung leichtsinnig und schlau, wodurch sie sich gerade ihrer Gebieterin werth und unentbehrlich gemacht hatte.

Als Frau von Stjernborg jetzt alle Vorsichtsmaßregeln, um unbelauscht zu bleiben, getroffen hatte, winkte sie der Kammerfrau, näher zu treten. Sie selbst ließ sich auf das Sopha nieder und deutete auf einen Stuhl, den sie dicht an ihre Seite gezogen hatte.

„Setze Dich," sagte sie, als sie das Stutzen Johannas bemerkte, die noch nie so weit in das Vertrauen gezogen worden war; — „ich sagte Dir bereits, daß ich Dich mehr als Freundin wie als Dienerin betrachte."

Die Zofe gehorchte, nicht ohne Aengstlichkeit.

Frau von Stjernborg beugte sich noch näher zu ihr hin und flüsterte so leise, daß selbst ein im Zimmer Befindlicher ihre Worte nicht verstanden haben würde. Sie sprach augenscheinlich sehr erregt, ihre Wangen waren erdfahl, welche Farbe allmälig auch Johanna's Gesicht annahm, und ein düsteres, verzehrendes Feuer brannte in ihren Augen, die sie starr vor sich gerichtet hielt, als vermeide sie absichtlich, den Eindruck zu beobachten, den ihre Mittheilungen auf das Mädchen machen mußten.

„Ich kann es nicht," unterbrach sie die Kammerfrau einmal stöhnend.

Ein versengender Augenblitz der Dame traf sie und ließ sie bang zusammenschaudern; es hatte darin eine töd-

liche Drohung gelegen, obgleich Jene nur wehmüthig vorwurfsvoll fragte:

„Sagtest Du nicht, Du liebtest mich und wollest für mich durch das Feuer gehen?“

Johanna ließ das Haupt auf die Brust niedersinken und wagte nicht, zu antworten. Frau von Stjernborg fuhr in ihrer Unterhaltung fort.

Diese geheimnißvolle Unterredung mochte etwa eine gute Stunde dauern, und wir lassen die beiden Frauen bei ihr allein, um uns zu dem Kammernherrn zurückzuwenden.

Es war noch nicht Mitternacht, als er seine Schreiberei beendet hatte, die Briefe couvertirte, siegelte und die Aufschriften machte.

Ganz erschöpft von der Gemüthserregung, die ihn diese Beschäftigung gekostet hatte, lehnte er sich in den Sessel zurück und seufzte aus tiefster Brust. Dann erhob er sich und ging mit gekreuzten Armen heftig im Zimmer auf und nieder.

Es war schon Mitternacht vorbei, und eine Todtenstille herrschte rings umher. Der Kammerherr empfand ein unheimliches Grauen. Er erinnerte sich, daß er den Diener, den seine Frau ihm zugewiesen, noch nicht entlassen habe, und öffnete in der Vermuthung, daß der Mensch noch auf ihn warte, die Thür zum Vorzimmer.

Der Bediente war noch da; er hatte sich auf einen Stuhl niedergesetzt und war eingeschlafen; durch das Oeffnen der Thür erwachte er und fragte nach den Befehlen des gnädigen Herrn.

Herr von Stjernborg verlangte Kaffee, und der Diener ging nach der Küche hinab.

Auf der Treppe, die in das Souterrain führte, wo sich, wie schon erwähnt, die Schloßküche befand, begegnete

er der Kammerfrau Johanna, die noch vollständig angekleidet war. Er wunderte sich gerade nicht darüber, denn sie versah seit einigen Tagen, nachdem die alte Haushälterin, wie viele andere Mitglieder der Dienerschaft, ausgetreten war und während die neu engagirte noch erwartet wurde, vorläufig auch dieses Amt. Da der fremde Herr noch nicht zu Abend gespeist hatte, war es wohl erklärlich, daß zu dieser späten Stunde noch seine Befehle erwartet wurden; dies äußerte auch Johanna.

„Er wünscht Kaffe," meinte der Diener nachlässig. „Ist noch eine Magd in der Küche?"

„Ich habe sie so eben zu Bette geschickt," erwiderte die stellvertretende Haushälterin, — „da die gnädige Frau aber befohlen hat, daß für den Herrn Alles mit der größten Sorgfalt hergerichtet werde, will ich ihm sogleich selbst den Kaffee bereiten."

Der schläfrige Bediente bemerkte nicht, wie eigenthümlich die Stimme der Sprecherin zitterte; er folgte ihr langsam, als sie wieder umkehrte und in die Küche hinabging. Dort setzte er sich auf einen Schemel, stützte den Ellenbogen auf einen Tisch, legte den Kopf in die Hand und träumte mit halbgeschlossenen Augen, ohne Johanna, die er als Dänin nicht besonders leiden mochte, weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

Nach einigen Minuten war der Kaffee fertig und servirt. Johanna brachte die silberne Tablette zu dem Bedienten hin, der sich vor Müdigkeit kaum noch aufrecht erhalten zu können schien. Dennoch bemerkte er, daß die Hände der Kammerfrau auffällig zitterten, und blickte sie verwundert an.

„Was fehlt Ihnen denn, Mamsell?" fragte er. „Sind Sie krank? Sie zittern ja wie Espenlaub und sind so bleich wie eine Leiche."

„Es ist schon spät, ich bin überwacht und mich friert,“ antwortete Johanna, über deren Gesicht sich blitzschnell Purpurröthe ergoß, sehr leise. „Mir ist überhaupt nicht recht wohl.“

„Wem könnte in diesem Hause jetzt auch wohl sein?“ brummte der Bediente, ein treuer Anhänger Herrn von Schmidts, und stieg, ohne weiter auf die Kammerfrau zu achten, mit dem Kaffeebrette wieder in die obere Etage hinauf.

„Du kannst jetzt zu Bett gehen,“ sagte Herr von Stjernborg zu ihm; — „ich werde mich nicht mehr niederlegen, denn ich gehe schon in aller Frühe aus. Ich bedarf Deiner nicht mehr, bis ich mein Gepäck wieder auf den Wagen schaffen lasse.“

Dabei warf er ein Goldstück für ihn auf den Tisch.

Der Bediente sah ihn von der Seite an, denn er fand doch sonderbar, daß der Gemahl der Schloßherrin so bald schon wieder abreisen wolle, aber er steckte mit einer dankenden Verbeugung das Geld ein und verließ das Zimmer, ohne sich ein Wort zu erlauben. Draußen auf dem Corridor sah er sich das Goldstück noch einmal an und meinte schmunzelnd:

„Ein freigebiger Herr! Wenn er nur kein Däne wäre! — Aber wenigstens ist dieser goldene Däne hier gut.“

Damit ging er nach seinem Schlafraume, seinen verschiedenen Vermuthungen über den Kammerherrn auf Achteby nachhängend.

Johanna hatte sich aus der Küche wieder nach den Zimmern ihrer Herrin begeben; sie fand dieselbe noch wach und angekleidet.

Wie ein Gespenst, als fürchte sie den Schall ihrer eigenen gedämpften Tritte, kam sie, und Ida zuckte bei ihrem Anblicke ebenfalls erschrocken zusammen.

„Es ist geschehen!“ murmelte die Kammerfrau, unbeweglich vor ihrer Dame stehen bleibend.

Diese fuhr, wie vom Blitze getroffen, auf. Ein unbeschreibliches angstvolles Grauen malte sich auf ihrem entstellten Antlitze.

„Was ist geschehen, Johanna?“

„Er hat Kaffee gefordert, und ich habe ihn bereitet.“

Ohne ein Wort zu erwidern, nur dumpf ächzend, verhüllte Ida ihr Gesicht und sank förmlich in sich zusammen. Die Kammerfrau kauerte sich zu ihren Füßen nieder, sich dicht an ihr Kleid schmiegend, blickte starr vor sich hin und schauderte nur von Zeit zu Zeit, wie von Frost geschüttelt, zusammen.

„Geh' schlafen,“ sagte Frau von Stjernborg nach einer längeren Pause, in der sie die Gegenwart des Mädchens ganz vergessen zu haben schien.

„Ich kann nicht schlafen, — ich fürchte mich.“

Auch die Dame zitterte. Als wolle sie diese Schwäche gewaltsam überwinden, stand sie plötzlich auf und ging im Zimmer auf und nieder. Zuweilen blieb sie stehen und schien angestrengt zu horchen, aber Alles blieb still im Schlosse. Allmälig kehrte ihre Fassung immer mehr zurück; der Ausdruck der inneren Angst schwand von ihrem Gesichte und machte dem kalter Entschlossenheit Platz. Endlich blieb sie wieder vor dem noch am Boden kauernden Mädchen, das einer stillen Wahnsinnigen glich, stehen und redete sie in strengem Tone an:

„Wenn Du fortfährst, Johanna, Dich so wie jetzt zu benehmen, so wirst Du Dich und mich verrathen. Was geschehen, ist nicht mehr zu ändern, und wir wollen nicht vergessen, daß der Elende sein Loos nicht allein verdient, sondern sich durch seinen Eigensinn auch selbst bereitet hat. Fasse Dich, mein Kind, und zeige den Leuten ein ruhiges

Gesicht, — es dürfte sich sonst um Deinen Hals handeln. Es ist die höchste Zeit, daß wir" —

Frau von Stjernborg brach kurz ab und griff, auf einmal wieder leichenbleich werdend, nach der nächsten Stuhllehne, um sich zu halten; die Kammerfrau stieß einen leisen Schrei aus. Im Innern des Schlosses war heftig ein Klingelzug geläutet worden.

Ida und Johanna wußten, daß dieses Klingeln aus dem nicht fernen Zimmer Herrn von Stjernborgs kam und was es zu bedeuten hatte: ihr Verbrechen war gelungen, der Kammerherr kämpfte mit seinen Schmerzen, die schon bedeutend sein mußten, da er für nothwendig befand, Hülfe herbeizurufen. Wenn er dadurch das ganze Haus in Alarm brachte, so war es sehr wahrscheinlich, daß Einer oder der Andere die Symptome der Vergiftung erkennen und einen richtigen Verdacht schöpfen werde. Das hatte Ida schon in Voraus überlegt und demgemäß der Zofe Instruktionen ertheilt; es handelte sich jetzt nur noch darum, Johanna wieder in einen Zustand zu bringen, in dem sie sich jener erinnerte und der nicht wie der augenblickliche, zum offenbaren Verräther werden mußte.

Die Angst vor Entdeckung und Furcht vor Strafe, worauf Frau von Stjernborg sehr entschieden hinzuweisen nicht unterließ, hatten die gewünschte Wirkung; das Mädchen faßte sich gewaltsam, und es gelang ihr wider Erwarten gut, ihre Rolle zu spielen; die Aufregung, die sich noch in ihrem Wesen kundgab, ließ sich wohl auf Rechnung des überraschenden Ereignisses bringen, welches in dieser Nacht das Schloß betreffen sollte.

Die Kammerfrau war früher als der Bediente, dem das Läuten Herrn von Stjernborgs gegolten hatte, in des Letzteren Zimmer, wo sich ihr ein erschütternder Anblick darbot.

Der Kammerherr, der sich gar nicht ausgekleidet hatte, kämpfte, auf dem Sopha liegend, zwischen Leben und Sterben; er war von den furchtbaren Schmerzen, die in seinen Eingeweiden wühlten, schon zu sehr angegriffen, um sich erheben oder nur deutlich aussprechen zu können. Man konnte denken, Johanna's erzwungene Fassung hätte bei diesem entsetzlichen Anblicke wieder zusammenbrechen müssen, aber die Warnung ihrer Herrin war zu bestimmt gewesen, als daß die Angst vor Entdeckung die Stimme ihres Gewissens nicht übertäubt haben sollte; es war eine Art verzweifelten Muthes über sie gekommen.

Die glanzlosen, schon halb gebrochenen Augen des Vergifteten, die fahle Gesichtsfarbe und die sich von Zeit zu Zeit einstellende vollständige Erschlaffung des ganzen Körpers sagten der Mörderin, daß er nicht lange mehr leben und daß sie ihr eigenes Heil jetzt nur noch in der genauen Befolgung der Weisungen Frau von Stjernborg's finden könne. Ohne dem Unglücklichen, dessen Blicke sie darum anflehten, irgend eine Hülfe zu leisten, hielt sie sich fern von ihm, und erst als sie draußen die sich nähernden Schritte des Dieners vernahm, der sich nur unwillig zögernd erhoben hatte und im Stillen auf die Laune des fremden Herrn, ihn mitten in der Nacht zu wecken, fluchte, eilte sie demselben entgegen, denn es handelte sich darum, ihn nicht das Zimmer betreten zu lassen.

„Was giebt's denn, Mamsell?" fragte der Mensch, ganz erstaunt, als er die Kammerfrau hier wiederfand.

„Der Kammerherr ist recht bedenklich erkrankt. Ich hörte das Läuten der Klingel und glaubte im Halbschlafe, es komme aus dem Schlafzimmer der gnädigen Frau; sie sandte mich hierher, um zu sehen, was es gäbe. Eilen Sie sofort zu ihr und melden Sie, daß ihre Gegenwart von Herrn von Stjernborg gewünscht würde. Dann wecken Sie

ohne Verzug die Küchenmägde, — es soll Thee gemacht werden, — ich selbst werde sogleich hinunterkommen.

Der verdutzte Diener that, wie ihm befohlen worden. Da die Klingel nicht wieder geläutet wurde, blieb es übrigens still im Hause.

Fünf Minuten später war auch Frau von Stjernborg, die sich dem Diener gegenüber sehr bestürzt gestellt und ihm neue Aufträge, die ihn noch eine Weile beschäftigen und fernhalten mußten, ertheilt hatte, im Zimmer ihres sterbenden Gemahls, der sie nicht mehr erkannte. Sie löste daselbst ihre Johanna ab, die in die Küche eilte, um ihre Anordnungen zu treffen.

Als der Bedientee erst nach einer ganzen Weile wiederkehrte, kam ihm Frau von Stjernborg, ganz in Thränen aufgelöst, entgegen und befahl ihm, sofort Kapitain Westergaard zu wecken und demselben zu melden, daß ihr Gemahl soeben verschieden sei.

Nun erst kam das ganze Haus in Alarm, denn die Schreckensnachricht verbreitete sich schnell. Als man aber in das Sterbezimmer eintreten wollte, verwehrte dies Johanna unter dem Vorgeben, ihre Gebieterin, die dort noch weile, wünsche keine Zeugen ihres Schmerzes; selbst der Kapitain, der sehr blaß aussah, wurde nicht zugelassen.

Frau von Stjernborg hatte auch noch genug Vorbereitungen zu treffen, um alle Spuren des Todeskampfes ihres Gemahls, welche auf den wahren Hergang hätten führen können, unsichtbar zu machen. Ebenso verschwanden auch die Briefe, die er im Laufe der Nacht geschrieben hatte; die Dame verbrannte sie später, nachdem sie von ihr finsteren Blickes durchlesen worden waren.

Erst, als der Tag anbrach, hatte sich die zum zweiten Male Wittwe Gewordene so weit erholt, daß sie sich zeigen und den Eintritt zu der Leiche ihres Gatten gestatten konnte;

auf ihren Befehl war nun erst nach dem Arzte in Tondern geschickt worden.

Es hieß, den Kammerherrn habe nach kurzem und schweren Unwohlsein der Schlag gerührt, dem Aussehen der Leiche nach ließ sich dies auch glauben. Dennoch schüttelten die Leute heimlich den Kopf, aber sie wagten nicht, die so entsetzliche Vermuthung, die sich ihnen aufdrängte, auszusprechen, selbst nicht unter einander. Man wußte, daß Herr von Stjernborg einen Streit mit seiner Gemahlin gehabt, daß deren vertraute Dienerin ihm in der Nacht Kaffee bereitet habe, und das Benehmen der Dame nach seinem Tode war aufgefallen. Aber ließ sich aus Alle Dem mit Bestimmtheit auf eines der grauenvollsten Verbrechen schließen? War es nicht sehr denkbar, daß die tiefe Gemüthsaufregung Herrn von Stjernborg's, die man deutlich auf seinem Gesichte und in seinem ganzen Wesen ausgeprägt gesehen hatte, seinen Tod auf die natürlichste Weise veranlaßt hatte? Man wartete allerseits mit Spannung auf den Ausspruch des Arztes, der bald eintreffen sollte.

Der dänische Offizier, den der Kammerherr zu seinem Sekundanten erwählt hatte, war wohl der Mißtrauischste, aber ihm, als gebildeten und besonnenen Mann, lag es noch näher, nicht auf den bloßen Schein hin einen Verdacht, der die verhängnißvollsten Folgen haben konnte, anzuregen; er beschloß daher, sich in die ganze Sache nicht zu mischen. Da der Kammerherr ihm Nichts davon gesagt hatte, daß er ihm vor dem Kampfe wichtige Papiere anzuvertrauen gedenke, suchte er solche auch weder, noch vermißte er sie überhaupt.

Der Arzt kam und entschied nach einer kurzen Besichtigung der Leiche, bei der nur Frau von Stjernborg anwesend war, daß ihr Gemahl am Schlagflusse verstorben

sei. Darauf wurde auch der Todtenschein ausgestellt und nach Kopenhagen geschickt.

Frau von Stjernborg war so ernst und traurig, wie es einer Wittwe wohl zukommt, und wenn sie nicht gerade einen verzweiflungsvollen Schmerz an den Tag legte, so wunderte man sich nicht darüber, da man ja wußte oder wenigstens vermuthete, daß sie ihren Gatten nicht geliebt habe.

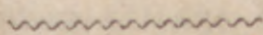
Die Kammerfrau Johanna legte sich krank nieder; sie behauptete, der schreckliche Anblick des Todeskampfes Herrn von Stjernborg's habe sie so angegriffen.

Der Kapitain ging düster im Hause umher; die Dienerschaft zischelte unter sich, er mache sich wohl Vorwürfe, seinen Vetter bei dessen Lebzeiten betrogen zu haben. Mit der gnädigen Frau sah man ihn nicht zusammen, denn sie hielt sich, wenn sie nicht bei der Leiche ihres Gatten, so lange dieselbe noch über der Erde stand, weilte, in ihren Zimmern verschlossen; wenn sie heraustrat, hatte sie verweinte Augen.

Am dritten Tage nach des Kammerherrn Tode wurde die Leiche eingesargt und nach dem Familienbegräbnisse auf dem Stammgute in der Nähe von Kopenhagen transportirt. Ida hatte die Beerdigung auf Achteby gewünscht, aber die Familie Herrn von Stjernborg's, die übrigens keine Ahnung von dem Benehmen seiner Gemahlin in letzter Zeit und viel weniger noch einen schlimmen Verdacht hatte, auf dem altherkömmlichen Brauche bestanden.

Die Dame blieb auf Schloß Achteby, dessen Gutsverwaltung Kapitain Westergaard fortführte. —

**Ende des zweiten Bandes.**



Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

# Up ewig ungedeelt!

## Schleswig-Holstein

## 1848—1864.

---

Roman

aus der

jüngsten Geschichte der Herzogthümer

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Dritter Band.

---

Berlin.

Verlag von Th. Lemke,

Sebastian-Straße 19.

## Erstes Kapitel.

Herr von Schmidt und seine Tochter waren in Hamburg angekommen und hatten dort ihre Freunde, die Braut ihren Verlobten wiedergefunden. Sie beabsichtigten, sich nur kurze Zeit in dieser Stadt aufzuhalten, denn der alte Edelmann wünschte, sich von Neuem im Oesterreichischen anzukaufen, wo er einen Theil seiner jüngeren Jahre verlebt hatte.

Es war wohl nur Edelmuth von ihm, daß er Lorenzen und dessen Frau das Anerbieten machte, ihn zu begleiten, denn daß er, nachdem er selbst in jener Gegend fremd geworden war, nicht Einfluß genug besitze, Jenem eine seine Existenz sichernde Stellung zu verschaffen, war begreiflich. Deshalb wies Lorenzen, im Einverständnisse mit Emma, auch den wohlgemeinten Vorschlag dankend zurück, denn Beide konnten nicht wünschen, mehr oder weniger von der Großmuth eines Dritten zu leben.

Fritz Staffelt hatte in Folge dessen keinen leichten Kampf mit sich selbst zu bestehen. Eugenie gab sich natürlich der gewissen Hoffnung hin, daß sie nun nicht abermals von ihm getrennt werden solle, und Herr von Schmidt hatte ihm gesagt:

„Du wirst uns zweifellos begleiten, denn Eugenie hat wohl noch größere Rechte auf Dich als Deine Schwester,

zumal der letzteren ja ein natürlicher Schützer zur Seite steht. Was kannst Du in der Fremde erlangen? — Unterstütze mich in der Bewirthschaftung des Gutes, das ich bei erster sich bietender Gelegenheit im Oesterreichischen ankaufen werde und das früher oder später doch einmal Dein Eigenthum wird."

Das war allerdings eine so günstige Aussicht, wie sie sich wenigen der ehemaligen Kameraden Fritzens eröffnete, aber dennoch hatte er vermieden, eine bestimmt zusagende Antwort darauf zu geben. Herr von Schmidt hatte andererseits angedeutet, daß die baldige Vermählung seiner Tochter ihm ihrer und ihres Verlobten großer Jugend wegen noch nicht wünschenswerth sei, und der gesinnungstüchtige junge Mann fühlte recht gut heraus, daß es seiner nicht würdig sei, sich auf das Vermögen des Schwiegervaters stützend, Verpflichtungen zu übernehmen, die ihm doch allein anheimfielen. Wenn er auch nicht zu fürchten brauchte, daß Herr von Schmidt je versuchen würde, ihn in ein abhängiges Verhältniß zu versetzen, so mußte dasselbe in seiner eigenen Meinung doch existiren und niederdrückend für ihn werden; befriedigen konnte ihn nur, wenn er das gewünschte Ziel durch eigene Kraft erreichte. Ueberdies hatte er sich, noch ehe er die veränderten Verhältnisse seines zukünftigen Schwiegervaters ahnen konnte, gewissermaßen verpflichtet, in der Noth bei Schwager und Schwester auszuharren und sie mit seinen frischen Kräften zu unterstützen; sollte er diesem Versprechen jetzt untreu werden?

Lorenzen und Emma drangen in ihn, sein Geschick nicht an ihr sehr ungewisses zu fesseln und die vortheilhaften Anerbietungen Herrn von Schmidts anzunehmen; es würde auch wie Selbstüberschätzung ausgesehen haben, hätte er behaupten wollen, Jene könnten ohne ihn nicht existiren.

Endlich war Fritz, ohne es sich selbst gestehen zu wollen,

zu sehr für das Soldatenleben eingenommen worden, als daß er es auf die Dauer mit einem anderen hätte vertauschen mögen; wenn dabei auch die jugendliche Eitelkeit ein wenig in das Spiel kommen mochte, so wiesen doch auch ernstere Erwägungen den jungen Mann auf diesen Beruf gerade hin. Wie so viele Andere, war er mit blutendem Herzen von der Heimath geschieden, aber er hatte dabei nicht die Hoffnung sinken lassen, sie dereinst wieder zu sehen.

Es liegt ein Zauber in dem Worte „Vaterland,“ dem selbst die ältesten, auf den Wogen des Lebens umhergeschleuderten Männer nicht widerstehen können; sind sie von der Heimath, von der Scholle Landes, auf der ihre Wiege gestanden, auch schon in früher Jugend getrennt werden, liegen Tausende von Meilen zwischen jener und ihnen, haben sie dort auch Alles verloren und die bittersten Kränkungen erfahren und mögen sie sich noch so oft zum Troste das alte Sprüchwort vorrufen: „Ubi bene, ibi patria!“ — eine wehmuthsvolle Sehnsucht knüpft sie doch noch an die Stätte ihrer Geburt, jede Nachricht, die ihnen von dorther zukommt, selbst wenn dort nicht mehr ihnen Liebe leben, interessirt sie im höchsten Grade, und immer kehrt, wenn ihn der Stolz auch zurückdrängen will, der geheime Wunsch wieder: „Ich möchte dort, wo ich geboren bin, auch begraben werden.“

Wenn Fritz Staffelt aber sein Vaterland je wiedersehen, in ihm leben und dereinst begraben werden wollte, dann mußte es erst der Dänenherrschaft, die ihn persönlich bedrohte, entrungen sein, und daß dies nur mit Gewalt der Waffen zu erreichen sei, lag auf der Hand, denn wie würde sich Dänemark jemals freiwillig dieser Perle in seiner Krone, dieses Landes entäußert haben, das ihm mehr als die Hälfte seiner Staatseinnahmen zubrachte?

Wenn aber der Tag — und jedes patriotische Herz glaubte ihn nicht in zu weite Ferne gerückt — anbrechen sollte, mit

dem deutsche Waffen wieder in Holstein und Schleswig blitzten, deutsche Fahnen sich wieder zum Siege entrollten, dann wollte Fritz Staffelt um keinen Preis fehlen, dann mußte er wieder hinaus in das blutige Schlachtgetümmel, um nach errungenem Siege mit Stolz sagen zu können: „Ich bin auch ein Schleswig-Holsteiner!“ um dem alten gebeugten Vater wieder frohen Muthes die Hand schütteln und, am Grabeshügel der Mutter knieend, flüstern zu können: „Ich habe geholfen, die Erde, die Dich deckt, wieder zu erobern von der Fremdherrschaft, deren Tritt sie bisher geschändet hat.“

Solche Gedanken wollten nicht aus seinem Sinne weichen, und darum hielt er es für Pflicht, sich dem Vaterlande als Soldat zu bewahren, seine Kenntnisse in diesem Berufe zu vervollkommnen und jeden Augenblick des Rufes, der an ihn ergehen könnte, gewärtig zu sein.

In dieser Weise sprach er sich dann auch endlich zu den Uebrigen aus; seine Blicke glühten dabei feurig, die begeisterte Ueberzeugung malte sich darin, und diese riß selbst Eugenie so weit hin, daß sie sich mit dem Ausrufe an seine Brust warf:

„Meine Wünsche müssen vor den Deinigen schweigen, denn diese sind edler!“

Lorenzen drückte seinem Schwager in stummer Anerkennung die Hand, und Herr von Schmidt, der eine Weile nachdenklich geblieben war, sagte plötzlich:

„Ich glaube, daß Dir zu helfen ist, lieber Fritz. Geben wir die alte Idee, Dich zum Landmann wider Willen zu machen, auf und ergreifen wir eine neue, die Deinen Wünschen mehr entspricht. Unser Vaterland wird, wenn die Stunde seiner Wiedererhebung schlägt, nicht allein braver und todesmuthiger Soldaten, sondern auch erfahrener Offiziere bedürfen. Bilde Dich zu einem solchen in der Zeit des Friedens aus. Die österreichische Armee ist eine vortreffliche Schule dafür,

und ich glaube Dich versichern zu können, daß ich Dir dort durch meine alten einflußreichen Bekanntschaften eine Offizierstellung verschaffen kann."

Die Augen des jungen Mannes leuchteten bei diesem Vorschlage hell auf, und Eugenie rief jubelnd:

„Nimm es an, Fritz, ich bitte Dich darum! Wir werden uns dann nicht lange und weit zu trennen brauchen."

Auch Lorenzen und Emma drangen in ihn, dem Rathe des alten Herrn zu folgen.

„Und Ihr?" fragte er mit einem fast ängstlichen Blicke auf sie. „Darf ich Euch denn verlassen?"

Dieser Einwand war bald besiegt, und Fritz schloß sich der neuen Idee mit ganzem Herzen an.

Herr von Schmidt war der Ansicht, daß persönliche Rücksprache stets zehn und noch mehr Briefe ersetze und daß es daher nothwendig sei, daß Fritz ihn und seine Tochter nach Oesterreich begleite, wo er ihn einem Regimentschef, zu dem er ehemals in den kameradschaftlichsten Beziehungen gestanden hatte, vorstellen wollte.

So schien sich denn das Geschick eines der Heimathslosen wieder fest gestalten zu wollen. Herr von Schmidt drängte übrigens, da es sich auch um sein eigenes handelte, zur Abreise, und bei Eugenie, die überglücklich in dem Gedanken war, sich von dem Verlobten nicht trennen zu brauchen, fand er keinen Widerstand.

Inzwischen hatte auch Lorenzen einen festen Entschluß gefaßt, der eigentlich vom Zufalle herbeigeführt worden war.

Er saß eines Tages in dem Alsterpavillon, dem bekannten Erfrischungslokale am Junfernstiege, von dem man durch seine Hunderte von Glasfenstern eine freie Aussicht über das große Wasserbassin, den Stolz Hamburgs, hat. Nachlässig hatte er einige Zeitungen durchstöbert, theils nach den Anerbietungen von Privatstellungen suchend, theils die Politik

verfolgend, so weit diese insbesondere die schleswig-holsteinischen Herzogthümer anbetraf. Ein Artikel in den Hamburger Nachrichten fesselte ihn besonders, obgleich er auf seine eigenen Verhältnisse gerade keinen Bezug hatte; er betraf das Schicksal eines fernen Freundes, Welffens.

Ein Offizier der brasilianisch-deutschen Legion, der seinen Namen nicht nannte, schrieb aus dem Fort Praya-Vermelha bei Rio-Janeiro, wo diese Truppe ausgeschifft worden war. Er stellte die Verhältnisse im glänzendsten Lichte dar, trug wohl die Farben etwas stark auf und sprach die zuversichtlichsten Hoffnungen aus.

Lorenzen war innerlich aufrichtig erfreut über diese Kunde, denn das warme freundschaftliche Interesse für Welffen war noch keineswegs in ihm erloschen. Ein zufriedenes Lächeln trat auf sein Gesicht während des Lesens, als er aber das Blatt weglegte, konnte er einen unwillkürlichen leisen Seufzer nicht unterdrücken, denn er dachte an seine eigene, noch so unbestimmte und gefährdete Zukunft und bereute im Augenblick fast, sich jener Expedition nicht ebenfalls angeschlossen zu haben.

Ganz in seine Lektüre vertieft, hatte er nicht bemerkt, daß er schon seit geraumer Zeit von einem alten Herrn in anständiger bürgerlicher Tracht, der sich nur wenige Schritte von ihm entfernt niedergelassen hatte und auf die Zeitung zu warten schien, beobachtet wurde.

Als er das Blatt fortlegte, nahm es dieser alte Herr mit der freundlich höflichen Frage: „Erlauben Sie?“

Lorenzen machte ihm eine ebenso artige, stumme Verbeugung, dann versank er wieder in seine keineswegs freudigen Gedanken, die sich deutlich auf seinem Antlitze malten.

Das Auge seines Nachbarn mußte auf den aufgeschlagenen Artikel aus Brasilien fallen, und derselbe schien ihn besonders zu interessiren, denn er las ihn aufmerksam durch, sich nur

dadurch unterbrechend, daß er zuweilen einen Seitenblick auf den düstern Lorenzen warf.

Man hätte den alten Herrn, seinem ganzen Aussehen nach, für einen Kaufmann halten können, zumal dieser Stand in Hamburg ja fast ausschließlich vertreten ist, aber in seiner Haltung, in dem ruhigen, klaren und energischen Blicke lag Etwas, was an den alten Militair erinnerte; es ist dies ein eigener Typus, der sich selten verleugnet. Alte Leute, besonders wenn sie im Leben interessante Erfahrungen gesammelt haben, pflegen dieselben gern an den Mann zu bringen und knüpfen deshalb leicht eine Unterhaltung an.

„Wenn ich nicht irre, so interessirte Sie ebenfalls dieser Artikel aus Praya-Vermelha,“ sagte der Alte, sich an Lorenzen wendend.

„Ja, ich habe dort einen Freund, von dessen Ergehen ich hierdurch die erste Nachricht erhielt,“ erwiderte Lorenzen, aus seinen Träumen erwachend.

„Also in der deutschen Legion?“

„Er ist vor einigen Monaten als Kapitain mit derselben nach Rio-Janeiro gegangen.“

„O!“ machte der alte Herr mit einer Miene und in einem Tone, die Bedauern ausdrückten.

Lorenzen wurde dadurch aufmerksam und sah ihn fragend an.

„Dieser Bericht lautet sehr günstig,“ meinte er, — „und da er von einem Augenzeugen, einem Offizier der Legion, kommt“ —

„Um Vergebung!“ unterbrach ihn der alte Herr, die Zeitung vor sich auf den Tisch niederlegend, — „erlauben Sie zunächst, daß ich mich ihnen vorstelle. Ich bin der Kaufmann S—; ehe ich mich aber in diesem Stande, durch plötzlich eintretende glückliche Verhältnisse begünstigt, zur Ruhe setzte, war ich Soldat und habe ein recht bewegtes

Abenteurerleben geführt. Ich will davon nur erwähnen, daß ich in der letzten Hälfte der Zwanziger unseres Jahrhunderts bis 1831 als Lieutenant in der vormaligen brasilianisch-deutschen Legion gedient habe. Demzufolge, nach den dort gemachten Erfahrungen, konnte ich mir ein sehr naheliegendes und vielleicht gewichtiges Urtheil über diesen Artikel nicht versagen."

„Ich bin erfreut, in Ihnen einen alten Kameraden vom Handwerke begrüßen zu können," meinte Lorenzen, dem alten Herrn herzlich die Hand reichend. „Ich bin der Lieutenant Lorenzen, Cavallerieoffizier der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee."

„O einer von den schleswig-holsteinischen Helden! Alle Hochachtung vor ihren Leistungen und — ihrem Unglücke! Ich ahnte es wohl, als ich Ihre düstere Miene bemerkte. Verzeihen Sie mir die Frage, Herr Kamerad, — Sie bereuten augenblicklich, sich nicht der brasilianischen Expedition angeschlossen zu haben?"

„Sie haben sich nicht ganz getäuscht," erwiedert Lorenzen, gezwungen lächelnd, — „obgleich meine Verhältnisse doch der Art sind, daß das soldatische Abenteurerleben ihnen nicht mehr ganz angepaßt erscheinen möchte. Ich bin verheirathet."

„Nun, dann danken Sie Gott, daß Sie sich nicht haben verleiten lassen, einen solch' unseligen Entschluß zu fassen!" rief der alte Herr, wie es schien, aus vollem Herzen.

„Aber dieser Bericht?" —

„Ist, wenn, was ich zur Ehre des Schreibers nicht annehmen will, nicht durch niedrige, erkaufte Rücksichten für die Regierung, so doch jedenfalls durch unüberlegte, höchst sanguinische Anschauungen gefärbt. Der arme Mensch hat sich durch den Schein verblenden lassen, — ich bedaure ihn aufrichtig, wie alle seine Kameraden; die bitterste Enttäuschung wird nicht lange auf sich warten lassen. Mögen diese un-

glücklichen Opfer des deutschen Lanzknechtthums es nicht so schwer als ihre Vorgänger zu bereuen haben, daß sie Versprechungen Glauben geschenkt haben, die man nie zu erfüllen gedachte!"

Der alte Herr sprach in augenscheinlicher Erregung; die Erinnerung mußte ihm jetzt noch tiefen Schmerz bereiten.

„Mein Freund," fuhr er lebhaft fort, — „ich habe Jahre lang dieses entsetzliche Märtyrerthum deutscher Krieger mitgemacht, ich habe gesehen, wie vielen der Unglücklichen nichts Anderes übrig blieb, als sich selbst das Gehirn durch eine Gewehrkugel zu zerschmettern, wie andere Vergessenheit ihrer unausstehlichen Leiden im unmäßigen Trunke suchten, bis sie den schrecklichen Folgen desselben unterlagen, wie brave, ehrenwerthe Offiziere eingekerkert und grausamer als die schwarzen Sklaven behandelt wurden, wie man den Rest einer schönen, disciplinirten Truppe, die sich nur den Fehler zu Schulden kommen ließ, ihrem dem schwachen Kaiser geleisteten Eide treu bleiben zu wollen, vogelfrei erklärte und niedermetzelte. Unser Kamerad ist sehr unvorsichtig, Nachrichten in die Welt hinauszustreuen, die durch ihre blinkende Färbung noch manchen Unglücklichen verleiten werden, sich einer undankbaren Regierung und einem herzlosen Volke zum Opfer zu bringen; nur seine Unerfahrenheit kann ihn entschuldigen. Ich habe meine Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht, und sie erstarren noch heute, nach langen Jahren, das Blut in mir, und die Erinnerung quält mich jetzt noch in Träumen, die mich zitternd vom friedlichen Lager aufschrecken. Ich habe mir ein Recht erworben, jenen Armen eine traurige Zukunft zu prophezeien, ich kann in diese Zukunft blicken, und ich habe meine Abmahnung vielen der braven Deutschen zugerufen, die blind in die Netze der Werber zu gehen im Begriff waren, — leider vergebens!"

Der alte Herr schwieg erschöpft.

„Sie beginnen da, mir ein grausiges Bild zu entrollen,“ meinte Lorenzen, — „und dasselbe ängstigt mich meines Freundes Welffen wegen; was mich betrifft, so kann ich Sie versichern, daß ich jetzt schon nicht mehr bedaure, die mir gewordenen Anerbietungen zurückgewiesen zu haben. Aber sehen Sie auch heute nicht zu schwarz, was Ihnen damals doch anfänglich in goldenem Lichte erscheinen mußte, da Sie selbst in die Dienste jenes Kaiserreiches eintraten?“

Der alte Legionär fuhr sich mit der Hand über die gefurchte Stirn und fuhr dann fort:

„Ich habe augenblicklich nicht die Zeit, Ihnen alle meine und meiner Kameraden Erlebnisse zu erzählen; es sind Bände darüber geschrieben worden, die Sie sich leicht zum Durchlesen werden verschaffen können; es ist Nichts darin übertrieben. Ich bin, trotz meiner vorgerückten Jahre, kein alter Philister geworden, der das aufbrausende Feuer der Jugend verdammt, nachdem es in ihm selbst erloschen ist; ich bin auch Soldat gewesen und habe für das Soldatenleben geschwärmt, ich hätte es damals mit keinem anderen vertauschen mögen, denn es übt einen unwiderstehlichen Reiz auf jedes phantasiereiche, kühne Gemüth aus. Ich begreife daher vollkommen, daß Ihre verabschiedeten Kriegskameraden, deren großem Theile, ihrer ganzen Erziehung zufolge, nicht einmal eine andere Wahl übrig blieb, ihre ganze Zukunft an die blanke Waffe knüpften und in die Welt hinauszogen, um fremden Fahnen zu folgen. Hätte das Vaterland ihrer bedurft, so würden sie, alle materiellen Vortheile bei Seite setzend, seinem Rufe gefolgt sein, und wenn es wieder einmal ruft, so werden auch jene Alle, wohin das Schicksal sie auch verstreut haben mag, sich um Deutschlands Panier schaaren. Glauben Sie mir, ich kenne unsere deutschen Soldaten; alle Welt beweist ihnen dadurch ihre Achtung, daß sie sich nöthigenfalls zuerst an sie wendet.

Mögen die Federhelden hinter dem Ofen auch über das deutsche Lanzknechtwesen schimpfen und raisonniren, — der deutsche Soldat unter fremder Fahne kennt wohl sein Vaterland, und er verläßt es nicht, wenn man seiner bedarf; ruft ihn nur, er wird schon kommen! — Aber wir kommen von Brasilien ab, einem der unseligsten Länder, für dessen Interessen deutsche Soldaten kämpfen können. Erlauben Sie mir, Ihnen eine kurze Kritik des Briefes, der hier aus Praya-Vermelha vor uns liegt, zu geben."

Mit großer Lebendigkeit beleuchtete der alte Herr jede einzelne Stelle des Artikels und widerlegte die darin ausgesprochenen Anschauungen und Hoffnungen durch die selbst gemachten Erfahrungen; er behauptete mit großer Zuversicht, daß den deutschen Offizieren und Soldaten keine Versprechen gehalten werden, daß sie bald dem Elende ausgesetzt sein und daß, wenn es zum Kriege mit Rosas käme, sie in dem Kampfe gegen das kühne Reitervolk der Pampas unterliegen würden. Er entrollte ein höchst trauriges Bild vor Lorenzen, so daß dieser, bei seiner Theilnahme für Welffens Schicksal, sich tief erschüttert fühlte.

„Darum wiederhole ich," schloß der alte Herr, — „danken Sie Gott, daß Sie sich nicht auf diese Expedition eingelassen haben, zumal Sie nicht allein sich selbst, sondern, wie Sie mir sagen, auch noch eine andere theure Person dadurch unglücklich gemacht haben würden. Es ist wahr, das Unglück ist so unerwartet schnell über Ihre Kampfgenossen hereingebrochen, die Verhältnisse derselben sind leider größtentheils so zerstört, daß Ihnen keine überlegende Wahl übrig blieb, — ich beklage ihr Schicksal von ganzem Herzen."

Auch Lorenzen seufzte vernehmlich.

Der alte Herr blickte voll Theilnahme auf ihn; er schwieg eine Weile, als gehe er mit sich selbst zu Rathe,

dann reichte er Lorenzen mit freimüthig liebenswürdigem Ausdrucke die Hand hin und meinte:

„Wollen Sie mir eine Frage verzeihen, die nicht von Neugierde herbeigeführt wird, sondern aus aufrichtig theilnehmendem Herzen und kameradschaftlicher Gesinnung kommt? — Sie befinden sich augenblicklich, durch die Ungunst der Verhältnisse aus Ihrer Carriere gerissen, in derselben Verlegenheit, wie die meisten Ihrer Kameraden; ist es nicht so?"

„Warum sollte ich es leugnen?" erwiderte Lorenzen. „Sie wissen, daß wir schuldlose Opfer unserer Vaterlandsliebe geworden sind."

„Und deutschen Rechts und deutscher Ehre," setzte Herr S. hinzu. „Darum ist es auch Pflicht jedes deutschen Mannes, so gut er kann, einen Theil der Schuld, die sein Volk hat, abzutragen. Dürfte ich Ihnen einen Vorschlag zur Gründung einer neuen Existenz machen, falls Sie noch keinen festen Entschluß gefaßt haben?"

„Ich kann Ihnen dafür nur dankbar sein; in der That entbehrt meine Zukunft noch jeder festen Grundlage."

Herr S. sprach sich jetzt zunächst über seine eigenen Verhältnisse aus; er hatte ein recht bedeutendes überseeisches Geschäft und stand vorzüglich mit dem Süden Nord-Amerika's in Verbindung. In New-Orleans besaß er einen sehr wohlhabenden Geschäftsfreund, und diesem beabsichtigte er Lorenzen zu empfehlen, wobei er denselben versicherte, daß er Aufnahme unter den günstigsten Bedingungen in dem Handelsgeschäfte finden werde.

Das war immerhin ein glänzendes Anerbieten, das Lorenzen nicht zurückweisen konnte, ohne sich einer Thorheit schuldig zu machen. Es war offenbar, daß Herr S. ein so lebhaftes Interesse an ihm nehme, wie es oft der erste Blick auf ein ansprechendes Gesicht und die Theilnahme für ähnliche Lebensschicksale erzeugt.

Bereitwillig drückte er die Hand des alten Herrn und sagte ihm, daß er mit Dank auf seinen Vorschlag eingehe. Herr S. gratulirte ihm mit offener Herzlichkeit zu diesem Entschlusse und versprach, sofort Alles einzuleiten, um seine baldige Abreise zu ermöglichen und ihm drüben in der Neuen Welt eine gesicherte Lebensstellung zu sichern.

„Es ist nicht nöthig, daß ich meinem Freunde im Voraus Ihre Ankunft melde," meinte er; — „das würde Sie unnöthigerweise Monate lang aufhalten, und ich versichere Sie auf mein Wort, daß Sie, mit meinen Empfehlungen versehen, dort auf das Freudigste aufgenommen werden. Bereiten Sie sich daher zur Abreise vor; morgen werde ich Ihnen die Schreiben, die Sie mitnehmen müssen, selbst überbringen, und dann steht Ihrer Reise Nichts mehr im Wege."

Es hätte beinahe auffallend erscheinen können, daß der alte Herr so schnell einen Entschluß faßte, der ihm selbst doch gewisse Verpflichtungen auferlegte, aber in seinem ganzen Wesen sprach sich das vollkommenste Vertrauen zu Lorenzen aus und erregte auch wieder in Jenem dasselbe.

Der Zufall thut ja so oft mehr als lange Bekanntschaft und peinliche Berechnung.

Wenn man erwägen will, daß Lorenzen sich schon längst mit dem Gedanken umhertrug, sein Glück in Amerika zu versuchen und daß er jetzt durchaus keinen Grund fand, dem offenen, biederen Wesen des alten Herrn von so würdigem Aeußeren zu mißtrauen, so wird man seine Bereitwilligkeit, dessen Vorschlag anzunehmen, erklärlich finden.

Auch Emma war ganz seiner Ansicht. Die arme junge Frau vergoß wohl manche heimliche Thräne darüber, daß das Schicksal sie zwang, Allem, was ihr von Jugend auf lieb gewesen war, den Rücken zu kehren, das Bild des alten Vaters, der einsam zurückbleiben sollte, trat wohl vor ihren

Geist, aber sie fühlte auch die Pflicht, die sie ihrem Gatten schuldete, und bestrebte sich, demselben ein heiteres Gesicht zu zeigen, um seinen Muth für den schweren Weg, den er betreten sollte, nicht zu entkräften.

„Meine Heimath, meine Familie ist überall, wo Du bist," sagte sie ihm aus vollem Herzen.

Herr S. hielt sein Versprechen; er suchte das Ehepaar in dessen Wohnung auf, faßte für dasselbe ein noch höheres Interesse, nachdem er die sanfte, pflichtgetreue Frau kennen gelernt und ihre näheren Familienverhältnisse erfahren hatte, und händigte Lorenzen die dringendsten Empfehlungsbriefe an seinen Freund in New-Orleans aus; es lag darin die vollständigste Sicherheit für Jenen.

Wieder ein neuer trauriger Trennungstag für die schon vielfach dadurch Geprüften! —

Herr von Schmidt hatte Lorenzen aus voller Ueberzeugung nur rathen können, den Vorschlag Herrn S.'s anzunehmen; er selbst vermochte nicht, ihm so günstige Aussichten zu bieten.

Das Ehepaar hatte natürlich seine Absicht dem Advokaten in Schleswig mitgetheilt und nahm dessen Segen mit auf den weiten Weg; jedes Anerbieten, sie zu begleiten, hatte er mit der größten Entschiedenheit zurückgewiesen. Ebenso hatte Emma's jüngere Schwester, obgleich der Vater es gewünscht hatte, verweigert, denselben zu verlassen und sich ihnen anzuschließen.

Eines der großen Auswanderungsschiffe, die so oft die Tour nach der neuen Welt machen und so viel Hoffnungen und Schmerzen mit sich zu nehmen pflegen, lag im Hamburger Hafen segelfertig. Herr von Schmidt mit seiner Tochter, Fritz und der brave alte S., dessen uneigennützige Theilnahme Lorenzen und seine Frau genügend kennen gelernt hatten, begleiteten die Auswanderer an Bord.

Braucht man noch die Gefühle der Letzteren zu schildern, besonders der armen Frau, die, in stiller Häuslichkeit erzogen, sich jetzt plötzlich auf den Wogen des großen Lebens schaukeln sollte, um einen Hafen zu finden, der ihr doch nie die trauliche Heimath ersetzen konnte? Wer wollte es der Frau verdenken, daß ihr Herz im bangen Zagen beinahe bricht, während der Mann sein Auge fest und hoffnungsvoll auf die ferne Küste heftet, an der sein Streben und Wirken ihm eine neue Heimath schaffen soll?

Wieder ein schmerz- und thränenvoller Abschied, wieder Segenswünsche und Hoffnungen, die sich vielleicht nie erfüllen sollten! — Selbst die Blicke der Männer waren umflort.

Der Dampf zischte aus dem Ventile der Maschine, das große Seeschiff begann langsam die Wogen zu durchschneiden, man winkte hin und wieder mit Tüchern, die von Thränen naß waren.

O Schleswig-Holstein, Deine verbannten Krieger gehen, die Verzweiflung im Herzen tragend, in die Welt hinaus! Wann und wie wirst Du sie wiedersehen? —

---

## Zweites Kapitel.

Die Sonne der Freiheit ist über Schleswig-Holstein untergegangen, die, welche sich täglich am Himmel erhebt, beleuchtet ein erobertes oder vielmehr dem Feinde schmachvoll ausgeliefertes Land und ein geknechtetes Volk, dessen beste Kinder in der Fremde umherirren. Das Schicksal hat ihre Wege weit auseinander geführt, und es wird lange Zeit darüber vergehen, bis diese sich wieder alle in dem

einen Brennpunkte vereinigen, dem, weit über Land und Meer herüber, alle ihre sehnsüchtigen Gedanken und liebsten Herzenswünsche zustrahlen.

Wir sind daher genöthigt, unseren Lesern zunächst eine Reihe von Bildern vorzuführen, wenn sie das Schicksal der Einzelnen verfolgen wollen; sie werden abwechselnd nach Süd- und Nord-Amerika, nach den entferntesten deutschen Grenzen und darüber hinaus blicken müssen.

Unser erstes Bild entrollt sich in Süd-Amerika und zwar in dem südlichsten Theile der Republik Uruguay; die Zeit ist der Anfang des Jahres 1852, eine Periode, in der jene Gegenden, wie schon öfter in den letzten Jahrzehnten, den Kriegsstürmen ausgesetzt waren. Wir haben schon früher erwähnt, welche Parteien sich dort gegenüberstanden, und verweisen Den, der sich über die Verhältnisse dieses Krieges näher unterrichten will, auf jedes neuere Geschichtsbuch.

Mit der Armee der gegen die Rosas'sche Gewaltherrschaft kämpfenden Republiken Uruguay, Paraguay, Entrerios und Corrientes, die von dem General Urquizas befehligt wurde, hatte sich das brasilianische Hülfskorps unter General Caxias, dem auch die deutsche Legion zugetheilt worden, auf dem gemeinsamen Lagerplatze bei Colonia-Sacramento vereinigt und bereitete sich vor, dem Diktator von Buenos-Ayres, der seine Streitkräfte auf dem anderen Ufer des La-Platastromes, nahe bei seiner Hauptstadt, zusammengezogen hatte, die Schlacht zu liefern.

Die brasilianischen Werbungen unter den entlassenen schleswig-holsteinischen Soldaten hatten nach und nach, im Sommer des Jahres 1851, ungefähr zweitausend dieser Leute unter die Fahnen des Kaiserreichs gebracht. Die Ueberschiffung war schnell von statten gegangen, und nachdem die Neuangekommenen einige Zeit lang in den Forts, welche die Bai von Rio Janeiro und den Hafen decken, einquartiert

gewesen, um in Corps formirt zu werden, waren die letzteren nach der Provinz Rio-Grande-do-Sul eingeschifft und dann durch die Banda-Oriental nach dem genannten Lagerplatze abmarschirt.

Im Anfange waren Offiziere und Mannschaften mit der Behandlung, die man ihnen angedeihen ließ, zufrieden gewesen und hatten sich der besten Hoffnung hingegeben, obgleich die Begrüßung, welche ihnen die liberale Opposition in ihren öffentlichen Zeitungen widmete, keine sehr schmeichelhafte war; sie wurden daselbst nämlich „Miethlinge, miserable abgerissene Lazaroni, die aus Noth ihren Körper für Blutgeld verkaufen, Todtschläger der brasilianischen Freiheit, u. s. w.“ genannt. Die ministerielle Partei ließ es dagegen nicht an höflichem Entgegenkommen und Schmeicheleien fehlen, was an Einquartierung und Verpflegung den deutschen Gewohnheiten nicht recht entsprechen wollte, hoffte man durch gütliches Uebereinkommen mit der Zeit abändern zu können, und die paradiesische Gegend, in der die Hauptstadt liegt, trug nicht wenig dazu bei, über Alles ein rosiges Licht zu breiten.

Aus den Deutschen waren drei Corps formirt worden: ein Infanteriebataillon von zwölfhundert Köpfen — es führte in der brasilianischen Armee die Nummer 12 — vier Batterien Artillerie, in der Stärke von siebenhundert Mann, unter Befehl Oberstlieutenants von Heldt, nnd eine Pionier-Abtheilung. Sobald diese Truppen Rio-Janeiro verlassen hatten, schwand der glänzende Schein nur zu schnell. Die bisherige gute Verpflegung wurde gekürzt, ihnen die größten Anstrengungen zugemuthet, der Haß und die Verachtung der Bevölkerung trat immer offener zu Tage, ihre neuen brasilianischen Kameraden von der Armee, die auf ihre bessere Equipirung und taktische Ausbildung mit Neid blickten, verleumdeten sie, und ein Netz von Intriguen wurde gesponnen, um das Corps in sich selbst aufzulösen.



Diese Leute zogen nicht mehr für ihr Vaterland, eine ihnen theure und heilige Sache, in das Feld und sie fingen an zu begreifen, daß die Warnungen, die man ihnen in der Heimath hatte zukommen lassen, nur zu begründet gewesen und daß sie als bloße Waare verkauft seien, die man, falls sie nicht zum Kanonenfutter geworden, mit Undank wieder fortwerfen würde, wenn man ihrer nicht mehr bedurfte. Unzufriedenheit, Besorgniß vor der Zukunft stellten sich ein, Agenten der brasilianischen Oppositionspartei, der es darum zu thun war, ihren Gegnern zu beweisen, daß diese mit Bildung der Legion einen Mißgriff gethan hätten, bemühten sich, zur Indisciplin und Desertion zu verleiten; die letztere nahm bald überhand. Das Pionierkorps, das auf dem Cerro bei Montevideo einquartiert worden war, revoltirte und wurde gewaltsam aufgelöst.

Am schlimmsten sah es in dem Offizierkorps des Infanteriebataillons aus, obgleich dasselbe zum Kommandeur einen anerkannt tüchtigen Soldaten und Mann von den uneigennützigsten und edelsten Gesinnungen, den Oberstlieutenant von der Heyde, hatte.

Die traurige Thatsache läßt sich nicht fortleugnen, daß die Deutschen im Auslande nur zu gern ihre Nationalität verleugnen und sich nicht zu fest an einander schließen, wie es wohl andere Nationen thun; natürlich giebt es auch Ausnahmen, aber am wenigsten werden solche in einem militairischen Corps vorkommen, das auf Abenteuer ausgezogen ist und in dem Jeder vorzüglich das eigene Interesse, möglichst rasch zu steigen, verfolgt.

Auch hier machten sich verschiedene Ansichten und Wünsche geltend, über deren gegenseitige Berechtigung wir uns kein Urtheil erlauben wollen; Thatsache war, daß sich zwei Parteien bildeten, eine für den Kommandeur des Corps, die andere für den ältesten Major, Lemmers, und daß dies zu den un-

angenehmsten Conflikten führte. Diese Differenzen traten schon auf dem beschwerlichen Marsche durch die Banda-Oriental hervor und brachen in offenen Streit aus, nachdem von der Heyde nach Rio-Janeiro abgegangen war, um daselbst persönlich auf die Festhaltung der seinen Untergebenen von der Regierung geleisteten Versprechungen zu dringen. Es ist dies eine so unerquickliche Periode in der Geschichte der brasilianisch-deutschen Legion, daß wir sie lieber kurz übergehen und nur erwähnen, daß sie den Brasilianern zum willkommenen Vorwande diente, sich gegen die Deutschen auf die rücksichtsloseste Weise zu benehmen.

Während die Soldaten, selbst einzelne junge Offiziere, massenhaft desertirten und zum Theil in das feindliche Lager übergingen, hatte sich der innere Zwist so weit entwickelt, daß jener Major, in Abwesenheit des Kommandeurs, zwölf Offizieren erklärte, sie seien unbrauchbar und von schädlichem Einflusse, und daß sie in Folge dessen ihren Abschied verlangten. Der General Caxias, Graf von Lima, ein ächter Brasilianer, versprach, ihre Gesuche zu unterstützen, und schickte sie, behufs der Rückreise nach Rio-Janeiro, auf das Kriegsschiff Carioca, wo sie auf die unwürdigste Weise als Gefangene behandelt wurden; dann machte ihnen das Kriegsministerium in der Hauptstadt wieder Anerbietungen neuer Stellen, entzog ihnen die nöthigsten Mittel zum Leben und verabschiedete sie plötzlich, ohne sich weiter um ihre Zukunft zu bekümmern.

Oberstlieutenant von der Heyde nahm sich dieser unglücklichen Kameraden auf würdige und energische Weise an und verlangte selbst seinen Abschied, der ihm auch bewilligt werden mußte; mit einem Theile jener Offiziere kehrte er dann, nachdem er denselben noch eine karge Abschiedssumme erwirkt hatte, im Früjahr 1852 nach Europa zurück.

Das Benehmen der brasilianischen Regierung in diesem

Falle hatte den Zurückbleibenden vollständig die Augen öffnen müssen; die Nothwendigkeit zwang sie indessen, bei der fremden Fahne zu verharren.

Das Lager bei Colonia=Sacramento hatte ebenso wenig Aehnlichkeit mit einem solchen europäischer Truppen, wie die letzteren selbst mit den brasilianischen. In Brasilien rekrutirte sich das Militair aus dem schlechtesten Gesindel, das halb durch blendende Versprechungen, halb durch Gewalt von den Straßen aufgelesen wurde; man gab dann diesen Soldaten, die in keiner Beziehung Etwas zu leisten vermochten, schlechte Ausrüstung und Verpflegung und traktirte sie mit Peitschenhieben oder dem schwersten Gefängnisse. Man wird sich daraus leicht eine Vorstellung von dem brasilianischen Hülfskorps unter General Caxias machen können, dem die deutschen Soldaten als Kameraden zugewiesen worden waren.

Die südamerikanischen Pampas, diese unabsehbaren, dem Meere ähnelnden Wiesensteppen, in denen noch die wilden Pferde und Rinder, Strauße und Gazellen hausen, in denen man meilenweit umherirren kann, ohne auf eine menschliche Wohnung und Spur zu stoßen, und in denen nur an den Ufern der Flüsse Gruppen der schönsten Laubbäume und farbenprächtigen Blumen die grüne Einförmigkeit unterbrechen, der mächtige silberhelle La=Platastrom, der zwischen Colonia und Buenos=Ayres eine Breite von sieben deutschen Meilen hat, die üppige Vegetation und der tiefblaue Himmel, der sich darüber breitet, — Alles zusammen gewährt einen wunderbaren, großartigen Anblick; der Europäer muß sich in eine ganz andere Welt versetzt glauben.

In solcher Umgebung, unfern von Colonia, hatte die alliirte Armee ihr Zelt= und Hüttenlager aufgeschlagen; von großer Ordnung war dabei nicht die Rede gewesen, eine solche war nur in dem Quartiere der Deutschen zu finden. Die südamerikanischen Soldaten würde man, mit Ausnahme

der Offiziere, die meistens sehr glänzende Uniformen trugen, kaum für solche gehalten haben; die hauptsächlich vorherrschende Uniform bestand, ebenso wie bei'm Feinde, in einem rothwollenen, unsauberen Hemde, und die Bewaffnung war äußerst mangelhaft. Diese Leute bewegten sich, lärmend und singend, in den Lagergassen zwischen ganzen Heerden von Schlacht- und Zugvieh und einer Menge elender Bagage-Karren, — selbst die Geschütze wurden auf dem Marsche von Ochsen und während der Aktion von Maulthieren gezogen — oder lagen faul vor ihren Zelten und Hütten am Boden hingestreckt, den Tag verträumend oder verspielend oder sich gegenseitig das Ungeziefer, von dem sie starrten, ablesend; zum großen Theile waren sie Neger oder Mulatten, die Weißen Kerle mit sonnenverbrannten Gesichtern und mehr listigen als kühnen Zügen.

Eine Art von Kameradschaft existirte zwischen diesen Landeskindern und den fremden Legionären durchaus nicht; sie mißtrauten und haßten sich gegenseitig.

In einem Zelte des deutschen Lagerquartiers hatten sich einige Offiziere zusammengefunden. Die Leinewand war vom Boden so hoch als möglich aufgebunden worden, um den freien Luftzug zu gestatten, denn, obgleich die Sonne sich schon dem Untergange zuneigte und man sich in den letzten Tagen des Januars befand, brannte erstere doch noch auf die drückenste Weise. Das einfache Leinwandhaus konnte weder auf irgend eine Art von Eleganz Anspruch machen, noch große Bequemlichkeit gewähren; es war cirkelförmig, die Spitze durch eine schwankende Stange gestützt, hatte nur fünf bis sechs Schritte im Durchmesser, und das ganze Meublement bestand in dem Bette des Besitzers, das eine Schütte Schilfgras und ein Paar wollene Decken bildeten, einigen Gewehrkisten, einem kleinen Lederkoffer und einem niedrigen Tische, den ein über zwei in die Erde gerammte

Pfähle genageltes rohes Brett bildete. Der einzige, freilich unentbehrliche Luxusartikel war ein zeltartiges Fliegennetz von grober grüner Gaze, das über der Lagerstätte aufgehängt war.

Der glückliche Besitzer dieses Zeltes war Kapitain von Welffen, der heute seinen befreundetsten Kameraden einen Schmaus gab, bestehend aus an der Sonne gedorrtem Fleisch (Carne secca), schwarzen Bohnen (*feixão*) und selbstbereiteten Kuchen aus Maniokmehl; — das war so die tägliche, schon zum Ueberdrusse gewordene Nahrung unserer Legionäre; alle Zuthaten, wie z. B. Butter, waren dort ein unerschwinglicher Artikel.

Der gute Welffen sah nicht ganz mehr so frisch und vertrauensvoll als sonst aus; theils mochte daran der Kummer über verfehlte glänzende Hoffnungen und schlechte Aussichten für die Zukunft, theils ein Fieber die Schuld tragen, mit dem er wochenlang gekämpft und das seine gesunde Natur erst vor Kurzem glücklich überwunden hatte. Er lachte auch nicht mehr so oft als früher, und wenn er einmal lachte, so stieß er die Töne kurz und gezwungen heraus; dafür träumte er oft stundenlang, was sonst nicht seine Sache gewesen war, und konnte dann recht bitterlich verstimmt aussehen; man hätte darauf wetten können, daß er in solchen Augenblicken seinen Entschluß, in dieses Land gegangen zu sein, bereue.

Seine Kameraden — es waren ihrer Drei, die sich bei ihm versammelt hatten, — sahen nicht viel anders aus; der Ernst und Mißmuth lagerte auf jeder Stirn. Sie waren Männer seines Alters, wenig mehr darüber, alle früher in schleswig-holsteinischen Diensten gewesen. Jetzt hatten sie, es sich in den lästigen Uniformen bequem machend, auf den Gewehrkisten und der Lagerstätte um den kleinen Tisch mit seiner frugalen Servirung her Platz genommen.

Die Themata, die ihr Gespräch behandelte, waren auch durchaus nicht geeignet, angenehme Gefühle zu erwecken; es waren Klagen über schlechte Behandlung, Unbequemlichkeiten und Aerger jeder Art, endlich die langwierige und wenig Erfolg versprechende Kriegführung, bei der man den Feind fast nicht zu sehen bekam und dennoch eine Menge Leute durch Krankheiten und Desertion verlor.

„Meine Kompagnie ist beinahe schon auf die Hälfte zusammengeschmolzen,“ klagte Einer der vier Offiziere, und die Anderen zuckten die Achseln mit einer Miene, die deutlich sagte: „Ergeht's uns denn besser?“

„Man behandelt uns förmlich als Gefangene; so katzenfreundlich der General auch sein äußerliches Benehmen gegen uns einrichtet, haßt er uns doch auf das Bitterste und wird uns jeden ruhmvollen Antheil an dieser Campagne, wenn davon überhaupt die Rede sein kann, zu verkümmern suchen. Schon jetzt hat man uns unter dem Vorwande, die Desertionen zu verhüten, mit diesem braunen und schwarzen Gesindel, das eher jeden anderen Namen als den von Soldaten verdient, von allen Seiten umgeben und bewacht uns wie Verbrecher. Ist es ein Wunder, wenn dem wahren Soldaten unter solchen Umständen Muth und Liebe zur Sache sinken und er die erste sich bietende Gelegenheit benutzt, von einer Fahne, der er ohne Begeisterung folgt, zu desertiren?“

„Die Kerls sind auch wie von der Tarantel gestochen; sie liefern den Brasilianern täglich neues Material zu Anklagen.“

„Die nur zu erwünscht kommen. Man läßt die Unschuldigen leiden, aber die Schuldigen bestraft man nicht energisch. Neulich, als es mir gelungen war, einen dieser brasilianischen Schufte abzufassen, die im Lager umherschleichen und zur Insubordination und Desertion auffordern, ließ ihn

der General frei wieder laufen, nachdem er mir achselzuckend gesagt hatte, er habe keine Vollmacht, einen Staatsbürger, der nicht in der Uniform stecke, zu bestrafen, und es sei die Schuld unserer Leute, wenn sie solchen Verführungen Gehör schenkten."

„Dieses faule Lagerleben erschlafft die Energie der Offiziere und die Disciplin der Mannschaft. Wenn wir nur erst wieder die Kugeln um uns pfeifen hörten!"

Alle seufzten unwillkürlich, ein Zeichen, daß sie diesen Wunsch, den Welffen ausgesprochen hatte, theilten. Um die Stimmung noch düsterer zu machen, erklang aus einem nahen Zelte, das von Soldaten bewohnt wurde, der Gesang des Schleswig-Holsteinliedes.

„Werden wir das Vaterland jemals wiedersehen? noch einmal unter der blau-weiß-rothen Fahne kämpfen? oder soll diese fremde Erde uns decken, in der man uns nicht einmal ein Grab gönnen wird?"

Alle blickten starr vor sich hin und lauschten schweigend, die Trostlosigkeit und der Sehnsuchtsschmerz malten sich deutlich auf den Gesichtern dieser kräftigen, einst so zuversichtlichen Männer. Erst als jener Chor die Verse anstimmte:

„Zage nimmer, und Dein Nachen
„Wird trotz Sturm den Hafen schau'n!"

— da leuchteten die Augen wieder heller auf, und einer der Offiziere rief, das vor ihm stehende Glas ergreifend, in wahrer Begeisterung:

„Schleswig-Holstein, stammverwandt,
„Harre aus, mein Vaterland!"

Die vier Offiziere fielen laut in den Gesang der Soldaten ein. Von Zelt zu Zelt pflanzte er sich fort, und die Worte des schönen Chemnitz'schen Liedes, von der kraftvollen Melodie getragen, rauschten über das ganze deutsche

Lager fort. In welcher Gegend der Erde, auf welchen Meeren ertönte damals nicht dieser Schmerzens- und Hoffnungsgesang! —

Der Vorhang des Zeltes wurde hastig zurückgeschoben, und ein fünfter Offizier trat rasch ein; seine freudigen Mienen sagten, daß er gute Nachricht bringe.

„Wir marschiren gegen den Feind!“ rief er den Anderen laut entgegen.

„Endlich!“

„Urquizas und Caxias haben soeben die höheren Offiziere zu einem Kriegsrathe zusammenberufen; wir werden weiter oberhalb über den Fluß gehen und den Feind in seinem verschanzten Lager bei Monte-Caseros angreifen.“

„Gebe Gott, daß uns Deutschen die erste Rolle dabei zufalle!“

„Das läßt sich wohl denken, denn wir sind ja zum Kanonenfutter bestimmt,“ war die etwas bittere Antwort. „Uebrigens könnten — ohne große Anmaßung behauptet — wir mit unserer Taktik und vortrefflichen Bewaffnung allein den Feind schlagen.“

„Diese Südamerikaner werden uns mit anderen Augen betrachten, wenn sie uns erst einmal im Feuer gesehen haben; wir werden ihnen die Achtung abzwingen!“

„Denkt an das tapfere siebenundzwanzigste Bataillon Deutscher, das die brasilianische Armee mehr als einmal gerettet hat, und sein trauriges Schicksal im Jahre 1831!“ mahnte eine Stimme.

„Was hilft uns die Erinnerung in diesem Augenblicke? Hoffen wir!“ —

Die Offiziere gaben sich in der That den kühnsten Hoffnungen hin und machten die weitausgehendsten Pläne. Dieselben sollten sehr bald wieder niedergeschlagen werden,

denn, nachdem es sich in der That bestätigte, daß die Armee zum Angriffe aufbrechen und über den Fluß setzen solle, um dem Diktator Rosas eine entscheidende Schlacht zu liefern, kam der hinkende Bote hinterher, daß nämlich nur achtzig Mann von dem deutschen Bataillone an dieser Expedition theilnehmen sollten; der Obergeneral hatte angedeutet, daß er fürchte, das ganze Corps könne im Gefechte zum Feinde übergehen. Das war eine neue bittere Kränkung, die auch mit Erbitterung aufgenommen wurde, der man sich aber fügen mußte; so sollte dann wenigstens die ausgewählte Compagnie die Ehre ihrer Kameraden retten, und sie gelobte es sich und ihnen heilig. —

Am Morgen des 3. Februar stand die alliirte Armee, nachdem sie den La=Platastrom überschritten hatte, oberhalb von Buenos=Ayres bei Lugares dem verschanzten Lager des Feindes gegenüber. Diese Verschanzungen waren nicht von großer Bedeutung, und ihre Besatzung konnte bei deutschen disciplinirten Truppen, die bereits die Feuerprobe abgelegt hatten, nicht die Befürchtung erwecken, daß sie uneinnehmbar seien. Diese halbwilden, undisciplinirten, schlecht bewaffneten und durchaus nicht von Begeisterung getragenen Truppen der südamerikanischen Republiken waren keine ebenbürtigen Gegner und überdies der Diktator Rosas auch nicht ein Feldherr, der Beweise seiner militairischen Befähigung abgelegt hatte.

Wie schon erwähnt, hatten die brasilianische Eifersucht und das Mißtrauen nur einer kleinen Abtheilung des deutschen Bataillons gestattet, seine Rechtfertigung auf dem Schlachtfelde zu versuchen; Welffens Bemühungen war es indessen gelungen, an der Aktion theilzunehmen, während der größte Theil seiner Kameraden am anderen Ufer des Flusses unthätig zurückbleiben mußte.

Die schwerfällige und schlechtbediente Artillerie eröffnete

den Kampf, und nach kurzer Zeit schon avancirte die Infanterie gegen die von den Rothhemden vertheidigten Schanzen.

Die alliirten Truppen schienen den Kampf gerade nicht zu lieben, sie gingen zögernd und unentschlossen vor. Nur die deutschen Schützen zeigten Kampfesmuth; sich mehr auf das Bajonnet als die Kugel verlassend, hatten sie sich bald an die Spitze der Angriffskolonnen gesetzt und drangen rasch vorwärts.

Die Brasilianer verstanden oder wollten diesen Eifer falsch verstehen, sie riefen laut aus, daß die Deutschen nur so schnell vorgingen, um Gelegenheit, sich mit dem Feinde zu vereinigen, zu finden. Der glänzende Erfolg strafte diesen Verdacht Lügen. Der Kampf war nicht ein zu blutiger zu nennen, und der Sieg wurde nur mit einer geringen Anzahl von Opfern erkauft; die Rosas'schen Truppen hielten dem ungestümen Angriffe nicht Stand, löften sich in wilde Flucht nach der nahen Stadt auf und warfen sich, plündernd und ihrem Feldherrn, der sie bei Zeiten verlassen hatte, Rache schwörend, in jene hinein.

Der von der ganzen Bevölkerung bedrohte Diktator, den man vergeblich in seinem Palaste suchte, um ihn zu massacriren, konnte sich nur mit Mühe auf ein kleines im Hafen liegendes Schiff retten, das ihn nach Bahia brachte, und von hier aus schiffte er sich nach England ein, um seinen einst gefürchteten Namen in die Verborgenheit zu begraben.

Die alliirte Armee besetzte sofort die Stadt Buenos-Ayres, und dahin folgte auch der Rest der deutschen Legion, deren Vertretern für die Entscheidung des Sieges natürlich nicht der mindeste Dank wurde. Dadurch wuchs die Verstimmung in dem Corps und dasselbe löste sich durch massenhafte Desertion immer mehr auf. Dieselben fanden besonders statt, als das brasilianische Hülfskorps, nachdem

der Zweck des Krieges vollständig erreicht war, den beschwerlichen Rückmarsch durch Uruguay machte, um in der Provinz Rio-Grande in Garnison zu bleiben. Nur die kleinere Hälfte kam daselbst noch an, und diese hatte den brasilianischen Militairdienst so übersatt bekommen, daß sie ihn gern quittiren wollte. Nur Wenige nahmen das Anerbieten der Regierung, sich unter die einheimischen Truppen vertheilen zu lassen, wo sie der erbärmlichsten Behandlung ausgesetzt werden mußten, an, die Uebrigen, besonders die Offiziere, traten früher oder später aus dem Dienste, nachdem sie die geringe Abfindungssumme, welche die schleswig-holsteinische Statthalterschaft ihnen hatte auszahlen können, sämmtlich an diese gänzlich verfehlte Hoffnung gesetzt hatten.

Wie seine Kameraden, befand sich auch Welffen in einer viel schlimmeren Lage als anderthalb Jahre zuvor. Der Aufenthalt in Rio Janeiro, wohin er mit seinen letzten Mitteln zurückgekehrt war, um nach einer neuen Existenz zu suchen, war ungemein theuer für einen Fremden, der keine Bekanntschaften und Empfehlungen hatte, — und zu letzterer gereichte ihm sein Dienst in der Armee des Kaiserreiches bei der Mißachtung, mit der man dort zu Lande das Militair betrachtet, durchaus nicht, — der halbjährige Sold, zu dessen Auszahlung bei der Verabschiedung die Regierung sich verpflichtet hatte und der auch nach mancherlei Abzügen erfolgte, war schon in wenigen Wochen, selbst bei der nothwendig gebotenen Oekonomie, erschöpft, die Kameraden zerstreuten sich, meistentheils aus Noth und Zufall Existenzen wählend, zu denen sie sich früher nie berufen geglaubt hatten, nach allen Richtungen, und ein schneller Entschluß wurde nothwendig. Hätte er auch die Rückreise nach Europa ermöglichen können, welche Aussicht bot ihm die Heimath? Hier in Amerika konnte er mit allen Vorurtheilen des Standes und der Erziehung brechen, was ihm drüben viel schwerer,

wonicht ganz unmöglich werden mußte. Seinem alten Entschlusse getreu, die Heimath nur als ein Mann von gesicherter Lebensstellung, als ein Mann, der nicht blos auf vage Abenteuer hinausgezogen, sondern in der Fremde Etwas erworben hatte, wiederzusehen, blieb er nicht lange unentschlossen.

Dem Beispiele eines anderen Kameraden folgend, der für verhältnißmäßig spärliches Honorar in einer Schule und Privathäusern Unterricht in den wissenschaftlichen Fächern, mit denen ihn früher eine gute Erziehung vertraut gemacht hatte, ertheilte, kündigte er in den Zeitungen an, daß er befähigt und bereit sei, Unterricht in der deutschen, englischen und französischen Sprache zu ertheilen; der beiden letzteren vollständiger Meister war er allerdings nicht, aber er wußte, daß man dort zu Lande, wo die Bildung der besseren Stände überhaupt nur eine sehr oberflächliche zu sein pflegt, nicht zu hohe Anforderungen an einen Lehrer stelle, — und bekanntlich macht ja die Uebung den Meister.

Welffen ging, obgleich er zu diesem Berufe durchaus keine leidenschaftliche Neigung fühlte, doch mit vertrauungsvoller Zuversicht daran; er tröstete sich damit, daß er ja nur eine Uebergangsperiode durchkämpfen wolle. Wie oft hatte er dennoch getäuschte Hoffnungen und materielle Noth zu überwinden! — Die Schüler fanden sich nur spärlich ein, man feilschte mit ihm um das billige Honorar, und lange Zeit verging, ehe er seine neue Stellung nur einigermaßen gesichert fand. Hätte einer der alten Bekannten jetzt den armen Schulmeister gesehen, der vom Morgen bis zum Abende mit Büchern unter dem Arm von einem seiner Schüler zum andern lief und der dann, von der Tagesarbeit, die ihm immer überdrüssiger wurde, ermattet, in seinem einsamen, karg ausgestatteten Stübchen den Kopf trübe hängen ließ, alten besseren Erinnerungen und glänzenderen Träumen von der Zukunft sich hingebend, er würde

wahrhaftig nicht so leicht den flotten preußischen Lieutenant und wackeren Kämpfer auf den Schlachtfeldern Schleswig-Holsteins wiedererkannt haben.

Das Leben ist meistentheils eine bittere Schule.

---

## Drittes Kapitel.

In einem entlegenen Stadttheile des großen und verkehrsreichen New-Orleans lebte zu Ende des Jahres 1852 ein junges Ehepaar, um das sich die übrigen vielen Hausbewohner wenig bekümmerten, da es selbst vollständige Zurückgezogenheit zu wünschen schien und die Anknüpfung jeder Bekanntschaft sorgfältig vermied. Die Leute hatten auch gar nichts Auffälliges und Interesseerregendes an sich; man wußte nur, daß sie Deutsche seien, seit einem Jahre etwa eingewandert, daß der Mann vom Morgen bis zum Einbruch der Dunkelheit abwesend sei, wahrscheinlich um seinem Geschäfte als Comptoirist oder dgl. obzuliegen, und daß die Frau inzwischen ihre einfache Wirthschaft und ihr etwa halbjähriges Kind mit Hülfe einer Mulattenmagd besorgte; das Haus verließ sie nur, um zuweilen in den Abendstunden nach der Rückkehr ihres Gatten, mit diesem einen Spaziergang an dem Ufer des Mississippi zu machen.

So bescheiden jedenfalls die Verhältnisse dieses Paares waren, schien sich dasselbe doch dabei glücklich zu fühlen und seine häusliche Ruhe durch Nichts gestört zu werden. Wie gesagt, die Leute kümmerten sich aber darum nicht viel denn in einer großen Handelsstadt, besonders einer amerikanischen, wo der Grundsatz gilt: „Zeit ist Geld" — hat Jeder mit selbst genug zu thun.

Die Wohnung des jungen Ehepaars lag im dritten

Stockwerke, nach der Giebelseite des Hauses hinaus, also keineswegs sehr angenehm, und bestand nur aus zwei Zimmern, Kammer und Küche; zu dieser Wahl mochte die Familie, bei den theuren Miethspreisen in New-Orleans, wohl nur aus Billigkeitsrücksichten veranlaßt worden sein. Die Einrichtung konnte auf Eleganz durchaus keinen Anspruch machen, kaum auf den gewöhnlichen Comfort, den man in England und Nordamerika in den Behausungen des nur einigermaßen gut situirten Mittelstandes selten vermißt; sie war mehr deutsch, den Bedürfnissen gerade genügend, und besonders Alles äußerst sauber gehalten.

Wir brauchen unseren Lesern wohl nicht erst zu verrathen, daß die Gatten Lorenzen und Emma waren.

Im Herbste 1851 hatten sie, wie man schon weiß, sich von Hamburg nach London eingeschifft. Außer den Empfehlungsbriefen Herrn S.'s nahmen sie die nothwendige Einrichtung für ihr überseeisches Leben und keine zu große Geldsumme mit sich; die Paar tausend Thaler, die Emma nur von ihrem Vater, bei dessen augenblicklich bedrängten Verhältnissen, erhalten konnte, hatten sie, als Reserve für Unglücksfälle, bei einem sicheren Hamburger Bankhause so angelegt, daß sie darauf in New-Orleans Wechsel ziehen konnten, doch war ihr fester Entschluß, dieses kleine Kapital nur in der äußersten Noth anzugreifen.

Nach einem Aufenthalte von nur wenigen Tagen schifften sie sich dann auf einem nach der Havannah abgehenden Dampfer ein und von da wieder auf einem Segelschiffe nach New-Orleans, das sie erst gegen Ende des Jahres nach einer zuweilen recht beschwerlichen Seefahrt erreichten.

Lorenzen gab sogleich seine Empfehlungsbriefe an das Handlungshaus, an das er gewiesen worden, ab und fand, wie Herr S— vorausgesagt hatte, die freundlichste Aufnahme und sofortige Anstellung als Buchhalter, freilich für

den Anfang, da er selbst sich erst in die Geschäfte hineinarbeiten mußte, nur mit ziemlich unbedeutendem Gehalte, aber augenscheinlich waren die Aussichten für die Zukunft zufriedenstellend.

Der Chef des New-Orleaner Hauses und Freund Herrn S.'s, Mr. Shuddleworth, war geborener Engländer, ein schon bejahrter, ehrwürdiger und nobler Mann. Er interessirte sich offenbar für den Schützling seines Geschäftsfreundes, zumal er, im Gegensatz zum größten Theile seiner Landsleute, sich immer der schleswig-holsteinschen Sache geneigt gezeigt hatte, was vielleicht vorzüglich Jenes Einflusse zuzuschreiben war. Als er sah, mit welchem Eifer Lorenzen den neuen, von seinem früheren so verschiedenen Beruf auffaßte, bewies er ihm die größte Achtung, und versprach ihm unaufgefordert, ihn von Neujahr an in eine Stellung zu versetzen, die sein Gehalt verdoppelte. Das war eine große Freude für das Paar.

Dasselbe hatte die Verhältnisse, in denen es sich befand, vollständig richtig aufgefaßt und sich demgemäß eingerichtet, wie man schon gehört hat. Emma war nie gewöhnt worden, zu hohe Ansprüche an das Leben zu machen, und Lorenzen liebte sie viel zu innig, um für die Sicherstellung ihrer Zukunft nicht auch dem letzten Vorurtheile seines früheren Standes zu entsagen. Wenn sein Geist auch manchmal sehnsüchtig in die Vergangenheit zurückschweifte, zeigte doch keine Miene, daß er irgend eine Entbehrung trage, und ebenso wenig klagte die sanfte Emma laut über die verlorene Heimath und Familie. Man kann sich kein genügsameres und in seiner Liebe glücklicheres Paar denken.

Dieses stille Glück wurde noch durch die Geburt eines Töchterchens im Sommer 1852 gehoben; freilich erforderte der kleine Hausstand jetzt eine Erweiterung durch Annahme der schon erwähnten Mulattenmagd, dafür legten sich die

beiden Gatten andere Beschränkungen auf. Emma war die zärtlichste Mutter, Lorenzen ein glücklicher Vater.

Der Weg nach dem mitten in der Stadt liegenden Comptoir war weit, und er mußte ihn schon frühzeitig antreten, denn mit militairischer Pünktlichkeit war er auch auf diesem Posten immer der Erste. Wenn er dann Abends, ohne eine Spur von der Ermattung, die er, besonders in erster Zeit, recht wohl fühlte, zu zeigen, heimkehrte, wurde ihm ein Empfang, der ihn für alle Mühen entschädigte; die einzige Erholung, die Beide sich gestatteten und zu der er Emma nur schwer hatte bewegen können, da sie der übrigens ganz zuverlässigen Magd ihr Kind nicht gern allein überlassen wollte, waren jene kurzen Spaziergänge.

Glücklicherweise hatte diese Lebensweise auf Beider Gesundheit keinen nachtheiligen Einfluß, obgleich ihre Wangen freilich nicht mehr so frisch als ehemals blühten; auch das ungewöhnte Klima hatten sie ohne große Schwierigkeiten überwunden.

Wenn Etwas das Glück dieser still zufriedenen Gemüther trübte, so waren es manche Nachrichten, die sie aus der Heimath, der ihre Herzen noch immer ganz angehörten, erhielten. Der Vater schrieb selten, oft aber Clara, die das Unglück schneller reifte, als vielleicht unter anderen Umständen geschehen wäre.

Außer den Klagen über die abscheuliche Beamtenwirthschaft in Schleswig hatte sie, so viel sie auch bemüht war, Emma und deren Mann zu beruhigen, doch nichts Gutes über das Befinden des Vaters zu berichten; die Nacht der Melancholie schien sich immer finsterer um seinen Geist zu breiten, und das arme Mädchen selbst hatte Viel unter seinen ungerechten Launen, denen sie sich willig unterwarf, zu leiden. Solche Briefe aus der Heimath erregten natürlich stets einen tiefen Schmerz, und Tage gehörten dazu, ehe die kleine Häus-

lichkeit dann wieder die gewöhnliche freundliche Physiognomie annahm.

Andererseits trafen aber auch wieder gute Nachrichten ein, und zwar aus Oesterreich von Fritz, Herrn von Schmidt und dessen Tochter, die ihre warme Freundschaft, wie Ersterer seine brüderliche Liebe für Emma treu bewahrt hatte. Der alte Edelmann hatte bald nach seiner Ankunft einen recht günstigen Gutsankauf gemacht und fühlte sich zufrieden, wenn seine Sehnsucht, einmal wieder nach Schleswig zurückzukehren, auch noch keineswegs erstorben war; Eugenie stand ihm, die Wirthschaft mit Lust und Liebe führend, treu zur Seite.

Fritz hatte, durch die Fürsprache seines zukünftigen Schwiegervaters, besonderes Glück gehabt, denn er hatte eine Anstellung in einem kaiserlichen Infanterie-Regimente, mit dessen Chef Jener aus alter Zeit her bekannt war, erhalten und war jetzt Unterlieutenant. Seine Garnison lag dem Schmidt'schen Gute so nahe, daß es ihm nicht schwer wurde, dasselbe öfter mit Urlaub zu besuchen und seine Braut wiederzusehen, die, ihren Briefen nach zu urtheilen, die ehemalige jugendliche Geistesfrische vollkommen wiedergewonnen hatte. Der junge Lieutenant selbst schrieb, daß er die neue Stellung seinen Neigungen ganz angemessen finde und sich sehr glücklich fühlen würde, müßte er nicht gar zu oft an die Trennung von seinen Lieben und an deren unsicheres Schicksal denken; bei alledem leuchteten doch auch aus seinem Schreiben froher Muth und Zuversicht hervor. Von Welffen und dem Rittmeister von Steinwehr hatten die beiden Gatten Nichts wieder gehört, doch dachten sie noch oft in Freundschaft an sie zurück, und Lorenzen, der den Ausgang der brasilianischen Expedition aus den Zeitungen kannte, war sehr besorgt für den Freund, wie er sich auch dankbar der wohlgemeinten Warnungen des alten Herrn S. erinnerte. —

Die Weihnachtstage standen vor der Thür.

An einem Abende saß Emma, im einfachen Hauskleide, am Fenster, aus dem sich eine keineswegs reizende Aussicht über das Meer von Dächern und nur einen schmalen Theil der Straße eröffnete. Die Thür zum Nebenzimmer war geöffnet, und dort wiegte die Mulattin, zu einer schwermüthigen, eintönigen Melodie Worte, welche die junge Frau nicht verstand, singend, das schlafende Kind.

Im Zimmer herrschte schon Dämmerung; der Mittagstisch stand für Lorenzen, der jeden Augenblick heimkehren konnte, und seine Frau gedeckt. Draußen auf der Straße wogte es noch geschäftig auf und nieder; so entlegen dieser Theil der Stadt auch war, rollten doch schwere Lastwagen, Neger und Mulatten liefen, Säcke auf dem Rücken tragend oder Fässer rollend und durch lauten kreischenden Zuruf die ihnen Begegnenden warnend, hin und her, und Handwerker kehrten mit ihren Werkzeugen von der Tagesarbeit heim; der Verkehr war immer noch sehr lebendig.

Emma, die sich mit einer Handarbeit beschäftigte, achtete weniger auf den Lärmen draußen, als sie sich ihren Gedanken überließ, worin sie sich nur zuweilen dadurch unterbrach, daß sie nach dem Nebenzimmer blickte und an die dort befindliche Magd eine Frage in Bezug auf die kleine Schläferin richtete.

Draußen vernahm man sich nähernde Schritte; es waren die wohlbekannten Lorenzens, und Emma eilte, vom Stuhle aufspringend, ihm mit freudigen Mienen entgegen. Die Thür öffnete sich, ehe sie dieselbe noch erreicht hatte, Lorenzen trat ein und umarmte herzlich seine Frau.

Beider Stimmung war in der letzten Zeit heiterer als je gewesen, denn es fehlten ja nur noch wenige Tage zum Anbruch des neuen Jahres, mit dem sie auf eine nicht unwesentliche Verbesserung ihrer Verhältnisse rechnen durften.

Fast jedesmal bei seiner Heimkehr brachte Lorenzen eine Bestätigung dieser Hoffnung durch eine freundliche Aeußerung seines Prinzipals mit; Emma freute sich dann mit ihm, und Beide pflegten Stunden damit zuzubringen, Pläne für die nächste Zukunft zu machen.

So liebevoll Lorenzen auch an diesem Abende ihre Begrüßung erwiderte, konnte ihr doch auf den ersten Blick nicht entgehen, daß sein Gesicht einen ungewöhnlich ernsten, fast trüben Ausdruck trug.

„Ist Dir irgend etwas Unangenehmes begegnet, Wilhelm?“ fragte sie zagend.

„Mir?“ meinte er als Antwort etwas zerstreut. „Nein, mein Kind, aber — wir wollen uns zu Tische setzen.“

Die junge Frau fragte nicht weiter, aber sie seufzte leise und blickte mit heimlicher Besorgniß auf ihren Gatten, denn sie fühlte doch, daß nicht Alles so war, wie es eigentlich sein sollte.

Während Lorenzen Ueberzieher und Hut ablegte und das inzwischen erwachte Kind liebkoste, wobei er, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, kein einziges Wort sprach, machte sie Licht, eilte noch einmal in die Küche und beauftragte dann die Magd, das Essen aufzutragen.

„Machen wir heute keinen Spaziergang?“ fragte sie, nachdem sie in das Zimmer zurückgekehrt war, sich neben ihren Mann setzend.

„Liebe Emma, es ist draußen kühl und unfreundlich.“

Lorenzen, der immer so vertrauungsvoll, so mittheilsam ihr gegenüber war, hatte heute das Haupt in die Hand gestützt und schien keine rechte Lust an der Unterhaltung finden zu können. Es mußte also jedenfalls etwas Besonderes vorgefallen sein.

Die junge Frau fühlte eine schwere Last auf ihrer Brust; die Frage stockte auf ihren Lippen.

Die Magd verhinderte eine solche auch, indem sie auftrug. Mann und Frau setzten sich an den Tisch, aber man sah beiden an, daß sie nicht Lust hatten, zu speisen.

„Ich sehe, daß Dich mein Benehmen beunruhigt," begann er endlich; — „verzeihe mir, daß ich Dir nicht früher eine Erklärung desselben gab. Liebe Emma, ich fürchte, daß wieder schwere Zeiten für uns eintreten können."

„Wilhelm?" rief Emma, angstvoll fragend.

„Beruhige Dich; direkt betrifft uns der Unfall gerade nicht; es handelt sich um Herrn Shuddleworth, meinen Prinzipal."

„Du hast Dich doch nicht mit ihm veruneinigt?"

„Mit dem braven Manne? — Nein. Er ist todt."

Emma stieß einen Ruf des Schreckens aus.

„Mr. Shuddleworth todt?"

„Als ich heute Morgen auf das Büreau kam, fand ich Alles in der größten Bestürzung," berichtete Lorenzen düsteren Blickes. „Ganz unerwartet hat in der Nacht ein Schlagfluß dem Leben des würdigen Greises, der uns Allen ein Vater war, ein Ende gemacht. Ueber der tiefen Trauer, die diese Nachricht bei uns erregte, wirst Du wohl begreifen, liebe Emma, dachte ich auch ein wenig an unsere eigenen Aussichten; ich fürchte, daß sie nicht mehr so günstig sind, als wir gestern noch hoffen durften."

„Mein Gott!" stöhnte die junge Frau, ihr Gesicht verhüllend.

„Wie sich nur annehmen läßt," fuhr Lorenzen in dem vorigen düster resignirten Tone fort, — „hat Herr Shuddleworth sein ganzes Vermögen und sein bedeutendes Handelsgeschäft seinem Schwiegersohne vermacht, diesem jungen Laffen, der eher alles Andere als Kaufmann ist und der mich nie mit freundlichen Augen betrachtet hat, da er die Gunst des alten seligen Herrn für mich ungern sah. Abgesehen davon,

daß ich durchaus keine Lust in mir fühle, diesem Fant, dessen ächten Yankeecharakter ich verachte, zu dienen, bin ich auch überzeugt, daß er alle erdenklichen Mittel in Bewegung setzen wird, mich von meinem Posten zu entfernen. Unsere Hoffnungen sind zertrümmert, theure Emma, wir müssen uns auf das Schlimmste vorbereiten."

„Verstehe mich nicht falsch, Wilhelm," meinte die junge Frau, den Arm um seinen Nacken legend; — „nicht Kummer über die Nichterfüllung unserer Wünsche und Muthlosigkeit haben mich so tief erschüttert, sondern allein der Schmerz über den Tod des würdigen Greises, der sich uns immer so freundlich erwiesen hat; es ist ein Gedanke, an den ich mich schwer gewöhnen kann, daß er aus der Fülle des Wohllebens und der lebendigsten Thätigkeit so schnell dahin gegangen ist. Was uns betrifft, so wirst Du mich so leicht nicht verzagen sehen. Haben wir dieses Leben nicht schon ein Jahr lang in voller Zufriedenheit geführt? — Und wenn man uns auch dieses Wenige, was Deine jetzige Stellung einbringt, wirklich nehmen sollte, so wirst Du doch eine neue finden. Sei überzeugt, daß ich in bösen wie in guten Zeiten treu mit Dir ausharren werde."

Bei diesem sanften Trostspruche seiner Frau klärte sich auch Lorenzens Gesicht wieder auf, und er küßte Emma innig auf die Stirn.

„Ich werde im Muthe nicht hinter Dir zurückbleiben, theure Emma," sagte er. „Lasse uns der Zukunft getrost entgegensehen. Ich werde nach wie vor meine Pflicht im Büreau thun und geduldig abwarten, wie sich der neue Chef des Hauses gegen mich benimmt."

„Wir müssen jetzt andere Pläne als bisher für das neue Jahr entwerfen," setzte er, etwas bitter lächelnd, hinzu. —

Seine Befürchtungen, die Emma im Geheimen theilte, obgleich sie dies zu verbergen suchte, waren nicht grundlos.

Herr Shuddleworth hatte nur eine Tochter, die sich, eigentlich gegen seinen Wunsch, an einen jungen, aus den nördlichen Staaten der Union gebürtigen Mann verheirathet hatte; natürlich erbte sie das ganze sehr bedeutende Vermögen ihres Vaters. Der Yankee, wie wir ihn kurzweg nennen wollen, war ein Mann von recht hübschem Aeußeren, aber desto schlechter war es um seinen Charakter bestellt; Geldstolz, Anmaßung, Rücksichtslosigkeit und gemeine Rachsucht waren stark ausgeprägte Züge desselben.

Lorenzen hatte ihm nie etwas zu Leide gethan, er hatte aber auch nicht versucht, ihn durch Schmeicheleien, welche der Mann liebte und beanspruchte, für sich zu gewinnen, und überdies war Jener in der That auf die wachsende Gunst des alten Herrn eifersüchtig gewesen. Seine Abneigung gegen den deutschen Buchhalter hatte er in seinem ganzen Benehmen nie verheimlicht, theils aber würde der Chef eine offene Kränkung Lorenzens nie geduldet haben, theils hielt auch des Letzteren sicherer und stolzer Blick den feigen Yankee in Schranken; dadurch bildete sich in diesem heimlich das Rachegefühl aus, was Lorenzen wohl wußte, indessen that, als ob er es nicht beachte.

Von einer Verbesserung seiner Stellung war nun nicht mehr die Rede; er selbst wollte auch nicht an das Versprechen des verstorbenen alten Herrn erinnern, denn er wußte ja genau im Voraus, daß dasselbe nicht geachtet werden würde, durch einen abschlägigen Bescheid des neuen Prinzipals gedachte er sich aber nicht demüthigen zu lassen; der Yankee würde unzweifelhaft diese Gelegenheit gern dazu benutzt haben.

Die Weihnachten vergingen der kleinen Familie ziemlich traurig, obgleich sie einen Versuch machte, dieselben nach deutscher Sitte zu feiern; das Kind war noch zu jung, um sich über den Baum mit Lichtern zu freuen, und ihre eigenen Herzen, trotz der gezwungen lächelnden Gesichter, bedrückt.

Am Sylvesterabende arbeitete Lorenzen wieder auf dem Comptoir. Es war schon ziemlich spät, als ihn der Prinzipal ersuchen ließ, nach seinem daneben liegenden Geschäftszimmer zu kommen.

Einen Moment lang durchzuckte Lorenzen der Gedanke, der alte Herr möge doch vielleicht so bestimmte günstige Verfügungen für ihn getroffen haben, daß sein Nachfolger sie nicht umgehen könne, aber diese Hoffnung wollte nicht recht in seinem Herzen Platz greifen.

Der Yankee saß hinter seinem Schreibpulte, seine Mienen waren kalt und stolz wie immer, und er bedeutete den deutschen Buchhalter durch eine Handbewegung, sich einen Stuhl zu nehmen. Eine Pause trat ein, als wünsche Jener, Lorenzen die Ungewißheit recht peinlich zu machen.

„Mr. Lorenzen," begann er endlich auf Englisch, eine Sprache, in der Lorenzen schon ziemlich zu Hause war, ehe er nach Amerika gekommen, und in der er sich hier ganz vervollkommnet hatte, — „ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen, die Ihnen leider wohl nicht erwünscht kommen wird."

„Ich bin bereit, sie zu vernehmen, Sir," erwiderte Lorenzen, keineswegs erbaut von dieser Einleitung.

„Es ist zu weitläufig, Ihnen auseinanderzusetzen, welch' neuen Betriebsplan ich, als Nachfolger meines ehrenwerthen Schwiegervaters, mir für das Geschäft entworfen habe," fuhr der Yankee langsam fort, jedes Wort dehnend und betonend, als wolle er den Buchhalter auf die Folter schrauben. „Danach gedenke ich es, was das Personal anbetrifft, bedeutend zu vereinfachen, und so unangenehm es mir ist, Diejenigen, welche dem Seligen treu beigestanden haben, zurückzusetzen, sehe ich mich doch genöthigt, einige derselben zu entlassen."

„Natürlich berührt diese Maßregel auch mich," unter-

brach ihn Lorenzen mit Bitterkeit, — „der ich, ohnehin vom Unglücke verfehlter Hoffnungen schuldlos schwer heimgesucht, auf den Rath eines der besten Freunde Ihres Herrn Vaters mit meiner Familie Europa verließ, um mir hier eine neue Existenz zu gründen."

Der Yankee zuckte mit einem Gesichte, auf dem sich die Schadenfreude nur halb verheimlichen ließ, die Achseln und erwiderte:

„Sie begreifen, daß dieses vielleicht harte Schicksal gerechterweise die jüngsten Comptoiristen treffen muß."

„Ich billige vollkommen Ihren Gerechtigkeitssinn, Sir, und erlaube mir nur zu bemerken, daß das Schicksal jedes Mannes hauptsächlich in seiner eigenen Hand liegt."

„Ich freue mich, dieses Vertrauen auf die Zukunft bei Ihnen zu finden, mein Herr, und bitte Sie, sich überzeugt zu halten, daß ich Ihnen für dieselbe das Beste wünsche. Aber kommen wir auf das Geschäftliche zurück! — Sie sind mit dreimonatlicher Kündigung engagirt."

„So ist es."

„Ich würde diese Zeit gern verlängern, wenn es die Verhältnisse erlaubten, indessen —"

„Es ist überflüssig, Sir, — ich werde nach Ablauf der drei Monate Ihr Haus verlassen," antwortete Lorenzen etwas barsch.

„Es steht Ihnen schon mit dem morgenden Tage frei, — ich wünsche es sogar, da ich keine geeignete Verwendung mehr für Ihre werthe Person haben würde; selbstverständlich werde ich der Verpflichtung nachkommen, Ihnen das Gehalt für diese drei Monate sofort im Voraus zu bezahlen."

Die schurkische Herzlosigkeit des Mannes empörte Lorenzen doch zu tief, als daß er sich ruhige Besonnenheit hätte bewahren sollen. Sein Gesicht glühte und seine Lippen bebten vor Zorn, als er, sich schnell erhebend, erwiderte:

„Ich danke Ihnen, Sir. Ich will nicht mit Ihnen darüber rechten, ob diese eilige Entlassung im Sinne Ihres verstorbenen hochehrenwerthen Herrn Schwiegervaters gewesen wäre, ich verschmähe auch, die Gründe, die Sie dazu veranlaßt haben, näher zu beleuchten. Sie sind jetzt hier der Herr, und ich werde mich beeilen, ein Haus zu verlassen, in dem ich lästig geworden bin. Aber, Sir, ich bin nicht in der trostlosen Lage, ohne Ihnen Arbeit zu leisten, das Almosen, das Sie mir bieten, annehmen zu müssen; ich verzichte auf das dreimonatliche Gehalt, das Sie die Güte hatten, mir zuwenden zu wollen."

„O, Sir, das ist eine einfache, auf der Hand liegende Verpflichtung unseres Hauses; Sie sind kein guter Kaufmann, wenn Sie dieselbe zurückweisen," meinte der Yankee ziemlich höhnisch.

„Nein, ich war und bin noch Soldat," erwiderte Lorenzen heftig, — „und begreife vollkommen, daß sich die Ansichten von Ehre, die ich als solcher habe, nicht mit denen vereinigen, welche Sie als Kaufmann hegen. Sie haben Recht, diese Carriere war nicht für mich geschaffen, und ich danke Ihnen für die Lehre, die Sie mir gegeben haben. Meine Bücher sind in der vollkommensten Ordnung" —

„Ich habe mich bereits davon überzeugt."

„Wir haben also Nichts mehr mit einander zu schaffen?"

„Wenn Sie nicht dennoch vorziehen sollten, diese dreimonatliche Gage anzunehmen —"

Lorenzen gab keine Antwort mehr; er wandte sich kurz ab und verließ ohne Gruß, nur mit einem tief verachtenden Blicke auf den reichen Yankee, der ihn gar zu gern dem bittersten Elende preisgegeben hätte, das Zimmer.

Der Handelsherr lächelte höhnisch hinter ihm her und murmelte:

„Was liegt daran, wenn er mit seiner Familie zu Grunde geht? — er ist ja nur ein Deutscher!"

In keineswegs beneidenswerther Stimmung begab sich Lorenzen nach Hause, nachdem er von seinen Collegen, mit denen er nie recht befreundet gewesen war, einen flüchtigen höflichen Abschied genommen hatte; die Meisten, die seine Verhältnisse ziemlich kannten, bemitleideten ihn doch.

Die Situation, in der er sich befand, war eine sehr ungünstige. Hätte er auch die Lust, die ihm in der That gründlich verbittert worden war, gehabt, sich wieder dem Kaufmannsstande zu widmen, wenigstens vorläufig in ihm sein Fortkommen zu suchen, so standen dem doch mancherlei Hindernisse entgegen; einmal war es überhaupt schwer für ihn, ohne Connexionen eine neue Anstellung zu finden, und dann war er überzeugt, der Yankee werde ihm kein durchaus günstiges Zeugniß ertheilen, jedenfalls mußte es auch Mißtrauen erregen, daß er nicht längere Zeit als ein Jahr in diesem angesehenen Geschäfte zugebracht hatte. An Herrn S. in Hamburg zu schreiben und seinen Rath und neue Empfehlungen zu erwarten, nahm viel zu viel Zeit fort.

Es war Lorenzen also Ernst damit, wenn er diesem Berufe ein für alle Male entsagen wollte; aber welchen neuen sollte er wählen?

Zu aufgeregt durch das so eben Erlebte, um sich in diesem Zustande Emma zeigen zu wollen, richtete er seinen Weg, wie er sonst allabendlich that, nicht direkt nach Hause, sondern trat in das erste beste Kaffeehaus, an dem er vorüberkam, ein. Ohne sich um die dort verkehrenden Gäste zu bekümmern, setzte er sich nieder, bestellte sich Limonade und ergriff die gerade vor ihm liegende Zeitung.

Der Inhalt derselben interessirte ihn in diesem Augenblicke nicht im Mindesten, und er las nur mechanisch, ohne Aufmerksamkeit. Das Blut wogte gewaltig in ihm, und

er mußte sich alle Mühe geben, den fremden Gästen gegenüber äußerlich eine möglichst kalte Miene zu bewahren.

Plötzlich zuckte es in seinem Gesichte, und seine Stirn wurde wunderbar schnell klar.

Ein Artikel aus Brasilien meldete, daß die dortige kaiserliche Regierung der Ingenieur-Offiziere bedürfe, um in verschiedenen Theilen des Landes Wege anlegen zu lassen; es mangelte an geeigneten Individuen dazu, denn von den entlassenen Offizieren der deutschen Legion, die sich zum Theil wohl zu diesem Zwecke geeignet hätten, bezeigten wenige Lust, sich nach den gemachten Erfahrungen, noch einmal den Versprechungen der Regierung anzuvertrauen.

Auch Lorenzen hatte schon genug von der brasilianischen Wirthschaft gehört, als daß er sich ihr unter anderen Umständen anvertraut haben würde. Bei seiner augenblicklich ziemlich verzweiflungsvollen Lage tauchte aber die alte Idee, seine erworbenen Kenntnisse auf diese Weise zu verwerthen, schnell wieder in ihm auf, und dazu kam, daß er, der so eben mit Stolz bekannt hatte, er sei und bleibe Soldat, sich danach sehnte, wenigstens den Titel eines solchen wieder zu führen.

Brasilien verlangte nach Offizieren, — sollte ihr Beruf auch nicht sein, zu kämpfen, so war, nach europäischen Begriffen, doch immer schon der Name ein ehrenwerther.

Lorenzen war nicht in der Stimmung, sich langen, ängstlichen Ueberlegungen hinzugeben; die Warnungen Herrn S.'s, die ja eigentlich auch nur den Feldsoldaten betrafen, vergaß er ebenso gut wie das Schicksal der deutschen Legion. Wie jeder Mensch oft — und grade in hoffnungslosen Umständen — von einer neuen Idee so mächtig ergriffen wird, daß er bei ihrer Ausführung die Schattenseiten vollkommen unbeachtet läßt und Alles nur im goldigsten Lichte sieht, so erging es jetzt auch Lorenzen.

„Warum habe ich diese Idee nicht früher gehabt?“ sagte er, sich vor die Stirn schlagend.

Nachdem er den Artikel noch einmal überlesen hatte, der, wahrscheinlich von bezahlter Feder geschrieben, Alles im glänzendsten Lichte schilderte, sprang er schnell auf und eilte auf die Straße hinaus.

Sein Entschluß war gefaßt: er wollte der brasilianischen Regierung seine Dienste als Ingenieur-Offizier anbieten. An einer günstigen Gestaltung seines Schicksals in New-Orleans verzweifelte er, der längere Aufenthalt daselbst konnte nur das kleine Vermögen seiner Frau aufzehren, Freunde, die ihm rathen und helfen konnten, besaß er nicht; was blieb ihm also Anderes übrig, als dem Zufalle und der eigenen Thatkraft abermals zu vertrauen?

Emma bemerkte an diesem Abende nicht sogleich, daß ihr Gatte wieder Unangenehmes erlebt haben müsse, denn der neue Gedanke, den er mit ganzer Seele erfaßte, hatte ihm seine Fassung vollständig wiedergegeben.

Obgleich das Wetter auch an diesem Abende keineswegs einladend war, forderte er doch seine Frau zum Spaziergange am Ufer des Missisippi auf, und hier theilte er ihr so schonend als möglich das Geschehene, so wie seine neue Absicht mit.

Man wird es der jungen Frau nicht verdenken können, wenn sie heimlich vor der großen Reise zurückschreckte, die sie abermals, obenein mit dem hüflosen Kinde, unternehmen sollte, aber sie war weit davon entfernt, Lorenzen durch solche Bedenken von einem Plane abzuleiten, über dessen Richtigkeit sie nicht zu urtheilen vermochte, zumal sie selbst ihm keinen besseren Rath zu geben wußte. Ueberhaupt gehörte sie zu den Frauen, denen der Wunsch des Mannes Gesetz ist, die, sich selbst vielleicht unterschätzend, seiner Ansicht unbedingtes Vertrauen schenken und die, selbst bei

verfehlten Maßregeln, nicht unnütz klagen, sondern nur den schönen Beruf fühlen, zu trösten und die Ungunst des Schicksals, so weit in ihren Kräften steht, zu mildern.

Emma erklärte sich also vollständig einverstandeu mit seinem Vorhaben und hatte Nichts dagegen einzuwenden, daß dasselbe sofort in das Werk gesetzt werde.

Schon am folgenden Tage sprach Lorenzen mit dem brasilianischen Consul, und derselbe rieth ihm natürlich, sich an die Regierung zu wenden, und zwar persönlich.

Die Reisevorbereitungen erforderten nicht viele Umstände; die Familie verkaufte ihr kleines Meublement bis auf das Nothwendigste und Transportirbare und schiffte sich schon vierzehn Tage später auf einem Segelschiffe nach Rio-Janeiro ein. Der Abschied von New-Orleans wurde Lorenzen und Emma gerade nicht schwer, denn die einzige Person, die, außer dem verstorbenen Mr. Shuddleworth, ihnen daselbst Theilnahme und Anhänglichkeit gezeigt hatte, die Mulattin Cora, hatte sich sehr bereit gefunden, sie zu begleiten.

So gingen sie, ihre größten Schätze, ihre Liebe und das Kind, mit sich nehmend, wieder hoffnungsvoll in das neue Jahr hinein.

---

## Viertes Kapitel.

Die weltberühmte schöne Lage Rio-Janeiros machte den ermuthigendsten Eindruck auf das Ehepaar, nachdem dasselbe die Seereise ohne Beschwerlichkeiten zurückgelegt hatte. Mit den überseeischen Verhältnissen schon vertraut geworden, wußten sie sich auch bald in der brasilianischen Hauptstadt vorläufig einzurichten.

Lorenzen suchte sogleich eine Audienz bei dem Kriegsminister nach und wurde über Erwarten gut aufgenommen. Man verlangte nur eine sehr leichte Probe von seinen Kenntnissen, und nachdem er dieselbe zur vollständigsten Zufriedenheit bestanden hatte, ließ die Anstellung nicht auf sich warten. Mit der Versicherung, daß er in Kurzem zum Kapitain befördert werden solle, wurde er zum Oberlieutenant der kaiserlichen Ingenieure ernannt, freilich nicht mit hohem Gehalte, und er war nun wieder, was er so lange ersehnt hatte, — Offizier.

Wir haben schon eine kurze Schilderung der brasilianischen Armee gegeben und brauchen wohl also nicht erst zu sagen, daß sie keinen sehr freundlichen und Vertrauen erweckenden Eindruck auf Lorenzen, als deutschen Offizier, machen konnte; er tröstete sich indessen damit, daß seine Geschäfte ihn ja nicht in diese Gesellschaft bringen würden.

Wie gesagt, war die Absicht der Regierung, diese Offiziere im Inneren des Landes mit Wegebauten zu beschäftigen, einige Zeit wurde Lorenzen, der sich, trotz Manchem, was er von der wilden Wirthschaft zu sehen bekam, in seiner Uniform doch ganz glücklich fühlte, aber noch in der Hauptstadt aufgehalten, wo man seine Dienste bei einigen kleinen Hafenbauten in Anspruch nahm. Obgleich seine Kenntnisse bei einem europäischen Ingenieur-Offizier noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben würden, genügten sie hier nicht allein vollkommen, sondern trugen ihm auch die hohe Achtung seiner Vorgesetzten ein, die ziemlich gar nichts verstanden. Was er noch nicht wußte, suchte er durch das eifrigste Studium aus guten Büchern zu lernen, und auf diese Weise kam er ganz gut durch.

Natürlich hatte er nicht unterlassen, in der ersten freien Stunde sich nach Welffen zu erkundigen, nirgends aber vermochte er eine Spur desselben aufzufinden; einige andere

Offiziere der ehemaligen deutschen Legion, die er zufällig begegnete, waren ihm gänzlich unbekannt und wußten ihm auch von Jenem keine Nachricht zu geben. Er kam daher zu der Ueberzeugung, daß Welffen in das Innere des Landes oder nach Europa zurückgegangen sei.

Eines Tages ging er, von seiner Tagesbeschäftigung am Hafen kommend, über den Platz am Börsengebäude, in dessen Nähe er jetzt recht hübsch und angenehm wohnte, und wäre, in seine Gedanken versunken, beinahe gegen einen Mann gelaufen, der, die Augen starr auf ihn heftend, als befinde er sich unter dem Zauber eines Basiliskenblickes, regungslos stehn geblieben war.

Dieser Mann war noch jung, sah aber blaß und abgespannt aus, wozu der dürftige schwarze Anzug nach europäischem Schnitte wohl noch beitrug; unter dem Arm trug er ein großes Packet Bücher.

Lorenzen blickte etwas ärgerlich auf und — stand ebenso versteinert still wie der Andere.

„Welffen!" und „Lorenzen!" riefen Beide zu gleicher Zeit und stürzten sich, ohne auf die Zuschauer, die diese Scene auf dem belebten Platze schnell fand, zu achten, in die Arme.

Das Bücherpacket des Lehres lag zerstreut am Boden, und ein Paar dienstfertige und auf ein Trinkgeld begierige zerlumpte Mulatten beeilten sich es aufzusammeln.

„Sind Sie es denn wirklich? Wie kommen Sie hierher?"

„Und Sie?"

Fragen und Antworten kreuzten sich rasch, und Jeder konnte dem stattlichen Offizier, wie dem kleinen, schmächtigen, übrigens hübschen Gelehrten, die sich immer wieder die Hände schüttelten, ansehen, welche innige Freude des Wiedersehens sie empfanden.

Endlich nahm Welffen, einen etwas beschämten Seitenblick auf Lorenzen werfend, seine Bücher wieder unter den Arm und folgte dessen Einladung nach seiner Wohnung.

Emma war ebenso freudig überrascht wie ihr Mann, denn sie schätzte in Welffen den intimsten Freund ihres Bruders, und man weiß ja, wie überaus angenehm es ist, liebe Bekannte in der Fremde wiederzufinden. Man hatte sich gegenseitig so viel zu erzählen, daß der Abend schnell genug verfloß; Welffen vergaß darüber auch ganz die Unterrichtsstunden, die er noch zu ertheilen hatte.

Daß es ihm herzlich schlecht ergangen sei, sah man schon an seinen bleichen, eingefallenen Wangen, und er machte auch kein Geheimniß daraus. Zum ersten Male seit langen Monaten lebte er wieder auf, wie er selbst sagte.

Das Glück hatte ihn nicht besonders begünstigt; er hatte nur gerade so viel verdient, daß er davon knapp leben konnte, und die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, eine andere Carriere einschlagen zu können, schien noch in weite Ferne gerückt zu sein. Er eignete sich, seinen Gefühlen nach, ebenso wenig zum Schulmeister, wie Lorenzen zum Kaufmann und Comptoiristen in einem amerikanischen Hause.

Jetzt blickte er etwas neidisch auf Lorenzens Uniform; vor einiger Zeit noch würde er denselben freilich gewarnt haben, irgend welche Kriegsdienste, die er so bitter hatte bereuen müssen, anzunehmen, aber seine neuesten Erlebnisse waren doch fast noch trauriger gewesen als die in der Armee des Kaiserreichs. Auf Lorenzens Frage, warum er nicht dieselbe Carriere ergriffen habe, gestand er ihm ganz offen, er habe einmal gar nicht daran gedacht und dann fühle er sich auch nicht im Stande, selbstständig ein solches Amt auszufüllen.

An demselben Abende, den die Drei in größter Gemüthlichkeit zubrachten, wurde noch eine Verabredung ge-

troffen, die Welffen so beglückte, daß er nicht übel Lust bezeigte, sofort seine sämmtlichen Bücher aus dem Fester zu werfen, wovon Emma ihn indessen lächelnd abhielt.

Lorenzen nämlich, der täglich die Ordre, nach einer Station im Innern des Landes aufzubrechen, erwartete, war befugt, sich einen Gehülfen aus dem Civilstande mitzunehmen, der ebenfalls ein geringes Regierungsgehalt beziehen sollte, und hatte sich wegen der Wahl eigentlich in Verlegenheit befunden. Er machte Welffen den Vorschlag, einstweilen diese Stelle anzunehmen, und der bisherige Lehrer schwur, daß ihm Nichts erwünschter kommen könne. So hatten sich denn Lorenzen und Emma wenigstens einen treuen Freund in der Wildniß, die ihr nächster Aufenthaltsort werden sollte, gewonnen.

Ein sehr beschwerliches Leben stand Lorenzen und seiner Familie bevor, denn die ihm aufgetragene Arbeit führte ihn mitten in die Urwälder hinein, an denen das Kaiserreich keinen Mangel hat. Dort, von der Welt abgeschlossen und meilenweit getrennt, nur von rohen Menschen der untersten Klasse, die als Arbeiter dienen sollten, umgeben, hatten sie die Aussicht, vielleicht Jahre in der Wildniß zuzubringen, die reich an mannigfachen Gefahren war. Von welchem Werthe mußte ihnen da nicht ein treuer Freund, wie Welffen, sein, und wie viel konnte seine Gesellschaft dazu beitragen, ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Sie waren über seinen Entschluß daher nicht weniger erfreut als er selbst über das ihm gewordene Anerbieten, dessen Annahme ihn vielleicht später noch zu einer gesicherten Lebensstellung führen konnte.

Nach einigen Tagen schon erhielt Lorenzen seine Bestimmung und die Ordre, sich an den Platz derselben zu begeben. Derselbe lag in gerader Richtung beinahe dreihundert deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernt, im süd-

lichsten Theile des Kaiserreiches, der Provinz Rio-Grande-do-Sul, die übrigens im Ganzen ein gemäßigtes und gesundes Klima hat. In der Stadt Piratinim sollte er sich bei seinem neuen Vorgesetzten melden und von ihnen die näheren Weisungen empfangen.

Auf seinen Antrag war die Anstellung Wélffens ohne eine militairische Charge genehmigt worden, und dieser hatte sein'e Bücher und seine ganze Kundschaft, wenn man so sagen darf, an einen Anderen, der darauf begierig war, ziemlich vortheilhaft verkauft. Dem Antritte der Reise stand also Nichts mehr entgegen.

Zu Anfang des Monats März bestiegen Alle ein Segelschiff, das sie nach San-Pedro an der Einfahrt in die Lagune dos Patos brachte, und machten die Reise von da aus nach dem noch etwa zwanzig Meilen entfernten Piratinim zu Lande, theils zu Pferde, theils in mit Mauleseln bespannten Wagen. Trotz dieser ungewohnten Art des Reisens und der Sorgen für ihr Kind waren die Beschwerden für die junge Frau auf den gebahnten Wegen nicht zu groß.

In der genannten Stadt fand Lorenzen seinen neuen nächsten Vorgesetzten, einen alten portugiesischen Kapitain, der von dem ganzen Ingenieurwesen sehr wenig verstand und, wohl weil er die Ueberlegenheit seines Lieutenants richtig herausfühlte, sich sehr zuvorkommend gegen ihn bewies. Er theilte ihm seinen Auftrag mit, eine Straße durch die waldige Gebirgsgegend, die nach dem Süden führen sollte, zunächst abstecken und später bauen zu lassen, fügte wohlweislich keine weiteren Instruktionen hinzu und versah ihn mit allem Nöthigen. Dazu gehörten, außer den Vermessungsinstrumenten und mangelhaften Karten, zwei Corporale des kaiserlichen Ingenieurkorps, die natürlich noch viel unwissender waren als der Kapitain selbst, und sechs sogenannte Soldaten, die sowohl zur Arbeit als

zu den häuslichen Diensten gebraucht werden sollten. Die Corporale waren brasilianische Creolen, die Soldaten Mulatten, zwei davon Neger, alle zusammen ein rohes, schmutziges und unwissendes Gesindel, das, wie man bald sehen konnte, einer strengen Hand bedurfte, um in Ordnung gehalten zu werden.

Unter solchen Umständen konnte Lorenzen sich nur doppelt gratuliren, Welffen mit sich genommen zu haben, der übrigens bereits seine frohe Laune wiedergewonnen hatte und den ganzen Zug auf die heiterste Weise auffaßte.

Da man geradezu in die Wildniß ging, denn die Anlage der neuen Straße begann erst in einer Entfernung von sieben bis acht deutschen Meilen von der Stadt in der sogenannten Bergregion, so mußte Lorenzen Alles, dessen er zur Einrichtung seiner Wohnung und Wirthschaft noch bedurfte, in der Stadt einkaufen und mit sich nehmen; außer einigen Mauleseln, die für den Transport erforderlich waren, wurden auch eine Kuh und einiges Geflügel nicht vergessen.

So setzte sich denn die kleine Karavane von Piratinim in Bewegung, nicht unähnlich einem Zigeunerzuge, wie man ihn zuweilen wohl in unseren Gegenden sieht. Den Betheiligten kam die Sache aber gar nicht spaßhaft vor, und Emma würde noch viel trauriger geblickt haben, hätte Welffens gute Laune nicht viel zu ihrer Erheiterung beigetragen.

Sowohl sie, wie Lorenzen, hatte noch keinen amerikanischen Urwald gesehen; derselbe machte auf sie einen ebenso beängstigenden als erhebenden Eindruck.

Die Bäume, theils mastengerade Fichten, theils Laubbäume mit weit ausgebreiteten Kronen, deren Stämme einen Durchmesser von mehreren Fußen hatten und mit einem weit herabhängenden Moose, das man dort „Bart" nennt, bedeckt waren, erstreckten sich ein Paar hundert Fuß in die

Höhe, und ihre Zweige, durch die sich, wie Guirlanden, großblättrige Schlinggewächse zogen, ließen kaum einen Strahl der Sonne hindurchfallen. Zwischen ihnen wuchs der Taquaro, ein oft sechzig bis siebzig Fuß hohes Schilf, und eine Menge niedriger Gebüsche und dichtes Moos bedeckten den Boden, auf dem kaum ein schon einmal betretener Weg zu entdecken war. Eine dumpfe, schwüle und feuchte Luft herrschte in diesen, von der riesigen Vegetation gebildeten Gewölben. Einzelne große Lichtungen des Waldes sahen freundlicher aus, und hier war die Luft auch verhältnißmäßig gesund und milde; da wuchsen Bananen, Pfirsiche, Birnen und Pflaumen; auch Gemüsegärten hätten sich recht gut anlegen lassen.

Für den Europäer war dies immer noch die gesundeste Gegend Brasiliens.

Von menschlichen Wohnungen war weit und breit umher nur selten eine Spur zu finden, meistens ärmliche Hütten, die von portugiesischen Ansiedlern bewohnt wurden. Dafür lebte der Wald von Tigern, Affen und Schlangen, Jaguars und anderen Thieren, die recht gefährlich werden konnten.

Lorenzen hatte glücklicherweise eine Station getroffen, auf der er einen seiner neuen Kameraden ablösen sollte; er durfte daher hoffen, schon eine einigermaßen wohnliche Einrichtung zu finden; sonst wäre er mit seiner Familie gewiß in große Verlegenheit gekommen.

Am zweiten Tage der Reise erblickte man die kleine Niederlassung, die auf einer engen Waldlichtung am Rande eines kleinen Gebirgsbaches lag. Von fern sah sie ganz romantisch aus, in der Nähe ließen sich aber so viel Mängel entdecken, daß Emma heimlich erschrack.

Der Vorgänger Lorenzens war Portugiese und Junggeselle, seine Einrichtung daher auch nur auf das Aeußerste beschränkt gewesen; das Beste davon hatte er mit sich ge-

nommen, als er schon einige Wochen früher mit seinen Gehülfen und Arbeitern nach Piratinim zurückgekehrt war. Ein alter Neger und sein Weib bewachten und bewirthschafteten inzwischen die Gebäude.

Dieselben bestanden in zwei rohgezimmerten Blockhäusern mit defektem Dache, Thüren und Fenstern; inwendig herrschte eine entsetzliche Unsauberkeit. Das eine dieser Häuser war für den kommandirenden Offizier und seinen Gehülfen bestimmt, das andere, das einige dreißig Schritte davon entfernt lag, für die Unteroffiziere und Soldaten. Außerdem gab es noch einen aus Pfählen und trockenem Schilf erbauten Viehstall.

Das Ganze war von einer niedrigen natürlichen Hecke umgeben, innerhalb deren Mais und Gemüse angepflanzt, aber sehr vernachlässigt worden waren.

Da gab es noch unendlich viel zu thun, um eine Wirthschaft, wie sie Emma für erforderlich hielt, herzurichten, als aber Lorenzen, ängstlich fragend, auf sie blickte, lächelte sie, als sei sie ganz zufriedengestellt. Welffen erklärte sich übrigens unter Scherzen sogleich bereit, auch in dieser Beziehung Hand mit an das Werk zu legen.

Das nächste Geschäft der Verbannten — man darf sie wohl so nennen — war nun, die beiden Häuser wohnlicher einzurichten, und wer dieselben nach Verlauf von acht Tagen wiedergesehen hätte, würde sie fast nicht mehr für dieselben gehalten haben. Das Haus der Mannschaft hatte sich freilich nur in so weit verändert, als es gegen Regen und Wind dicht gemacht und inwendig mit frischen Lagerstätten von Moos versehen worden war, denn die Mulatten und Neger machten keine hohen Ansprüche und waren viel zu faul, um etwas Uebriges zu thun; Lorenzen und Welffen hatten ihre liebe Noth mit ihnen und mußten zuweilen recht

streng auftreten, um sie bei der Arbeit und Disciplin zu erhalten.

Das Haus des Lieutenants dagegen hatte bedeutende Verbesserungen erfahren; die äußeren Wände und das Dach waren abgeputzt worden, der Fußboden, wohl oder übel, gedielt, die Zimmer tapeziert und meublirt. Einfach und ärmlich genug sah es immer noch aus, aber wenigstens wohnlich und reinlich.

Auch der Garten hatte in kurzer Zeit ein anderes Ansehen bekommen und gewährte einen ebenso freundlichen Anblick, als er Nutzen für den Hausstand zu bringen versprach.

So hatte sich Emma denn eine kleine Wirthschaft eingerichtet, die sie sich während ihrer Mädchenzeit in Schleswig freilich ganz anders geträumt hatte. Sie mußte ein bischen wehmüthig lächeln, wenn sie darauf blickte.

Lorenzen hatte jetzt die höchste Zeit, an seine amtliche Arbeit zu gehen.

Wir wollen nicht davon sprechen, auf wie viel Schwierigkeiten er dabei stieß, denn man wird leicht begreifen, daß in einem südamerikanischen Urwalde sich nicht so leicht eine Straße vermessen und abstecken läßt als in unserer mehr oder weniger kultivirten Gegend. Da die Anlage dieser Straße nun aber immer weiter fortschritt, so waren Lorenzen und seine Begleiter auch genöthigt, sich täglich mehr vom Hause zu entfernen, was einmal für sie selbst anstrengender wurde und dann die arme Emma hart traf, die nun oft tagelang auf die Gesellschaft ihres Mannes verzichten mußte.

Die Beschäftigung mit ihrem Töchterchen und die Sorge für die Wirthschaft, die keine geringe war, verschafften ihr allerdings Zerstreuung, konnten aber doch nicht verhindern, daß sie oft von recht trüben Gedanken an die ferne Heimath befallen wurde.

Lorenzen hatte eigentlich über sein dienstliches Verhältniß nicht zu klagen, denn er konnte ganz selbstständig handeln; kam einmal, was sehr selten geschah, der alte Kapitain oder gar ein höherer Vorgesetzter zur Inspicirung heraus, so erklärten sie sich stets sehr zufrieden mit allen von ihm getroffenen Maßregeln. Ein Uebelstand blieb nur, daß er weder, wie ihm versprochen wurde, eine höhere und bessere Stellung erhielt — denn er war ja gerade in dieser vortrefflich zu gebrauchen — und daß man ihm seine, übrigens niedrige Gage sehr unregelmäßig bezahlte. Ersparen konnte er bei diesem Leben nicht das Geringste, und das war doch eigentlich der Zweck seiner Auswanderung aus Europa gewesen; ewig im Urwalde zu leben, mochte er nicht sich selbst und noch weniger Emma und seinem Kinde zumuthen.

Dieses Bedenken theilte auch Welffen, und Beide sprachen sich oft recht ernst darüber aus.

Abwechselungen, irgend welche Art von Vergnügungen bot dieses Leben natürlich nicht, höchstens zuweilen große körperliche Anstrengungen. In ihrer Einsamkeit erhielten sie sogar nur sehr unregelmäßig Zeitungen und Briefe von Europa, die dann immer mit Gier gelesen wurden.

Als der Weg eine hinreichend weite Strecke abgesteckt worden war, trafen Arbeiter in größerer Zahl ein, welche ihn lichteten und bauten. Ein anderer Baumeister leitete diese Arbeit und nahm Lorenzens Haus ein, der sich mehrere Meilen weiter von Neuem ansiedeln mußte.

Dies war wieder ein trauriger Umstand für Emma, die nun ihre mit Mühe eingerichtete und geordnete Wirthschaft verlassen mußte, um sich eine neue zu gründen. Sie selbst begriff kaum, wie lieb ihr die alte geworden sei, als sie derselben den Rücken kehrte.

Ein Abwechselung von Bedeutung sollte aber doch in dieses einförmige Leben kommen.

Schon mehrere Briefe Clara's hatten von der zunehmenden Melancholie und dem krankhaften Eigensinne des Advokaten gesprochen, der jetzt, nachdem man seine geistige Kraft für ganz gebrochen halten konnte, nicht mehr von den dänischen Behörden belästigt wurde. In dem geknechteten Herzogthum war überhaupt nicht mehr die Rede davon, freie Politik zu treiben, und Herr Staffelt schien auch am wenigsten Lust dazu zu haben; man konnte sein Leben nur noch ein Vegetiren nennen, obgleich sein körperlicher Zustand gerade nicht besorgnißerregend war. Clara konnte, trotz ihrer kindlichen Zärtlichkeit, keinen Einfluß auf ihn gewinnen, davon hatte sie sich überzeugen müssen; er blieb bei dem hartnäckigen Verlangen, daß sie ihn verlasse, weil er nicht die Schuld an der Verkümmerung ihres Lebens tragen wolle.

Das junge Mädchen, das sich hierüber äußerst unglücklich fühlte, schwankte lange, ob sie der immer dringender werdenden Forderung gehorchen solle. Eugenie bot ihr, in Fritzens Namen, an, zu ihr zu kommen, aber sie hatte dies wiederholt abgeschlagen. Emma's Briefe, die oft deren Traurigkeit über die Einsamkeit, die ihr das Schicksal auferlegt hatte, durchblicken ließen, erweckten erst den Gedanken in ihr, ob sie dort nicht besser als in Schleswig eine Pflicht erfüllen könne, und kaum hatte sie sich in dieser Weise einmal gegen den Vater geäußert, als derselbe darauf bestand, daß sie ihrer Schwester nachreisen solle. Dazu fügte es der Zufall, daß eine befreundete Familie, die ebenfalls von manchen dänischen Quälereien heimgesucht wurde, sich zur Auswanderung nach Süd-Amerika entschloß und ihr das Anerbieten, sie mit sich zu nehmen, machte.

Noch immer schwankte Clara unentschlossen, ihr Vater indessen befahl ihr förmlich, abzureisen, und sie mußte gehorchen. Vorher that sie noch, was in ihren Kräften stand,

um ihm die Fürsorge und Bequemlichkeit, deren er bedurfte, wenn er allein sein würde, zu sichern.

Der Advokat hatte sein Haus behalten und eine alte Wirthschafterin angenommen, eine höchst zuverlässige, brave Frau. Mit ihr verabredete Clara alles Nöthige und schied dann schweren Herzens; sie sehnte sich nicht nach dem fernen Lande und sie fürchtete es nicht, sondern folgte nur der Pflicht und Nothwendigkeit.

Clara trat ihre Reise im Frühjahre 1855 an; sie war also damals siebzehn Jahre alt und ein sehr hübsches Mädchen geworden. Die Aehnlichkeit mit ihrer älteren Schwester verleugnete sich nicht, aber ihre Figur war größer und schlanker, Haar und Augen um eine Schattirung tiefer und der ganze Ausdruck des Gesichts ein wenig lebendiger als bei Emma; es schien, als habe sie mehr von dem energischen Charakter des Vaters in sich aufgenommen.

Trotz der schweren Zeiten, in die ihre der weiblichen Erziehung vorzugsweise gewidmeten Jahre gefallen, war dieselbe doch keineswegs vernachlässigt worden, und die Bildung des jungen Mädchens entsprach allen den Anforderungen, die man billigerweise stellen konnte. Der Ernst jener Verhältnisse war auch nicht ohne Einfluß auf sie geblieben; in ihrem ganzen Wesen lag etwas Gesetztes, Würdevolles, und dem Ausdruck der schönen Augen sah man zuweilen recht deutlich an, daß dieses junge Mädchen großer, fester Entschlüsse fähig sei.

Ein solcher war immerhin der, im fernen, fremden Lande ihre Schwester aufzusuchen.

Mit der Familie, der sie sich angeschlossen hatte, traf Clara ohne Unfall in Rio-Janeiro ein und schrieb von hier aus erst an Emma.

Die Ueberraschung, die dieser Brief verursachte, war ebenso groß als angenehm; gewissermaßen kam das Ehepaar

durch diese Nachricht aber auch in Verlegenheit. Es war unmöglich, daß Clara die Reise zu ihnen ohne schützende Begleitung mache, Lorenzen aber konnte nicht daran denken, sie abzuholen, da er bei seinen überhäuften Geschäften keinen Urlaub erhalten haben würde, und Emma konnte weder als ein genügender Schutz gelten, noch wollte sie sich auf längere Zeit von ihrem Kinde trennen.

Kein Anderer als Welffen blieb übrig, um nach der Hauptstadt zu reisen, und diese Nothwendigkeit brachte allzu zarte Rücksichtsnahmen zum Schweigen.

Welffen war auch sogleich bereit, die, in Bezug auf ihre Beschwerlichkeit, keineswegs angenehme Reise zu machen; mit Briefen von Lorenzen und Emma versehen, machte er sich auf den Weg, nicht wenig begierig, die kleine Clara wiederzusehen, die als Kind schon seine Freundin und Pflegerin, als er damals verwundet in ihrem elterlichen Hause lag, gewesen war.

Inzwischen warteten Lorenzen und seine Frau mit ungeduldiger Spannung auf seine Rückkthr und das Wiedersehen Clara's. Beinahe zwei Monate vergingen darüber, denn die Verbindungen waren nicht so prompt, wie sich wünschen ließ, und die Erwarteten trafen erst zu Ende 1855 auf der Station Lorenzens, die große Aehnlichkeit mit der ersten hatte, ein, glücklicherweise ganz wohlbehalten.

Welche Empfindungen von Freude und Schmerz das Wiedersehen in Allen erregte, brauchen wir wohl nicht zu schildern. Lorenzen und Emma waren über die mit Clara während ihrer Trennung vorgegangene Veränderung ebenso erstaunt, als es Welffen bereits in Rio-Janeiro gewesen. Sie hatten sich, obgleich die Vernunft dem widerspricht, von ihr nicht eine bedeutend andere Vorstellung gemacht als von dem Kinde, dessen Bild noch in der Erinnerung lebte; am tiefsten hatte Welffen diesen Eindruck empfunden.

Das junge Mädchen war auch nicht einmal mehr Dieselbe, als welche sie ihre Reise von Schleswig angetreten hatte; sie war es nicht mehr seit der Reise von Rio-Janeiro nach San-Pedro, obgleich dieselbe nicht gar zu lange Zeit in Anspruch genommen hatte.

Welffen hatte sie, als alter Bekannter, ebenso freimüthig wie früher begrüßen wollen, aber der erste Blick auf die erblühte Jungfrau hatte ihm dies unmöglich gemacht. Seine Ueberraschung konnte ihr unmöglich entgehen, und sie war tief erröthet.

Der ehemalige Kapitain der brasilianisch-deutschen Legion war noch ein junger, hübscher Mann von den elegantesten Manieren — er zählte um diese Zeit erst etwas über siebenundzwanzig Jahre; das Waldleben auf der Station hatte seinem Gesichte einen noch männlicheren Ausdruck gegeben und in ihm das alte, kühne Selbstvertrauen, das während seines Aufenthaltes in Rio-Janeiro ziemlich tief gesunken war, wieder erweckt. Seine geistigen Vorzüge waren Clara ja schon bekannt.

Die gemeinsame Reise, die sie mit einem so nahen Bekannten, unter den obwaltenden Verhältnissen wenigstens, unbefangen hätte zurücklegen können, hatte jetzt etwas Peinliches für sie, aber dennoch vermochte sie, trotz der Sehnsucht nach der Schwester, nicht ihre Beschleunigung zu wünschen. Sie hätte kein schönes Mädchen und blind sein müssen, wenn ihr der Eindruck, den sie auf ihren Begleiter machte, entgangen wäre; die Art, wie er ihr Aufmerksamkeiten erwies, war nicht die bloßer Höflichkeit und kalter Freundschaft, sie bemerkte recht gut seine mit eigenthümlichem Ausdrucke heimlich auf sie gerichteten Blicke, — kurz, sie ahnte, daß Welffen sie liebe, und sie täuschte sich darin durchaus nicht.

Der arme Welffen war sterblich verliebt, freilich nicht zum ersten Male in seinem Leben, aber doch auf ganz

andere, viel ernstere Weise als sonst; — in der neuen Welt hatte er übrigens noch nicht Zeit und auch durchaus keine Lust zur Anknüpfung eines noch so flüchtigen Verhältnisses gehabt.

Was das junge Mädchen bei dieser Entdeckung empfand, wollen wir noch verschweigen, denn sie wurde sich selbst dessen nicht klar bewußt; nur so viel sei gesagt, daß sie ihren Reisebegleiter nicht mit ungünstigen Augen betrachtete und über die stille Bewunderung, die er ihr zutrug, nicht zürnte.

Emma hatte, wie alle Frauen, für solche Vorgänge in dem Herzen Anderer ein scharfes Auge und lächelte heimlich dazu, Lorenzen, dem eine Menge materieller Sorgen im Kopfe steckte, achtete nicht darauf, und Welffen und Clara spielten den kleinen Roman fort, ohne für möglich zu halten, daß er jemals zur Entwickelung gelangen könne.

Der Winter oder vielmehr die Regenzeit, wie sie das dortige Klima mit sich führt, verging, und Clara wurde ihrer Schwester ein treuer Beistand in allen wirthschaftlichen Obliegenheiten und die tröstendste Gesellschafterin, wenn die Männer oft tagelang abwesend waren. Wie viel sprachen die beiden Schwestern von der lieben Heimath und wie sehnten sie sich, dieselbe wiederzusehen, um dem alten Vater eine liebevolle Stütze werden zu können!

Leider waren noch keine Aussichten zu der Erfüllung dieses Wunsches verhanden, denn noch schlief Deutschland und ließ die stammverwandten Herzogthümer in dänischen Ketten schmachten, und ehe diese nicht brachen, konnte Lorenzen keinen vernünftigen Grund finden, sich mit den Seinigen wieder nach Europa einzuschiffen, so überdrüssig er des Lebens in Brasiliens Wäldern auch schon geworden war. Einmal mußte die Regierung seine anerkannte Thätigkeit doch belohnen und ihn in eine bessere Stellung versetzen;

es wäre daher Thorheit gewesen, die jetzige aufzugeben, wenn nicht besonders dringende Gründe dafür sprachen.

Das hatten die Männer aber oft ausgesprochen: „Sollte das Vaterland unserer wieder bedürfen, dann werden wir ihm rücksichtslos Herz und Arm weihen, dann wird uns keine Macht der Erde, die glänzendste Aussicht für unser persönliches Wohl hier in der Fremde nicht zurückhalten, nach Europa zu eilen."

Selbst darin mußten die armen Frauen eine bange Sorge finden, denn, wenn das schleswig-holsteinische Vaterland rief, dann begann, wie sich nur voraussetzen ließ, auch wieder der blutige Kampf, der Emma und ihre Schwester schon so manche Thräne gekostet hatte.

Etwas heiterer sah es in dem kleinen Blockhause aus, wenn Lorenzen und Welffen daheim waren, was im Winter häufiger geschah, weil das Wetter dann ihre Arbeit unmöglich machte. Welchen Kummer die Herzen auch in sich tragen mochten, Jeder war doch bestrebt, ein heiteres Gesicht zu zeigen, und nur selten brach sich dann die trübe Stimmung gewaltsam durch.

Im nächsten Frühjahr begannen die Vermessungsarbeiten wieder mit verdoppelter Thätigkeit. Zwischen Clara und Welffen war noch Alles beim Alten, nur im Geheimen waren ihre Herzen sich näher gerückt. —

Eines Abends, als die Männer nach dreitägiger Abwesenheit mit Bestimmtheit zurückerwartet wurden, blieben dieselben ungewöhnlich lange aus. Emma und Clara begannen bereits sich zu beunruhigen. Natürlich dachten sie nicht daran, sich niederzulegen, obgleich Mitternacht schon nahe herangerückt war. Beide saßen, mit ihren Handarbeiten beschäftigt, nebeneinander und wagten nicht, sich ihre Besorgnisse mitzutheilen, als ob dadurch das gefürchtete Unglück wirklich heraufbeschworen werden könne.

Plötzlich fuhren sie erschrocken auf, denn gleichzeitig glaubten sie in dem nahen Wohnungsgebäude der Arbeiter ungewöhnliches Geräusch vernommen zu haben. Ohne ein Wort zu wechseln, öffneten sie die Thür des Hauses und lauschten.

Die Nacht war schwül, der Himmel sternenklar. Diese tropischen Nächte sind himmlisch.

Ihr Ohr hatte sie nicht getäuscht. In dem Arbeiterhause, das einige dreißig Schritte entfernt lag, war Licht, man hörte dort hin- und hergehen und lebhaft sprechen; die Arbeiter waren aber doch, bis auf zwei, mit den Herren hinausgezogen. Die beiden Frauen zitterten, unwillkürlich von böser Ahnung ergriffen.

„Bleibe bei meiner kleinen Luise zurück und wache über sie!" flüsterte Emma ihrer Schwester zu, und flog, ehe diese es verhindern konnte, auf das andere Blockhaus zu.

Einer der Corporale und ein Mulatte, die sie in Gesellschaft ihres Mannes draußen glaubte, traten, mit verschiedenen Dingen beladen, soeben aus dem Gebäude.

„Was giebt es? Wo kommt Ihr her? Wo ist der Lieutenant?" fragte Emma, entschlossen vortretend.

Die beiden Männer stutzten und schienen um die Antwort verlegen.

„Sprecht, ich befehle es Euch!" gebot die junge Frau, die einer großen Achtung bei den Untergebenen ihres Gatten genoß.

„Señora," stammelte der Corporal sehr bestürzt, — „es ist Nichts, — sie werden Alle sogleich hier sein."

Seine Befangenheit verrieth, daß er nicht die Wahrheit spreche.

„Ich verlange, die Wahrheit zu erfahren," sagte Emma sehr energisch, indem sie dicht an ihn hinantrat. „Wo ist mein Mann, der Lieutenant? Was ist ihm zugestoßen?"

„Bei der heiligen Jungfrau, Señora! er lagert mit den Uebrigen kaum eine Stunde von hier, befindet sich ganz wohl und wartet nur auf unsere Rückkehr.“

Emma seufzte doch etwas leichter auf, als sie weiter fragte:

„Warum lagert er dort? Es muß etwas Besonderes vorgefallen sein!“

„Ja, allerdings — aber, Señora, ich darf es nicht sagen. Er selbst hat es befohlen, wir dürften Sie nicht erschrecken.“

„Diese Vorsicht ist jetzt unnütz; ich will nun wissen, was geschehen ist!“

„Wenn Sie es befehlen — es handelt sich um den Capitano.“

Welffen führte, auf Lorenzens Veranlassung, trotz seiner untergeordneten Stellung, noch immer diesen Titel bei den Leuten.

„Kapitain von Welffen?“

„Ja, Señora.“

„Er ist doch nicht verunglückt?“ fragte Emma, deren Herz sich angstvoll zusammenzog, mit stockender Stimme.

„Nein, Señora, wir wissen es noch nicht, nur so viel ist gewiß, daß wir ihn seit Mittag nirgends finden können, obgleich wir überall nach ihm gesucht und wohl an zwanzig Signalschüsse aus unseren Büchsen gethan haben. Darum schickte mich eben der Herr Lieutenant hierher, um Fackeln und noch mehr Munition zu holen.“

Emma dachte an ihre Schwester; ihr Herz stand fast still.

„Eilt nur,“ sagte sie tonlos — „und bittet meinen Mann, daß er uns bald Nachricht zukommen lasse.“

Der Korporal und der Soldat machten, daß sie davon kamen, und Emma kehrte schwankenden Schrittes nach dem

Blockhause zurück, überlegend, welche Nothlüge sie gebrauchen solle, um Clara nicht auf das Höchste zu ängstigen; die Wahrheit durfte sie ihr nicht sagen.

Wie sie aber auch sich zu verstellen und den Vorfall ganz einfach zu erklären bemüht war, verriethen ihre blassen Wangen und der unruhige Blick ihres Auges sie doch. Clara zitterte an allen Gliedern und beobachtete sie mißtrauisch. Endlich konnte sie sich nicht mehr halten und drang in die Schwester, ihr zu gestehen, was vorgefallen sei. Emma's Ausflüchte und beruhigende Versicherungen waren vergeblich.

„Gestehe es mir!" flehte Clara, blaß wie eine Leiche. „Welffen ist verunglückt, nicht wahr?"

Sie hatte sich verrathen; blitzschnell übergoß eine glühende Röthe ihr Gesicht, um sofort wieder der tödtlichen Blässe Platz zu machen.

„Du hast mein Gespräch mit dem Korporal belauscht?" rief Emma unwillkürlich.

Jetzt war an Leugnen nicht mehr zu denken. In Thränen ausbrechend, stürzte das junge Mädchen vor ihr nieder und, das Geheimniß ihres Herzens preisgebend, beschwor sie die Schwester, ihr die Wahrheit, so schrecklich dieselbe auch sein möge, zu sagen.

Der jungen Frau blieb nichts Anderes übrig, als dies auf die schonendste und tröstendste Weise zu thun.

Clara's Verzweiflung war grenzenlos; sie wollte nicht daran glauben, daß Welffens Schicksal noch gar nicht entschieden sei.

In diesem Zustande gestand sie ihrer Schwester rückhaltslos, wie sehr sie den Kapitain liebe, wie ihr dies eigentlich erst jetzt ganz klar geworden sei und wie sie lieber sterben, als auf diese Liebe verzichten wolle. Hätte Emma sie nicht gewaltsam abgehalten, so würde sie sofort in die Nacht

hinausgestürzt sein, um dem Geliebten Hülfe zu bringen oder sich wenigstens über seine Leiche zu werfen. —

Sehen wir inzwischen, was im Walde vorgegangen war.

Wenn Lorenzen und seine Begleiter zur Arbeit auszogen, so versahen sie sich nicht allein mit Lebensmitteln und allen Erfordernissen für ein Nachtlager, sondern sie nahmen auch ihre Waffen mit sich, eine sowohl durch die gefährlichen wilden Thiere, als die Gelegenheit zur Jagd gebotene Maßregel; hin und wieder schweifte dann wohl auch Dieser oder Jener, mit des Lieutenants Erlaubniß, ein wenig seitab, um der Gesammheit einen guten Braten zu verschaffen.

Am Morgen dieses Tages hatte Welffen sich mit dem Versprechen, bald wiederzukehren, von dem Trupp entfernt, aber Stunden vergingen, ohne daß er zurückgekommen wäre. Anfangs achtete man nicht darauf, aber endlich fühlte Lorenzen sich doch beunruhigt. Er schickte ein Paar Leute aus, Welffen aufzusuchen, aber diese kehrten, nachdem sie das ganze naheliegende Waldrevier durchspäht hatten, unverrichteter Sache zurück.

Wer in diesen Urwäldern nicht einen großen Theil seines Lebens verbracht hat, kann sich leicht in ihnen verirren und dann rettungslos die Beute der wilden Thiere oder des eigenen Hungers werden; Sümpfe können ihn verschlingen, — kurz, jede Art von Gefahr lauert auf ihn. Man feuerte in Pausen Gewehrschüsse ab, um dem Vermißten ein Signal zu geben, — umsonst! Die Besorgniß der Zurückgebliebenen stieg mit jedem Augenblicke. Man gab die Arbeit auf und suchte nach Welffen umher, — keine Spur von ihm war zu entdecken.

Darüber kam die Nacht heran, die in diesen Wildnissen um so gefährlicher ist, und Lorenzen schickte jenen Korporal und den anderen Soldaten nach der Niederlassung, um mehr

Munition und Fackeln zu holen; der letzteren bedurfte man nicht allein zur Erleuchtung, sondern auch, um die wilden Thiere zu verscheuchen.

Der Korporal kehrte mit seinem Begleiter zurück und brachte das Verlangte; er meldete dem Lieutenant auch, daß er dessen Gattin habe Auskunft geben müssen; dadurch wurde Lorenzens Sorge noch gesteigert. Die angezündeten Fackeln, die in dem finsteren Walde einen blutrothen Lichtkreis um sich verbreiteten, wurden vertheilt, und in kleinen Trupps zu Dreien oder Vieren ging man nach verschiedenen Richtungen in das Dickicht hinein. Hier und da vernahm man das Brüllen eines der gefährlichen großen Raubthiere, denen, wie man leider fürchten mußte, Welffen bereits zum Opfer gefallen sei; zuweilen erblickte man auch die glühenden Augen eines dieser Thiere in dem Gebüsch, ehe die Suchenden aber noch zum Schusse kommen konnten, war dasselbe, durch den Feuerschein geschreckt, schon wieder in langen Sätzen, unter denen das Schilfrohr brach und knisterte, davongeeilt.

Lorenzen, der einen der Korporale und zwei andere Leute in seiner Begleitung hatte, war trostlos. Er hatte sich Welffen in neuerer Zeit ebenso fest, wie ehemals Fritz Staffelt, in Freundschaft angeschlossen und hätte das eigene Leben gern an das seinige gesetzt.

Die kleine Abtheilung war schon so weit in das Waldesdickicht vorgedrungen, daß die Leute hinter dem Rücken des rastlos vorwärts drängenden Lieutenant bedenkliche Gesichter machten, denn sie selbst fürchteten, sich zu verirren, als ein dumpfes Gebrumme an ihr Ohr schlug. Der Ton war nicht zu verkennen; er kam von einem der grauen Bären, einem der gefährlichsten Raubthiere des Waldes, welche die Menschen zwar nicht gerade aufsuchen, ihnen aber auch nicht aus dem Wege gehen, wenn sie angegriffen werden; sind sie einmal verwundet worden, so ist ihre Wuth unbegrenzt und sie

scheinen dann an Kraft und Schnelligkeit des Laufes zu gewinnen.

Lorenzen folgte dem vernommenen dumpfen Tone ohne Zögern; er und seine Begleiter hatten ihre Büchsen schußfertig gemacht; leider hatten sie vergessen, die Hunde mit sich zu nehmen, die diesen Thieren so gefährlich sind.

Der Bär mußte besonders wüthend sein, denn er ließ sich durch den Flamenschein, der auf ihn zukam, nicht zur Flucht schrecken, sondern verstärkte sein Brüllen, und als man ihn endlich erblickte und auch er die auf sich zukommenden Menschen sah, setzte er sich auf die Hinterbeine, zu ihrer Abwehr bereit. Es war ein enorm großes, altes Thier, das in seinem Zorne einen ganz erschreckenden Eindruck machte.

Wenn Lorenzen und seine Begleiter aber wirklich noch unentschlossen gewesen wären, ob sie, trotz ihrer Uebermacht, den Kampf annehmen sollten, so bestimmte sie doch jedenfalls eine wohlbekannte menschliche Stimme dazu, die ihnen zurief:

„Gott sei Dank, daß Ihr mir zu Hülfe kommt! Dieses gottverd— Thier hält mich schon seit acht oder zehn Stunden in Gefangenschaft.“

Wäre die Situation nicht immerhin noch ernst genug gewesen, so hätte man sich versucht fühlen können, laut aufzulachen.

Welffen hockte in den Zweigen einer mastengeraden Fichte, wohl sechszig Fuß hoch über dem Boden; in der Finsterniß konnte man seine Gestalt nicht deutlich unterscheiden, erkannte ihn aber an der Stimme.

Lorenzen hielt sich nicht mit Fragen auf, wie sein Freund dahin gekommen sei, was sich übrigens auch leicht erklären ließ, sondern befahl zwei Soldaten, auf das Unthier, das sich ihnen in aufgerichteter Haltung näherte, Feuer zu geben, während er mit dem Korporal ihre Schüsse für den gefährlichen Fall aufsparen wollte, daß der verwundete Bär noch

Kraft genug besäße, auf sie loszustürzen. Von großer Gefahr war der Kampf für vier Leute immer nicht, aber er hätte möglicherweise doch mit Blutvergießen endigen können.

Der Bär erhielt die beiden ersten Schüsse, aber diese waren wirklich so schlecht gezielt gewesen, daß sie ihn nicht hinderten, sich mit Wuthgebrüll auf seine Gegner zu stürzen. Lorenzens sichere Kugel, die ihn gerade in das Auge traf, warf ihn indessen schon auf halbem Wege todt nieder.

Die Brasilianer, die aus Furcht so schlecht geschossen hatten, stießen ein Freudengeschrei aus, wagten sich aber immer noch nicht in unmittelbare Nähe des gewaltigen Thieres.

Welffen war bereits dabei, vom Baume herabzuklettern, wobei er wiederholentlich rief, man möge das Thier noch leben lassen, damit er selbst die Genugthuung haben könne, es todtzuschießen, sobald er sich wieder im Besitze einer Büchse befinde, denn die seinige war zerbrochen.

Lachend begrüßte ihn Lorenzen, gratulirte sich aber im Geheimen herzlich, daß er noch zu rechter Zeit gekommen sei, Welffen zu erlösen, denn gewiß würde der Bär, wenn es ihm nicht gelungen wäre, seine Beute vom Baume herabzuholen, was er vorher schon wiederholentlich versucht hatte, nicht vom Platze gewichen sein, bis Welffen die Kraft, sich zu halten, verloren hätte. Lange würde der Kapitain, wie er selbst gestand, es auch nicht mehr in der unbequemen und anstrengenden Situation ausgehalten haben.

Man lachte jetzt über das Abenteuer, beschloß, den todten Bären, dessen Fell einen ganz hübschen Werth hatte, bis zum anderen Morgen liegen zu lassen, und trat schleunigst den Heimweg an, denn Lorenzen war sehr besorgt, daß die Frauen sich über ihr langes Ausbleiben zu sehr ängstigen möchten.

Erst mit Tagesanbruch langte man bei den Blockhäusern

an, nachdem man sich unterwegs mit den übrigen Streifpartien vereinigt hatte.

Clara hatte den Rest der Nacht in einem halben Fieber zugebracht; die Tröstungen Emma's waren an sie verschwendet. Die junge Frau hätte nimmermehr gedacht, daß das Herz ihrer Schwester eine so tiefe Leidenschaftlichkeit in sich bergen könne.

Als die sehnlichst Erwarteten bereits vom Blockhause zu erblicken waren und die treue Cora, die immer den aufrichtigsten Antheil an dem Ergehen ihrer Herrschaft nahm, mit dem Freudenrufe: „Sie kommen!“ in das Zimmer stürzte, war Clara nicht länger zu halten, sondern sprang auf und eilte, ohne auf die Vorstellungen der Schwester zu achten, vor das Haus hinaus.

Es dämmerte noch stark, so daß man in einiger Entfernung die Personen nicht deutlich zu unterscheiden vermochte. Zufällig war Welffen etwas zurückgeblieben, während Lorenzen allein an der Spitze des kleinen Zuges ging.

Clara fühlte einen stechenden Schmerz im Herzen und, beinahe ohnmächtig werdend, sank sie in die Arme ihres Schwagers mit der von Schluchzen halberstickten Frage:

„Lebt Welffen nicht mehr?“

Lorenzen war nicht wenig bestürzt über diese maßlose Aufregung, deren Grund er nur zu schnell errathen mußte. Ehe er noch antworten konnte, trat der Kapitain selbst hinzu, begierig zu sehen, was es gebe.

Bei seinem Anblicke stieß Clara, sich aufraffend, einen Freudenschrei aus und machte, Alles vergessend, eine Bewegung, als wolle sie auf ihn zustürzen; in demselben Augenblicke brach sie, jetzt von wirklicher Ohnmacht befallen, zusammen und würde auf den Boden niedergesunken sein, wenn Welffen sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Auch er hatte sie verstanden und war sehr bleich geworden. Lorenzen sagte kein Wort.

Man trug die Ohnmächtige in das Haus, wo sie sich glücklicherweise bald wieder erholte. Emma hatte dafür zu sorgen gewußt, daß die Schwester in ihren Armen, in Abwesenheit aller Zeugen, erwachte.

„Ist es wahr? lebt er?" war Clara's erste Frage.

Emma konnte sie vollkommen beruhigen, und eine halbe Stunde später war sie im Stande, ihren Schwager und Welffen zu begrüßen, aber sie schlug, tief erröthend, die Augen vor ihnen nieder.

Welffen mußte nun sein ganzes Abenteuer, das er Lorenzen schon unterwegs mitgetheilt hatte, erzählen; er würde sonst gewiß viel Scherze darüber gemacht haben, aber heute war er nicht in der Stimmung dazu und beschränkte sich auf einen einfachen Bericht.

Nach Wild suchend, hatte er sich durch die Spur eines Hirsches zu tief in den Wald locken lassen, und gerade als er auf das endlich aufgespürte Thier Feuer gab, erhob sich dicht neben ihm der graue Bär, der wohl glauben mochte, daß er angegriffen werden solle. Im ersten Schreck über den überraschenden Anblick hatte Welffen den zweiten Lauf seiner Doppelbüchse auf das gewaltige Thier abgefeuert und dasselbe gefehlt; der Bär war jetzt auf ihn losgegangen und er hatte seine Zuflucht zu dem Fichtenstamme nehmen müssen. Als der Bär sich anschickte, ihm zu folgen und er einen tüchtigen Schlag gegen dessen Kopf geführt hatte, war der Kolben des Gewehrs abgebrochen und er nun ganz waffenlos. Welffen war körperlich sehr gewandt und hatte sich den Tatzen seines, eine Weile etwas betäubten Gegners schnell entzogen, indem er bis zu einer Höhe emporkletterte, die dem Bären doch bedenklich erscheinen mochte. Seine

Lage war dann eine wirklich verzweiflungsvolle geworden, bis Lorenzen zu seiner Rettung herbeikam.

Seit diesem Tage war es kein Geheimniß mehr, daß sich Welffen und Clara liebten; sie gestanden es sich auch bald gegenseitig. Lorenzen und Emma hatten Nichts dagegen einzuwenden, und sie galten in der ganzen Niederlassung für Verlobte; mehr aber wollte Clara nicht versprechen, bevor nicht der ferne Vater, den Emma von diesem Verhältnisse in Kenntniß zu setzen übernommen hatte, seinen Segen dazu gegeben haben würde.

Dem armen Welffen wurde dieser lange Aufschub sehr schwer zu tragen, aber im Ganzen lachte ihm der düstere Wald doch noch einmal so freundlich als sonst, und Clara gestand ihrer Schwester, daß sie sich sehr glücklich fühle.

---

## Fünftes Kapitel.

Rittmeister von Steinwehr hatte, wie man sich noch erinnern wird, mit mehreren anderen Kameraden der aufgelösten Armee zusammen die Auswanderung nach Amerika unternommen.

Wir wollen gar nicht davon sprechen, welche Unbequemlichkeiten dem alten dicken Herrn die Seereise verursachte und wie oft er schon in den ersten Tagen, seufzend und fluchend, seine Idee, sich dem Elemente, auf dem er nicht zu Hause war, anzuvertrauen, verwünschte. Er war vollständig unfähig, in der Gesellschaft seiner Reisegenossen Trost zu suchen, denn die Seekrankheit spielte ihm, bis er das Land betrat, übel mit.

Das Schiff landete in New-York, und der alte Herr,

der nie über die Grenzen seines kleinen Vaterlandes hinausgekommen war, staunte nicht wenig über die neue Welt, die sich vor ihm erschloß. Rittmeister von Steinwehr taugte am allerwenigsten für Amerika, und er war zu dem Entschlusse, dahin zu gehen, auch nur durch vielfaches Zureden bewogen worden; auch in Europa eignete er sich zu nichts Anderem als zum Soldaten, der er von Jugend auf gewesen war. In so vorgerücktem Alter lassen sich die Jahre lang bewahrten Ansichten und Gewohnheiten selten ablegen, dem Rittmeister war daher keine segensreiche Zukunft zu prophezeien, und es war daher unverantwortlich von Denen, die ihm zu dieser Wahl gerathen hatten. Der alte Herr brachte gewissermaßen kindliche Anschauungen nach Amerika mit, und mit solchen kann man dort nicht fortkommen.

Das gewaltige Treiben am Hafen und in den Straßen betäubte ihn, der doch so oft klaren Blickes in das Gewühl der Schlachten geschaut hatte, fast, und es fehlte wenig, daß er schon in der ersten Stunde durch einen Gauner um sein ganzes Gepäck gebracht worden wäre.

Es wollte ihm auch in New-York gar nicht gefallen; seine Kameraden, die für ihr eigenes Fortkommen so schnell als möglich sorgen mußten, zerstreuten sich nach allen Richtungen, und er saß noch immer im theuren Gasthause, vom Morgen bis zum Abend vergeblich die Zeitungen durchstöbernd, um unter den Anerbietungen eine für sich passende Stelle zu suchen, und die keineswegs glänzenden Geldmittel, die ihm zu Gebote standen, verzehrend.

Gute Freunde riethen ihm, Reitlehrer zu werden, der beste Rath, den man ihm in der That geben konnte, denn auf diesem Felde vermochte er Etwas zu leisten, aber die Yankees, die solchen Lehrinstituten vorstanden, gefielen ihm nicht, ihre Unterrichtsmethode noch weniger, und es wollte

ihm nicht recht in den Sinn, daß er, ein bewährter alter Reiter, sich derselben unterwerfen sollte.

Als endlich sein kleines Vermögen so zusammengeschmolzen war, daß ihm bange wurde, und er sich genügend überzeugt hatte, daß sich in New-York kein Mensch um einen verdienten alten Offizier bekümmere, mußte er sich doch entschließen, eine solche Stelle anzunehmen; genug Anerbietungen waren ihm gemacht worden.

Rittmeister von Steinwehr fühlte sich anfangs sehr unglücklich, aber die Gewohnheit thut viel; er interessirte sich für die Pferde, die ihm anvertraut worden waren, und bald für den Unterricht selbst. Da er sich in diesem, wie für alle Interessen des Instituts sehr nützlich erwies, suchte ihn sein Prinzipal dadurch zu fesseln, daß er ihm ein recht ansehnliches Gehalt zahlte und ihm fast die ganze Oberleitung jenes überließ.

Der Rittmeister stand sich also in materieller Beziehung recht gut und hätte ganz sorgenfrei sein können, wäre ihm nicht immer wieder der Gedanke gekommen, er bekleide eine Stellung, die seiner früheren als Offizier doch eigentlich unwürdig sei. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande blieb in ihm übrigens ebenso lebhaft als in dessen andern verbannten Kindern, und da er die schleswig-holsteinschen Zustände in den Zeitungen mit Eifer verfolgte, trug er sich stets mit der Hoffnung, die deutschen Regierungen würden endlich der schmachvollen Unterdrückung ein Ende machen und das Vaterland seine alten Soldaten wieder zu den Waffen rufen.

Mit Lorenzen war er aus aller Verbindung gekommen und ahnte gar nicht, daß derselbe sich um dieselbe Zeit in New-Orleans aufhalte; auch Welffens Schicksal vermuthete er nur nach den Zeitungsnachrichten über die brasilianische Legion. Dafür hatte er einige andere ehemaligen Kame-

raden, die sich in den verschiedenartigsten Verhältnissen befanden, in New-York getroffen, und diese Männer verkehrten oft mit einander in den arbeitsfreien Abendstunden, sich den Erinnerungen an die schmerzlich vermißte Heimath und Hoffnungsträumen hingebend.

Somit war das Leben Rittmeisters von Steinwehr immerhin ein ganz behagliches zu nennen, und er würde am besten gethan haben, sich damit zu begnügen, zumal es ihm sogar möglich wurde, Ersparnisse zu machen, die einst die Ruhe seiner letzten Tage daheim in Europa sichern konnten.

In dem Institute, bei dem er Anstellung erhalten hatte, befand sich noch ein anderer, ihm untergebener Stallmeister und Reitlehrer, ein junger Mensch, geborener Amerikaner und nicht unvermögend. Er versah diesen Dienst eigentlich nur, um ihn zu lernen, denn er hatte die Absicht, später im Westen des Landes ein eigenes Geschäft dieser Art zu etabliren.

Dieser Mr. Warren war ein ächter Yankee; er wollte durch Spekulationen, von denen er immer den Kopf voll hatte, schnell reich werden und richtete sein Augenmerk auf Alles, wovon er Vortheil zu ziehen hoffen durfte. Die Tüchtigkeit des Rittmeisters in seinem jetzigen Berufe war ihm nicht entgangen, er wünschte ihn für sein beabsichtigtes Unternehmen zu gewinnen und suchte sich auf jede Weise in die Freundschaft und das Vertrauen des alten Herrn zu drängen, was .ihm durch wohlberechnete Schmeicheleien und dadurch, daß er einen biederen und noblen Character zur Schau trug, auch vollständig gelang.

Schlau beobachtend, wußte er bald, was den Rittmeister heimlich wurmte, und eines Tages trat er mit dem Vorschlage, den er so verlockend als möglich zu machen wußte, hervor, Jener möge seine Stellung aufgeben und

mit ihm in einer der neuerblühten Städte des Westens ein Compagnongeschäft anlegen.

Steinwehr stutzte bei diesem Anerbieten und schüttelte bedenklich den Kopf, denn er war Nichts weniger als Spekulant und überhaupt immer etwas schwer in seinen Entschlüssen. Mr. Warren wußte ihm mit großer Beredsamkeit den Vorschlag aber so plausibel zu machen, daß er zu schwanken begann; besonders hob er, die richtige Seite treffend, hervor, daß der Rittmeister dann doch sein eigener Herr sein werde, während er jetzt eigentlich die Stellung eines Dieners bekleide.

Das wirkte; der dicke Herr hatte bei Tage und Nacht keine Ruhe mehr, Warren ließ ihn auch gar nicht recht zur Besinnung kommen, und die Warnungen seiner deutschen Bekannten, das Sichere nicht einer ungewissen Hoffnung wegen aufzugeben, verhallten unbeachtet.

Eines Tages kündigte Rittmeister von Steinwehr seine Stellung auf und machte sich mit seinem neuen Compagnon auf die Reise gen Westen, wohin sie auf der Eisenbahn eine Anzahl aus gemeinschaftlichen Mitteln gekaufter Reitpferde mitnahmen. Bei diesem Ankaufe war fast das ganze, in ein Paar Jahren ersparte Vermögen Steinwehrs daraufgegangen, aber Warren, der noch über Kapitalien disponiren konnte und dieselben, scheinbar auf das Uneigennützigste, hergeben wollte, vertröstete auf die glänzendsten Erfolge.

Das Ziel der Reise war Milwaukee, eine Stadt am westlichen Ufer des Michigan-Sees, die in neuester Zeit, besonders durch deutsche Einwanderung einen so großen und schnellen Aufschwung nahm, wie es eben nur in Nord-Amerika möglich ist.

In dieser Stadt, die damals schon über vierzigtausend Einwohner besaß und sich sogar den ehrenwerthen, von den Yankees freilich spöttisch gebrauchter Beinamen „das deutsche Athen" erworben hatte, herrschte der lebhafteste Verkehr.

Der Charakter einer solchen neuen amerikanischen Stadt lohnt wohl einer kurzen Schilderung.

Milwaukee theilte sich damals in das deutsche und englische Viertel, welches letztere durch seine bessere Anlage und die herrschende Sauberkeit einen bedeutend angenehmeren Anblick gewährte; die Einwohner waren wohl zur Hälfte Deutsche, zur anderen Amerikaner, Irländer und Holländer; es ist eigenthümlich, wie sich diese verschiedenen Nationalitäten in einer solchen Verkehrsstadt verschmelzen, das amerikanische Element bleibt aber doch immer vorwiegend. Die meisten Häuser der Stadt waren damals noch aus Holz erbaut, nur die im Innern massiv; überall wurde gebaut, und überall zeigten sich die merkwürdigsten Gegensätze. Man fand da erbärmliche Hütten neben den stolzesten Hotels, die einer europäischen Hauptstadt würdig gewesen wären; in den schön angelegten breiten Straßen, die nicht immer gepflastert waren, sah man zwischen glänzenden Equipagen Kühe und Schweine umherlaufen, elegante Damentoiletten und zerlumpte irische Arbeiter, welche den Trunk der Arbeit vorzogen, zierliche Gaslaternen vor Bretterschuppen u. s. w. Zwei Flüsse, der Milwaukee- und Menomonee-River, stets belebt von Dampf- und Segelschiffen, durchschneiden die Stadt, und ihre Ufer werden durch prächtige Brücken verbunden; sowohl nach Süden und Osten hin, als nach Nordwesten gehen Eisenbahnen; es kann also für den Handel wohl keinen günstiger gelegenen Ort geben; die Physiognomie einer großen Handelsstadt war hier übrigens auch auf das Schärfste ausgedrückt.

Mr. Warrens Spekulation war daher keine ganz üble, leider fehlten den Unternehmern nur die Mittel, sie durchzuführen, denn auch der Amerikaner war keineswegs reich.

Die Manege mußte glänzend und mit großen Kosten eingerichtet werden, um anzulocken, und die Reklame allein

erforderte große Summen; ohne dem geht es in Amerika einmal nicht.

Der Rittmeister verstand von solchen Dingen durchaus Nichts, und da er dies einsah, überließ er auch Alles vertrauensvoll seinem Compagnon, der sich der besten Erfahrungen rühmte. Der Kopf schwindelte dem alten Herrn von Dem, was er von dieser Einrichtung sah, und als die ersten Kunden kamen, fühlte er sich ganz befriedigt.

Wirklich schien das neue Geschäft zu blühen; die Einnahmen waren glänzend, der Rittmeister hatte den ganzen Tag so viel Unterricht zu ertheilen, daß er Abends todtmüde war, und wenn Warren ihm dann Papiere vorlegte, zu denen er seine Unterschrift geben mußte, so that er dies so schnell als möglich und ohne viel zu fragen, denn mit der Feder hatte er nie gern zu thun gehabt.

Alle Welt wußte schon, daß die neue Manege einem grandiösen Banquerutte entgegengehe, als der gute Rittmeister sich noch in den seligsten Träumen von dem großen Vermögen wiegte, das er in zwei bis drei Jahren mit sich nach Europa zurücknehmen wollte. Leider fand sich kein guter Freund, der ihm die Augen öffnete, denn ein solches Geschäft wird oft mit Undank belohnt, und überhaupt kümmert man sich in Amerika nicht darum, ob dieser oder jener auftauchende Spekulant wieder schleunigst untergeht.

Mr. Warren hatte das Vertrauen des alten Herrn aber auch abscheulich mißbraucht; der letztere hatte Dinge unterzeichnet, von denen er keine Ahnung besaß; seine eigene Ehre war dadurch auf das Höchste kompromittirt worden. Nachdem er den letzten Cent von seinen Ersparnissen hingegeben hatte, mußte seine Namensunterschrift für die Verpflichtungen des unsinnigen Spekulanten Warren bürgen.

Die Katastrophe trat sehr rasch ein.

Eines Abends trat Mr. Warren mit bleichem, ver-

störten Gesichte in das Zimmer des Rittmeisters, der sich in größter Seelenruhe seine Pfeife vortrefflich schmecken ließ. Das Benehmen seines Compagnons, der kein Wort sprach, sondern, mit der Cigarre im Munde, unruhig im Zimmer auf- und niederging, mußte ihm endlich doch auffallen, und er fragte, einen Scherz machend, nach der Ursache.

„Was es giebt?" meinte der Amerikaner, dicht an den Tisch hinantretend, mit düster glühenden Augen. „Nichts, als daß wir Beide ruinirt sind."

Der dicke Rittmeister fuhr von dem Sopha in die Höhe und starrte ihn fragend an.

„Nun ja," fuhr Warren, sich mit scheinbarem Gleichmuthe einen Stuhl nehmend, fort, — „Sie würden es morgen doch erfahren haben, denn dann wird man uns gerichtlich die Reitbahn schließen und die Pferde aus den Ställen nehmen."

„Gottes Tod!" rief der Rittmeister, der ganz bleich geworden war, und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Machen Sie sich einen Scherz mit mir, Warren, oder reden Sie die Wahrheit?"

„Leider Gottes das Letztere," erwiederte der Yankee achselzuckend.

„Und das sagen Sie mir so ruhig, als handle es sich um die erste beste Kleinigkeit?" fuhr der Rittmeister auf.

„Ich bitte, lieber Freund, ereifern Sie sich nicht. Sie dürfen nicht vergessen, daß wir in Amerika sind, wo so Etwas alle Tage vorkommt. Trage ich die Schuld daran, daß das Geschäft nicht so gut gegangen ist, wie wir erwarten durften? Können Sie mir gerechterweise irgend einen Vorwurf machen?"

Bei dieser zuversichtlichen Frage, die Mr. Warren mit dem ruhigsten Blicke von der Welt begleitete, kam der alte

Herr, der seinem Compagnon schon einen „Schurken“ oder dergleichen an den Kopf zu schleudern im Begriff gewesen war, in Verlegenheit.

„Wir haben doch glänzende Einnahmen gehabt,“ bemerkte er nur.

„Wenn Sie sich die Mühe machen wollen, unsere Rechnungen durchzusehen, was ich jetzt schon aus dem Grunde mich selbst zu rechtfertigen, von Ihnen verlangen muß, so werden Sie sich überzeugen, daß die Ausgaben die Einnahmen ziemlich um die Hälfte überstiegen haben.“

„Und die Sache ist nicht zu arrangiren?“ fragte der Rittmeister, dem der Schweiß auf die Stirn trat, der aber doch noch Hoffnung aus der äußerlichen Ruhe seines Compagnons schöpfte.

„Vorläufig allerdings nicht. Das ist aber kein Grund, muthlos zu verzagen, hier zu Lande steht man ruhig wieder auf, wenn man gefallen ist.“

„Hören Sie, Warren,“ meinte der alte Herr vertraulich, — „ich verstehe von der ganzen Geschichte nicht das Mindeste und verlasse mich ganz auf Sie; ich hoffe, daß Sie mich nicht im Stiche lassen werden.“

„Bewahre! wir fallen zusammen und stehen zusammen wieder auf.“

Der Rittmeister reichte ihm über den Tisch hin die Hand; er unterdrückte gewaltsam jedes Mißtrauen, da er recht gut fühlte, daß er auf dem unter seinen Füßen schwankenden Boden einer Stütze bedürfe. Mit etwas schwankender Stimme bat er seinen Compagnon, ihm eine Erklärnng ihrer Verhältnisse zu geben und mitzutheilen, was man nun zu beginnen habe.

Der Amerikaner hielt auch einen weitläufigen Vortrag, aber jedenfalls absichtlich so verworren, daß der alte Herr nicht ein Wort davon verstand und nur die Ueberzeugung

gewann, die Sache sei noch gar nicht so bedenklich, als ihm zuerst erschienen war.

„Aber Sie sagten vorher, daß man uns morgen schon die Reitbahn schließen und die Pferde nehmen würde?" fragte er nur kleinlaut, als Jener geendet hatte.

„Es läßt sich vielleicht noch einige Zeit hinausschieben," antwortete Mr. Warren, — „wenn wir eine kleine Summe aufnehmen, mit der man den Gläubigern einigermaßen den Mund stopfen kann. Glücklicherweise bietet sich mir eine günstige Gelegenheit dazu dar, d. h. wenn Sie diesen Wechsel unterzeichnen wollen, den ich sofort versilbern kann."

Dabei nahm er aus seinem Taschenbuche eines dieser Papiere, die in den Händen Leichtsinniger und Unerfahrener schon so viel Unheil gestiftet haben, und legte es dem Rittmeister vor.

Es war eine recht ansehnliche Summe, für die er sich verbürgen sollte, und eine warnende Stimme flüsterte ihm zu, die auf ihm lastenden Verpflichtungen nicht noch zu vergrößern, aber der Amerikaner, der sein Zögern bemerkte, fragte in empfindlichem Tone, ob er etwa in seine geschäftliche Einsicht kein Vertrauen setze und vorziehe, am anderen Tage schon in das Schuldgefängniß zu wandern. Dieses Wort hatte einen schrecklichen Klang für den alten, ehrlichen Steinwehr; ohne sich zu besinnen, schrieb er seinen Namen hin und schob dann das vollzogene Papier seufzend seinem Compagnon zu, der es kaltblütig einsteckte, aufstand und ging, um, wie er sagte, bis zum anderen Morgen das Geld zu beschaffen, das den Ausbruch des Bankeruttes noch aufhalten sollte.

Steinwehr machte in der ganzen Nacht kein Auge zu; vergeblich hatte er gewartet, daß Mr. Warren ihm noch im Laufe des Abends einen beruhigenden Bescheid bringen

solle, und unwillkürlich begannen sich bei ihm die beängstigendsten Zweifel an dessen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit einzustellen.

Leider hatten diese böse Ahnungen den alten Herrn nicht getrügt; vergebens wartete er am Morgen auf Warren; derselbe kam nicht, statt seiner aber der Sheriff mit seinen Gehülfen, der die Reitbahn und Ställe versiegelte und ihn selbst, aller Protestationen ungeachtet, verhaftete und in das Schuldgefängniß abführte. Der betrügerische Yankee hatte wirklich noch den letzten Wechsel zu Gelde gemacht, und war damit auf und davon gegangen, um in dieser Gegend nie wieder Etwas von sich hören lassen.

Rittmeister von Steinwehr war nahe daran, vom Schlage gerührt zu werden; er, der alte Offizier, auf dessen Ehre nie der geringste Makel gehaftet hatte, war auf einmal als Betrüger gestempelt und als Gefangener in die Gesellschaft von Leuten gebracht worden, welche diese Bezeichnung nur zu gut verdienten. Er hätte sich am liebsten eine Kugel vor den Kopf schießen mögen, aber dazu hatte man ihm nicht Zeit und Gelegenheit gegeben; eine stumpfe Verzweifelung bemächtigte sich seiner, und die Tröstungen, mit denen ihn seine Schicksalsgenossen, größtentheils leichtsinnige Menschen, aufzuheitern suchten, verfehlten vollständig ihren Zweck.

Der Bankerutt, den die Reitanstalt gemacht hatte, war mit vollem Rechte ein betrügerischer zu nennen, den Besitzern derselben stand eine schimpfliche Strafe bevor. Glücklicherweise erwies sich leicht, daß der alte Steinwehr nur das Opfer seines schurkischen Compagnons geworden sei, sein Charakter war auch immer geachtet worden, und so beschlossen denn die geprellten Gläubiger, die Mitleid mit seiner stummen, aber augenscheinlich tiefen Verzweiflung empfanden und überdies wußten, daß von ihm, der ein Bettler

geworden, doch Nichts mehr zu erlangen sei, ihn freizulassen. Steinwehr hatte nur eine kurze Zeit im Schuldgefängnisse zugebracht, aber sein Ehrgefühl war zu empfindlich verletzt worden, und er verließ jenes, an Geist und Körper gebrochen.

Und welche Zukunft eröffnete sich jetzt in dem fremden Lande dem gänzlich Mittellosen! Eine junge, kräftige Natur würde wahrscheinlich, durch das Bewußtsein der Unschuld gehoben, den Kampf mit den hoffnungslosesten Verhältnissen aufgenommen und siegreich bestanden haben, aber der Rittmeister war durch die letzte Zeit zum kraftlosen Greise geworden; alle Welt hielt ihn für unschuldig, er selbst verdammte sich und scheute sich, die Leute, die dazu vielleicht bereit gewesen wären, aufzusuchen und um Rath und Unterstützung zu bitten.

Nur ein Gedanke, und zwar ein entsetzlicher, schwebte ihm vor.

„Die Ehre verloren — Alles verloren!" sagte er zu sich selbst und lud seine Sattelpistolen, die er aus den ehrenvollen Kämpfen in der alten Welt in die neue mit herüber gebracht hatte.

Wir müssen ein trauriges Bild vor unseren Lesern entrollen.

In dem kleinen Stübchen, das er sich anstatt der bequemeren Wohnung, die er nicht mehr bezahlen konnte, gemiethet hatte, seitdem er aus dem Gefängnisse entlassen war, sitzt der alte würdige Herr, dem das Schicksal so übel mitgespielt hat, auf dem Sopha. Vor ihm auf dem Tische, auf dem Licht brennt, liegen ein Paar versiegelte Briefe, sein letztes Geld, das er, sauber eingewickelt, für Bestreitung der Miethe und des erbärmlichen Begräbnisses bestimmt hat, endlich die geladenen Pistolen.

Wenn ein Mann von diesem Charakter und Alter den Entschluß faßt, sich selbst das Leben zu nehmen, so kann

man wohl leicht ermessen, wie tief sein Gemüth verwundet und zerrissen sein muß; es wäre ein Frevel, ihm dann noch Vorwürfe machen zu wollen.

Wer das blasse Gesicht des Rittmeisters, sein starres, glanzloses Auge und das Zucken in seinen Zügen beobachtet hätte, würde ihm auch sein tiefstes Mitleid nicht versagt haben, und wer sein früheres Leben kannte, würde nicht die sehr thörige und unüberlegte Redensart gebraucht haben, daß es Feigheit des Charakters bekunde, freiwillig dieses Leben zu verlassen.

Nachdem Rittmeister von Steinwehr seine Verhältnisse, so weit ihm dies noch möglich war, mit der größten Gewissenhaftigkeit geordnet und nachdem er an seinen ehemaligen besten Freund, Lorenzen, unter der Adresse Herrn von Schmidts in Europa, geschrieben und ihn gebeten hatte, sein Andenken in Ehren zu halten und ihn, wo dies nöthig werden könne, vor der Welt zu vertheidigen, war er mit der letzteren fertig. Dennoch konnte er sich nicht versagen, seine Gedanken noch einmal in die Vergangenheit zurückschweifen zu lassen, die ihm gerade nicht allzuviel Rosen auf den Lebensweg gestreut hatte.

Hätte Lorenzen in diesem Augenblicke in das kleine, matterleuchtete Zimmer treten können, das Zeuge eines viel schwereren Todeskampfes werden mußte, als er wohl auf dem Krankenbette stattfinden kann, dann würde der starre Entschluß des alten Herrn gewiß gebrochen sein, aber Lorenzen war weit fort, und kein anderer Freund gab sich die Mühe, den Unglücklichen aufzusuchen. Er war mit seiner Verzweiflung allein.

Etwa um Mitternacht erdröhnte das kleine hölzerne Haus, in dem der alte Offizier wohnte, von dem Knalle eines Pistolenschusses. Als die aus dem Schlafe aufgeschreckten Leute in das Zimmer stürzten, fanden sie es mit

Pulverdampf angefüllt und den Bewohner mit zerschmettertem Schädel.

Auf diese entsetzliche Weise war wieder ein treues Herz, das einst für sein schleswig-holsteinsches Vaterland warm geschlagen hatte, zu Grunde gegangen. Friede der Asche des armen alten Mannes, der mit dem bitteren Schicksale nicht bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen verstanden hatte! —

Lorenzen erhielt seinen Brief erst Jahre lang später, und die Thränen traten ihm in die Augen, als er denselben las. Er wenigstens verdammte den alten Steinwehr seines unseligen Entschlusses wegen nicht.

## Sechstes Kapitel.

Schon zu wiederholten Malen hatte Lorenzen sowohl seiner selbst als seines Freundes Welffen wegen an das Kriegsministerium geschrieben; für sich beanspruchte er die ihm längst zugesagte höhere Stellung, so wie eine andere dienstliche Verwendung, die ihn endlich aus der Wildniß wieder in eine größere Stadt zurückführte, für Jenen ein festes Engagement als Offizier des Ingenieurkorps. Welffen hatte sich so eingearbeitet, daß er ihm mit bestem Gewissen das vortheilhafteste Zeugniß ausstellen konnte.

Das Kriegsministerium zog aber vor, auf diese immer dringender werdenden Gesuche gar nicht zu antworten, wofür sich der Grund denken ließ: man konnte Lorenzen sehr gut gebrauchen, wollte ihn als Deutschen aber nicht bevorzugen, nicht einmal belohnen, und gegen Welffen mochte wohl diese oder jene höhere militairische Persönlichkeit, denen er sich während seines Dienstes in der deutschen Legion

nicht selten unliebsam gemacht hatte, intriguiren. Die beiden Männer wurden daher von Tage zu Tage unmuthiger und sprachen immer sehnsüchtiger von der Rückkehr nach Enropa; wie schon gesagt, schien dieselbe aber vorläufig noch ganz unausführbar.

Etwa alle vierzehn Tage schickte Lorenzen einen Boten nach der meilenweit entfernten Stadt, sowohl um seinem dortigen Vorgesetzten dienstlichen Bericht zu erstatten und dessen Weisungen einzuholen, als auf der Post nach eingegangenen Briefen sich zu erkundigen. Diese Ordonanz wurde dann von allen Mitgliedern der Familie, die auf Nachrichten aus der Heimath hofften, mit großer Ungeduld zurückerwartet.

An einem Abende des Frühjahrs 1856 saßen Alle bei dem schönsten warmen Wetter in dem Gärtchen, daß sie bei ihrem Blockhause angelegt hatten. Obgleich Alle ein vollkommen gesundes Aussehen hatten und die Unterhaltung im ruhigsten Tone geführt wurde, — ein Beweis, das nichts Außergewöhnliches den Frieden des Hauses gestört hatte, — zeigte sich in den Mienen eines Jeden doch eine gewisse ungeduldige Spannung, die der Rückkehr des nach der Stadt entsandten Boten galt; derselbe sollte und konnte in jedem Augenblicke eintreffen.

Lorenzen hoffte auf einen günstigen Bescheid des Kriegsministers, Emma auf Nachrichten von ihrem Vater, Welffen und Clara auf des Letzteren Einwilligung zu ihrer Verbindung. Das junge Mädchen schreckte, obgleich ihr dieses Leben in der Wildniß keineswegs besonders ansprechen konnte, doch nicht vor dem Gedanken zurück, sich ihm noch jahrelang, Welffen zu Liebe, zu unterziehen, denn man glaubte allerseits, er werde zu Lorenzens Nachfolger auf der Station bestimmt werden. Der Kapitain selbst dachte wohl mit keineswegs angenehmen Empfindungen an die bevorstehende Trennung von Lorenzen und sein Zurückbleiben im Walde,

aber er hoffte doch, daß ein heißgeliebtes, treues Weib ihm dann zur Seite stehen werde, und so theilte er vollkommen die Wünsche der Anderen.

Lorenzen stand oft auf und ging vor das Haus, um nach dem Boten auszublicken, dem er die möglichste Eile eingeschärft hatte; wenn er dann zurückkehrte, hingen Aller Blicke an ihm und senkten sich auf sein Kopfschütteln wieder unbefriedigt.

Endlich kam der Soldat, ein Neger, auf seinem Maulthiere an; die lederne Brieftasche hing ihm am Riemen über der Schulter.

Der Lieutenant richtete nur wenige Fragen an ihn, nahm ihm die Tasche ab und eilte damit zu der Familie zurück, die sofort Unterhaltung und jede andere Beschäftigung im Stiche ließ und sich um ihn drängte. Das Aeußere der Briefe wurde rasch betrachtet und dieselben vertheilt.

Die Post befriedigte heute alle Erwartungen; außer den dienstlichen, an Lorenzen gerichteten Schreiben, unter denen eines auch das Siegel des Kriegsministers trug, erhielt Emma einen Brief von ihrem Vater und selbst Welffen einen, auf dem er die Handschrift seines Vaters erkannte.

Lorenzen hatte kaum gelesen, als er das Papier unmuthig von sich warf. Der Kriegsminister hatte, obgleich er ihm Lobeserhebungen wegen seiner bisherigen Thätigkeit machte, und ihn auf die allernächste Zeit vertröstete, sein Gesuch rundweg abgeschlagen; Welffens Anstellung wurde dabei gar nicht erwähnt. So sehr der Ton dieses Bescheides auch zu begütigen suchte und alte, bisher unerfüllte Versprechungen wiederholt wurden, war es selbst doch höchst kränkend für Lorenzen; in der ersten Aufwallung sprach dieser auch davon, seinen Abschied von der undankbaren Regierung fordern zu wollen.

Die Nachrichten, die Emma erhalten hatte, waren besser.

Der Advokat schrieb in ziemlich guter Laune und überließ es Clara ganz, dem Zuge ihres Herzens zu folgen; er fügte auch hinzu, daß er Welffen bei ihrer damaligen Bekanntschaft hochschätzen gelernt habe und ihm am liebsten die Zukunft seiner Tochter anvertraue. Clara's Wangen glühten und ihre Augen strahlten vor Freude, als sie diese Worte gelesen hatte, und sie war im Begriff, dem Kapitain den Brief zu überreichen, als sie über den Ausdruck, der sich auf seinem Gesichte malte, erschrack.

Er hatte inzwischen seinen Brief erbrochen und gelesen, aber je weiter er damit kam, desto blasser wurden seine Wangen, desto starrer sein Auge, und dennoch zuckte zuweilen wieder ein heller Blitz über sein Antlitz; er war so vertieft in das Lesen, daß er nicht einmal auf die Uebrigen blickte.

Auch Clara erblaßte; eine unbeschreibliche Angst preßte ihr das Herz zusammen; sie wagte nicht, Welffen zu stören. Lorenzen und Emma blickten mit Besorgniß auf Beide.

Der Kapitain faltete, leicht aufseufzend, das Papier wieder zusammen und steckte es ein; ein offenbar erzwungenes Lächeln trat auf seine Lippen.

„Hast Du schlechte Nachrichten bekommen?" fragte Lorenzen.

„Nein," erwiederte er kurz, — „mein Vater bietet mir die Rückkehr nach Europa unter eigentlich günstigen Verhältnissen an, — das ist Alles."

„Und Du wirst zurückkehren?"

Der verbissene Schmerz trat nur flüchtig auf Welffens Gesicht, dann wandte er sich schnell zu Clara und sagte: „Aber der Brief, den Ihr erhalten habt?"

Das junge Mädchen reichte ihm denselben, stand schnell auf, denn die Thränen drängten sich ihr in die Augen, und ging in das Haus.

So auffallend dieses Benehmen erscheinen konnte, mußte

es Welffen doch entgangen sein, da die Briefe sein ganzes Interesse in Anspruch nahmen; er machte keinen Versuch, Clara zurückzuhalten. Emma blickte auf die Arbeit, die sie in den Händen hatte, nieder, und Lorenzen durchlas noch einmal seine Briefe, dabei heimlich forschende Blicke auf Welffen werfend.

Noch einmal trat der innere Kampf, den sich Niemand erklären konnte, auf des Letzteren Gesichte hervor, dann stand er auf, ging auf Lorenzen zu und sagte, ihm die Haud reichend, mit offenem, heiteren Blicke:

„Ich darf mich jetzt also zu Eurer Familie gehörig betrachten? — Wo ist denn aber Clara geblieben?"

Emma sagte kein Wort, und Lorenzen faßte ihn unter den Arm und führte ihn eine Strecke mit sich fort; Welffen blickte ihn offenbar erstaunt an.

„Mein Freund," begann Lorenzen, als sie allein waren, — „ehe ich Dir eine Antwort auf Deine Frage gebe, die für unser Aller Zukunft von so großer Wichtigkeit ist, muß ich Dir mittheilen, daß der Kriegsminister Deine feste Anstellung noch nicht genehmigt hat, daß Du also in diesem Verhältnisse schwer im Stande sein wirst, eine Frau zu ernähren, und ich weiß, daß Du viel zu ehrenvolle Gesinnungen hegst, um unsere Clara einer mehr als zweifelhaften Zukunft preisgeben zu wollen. Bitte, theile mir mit, welche Anerbietungen Dir aus der Heimath geworden sind."

Das Auge Welffens war sehr düster geworden, und er drückte krampfhaft den Arm des Freundes.

„Lorenzen" antwortete er, — „ich kann mich zu Dir ganz offen aussprechen, das weiß ich. Vor einem Jahre noch wäre der Vorschlag, den mein Vater mir macht, so verlockend für mich gewesen, daß ich nicht gezögert haben würde, ihm unbedenklich zu folgen, so schwer mir die Trennung von Dir und Deiner Frau geworden sein würde;

jetzt aber bin ich fest entschlossen, ihn zurückzuweisen. Ich habe hier allerdings wenig Aussichten, das Ziel, das ich mit so glühender Sehnsucht erstrebe, die Hand meiner Clara, bald zu erreichen, aber ich werde nun meine Kräfte verdoppeln, und mit einem solchen Ziele vor Augen wird es mir gelingen, Alles zu leisten."

„Ich mag nicht zudringlich erscheinen, Welffen, aber willst Du mir nicht mittheilen, was Dein Vater Dir geschrieben hat?"

Der Kapitain seufzte wieder leise, was Lorenzen nicht entging und ihn in der Vermuthung bestärkte, Jener finde den Vorschlag so annehmbar, daß er ihn nur aus Pflichtgefühl zurückzuweisen gedenke.

„Hm," meinte Welffen, etwas zögernd, — „es nützt eigentlich Nichts, daß ich noch darüber spreche, aber wenn Du es wünschest — ganz unvermuthet ist meinem alten Vater eine kleine Erbschaft zugefallen, gerade groß genug, um die Ruhe seiner letzten Tage zu sichern und — meine Schulden, die leider Gottes noch immer hängen, nachdem sie mich aus der Heimath getrieben, zu bezahlen. Du weißt bereits, daß der alte Herr fast sein ganzes Leben lang in der preußischen Armee gedient hat, natürlich also, daß er dort einflußreiche Bekanntschaften, alte Kameraden besitzt, die heute schon für wichtige Connexionen gelten können. Mein Austritt aus der Armee, der wahrhaftig auch nicht ganz aus freiem Willen geschah, denn ich habe mir ein ächt preußisches Herz bewahrt und wäre am liebsten immer der schwarz-weißen Fahne gefolgt, hat ihm damals viel Schmerzen bereitet, und es ist immer sein Lieblingsgedanke gewesen, mich unter dieselbe zurückzuführen. Siehst Du, lieber Lorenzen, jetzt schreibt er mir, daß er gewisse Aussicht habe, die Sache wieder zu arrangiren, ich könnte nach meinem alten Patente wieder einrangirt werden, wenn ich sofort zurückkehren wollte. Das

ist mir einen Augenblick lang durch den Kopf geflogen, aber ich weiß, was ich Clara schuldig bin, und — ich werde nicht nach Europa zurückkehren."

Welffen sprach diesen Vorsatz mit großer Bestimmtheit aus, aber der Ausdruck seines Gesichts, den er nicht beherrschen konnte, verrieth doch, daß sein Entschluß ihn keine geringe Ueberwindung koste.

Lorenzen, der scharf beobachtet hatte, verstand wohl den inneren Kampf in ihm.

„Welffen," sagte er, plötzlich stehen bleibend und den Arm des Freundes drückend, — „Du wirst zurückkehren! Es sprechen zu viel Gründe dafür, daß ich Dir diesen Rath ertheile, einmal der Wunsch Deiner Eltern, dem Du wohl Rücksichten schuldig bist, dann die für Deine Zukunft, die hier durchaus keine Garantien hat, Deine eigene Neigung, die Du nicht verheimlichen kannst" —

„Du verkennst mich!" unterbrach ihn der Kapitain etwas böse.

„Nein, mein Freund; höre mich ruhig an. Ich glaube, die richtigste Seite anzuschlagen, wenn ich Dich darauf aufmerksam mache, daß der Dir eröffnete Weg der einzig sichere ist, der auch zu Clara's Glücke führen kann. Wenn Du sie wahrhaft liebst, so werden Entfernung und mehrjährige Trennung diesem Gefühle keinen Eintrag zu thun vermögen, und Du wirst ihr später jedenfalls eine glücklichere Zukunft bieten können als heute. Soll das arme Mädchen jahrelang, vielleicht für immer in dieser Wildniß verkümmern, gebunden an das Schicksal eines Mannes, der hier von den traurigsten, aussichtslosen Verhältnissen gefesselt wird? Wahrhaftig, ich habe schon schwer bereut, daß ich so egoistisch gewesen bin, meiner Frau die Entbehrungen dieses Lebens aufzuerlegen, das sie nur so wenig befriedigen kann, und ich bin überzeugt, daß Du einmal ebenso denken wirst. Was

Clara anbetrifft, so ist sie verständig genug, sich der Nothwendigkeit zu fügen, die Eure Trennung für eine gewisse Zeit noch gebietet."

„Ich hoffe, daß Du ihr nicht mittheilen wirst, was ich Dir im Vertrauen gesagt habe."

„Es ist meine Pflicht, lieber Welffen, wenn Du nicht vorziehen solltest, es selbst zu thun."

Der Wortwechsel wurde ziemlich lebhaft, aber Lorenzen blieb bei seiner Ansicht.

„Lasse Clara selbst entscheiden," verlangte er.

„Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie mich wahrhaft liebt, und dann wird es ihr unmöglich sein, sich von mir zu trennen."

„Ich möchte das Gegentheil behaupten: sie liebt Dich wahrhaft, und deshalb wird sie verlangen, daß Du nach Europa zurückkehrst."

„Wir wollen sehen!"

„Du hast also nichts mehr dagegen, daß ich mit ihr spreche, oder willst Du selbst es thun?"

Welffen mußte doch schon schwankend geworden sein, denn er erwiderte:

„Bereite Du sie nur vor, Lorenzen, und vergiß nicht, ihr zu sagen, daß diese Mittheilung eigentlich gegen meinen Wunsch und meine Absicht erfolgt; es wäre am besten, wenn der Brief meines Vaters ein Geheimniß zwischen uns Beiden bliebe."

„Nein; übrigens ist das unmöglich, denn die Frauen haben wohl die Aufregung, in die er Dich versetzte, bemerkt."

„Du wirst aber Clara auch sagen, daß ich meinen Entschluß bereits gefaßt habe? — Deine Hand darauf!"

„Hier ist sie."

„Und Du wirst in keiner Weise auf den ihrigen einzuwirken suchen?"

„Gewiß nicht, ich habe das volle Vertrauen, daß sie den richtigen Weg wählen wird, der zu Deinem Glücke führt."

Beide trennten sich; Welffen kehrte zu Emma in den Garten zurück und versuchte eine Unterhaltung über andere Dinge mit ihr herbeizuführen, aber diese stockte oft, denn Beide fühlten, daß ein peinliches Geheimniß zwischen ihnen liege.

Indessen war Lorenzen in das Haus gegangen, wo er seine Schwägerin weinend antraf; erschrocken, dabei überrascht worden zu sein, suchte sie schnell ihre Thränen zu trocknen.

„Was fehlt Dir, Clara?" fragte Lorenzen theilnahmsvoll und ernst.

„Nichts," stammelte das verwirrte junge Mädchen, — „der Brief aus der Heimath hat mich ein wenig aufgeregt, — es ist schon wieder vorbei."

„Liebe Clara, die Nachrichten aus Schleswig waren gerade nicht schlecht, — ich glaube, Du bist mit Welffens Benehmen unzufrieden."

Clara versicherte lebhaft, daß ihr dies nicht in den Sinn gekommen sei, aber sie wurde dabei glühend roth.

„Du würdest ihm auch großes Unrecht gethan haben," meinte Lorenzen, sich vertraulich neben sie setzend, und scheinbar ganz unbefangen fuhr er fort:

„Ich habe mich durch ein Gespräch mit ihm soeben abermals von Dem überzeugt, woran ich längst nicht mehr zweifelte, daß Welffen nämlich durch und durch Ehrenmann ist und daß er Dich wahr und treu liebt; in diesem Augenblicke hat er Dir ein großes Opfer gebracht."

„Mir?" fragte Emma, wieder erbleichend, und ihre Augen hingen ängstlich an Lorenzens Lippen.

„Welffen ist fest entschlossen, Deinethalben, um sich nicht von Dir für längere Zeit trennen zu müssen, gewissermaßen glänzende Anerbietungen zurückzuweisen, die ihn nach seiner Heimath rufen.“

Und Lorenzen erzählte mit einfachen Worten, was der Vater des Kapitäns an denselben geschrieben hatte; er machte nicht die geringste persönliche Bemerkung dazu.

Das junge Mädchen hörte ihm schweigend zu, aber ihr Haupt sank immer tiefer, und von Neuem perlten die Thränen in ihren Augen. Als Lorenzen geendet hatte, fragte sie:

„Meinst Du denn, daß Welffen sein wahrhaftes Glück dadurch begründen würde, wenn er dem an ihn ergangenen Rufe folgte?“

Lorenzen versicherte, daß er diese Ansicht hege.

„Dann werde ich selbst ihn bitten, ja, von ihm verlangen, daß er abreist,“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer.

„Hast Du Dir das auch reiflich überlegt, Clara?“

„Wie könnte ich in einem solchen Falle noch einen Augenblick schwanken? Denn was kann mir theurer sein, als Welffens Glück?“

„Aber das Deinige?“

„Könnte ich es je finden, wenn ich mir selbst den geheimen Vorwurf machen müßte, das seinige zerstört oder nur gehindert zu haben? meine Liebe ist nicht so schwach, daß Zeit und Entfernung sie verlöschen könnten, und wenn Welffen auch nie zu uns zurückkehren sollte, wenn er fähig wäre, mich zu vergessen,“ — das arme Mädchen brach hierbei in krampfhaftes Schluchzen aus — „so wird mich das Bewußtsein trösten, nicht allein eine Pflicht erfüllt zu haben, sondern auch der Stimme meines Herzens gefolgt zu sein, das sein Glück unendlich höher schätzt als das eigene.“

Lorenzen reichte seiner Schwägerin gerührt die Hand und sagte:

„Du hast Recht, Clara, — ich hatte diese Antwort von Dir erwartet. Wirst Du Deinen Entschluß auch nicht bereuen?"

„Niemals! ich bitte Dich, Welffen sogleich zu mir zu schicken, — ich will mit ihm sprechen."

„Uebereile Dich nicht, Deine Aufregung würde ihn an dem Ernste Deiner Meinung zweifeln lassen."

„Er soll keine Thräne in meinem Auge erblicken," antwortete sie entschlossen, — „ich werde sie bis nach seiner Entfernung aufsparen. Mag er mich jetzt lieber für kälter halten, als ich bin."

In ihrem Blicke lagen ein Stolz und eine Festigkeit, wie sie sich nur in dem Ida Stjernborgs hätten ausdrücken können, wenn sie imponiren wollte, aber hier leuchtete die weibliche Würde deutlich hervor.

Clara bestand auf ihrem Willen, und Lorenzen, der wohl wußte, daß Nichts peinlicher ist als die Verzögerung einer wichtigen Entscheidung, ging, um Welffen zu rufen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine Schwägerin wieder vollkommen Herrin ihrer selbst sei.

Der Capitain folgte dem Winke Lorenzens schweren und klopfenden Herzens. Innerlich war er keineswegs einig mit sich; hätte er Clara noch nicht geliebt und wäre gewissermaßen schon mit ihr verlobt gewesen, so würde er über die sich ihm bietenden Aussichten laut aufgejubelt haben, und andererseits würde er sich jeden Gedankens an letztere unbedingt entschlagen haben, hätte er hier in der Fremde eine gesicherte Stellung bekleidet und die Hoffnung hegen dürfen, sich in nächster Zeit schon zu verheirathen. Letzteres wäre bei den jetzigen Verhältnissen aber eine große Unbesonnenheit gewesen, denn das junge Paar wäre dann ganz ab=

hängig von Lorenzen geblieben und würde eine günstige Veränderung seiner Lage nur haben erschweren können. In der That blieb also Welffen nichts Vernünftigeres übrig, als dem Ziele seiner Wünsche auf dem langsamen, aber sichersten Wege zuzuschreiten, d. h. den Vorschlag anzunehmen, der ihm die meisten Garantien für eine freilich noch sehr in die Ferne gerückte glückliche Zukunft bot. Daß ihm die Trennung von Clara sehr schwer geworden wäre, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen.

Clara empfing ihn ruhig und freundlich, wie immer, nur sah sie ungewöhnlich blaß aus.

Nachdem sie ihn ersucht hatte, sich neben sie zu setzen, bat sie ihn geradezu, ihr den Brief seines Vaters zu zeigen, und er gehorchte zögernd. Die Unterredung, die Beide dann hatten, dauerte lange und wollte anfänglich zu keinem Resultate führen; Clara hatte nämlich in sanftem und festen Tone ihre Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß ihre Trennung auf längere Zeit zur Nothwendigkeit geworden sei, und trotz seiner dringenden Einreden und leidenschaftlichen Versicherungen, daß er einen solchen Entschluß nicht fassen wolle, bestand sie darauf; sie führte ihm etwa dieselben Gründe wie Lorenzen an. Endlich erklärte sie ihm auf das Entschiedenste, daß sie ihm nicht eher ihre Hand reichen werde, als bis seine Zukunft ganz sichergestellt sei.

„Gott ist mein Zeuge," fügte sie mit einem Blicke auf ihn, der ihre tiefe Liebe deutlich verrieth, hinzu, — „daß ich nicht im Mindesten an mich selbst denke, wenn ich eine solche Bedingung stelle; ich hoffe, daß Du weit davon entfernt sein wirst, einen solchen Verdacht zu hegen. Wie gern wollte ich mit Dir alle Sorgen und Entbehrungen des Lebens, sollte es auch bis zu unserer letzten Stunde in dieser Wildniß verfließen, theilen! Wenn dies ein Opfer genannt werden darf, kannst Du dann zweifeln, daß ich, die es meiner

Schwester schon so lange und freudigen Muthes bringe, es Dir versagen würde? — Dein Glück allein will ich, und ich weiß, daß wenn Du auch zu edel sein möchtest, es jemals auszusprechen, doch der Tag kommen muß, an dem Du bereuen würdest, dem Wunsche Deiner Eltern nicht gefolgt zu sein. Würden sie jemals die unbekannte Schwiegertochter, die den Sohn von ihnen ferngehalten hat, aus vollem Herzen segnen können? Der Eltern Segen aber baut den Kindern Häuser, und wie ich mich nie hätte entschließen können, gegen den Willen meines Vaters eine Verbindung zu schließen, so schwöre ich Dir zu, daß ich lieber mein ganzes Leben lang die unerfüllten Hoffnungen meines Herzens beweinen, als trennend zwischen Dir und den Deinigen stehen will. Ist Deine Liebe so treu und unerschütterlich, wie Deine Worte, denen ich so gern glaube, mir sagen, dann kannst Du sie nie zu verlieren fürchten, mögen uns auch Tausende von Meilen und Jahre trennen; der meinigen bin ich sicher, so lange noch ein Athemzug meine Brust bewegt."

Vergebens flehte Welffen, sie möge diese Worte, die er ungerechterweise hart nannte, zurücknehmen, vergebens versuchte er sie dadurch zu rühren, daß er alle Möglichkeiten, die ihr Wiedersehen auf immer verhindern konnten, ausmalte, — Clara blieb dem Versprechen, das sie aus tiefster Ueberzeugung Lorenzen und sich selbst gegeben hatte, treu, und welch' schweren Kampf es sie auch kosten mochte, sich äußerlich zu beherrschen, so gelang ihr dies doch.

Als Welffen selbst Vorwürfe vergeblich erschöpft hatte, die an den einfachen, liebevollen Worten, mit denen sie sich vertheidigte, abprallen mußten, stürzte er ihr mit den leidenschaftlichen Worten zu Füßen:

„Du befiehlst mir, zu reisen, und ich werde gehorchen, aber ich nehme den Tod im Herzen mit mir!"

„Diese Verzweiflung ist des Mannes nicht würdig, Geliebter," ermahnte Clara mit halberstickter Stimme. „Soll ich, das schwächere Weib, Dich an Glauben und vertrauungsvollem Muthe übertreffen? Wer der Hoffnung entsagt, giebt auch das Ziel, das er erstreben wollte, auf."

Die Liebenden nahmen schon heute einen bitteren Abschied und wechselten die heiligsten Schwüre unverbrüchlicher Treue.

Emma, die durch ihren Mann erfahren hatte, um was es sich handele, war ganz seiner Ansicht, obgleich sie sich mit dem tiefsten Schmerze in die Gefühle ihrer Schwester versetzen konnte und Lorenzen aufrichtig gestand, daß sie selbst in diesem Falle nicht die Kraft besessen haben würde, eine solche Entsagung, wie sie von Jener verlangt wurde, zu üben.

Beide brachten in großer Unruhe die Zeit zu, bis Welffen und Clara, Arm in Arm, zu ihnen zurückkehrten und ihnen ihren Entschluß eröffneten; die Schwestern weinten Brust an Brust, und Welffen drückte traurig die Hand, die ihm Lorenzen zufriedenen Blickes reichte.

Von diesem Augenblicke an zeigte sich Clara sehr gefaßt, obgleich sofort die Vorbereitungen zu Welffens Reise getroffen wurden; er wußte nicht, daß jede Nacht ihre Kissen von Thränen durchnäßt waren; selbst Lorenzen und Emma wunderten sich insgeheim über ihre Entschlossenheit.

Welffen schrieb nach Rio-Janeiro, wo ihm sein Vater bei einem Banquierhause für den Fall, daß er seinen Vorschlag annehme, einen Credit eröffnet hatte, und es ließ sich annehmen, daß noch etwa vier Wochen bis zum Eintreffen des Geldes verstreichen würden.

In dieser Zeit ging es sehr still auf der kleinen Niederlassung zu; Welffen hatte sofort angezeigt, daß er seine Entlassung aus dem wenig lohnenden Regierungsdienste wünsche, und dieselbe ließ auch nicht lange auf sich warten. Er nahm

nun nicht mehr an den Arbeiten Theil und brachte den größten Theil des Tages in Clara's Gesellschaft zu; Beide fürchteten, daß die Zeit zu kurz sei, sich Alles zu sagen, was sie vor der Trennung noch auf dem Herzen hatten, obgleich dasselbe sich nur immer wiederholte.

Endlich traf der erwartete Geldbrief aus Rio-Janeiro ein, und damit war der Tag der Abreise Welffens bestimmt; Lorenzen und Emma, selbst Clara, drängten zu letzterer, denn jeder weitere Aufschub konnte jetzt doch nur als eine Qual der Herzen erscheinen.

Das mit Mauleseln bespannte Fuhrwerk, das den Kapitain nach Piratinim bringen sollte, stand vor der Thür; drinnen im Blockhause war er zum Abschiede gerüstet.

„Möchte der Tag bald kommen," sagte Lorenzen, nachdem er ihn herzlich umarmt hatte, — „an dem der preußische Aar, auf dessen kühnen Flug wir Schleswig-Holsteiner doch nur unsere Hoffnungen setzen können, seine Schwingen schützend über das Vaterland entfaltet, mögen Deutschlands Fürsten ebenso gut wie sein Volk einsehen, daß nur dort ihre an Dänemark verpfändete Ehre wieder zu erobern ist! Dann werden wir uns gewiß wiedersehen, Welffen."

„Ich werde dann nicht fehlen, mein Freund. Wenn mich auch nicht so innige Bande, wie sie mich mit Clara verknüpfen, an Euer Vaterland fesselten, wäre ich doch nicht im Stande, die alte Rechnung, die ganz Deutschland und ich insbesondere mit Dänemark abzumachen haben, zu vergessen."

Emma reichte ihm thränenvollen Auges die Hand.

„Vergessen Sie nicht, wenn Sie wieder drüben in Europa sind, daß in der Entfernung Tausender von Meilen Herzen für Sie schlagen."

„Das meinige bleibt hier," antwortete er nur, ihr die Hand küssend.

Wir schweigen über den Abschied, den er von Clara nahm; wie eine Märtyrerin, die im Begriff ist, den Scheiterhaufen zu besteigen, stand sie vor ihm, bleich und thränenlos, nur der krampfhafte Druck ihrer Hand sagte ihm, was sie litt.

„Es muß geschieden sein!"

„Sei stark und hoffe!"

Sie konnten sich nicht viel mehr sagen; die starren Blicke schienen sich nicht von einander losreißen zu können. Ein solch' thränenloser Abschied schneidet am tiefsten in die Herzen ein.

Mit verzweifelter Anstrengung bestieg Welffen den Wagen, winkte Allen noch einmal zu und fuhr in den Wald hinein. Sein Herz hätte brechen mögen, wie die ihrigen.

„Es ist überwunden!" flüsterte Clara, als sie ihn nicht mehr erblicken konnte. „Wenn mich doch das Bewußtsein, daß ich recht gethan habe, zu trösten vermöchte!"

Und sie wankte auf ihr Zimmer und schloß sich in dasselbe ein, um keine Zeugen, selbst nicht die treue Schwester, für den Ausbruch ihres Schmerzes zu haben.

---

## Siebentes Kapitel.

Falsche Maßregeln der Oberbefehlshaber, wozu noch eine sehr schlechte Wirthschaft der Militairbeamten und alle die ungünstigen Verhältnisse kamen, mit denen die beste Armee in einem Lande, auf dessen Einwohnerschaft sie nicht zählen kann, stets zu kämpfen haben wird, hatten die braven österreichischen Truppen in dem bekannten unglücklichen Feldzuge von 1859, über den wir unsern Lesern ja wohl keine wei-

teren Erläuterungen zu geben brauchen, der Lombardei verlustig gemacht und sie genöthigt, sich hinter den Mincio-Fluß zurückzuziehen. Die unglaubliche Schnelligkeit, mit der die vereinigten Franzosen und Italiener bisher Erfolg auf Erfolg errungen hatten, mußte diese Soldaten, die sich zu den besten Europa's zählen durften, auf das Tiefste betrüben und entmuthigen, wenn sie auch wohl einsahen, daß sie selbst sich keinen Vorwurf zu machen hätten; die ganze Campagne war ja ein fortwährender Rückzug, das Aufgeben einer wichtigen Position nach der anderen gewesen. Mit Sehnsucht sahen sie einem Wechsel des Oberkommando's und dem Tage, an dem sie sich abermals in entscheidender Schlacht mit dem gehaßten Feinde würden messen können, entgegen.

Diese Sehnsucht schien endlich erfüllt werden zu sollen, denn am 17. Juni legte der Feldzeugmeister Graf Giulay sein Kommando in die Hände des Generals der Kavallerie Grafen Schlick nieder, und was der Armee besonders eine begeisterte Zuversicht einflößte, war, daß ihr junger Kaiser Franz Joseph selbst zu ihr kam und sich bestimmt dahin aussprach, daß es nun nicht mehr rückwärts, sondern vorwärts gehen solle.

Am 20. Juni hatte der Kaiser sein Hauptquartier in dem Flecken Villafranca aufgeschlagen, und alle Befehle, die von dort ausgingen, deuteten darauf hin, daß der 24. Juni ein heißer Schlachttag werden solle; vom ältesten Offizier bis zum jüngsten Soldaten herab wünschte man nichts Anderes und traf guten Muthes seine Vorbereitungen.

Die Truppen waren in Kantonnements-Quartieren in den Ortschaften am linken Ufer des Mincio zusammengedrängt, nur wenige Meilen vor ihnen standen drüben die Franzosen und auf deren linken Flügel die Piemontesen, die sich in diesem Feldzuge, unter Führung ihres ritterlichen

Königs Victor Emanuel, als durchaus tüchtige Gegner erwiesen hatten.

In einem der erwähnten Quartiere finden wir in der Uniform eines kaiserlich königlichen Oberlieutenants einen alten Bekannten wieder, Fritz Staffelt. Allerdings sind die Jahre nicht spurlos an ihm vorübergegangen, aber sie haben in seinem Aeußeren wenigstens nur eine vortheilhafte Veränderung hervorgebracht. Man wird sich erinnern, daß er jetzt siebenundzwanzig Jahre zählt, und wenn damals, als wir ihn zuletzt sahen, schon eine feste, würdige Männlichkeit in seinem ganzen Wesen lag, so prägt sich diese jetzt noch viel deutlicher aus; bei dem ersten Blicke in seine offenen, treublauen Augen gewinnt man gewiß die Ueberzeugung, daß er seinem edlen Charakter, der so früh durch den Ernst des Lebens gebildet wurde, nicht untreu geworden ist.

Lieutenant Staffelt sieht so ernst aus, wie man am Vorabende einer entscheidenden Schlacht bei dem Soldaten, der kein Neuling im Kriege mehr ist, nur erwarten kann, durch diesen Ernst bricht aber doch der Ausdruck recht glücklicher Zufriedenheit, und das ist kein Wunder, denn wenn der Ort, an dem er sich befindet, eine enge, ärmliche und nicht sehr reinliche Bauernstube, — auch gerade nicht zu dem persönlichen Wohlbehagen irgend eines Menschen beitragen zu können scheint, so wird sie doch förmlich bestrahlt von der Schönheit und Anmuth einer jungen Dame in einfacher aber eleganter Reisetoilette, die dicht neben dem Lieutenant auf der armseligen Holzbank sitzt und, während sie seinen Hals mit beiden Armen umschlungen hält, ihn mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe anblickt. Leider scheint nur die schmerzvolle Trennung dieses Paares in baldiger Aussicht zu stehen, — darauf deuten die Thränen in den Augen der Dame, ihr Reiseanzug und der halbbedeckte, mit Postpferden bespannte Wagen, der vor der Thür des Hau-

ses hält und auf dem der Postillon ungeduldig die Peitsche knallen läßt, hin.

Diese Dame ist Eugenie von Schmidt — nein, Eugenie Staffelt, wie sie sich seit vier Jahren schon nennt, — eine Erklärung, die nöthig macht, daß wir in die Vergangenheit der beiden Gatten zurückblicken.

Herr von Schmidt, der doch nun auch schon dem Greisenalter sehr nahe stand, obgleich er sich noch immer der kräftigsten Gesundheit erfreute, hatte wiederholt den Wunsch ausgesprochen, daß das Schicksal seiner Tochter festgestaltet sei, wenn er einmal für diese Welt die Augen schließen sollte. Eugenie war damit im Herzen ganz einverstanden gewesen, und ihr Verlobter war es im Grunde auch, obgleich sich sein alter Stolz ein wenig vor jeder Abhängigkeit sträubte.

Seine Verhältnisse in der Heimath hatte er glücklich geordnet und daselbst in der österreichischen Uniform, welche sich die Dänen anzutasten, wohl hüteten, zwei-.oder dreimal seinen alten Vater besucht, seine Aussichten in der Armee waren gut, denn er galt bei Vorgesetzten und Kameraden als ein tüchtiger Offizier und hegte bei dem herrschenden Frieden, gar nicht die kühne Idee, es bis zum Feldmarschall bringen zu wollen, sondern nur eine Stellung zu erreichen, die nicht gerade im Mißklange zu den Vermögensumständen seiner zukünftigen Frau stand, — kurz, die Wünsche aller Drei waren nach einiger Hin- und Herberathung erfüllt worden: Fritz und Eugenie hatten sich vermählt.

Die ersten Jahre dieser Ehe, während deren, da der Lieutenant im Dienste blieb, Eugenie freilich das Gut ihres Vaters verlassen mußte, welche Trennung sich Beide durch häufige Besuche sehr erleichterten, waren offenbar sehr glücklich. Der Ausbruch des Krieges mit Frankreich und Piemont brachte erst eine recht bittere Störung in dieses Glück,

denn auch das Regiment, bei dem Fritz stand, wurde zu dem Zuge nach Italien befehligt.

Wie es wohl jedem jungen, thatendurstigen Manne gehn wird, begrüßte Lieutenant Staffelt diese Ordre durchaus nicht mit Widerwillen, denn wenn sie ihn auch auf einige Zeit von seiner Gattin trennte, so eröffnete sie ihm doch die Aussicht, seinen Wunsch, in eine höhere Stellung aufzusteigen, schneller zu erreichen; dazu kam noch, daß die Offiziere der österreichischen Armee gar nicht an einen langen und beschwerlichen Krieg glauben wollten, sondern mit den Piemontesen ebenso schnell wie ehemals unter Radetzky fertig zu werden, erwarteten, und daß sie sehr erbittert auf Frankreich waren, das sich, ihrer Ansicht nach, unberufen in diese Sache gemischt hatte.

Eugenie ihrerseits sah der Trennung, die unter diesen Umständen so große Gefahren für ihr ganzes Lebensglück herbeiführen konnte, mit unbeschreiblicher Angst entgegen, aber sie bezwang sich heldenmüthig, diese Gefühle ihrem Manne nicht zu verrathen, um ihm den nun doch einmal nothwendig gewordenen Abschied nicht noch schwerer zu machen.

Fritz marschirte mit seinem Regimente fort, und nachdem Viele noch immer gehofft hatten, daß es gar nicht zum Ausbruche des Krieges kommen werde, trafen die ersten Nachrichten von der schnellen Entwickelung des letzteren ein. Das Gefecht von Montebello wurde österreichischerseits eine Weile als ziemlich günstig hingestellt, dann klangen die Berichte immer bedenklicher, und als die Schlacht bei Magenta geschlagen und Mailand verloren war, da konnte wohl auch der Leichtgläubigste nicht mehr zweifeln, daß es mit den kaiserlich königlichen Waffen recht schlecht stehe.

Diese Ueberzeugung konnte auch auf Eugenie, die man ja schon als so leicht erregbar kennen gelernt hat, den tief-

sten Eindruck zu machen, nicht verfehlen. Wenn man sich ihrer Jugenderziehung, die ein bischen in das Männliche hineingeschlagen war, erinnern will, wird man den Entschluß, den sie in Fieberangst faßte, leicht begreifen.

Nach Fritzens Ausmarsch hatte sie sich sofort zu ihrem Vater auf das Gut begeben. Die Nachrichten von der Armee, besonders die Listen der Todten und Verwundeten, wurden hier angstvoll erwartet und blieben oft zu lange für Die, welche besondere Interessen auf den Schlachtfeldern hatten, aus. Dies Warten war ein unerträglicher Zustand für Eugeniens Herz, in ihm malte sie sich die finstersten Bilder von der Verwundung und dem Tode ihres Gatten aus.

Der Vater würde ihr nie gestattet haben, sich in größere Nähe Fritzens, auf das Kriegstheater, zu begeben, der letztere selbst würde es verboten und jeder Dritte wahrscheinlich eine thörige und überspannte Idee für eine junge Frau aus den gebildeten Ständen erklärt haben.

Dennoch hing sich Eugenie so fest an diesen plötzlich in ihr auftauchenden Gedanken, daß sie nicht wieder von ihm lassen konnte und ihn heimlich zur Ausführung zu bringen, sich entschloß.

Nur in Begleitung eines Dieners, des alten Schleswig-Holsteiners Johann, den sie für sich zu gewinnen gewußt hatte, reiste sie eines Abends mit Extrapost ab, nachdem sie ihrem Vater einem Brief zurückgelassen und ihn darin beschworen hatte, ihr nicht zu folgen. Dies wäre dem alten Herrn auch ziemlich schwer geworden, denn einmal war er gerade von einem vorübergehenden starken Unwohlsein angegriffen und dann hatte sein Töchterchen ihm wahrscheinlich das nächste Ziel ihrer Reise verschwiegen.

Dieses letztere kannte sie selbst noch nicht genau; sie wollte auf dem Kriegsschauplatze so weit, als man ihr nur

gestatten würde, vordringen, bis sie ihren Fritz gefunden und durch ihre ganz unvermuthete Ankunft überrascht hätte.

So gelangte sie am 20. Juni nach Verona, erfuhr daselbst auf der Kommandantur, wo man ihr sehr höflich begegnete, sie aber doch mit etwas verwundertem Auge betrachtete und zweifellos den glücklichen, so heiß geliebten Oberlieutenant beneidete, wo dessen Regiment stehe.

Noch an demselben Abende lag Eugenie, halb lachend, halb weinend, in den Armen ihres Mannes, der kaum seinen Augen trauen wollte, ihr zwar sanfte Vorwürfe machte, im Ganzen aber doch recht glücklich war, sie wiederzusehen. Auf sein Verlangen, daß sie zurückkehren solle, ging sie mit der größten Bestimmtheit nicht ein, und er hatte Mühe genug, sie dahin zu bewegen, daß sie am folgenden Tage nach Verona zurückkehrte, um ihn von dort aus täglich zu besuchen.

Die nahe bevorstehende Schlacht machte Eugenie natürlich den größten Kummer, und dieses war gerade der Abend, der dem Entscheidungstage voranging. Draußen dunkelte es schon stark, der Weg durch eine so große, im Felde stehende Armee konnte immer nicht ganz ungefährlich erscheinen, und Fritz hatte schon wiederholentlich, so schwer der Abschied ihm selbst das Herz machte, gedrängt, daß sie ihn verlasse. Sie hatte darauf mit Thränen und neuen Klagen geantwortet.

Es ist wahrlich nicht leicht, in solchen Augenblicken von einander zu scheiden, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Jetzt beneidete Eugenie ihre Schwägerin Emma Lorenzen, von deren Ergehen sie schon seit längerer Zeit keine Nachricht erhalten hatte, obgleich ihr dies früher nie in den Sinn gekommen war und sie nur Bedauern für jene zu fühlen vermochte.

Endlich hatte Fritzens ernstes Verlangen Erfolg, und Beide schieden mit halbgebrochenem Herzen von einander.

Kaum hatte der Wagen Eugenie entführt, so erhielt ihr Mann die Meldung, daß der Ausmarsch gegen den Feind wirklich schon in wenigen Stunden, noch in der Nacht, angetreten werden solle. Er setzte sich sofort nieder, um noch einige Abschiedsworte für alle Fälle an sie zu richten, und als er eben damit zu Ende gekommen war, ertönten die Trommeln und Signalhörner, unter die Waffen rufend, im Dorfe.

Die Nacht war warm und hell, und die Soldaten zogen besten Muthes ihres Weges, der gerade auf den Mincio zuführte. Unterwegs vereinigten sich die Truppenkörper zu großen Kolonnen, deren vier gebildet wurden, denn so viel Laufbrücken waren noch spät am Abend über den Fluß geschlagen worden. Hundertundzwanzigtausend Mann rückten, ein Terrain von fünf Stunden Breite bedeckend, gegen den Feind vor; so große Vorsicht auch anbefohlen worden war, konnte sich diese große Menschenmasse mit ihren Pferden und Kanonen doch nicht geräuschlos fortbewegen, und der nächtliche Zug bot ein recht lebendiges und interessantes Bild dar.

Die Brücken wurden schnell passirt und weiter vorwärts marschirt in der ziemlich ebenen Gegend, die nur hin und wieder von Weingärten und kleinen Baumgruppen bedeckt wird. Dann kommt man eine Hügelkette, die sich von dem Dorfe Solferino, das dieser berühmten Schlacht später den Namen gab, über das Dorf Cavriana forterstreckt, gegen Norden hin steil abfallend, gegen Süden sich allmälig verflachend. Solferino ist um einen hohen, kegelförmigen Berg her erbaut, auf dessen Plateau sich die Spia d'Italia erhebt, ein viereckiger Thurm, von dem man bis zu den Alpen hinblickt; von dieser Höhe führen drei Straßen, von Weinbergen eingefaßt, die auf ziemlich steilen Höhen liegen, gegen die Ebene nach Westen hin. Der ganze Höhenzug

erstreckt sich von Solferino aus über Cavriana in südöstlicher Richtung bis zu dem Dorfe Volta.

Dieses Terrain hatten die Oesterreicher zu besetzen sich vorgenommen, und als sie mit großer Schnelligkeit in der ersten Morgendämmerung mit so bedeutenden Streitkräften anrückten, wichen die schwachen französischen Vorposten, die auf diesen Höhen aufgestellt waren, rasch zurück. Die Franzosen waren überrascht worden, das war augenscheinlich; sie hatten nicht erwartet, daß der besiegte Feind so energisch wieder die Offensive ergreifen werde.

Eine starke österreichische Kolonne dirigirte sich gegen Nordwesten, um die bei Desenzano stehenden Sardinier abzuhalten, die übrigen besetzten die ungemein starke Position. Es war bald nach drei Uhr Morgens, als sie dies vollendet hatten, und alle Herzen schlugen nun erwartungsvoll dem Anrücken der Franzosen entgegen, denen man dieses Mal eine empfindliche Niederlage zu bereiten gedachte.

Schon jetzt war es dem kundigen Auge klar, daß der Hauptkampf bei dem Dorfe Solferino stattfinden werde, und dahin war auch gerade das Regiment, bei dem Fritz Staffelt stand, beordert worden. Den Ernst des Augenblickes fühlte er an diesem Morgen noch viel mehr als in den holsteinischen Kämpfen; der Gedanke an seine jammernde, sich in Angst verzehrende Frau konnte ihn unmöglich verlassen.

Der anbrechende Tag lichtete allmälig das Schlachtfeld; schon sah man von den höchstgelegenen Punkten aus, wie die Kolonnen der Sardinier eiligst von Desenzano gegen den österreichischen rechten Flügel heranzogen und wie sich im Süden das Armeekorps des französischen Marschalls Canrobert ausbreitete, um dem Feinde, der von Mantua her erwartet wurde, den Weg zu verlegen; noch waren die kaiserlichen Soldaten aber guten Muthes, denn sie sahen ihren Lieblingswunsch erfüllt, unter den Augen des Kaisers

die an ihrer Waffenehre erhaltenen Scharten wieder auswetzen zu können.

Der österreichische Soldat ist ein ganz vorzüglicher; wenn sich das Glück des Tages nicht für ihn entschied, so trug er wahrlich nicht die Schuld davon.

Um fünf Uhr Morgens rückten die alarmirten Franzosen an, zunächst auf das Dorf Solferino. Ihre Geschütze fuhren auf und begannen das Feuer, das von den österreichischen sofort erwidert wurde, sie waren durch ihre Stellung in der Ebene aber in bedeutendem Nachtheile. Darum schritten sie auch sofort zum Angriffe durch ihre erprobten Zuaven und Voltigeure, welche die Tyroler Jäger bald aus den Weinbergen vor dem Dorfe in das letztere hineinwarfen, nachdem man zum Theil mit dem Bajonnet Brust an Brust gefochten hatte.

Das Dorf Solferino am Fuße der Anhöhe war in Eile zur Vertheidigung eingerichtet worden; trotz des ungestümen Angriffs war es nicht zu nehmen, und die Franzosen mußten zurückweichen.

Um sieben Uhr etwa erschien Kaiser Napoleon selbst auf diesem Theile des Schlachtfeldes, was seine Soldaten zur höchsten Begeisterung fortriß.

Eine schwüle Hitze lastete auf den Kämpfern; zur Erholung hatten sie keine Zeit.

Dreimal bis gegen die Mittagszeit wurde das Dorf genommen, und ebenso oft trieben die Oesterreicher den Feind wieder hinaus. Erst um zwei Uhr Nachmittags gelang es der Division des Generals Forey, den starkvertheidigten, mit einer Mauer umgebenen Kirchhof des Dorfes zu erobern und sich in dem letzteren festzusetzen, aber noch wurde es von den Geschützen und dem Gewehrfeuer auf den Höhen beherrscht.

Nun schritten die Franzosen mit ihren besten Truppen

— Zuaven, Gardejägern und Voltigeuren — zum Sturm mit dem Bajonnet; mit dem Rufe: „Vive l'Empereur!" erklommen sie die steile Höhe unter dem furchtbarsten Feuer. Eine breite Schlucht, die sie nicht erwartet haben, sperrt ihnen den Weg, und sie müssen, Hunderte auf dem Platze lassend, wieder zurückweichen. Der Kaiser hält am Fuße des Abhanges zu Pferde, und sie sammeln sich wieder um ihn, dem eine Kugel einen Träger der Epaulettes abgerissen hat; er sagt ihnen, daß die Höhe mit dem Thurme, der Spia d'Italia, unter allen Umständen genommen werden muß.

Noch zweimal wird der Sturm ohne Erfolg versucht; General Bazaine sammelt die Muthigsten der zerstreuten Kolonnen um sich, geht ihnen mit dem Degen in der Hand voraus, sie werfen sich todesverachtend in die Schlucht, erklimmen ihren jenseitigen Rand und stehen endlich Brust an Brust dem Feinde gegenüber, der diesem wüthenden Ungestüm weichen muß. Die französische Fahne flattert von der Spia d'Italia, und die Oesterreicher ziehen sich, dem erhaltenen Befehle gemäß, auf das Dorf Cavriana zurück. Der Feind folgt nicht sogleich, weil ihm die Munition ausgegangen ist.

Es ist vier Uhr Nachmittags.

Cavriana ist bereits zur Vertheidigung eingerichtet worden, jedes Haus eine Festung geworden und dicht von Truppen besetzt. Kaiser Franz Joseph selbst ist anwesend, auf der anderen Seite Kaiser Napoleon, der seine Garden in das Gefecht führt. Beide wissen, daß hier die Entscheidung des Tages liege.

Mit Ungestüm greifen die Franzosen auch hier an, nehmen den Kirchhof und das Dorf, wobei ein entsetzliches Gemetzel stattfindet, und nun befiehlt Kaiser Franz Joseph den Rückzug über den Mincio.

Um ihn zu decken, muß eine Kolonne noch einmal den

Versuch machen, auf dem rechten Flügel des Feindes zwischen den Corps des Marschalls Mac Mahon und Generals Niel, wo eine weite Lücke entstanden ist, durchzubrechen. Hier ist das Terrain ganz eben, und die bereitstehende französische Cavallerie kommt nun zur Thätigkeit.

Bereits ist auch das Dorf Cassiano genommen, und bei Goito haben die Oesterreicher fünf Kanonen verloren.

Die Oesterreicher, obgleich sie bereits die Verzweiflung über die augenscheinlich wieder verlorene Schlacht im Herzen tragen, fechten wie Löwen, aber die Franzosen, von Siegesfreude gehoben, nicht minder. Ihre Cavallerie macht glänzende Attacken, und da ihr das Terrain günstig ist, sprengt sie mehrere österreichische Carrees. Es ist ein Moment, in dem die Vernichtung der letzteren gewiß ist.

Aber, als zürnte der Himmel über diese grauenvolle Schlächterei, welche die Oesterreicher an Todten und Verwundeten 448 Offiziere und 9158 Mann, die Franzosen (nach österreichischen Angaben) 720 Offiziere und 1200 Mann gekostet hat, — also eine der blutigsten Schlachten der Neuzeit — verdüstert er sich über dem Schlachtfelde und bezieht sich mit fahlen gelben Wolken, aus denen plötzlich, während der erbitterte Kampf noch kein Ende nehmen zu wollen scheint, sich ein Orkan und Gewitter entladet, wie selten vorkommt.

Der Sturmwind heult, der Regen fließt in Strömen, Blitze zucken und Donnerschläge übertönen den Knall der Kanonen, eine breite Wasserhose zieht über das Schlachtfeld, und tiefe Finsterniß tritt ein. Wer sollte im Angesicht eines solch' mächtigen, ungewöhnlichen Naturereignisses nicht auf den Gedanken kommen, daß Gott endlich über das wahnsinnige Wüthen seiner Kinder gegeneinander zornig geworden sei? —

Der Kampf muß unter solchen Umständen schweigen;

die Franzosen, die das Schlachtfeld erobert haben, bleiben in ihren Stellungen, und die besiegten Oesterreicher treten den Rückzug über den Mincio an.

Die Schlacht von Solferino ist entschieden, und diese Entscheidung wurde bald darauf durch den Frieden von Villafranca besiegelt, der zwar nicht alle Hoffnungen der Italiener erfüllte, aber doch eine so bittere Demüthigung für Oesterreich war, wie sie seine braven Krieger nicht verdient hatten.

Man kann das Alles und seine Folgen in Geschichtsbüchern lesen; für uns handelt es sich nur um das Schicksal Fritz Staffelt's.

Er hatte, wie ein Mann und Held, bei Solferino, Cavriano und dann auf der Ebene vor Goito mitgefochten, als Soldat augenblicklich alle die heiligen Banden, die ihn noch an das Leben fesselten, vergessend. Er hatte dem Bajonnete manches französischen Zuaven die Brust geboten und war, durch höhere Bestimmung oder Zufall, nicht verwundet worden. Aber die bittersten Schmerzen tobten in seinem Herzen: sollte er, der das Soldatenhandwerk mit so großer Lust und Liebe ergriffen hatte und schon seit Jahren trieb, denn immer verdammt sein, nur traurige Früchte von ihm zu ernten?

Kann es etwas Entmuthigenderes, Verzweiflungsvolleres für den Soldaten geben, als stets besiegt zu werden, wenn er sich doch sagen muß, daß er sich keiner Schuld dabei bewußt ist? — Der Sieg von Kolding verschwand gegen diese neue furchtbare Niederlage, welcher Fahne sie auch gegolten haben mochte; Fritz Staffelt hatte seine Ehre daran geknüpft.

Und die Ehre war allerdings nicht verloren gegangen, die österreichische Armee stand nach der verlorenen Schlacht

noch ebenso rein als je da, aber ein Lorbeerblatt in dem Kranze ihres Ruhmes war sie doch nicht!

Dieses Gefühl belebte den jungen Offizier vor allen anderen, und so mag man sich nicht wundern, daß er mit wahrer Tollkühnheit und augenscheinlicher Todesverachtung focht. Sein Oberst klopfte ihm auf die Schulter und sagte ihm, als die Schlacht bereits den ersichtlich traurigen Ausgang genommen hatte und er seine verzweifelnde Miene bemerkte:

„Es ist heute wieder einmal mit uns vorbei, Herr Oberlieutenant, aber trösten sie sich wenigstens damit, daß Sie Hauptmann werden müssen.“

Das war gut gemeint, aber kein genügender Trost für den sich überaus unglücklich fühlenden Soldaten; er wäre lieber auf dem Schlachtfelde geblieben, als daß er nun dabei sein sollte, es zu räumen.

Darum setzte er sich auch bei dem Kampfe in der Ebene vor Goito todesmuthig der größten Gefahr aus, als könne er allein noch das einmal über seine Fahne hereingebrochene Unglück aufhalten; er dachte nicht mehr an die Bitten und Warnungen Eugeniens, die zu beobachten er sich doch so fest vorgenommen hatte.

So kam es denn, daß er schwer verwundet niedersank, als die französischen Garde-Cuirassiere auf das Carree seines Bataillons einhieben; ein Pallaschhieb über die Schulter hatte ihn besinnungslos niedergeworfen.

Trotz ihrer glänzenden Attacke mußten die Cuirassiere wieder abziehen, und einigen Soldaten, die ihren Oberlieutenant wegen seines humanen, kameradschaftlichen Benehmens schätzen und lieben gelernt hatten, gelang es, in der allgemeinen Verwirrung ihn bei Seite zu tragen und später auf dem Rückzuge in Sicherheit zu bringen.

Fritz gelangte leblos, aber mit der sicheren Hoffnung auf Wiederherstellung, in das Lazareth zu Verona.

Als er nach mehreren im Wundfieber bewußtlos zugebrachten Tagen daselbst wieder erwachte, fand er an seinem Schmerzenslager seine Gattin, die große Fassung zeigte, und vernahm den traurigen Ausgang des Krieges, der mit dem Friedensschlusse Oesterreich einer seiner reichsten Provinzen beraubt hatte.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß er keine zartere und umsichtigere Pflegerin als seine Gattin gefunden haben konnte und daß diese Gesellschaft ihm die schmerzvollsten Stunden erleichterte.

Die arme Frau war außer sich; sie glaubte nicht an die Versicherungen der Aerzte, daß für ihren Gatten keine große Gefahr vorhanden sei, und quälte sich mit den ängstlichsten Besorgnissen.

Aber Fritz genas wirklich.

Inzwischen hatte Herr von Schmidt wiederholt an seine Tochter geschrieben, daß er durch ihre heimliche Entfernung auf das Höchste betrübt sei, und sie gebeten, zurückzukehren; er zweifelte gar nicht an dem Siege der österreichischen Waffen.

Natürlich ging Eugenie auf diese Zumuthung durchaus nicht ein und versicherte, daß sie sich nunmehr nicht von ihrem Gatten trennen könne, was auch anerkannt werden mußte.

Herr von Schmidt stand deshalb von den Bitten an seine Tochter ab und begnügte sich, sie aufzufordern, Fritz, sobald es sein Gesundheitszustand erlaube, auf sein Gut zu begleiten.

Schon im August war Fritz, der inzwischen die verdiente Beförderung zum Hauptmann erhalten hatte, im Stande, das Lazareth zu Verona wieder zu verlassen, aber die Aerzte

hatten ihm auf das Bestimmteste angerathen, die Nachkur in einem Tyroler Bade zu gebrauchen, damit sein gelähmter Arm die vollständige Kraft wieder gewinne. Selbstverständlich wurde dieser Rath befolgt, und sobald als möglich reisten Fritz Staffelt und seine Gattin, nachdem sie Herrn von Schmidt davon Nachricht gegeben hatten, nach jenem Badeorte ab, dessen Namen wir aus besonderen Gründen nicht nennen wollen und können. —

---

## Achtes Kapitel.

Unsere Leser haben ein Paar alter Bekannter lange aus den Augen lassen müssen, die verwittwete Frau von Stjernborg und den Kapitain Westergaard. Wir führen sie jetzt noch einmal in jene längstvergangene Zeit zurück, in welcher der unglückliche Kammerherr des Königs von Dänemark auf Schloß Achteby ein so schreckliches, unverdientes Ende gefunden hatte.

Wie schon gesagt, war die Leiche Herrn von Stjernborgs, auf den ausdrücklichen Wunsch seiner Familie, nach den Inseln gebracht worden, Ida ging als trauernde Wittwe im Hause umher, und Kapitain Westergaard führte ruhig die Verwaltung des Gutes fort. Beide schienen nur die äußerlich höfliche Notiz von einander zu nehmen, welche sowohl ihre Verwandschaft als das Verhältniß zwischen Besitzerin und Verwalter bedingte; die Leute sollten dadurch irre geleitet werden, die letzte Spur dieses Verdachtes, als habe Herr von Stjernborg einen Streit mit dem Kapitain und seiner Gattin gehabt, nachdem er dieselben in verbrecherischem Umgange ertappt, verwischt werden.

Und es war nöthig, daß Ida die Leute auf andere Gedanken brachte, denn hin und wieder war es ihr — noch weniger dem Kapitain — nicht entgangen, daß jene mit vielsagenden Blicken die Köpfe zusammensteckten.

In der That hatte sowohl der Diener, welcher den Kammerherrn in den Garten eingelassen als der, welcher ihn in der Nacht bedient hatte, leichthin manches Wort fallen lassen, das, bei dem erklärten Hasse gegen die Gutsherrin, gierig aufgefangen und weiter verbreitet wurde, aber Niemand fand einen bestimmten Beweis, auf den hin er eine Anklage erheben konnte, und man hütete sich wohl, ohne einen solchen offen gegen die vornehme Dänin aufzutreten, welche durch alle Behörden gewiß die kräftigste Unterstützung gefunden haben würde. Uebrigens war der Dienerschaft der Kammerherr von Stjernborg zu unbekannt und gleichgültig, als daß sie an seinem Schicksal besonderen Antheil genommen haben sollte, und Dieser oder Jener meinte wohl achselzuckend: „Was geht es uns an, wenn sich auch die Dänen unter einander todtschlagen?“ —

Während also äußerlich Alles ruhig abging, sah es in Ida's Innerem doch ganz anders aus. Die Furien der Reue quälten ihr Gewissen, und vielleicht litt sie noch mehr durch die Angst, daß ihr Verbrechen entdeckt werden könne. Wenn man auf den bloßen Verdacht hin eine Untersuchung anstellte, wenn die Familie die Leiche öffnen ließ, wenn Johanna, sei es nun von Reue getrieben oder in der Raserei des Fiebers plaudern sollte! — Das waren Alles Möglichkeiten, vor deren Eintritt sie zurückschauderte.

Aber sie selbst hatte ja nicht das Gift in den Kaffee gethan, sagte sie sich wieder zum Troste, die Kammerfrau hatte dies ausgeführt.

Schlechter, unhaltbarer Trost! — Hatte sie nicht diese Idee angeregt, das Mädchen zu ihrer Ausführung bewogen,

ja, ihr dieselbe förmlich anbefohlen? — Auf sie, die ehebrecherische Frau, fiel die Hauptschuld an dem Morde zurück; jedes Gericht hätte sie verurtheilen müssen, und Ida sah sich im Geiste schon auf dem Schaffot stehen.

Solchen Gedanken gab sich die junge Frau besonders lebhaft hin, als sie in der ersten Nacht nach dem Tode ihres Gatten, während schon Alle im Hause längst schliefen, noch allein, im weißen Morgenkleide, in ihrem Schlafzimmer saß.

Sie war geisterbleich, ihre Augen groß und starr, alle ihre Pulse flogen. Zuweilen sprang sie, von innerer Unruhe getrieben, auf und eilte im Zimmer auf und nieder, sich nach allen Seiten ängstlich umblickend, als fürchte sie, das Gespenst des Ermordeten könne plötzlich vor ihr auftauchen. Es war ihr zu dunkel im Zimmer, obgleich die an der Decke desselben hängende Glasampel ein helles Licht verbreitete, und sie zündete ein Licht nach dem andern an. Sie hatte kein anderes Mädchen zu ihrer Bedienung in der Nähe, seitdem Johanna krank geworden war, denn sie fürchtete, sich in einem schwachen Augenblicke vor irgend einem Menschen selbst verrathen zu können.

Wie sie so, im weißen Nachtgewande, im Zimmer umherirrte, glich sie der Lady Macbeth in ihrem Wahnsinne, und wirklich fehlte nicht viel daran, daß auch Ida wahnsinnig geworden wäre.

Als die Mitternacht herangekommen war, konnte sie es nicht mehr allein aushalten; sie kämpfte unentschlossen mit sich, ob sie Johanna oder den Kapitain aufsuchen sollte, ihre beiden Mitschuldigen, denn Westergaard gerade war es ja, der zuerst den teuflischen Gedanken in ihrer Seele erregt hatte, freilich mit so viel Vorsicht und Zurückhaltung, daß sie ihn öffentlich nie dessen anschuldigen konnte.

Wie glühend haßte sie jetzt deshalb diesen Mann, den sie eigentlich nie geliebt, sondern zu dem sie nur der Sinnen-

taumel hingezogen hatte! — Sie gestand sich selbst, daß sie schon früher, ehe sie ihn kennen gelernt, nicht reinen Herzens gewesen sei, aber zur Mörderin wäre sie ohne ihn doch nicht geworden! — Das sagte sie sich nämlich gewissermaßen zur eigenen Entschuldigung.

Und trotz dieses Hasses, dieses Abscheus, den sie gegen ihn empfand, war sie jetzt mit unlöslichen Ketten an ihn gefesselt, seine Sklavin geworden, denn er war Herr ihres furchtbaren Geheimnisses; er brauchte nur ein Wort zu sagen, um sie dem Henker zu überliefern. Sie ahnte wohl, daß er nicht unterlassen werde, von diesem Uebergewichte Gebrauch zu machen, wenn sie ja wagen wollte, sich in irgend welcher Beziehung seinem Willen zu widersetzen.

Ihr ungemessener Stolz empörte sich gegen diese Sklaverei, und einen Augenblick tauchte der Gedanke in ihr auf:

„Westergaard muß ebenfalls sterben!“

Sie würde vielleicht vor diesem zweiten Morde, nachdem sie diese Bahn des Verbrechens einmal betreten hatte, nicht zurückgeschreckt sein, aber sie bedachte, daß ein zweiter, dem ersten so schnell folgenden Todesfall auf Achteby nothwendig die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich ziehen müsse. Und dann blieb ja noch immer Johanna übrig.

Auch an Johanna's Tod dachte sie in ihrem halben Wahnsinne; dasselbe Bedenken stellte sich ihm entgegen. Sie wünschte Nichts sehnlicher, als daß die Unglückliche wirklich schwer erkranken und sterben möge.

„Nur der Himmel kann mir helfen,“ stöhnte sie, und schaudernd setzte sie hinzu:

„Der Himmel? — nein, die Hölle!“

Sie hatte, nach dem Tode ihres Gatten, den Kapitain bisher nur vor Zeugen gesehen und gesprochen, vor ihm dieselbe Rolle als unglückliche Wittwe wie vor allen Uebrigen gespielt, und er hatte sie zu trösten versucht, wie es dem

Vetter und Freunde zukam, aber sie hatte dabei wohl den forschenden, ihr tief in das Herz dringenden Blick bemerkt, den er ihr zuwarf; es hatten darin deutlich die Worte gelegen: „Es ist gut, daß Du mich in Gegenwart dieser Zeugen zu täuschen suchest, aber gieb Dir keine Mühe darum, wenn wir unter vier Augen sind; ich durchschaue Alles vollkommen.“

Und wie hätte es auch anders sein können?

Warum, wenn er eine Spur von Liebe für sie fühlte, kam er jetzt, in der Stille der Nacht, nicht zu ihr, deren innere Angst und Unruhe er ja begreifen mußte, um sie zu trösten? er hatte diesen Weg ja schon mehr als einmal gemacht. O, Westergaard war viel zu klug dazu, sich selbst vor ihr eine solche Blöße zu geben!

Jetzt wollte sie aber zu ihm! Es litt sie nicht länger allein!

Ohne weiteres Besinnen nahm sie ein Licht, verließ ihre Zimmer und schlich auf den Zehen nach des Kapitains Wohnung. Leise klopfte sie an seine Thür, und wider Erwarten schnell wurde ihr geöffnet.

Westergaard war noch angekleidet und hatte ebenfalls den Schlaf nicht gesucht oder nicht finden können. Mochte ihn aber vielleicht auch die Reue und die geistige Aufregung plagen, so war doch keine Spur davon auf seinem Gesicht zu bemerken, er verstand noch besser als Ida, sich zu beherrschen.

Als er sie erblickte, stellte er sich sehr erstaunt, ließ sie aber sogleich eintreten.

„Du bist noch wach, Gustav?“ fragte sie mit zitternder Stimme, während sie sich auf das Sopha niederließ, denn die Füße drohten ihr den Dienst zu versagen.

„Ja, wie Du siehst, habe ich geschrieben; es ist noch so Mancherlei in Betreff der Angelegenheiten meines unglücklichen Vetters zu besorgen.“

Der Kapitain sagte dies mit vollständiger, wenigstens scheinbarer Gleichgültigkeit.

„Welcher Wunsch führt Dich zu mir?“

„Ich fürchte mich, in meinem Zimmer allein zu bleiben,“ erwiderte Ida, die starren Augen so fest auf ihn heftend, als wolle sie in seine Seele eindringen.

In diesem wirklich entsetzlichen Blicke lagen zugleich Frage und Vorwurf. Der Kapitain ertrug ihn ruhig.

„Nach den aufregenden Vorgängen der letzten Nacht und des Tages würdest Du besser thun, die Ruhe zu suchen,“ sagte er nur.

„Ich Ruhe?“ rief die Frau entsetzt. „Gustav, treibe in diesem Augenblicke nicht Deinen Scherz mit mir!“

„Liebe Ida, ich bin weit davon entfernt; ich wollte Dir nur einen guten Rath geben. Du bist sonst eine so starke Frau und hast Stjernborg nicht einmal geliebt; wie kann Dich also dieses Unglück so erschüttern, daß Du fast den Verstand darüber verloren zu haben scheinst?“

„Dieses Unglück?“ widerholte Ida langsam und träumerisch. „O ja, es ist ein furchtbares Unglück, denn ich habe noch ein Gewissen, Gustav.“

„Was kann Dein Gewissen mit Stjernborgs Tode zu thun haben? Bereust Du, ihn bei seinen Lebzeiten mir zu Liebe betrogen zu haben?“

Ida blickte ihn wieder starr an und faßte sich mit der Hand an die Stirn, dann sagte sie dumpf:

„Ja, ich bereue es, — ich bereue, daß ich zur Mörderin Deinethalben geworden bin.“

Der Kapitain fuhr ein wenig zurück, mochte er sich nur überrascht stellen wollen oder hatte ihr unbeschreiblicher Blick ihn wirklich erschüttert, dann sagte er:

„Du redest irre, Ida. Du weißt, daß Stjernborg eines ganz natürlichen Todes gestorben ist.“

Die junge Frau sprang wie eine Wahnsinnige auf und umklammerte mit beiden Händen Westergaard's Arm.

„Bringe mich durch diese Kälte nicht zu noch größerer Verzweiflung!" stöhnte sie. „Du weißt Alles! Du bist mein Mitschuldiger, — lasse mir wenigstens diesen Trost, — noch mehr, Du hast mir gerathen, ihn zu vergiften!"

Der Kapitain wurde plötzlich sehr bleich und biß sich auf die Lippen; er machte sich von ihr etwas unsanft mit den Worten los:

„Ich wiederhole Dir, daß Du irre redest. Wenn Du Dir einbildest, Deinen Mann vergiftet zu haben, so wirst Du mich wenigstens nicht überreden können, daß ich Dir dazu den Rath gegeben hätte."

„Teufel!" rief Ida mit flammenden Augen. „Ich hätte Lust, mich selbst zu verderben, um mich an Dir zu rächen!"

Der Kapitain mochte sie eines solchen Beginnens wohl für fähig halten, denn er erschrak sichtlich. Zuerst schoß ein Zornesblitz aus seinen Augen auf sie und er schien sie durch eine Drohung einschüchtern zu wollen, aber er besann sich wohl eines Besseren, denn seine Mienen wurden sanft und theilnehmend, und er führte sie mit mit den Worten nach dem Sopha zurück:

„Ich bitte Dich, theure Ida, Dich zu beruhigen. Was auch geschehen sein mag, so wirst Du nie an meiner unwandelbaren Liebe zu zweifeln haben. Schenke mir Dein ganzes Vertrauen, ich werde es nie mißbrauchen."

Dieser besänftigende Ton machte, obgleich Ida nur allen Grund haben konnte, ihn für Heuchelei zu halten, doch in ihrem schon bis zur Erschöpfung aufgeregten Zustande einen so wohlthätigen Eindruck auf sie, daß sie sich ohne Widerstand von Westergaard führen ließ, auf das Sopha niedersank und in Thränen ausbrach.

Der Kapitain benutzte diese Stimmung, von ihr genau

zu erfahren, was er schon seit dem Morgen sehnsüchtig zu wissen wünschte, wie nämlich das Verbrechen zur Ausführung gebracht worden und ob bei dem Tode seines Vetters Alles so gut gegangen sei, daß kein Dritter auf den Verdacht einer Gewaltsamkeit habe kommen können; er hatte sich im Geheimen deshalb doch große Sorge gemacht.

Vor der verbrecherischen Frau niederknieend, überhäufte er sie mit seinen Zärtlichkeiten, die sie auch duldete, obgleich sie ihm eine Minute zuvor noch so bitterlich gezürnt hatte, und beschwor sie um ihr volles Vertrauen.

Ida bedurfte zu nothwendig des Trostes, um darüber nicht alles Andere zu vergessen.

Ohne zu bedenken, daß sie Westergaard die gefährlichsten Waffen gegen sich selbst in die Hände gebe, erzählte sie ihm den ganzen Hergang unter Schluchzen.

„Mein Gott!" stöhnte auch Westergaard in gutspieltem Schrecken, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Aber ich habe es nur auf Deinen Rath gethan."

„Wiederhole diese Worte niemals, ich flehe Dich darum an. Du hast mich mißverstanden."

„Wie wäre das möglich gewesen?"

Und sie wiederholte ihm Wort für Wort, was er am vergangenen Abende zu ihr gesprochen hatte.

Er hütete sich wohl, sie noch einmal zu reizen, darum ließ er sich auch nicht auf eine lange Vertheidigung ein, gab aber auch keineswegs seine Schuld zu. In schlauer Berechnung wußte er ihre ganze Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß man jetzt nur daran denken dürfe, das strengste Geheimniß zu bewahren, und gewiß nicht ohne Absicht sprach er lebhaft die Besorgniß aus, daß Johanna gefährlich werden könne, möge es auch nicht in ihrer Absicht liegen, ihre Gebieterin zu verderben.

Dieses Mal aber hatte er sich verrechnet, wenn er Ida

zu einem neuen Verbrechen bestimmen zu können glaubte; wäre sie dessen fähig gewesen, so wäre er selbst unzweifelhaft das Opfer geworden. Daran dachte er aber, so gut er sich sonst vorzusehen wußte, durchaus nicht.

Eine direkte Forderung konnte und wollte er nicht in dieser Beziehung an sie stellen und tröstete sich, als er sah, daß sie auf seinen versteckten Rath nicht einging, damit, daß Johanna ja eine treuergebene Dienerin sei und überdies einsehen würde, daß sie den eigenen Kopf durch Unvorsichtigkeit auf das Spiel setze.

Erst als der Morgen anbrach, nahm Frau von Stjernborg von dem Kapitain Abschied und kehrte, um Vieles beruhigter, nach ihren Zimmern zurück.

Die körperliche Ermattung behauptete jetzt auch ihr Recht, und sie schlief, — die Mörderin schlief unter demselben Dache, das die Leiche des Opfers bedeckte, freilich nur unruhig, gepeinigt von den furchtbarsten Träumen, die sie auf das Schaffot nach Kopenhagen oder in einen ewigen, finsteren Festungskerker führten.

Daß die junge Frau am andern Tage sehr leidend aussah, konnte keines Menschen Verwunderung erregen, und sie wußte sich so gewaltsam zusammenzunehmen, daß selbst der Verdacht nicht leicht die Verbrecherin in ihr sehen konnte.

Aehnliche Scenen zwischen ihr und Westergaard wiederholten sich in der ersten Zeit noch mehrere Male, aber sie nahmen fast immer denselben Ausgang.

Die stolze Kraft Frau von Stjernborg war durch das Bewußtsein ihrer Schuld gebrochen worden, und obgleich ihre Abneigung gegen Westergaard, der den ganz Unbefangenen spielte, nicht wich, wagte sie doch nicht mehr, ihm die Vorwürfe auszusprechen, die sie für ihn im Herzen trug.

Auch Johanna hatte sich wieder erholt und that ihren Dienst wie früher; Herrin und Dienerin wagten sich nicht

mehr in die Augen zu sehen und wechselten nur selten ein Wort.

Auf Schloß Achteby war es sehr still geworden. Die Dame und der Kapitain, der sich durch seine Verwaltung bei den Leuten immer verhaßter machte, zeigten sich nur selten öffentlich beisammen, im Geheimen war ihr Verhältniß aber nur um so vertrauter geworden. Die meisten Diener des Schlosses hatten ihren Abschied genommen, denn nach dem Tode Herrn von Stjernborg's war es ihnen daselbst unheimlich geworden; sie waren durch Inseldänen und Jüten ersetzt worden. Auch die dänische Besatzung war schon längst abgezogen, da das Gut ja nun eine loyale Besitzerin hatte.

Die Leiche Herrn von Stjernborg's war im Familienbegräbnisse beigesetzt worden, ohne daß es irgend einem Menschen eingefallen wäre, sie zu untersuchen, und die Familie kümmerte sich nicht mehr viel um seine Gattin, die von seinem Vermögen den ihr zukommenden Theil ohne Umstände empfing.

Kapitain Westergaard hatte seinen förmlichen Abschied aus der Armee genommen, und wie viel auch in Kopenhagen darüber skandalisirt wurde, daß er in einem intimeren Verhältnisse zu der verwittweten Frau von Stjernborg stehe, so ließen sich die beiden Letzteren doch durchaus nicht dadurch stören.

Im ersten Jahre nach des Kammerherrn Tode machte seine Wittwe, der Zerstreuung halber, eine große Reise auf das Festland; der Kapitain blieb inzwischen auf Achteby zurück, nur Johanna begleitete sie.

Einige Kopenhagener waren in verschiedenen Badeorten Deutschlands mit Frau von Stjernborg zusammengetroffen und versicherten, als sie in die Heimath zurückkehrten, daß sie nicht mehr so schön und liebenswürdig wie ehemals sei. Man meinte in Kopenhagen spöttisch, diese Veränderung

könne doch unmöglich mit dem Tode ihres Gemahls zusammenhängen, aber man irrte sich, — sie hing sehr eng damit zusammen, freilich in anderem Sinne: nicht der Gram, sondern die Reue und die ewige Furcht zehrten an der schönen Frau.

Kapitain Westergaard hatte seinen ursprünglichen Zweck bei ihr erreicht und sich in eine recht hübsche, unabhängige Lage gebracht, mit der Zeit aber begann ihn die letztere zu langweilen und seine Wünsche weiterzustreben. Der Tod Ida's, der doch möglicherweise trotz ihrer Jugend eintreten konnte, mußte ihn der erreichten Vortheile wieder berauben; er dachte also daran, sich auch für diesen Fall sicher zu stellen.

Dazu gab es indessen nur ein Mittel, denn so niedrig seine Gesinnung auch sonst war, verbot ihm doch eine Anwandelung von Standesehre, geradezu Geld von der reichen Frau, deren Geheimniß er in Händen hatte, durch Drohungen zu erpressen. Dieses eine Mittel war, die Wittwe seines Vetters zu heirathen.

Obgleich er sich recht gut bewußt war, ihr Mitschuldiger zu sein, kostete es ihn doch einige Ueberwindung, diese mit einem so schweren Verbrechen befleckte Hand anzunehmen, aber der Gedanke an den Vortheil, den ihm dies bringen müsse, siegte.

Von Liebe war bei ihm nie die Rede gewesen, wie man weiß, und selbst ihre Schönheit reizte ihn schon längst nicht mehr, zumal sie in der That verloren hatte; es handelte sich also blos um eine kluge Spekulation.

Daß Westergaard nicht mehr an Emma Staffelt dachte, versteht sich von selbst, und wenn er dem Felde der Galanterie auch nicht ganz ferngeblieben war, so hatte sich sein Herz doch nie fesseln lassen. Hier lag also seiner Absicht kein Hinderniß vor, und wenn er auch bei Ida selbst auf Widerstand stoßen sollte, so konnte er sich doch für versichert halten,

daß er denselben leicht besiegen würde; sie war ja eben nur die Sklavin seines Willens und seiner Laune geworden.

Als Frau von Stjernborg von ihrer Reise zurückgekehrt war, zögerte er nicht, mit ihr deshalb zu sprechen.

Ida war erschrocken; ihrer Neigung entsprach dieser Plan keineswegs. Sie hatte in der Zeit, in der sie von dem Kapitain fern gewesen, wieder das wohlthuende Gefühl der Unabhängigkeit empfunden, sie hatte sich seinen oft recht herben Launen nicht mehr zu unterwerfen brauchen, sein Anblick hatte sie nicht jeden Augenblick an ihre Schuld erinnert; endlich begriff sie recht gut die Absicht, die ihn leitete.

Aber Westergaard war nicht der Mann, der von einem einmal festgefaßten Vorsatze so leicht abstand. Vergebens machte Ida ihn das Anerbieten, seinen Wünschen in jeder anderen Beziehung entgegenzukommen; er wies ihn mit Entrüstung zurück und sprach nur von seiner Uneigennützigkeit. Zu drohen brauchte er nicht erst, denn sie wußte bereits, daß er es nöthigenfalls thun werde.

So gab sie gezwungenerweise nach.

Die Kopenhagener waren nicht wenig überrascht, als sich eines Tages — etwa anderthalb Jahre nach des Kammerherrn Tode — die Nachricht verbreitete, die ehemalige Gräfin Mackenna habe wiederum geheirathet und sei jetzt Frau von Westergaard. Die Hochzeit war in aller Stille auf Schloß Achtebby vollzogen worden.

Der König und die kleine Frau, die sich noch in seiner vollen Gunst befand, lachten herzlich, und Seine Majestät beliebten, auszurufen:

„Wann wird diese tolle Frau doch endlich vernünftig werden?"

Einwendungen ließen sich aber gegen diese Heirath nicht machen, und nur Diejenigen, welche entfernte Hoffnungen gehegt hatten, einst das bedeutende Vermögen Ida's zu erben,

beklagten sie; die Uebrigen kümmerten sich nicht viel darum, denn die schöne Frau war ihnen durch ihre lange Entfernung aus der Hauptstadt schon halb aus der Erinnerung geschwunden.

Sie schien dieselbe übrigens wieder auffrischen zu wollen, denn eines Tages erschien sie an der Seite ihres dritten Gemahls wieder in der Hauptstadt. Zweck dieser Reise war, ihre Besitzungen in und bei Kopenhagen zu verkaufen. Das böse Gewissen mochte ihr und Westergaard in Dänemark doch nicht mehr Ruhe lassen, und sie hatten verabredet, sich so zu situiren, daß sie das Land jeden Augenblick verlassen konnten.

Beide traten in Kopenhagen sehr großartig auf, zum Hofe erhielten sie aber keine Einladung; selbst die Prinzessinnen, in deren hoher Gunst die frühere Gräfin gestanden hatte, bezeigten sich kühl gegen sie.

Auch Ida war, wie man schon von ihr berichtet hatte, nicht mehr dieselbe. Während Kapitain Westergaard lustig in die Welt hineinschaute und bei seinen alten Junggesellenbekanntschaften als reicher Mann figurirte, sah man seine Gattin im Theater und auf den Promenaden nur ernst und kalt; das Vergnügen schien für sie erstorben zu sein und ihre Gedanken in weiter Ferne umherzuschweifen.

Es ließ sich nicht leugnen, daß sie noch immer schön war, aber sie glich jetzt einer klassischen Marmorstatue. Ihre Wangen waren bleich, ihre Augen hatten einen eigenthümlich starren Ausdruck, durch den zuweilen ein unheimliches Feuer loderte, und in der Unterhaltung war sie einsilbig und theilnahmlos.

Das Paar hielt sich nicht lange in der Hauptstadt, in der es einigermaßen Aufsehen erregte, auf und reiste, nachdem es seine Absicht ausgeführt hatte, nach Achteby zurück, das es einstweilen noch in seinem Besitz zu behalten gedachte.

## Neuntes Kapitel.

Zu Anfang des Herbstes 1859 befanden sich Fritz Staffelt und seine Frau bereits in dem vorerwähnten Tyroler Bade, das damals, wie gewöhnlich, stark besucht war.

Das Bad schien die gewünschte Wirkung auf seinen geschwächten Arm und seinen ganzen, durch das lange Liegen im Lazareth angegriffenen Gesundheitszustand auszuüben, und die klare, schöne Bergluft, wie die romantische Umgebung des Ortes heiterte seine und Eugeniens Stimmung wieder vollkommen auf; das Unglück der österreichischen Waffen konnte, wie innig ihn auch die militairische Ehre mit der Fahne, der er folgte, verknüpfte, doch keinen nachhaltig betrübenden Eindruck auf ihn machen, denn seine ganze Seele hing noch immer so fest wie jemals an dem alten Vaterlande.

Was die beiden Gatten aber besonders mit hoffnungsvoller Freude erfüllte, war eine Nachricht, die sie noch in Verona kurz vor ihrer Abreise erhalten hatten. Herr von Schmidt hatte nämlich in den Brief, mit dem er seine Einwilligung zu ihrer Badereise ertheilte, einen andern eingelegt, der von Brest in Frankreich kam. Beide hatten ihn kaum erblickt, als sie einen Ruf der höchsten Ueberraschung nicht unterdrücken konnten, denn sie hatten Lorenzens Handschrift erkannt.

Seit einem Jahre fast hatte er Nichts von sich hören lassen; die letzten Nachrichten waren aber nicht besonders erfreulich gewesen, denn die immer mehr wachsende Unzufriedenheit mit seinen Verhältnissen sprach sich darin aus, und überdies klagte er, daß Emma nach der zweiten Entbindung von einem Söhnchen in dem warmen Klima, und bei ihrem mit manchen Mühseligkeiten verbundenen Leben

sich durchaus nicht wohl fühle; schon damals hatte er geäußert, daß er gern nach Europa zurückkehren würde, wenn es ihm auch bisher nicht gelungen sei, sich in der Neuen Welt Schätze, die ihm eine unabhängige Zukunft sichern konnten, zu sammeln.

In diesem neueren Briefe schrieb er nun, daß der Gesundheitszustand Emma's seine Rückkehr durchaus nöthig mache und daß er sich deshalb entschlossen habe, seinen Abschied aus den ihn wenig befriedigenden kaiserlich-brasilianischen Diensten zu nehmen und nach Europa zurückzukehren.

Diesem Entschlusse war auch schnell die That gefolgt. Er hatte sich, nachdem er seine Verhältnisse in Eile geordnet, mit seiner ganzen Familie eingeschifft und war in Brest angekommen. Herr von Schmidt hatte ihn auf seinen Brief benachrichtigt, wo sich Fritz und Eugenie befänden, und er hatte ihnen brieflich mitgetheilt, daß er zunächst mit den Seinigen sie in dem Tyroler Badeorte aufsuchen werde.

In Folge dessen hatte Fritz den Entschluß gefaßt, an seinen alten Freund Welffen, mit dem er stets in brieflichem Verkehr gestanden hatte und der jetzt Premierlieutenant in der preußischen Armee war, zu schreiben und ihn zu bitten, daß er sich Urlaub verschaffe, um an dem langersehnten Wiedersehen theilzunehmen. Welffen hatte geantwortet, daß er kommen werde, und in der That traf er auch bald nach dieser Antwort in Person ein.

Wenige Tage später langte Lorenzen mit seiner Familie an.

Emma war leidend, wie man auf den ersten Blick sah, aber ihr Zustand flößte doch nicht ernstliche Besorgnisse ein; die Hoffnung, alle Lieben in der Heimath wiederzusehen, hatte an dem Tage, an dem Lorenzen seinen Entschluß gefaßt, ihre Kräfte wieder gehoben. Auch ihre Kinder, die

sie unter Aufsicht der treuen Mulattin begleiteten, befanden sich im besten Wohlsein.

Wohl von noch lebhafterer Sehnsucht als sie war ihre Schwester nach Europa gezogen worden. Clara hatte, so oft es bei der weiten Entfernung die Umstände gestatteten, an Welffen geschrieben und von ihm Antworten erhalten, die sie seiner unwandelbaren Liebe versicherten, ihr aber keine sichere Hoffnung gaben, daß bald an eine dauernde Vereinigung zu denken sei. Bis auf diesen Punkt hatte sich auch Welffen in seiner neuen Stellung ganz glücklich gefühlt.

So hatten sich denn die lange Getrennten in jenem Badeorte wieder zusammengefunden und konnten sich ungestört der Freude des Wiedersehens und ihrer Erholung überlassen. Am Tage wurden die Bäder gebraucht und gemeinschaftliche Promenaden gemacht, und Abends versammelten sich Alle zum traulichen Zusammensein.

Um dieselbe Zeit traf in diesem Orte ein anderes Ehepaar ein, das durch sein Auftreten Aufsehen erregte.

Offenbar gehörte es der ersten Gesellschaft an und erfreute sich eines ansehnlichen Reichthums, denn es brachte eine für den Badeaufenthalt ungewöhnlich zahlreiche Dienerschaft, sogar eigene Equipage mit sich und hatte durch einen vorausgeschickten Kammerdiener eine wahrhaft fürstliche Wohnung miethen lassen. Man wußte bald aus der Badeliste, die ja täglich so viel Stoff zu interessanter Lektüre zu bieten pflegt, daß man es mit dem früheren dänischen Kapitain Herrn von Westergaard und seiner Gemahlin zu thun habe, ihre näheren Verhältnisse waren aber Niemand bekannt.

Der Kapitain mochte nahe an den Vierzigern stehn und war jedenfalls einmal ein hübscher Mann gewesen, jetzt sah er aber schon bedeutend älter aus, denn Haltung und Gesicht verriethen, daß er schnell und stürmisch gelebt haben

müsse. Er hatte auch jetzt noch etwas Militairisches und Vornehmes an sich, aber es lagen darin verachtender Hochmuth und die Blasirtheit eines Roués; er hatte noch schönes dunkles Haar, aber man wollte bald bemerkt haben, daß es gefärbt sei.

An vornehme Leute pflegt sich die Badegesellschaft immer gern bald zu drängen, aber diese hier machten gar nicht einen sehr anziehenden Eindruck, und überdies schienen sie einer vertrauteren Bekanntschaft auch aus dem Wege gehn zu wollen.

In den dunklen Augen des Kapitains lag auch etwas eigenthümlich Abstoßendes; bald senkten sie sich scheu zur Erde, bald wieder schienen sie auf eine trotzig und fast frech zu nennende Art herausfordern zu wollen; man hätte darauf wetten mögen, daß dieser Mann ein böses Gewissen habe oder daß ihn wenigstens das Unglück menschenfeindlich gestimmt habe.

In gesucht elegantem Civilanzuge sah man ihn auf der Promenade, allein oder in Begleitung seiner Frau, aber auch in diesem letzteren Falle schweigsam und verschlossen; außerdem erschien er Abends regelmäßig an der öffentlichen Spielbank, hielt die Augen nur starr auf die Karten gerichtet und setzte die bedeutendsten Summen ein; gewöhnlich verlor er, und so sehr er dann auch, um den guten Ton nicht zu verletzen, bemüht war, kaltblütig zu scheinen, konnte man in seinen Mienen doch lesen, wie mächtig und stürmisch die Leidenschaft in seiner Brust arbeitete.

Kurz, der Vielbeobachtete und die allgemeine Neugierde, aber nicht das Interesse Reizende war ein unheimlicher Mensch.

Die Liebenswürdigkeit seiner Gattin hätte die Gesellschaft vielleicht dennoch mit ihm versöhnen können, aber

leider war eine solche auch an ihr nicht zu bemerken, und sie machte fast denselben Eindruck wie er selbst.

Frau von Westergaard war eine große, sich mit Eleganz und Würde bewegende Frau, die immer noch recht schön genannt werden konnte, obgleich man ihr Alter auf die Mitte der Dreißiger schätzen mußte, aber sie sah ebenso düster und zurückweisend aus wie ihr Mann.

Die Leute meinten, daß wohl eine unglückliche Ehe so auf sie eingewirkt haben werde, und bedauerten sie deshalb, aber sie hatten keine Lust, sich ihr zu nähern, denn ihr strenger, finstrer Blick wies jeden Versuch dazu zurück. Auch sie pflegte den Kapitain fast allabendlich an den Spieltisch zu begleiten und verlor dann ebenso große Summen wie er, aber mit kalter, bitterer Ruhe.

Was die dienende Begleitung der Beiden anbetraf, so läßt sich darüber nicht viel sagen; Alle waren Franzosen, bis auf die Kammerfrau der Dame, ein ältliches Mädchen, das ebenso verschlossen und finster blickte wie ihre Gebieterin. So viel Mühe sich auch die Neugierigen gaben, sie hinterrücks über die Verhältnisse der Herrschaft auszuforschen, blieb dies doch ganz vergeblich; sie schien ganz den zähen Charakter, der die dänische Nation kennzeichnet, zu besitzen.

Wir brauchen unseren Lesern wohl nicht erst zu sagen, daß sie in dieser Person Johanna vor sich haben, das blindlings ergebene Werkzeug Frau von Stjernborgs bei dem Morde ihres Gemahls. Die Unglückliche hatte nie wieder eine ruhige Stunde seitdem gehabt, ihr Gemüthszustand war in eine Melancholie übergegangen, aus der Ida den Wahnsinn entspringen zu sehn fürchtete; — sie hegte diese Furcht natürlich nur deshalb, weil Johanna dann im irren Zustande ihr schreckliches Geheimniß hätte ausplaudern können, und schon oft hatte sie daran gedacht, sich ihrer um jeden Preis zu entledigen, aber vor einem zweiten Morde

schauderte sie doch zurück, und so zog sie vor, dieselbe in ewiger Seelenangst nicht von ihrer Seite zu lassen.

Die Ehe Westergaards und Ida's war wirklich eine sehr unglückliche gewesen, wie sich ja auch nicht anders hatte erwarten lassen können.

Einer betrachtete den Anderen mit mißtrauischem Auge und hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als daß er ihm Platz machen möge, — Ida, um diesen gefährlichsten Mitwisser ihres Geheimnisses nicht mehr fürchten zu brauchen, und er, um in den Vollbesitz ihres Vermögens treten zu können.

Freilich wirthschaftete er schon jetzt damit ganz nach seinem Belieben, aber eine gewisse Scheu hielt ihn doch ab, zu offen damit hervorzutreten. Uebrigens behandelte er sie auf das Rücksichtsloseste und ließ sie sein Uebergewicht in jeder Weise fühlen.

Er hatte stets das Spiel und die Frauen geliebt, jetzt trieb ihn die innere Unruhe immer weiter, sich dadurch zu betäuben; einmal hatte sie versucht, ihm dagegen Vorstellungen zu machen, aber er hatte sie damit in der rohesten Weise abgewiesen. Die Wirthschaft auf Achteby hatte er bald den Händen eines Verwalters übergeben, und wäre dieser nicht zufällig ein redlicher Mann und Ida's Vermögen nicht so unerschöpflich gewesen, so hätte ihr Ruin vielleicht schon nahe vor der Thür gestanden.

Das Paar, dem das böse Gewissen auch auf Achteby Gefahren vormalte und dem der Aufenthalt auf dem Schlosse durch die Erinnerung unerträglich gemacht wurde, entschloß sich endlich, auch diesen Ort gänzlich zu verlassen und auf fortwährenden Reisen Zerstreuung zu suchen. Ihr baares Vermögen hatten sie bereits auf der Londoner Bank angelegt, so daß sie es, wenn die Flucht nöthig werden sollte, in jedem Augenblicke erheben konnten, ihrem Umherziehen in der Welt stand also Nichts im Wege.

Der Plan wurde schnell in das Werk gesetzt, und sie verbrachten von da ab gewöhnlich den Sommer in besuchten Badeorten des Festlandes, den Winter in den europäischen Hauptstädten. Jeder von ihnen ging seinen eigenen Launen nach; nur in einer stimmten sie überein, am Spieltische Vergnügen oder vielmehr eine Aufregung zu suchen, welche die noch viel größere andere des Gewissens wenigstens momentan verdrängen konnte; denselben Zweck hatte dieses ganze unstäte Wanderleben.

Westergaard und seine Gemahlin hatten keinen Ahnung davon, daß sich Lorenzen und dessen Familie in diesem Jahre ebendaselbst befinden könnten, wohin sie zogen; in ihrer jetzigen Gemüthsstimmung würden sie ihnen vielleicht doch aus dem Wege gegangen sein, denn die alten Gefühle der Rachsucht gegen sie hatten sich natürlich in der langen Zeit der Trennung abgestumpft. Da Jene auch viel früher als sie eingetroffen waren und sie selbst zu wenig Interesse an der Gesellschaft nahmen, als daß sie die alten Badelisten noch einmal angesehen haben sollten, erfuhren sie jetzt noch nicht einmal ihre Anwesenheit. Andererseits aber waren die glücklichen Wiedervereinigten viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf Alles, was außerhalb ihres Kreises lag, zu achten, auch sie hatten sich von der großen Gesellschaft ganz zurückgezogen.

Unweit des kleinen Städtchens oder Fleckens, der dem Bade seinen Namen gegeben hatte, befand sich ein reizend gelegener Punkt, nach dem die Kurgäste, welche weniger geräuschvolle Vergnügungen liebten, als sie die Promenade und die Gesellschaftssääle darboten, hin und wieder Partien machten.

Es war ein bewaldeter Hügel mit einer alten romantischen Schloßruine, von deren halbverfallenem Thurme sich eine weite, herrliche Umsicht auf Wald- und Wiesengrün,

das Städtchen und einzelne Dorfhütten, einen spiegelklaren Landsee und in weiterer Ferne auf die Gletscher der Tyroler Alpen eröffnete. An schönen Tagen, wenn die Sonne ihre Strahlen auf die wechselvollen Farben dieser friedlichen und doch durch ihren Hintergrund der Großartigkeit nicht entbehrende Landschaft warf, bot sie ein das Auge entzückendes und das Herz im höchsten Grade befriedigendes Bild dar.

Besonders Emma hatte diesen Platz sehr liebgewonnen, und ihre Freunde, die der noch immer leicht Leidenden gern jeden Wunsch erfüllten, begleiteten sie oft dahin. Man trennte sich dann wohl in kleinen Gruppen, wie sie Zufall oder Absicht gerade zusammenführte, und pflegte sich dann auf dem Platze an der Ruine wieder zusammenzufinden, um dort, wo sich ein kleines Wirthshaus etablirt hatte, Vormittags ein Frühstück oder Nachmittags den Kaffee einzunehmen. Wenn die Männer dann noch irgend eine Abhaltung hatten, ließen sie die Frauen vorangehen und kamen später nach.

An einem sonnigen Vormittage war es wieder ebenso gewesen.

Etwa auf der halben Höhe des Hügels, zu der ein breiter Weg von künstlicher Anlage hinaufführte, fühlte Emma sich ermüdet und bat ihre Schwester und Eugenie, voranzugehen, während sie auf einer am Wege stehenden Bank sich eine Weile ausruhen wolle, bis die bald erwarteten Männer anlangen würden. Jene fanden durchaus keinen Grund, sich zu weigern, denn wen hätte es in dieser ganz sicheren Gegend einfallen sollen, daß man irgend eine Gefahr laufen könne? Beide grüßten sie heiter und gingen plaudernd weiter; Clara führte die kleine Louise an der Hand, und Emma wies ihre Mulattin, die das jüngste Kind auf dem Arme trug, an, Jenen zu folgen. Sie wünschte eben, allein zu sein; es war eine bloße Laune von ihr, vielleicht ein

augenblickliches Herzensbedürfniß, sie wollte sich wieder einmal so recht ungestört in ihre Vergangenheit hineinträumen.

Die junge Frau hatte sich auf die Gartenbank niedergelassen, den Arm auf die Lehne gestützt und das Haupt in die Hand gelegt; so blickte sie starr auf den Boden nieder und wurde in ihren Träumereien, die, dem Ausdrucke ihres Antlitzes nach zu schließen, bald freudig bald wehmüthig sein mußten, durch Nichts gestört, denn zu der noch ziemlich frühen Tagesstunde war die Promenade im Wäldchen ganz unbelebt. Sie dachte an ihre Mädchenzeit, und außer manchem schmerzvollen Bilde, das der Trennung von Lorenzen galt, stellten sich ihr darin nur zwei häßliche entgegen, die der Gräfin Ida Mackenna und des Lieutenants Westergaard.

Da gerade schlugen sich nähernde Schritte an ihr Ohr, und, schnell erwachend, blickte sie auf.

Sie fuhr erschrocken zusammen. Träumte sie denn noch immer oder befand sie sich wieder in der Wirklichkeit? — gerade die beiden Personen, die sich so eben ihrer Erinnerung so unangenehm aufgedrängt hatten, der Lieutenant und die Gräfin, standen in einer Entfernung von kaum fünf Schritten vor ihr und schienen über dieses Zusammentreffen ebenso bestürzt als sie. Wie der Vogel von dem Blicke der Schlange, die er als seine Feindin kennt, gefesselt wird, so fühlte auch Emma sich durch die auf sie gerichteten Augen gebannt und war unfähig, sich zu erheben oder irgend eine Bewegung zu machen.

Die Mienen der Beiden erschienen ihr so fürchterlich kalt und düster, daß sie ihr Herz von Angst zusammengepreßt fühlte; es schien ihr, als drücke sich darin so viel Feindschaft und Drohung aus.

Nach Emma's Leiden war ihr Gemüthszustand noch nicht geeignet, eine bedeutendere Aufregung zu ertragen, und, einen

lauten Schrei ausstoßend, sank sie von der Bank herab ohnmächtig auf den Boden nieder.

Der Kapitain und seine Gattin traten schnell näher; in der That blickten sie auf die Leblose wie auf ein ihrer Rache preisgegebenes Opfer, ohne eine Hand zu ihrer Hülfe zu rühren; die Ueberraschung hatte auch sie aus der Wirklichkeit in den Traum der Vergangenheit zurückgeführt.

„Ist das ein Traum?" fragte Ida nur wit düster glühenden Augen.

Zum ersten Male seit langen Jahren tauchte die alte Leidenschaft, die sie für Lorenzen empfunden hatte, bei dem Anblick Derer, die ihrer Gewährung im Wege gestanden hatte, wieder in ihr auf; in diesem Momente hatte sie vergessen, daß sie Westergaards Gattin und die Mörderin ihres zweiten Gatten sei, nur der alte Groll gegen die glückliche Nebenbuhlerin loderte wieder in ihrem rachsüchtigen Herzen zu hellen Flammen auf.

Der Kapitain machte ebenso wenig Anstalt, der hülflosen Frau, die er einst seiner heißen Liebe versichert und die ihn durch Zurückweisung derselben so bitter gekränkt hatte, Beistand zu leisten; er erinnerte sich jetzt nur der schweren Beleidigung, die er ihrethalben durch Lorenzen erlitten hatte.

Er machte nur eine verächtliche Geberde, die seine Wuth recht gut hindurchblicken ließ, gegen sie und murmelte zwischen die zusammengebissenen Zähne hindurch:

„In der That ist es Dieselbe, der jener nichtswürdige Deutsche Dich opferte, und ich glaube wahrhaftig, daß er nicht ganz unrecht daran that."

Dabei wollte er ein bitteres Gelächter aufschlagen, aber dasselbe verstummte plötzlich und er wandte sich rasch um, denn eine schwere Hand hatte sich auf seine Schulter gelegt und eine vor Aufregung bebende Stimme fragte:

„Was soll das bedeuten, mein Herr? Eine Frau ruft um Hülfe, sie scheint derselben zu bedürfen, und Sie stehen kaltblütig dabei und scheinen sie obenein verhöhnen zu wollen.“

Lorenzen, der seinen beiden Freunden am schnellsten vorgeeilt war, da ihm eine dunkle Ahnung sagte, jener Schrei sei von Emma ausgegangen, — hatte er doch sogar ihre Stimme zu erkennen geglaubt — der aber, sobald er sie ohnmächtig am Boden liegend erblickte, keinen Blick auf Westergaard und Ida geworfen hatte und nur auf die Worte des Ersteren aufmerksam geworden war, Lorenzen hatte sich nicht enthalten können, die zornige Frage zu stellen, und zwei der erbittertsten Gegner, die sich seit langen Jahren nicht gesehen hatten, blickten sich nun in das Gesicht.

Die Ueberraschung war für Beide so groß, daß Westergaard weder eine Antwort zu geben vermochte, noch daß Lorenzen that, was er eigentlich beabsichtigt hatte, vor allen Dingen nämlich Emma zu Hülfe zu kommen; auch für die andere Dame, die bei seinem Erscheinen ganz erstarrt war, hatte er noch keinen Blick gehabt.

Ida war leichenblaß geworden, aber sie faßte sich doch zuerst. Sie beugte sich schnell über die Ohnmächtige, als ob sie hier Hülfe leisten wollte, theils um der Sache eine andere Wendung zu geben, theils in der unwillkürlichen Absicht, Lorenzen ihr Gesicht zu verstecken.

„Wir haben der alten noch eine neue Rechnung hinzuzufügen, Kapitain,“ sagte Lorenzen mit halberstickter Stimme; — „ich bin überzeugt, daß wieder eine Teufelei von Ihnen diesen Zustand meiner Frau verschuldet hat.“

Dabei ließ er Westergaard, der noch immer kein Wort der Erwiderung fand, los, hob Emma auf und legte sie auf die Gartenbank. Erst jetzt fiel sein Blick auf Ida.

Trotz der mit ihr vorgegangenen Veränderung erkannte er sie sogleich.

„Wir waren so eben im Begriff, Ihrer Frau Gemahlin zu Hülfe zu kommen," sagte die Dame, sich zu einem freundlichen Lächeln, das sehr unnatürlich ausfiel, zwingend; — „nur die Ueberraschung, sie nach so langer Zeit hier und in dieser Lage wiederzufinden, hatte unsere Thätigkeit auf einen Augenblick gelähmt."

„Sie auch hier, Frau Gräfin?" rief Lorenzen, sich an die Stirn fassend, als traue er kaum seinen Sinnen. „O dann bin ich um so fester überzeugt, daß es sich hier um ein Verbrechen handelte, das meine Dazwischenkunft noch rechtzeitig verhindert hat."

„Ein Verbrechen, mein Herr? Was wollen Sie damit sagen?" fragte Ida kreidebleich.

Sie war bei ihrem bösen Gewissen im ersten Augenblicke zu glauben geneigt, daß Lorenzen mehr von dem Tode des Kammerherrn wisse, als sich mit ihrer Sicherheit vertrug; war es vielleicht schon entdeckt und öffentlich geworden, suchte man bereits nach ihr, um sie zur Strafe zu ziehen?

Ihre augenscheinliche Betretenheit bestärkte nur Lorenzens Verdacht. Während er sich mit der Ohnmächtigen beschäftigte, winkte er Ida abwehrend mit der Hand zu und wandte sich an Westergaard mit zornfunkelnden Augen.

„Gehn Sie!" rief er heftig, — „gehn Sie Beide und lassen Sie die Augen dieser Frau beim Erwachen nicht wieder auf Sie fallen! Sagen Sie mir nur, wo ich Sie nachher finden kann, Kapitain Westergaard."

Der Letztere hatte sich indessen wieder erholt, und in seinem Gesichte spiegelte sich die Wuth nicht minder wie in dem Lorenzens.

„Ihr ungerechtfertigtes Benehmen an diesem Tage, wie unser früheres Renkontre," rief er, trotz eines abmahnenden Winkes seiner Gattin, — „macht mir diese neue Begegnung nicht weniger wünschenswerth als Ihnen."

Dabei nahm er rasch seine Karte aus dem Taschenbuche und warf sie in verächtlicher Weise auf die Bank. Dann reichte er Ida den Arm und führte sie davon; auch sie hielt es jetzt für angemessen, einen nichtachtenden und höhnischen Blick auf die Zurückbleibenden zu werfen.

Lorenzen achtete nicht mehr darauf; sein Blut kochte, aber seine ganze Thätigkeit wurde durch die Sorge für Emma in Anspruch genommen. Die Karte Westergaards steckte er indessen zu sich, um sie ihr nicht in die Augen fallen zu lassen.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe Emma wieder ein Lebenszeichen von sich gab und endlich die Augen aufschlug; dann fiel sie ihrem Mann schluchzend um den Hals und fragte angstvoll:

„Habe ich nur geträumt oder habe ich sie Beide vor mir gesehen?"

„Beruhige Dich zunächst, Du liegst ja an meinem Herzen, und dann sprich Dich darüber aus, was Du geträumt oder gesehen zu haben glaubst."

„Gräfin Mackenna und den Kapitain Westergaard."

„Und sie haben Dich zu beleidigen gewagt?"

Emma legte die Hand nachdenklich an die Stirn, dann erzählte sie, was ihr begegnet sei, daß ihr nur der bloße Anblick der Beiden und deren feindliche Blicke einen so großen Schrecken verursacht hätten.

Das entsprach nun allerdings nicht Lorenzens Vermuthungen, und er sah ein, daß er sich von einer Uebereilung habe hinreißen lassen, deswegen bedauerte er aber durchaus nicht, daß er Westergaard gezwungen habe, ihm die Revanche zu geben, die er von ihm fordern zu können meinte. Er haßte diesen Menschen glühend und dachte kaum daran, daß ihm selbst das Loos zufallen könne, von Jenem getödtet zu werden.

Von Westergaard gingen seine Gedanken wieder auf Ida über; er wußte noch Nichts von dem Tode ihres zweiten Mannes, noch viel weniger von der Art desselben, und er begriff nicht, in welchen Beziehungen sie zu dem Kapitain stehen könne.

Natürlich erwähnte er zu seiner Frau Nichts von dem kurzen Wortwechsel, den er mit den Beiden gehabt hatte, sondern sagte ihr nur, daß er sie ohnmächtig am Boden liegend gefunden, Jene aber gar nicht bemerkt habe. Er versuchte ihr den Glauben einzuflößen, daß ein bloßes Spiel aufgeregter Phantasie sie getäuscht haben müsse, aber dazu schüttelte sie den Kopf und beschwor ihn, sich vor diesen gefährlichen Feinden, deren Anwesenheit in dem Badeorte sie nicht für zufällig halten wollte, zu hüten.

Inzwischen waren Fritz und Welffen herangekommen, aber ebenfalls nicht dem Kapitain und der Gräfin begegnet, und auch sie bemühten sich, den Vorfall so wie Lorenzen zu erklären. Erst als der Letztere, sobald er einen geeigneten Augenblick dazu fand, ihnen die Karte Westergaard's zeigte, erstaunten sie über den sonderbaren Zufall, der nach so langer Zeit so viele durch weite Ferne Getrennte hier wieder vereinigt hatte. Zu dem beabsichtigten Renkontre schüttelten sie bedenklich den Kopf, mußten aber zugeben, daß es nun einmal unvermeidlich geworden sei; natürlich erboten sie sich, Lorenzen dabei als Zeugen zu dienen, was er auch dankbar annahm; den Frauen sollte Alles streng verschwiegen bleiben, obgleich die drei Freunde sich aber bemühten, durchaus heitere Gesichter zu zeigen, waren auch Eugenie und Clara durch ihre Mittheilung von dem Erlebten nicht wenig beunruhigt worden, und eine rechte Heiterkeit wollte an diesem Tage nicht mehr in der sonst so fröhlichen kleinen Gesellschaft aufkommen. Man begab sich schon frühzeitig nach Hause, und Welffen, der diesen Auftrag übernommen

hatte, schlich sich heimlich davon, um Zeit und Ort des Rendezvous mit Westergaard zu verabreden.

Als man nun, begierig zu erfahren, in welchem Verhältnisse der Kapitain und Ida zu einander ständen, nachträglich die bisher unbeachteten Badelisten durchsah, stieg das Erstaunen Aller darüber, sie als Ehegatten aufgeführt zu finden; Niemand glaubte indessen recht an die Wahrheit dieser Angabe, zumal Alle den aberteuerlichen und leichtfertigen Charakter der ehemaligen Gräfin Mackenna kannten. Was konnte sie indessen dieses Verhältniß kümmern? — die stolze Dame sank dadurch nur noch tiefer in ihren Augen.

---

## Zehntes Kapitel.

Ida, die eine aufmerksame Zeugin des zwischen Lorenzen und ihrem Manne Vorgefallenen gewesen war, konnte nicht daran zweifeln, daß das babsichtigte Duell stattfinden werde.

Im Grunde ihres Herzens freute sie sich darüber, obgleich sie sogar soweit ging, mit scheinbarer Verleugnung ihres Stolzes Westergaard den Vorschlag zu machen, daß sie sofort abreisen möchten. Der Kapitain, der, wie man weiß, als Soldat nie feige gewesen war, wies ein solches Ansinnen natürlich mit Entrüstung zurück.

Er war noch düsterer und tiefer in sich gekehrt als sonst, schien ihm doch ein Bewußtsein seiner Schuld, eine Ahnung zu sagen, daß das herbeigerufenene Gottesgericht — wenn man heute noch den Zweikampf so nennen kann — gegen ihn entscheiden werde. Es ist schon wiederholt er-

wähnt worden, daß er Emma Staffelt nie wahrhaft geliebt hatte, und jetzt, wo sie um so viele Jahre älter geworden war und an ihrer äußeren Erscheinung selbstredend eingebüßt hatte, konnte sie um so weniger einen Eindruck auf sein Herz oder seine Sinnlichkeit machen; das Gefühl der Rache, das er gegen sie hegte und ihrethalben auch gegen Lorenzen, hatte sich mit den Jahren aber nicht so ganz verloren, daß ihr Anblick es nicht wieder aufgefrischt haben sollte. Ueberdies hatte er nie den Säbelhieb Lorenzens vergessen, der ihn an dessen Hochzeitstage auf Schloß Achtebhy verwundet zu Boden gestreckt hatte. Deshalb wünschte er Nichts lebhafter, als seinen Gegner im Duelle zu tödten und sah demselben mit Ungeduld entgegen; daß Lorenzen keinen Versöhnungsversuch machen würde, wußte er bestimmt, und so hatte er sich denn sofort nach seiner Rückkehr in das Städtchen an einen ihm übrigens bisher unbekannten, zufällig hier der Badekur wegen anwesenden schwedischen Offizier gewandt und denselben ersucht, als halber Landsmann sein bei solchen Gelegenheiten üblicher Vertreter zu sein; der Schwede hatte auch bereitwilligst zugesagt und, da er nicht in Kapitain Westergaards näheres Vertrauen gezogen wurde, nicht weiter gefragt, was zu dem Streite Anlaß gegeben habe; er betrachtete sein Amt nur als eine Cavalierspflicht.

An demselben Nachmittage noch fand sich Welffen bei Kapitain Westergaard ein und stellte sich ihm als Unterhändler seines Freundes Lorenzen vor. Der Kapitain wies ihn sehr höflich an den Schweden, und es wurde nun festgestellt, daß die beiden Gegner mit ihren Zeugen und einem Arzte anderen Morgens um sechs Uhr bei der Schloßruine auf dem Waldhügel sich treffen sollten, um auf fünf Schritt Barriere drei Kugeln zu wechseln.

Mit der instinktmäßigen Ahnung, die man gerade bei

Frauen so oft findet, beobachtete, obgleich die ganze Sache so geheim gehalten worden war, daß ihr nicht das Mindeste davon hatte zu Ohren kommen können, Emma ihren Gatten; sie hielt es für ganz unmöglich, daß er, nachdem er bisher so oft seinem glühenden Hasse gegen Westergaard in Worten Ausdruck gegeben hatte, jetzt, wo er wußte, daß derselbe sich mit ihm an einem und demselben Orte befinde, sich ganz passiv verhalten solle; sie wagte indessen keine Frage an ihn zu richten, um nicht etwa dadurch selbst Gedanken, wie sie befürchtete, in ihm zu erwecken. Seine große äußere Ruhe trug auch zu der ihrigen bei, er hatte nur beiläufig gegen sie geäußert:

„Sprechen wir gar nicht mehr von diesen Leuten, die nur unsere Verachtung verdienen; es liegen zu lange Jahre zwischen Damals und Heute, als daß es sich der Mühe lohnte, von ihnen Rechenschaft für das Böse zu verlangen, das sie uns angethan haben oder wenigstens anzuthun beabsichtigten."

Und Emma hatte gern geschwiegen.

Absichtlich hatten die drei Männer es so einzurichten gewußt, daß man am Abend sehr lange beisammen blieb und eine der mehr ermüdenden als amüsirenden öffentlichen Vergnügungen aufsuchte. Dieses Mittel hatte seinen Zweck nicht verfehlt; die Frauen lagen am anderen Morgen noch im tiefen Schlafe, als sie sich von ihnen fortstahlen.

Lorenzen, der in der ganzen Nacht kein Auge geschlossen hatte, erhob sich leise; als er an das Bett seiner sanft und sorglos schlummernden Gattin trat, konnte er sich doch nicht der wehmüthigsten Gefühle erwehren. Würde er sie und die Kinder, die ihm so eng an das Herz gewachsen waren, je wiedersehen?

Er ging einem ernsten, folgeschweren Tagewerke entgegen; der Zufall konnte sein geliebtes Weib zur Wittwe,

seine angebeteten Kinder zu Waisen machen. Am Tage und in den Abendstunden, wo das Leben und Treiben der Welt noch um ihn herrauschte, hatte er die Folgen des Schrittes, den er gethan, sich nicht mit so düsteren Farben ausgemalt, wie sie sich in den letzten Stunden dargestellt hatten; es schien ihm ja auch mehr das Verhängniß als der überlegte Wille, der ihn getrieben hatte, den Streit mit Kapitain Westergaard zu suchen.

Leise küßte er die herabhängende Hand Emma's und ein tiefschmerzlicher Blick war vielleicht das letzte Lebewohl für sie; dann küßte er ebenso vorsichtig die Kinder und schlich sich hinaus, um sich anzukleiden. Einen Abschiedsbrief an Emma hatte er bereits Tags zuvor geschrieben und seinem Schwager Fritz zur Bestellung eingehändigt.

Die drei Männer vereinigten sich mit ernstem Blicke und stummen Händedrucke; sie alle empfanden das Drückende dieser Situation tief, aber sie waren auch Männer, die dem Tode schon zu oft in das Auge geblickt hatten, um vör dem Augenblicke, der ihn mit sich führen könnte, bang zurückzuschrecken.

Wenn der Himmel noch so klar ist, so wird er für Die, welche einen solchen Gang antreten, doch immer seinen Glanz verloren haben, und wenn der herzloseste Roué in solchen Augenblicken spottet, so kann man sich für versichert halten, daß ihm der Scherz nicht aus dem Herzen kommt; ein edles und tapferes Herz ist dessen nicht fähig. Unsere drei Freunde hatten solche edlen unverzagten Herzen, aber ein Lächeln trat doch nicht auf ihr Gesicht, kein scherzendes Wort auf ihre Lippen; sie waren ernst und schweigsam.

Diese ernste Gemüthsstimmung noch zu erhöhen, war der Herbstmorgen übrigens trübe und unfreundlich. Die regenschweren Wolken hingen tief nieder und entsandten zuweilen einzelne kalte Tropfen zur Erde, ziemlich starker

Nebel verhinderte die freie Aussicht auf die herrliche Gegend, die noch Tags zuvor im hellsten Sonnenscheine gelächelt hatte. Es war eine düstere Scenerie, die sich um sie her entrollte, ganz geeignet, einem so blutigen Schauspiele, wie sie entgegensahen, zur Staffage zu dienen.

Zwischen ihnen und dem Arzte, der sich ihnen angeschlossen hatte, wurden nur wenige Worte gewechselt. In einiger Entfernung, um jedes Aufsehen in dem größtentheils noch schlummernden Städtchen zu vermeiden, folgte ein geschlossener Wagen. Wen sollte er leblos oder zum Tode verwundet auf demselben Wege wieder zurückführen?

Als man auf dem Rendezvousplatze angekommen war, begann sich der dichte Nebel etwas zu heben; es blieb aber immer noch trübe genug, um dem beabsichtigten Vorhaben eine düstere Romantik zu leihen.

Kapitain Westergaard und sein Sekundant, der Schwede hatten nicht auf sich warten lassen; sie waren bereits seit einer Viertelstunde auf dem Platze, der unmittelbar an der Ruine, von Bäumen und Gebüsch dicht umgeben, lag; auf der anderen Seite, kaum zweihundert Schritte entfernt, stand das vorerwähnte Wirthshaus, die Bewohner desselben aber lagen noch in tiefem Schlafe und träumten zweifellos nicht davon, was sich um diese Zeit in ihrer nächsten Nähe zutragen sollte.

Die beiden Parteien grüßten sich höflich, aber stumm. Kapitain Westergaard ging, in seinen Mantel gehüllt und eine Cigarre rauchend, wodurch er wahrscheinlich seine Unbefangenheit an den Tag legen oder sich selbst beruhigen wollte, auf und nieder; er hatte eine spöttische Miene angenommen, durch dieselbe brach aber nur zu deutlich der Ausdruck seiner inneren Unruhe hervor.

Man dachte nicht mehr an Vermittelungsversuche, denn die beiden Gegner hatten von vorn herein mit der größten

Bestimmtheit erklärt, daß sie darauf nicht eingehen könnten; überdies kannte der Schwede die Verhältnisse auch nicht einmal, welche die gegenseitige Erbitterung herbeigeführt hatten.

Die Vorbereitungen zu dem Kampfe wurden stillschweigend vollzogen, Die Sekundanten schritten die Entfernungen ab, mit einem Zwischenraume von fünf Schritten wurden die sogenannten Barrieren errichtet, d. h. einfach zwei Stöcke in den feuchten Moosboden gesteckt, von jeder dieser Barrieren weitere fünf Schritte entfernt die Stellungen der Kämpfer bezeichnet. Dann luden sie gemeinsam die Pistolen und boten sie, mit einem Taschentuche verdeckt, Lorenzen zur Auswahl an; Kapitain Westergaard ergriff das andere Pistol und warf seine Cigarre fort. Er und Lorenzen traten sich gegenüber.

Ein Blick des tödtlichsten Hasses aus den Augen Westergaards belehrte seinen Gegner nur zu gut, daß er einen Feind vor sich habe, dessen glühendster Wunsch es sei, ihn zu tödten; er begnügte sich, diesen Blick mit einem anderen ruhigen Stolzes zu erwidern. Er wandte sich noch einmal zu Fritz und Welffen um und drückte ihnen stumm die Hand; es war dies gleichzeitig der Abschied von Allen seinen Lieben. Ebenso würdevoll wie Lorenzen, ebenso niedrig erschien Westergaard in diesem letzten Augenblicke vor der Entscheidung, eine Bemerkung, die sich allen Zeugen aufdrängen mußte, selbst dem schwedischen Offizier, der nothgedrungen seine Partei ergriffen hatte. Die Leidenschaft entstellte sein Gesicht, der böse Dämon der Seele spiegelte sich in ihm wieder.

Für Diejenigen unserer Leser, welchen die Formen eines Zweikampfes unter den obwaltenden Bedingungen unbekannt sind, diene zur Erläuterung, daß auf ein gegebenes Kommando beide Gegner auf die ihnen gesteckten Grenzen oder

Barrieren zugehen und daß dabei jedem von ihnen freisteht, den ersten Schuß zu thun; hat er denselben gefehlt, so hat der Andere allerdings das Recht, bis an die Barriere hinanzutreten, dem Gegner also bis auf eine Entfernung von fünf Schritten sich zu nähern und dann auf den jetzt Wehrlosen zu feuern, aber ein Mann von wahrer Ehre wird sich wohl schwerlich zu einem so barbarischen Morde entschließen können, sondern lieber seinen Schuß unmittelbar nach dem des Andern abgeben.

Welffen hatte das Kommandiren übernommen, während Fritz seinem Schwager sekundirte; etwa fünfzig Schritte davon breitete der Arzt seine Instrumente auf einem über den Boden gedeckten weißen Tuche aus, und am Fuße der Anhöhe hielt der Wagen, welcher den Getödteten oder Verwundeten zurückschaffen sollte.

Es war eine Pause peinlicher Erwartung eingetreten; die beiden Gegner hielten ihre Waffen noch gesenkt, aber sie blickten einander fest und drohend in die Augen.

„Alles bereit?“ fragte Welffen, dessen Stimme man doch ein leises Beben anhören konnte, obgleich er sich äußerlich ebenso kalt, wie alle Uebrigen zeigte.

„Alles bereit!“ antworteten die Sekundanten mit einer Stimme.

„Ich erinnere Sie an Auenbüll und Satrup, Kapitain Westergaard,“ sagte Lorenzen in ruhig festem Tone.

Westergaard gab keine Antwort, aber man sah, wie er sich auf die Lippen biß und blässer wurde.

Das Kommando zum Avanciren erfolgte.

Beide Duellanten erhoben ihre Pistolen und richteten sie auf einander, sich immer fest in den höher aufflammenden Augen behaltend. Westergaard schien — wohl nicht aus Feigheit, sondern aus Berechnung — etwas zu zögern,

Lorenzen schritt rasch vorwärts und feuerte schon beim zweiten Schritte.

Der Kapitain stand fest wie eine Mauer, nnd noch deutlicher als zuvor sah man das höhnische Lächeln um seine Lippen spielen. Lorenzen, der ebenfalls bleicher geworden war, legte den Rest des Weges, den er zu machen hatte, bis an die Barriere schnell zurück; er zitterte nicht, während er so seine wehrlose Brust dem Gegner darbot, der sich ein besonderes Vergnügen daraus zu machen schien, ihn auf die Folter der Erwartung zu spannen, denn er näherte sich nur langsam.

Fünf Schritte von Lorenzen entfernt blieb er stehen, zielte bedächtig und drückte ab.

Dieses Benehmen, das so wenig dem eines Ehrenmannes entsprach, hatte alle Anwesenden empört, aber Niemand war im Stande, dagegen einzuschreiten, — Westergaard befand sich in seinem vollen Rechte. Obgleich diese Scene nur ein Paar Sekunden erforderte, war sie doch so spannend gewesen, daß alle Zeugen ihren Athem stocken fühlten und erbleicht waren; nur der Schwede hatte eine Verwünschung, die offenbar dem ehrlosen Verhalten Westergaards galt, zwischen den Zähnen gemurmelt.

Kapitain Westergaards Schuß war gefallen und sein höhnisches Lächeln dabei zu einem triumphirenden geworden, aber unmittelbar darauf erfolgte auch ein unwillkürlicher Ausruf aller Anwesenden, der ihr freudiges Erstaunen ausdrückte.

Lorenzen stand noch ebenso fest wie vorher sein Gegner und warf dem letzteren einen verächtlichen Blick zu, worauf er sich ohne Weiteres zu seinem Sekundanten Fritz umwandte und diesem das abgeschossene Pistol reichte, damit er dasselbe von Neuem lade.

Es mußte wie eine besondere Fügung Gottes erscheinen,

daß die Kugel Westergaards, den man, seinem Stande nach, seiner Hand doch für ganz sicher halten konnte, auf eine so kurze Entfernung Lorenzen verfehlt hatte, oder hatte das böse Gewissen seine Hand zittern lassen?

Einen Augenblick starrte er ungläubig den noch lebend vor ihm Stehenden an, dann entstellte sich sein Gesicht in noch grimmigerer Wuth und er trat von der Barriere, einen leisen Fluch ausstoßend, fort. Er hatte die Augen zu Boden gesenkt, als schäme er sich vor den Uebrigen seines Benehmens; würde er sie aufgeschlagen haben, so hätte er leicht bemerken können, wie sich in ihrer Aller Mienen Mißbilligung und Verachtung in der That ausdrückte.

Auch jetzt wurde jeder übliche Vermittelungsversuch von beiden Seiten kurz zurückgewieseu; die beiden Gegner waren noch viel erbitterter als zuvor auf einander, was sich deutlich in ihren funkelnden Augen und zusammengepreßten Lippen aussprach.

„Sei vorsichtiger," flüsterte Fritz seinem Schwager zu, als er ihm wieder die geladene Waffe in die Hand gab. „Avancire nicht so schnell und gieb Deinen Schuß nicht eher ab, als bis Du ihn sicher auf dem Korne hast; Du siehst ja, daß Du ihn durch Dein entschlossenes Vorgehen nicht dekontenanciren kannst, und ich stehe Dir dafür, daß er die Gemeinheit, mit der er sich soeben benommen hat, wiederholen wird."

Die Duellanten standen wieder auf ihren Plätzen; das gefährliche Spiel war im Begriff, zum zweiten Male zu beginnen. Wer hätte glauben sollen, daß Westergaard wagte, das Auge wieder ebenso kühn und fest auf seinen Gegner zu heften? — und doch geschah dies, und verdoppelte Wuth glühte darin.

Als das Kommando Welffens zum Avanciren wiederum erfolgte, bewahrte Lorenzen, sei es nun aus Ueberzeugung

oder aus Vergeßlichkeit, wieder dieselbe Taktik, die er vorher angewandt hatte, des schnellen Avancirens nämlich; aber auch Westergaard, vielleicht von seiner Erbitterung fortgerissen, bewahrte dieses Mal nicht seine Kaltblütigkeit, sondern ging schnell vor.

Auf halbem Wege feuerten Beide zu gleicher Zeit.

Man sah in demselben Momente, wie der Kapitain das Pistol fallen ließ und sich mit beiden Händen nach der Brust griff; er schwankte einen Augenblick hin und her, sein Kopf sank auf die Brust nieder und er stürzte rücklings auf den Boden nieder, ehe noch Jemand hinzuspringen konnte, um ihn in den Armen aufzufangen.

Lorenzen war an dem Platze, von dem aus er gefeuert hatte, stillgestanden; er schien und war in der That auch ganz unverletzt geblieben.

Als er seinen Gegner stürzen sah, drückte sich durchaus kein Triumph in seinen Mienen aus, vielmehr flog der Ausdruck schmerzlicher Bewegung darüber hin, dann wurden sie wieder ernst und kalt. Indessen trat er nach kurzem Zögern zu der kleinen Gruppe, die sich um den Gefallenen gebildet hatte.

Der Arzt eilte mit seinen Instrumenten herbei und kniete neben dem auf den Boden Liegenden nieder, um die Wunde in der rechten Brust, aus der langsam das Blut floß, zu untersuchen.

Westergaard lag todtenbleich und mit geschlossenen Augen da; er gab kein Lebenszeichen von sich. Während man ihm Rock und Weste öffnete und der Doktor die Untersuchung begann, sprach Niemand ein Wort. Fritz wandte sich zu seinem Schwager, der sich etwas zurückgezogen hielt, allein um und reichte ihm stumm, aber mit besorgtem Blicke die Hand.

Lorenzen war sehr bleich geworden und, die Achseln zuckend, flüsterte er nur Fritz zu:

„Ich konnte nicht anders handeln, — dieser Mensch hatte mich und Emma zu schwer beleidigt.“

Fritz nickte beistimmend.

„Ist er todt?“ fragte Lorenzen nach einer Weile wieder mit gepreßter Stimme.

„Nein, er lebt, aber es ist nicht allzuviel Hoffnung für ihn vorhanden,“ entschied der Arzt, nachdem er seine Untersuchung mit der Sonde beendigt hatte, und schickte sich an, die Kugel aus der Wunde zu ziehen.

Lorenzen seufzte aus erleichterter Brust auf.

„Es ist doch ein anderes Ding,“ sagte er leise, sich zu seinem Schwager wendend, — „einen Menschen im Duell als auf dem Schlachtfelde zu tödten; ich wünschte wohl, daß er mit dem Leben davonkäme.“

Man hatte allseitig ebenso viel Theilnahme für Lorenzen als den schwerverwundeten Westergaard. Der Schwede drückte Ersterem die Hand und sagte ihm:

„Machen Sie sich in diesem Falle keine Sorgen, denn Sie hätten da ohne Zweifel einen schlechten Menschen aus der Welt geschafft.“

Indessen arbeitete der Arzt emsig fort, wobei der Verwundete durch schwache Bewegungen und schmerzliches Zucken im Gesichte Lebenszeichen von sich gab, und brachte die Kugel glücklich aus der Wunde. Westergaard fiel dann in seine todtenähnliche Erstarrung zurück und wurde nun von allen Anwesenden mit größter Vorsicht nach dem nahen Wirthshause gebracht und von da, mit Hülfe der erschrockenen Leute, auf einer Bahre nach dem am Fuße des Hügels wartenden Wagen geschafft. Der Schwede eilte voran, um Frau von Westergaard von diesem sie so nahe betreffenden Ausgange des Kampfes auf schonende Weise in Kenntniß

zu setzen, Welffen und der Doktor begleiteten den Verwundeten, und Lorenzen und Fritz kehrten auf einem anderen Wege nach dem Flecken zurück, in dem, wie sich erwarten ließ, die Sache kein geringes Aufsehen machen würde.

Es ließ sich mit Bestimmtheit annehmen, daß die Behörden nicht schweigen könnten und daß sie alsbald zur Verhaftung des glücklicheren Duellanten schreiten würden; Lorenzen mußte deshalb daran denken, sich in Sicherheit zu bringen; auf dem Rückwege berathschlagte er mit seinem Schwager darüber.

Fritz war der Ansicht, daß nichts Besseres zu thun sei, als daß sie Alle insgesammt sofort nach dem Gute Herrn von Schmidts abreisten, und Lorenzen, der für seine fernere Zukunft noch keinen bestimmten Plan hatte entwerfen können, blieb nichts Anderes übrig, als in diesen Vorschlag zu willigen. Vorläufig nahm ihn vorzüglich die Frage in Anspruch, wie seine inzwischen gewiß erwachte Gattin seine Abwesenheit von Hause zu so früher Stunde aufgenommen haben würde, und er mußte, wenn sie die Wahrheit vermuthete, das Schlimmste bei ihrem leidenden Zustande für sie fürchten.

Inzwischen hatte sich in dem Flecken Anderes begeben.

Wie gesagt, wünschte Ida, die recht gut wußte, daß an diesem Morgen das Duell stattfinden werde, denn Westergaard war zu sehr von ihrer Lieblosigkeit überzeugt, um Anstand, ihr dies mitzutheilen, genommen zu haben, Nichts mehr, als daß ihr Mann nie zurückkehren möge; um diesen Preis hätte sie vielleicht sogar Lorenzen die ihr in früherer Zeit zugefügte Kränkung verzeihen können. Da der Ausgang aber doch ungewiß war, fühlte sie sich durchaus noch nicht befriedigt durch eine bloße Hoffnung,

Es hätte ihr andererseits allerdings auch einige Befriedigung gewährt, wenn Lorenzen in dem Zweikampfe gefallen wäre, aber das war ebenso ungewiß, und sie suchte

in ihrem intriguanten, rachsüchtigen Sinne nach irgend einer Sicherheit.

Da kam ihr der teuflische Gedanke, ihre alte Rachsucht gegen Lorenzen und Emma auf einmal dadurch zu befriedigen, daß sie die Letztere von dem zur Zeit stattfindenden Duelle in Kenntniß setzte. Das Aussehen der jungen Frau bei der Begegnung in dem Wäldchen und deren Ohnmacht bei ihrem und Westergaards Erblicken, wie überhaupt ihr Aufenthalt in dem Badeorte rechtfertigten die Vermuthung, daß Emma's Nervensystem leicht auf gefährliche Weise zu erregen sei. Die plötzliche Nachricht, daß Lorenzen in einem Duelle sein Leben auf das Spiel setze, mußte sie auf das Höchste erschrecken und konnte die bedenklichsten Folgen herbeiführen. Das aber eben wollte Ida. Mochte Emma auch dem Schrecken und der Angst unterliegen, was kümmerte es sie? Niemand hätte behaupten können, daß sie ihre Mörderin geworden sei; sie konnte sich ja damit entschuldigen, daß die Besorgniß um das Leben des eigenen Mannes sie zu diesem Schritte getrieben habe. Dieser Schlag mußte aber auch Lorenzen, an dem sie noch ihre Revanche zu nehmen hatte, auf das Schmerzlichste treffen, hatte sie doch an seinem ganzen Benehmen gegen die Ohnmächtige gesehen, daß er seine Frau noch immer zärtlich liebe, und diese Bemerkung hatte ihr, so wenig sie es sich auch selbst gestehen wollte, einen empfindlichen Stich in das Herz gegeben.

Kurz entschlossen, wie immer, setzte Ida sich nieder und schrieb an Emma, deren Wohnung sie leicht aus den Badelisten ersehen hatte. Sie stellte die Worte so, daß die arme Frau dadurch die tiefste Seelenqual erleiden mußte, und forderte sie auf, entweder sofort allein oder mit ihr, deren alte Freundschaft sie leider verkannt zu haben scheine, an den Ort des blutigen Rendezvous zu eilen, um dasselbe, wenn es nicht schon, wie sie fürchtete, zu spät dazu sei, zu

verhindern. Dieses Schreiben sandte sie mit einem expressen Boten, der die Weisung erhielt, es mit der Dringlichkeit der Sache zu entschuldigen, daß sie schon in so früher Morgenstunde störe, an Emma ab.

Dann traf sie alle Vorbereitungen zu ihrer schleunigen Abreise, falls Westergaard wirklich gefallen sei; der Kammerdiener hätte ja dann in Betreff seiner Bestattung alles Weitere veranlassen können, und sie fürchtete doch, daß Lorenzen ihre Absicht durchschauen und sie zur Rechenschaft ziehen könne. Wenn Alles nach ihrem Wunsche ging und der Schlag traf, dann war ihre Rachsucht an drei Personen auf einmal befriedigt.

In fieberhafter Ungeduld erwartete sie das Resultat sowohl des Duelles als des so eben abgesandten Briefes.

---

## Eilftes Kapitel.

Emma war bald nach der heimlichen Entfernung ihres Gatten zufällig aus dem Schlafe erwacht und war nicht wenig erstaunt, ihn zu vermissen. Die Ahnung, daß etwas Besonderes, mit der Anwesenheit Westergaards und seiner Gattin im Zusammenhange Stehendes vorgefallen sei, kam ihr sogleich, und ruhelos kleidete sie sich schnell an, um sich bei ihrer Schwester und Eugenien Rath zu holen.

Das ganze kleine Haus war in Bestürzung; auch Fritz und Welffen fehlten; Niemand hatte sie fortgehen gehört und gesehen.

In diesem Augenblicke der Aufregung traf der Brief Frau von Westergaard ein, und man wird sich leicht vor-

stellen können, welch' erschrecktes Staunen die Bestellung des Boten allein erregte.

Emma erbrach das Schreiben mit fliegenden Händen, und kaum hatte sie einen Blick hineingeworfen, so stieß sie einen furchtbaren Schrei aus und brach ohnmächtig zusammen. Eugenie und Clara sprangen ihr zu Hülfe, und während die Letztere alle in solchen Fällen gebräuchlichen Mittel anwandte, nahm Erstere den Emma's Händen entfallenen Brief auf und las ihn laut vor.

„Mein Gott, mein Gott! was ist da zu thun?" jammerte Clara, die gar nicht daran zweifelte, daß Welffen ebenso tief in diesen Streit verwickelt sei und dieselbe Gefahr laufe wie Lorenzen, während Eugenie dasselbe für ihren Mann fürchtete.

Sie hatte sich am ersten gefaßt.

„Deine Schwester kann Dich jetzt nicht entbehren, Du darfst sie nicht verlassen und, wenn sie erwacht, nicht leiden, daß sie aus dem Hause geht," sagte sie hastig zu Clara. „Lasse mich für uns Alle handeln."

„Du wolltest —"

„Ich werde allein nach jenem Platze hinauseilen; Gott wird mir Kraft dazu geben und die Worte in den Mund legen, welche die aufgeregten feindlichen Gemüther wieder beruhigen und versöhnen."

Die entschlossene junge Frau hatte, ehe Clara noch eine Antwort geben konnte, schon das Zimmer verlassen, war in das ihrige geeilt und nahm dort schnell Hut und Shawl. Dann stürzte sie aus dem Hause, und ohne darauf zu achten, daß ihr schneller Gang und ihre noch etwas derangirte Toilette zu dieser frühen Stunde bei den ihr Begnenden Aufsehen erregte, schlug sie den nächsten nach dem Ruinenberge führenden Weg ein.

„Wenn ich nur nicht zu spät komme!“ war ihr einziger Gedanke, der sie rastlos vorwärts trieb.

Dieser nächste Weg führte über eine große Wiese, die sich von dem äußersten Rande des Fleckens bis an den Fuß des bewaldeten Hügels erstreckte, und bestand nur in einem schmalen Fußstege. Das Gras war von dem Morgenthau und dem feinen Sprühregen vollständig durchnäßt worden, aber obgleich sich Eugenie nicht einmal Zeit gelassen hatte, ihre Morgenschuhe mit einer anderen Fußbekleidung zu vertauschen, achtete sie doch nicht darauf.

Plötzlich erblickte sie auf demselben Wege, vom Ruinenberge her ihr entgegenkommend, zwei Männer; die Entfernung war noch zu groß, als daß sie dieselben deutlich hätte erkennen können; dennoch zweifelte sie nicht, daß sie zu Denen gehörten, die bei dem Duelle betheiligt gewesen.

Unnennbare Angst schnürte ihre Brust zusammen, und die Füße drohten ihr den Dienst zu versagen. Wer waren diese Zwei, wo waren die Uebrigen? — Hätte eine Versöhnung stattgefunden, so würde, aller Vermuthung nach, die ganze Gesellschaft zusammen zurückgekehrt sein, — eine Versöhnung mit Kapitain Westergaard war ja aber auch kaum möglich, dazu kannte sie zu gut den Charakter Lorenzens und ihres Mannes. Ihr eignes Erscheinen auf dem Kampfplatze hätte höchstens einen Aufschub des Duells veranlassen können, aber auch damit wäre sie vorläufig schon zufrieden gewesen.

Sie kam also wirklich zu spät! Das Duell hatte bereits stattgefunden! — Die Rückkehr jener Beiden sagte es ihr. Ihr Herz zitterte und sie mußte die Hand fest darauf pressen, um es gewaltsam zu beruhigen. Dann flog sie, ihre Schritte verdoppelnd, wieder weiter, Jenen entgegen.

Endlich wurde es ihr möglich, sie zu erkennen. Ihr Herz hätte laut aufjubeln mögen: sie waren Lorenzen und

ihr Fritz. An den armen Welffen dachte sie in diesem Augenblicke gar nicht mehr.

Sobald Eugenie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Der, der ihr das Liebste auf der Welt war, wohlbehalten sei, schwanden ihr auch die über Gebühr angestrengten Kräfte. Sie konnte nicht mehr weitergehen, und da sie wußte, daß Jene sie auf diesem Wege doch finden müßten, setzte sie sich auf einen Grenzstein nieder, der an letzterem aufgestellt war. Ihre Thränen brachen unaufhaltsam hervor.

Lorenzen und Fritz hatten wohl die ihnen in so großer Hast entgegenkommende Frau bemerkt, aber sie waren weit davon entfernt, in ihr Eugenien zu erkennen. Jener Frau Benehmen war aber so auffällig, daß sie ihre Schritte beschleunigen zu müssen glaubten.

„Beim Himmel — Eugenie!" rief Fritz plötzlich erbleichend, denn er hatte Hut und Shawl seiner Frau erkannt, und lief nun, so schnell er konnte, auf sie zu.

Lorenzen folgte ihm auf dem Fuße, er begriff, daß die Frauen Nachricht von dem Duelle erhalten haben müßten, und damit drängte sich ihm die höchste Angst auf, welchen Eindruck dieselbe auf Emma gemacht haben müsse.

Fritz schloß seine weinende und kaum eines Wortes mächtige Frau in seine Arme, bestürmte sie mit Fragen über die Absicht, die sie hierhergeführt habe, und beschwor sie um eine Antwort.

„Es ist jetzt Alles gut," erwiderte sie endlich unter Schluchzen, an seinem Halse hängend, — „ich habe Dich wohlbehalten wieder."

„Und auch Lorenzen ist nicht verwundet?" fragte sie, diesem die Hand reichend.

„Du siehst ihn ja an meiner Seite. Ihr wißt also, was geschehen ist?"

„Wir wissen Alles. O eilen Sie, Lorenzen! Beruhi-

gen Sie Ihre arme Frau, die von Verzweiflung verzehrt wird."

Eugenie brauchte Das nicht zu wiederholen; Lorenzen war bereits auf dem Wege nach dem Flecken; wer ihm begegnete, hätte ihn für einen verfolgten Flüchtigen oder für einen Wahnsinnigen halten müssen.

Eugenie nahm Fritzens Arm, und während sie zurückkehrten, erzählte sie ihm, daß ein Schreiben Frau von Westergaards ihnen die erschreckende Mittheilung gebracht habe. Er schüttelte, an der guten Absicht dieser Frau stark zweifelnd, dazu den Kopf und beruhigte seine Frau durch einen vollständigen Bericht über den Ausfall des Zweikampfes, auch theilte er ihr mit, was er und Lorenzen bereits für die nächste Zukunft verabredet hatten.

„Ja, lasse uns von hier fortgehen, — sogleich!" drängte auch sie. „Diese Frau ist ein Teufel, und sie wird das Mittel finden, sich auf diese oder jene Weise an Lorenzen und uns Allen zu rächen." —

Inzwischen stand Clara Todesangst neben ihrer ohnmächtigen Schwester aus; sie hatte sogleich nach einem Arzte geschickt, aber noch früher als derselbe traf Lorenzen athemlos ein.

Clara schrie bei seinem Anblicke vor Freude laut auf. Lorenzen warf sich neben dem Lager seiner Frau auf die Knie nieder, bedeckte ihren Mund und Hände mit Küssen und rief sie mit den zärtlichsten Namen.

Wirklich schlug sie langsam die Augen wieder auf; sie starrte ihn groß an, aber sie erkannte ihn nicht, wie man leicht bemerken konnte. Es lag etwas Irres in ihrem Blicke.

„Wo ist mein Wilhelm? — sagen Sie es mir!" rief sie, sich heftig erhebend. „Hat ihn dieser abscheuliche Kapitain Westergaard getödtet?"

„Erkennst Du mich denn nicht?“ flehte er, sie von Neuem umarmend. „Westergaard ist für lange Zeit unschädlich gemacht worden, und ich bin im besten Wohlsein bei Dir.“

Aber Emma faßte den Sinn der Worte, die an ihr Ohr klangen, nicht mehr auf; sie sah Lorenzen mit starrem Blicke an, drückte krampfhaft seine Hand und beschwor ihn flehentlich, ihr die Wahrheit zu sagen, daß ihr Mann getödtet worden sei.

Lorenzen und Clara waren in Verzweiflung.

Der Arzt kam, schüttelte den Kopf und entschied dann achselzuckend, die junge Frau sei vom heftigsten Nervenfieber ergriffen worden und er könne für den Ausgang desselben nicht einstehen. Sie mußte sogleich zu Bett gebracht werden.

Unter solchen Umständen war an die Abreise nicht zu denken. Es handelte sich nur noch darum, ob Lorenzen seine geliebte Frau in diesem höchst bedenklichen Zustande verlassen oder ob er sich der Gefahr aussetzen wolle, von den Behörden arretirt zu werden.

Alle riethen ihm, die Reise sofort anzutreten, sein Herz indessen sträubte sich dagegen, und er schwebte noch unentschlossen hin und her.

Sehen wir indessen, was weiter mit Ida und Kapitain Westergaard geschehen war.

Als der Schwede, der dem Verwundeten vorausgeeilt war, sich bei ihr anmelden ließ, befahl sie, ihn sofort vor sich zu lassen, und empfing ihn mit dem Ausdrucke der Verzweiflung im Gesichte und Thränen in den Augen.

„Ich weiß Alles!“ rief sie ihm schon bei seinem Eintritte entgegen. „Sie bringen mir die Nachricht, daß mein theurer Mann in diesem unseligen Duelle, das heute Morgen stattgefunden hat, erschossen worden ist!“

„Woher wissen Sie, gnädige Frau —“

„Westergaard hat einen Brief für mich zurückgelassen,

den ich erst nach erfolgter Entscheidung erhalten sollte und in dem er mich von Allem in Kenntniß setzt; durch Zufall ist dieses Schreiben vorzeitig in meine Hände gekommen; Sie sehen also, daß ich Alles weiß. Spannen Sie mich nicht auf die Folter und sagen Sie mir ohne Umschweife, daß mein Gemahl nicht mehr unter den Lebenden ist."

Ida schluchzte dabei bitterlich; sie machte ganz den Eindruck einer von Angst gequälten liebenden Gattin, und der Schwede ließ sich vollständig durch sie täuschen. Er fühlte Mitleid mit ihr.

„Ich schwöre Ihnen zu, gnädige Frau, daß Ihr Herr Gemahl noch lebt," sagte er schnell.

Er wollte einen Trost geben, und er wußte nicht, daß er damit alle Hoffnungen der Frau, die er vor sich hatte, vernichtete.

Ida zuckte zusammen, aber sie verstand doch, ihrer falschen Rolle getreu zu bleiben.

„Noch lebt?" schrie sie schmerzlich auf. „Wollen Sie damit ausdrücken, daß er tödtlich verwundet ist?"

„Er ist verwundet, gnädige Frau, ich kann es Ihnen nicht verschweigen, denn man wird ihn bald in Ihr Haus bringen, aber der Arzt hat Hoffnung. Seien Sie stark und verzweifeln Sie nicht!"

Ida verhüllte ihr Gesicht; und man konnte nur ein so schmerzliches Stöhnen vernehmen, wie es aus tiefzerrissenem Herzen kommt.

Der Schwede setzte seine Tröstungen fort; Alles schien vergebens. Erst als der Wagen mit dem Verwundeten anlangte, schien sie sich gewaltsam zu fassen, um beim Anblicke Westergaards, der wirklich wie eine Leiche aussah, allen Anwesenden eine Scene vorzuspielen, um welche sie die beste tragische Schauspielerin hätte beneiden können.

Westergaard wurde zu Bett gebracht und den Händen

des Arztes überlassen; seine Frau war so erschöpft, daß sie sich auf ihr Zimmer zurückziehen mußte. Man bedauerte die Unglückliche allgemein, so wenig Sympathien sie auch bisher im Hause für sich erweckt hatte.

Auch auf ihrem eigenen Zimmer überlieferte sich Ida wieder einigen Ausbrüchen der Heftigkeit; man wird begreifen, daß diese keineswegs aus Schmerz entsprangen, sondern nur die verfehlte Hoffnung zum Grunde hatten. Darüber vergaß sie aber keineswegs ihre Rache.

Sie hatte ihre Johanna ausgeschickt, um sich zu erkundigen, was in dem Hause, das Lorenzen und seine Angehörigen bewohnten, vorgehe, und die Kammerfrau brachte auch bald die Nachricht zurück, daß Emma schwer erkrankt sei und daß man sogar für ihr Leben fürchte.

Ida triumphirte. Sie sollte noch mehr Gelegenheit dazu bekommen.

Es hatte nicht fehlen können, daß Leute den verwundeten Kapitain in seine Wohnung tragen gesehen und sich mancherlei Vermuthungen darüber gemacht hatten; dazu kam, daß die Bewohner des Wirthshauses auf dem Ruinenberge ausplauderten, es habe am Morgen ganz in ihrer Nähe ein Pistolenduell stattgefunden. Diese Nachrichten verbreiteten sich von Mund zu Mund bei der Badegesellschaft, wie bei den Bewohnern des Städtchens, und der Behörde blieb, selbst wenn sie die Sache auch gern hätte übersehen wollen, doch nichts Anderes übrig, als von den umherlaufenden Gerüchten Notiz zu nehmen.

Zwei Beamte begaben sich daher nach der Wohnung des verwundeten Kapitains und ließen dessen Gattin bitten, ihnen eine Unterredung zu bewilligen.

Ida war keinen Augenblick in Zweifel darüber, um was es sich handle, aber auch ebenso wenig darüber, was sie thun wolle. Als ihr der Besuch der Beamten gemeldet

wurde, leuchteten ihre Augen in wilder Schadenfreude hell auf.

Sie empfing Jene mit ebensoviel Heuchelei als am Morgen den Schweden, und auf die Frage, ob sie Näheres über das ihrem Gatten zugestoßene Unglück wisse, erzählte sie unter Thränen, daß er sie durch einen zurückgelassenen Brief benachrichtigt habe, daß er sich am Morgen auf dem Ruinenberge mit dem ehemaligen brasilianischen Kapitain Lorenzen auf Pistolen schießen werde.

Mehr wollten die Beamten nicht wissen und empfahlen sich, tiefgerührt von dem Leiden der armen, unschuldigen Frau, die ihnen als vornehme Dame nicht wenig imponirt hatte.

„Darf ich Sie noch bitten, mir zu sagen, welchen Zweck diese Anfrage hatte?" fragte Ida lauernd.

„Das Gesetz verbietet streng, wie Ihnen bekannt sein wird, gnädige Frau, den Zweikampf; es wird deshalb sofort die Verhaftung und Einleitung der Untersuchung gegen diesen Kapitain Lorenzen stattfinden müssen."

Ida that, als ob sie erschrecke; sie versicherte, daß sie diese Auskunft nicht gegeben haben würde, wenn sie geahnt hätte, daß es sich darum handle.

„Sie haben nur Ihre Pflicht gegen das Gesetz erfüllt, gnädige Frau."

Die Beamten holten sich einige Polizeidiener und begaben sich nach Lorenzens Hause.

In demselben herrschte noch immer große Aufregung und Verwirrung, denn Emma lag in den heftigsten Fieberphantasien. Lorenzen wich nicht von ihrer Seite, obgleich alle seine Freunde ihn bestürmten, abzureisen. Welffen, der in der Stadt umhergegangen war, um zu hören, was über die Sache gesprochen würde, hatte die bedenkliche Nachricht zurückgebracht, daß Niemand mehr zweifle, es habe ein Duell

stattgefunden, in dem Kapitain Westergaard tödtlich verwundet worden, auch bezeichne die allgemeine Stimme Lorenzen als seinen Gegner.

Aber der Letztere hatte in seinem Schmerze kein Ohr für alle Warnungen und Bitten; er wiederholte immer, daß er sich in diesem Augenblicke nicht von seiner Frau trennen könne.

Am Nachmittage fanden sich die Beamten mit den Polizeidienern ein und eröffneten in höflicher, aber bestimmter Weise Fritz, der ihnen entgegentrat, daß sie gekommen seien, Lorenzen zu verhaften.

Vergebens waren alle Vorstellungen, daß der Letztere sich an dem Bette seiner todtkranken Frau befinde, daß dieselbe bei ihrem Erwachen unfehlbar den Tod davontragen werde, wenn sie ihren Mann nicht wiederfände, und daß man diesem daher gegen Ertheilung seines Ehrenworts, nicht die Stadt zu verlassen, gestatten möge, in seinem Hause zu bleiben. Die Beamten versicherten, daß sie alle diese Rücksichten würdigten und Lorenzens Lage sehr bedauerten, daß aber das Gesetz zu deutlich spräche, um umgangen werden zu können.

Daß Lorenzen jetzt noch fliehe, daran war gar nicht mehr zu denken; er hatte die günstigste Zeit dazu versäumt.

So schonend als möglich theilte ihm Fritz das unvermeidliche Geschick, das ihn erwartete, mit.

Lorenzen war ein starker Mann; er hatte es in vielfachen Lagen des Lebens bewiesen, aber an diesem Tage hatte die innere Erregung seine Kraft schon zum Theil gebrochen, und bei der Mittheilung seines Schwagers starrte er denselben wild, fast geistesabwesend an und schien sich eine Weile gar nicht fassen zu können. Er fürchtete nicht das Gefängniß und die Strafe, die ihm zu Theil werden konnte, denn beide mußten doch immer milde ausfallen, da

er sich keines entehrenden Verbrechens schuldig gemacht, sondern nur von dem Vorurtheile hatte leiten lassen, das bei seinem Stande selbst vor dem Gesetze eine gewisse Anerkennnng findet.

Lorenzen erholte sich übrigens bald wieder, und nach kurzem Kampfe erhob er sich, entschlossen, keinen unnützen Widerstand zu versuchen.

Auf das Zärtlichste nahm er von Emma, die ihn nicht hörte, von seinen Kindern und den übrigen Freunden Abschied und stellte sich den Beamten in fester, würdevoller Weise.

Das Gefängniß, das man ihm anwies, verdiente kaum einen solchen Namen, aber was halfen ihm jetzt alle Bequemlichkeiten, wenn er der Freiheit und des Zusammenseins mit Emma beraubt war? — Man wird sich leicht seinen tief niedergedrückten Seelenzustand, seine Ungeduld und Verzweiflung vorstellen können. Die Correspondenz mit den Seinigen wurde glücklicherweise nicht beschränkt, auch durfte er den Besuch seines Schwagers und Welffens empfangen; das war der einzige Trost in seiner traurigen Lage.

Die Untersuchung begann schon am folgenden Tage und stellte, obgleich Kapitain Westergaard nicht vernommen werden konnte, besonders durch die Aussagen des Schweden heraus, daß das Duell in aller Form stattgefunden habe und daß Lorenzen sich eben nicht mehr hatte zu Schulden kommen lassen, als jeder Andere an seiner Stelle. Indessen ging ein für ihn sehr günstiger Bericht an das nächste Obergericht ab, und einige Tage später kam der Bescheid zurück, er sei vorläufig seiner Haft wieder zu entlassen, wenn er sich durch sein Ehrenwort verpflichten wolle, das Städtchen nicht vor gänzlicher Erledigung der Sache zu verlassen.

Lorenzen zögerte keinen Augenblick, das verlangte Ehrenwort zu geben. Er fand seine Frau noch in demselben Zu-

stande, in dem er sie verlassen hatte, wieder, und die ganze Familie stand noch mehrere Tage lang die qualvollste Angst und Unruhe aus. Der Arzt bereitete sie darauf vor, daß Emma entweder dem Nervenfieber erliegen oder daß bei ihrem Erwachen aus dem Fieber der Wahnsinn an dessen Stelle treten könne; ein glücklicher Ausgang der Krankheit wäre kaum zu hoffen.

Welche entsetzliche Aussichten!

Das war Alles das Werk Ida's, die diese ihr zukommenden Nachrichten mit großer Kaltblütigkeit aufnahm. In ihrem Herzen, das durch das unglückliche Leben mit Westergaard nur noch mehr verhärtet worden war, lebte nur das eine Gefühl der Rache.

---

## Zwölftes Kapitel.

Der Form wegen mußte Ida doch hin und wieder an das Lager ihres Gemahls treten, der mit einem schweren Wundfieber kämpfte; hin und wieder hatte sie auch, um sich vor dem Arzte ein Air zu geben, einige Stunden des Abends bei ihm gewacht, gewöhnlich ließ sie sich dann aber noch vor Mitternacht durch ihre getreue Johanna ablösen.

Wenn sie bei ihrer eigenen Aufregung dieses Mädchen schärfer beobachtet hätte, so würde sie zweifellos eine Veränderung an ihr wahrgenommen haben.

Johanna war noch stiller und düsterer als bisher geworden; ganz in Gedanken versunken, saß sie oft stundenlang und starrte auf einen Punkt vor sich hin, und selbst ein Ruf oder eine leise Berührung weckte sie nur schwer aus diesem Traume. Jede Arbeit im Dienste ihrer Ge-

bieterin verrichtete sie ungeschickter als sonst, und die Vorwürfe, die sie darüber erhielt, schienen ebenso wenig Eindruck auf sie zu machen, als die Schmeicheleien, zu welchen die stolze Dame sich manchmal herabließ, um sie zu versöhnen und bei guter Laune zu erhalten. Ida wußte wohl, daß sie sich ganz in die Hände dieses Mädchens gegeben hatte.

In Johannas Seele ging auch Eigenthümliches vor. Das Verhältniß ihrer Herrin zu Kapitain Westergaard war ihr schon zu Lebzeiten des Kammerherrn kein Geheimniß gewesen, und schon bald nach dem Morde des Letzteren zweifelte sie kaum noch, daß der Kapitain Ida's Mitschuldiger sei, d. h. um den Mord gewußt, ihn vielleicht sogar angerathen habe. Einzelne Aeußerungen, die ihrer Dame in den späteren Jahren entschlüpft waren, gewisse Blicke des Einverständnisses zwischen Beiden, die sie beobachtet hatte, und die Art, wie Westergaard sie selbst oft düster und mißtrauisch betrachtete, hatten allmälig ihre Vermuthung bestätigt. Aber sie hatte den Kapitain stets viel zu sehr gefürchtet, um ihm merken zu lassen, daß sie ihn durchschaut habe.

Bei ihrer großen Anhänglichkeit für ihre Herrin hatte sich die Ueberzeugung in ihr gebildet, der Kapitain sei eigentlich der Hauptschuldige.

Johanna hatte nun natürlich nicht eher eine Ahnung von dem Duelle, als bis Westergaard leblos in das Haus getragen wurde. Als sie die leichenähnliche, blutbefleckte Gestalt, die schon auf jeden Unbefangenen einen tieferregenden Eindruck machen mußte, erblickte, wäre sie, von Schreck und Grauen ergriffen, beinahe zusammengestürzt.

„Das ist Gottes Gericht!“ tönte es an ihr Ohr, und der nächste Gedanke war:

„Es hat ihn schon getroffen, wann wird es uns er-

reichen, die beiden anderen Schuldigen? — Entgehen können wir ihm nicht, wie Dieser hier."

Eine wilde Geistesverwirrung kam über das Mädchen; ihr Gesicht verhüllend stürzte sie fort, schloß sich in ihre Kammer ein und gab sich den maßlosesten Ausbrüchen der Verzweiflung hin. In diesem Augenblicke hätte ein Untersuchungsrichter alle Details jenes Mordes ohne Mühe von ihr erfahren können. Glücklicherweise für Frau von Westergaard hatte in der Verwirrung Niemand, nicht einmal sie selbst, auf Johanna's sonderbares Benehmen geachtet.

Diese bestand einen schweren Kampf zwischen dem Rest von Vernunft, der ihr geblieben war, und den sie überwältigenden Gefühlen der Angst und Reue. Hundertmal faßte sie den Entschluß, der göttlichen Strafe dadurch zuvorzukommen, daß sie sich selbst der menschlichen überlieferte, und ebenso oft verwarf sie ihn wieder, hauptsächlich in Rücksicht auf ihre Herrin, die sie mit sich in das Unglück gezogen haben würde.

Aber war es denn ein Unglück für Ida, fragte sie sich, wenn sie hier schon vor der menschlichen Gerechtigkeit abbüßen mußte, was sie verbrochen hatte, statt daß sie die viel strengere Strafe in jener Welt erdulden sollte?

Wie alle alten Sünder, hatte sich Johanna, der es selbstredend an jeder geistigen Bildung fehlte, in den letzten Jahren stark dem Pietismus zugeneigt; ihr Verstand war dadurch nur noch mehr verwirrt worden, hatte das Herz dabei auch vielleicht gewonnen.

Solche Zweifel beunruhigten das Mädchen auf das Höchste und ließen sie zu keinem bestimmten Entschlusse gelangen, während sie an ihrer Vernunft zehrten.

Nun verlangte ihre Herrin, deren scharfes Auge diesmal mit Blindheit geschlagen war, daß sie in den Nächten an des Verwundeten Bette wache.

Johanna hatte einige schwache Einwendungen dagegen gemacht, aber sie war zu sehr an unbedingten Gehorsam gewöhnt, um sich entschieden zu weigern.

Diese Nächte waren im höchsten Grade qualvoll für sie und verwirrten ihren Verstand vollständig.

Es war in der Nacht nach dem Tage, an dem Lorenzen auf Anweisung des Insbrucker Obergerichtes aus seiner Haft einstweilen wieder entlassen worden. Ida hatte, nachdem sie noch eine halbe Stunde nach Entfernung des Arztes, der erst am anderen Morgen wiederkehren wollte, die ihr sehr unbequeme Rolle der Krankenpflegerin gespielt, dieselbe wieder ihrer Johanua überlassen, und das Mädchen hatte sich ihrem kurzen und strengen Gebote schweigend gefügt.

Das Zimmer, in dem Kapitain Westergaard lag, war groß und hoch, mit alterthümlichen Meubles ausgestattet. Mit den verhangenen Fenstern und nur durch eine tief niedergeschraubte Lampe, die auf einer Console an der Wand stand, erleuchtet, konnte es wohl, besonders zur späten Nachtstunde, zu der weder im Hause, noch auf der Straße des stillen Städtchens Leben herrschte, einen düsteren und schaurigen Eindruck machen.

Diese tiefe Stille wurde durch Nichts zeitweilig unterbrochen als den eintönigen, häßlichen Gesang des Wächters, der, nach dortiger Sitte, die Stunden absang, und das schwere Stöhnen des Kranken, das zuweilen in einzelne, kaum verständliche Worte, welche ihm die Fieberphantasie eingab, überging.

Ein großes Himmelbett, dessen weiße Vorhänge zurückgeschlagen waren, zeigte, während die ganze Gestalt von Decken umhüllt war, nur das bleiche, entstellte Gesicht des Verwundeten und seine Hände, die unruhig auf der Decke umherspielten. Dann versank er wieder in eine tiefe Er=

starrung und glich einer Leiche, bis nach gewisser Zeit der Kampf des Fiebers wieder seinen Anfang nahm.

Dem Bette gegenüber in einem Lehnstuhle, saß Johanna. Auf dem Zimmer lag eine dumpfe Schwüle, wie man sie meistens in Krankenstuben, deren Fenster lange Zeit hindurch nicht geöffnet werden dürfen, findet, dennoch hatte die nur leichtbekleidete Kammerfrau eine große Pelzdecke, die ihre Herrin ihr zur Disposition gestellt, bis an den Hals hinauf um sich gezogen.

Sie fieberte nicht viel weniger als der Kranke; man hörte es an ihren schweren, unruhigen Athemzügen und sah es an den rothen Flecken, die auf ihrem kreideweißen Gesichte brannten. Seit mehreren Stunden schon dachte sie auch nicht mehr daran, dem Kranken die Arzenei zu reichen, die zu seiner Beruhigung dienen sollte; es war nicht böser Wille von ihr, sie hatte sich vergessen und lebte nicht mehr in der Gegenwart, sondern nur noch in der schrecklichen Vergangenheit ihres Lebens.

Johanna fürchtete sich in dem Krankenzimmer, und doch wagte sie es nicht zu verlassen. Sie hielt die Augen geschlossen; wenn sie dieselben aufschlug, sah sie, zusammenschaudernd, den bleichen Kranken vor sich, oder die Gestalt des ermordeten Kammerherrn, wie sie denselben im Todeskampfe gesehen hatte, strich an den Wänden des Zimmers entlang.

Mitternacht war längst vorüber; Johanna's Gedanken wurden immer wirrer. Sie durchlebte noch einmal jene schreckliche Nacht auf Schloß Achteby; Alles, was sie damals gethan und gesehen hatte, stand so lebhaft vor ihrer Seele wie noch nie.

Mit jedem Augenblicke wurde ihre Angst größer und drohte, ihr die Brust zu zersprengen. Sie dachte nicht mehr

an den Kranken und auch nicht mehr an ihre Gebieterin, nur noch an sich selbst.

Plötzlich sprang sie mit den Geberden einer Wahnsinnigen auf und stürzte aus dem Zimmer, man hätte in ihren Mienen sehen können, daß sie einen Entschluß gefaßt hatte.

Ohne darauf zu achten, daß sie nicht vollständig angekleidet war, verließ sie das Haus und eilte durch die Straßen fort. Ein ihr begegnender Wächter hielt sie auf und fragte sie, da er in ihrem Benehmen so viel Auffälliges fand, was sie beginnen wolle. Ganz verstört antwortete sie ihm, daß sie den Bürgermeister des Städtchens suche, dem sie eine höchst wichtige Entdeckung zu machen habe.

Es lag so viel Wahres und Verzweifelndes in dem Benehmen des Mädchens, daß der Mann sich entschloß, sie zu begleiten; obgleich sich Johanna trotz seiner Fragen nicht offen gegen ihn aussprach, ließen ihn doch einzelne Worte errathen, daß es sich um die Aufdeckung eines großen Verbrechens handle.

Der aus dem Schlafe erweckte Bürgermeister empfing das Mädchen gerade nicht freundlich, aber er machte doch große Augen, als sie in der Aufregung ihre Geschichte zu erzählen begann. Was er hörte, war kaum glaublich, und doch sprach Johanna mit erschreckender Ueberzeugung, und ihr ganzes Wesen verrieth, wie sehr sie bei dieser Erzählung litt.

„Es muß von meinem Herzen herunter," wiederholte sie mehrere Male, schwer aufathmend, — „mag daraus werden, was da wolle."

Der Bürgermeister nahm ein kurzes Protokoll auf, denn er konnte nicht mehr daran zweifeln, daß das halb wahnsinnige Mädchen die Wahrheit spreche, dann requirirte

er ein Paar Polizeidiener und begab sich nach der Wohnung Frau von Westergards, um dieselbe zu verhaften.

Es dauerte eine Weile, ehe er zu der frühen Morgenstunde Eintritt erlangen konnte, und als dies endlich geschehen, war die Dame nicht mehr da.

Man sah es leicht den bestürzten Mienen der Diener an, daß sie Nichts um ihre Flucht wußten, dieselbe mußte auch in größter Eile vollzogen worden sein, denn sie hatte ihre ganze Garderobe und alle ihre Effekten zurückgelassen; wie sich aber bei näherer Nachforschung ergab, hatte sie ihre sehr kostbaren Diamanten und was ihr von baarem Gelde und Werthpapieren zur Hand gewesen war, mit sich genommen.

Diese sonderbare Flucht einer Frau, deren Gatte zum Tode krank lag, konnte Johanna's Aussagen nur bestätigen. Sofort wurden die umfassendsten Maßregeln zur Verfolgung Frau von Westergaards getroffen und das Mädchen noch einmal auf das Genaueste verhört. Als sie erfuhr, daß ihre Herrin entflohen sei, brach sie in Thränen aus und klagte sich selbst des Verrathes an; sie machte auch einen Versuch, ihre Aussagen wieder zurückzunehmen, indem sie sich geisteskranker stellte, als sie in der That war, aber ein tüchtiger Untersuchungsrichter hatte die Sache schon in die Hand genommen und ließ sich nicht täuschen.

Noch an demselben Tage wurde Johanna nach Innsbruck gebracht, um dort in das Criminalgefängniß aufgenommen zu werden.

Gegen Kapitain Westergaard hatte sie nur einen unbestimmten Verdacht ausgesprochen, der keine Veranlassung geben konnte, eine Anklage gegen ihn zu erheben; zur Zeit war dies auch seiner Krankheit wegen ganz unmöglich, und das Gericht beschloß, die weitere Verhandlung bis zu seiner Wiederherstellung auszusetzen und ihn inzwischen nur beobachten zu lassen.

In Betreff Ida's wurde sofort nach Kopenhagen berichtet, und man gab es den dortigen Gerichten anheim, zur Aufklärung des Sachverhaltes beizutragen.

Die unglückliche Kammerfrau sollte nicht lange im Gefängnisse bleiben; die furchtbare Aufregung hatte ihr ein schweres Nervenfieber zugezogen, und schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft in Innsbruck starb sie in den wildesten Fieberphantasien.

Die ganze Sache hatte in dem Badeorte ungeheures Aufsehen gemacht, und das allgemeine Interesse wandte sich nun Lorenzen zu; man hielt ihn allgemein für ein Opfer der Intriguen der entflohenen Verbrecherin.

Ueberhaupt waren die Behörden gar nicht gewillt, großes Aufsehen von einem Duelle zwischen Fremden, das in aller Ordnung vor sich gegangen war, zu machen, und so wurde denn Lorenzen sein Wort zurückgegeben und ihm unter der Hand angerathen, den Ort schleunigst zu verlassen.

Emma's Zustand hatte sich bereits gebessert; die Befürchtungen des Arztes waren nicht in Erfüllung gegangen, und nach einer schweren Krisis erwachte sie wieder zum vollständigen Bewußtsein. Lorenzen war noch gegenwärtig, und sein Anblick beruhigte sie vollkommen.

Mit vieler Fassung nahm sie auch seine Mittheilung, daß er abreisen müsse, auf und sprach die Hoffnung aus, bald wieder hergestellt zu sein, um ihm folgen zu können. Er wollte sich, wie schon früher verabredet worden, auf das Gut des Herrn von Schmidt begeben und dort die Uebrigen erwarten.

Schweren Herzens nahm er Abschied und reiste sofort ab; er konnte wenigstens den Trost mit sich nehmen, daß er Emma unter der sorgsamsten Pflege zurücklasse.

Man mag sich vorstellen, welchen Eindruck die Angelegenheit Idas auf Lorenzen und die Seinigen gemacht

hatte. So wenig sie diese Frau achteten, konnten sie sich doch nur schwer entschließen, an ein so großes Verbrechen zu glauben, und erst ihre heimliche Flucht schien dasselbe zu bestätigen. Mitleid konnte natürlich Niemand für sie fühlen.

Nach Lorenzens Abreise hielt sich die Familie noch zurückgezogener als vorher. Emma erholte sich schnell wieder, und nicht wenig trug die Sehnsucht, mit ihrem Manne wieder vereinigt zu werden, dazu bei.

Auf der anderen Seite sah ein Paar der nahe bevorstehenden Abreise mit den schmerzlichsten Gefühlen entgegen. Es waren Welffen und Clara. Des Ersteren Urlaub ging seinem Ablaufe entgegen, und er konnte nicht daran denken, die Anderen nach dem Gute Herrn von Schmidts zu begleiten.

Ihre Aussichten auf eine feste Vereinigung waren noch immer sehr unbestimmt, wenigstens in die Ferne gerückt. Bekanntlich besteht für die preußische Armee die Bestimmung, daß ein Offizier, bis zu gewissem Grade hinauf, Vermögen nachweisen muß, um den Consens zu seiner Verheirathung zu erlangen. Welffen war arm und das Vermögen des Advokaten Staffelt nicht groß genug, um Clara in die Lage zu setzen, jenen gesetzlichen Bestimmungen entsprechen zu können. Für die beiden Liebenden eröffnete sich daher wieder die Aussicht auf eine längere Trennung. Die Schwergeprüften sahen nicht einmal ein Ziel der letzteren vor sich; denn bevor Welffen nicht zum Hauptmann avancirte, was bei dem Friedenszustande der Armee vor Jahren nicht zu erwarten war, konnte er gar keinen Versuch machen, jenen Consens zu erhalten.

Dessenungeachtet waren ihre Gefühle und Wünsche doch dieselben geblieben, und sie benutzten die kurze Zeit ihres Zusammenseins, um sich die Versicherungen unwandelbarer Liebe und Treue zu wiederholen.

Dann kam der schwere Abschiedstag heran. Welffen war genöthigt, den Badeort schon eher zu verlassen, als der Gesundheitszustand Emma's den Uebrigen gestattete. Er reiste mit dem Versprechen ab, Lorenzen und die Seinigen so bald als möglich wieder zu besuchen, wohin sie das Schicksal auch führen möge.

Etwa vierzehn Tage später war auch Emma wieder soweit hergestellt, daß ihr der Arzt erlauben konnte, die Weiterreise zu unternehmen. Man zögerte nun keinen Tag damit, und bald darauf sahen sich Alle wieder auf dem Gute Herrn von Schmidts vereinigt.

Bei ihrer Abreise lag Kapitain Westergaard noch schwerkrank darnieder, indessen war doch alle Hoffnung vorhanden, daß er wieder hergestellt werden würde. Die Kugel Lorenzens hatte keine edleren Theile verletzt, und nachdem das schwere Wundfieber sich gelegt und er die Besinnung wiedererhalten hatte, hegte der Arzt nicht mehr große Besorgnisse.

Eine der ersten Fragen des Kapitains war nach seiner Frau gewesen; die Zärtlichkeit schrieb sie ihm gewiß nicht vor.

Um ihn in seinem leidenden Zustande zu schonen, sagte man ihm anfangs, Ida sei, durch wichtige Geschäfte gerufen, schleunigst nach Achteby zurückgereist, und mit bitterem Lächeln schob er diese Abreise auf die geringe Theilnahme, die sie ihm immer bezeigt hatte. Lange konnte er aber nicht in dieser Täuschung erhalten bleiben, denn es lag den Behörden selbst daran, den Thatbestand des zu ihrer Kenntniß gekommenen Verbrechens aufzuklären; es mußte daher die Vernehmung des Kapitains erfolgen, zumal Johanna in ihrer Aussage darauf hingedeutet hatte, daß er wohl nicht ganz ohne Theilnahme an dem Morde des Kammerherrn geblieben sei.

Westergaard bewies übrigens die größte Geistesgegenwart,

als man ihm die schwere Anschuldigung vorlegte; in Betreff des seiner Gattin zur Last gelegten Verbrechens zeigte er sich ganz ungläubig und wies jede Mitwissenschaft oder Hülfe von seiner Seite bei dem letzteren mit Entrüstung zurück. Er behauptete, daß die Kammerfrau Johanna schon lange Spuren von Geisteszerrüttung gezeigt und daß er seiner Frau wiederholt gerathen habe, sie aus ihrem Dienste zu entlassen.

In der That lag kein Beweis gegen ihn vor, und das Gericht beeilte sich, diesen schwer aufzuklärenden Prozeß los zu werden.

Inzwischen hatte man aber in Kopenhagen auf die erhaltene Anzeige der Sache ernstlich nachgeforscht. Die längst beigesetzte Leiche des Kammerherrn von Stjernborg war geöffnet worden und es hatte sich zur Evidenz ergeben, daß er durch Arsenik vergiftet worden sei. Dadurch schien die Schuld seiner Wittwe festgestellt, und man gab sich alle Mühe, ihren Aufenthalt zu ermitteln, um sie zur Verhaftung zu bringen. Aber Ida war und blieb verschwunden. Sie hatte ihr ganzes bedeutendes Vermögen bis auf die nicht unansehnliche Summe, die sie in Papieren und Diamanten bei ihrer Flucht mit sich genommen, im Stiche gelassen und keine Spur von ihrem Verbleibe war zu ermitteln.

Westergaard, der sich stellte, als glaube er jetzt selbst an die Schuld seiner Frau, reiste auf Requisition des Gerichts unter Begleitung selbst nach Kopenhagen, sobald seine Wunde dies erlaubte, und seine Aussagen waren so bestimmt und unverdächtig, daß man keinen Grund finden konnte, ihm den Prozeß zu machen. Nachdem er längere Zeit in Haft gewesen war, mußte er entlassen werden.

Welches Aufsehen die Geschichte in der Hauptstadt machte, läßt sich leicht denken; Viele wollten gar nicht an das Verbrechen der vornehmen Dame, das doch durch so

viele Umstände bestätigt wurde, glauben, Andere schoben die ganze Schuld wieder auf Westergaard, der niemals eine besonders gute Meinung von sich zu erwecken gewußt hatte.

Nachdem der Kapitain aus der Untersuchungshaft wieder entlassen worden, begab er sich vorläufig nicht nach Achteby zurück, das, als seiner Frau gehörig, mit gerichtlichem Beschlag belegt worden war, leitete darüber aber einen Prozeß ein, der sich aller Vermuthung nach sehr in die Länge ziehen mußte. Er hatte dafür einen Verwandten bevollmächtigt und begab sich für seine Person außer Landes.

Die nächste Reise, die er unternahm, war nach London, und da er mit allen nöthigen Vollmachten versehen war, erhob er das auf der dortigen Bank niedergelegte baare Vermögen seiner Frau, das sie selbst nicht hatte zurückfordern können.

Von dem Tage an hörte man Nichts mehr von Kapitain Westergaard; jedenfalls setzte er das abenteuerliche, umherstreifende Leben, das er in den letzten Jahren mit Ida zusammen geführt hatte, allein fort.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Die politischen Verhältnisse der Herzogthümer hatten sich im Verlaufe der Jahre immer mehr verwirrt. Wir sind genöthigt, einen Blick darauf zurückzuwerfen.

Daß die Versprechungen, welche bei der gewaltsamen Pacificirung des Landes von den fremden Mächten zu seinem Schutze gemacht, in keiner Weise gehalten worden, ist schon früher erwähnt worden. Die eiderdänische Partei hatte allerdings nicht ihren Zweck erreicht, die förmliche Inkorporirung

Schleswigs in das Königreich, den Wünschen und Rechten der Herzogthümer war aber auch in keiner Weise Rechnung getragen worden.

Zuerst hatte man durch Einberufung der sogenannten Notablen, d. h. angesehener Vertrauensmänner aus Dänemark und Schleswig, wie Holstein, den Versuch gemacht, das Verhältniß der Monarchie in ganz dänischem Sinne zu ordnen; da es sich dabei aber nur um Verletzung des Grundsatzes der Untrennbarkeit der Herzogthümer handeln konnte, hatten die Vertreter Holsteins energisch protestirt; diejenigen Schleswigs waren wohlweislich so ausgewählt worden, daß man von ihnen keinen Widerstand zu befürchten brauchte.

Diese ganzen Verhandlungen, die in Flensburg stattfanden, zerschlugen sich also, nachdem sie zwei Monate lang gedauert hatten, und inzwischen bestrebte sich die auswärtige Diplomatie, eine Vereinbarung herbei zu führen. Der englische Premierminister Lord Palmerston zeigte sich hierbei besonders thätig, und nachdem schon im Sommer des Jahres 1850 Frankreich, Rußland, Schweden und Oesterreich sich für die Integrität der dänischen Monarchie erklärt hatten und andererseits im folgenden Jahre mit Genehmigung Rußlands die Erbfolgefrage dahin geordnet worden war, daß sie auf die jüngere Linie des Königshauses und zwar auf den Prinzen Christian von Glücksburg übergehen solle, kam unter dem 8. Mai 1852 das sogenannte Londoner Protokoll zu Stande, das in neuester Zeit so vielfach besprochen worden ist.

Schon vorher hatte Dänemark dafür die Verpflichtung übernommen und öffentlich erklärt, daß nach Berathung mit dem Reichstage und den Ständen der Herzogthümer eine verfassungsmäßige, gleichartige Verbindung sämmtlicher Theile der Monarchie stattfinden, daß Schleswig nicht inkorporirt werden, sondern mit Holstein zusammen eine selbstständige Verfassung und Verwaltung erhalten, daß die

Provinzialstände eine „beschließende Befugniß" erhalten und daß in Schleswig die vollständigste Gleichberechtigung der deutschen und dänischen Nationalität bewahrt werden solle.

Das londoner Protokoll ist zu wichtig für die Geschichte der Herzogthümer, als daß wir hier nicht näher auf seinen Inhalt eingehen müßten.

Nachdem es mit der Formel beginnt: „Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit!" führt es die Contrahenten des Traktats an, nämlich Seine Majestät den Kaiser von Oesterreich, den Prinz-Präsidenten der französischen Republik, die Königin von Großbritannien und Irland, den König von Preußen, Kaiser von Rußland und König von Schweden, und fährt dann fort:

„In der Erwägung, daß die Aufrechthaltung der Integrität der dänischen Monarchie, in ihrer Verknüpfung mit den allgemeinen Interessen des europäischen Gleichgewichts von hoher Wichtigkeit für die Erhaltung des Friedens ist und daß eine Vereinbarung, welche den Mannesstamm mit Ausschluß des Weiberstammes zur Nachfolge in der Gesammtheit der augenblicklich unter dem Scepter Seiner Majestät des Königs von Dänemark vereinigten Staaten beriefen, das beste Mittel sein würde, die Integrität dieser Monarchie zu sichern" ꝛc. — ist folgender Vertrag durch Bevollmächtigte beschlossen worden.

Im ersten Artikel verpflichten sich dann die kontrahirenden Theile, die Erbfolge des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Glücksburg und seiner Descendenten anzuerkennen, im zweiten garantiren sie die Integrität der dänischen Monarchie als „fest bestehen bleibend" und behalten sich weitere Erörterungen für den Fall des Aussterbens der Linie Glücksburg vor, im dritten wahren sie ausdrücklich die Rechte und Verpflichtungen Sr. Majestät des Königs von Dänemark und des deutschen Bundes in Betreff der Herzogthümer

Holstein und Lauenburg; die beiden letzten Artikel endlich sind nur formelle.

Durch dieses Protokoll, das ohne jede Bewilligung der Landesstände der Herzogthümer, um deren heiligste und wichtigste Rechte es sich ja handelte, ebenso wenig aber unter Zuziehung des deutschen Bundes abgeschlossen worden, wurde die zunächst zur Thronfolge in den Herzogthümern berechtigte Linie der Herzöge von Augustenburg übergangen.

Das Erbfolgerecht in den Herzogthümern ist augenblicklich eine so brennende Frage, daß wir auch an dieser Stelle eine kurze Beleuchtung derselben unmöglich außer Augen setzen können; der ganze weitere Verlauf der Geschichte der Herzogthümer müßte dadurch unklar werden.

Wie wir schon in der Einleitung dieses Werkes erwähnt haben, findet für Dänemark auch die weibliche, für die Herzogthümer nur die männliche Thronfolge statt. König Friedrich VII. war nun allerdings, der alten Vereinigung vom Jahre 1460 zufolge, berechtigt, über die Herzogthümer zu herrschen, dieses Recht mußte aber für die Krone Dänemark mit seinem Tode erlöschen, da er keinen männlichen Nachkommen oder Verwandten hinterließ.

Nur drei weibliche, bereits hochbejahrte Verwandtinnen fanden sich vor, die Landgräfin Charlotte von Hessen-Cassel und zwei Töchter König Friedrichs VI., deren eine die Gemahlin des später verstorbenen Erbprinzen und Onkels Königs Friedrich VII. war, die andere die Gemahlin des Herzogs Karl von Glücksburg. Beide waren kinderlos. Die Augustenburger sind die Nachkommen der Schwester Königs Friedrich VI., die einzigen männlichen Anverwandten der Königsfamilie, daher auch die einzig zur Erbfolge in den Herzogthümern Berechtigten.

Das alte Königsgesetz sagt ausdrücklich, „daß die Männer der weiblichen Mitglieder der Königsfamilie sich

durchaus nicht mit der Regierung dieser Reiche befassen sollen, und wie hoch und mächtig sie auch sonst in ihren eigenen Ländern sein mögen, so sollen sie doch, wenn sie hier im Lande sind, sich ganz und gar keine Macht zueignen."

Die neue, durch das Londoner Protokoll erst gemachte Erbfolge war nun also eine durchaus willkürliche und um so ungerechtfertigter, als man gar nicht die Stände der Herzogthümer um ihre Einwilligung befragt hatte.

Die Leipziger Zeitung, deren sehr klarem Ausspruche wir in dieser politischen Darstellung uns nur durchaus anschließen können, schreibt sehr treffend:

„Wenn es fortan gestattet sein soll, das Erbrecht nach dem angeblichen Interesse des betheiligten Landes und des europäischen Gleichgewichts zu modeln, dann ist es doch das Mindeste, daß man das Land und seine gesetzlichen Organe hört. Ein neues Erbrecht gegen den Willen des Landes oktroyiren, das ist nichts Anderes als ein Akt der brutalen Gewalt."

Wem sollte die Wahrheit dieser Worte nicht einleuchten? —

Der als Historiker rühmlichst anerkannte Professor Waitz sagt:

„Verträge der Großmächte können wohl ein neues Recht anerkennen und bestätigen, welches die Macht der Thatsachen, der Wille der betreffenden Völker und der Verzicht der Altberechtigten in's Leben gerufen haben; schaffen aber können sie es, wenn nicht alle Rechtsbegriffe auf den Kopf gestellt werden sollen, nimmermehr."

Eine politische Schrift, die wir vor uns liegen haben, sagt unter Anderem:

„Man sagt ferner, der Herzog von Augustenburg (Christian Carl Friedrich August, Vater des jetzigen präten-

direnden Herzogs Friedrich VIII.) habe 1852 für sich und seine Familie auf seine Erbrechte verzichtet. Wir antworten: er hat nicht verzichtet, sondern nur erklärt, daß er den in Betreff der Erbfolge gefaßten oder zu fassenden Beschlüssen nicht entgegentreten wolle. Das Recht seines Hauses ist in der Frankfurter Cessionsakte nicht erwähnt, und wäre es, so hätte der Herzog nicht die Befugniß gehabt, demselben etwas zu vergeben.

„Endlich bindet jene Erklärung nur ihn selbst, denn obwohl sie auch für seine Familie abgegeben ist, so waren seine beiden Söhne damals schon volljährig und stimmten nicht zu. Ja, der Erbprinz Friedrich (jetzt Friedrich der Achte von Schleswig-Holstein kraft seines Rechts und des Verzichts seines Vaters zu seinen Gunsten) hat sein Recht durch Protest vom 15. Februar 1859 ausdrücklich gewahrt."

Der deutsche Abgeordnetentag erklärte am 22. Dezember 1863:

„Die Geltendmachung der Thronfolge Herzogs Friedrich ist zugleich die Geltendmachung der Rechte Deutschlands an Schleswig-Holstein. Hieraus entspringt die Verpflichtung des deutschen Volkes, für seine verletzte Ehre, für sein gefährdetes Recht, für seine unterdrückten Stammgenossen und ihren rechtmäßigen Fürsten jedes nöthige Opfer zu bringen." — Die Erbfolgefrage war also ganz gegen das Interesse der deutschen Länder entschieden und die letzteren Dänemark unter gewissen Bedingungen wieder überliefert worden.

Man mußte nun wenigstens die Erwartung hegen, daß Dänemark seine feierlich und öffentlich ausgesprochenen Zusagen erfüllen oder daß der deutsche Bund, der unter dem 29. Juli 1852 diese Vereinbarung anerkannt hatte, sie auch durch sein Ansehen und seine Dänemark jedenfalls überlegene Macht aufrecht erhalten würde.

Aber Keines von Beidem geschah.

Deutschland sah die größten Gewaltthaten der eider=dänischen Partei, deren wir schon früher erwähnt haben, ruhig mit an. Das Herzogthum Schleswig sollte einmal gänzlich dänisirt werden, um einen Vorwand zu seiner ungesetzlichen Inkorporirung in die dänische Monarchie durch Thatsachen begründen zu können.

Die Stände traten zwar noch zusammen, aber der königliche Regierungskommissarius, der diese Versammlungen zu leiten und zu überwachen hatte, trat jedesmal protestirend und inhibirend allen Berathungen und Beschlüssen entgegen, welche den Zwecken der Regierung oder vielmehr der eider=dänischen Partei nicht ganz entsprechen konnten. Von der versprochenen beschließenden Befugniß der Stände war gar keine Rede.

Nun wurde noch ein Verfassungsentwurf vorgelegt, der den Rechten des Landes vollständig Hohn sprach. Die Ständeversammlung wies ihn zurück.

Am 23. Februar 1854 wurde für Schleswig, am 11. Juli desselben Jahres für Holstein eine neue Verfassung gewaltsam eingeführt; wenige Tage später erfolgte eine Verfassungsertheilung für die ganze Monarchie. Demnach sollte der Reichsrath zu drei Fünfteln aus Abgeordneten des eigentlichen Dänemarks, nur zu zwei Fünfteln aus solchen der beiden Herzogthümer bestehen und allein eine berathende Befugniß haben. Da diese Verfassung aber auf allgemeinen Widerstand stieß, verlangte das damalige Ministerium, an dessen Spitze der Konferenzrath Oehrsted stand, seine Entlassung und mußte durch ein anderes, dessen Seele von Scheel=Plessen war, ersetzt werden.

Eine andere Gesammtstaatsverfassung wurde ertheilt (im October 1855), aber sie sicherte ebenso wenig wie die frühern das Recht der Herzogthümer und wurde den gesetzlichen Vertretern der letzteren nicht einmal mitgetheilt. Immer

klarer stellte es sich heraus, daß das schleswig-holsteinische Volk Dänemark gegenüber vollständig rechtlos geworden sei, und der deutsche Bund that Nichts, diesem Zustande abzuhelfen.

Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Energie und Zähigkeit hatte sich das Volk der Herzogthümer während dieser Wirren benommen; es wich keinen Fuß breit von seinem alten Rechte ab, und seine Vertreter protestirten wiederholt vor Deutschland, dem sie trotz der bewiesenen Theilnahmlosigkeit einmal den alten Tratidionen, ihren Sitten und der Sprache nach angehören wollten, gegen die dänischen Gewaltthätigkeiten, leider ohne jeden Erfolg.

Im Winter von 1855 zu 1856 waren die Stände der Herzogthümer von Neuem zusammengetreten und beantragten eine Beschwerde an den Thron, mußten sie aber aufgeben, da der königliche Commissarius sie auf das Entschiedenste zurückwies.

Im Reichsrathe war die patriotische Partei der Herzogthümer allerdings schwach vertreten, und sie beantragte, daß man die Gesammtverfassung nachträglich den Ständen zur Genehmigung vorlege, konnte aber damit nicht durchdringen.

Inzwischen hatte man eine förmliche Anklage gegen das Ministerium wegen ungesetzlicher Verwendung einer gewissen Summe für die Heeresausgaben erhoben, die vorzüglich aus den Mitteln der Herzogthümer genommen wurden, das Reichsgericht aber sprach die Minister vollständig frei.

Am 1. März 1856 trat der Reichsrath von Neuem zusammen, und die wenigen, in jeder Beziehung benachtheiligten Vertreter der Herzogthümer stellten wiederum den Antrag auf eine ihren Rechten entsprechende Veränderung der Verfassung, wurden aber nach längeren Debatten damit zurückgewiesen; andere Schwierigkeiten stellten sich in Betreff der von den Herzogthümern zu zahlenden Steuern heraus.

Jetzt, nach fünf Jahren endlich, fanden sich die deutschen Großmächte veranlaßt, sich in diese Verhältnisse zu mischen und an die im Londoner Protokoll und anderwärts von Dänemark gegebenen Versprechungen zu erinnern.

Oesterreich und Preußen traten zuerst mit ihren Noten auf, Dänemark aber suchte durch seine Gesandten bei den anderen außerdeutschen Großmächten dagegen zu wirken. Man antwortete darauf damit, daß man, gegen den Protest der holsteinischen und lauenburgischen Stände, alle diejenigen Dominialgrundstücke in den Herzogthümern zu verkaufen beschloß, deren jährlicher Ertrag die Summe von zweihundert Reichsthalern nicht erreichte.

Dänemark that damals nur einen Schritt zur Versöhnung, indem es eine Amnestie für die sogenannten Rebellen des Jahres 1850 erließ, doch blieben davon ausgeschlossen der Herzog von Augustenburg, der Prinz von Noer, Beseler, der ehemalige Statthalter, der damalige Minister Francke, und Graf Friedrich von Reventlow.

Auf das Dringen Oesterreichs und Preußens wurden von der dänischen Regierung wiederholte Ausflüchte gemacht, endlich gab sie im Sommer des Jahres 1857 aber doch so weit nach, daß sie erklärte, die holsteinischen und lauenburgischen Stände sollten abermals zusammentreten, um über die Ordnung der Gesammtstaatsverfassung zu berathen. Die Stände traten auch zusammen, verweigerten aber eine jedenfalls nutzlose, weil nur zum Schein geführte, Berathung über den erwähnten wichtigen Punkt.

Preußen und Oesterreich wandten sich nun an den deutschen Bund und verlangten eine Regelung dieser verwirrten Verhältnisse, so weit sie Holstein und Lauenburg betrafen. Wie sprüchwörtlich bekannt ist, dauerte die darauf bezügliche Unterhandlung sehr lange und endete damit, daß die Bundesversammlung vom 11. Februar 1858 erklärte,

die Gesammtstaatsverfassung von 1855 sei für Holstein gesetzlich ungültig und die dänische Regierung zu ersuchen, einen gesetzmäßigen Zustand für dieses Land herbeizuführen.

Jetzt rieth selbst Rußland zur Nachgiebigkeit, trotz dessen aber trat im Januar 1858 der in Folge dieser beanstandeten Gesammtstaatsverfassung geschaffene Reichstag wieder in Kopenhagen zusammen und äußerte sich, ebenso wie der König in seiner Thronrede, auf eine Weise, die kriegerische Eventualitäten befürchten lassen mußte, — ja, man ging sogar so weit, die Herzogthümer mit neuen Steuern zu belegen, die für diesen Zweck, also gerade ihrem Interesse entgegen, angewandt werden sollten. Der deutschen Bundesversammlung aber antwortete die dänische Regierung, daß sie bereit sei, mit ihm „von Macht zu Macht" zu unterhandeln.

Das war natürlich keine zureichende Erklärung, und der deutsche Bund stellte eine Frist von sechs Wochen zu einer bestimmteren Mittheilung; erst am letzten Tage dieser Frist erklärte Dänemark, daß es einstweilen für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg die Gesammtstaatsverfassung außer Kraft setzen werde.

Dies geschah auch wirklich, als der Bund endlich energischer aufzutreten begann und mit Vollstreckung der Exekution durch deutsche Truppen drohte; gleichzeitig wurde aber in dem bezüglichen Patente vom 6. November 1858 auch erklärt, „daß die gedachte Verfassung für die nicht zum deutschen Bunde gehörenden Theile der Monarchie in ungeschwächter Wirksamkeit zu bestehen fortfahren und daß die Minister für das Auswärtige, Krieg, Marine und Finanzen künftig in Betreff Holsteins nur dem Könige verantwortlich sein sollten."

Das hieß mit andern Worten: Die Vertreter Holsteins und Lauenburgs scheiden aus dem Reichsrathe aus, in dem sie bisher wenigstens immer noch eine berathende Stimme

gehabt hatten, und die beiden Länder sind jetzt ohne jede Vertretung einer willkürlichen Ministerregierung preisgegeben.

Was nun das Herzogthum Schleswig anbetraf, dessen sich der deutsche Bund nicht annehmen konnte, so war es durch diesen Beschluß vollständig von Holstein getrennt und der dänischen Willkür preisgegeben worden, denn die Verfassung von 1855 blieb dafür bestehen. Der Reichsrath war jetzt aber nur aus ganz eiderdänisch gesinnten Mitgliedern zusammengesetzt und alle Bestrebungen zur Danisirung und vollständigen Inkorporation Schleswigs wurden eifriger und rückhaltsloser als je fortgeführt.

Nachdem die dänische Regierung nun versprochen hatte, eine Aenderung in der Verfassung für Holstein und Lauenburg eintreten zu lassen, und behufs dieser Absicht die holsteinische Ständeversammlung am 3. Januar 1859 zusammenberufen, legte sie derselben jenen früheren beanstandeten Entwurf in ganz unveränderter Form vor.

Darüber konnte es natürlich zu keiner Einigung kommen; die Stände wiesen jede Verhandlung darüber zurück und legten selbst einen Plan für die neue Verfassung, wie sie in ihren Wünschen und Rechten lag, vor.

In Folge dieses Widerstandes wurde die Ständeversammlung von der Regierung geschlossen.

Jetzt erklärte der Bund von Neuem, daß er das schon früher beschlossene Exekutionsverfahren zur Ausführung bringen werde, wenn Dänemark seinen Forderungen innerhalb sechs Wochen nicht in genügender Weise entspräche.

Aber die dänische Regierung wußte sich wieder durch einen neuen Aufschub zu helfen. Sie berief abermals die Provinzialstände von Holstein zusammen und legte ihnen einen neuen Verfassungsentwurf vor, der in seinen Hauptzügen nur wenig von dem früheren abwich und vorzüglich die Inkorporation Schleswigs und Trennung der beiden

Länder bezweckte. Diese Absicht war zu deutlich ausgedrückt, als daß die Form der Vorlage die Stände hätte bestechen können; sie verweigerte abermals die Annahme. Sie verlangten „die Wiederherstellung und zeitgemäße Entwickelung der altberechtigten Verbindung mit Schleswig" und erklärten, „sie seien nicht des Willens, sich in das Verhältniß einer nach den Grundsätzen, wie sie sonst für Kolonien üblich, behandelten Provinz herabdrücken zu lassen."

Auf diese Weise konnte kein Resultat erzielt werden, und die Ständeversammlung ging wieder auseinander; die dänische Regierung aber zeigte dem deutschen Bunde an, daß die Verhandlungen zu keinem Resultate geführt hätten und daß die Angelegenheit durch vom Reichsrath und den Ständen des Herzogthums zu wählende Abgeordnete von Neuem in Berathung gezogen werden solle. Indessen kam auch dieser Plan nicht zur Ausführung, weil der Bund verlangte, daß die Vertreter der verschiedenen Theile der Monarchie in gleicher Zahl zusammenberufen würden, und das Kopenhagener Kabinet sich dessen weigerte.

Die Budgetfrage gab zu neuen Verhandlungen Anlaß. Der deutsche Bund verlangte, in Uebereinstimmuug mit den Vertretern des Herzogthums Holstein, daß, so lange die Streitigkeiten wegen der Verfassung noch schwebten, kein Gesetz, besonders kein auf die Finanzen bezügliches, ohne Einwilligung der Stände gegeben werde.

Dies hinderte aber die dänische Regierung durchaus nicht, im Monat Juli 1860 das zunächst bevorstehende Staatsbudget für Holstein und Lauenburg festzusetzen.

Die deutsche Bundesversammlung drohte abermals mit Exekution. Dänemark versicherte officiell, nachdem die Ständeversammlung nochmals einberufen worden, es sei denselben das in Rede stehende Budget zur Beschlußfassung vorgelegt worden, während dies in Wirklichkeit keineswegs geschehen war.

Das Herzogthum Holstein wurde durch die unverhältnißmäßigsten Steuerauflagen bedrückt und das dadurch eingebrachte Geld hauptsächlich zu dem Zwecke verwandt, gegen Deutschland sich in Waffen zu rüsten.

Das alte Dannewirk, das im Jahre 1848 sich in so schlechtem Zustande befunden hatte, daß seine Eroberung auf leichte Weise möglich geworden war, wurde mit großen Kosten, zu welchen die Herzogthümer — gegen ihr eigenes Interesse also — das Meiste beitragen mußten, wieder hergestellt, und der dänische Stolz nannte dieses Bollwerk unüberwindlich. Auf die Armee und Flotte wurden große Summen verwandt, um sie in kriegstüchtigen Zustand zu setzen, und man gab sich nicht die Mühe, die Stände um ihre Einwilligung zu diesen außerordentlichen Ausgaben zu befragen.

Inzwischen war der diplomatische Notenwechsel fortgesetzt worden; besonders Preußen hatte verschiedene Versuche gemacht, sich des guten Rechts der Herzogthümer anzunehmen, aber dies geschah erst auf energischere Weise seit der Thronbesteigung Königs Wilhelm I. und dem Wechsel des Ministeriums. Der Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff, sprach sich zuerst aufrichtig über das ungerechtfertigte Verfahren der dänischen Regierung aus.

Vorzüglich war es England, welches die Lösung dieser brennenden Frage verzögerte, indem es vielfache Vermittelungsvorschläge machte, die aber alle ganz im Interesse Dänemarks ausfielen. Damit konnten sich weder das Land noch die deutschen Regierungen einverstanden erklären; Graf Bernstorff protestirte entschieden gegen die „offenkundige systematische Bekämpfung der deutschen Nationalität im Herzogthum Schleswig.“

Dieselbe hatte sich im Laufe der Jahre immer deutlicher herausgestellt.

Wir erwähnten schon früher des Buches des Doktor G. Rasch „Vom verlassenen Bruderstamme" und verweisen abermals darauf, weil es die dänischen Vergewaltigungen im Herzogthume Schleswig erschöpfend behandelt.

Die Dänen hielten auch jetzt in keiner Weise mehr mit der Absicht zurück, das Land Schleswig unlöslich mit der Monarchie zu verbinden, indem es von Holstein getrennt würde. Der Grundsatz: „Ein Dänemark bis zur Eider!" wurde offener als je ausgesprochen und der Versuch gemacht, ihn mit allen Mitteln durchzuführen.

Am 12. März und 8. Mai 1862 erklärte das dänische Kabinet ohne Umstände in einer an die europäischen Mächte gerichteten Cirkulardepesche, daß Schleswig ein „dänisches Herzogthum" sei.

Wie eine solche Ansicht entstehen oder wenigstens ausgesprochen werden konnte, erklärt sich nur aus der unendlichen Geduld, welche der deutsche Bund dem dänischen Kabinet gegenüber so lange Jahre bewiesen hatte.

Nachdem hiermit die diplomatischen Verhandlungen geschlossen worden, berief die Regierung im Januar 1863 die holsteinischen Provinzialstände von Neuem zusammen und machte abermals eine Vorlage, welche die Trennung der beiden Herzogthümer bezweckte. Hierauf wandten sich die Stände mit einer energischen Adresse an den König, dieselbe wurde indessen zurückgewiesen und in Folge dessen der einstimmige Beschluß gefaßt, abermals den Schutz des deutschen Bundes in Anspruch zu nehmen.

Ein neues Patent vom 30. März 1863 erklärt ebenso offenbar die Absicht, Schleswig in die Monarchie zu inkorporiren, ohne im Geringsten Rücksicht auf die Vertretung durch den deutschen Bund zu nehmen. In demselben Patent wurde ferner erklärt, daß die holsteinischen Soldaten in besondere Korps formirt, indessen unter den Befehl dänischer

Offiziere und überhaupt unter dänische Oberverwaltung gestellt werden sollten.

Damit war dem Herzogthum Holstein nur eine neue Geldlast aufgebürdet worden, ohne daß die Provinzialstände in irgend einer Weise ihre Bewilligung dazu gegeben hätten.

Preußen und Oesterreich hatten keinen Einspruch gegen diese Gewaltthat erhoben, nur Hannover und Oldenburg beantragten bei dem deutschen Bunde, sich des verletzten Rechts der Herzogthümer anzunehmen. Abermals legte sich England in das Mittel, Oldenburg, Baden und die sächsischen Herzogthümer verlangten dagegen die Aufhebung des eben erwähnten Patents.

Dänemark weigerte sich dessen entschieden und nöthigte dadurch den Bund, bestimmt zu erklären, daß die Excekution ohne Weiteres ausgeführt werde.

Keineswegs dadurch eingeschüchtert, beschloß der Reichsrath in Kopenhagen, für Dänemark und das Herzogthum Schleswig eine gemeinsame Verfassung einzuführen, womit also die urrechtliche Inkorporation auf die klarste Weise ausgesprochen war.

Die Bundesversammlung beauftragte jetzt Sachsen und Hannover, die Excekution zu vollziehen, während Preußen und Oesterreich militairische Reserven stellen sollten, falls Dänemark einen Widerstand versuchen sollte.

König Friedrich VII. hatte dem Drängen der Eiderpartei nachgeben müssen und sich für Unterzeichnung der neuen Verfassung erklärt, als er am 14. November 1863 in Folge einer Gesichtsrosenkrankheit plötzlich starb.

Damit war die Erbfolgefrage für die Herzogthümer auf die schnellste, unerwartete Weise erledigt. In Folge des Londoner Protokolls war der Herzog von Glücksburg,

Christian, Thronfolger geworden, folgerecht nur für Dänemark, nicht aber für die Herzogthümer.

Herzog Friedrich, der sich damals auf seinem Gute Dolzig in der Lausitz aufhielt, machte sofort seine alten, aber begründeten Ansprüche geltend, indem er nachfolgende Proklamation erließ:

„Schleswig-Holsteiner!

„Der letzte Fürst der dänischen Linie Eures Regentenhauses ist dahin gegangen.

„Kraft der alten Erfolgeordnung unseres Landes und des Oldenburgischen Hauses, kraft der Ordnungen, welche die schleswig-holsteinische Landesversammlung in dem Staatsgrundgesetz ausdrücklich bestätigt hat, kraft der von meinem Vater zu meinen Gunsten ausgestellten Verzichtsurkunde, erkläre ich hierdurch, als erstgeborner Prinz der nächsten Linie des Oldenburgischen Hauses, daß ich die Regierung der Herzogthümer Schleswig-Holstein antrete und damit die Rechte und Pflichten übernehme, welche die Vorsehung meinem Hause und zunächst mir überwiesen hat.

„Ich weiß, daß diese Pflichten in schwerer Zeit an mich herantreten, ich weiß, daß zur Durchführung Eures und meines Rechtes, mir zunächst keine andere Macht zu Gebote steht, als die Gerechtigkeit unserer Sache, die Heiligkeit alter und neuer Eide und Eure Ueberzeugung von der Festigkeit des Bandes, welches mein Geschick und das Eure vereint.

„Ihr habt bis jetzt Ungerechtigkeit ebenso mannhaft getragen, als Ihr mannhaft gekämpft habt, Ungerechtigkeit abzuwehren. Für das Joch, das man Euch auflegte, gab bis jetzt ein unbestrittenes Recht den Vorwand, denn der König von Dänemark war zugleich Euer Herzog.

„Von jetzt an wäre die Herrschaft eines Königs von Dänemark über Euch eine Usurpation und rechtlose Gewalt-

that, und unsere gemeine Aufgabe ist es, dieser Herrschaft ein Ende zu machen.

„Ich kann Euch jetzt nicht aufrufen, Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Euer Land ist von fremden Truppen besetzt, Ihr habt keine Waffen.

„Mir liegt deshalb vor Allem ob, die Regierungen des Bundes um Schutz meines Regierungsrechts und Euer nationalen Rechte anzugehen.

„Der deutsche Bund ist niemals der legitimen Erbfolge entgegengetreten.

„Die Ordnung, auf welcher die Regierungen Deutschlands ruhen, ist dieselbe, auf die meine Rechte begründet sind. Und die Regierungen Europa's werden der durch die Erfahrung bestätigten Wahrheit nicht widerstehen, daß ein haltbarer Zustand da nicht dauern kann, wo eine willkürliche Rechtsordnung einem Volke gegen seine geheiligten Wünsche, gegen seine von Gott gesetzte Nationalität und gegen sein uraltes Recht aufgedrängt werden soll.

„Lauenburger!

„Euer schönes Land, Gegengabe für ein Land, dessen Namen ich durch meine Geburt trage, unterliegt dessen Erbfolge, soweit nicht Rechte anderer Glieder meines Hauses und ältere begründete Rechte deutscher Regentenhäuser daran haften. Ich gebe Euch das Versprechen, daß ich Euer nationales Recht als mein eigenes betrachte, und soweit ich berufen bin, Eure Rechte und Freiheiten beschützen werde.

„Schleswig-Holsteiner!

„Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mein Recht Eure Rettung ist, gelobe ich für mich und mein Haus zu Euch zu stehen, wie ich in der Schlacht zu Euch gestanden, mich nicht zu trennen von Euch und unserem Rechte. Und so gelobe und schwöre ich, gemäß dem Staatsgrundgesetze: „Die Verfassung und die Gesetze der Herzogthümer Schles-

wig-Holstein zu beobachten und die Rechte des Volks aufrecht zu erhalten. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort."

Schloß Dolzig, am 16. November 1863.

Friedrich,
Herzog von Schleswig-Holstein."

Als Herzog Friedrich erklärt hatte, daß er die Regierung der Herzogthümer kraft seines Geburtsrechtes übernehme, bildete er sich ein Ministerium, bestehend aus Francke für das Innere, dem Professor Samwer für das Auswärtige und dem Obersten du Plat für den Krieg. Die Seele dieses Ministeriums ist bis jetzt jedenfalls Francke gewesen, ein Mann von großer Charakterentschiedenheit und glühendem Patriotismus; er ist vollkommen dazu geeignet, die Angelegenheiten des von ihm übernommenen Faches in Ordnung zu halten.

Carl Philipp Francke ist im Jahre 1805 zu Schleswig geboren. Er war ehemals Direktor der schleswig-holsteinischen General-Zollkammer und des Kopenhagener Handelskollegiums. Bei den späteren politischen Zerwürfnissen wurde er in Kiel zum Präsidenten des interimistischen schleswig-holsteinischen Regierungskollegiums ernannt und begab sich von da zu Ende des Jahres 1848 zur Frankfurter Versammlung. Im folgenden Jahre übernahm er die Verwaltung der Finanzen für die Herzogthümer und wurde später Minister des Auswärtigen.

Die dänische Regierung stellte ihn später auf die Liste der Verbannten, und mußte er darauf das Land verlassen. Bald darauf stellte der Herzog Ernst von Koburg-Gotha ihn als Regierungspräsidenten an und beförderte ihn darauf zum geheimen Staatsrath und Minister.

Carl Friedrich Samwer, geboren 1818 zu Eckernförde, hat die Jurisprudenz studirt und sich als Schriftsteller über die Rechte seines Vaterlandes bekannt gemacht. Nachdem er bei der ersten Erhebung des Landes demselben als Diplomat verschiedentlich gedient hatte, — er war damals Professor der Rechte in Kiel — wurde auch er durch die dänische Regierung verbannt. Herzog Ernst von Koburg-Gotha zog ihn als Bibliothekar und Leiter der diplomatischen Correspondenz an seinen Hof und ließ sich auf seinen Reisen meistentheils von ihm begleiten. Seit 1862 gehörte er dem gothaischen Ministerium an und zeichnete sich durch Umsicht ganz besonders aus. Samwer ist ein lebhafter Charakter und in seinem Auftreten nicht so kalt und abgemessen wie Francke, der sich nicht leicht vom Augenblicke hinreißen läßt.

Der Kriegsminister du Plat endlich ist weniger bekannt und hervorragend.

Wir haben jetzt noch von der Vergangenheit des Kronprätendenten selbst zu sprechen.

Herzog Friedrich, der älteste Sohn Christian Karl Friedrich August's, Herzogs von Augustenburg und dessen Gemahlin Louise Gräfin von Danneskjold-Samsoe, ist am 6. Juli 1829 in dem Stammschlosse seiner Familie auf der Insel Alsen geboren worden. Seine erste Bildung erhielt er hier und in Gravenstein in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder durch den Professor Steffenson, der jetzt einen Lehrstuhl an der Baseler Universität inne hat, und es steht fest, daß er sich stets den Studien mit besonderer Lust hingab, ohne deshalb für die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes gleichgültig zu werden; er hat das letztere stets warm geliebt.

Beim Ausbruche des Krieges von 1848 begaben sich die beiden Brüder, deren persönliche Sicherheit übrigens von dänischer Seite bedroht war, sogleich nach Rendsburg

und traten dort in den Generalstab ihres Onkels, des Prinzen Friedrich von Noer. In dieser Stellung, sowie später in der gleichen im Stabe Bonins und Willisens machten sie die meisten Gefechte und Schlachten mit, und als der Krieg beendet war, bezogen sie die Universität Bonn, wo sie mit Eifer weiterstudirten.

Im Jahre 1852 trat der ältere Prinz als Lieutenant in das preußische Gardekürassierregiment ein und verließ diese Stellung vier Jahre später mit der Majorscharge, kaufte das Rittergut Dolzig in der Lausitz und vermählte sich mit der Prinzessin Hohenlohe-Langenberg; seine Familie besteht jetzt aus einem Sohne und zwei Töchtern.

In seiner schon oben angeführten Proklamation spricht er selbst von der Wahrung seiner Rechte an die Herzogthümer durch feierlichen Protest vom Jahre 1859, nachdem man seinen Vater gezwungen hatte, gegen eine Abstandssumme diesen Rechten und seinen Besitzungen auf der Insel Alsen für seine Person zu entsagen. Nachdem er bis zu dem plötzlich eintretenden und die ganze politische Lage auf einmal verändernden Tode König Friedrich VII. zurückgezogen auf seinem Gute gelebt hatte, erließ er von dort aus unterm 13. November 1863 seine Proklamation, in der er sich zum rechtmäßigen Herrscher in den Herzogthümern erklärte, und begab sich dann nach Gotha, wo er vom Herzoge Ernst mit offenen Armen aufgenommen wurde.

Die Augustenburger — besonders der Vater des jetzigen Prätendenten — waren ihres Verhaltens bei der Erhebung im Jahre 1848 wegen im Lande nicht besonders beliebt, und man behauptete, daß sie zu der sogenannten Junkerpartei gehörten und warf dies auch besonders dem Prinzen Friedrich vor. Dieser Vorwurf trat erst in den Hintergrund, als nach den schweren Bedrückungen durch die Dänen mit dem Tode Friedrichs VII. in dem Einverständnisse mit

diesen angestammten Fürsten sich die einzige zuversichtliche Hoffnung auf Selbstständigkeit der Herzogthümer eröffnete.

Der bekannte schleswig-holsteinische Patriot, tapfere Soldat nnd beliebte Schriftsteller Graf Adalbert Baudissin läßt einem Bekannten die Persönlichkeit des Herzogs folgendermaßen schildern:

„Er ist ein großer, schöner Mann von drei- oder vierunddreißig Jahren. Seine hellblauen Augen zeugen von Verstand und Gutmüthigkeit; seine hohe, schöngeformte Stirn giebt dem Gesichte ein edles Gepräge: der volle blonde Bart verdeckt den unverhältnißmäßig langen Unterkiefer. Auch wenn er nicht Herzog wäre, würde er durch seine äußere Erscheinung die Blicke auf sich ziehen.

„Wenn er spricht, wird der angenehme Eindruck, den er zuerst auf uns machte, durch eine eigenthümliche Schwerfälligkeit seiner Zunge etwas verwischt; es kostet ihm Mühe, die Unbeholfenheit seiner Zunge zu verbergen; er öffnet den Mund, und man sieht, wie sich die Sprachwerkzeuge anstrengen müssen, um gewisse Worte und Silben auszusprechen. So störend dies im ersten Augenblicke ist, so gern vergißt man es, wenn man den Herzog eine Zeitlang hat sprechen hören, denn Alles, was er sagt, zeugt von ruhiger Besonnenheit und klarem Nachdenken. Würden sich seine Gesichtsmuskeln etwas beleben, während er spricht, so müßte es geradezu angenehm sein, ihm zuzuhören.“

Wir lassen es einstweilen an dieser Einleitung in die neuere Geschichte der Herzogthümer genügen und kehren im folgenden Kapitel zu den Schicksalen der Privatpersonen zurück, die sich von Neuem eng mit jener verbinden sollten.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Um die Mitte des Novembers 1863 sah das Gut Herrn von Schmidts einen Kreis recht froher Gäste versammelt. Von allen Seiten waren sie, deren Schicksal es zu sein schien, immer wieder getrennt zu werden, zusammengekommen, freilich nur für wenige Wochen, um das bevorstehende Weihnachtsfest gemeinsam zu begehen. Ja, dieses Mal fehlte selbst nicht der alte Advokat Staffelt, obgleich es der dringendsten Bitten und Vorstellungen bedurft hatte, um ihn zu dem Entschlusse, eine so weite Reise zu unternehmen, zu bringen.

Der Advokat war wirklich recht alt in seiner äußeren Erscheinung geworden; er ging jetzt gebückt, tiefe Runzeln furchten sein von so großer männlicher Entschiedenheit zeugendes Antlitz, und die Haare waren fast schneeweiß geworden; er sprach nur ungern und wenig, in kurzer, abstoßender Weise, und gab sich am liebsten seinen eigenen melancholischen Träumereien hin.

Sein altes Geschäft hatte er nie wieder aufgenommen; es würde ihm, selbst wenn er dazu Lust gehabt hätte, doch nie die Concession wieder ertheilt worden sein, zumal er sich regelmäßig an den Adressen betheiligt hatte, welche von patriotischen Männern mehrmals an die Ständeversammlungen gerichtet worden waren und denselben die Beistimmung zu ihrem Verhalten der Regierung gegenüber ausgedrückt und sie zum treuen Festhalten an dem alten Spruche „Up ewig ungedeelt!“ ermuthigt hatten. Das hatte dann viele ärgerliche Verfolgungen und Processe gegeben, die theils durch Gefängniß, theils durch ungemein hohe Geldstrafen erledigt wurden.

Auch Advokat Staffelt war nicht damit verschont worden, aber man hatte ihn bei seinem traurigen Gemüthszustande

und stillem Wesen nicht für gefährlich genug gehalten, um so streng wie gegen manche Andere zu verfahren, und übrigens befand er sich ja jetzt in ganz unabhängigen Verhältnissen.

Wie weit sich die Bestrebungen der eiderdänischen Partei, um ihre Zwecke zu erreichen, erstreckten, davon hier ein Beispiel, das geradezu an das Lächerliche streift.

Um der Welt den Beweis zu liefern, daß das nördliche Schleswig bereits ganz dänisch geworden sei, oder vielmehr, um ihr darüber Sand in die Augen zu streuen, wurde im Sommer 1861 von jener Seite eine Extravergnügungsfahrt nach Kopenhagen anrangirt, die allen Theilnehmern durchaus keine Kosten verursachen sollte; sie waren als Gäste geladen. Aber kein anständiger, patriotisch gesinnter Mensch aus den Städten Nordschleswigs ließ sich in diese Falle locken, und der Zweck der politischen Demonstration ging dadurch gänzlich verloren. Die Fahrt fiel äußerst kläglich aus.

Einen ganz anderen Erfolg aber hatte eine heimlich betriebene Gegendemonstration, die am 25. August desselben Jahres zu Kiel stattfand, gewissermaßen ein großartiges Verbrüderungsfest des ganzen schleswig-holsteinischen Landes. In dem reizend gelegenen Parke Düsternbrook bei Kiel versammelten sich zweitausend Menschen zum gemeinsamen Mahle, Vertreter sämmtlicher Städte, und begeisterte Reden für die ewige Untrennbarkeit der beiden Brudervölker wurden gehalten, ehe die Polizei noch im Stande war, es zu verhindern. Es war ein Volksfest im schönsten Sinne des Wortes.

Hierauf machten die Dänen noch einen Versuch, um den Glauben zu erwecken, daß in der Stadt Schleswig Sympathien für sie herrschten, indem sie dahin die Kopenhagener Studentenschaft einluden. Dies hatte ebenso wenig

Erfolg; bei dem veranstalteten Concerte und Balle fand sich kein guter Patriot ein, und selbst die Damen weigerten sich, zu erscheinen. Die Kopenhagener Studenten aber zogen sehr unbefriedigt wieder ab.

Es kamen auch sehr ernste Episoden in der dänischen Wirthschaft vor. Im Februar 1862, zum Beispiel, ließ der Polizeimeister der Stadt Schleswig, Jörgensen, den dortigen Bürger Knopfmacher Görke arretiren, weil derselbe eine Addresse an die Ständeversammlung mit unterzeichnet haben sollte, und in ein finsteres Gefängniß, das nur für Mörder und Diebe bestimmt war, werfen. Ohne seine Familie sehen oder anderen Besuch empfangen zu dürfen, blieb Görke neun Tage lang in diesem schweren Kerker, ohne daß man ihn nur verhört hätte. Der Mann, der zur Melancholie neigte, wurde ernstlich krank, der Arzt verlangte seine Entlassung umsonst, und am zehnten Tage fand man ihn von seiner eigenen Hand erhängt vor. Bei seinem Begräbnisse, dem sich ein großer Theil der Bürgerschaft anschließen wollte, ließ der Polizeimeister dieselbe durch requirirtes Militair gewaltsam zurückhalten.

Einer dieser Beamten, die sich die größten Vergewaltigungen zu Schulden kommen ließen und am bittersten gehaßt wurden, war der Hardesvogt Blaunfeldt in Fleckebye; wir werden später wieder auf diesen Mann, dessen Namen noch berüchtigter geworden ist, zurückkommen.

Der dänische Polizeimeister Leisner in Eckernförde ließ den neunjährigen Knaben eines geachteten Bürgers, der sich auf der Straße eine kindische Unart hatte zu Schulden kommen lassen, durch Gefängnißwärter auspeitschen.

Das sind nur einzelne Fälle empörender Willkür der dänischen Polizeibeamten. Der dänische Baron von Dirckinck-Holmfeld selbst sagt darüber in seiner Schrift „Recht und Willkür:“

„Es ist eine Karrikatur der Inquisition, der Geist Torquemadas, der zum Lächerlichen hinabsteigt.

„Es ist die Bombapolitik, den Händen von Leuten übergeben, die sich kaum zu Dorfschulmeistern eignen.“

Man wird sich leicht eine Vorstellung davon machen können, wie schmerzlich die Herzen aller Patrioten Angesichts dieser Umstände litten, und Advokat Staffelt war wahrlich immer einer der besten Patrioten gewesen und in seinem Herzen bis auf den letzten Augenblick geblieben, wenn er auch äußerlich nicht mehr so lebhaften Antheil als sonst an seiner Umgebung zu nehmen schien.

Der Advokat hatte dem dänischen Treiben während langer Jahre düsteren Blickes mit zugeschaut; die Trennung von allen Seinigen trug auch nicht wenig dazu bei, sein Gemüth noch tiefer zu verbittern. Heimlich bereute er jetzt oft, daß er Clara genöthigt habe, ihn zu verlassen, denn eine Fremde konnte ihm durch die sorgsamste Pflege doch nicht die Gesellschaft der Tochter ersetzen. Clara aus der weiten Ferne aber wieder zurückzurufen, war unmöglich.

Als der alte Mann nun aber erfuhr, daß Lorenzen mit seiner ganzen Familie und auch ihr nach Europa zurückgekehrt sei, da begann sich die Sehnsucht mächtig in seiner Brust zu regen; unfehlbar würde er der auch an ihn dringend ergangenen Einladung, eine Reise nach jenem Badeorte zu unternehmen, gefolgt sein, hätte ihn nicht gerade ein nicht unbedeutendes Unwohlsein an Haus und Bett gefesselt. Um seine Kinder nicht zu beunruhigen, hatte er ihnen davon keine Mittheilung gemacht, sondern seine Abneigung gegen eine größere Reise als Grund seiner Weigerung vorgeschützt.

Die beiden Schwestern hatten damals keinen lebhafteren Wunsch als den, den alten Vater wiederzusehen; dies wäre

ohne Emma's Krankheit vielleicht auch schon früher zur Ausführung gekommen.

Lorenzen hätte sie, als Verbrecher gegen das dänische Kriegsgesetz, natürlich nicht begleiten dürfen; trotz der inzwischen für die verbannten Schleswig-Holsteiner ertheilten Amnestie würde man zweifellos ihn doch verhaftet und zur strengen Bestrafung gezogen haben.

Nachdem er in Brasilien seine Kenntnisse als Ingenieur vervollkommnet hatte, lag es in seiner Absicht, in Deutschland eine Stelle als solcher, d. h. im Civilfache, zu suchen.

Aber es kam anders. Herr von Schmidt war zwar noch immer recht rüstig, aber er hatte doch schon die Jahre erreicht, in denen man die Bequemlichkeit zu lieben anfängt. Er hatte nun den Wunsch geäußert, daß sein Schwiegersohn neben ihm die eigentliche Bewirthschaftung des Gutes übernehmen möge, aber Fritz hing, trotz der traurigen Erfahrungen, die er gemacht, immer noch zu sehr an dem Soldatenleben, um ihm ganz und gar entsagen zu wollen. Man hatte diesen Plan also wieder fallen lassen.

Jetzt fand sich in Lorenzen ein willkommener Ersatzmann für ihn; einem Fremden ohne Interesse für ihn und die Familie hätte der alte Herr doch nie sein ganzes Vertrauen geschenkt. Er und alle Uebrigen wußten dies Lorenzen, der sich anfänglich unentschlossen zeigte, so eindringlich vorzustellen und ihn zu überzeugen, daß es sich nicht darum handele, eine Unterstützung anzunehmen, sondern im Gegentheil Herrn von Schmidt einen Dienst zu erzeigen, daß er endlich einwilligte, diese für ihn sehr vortheilhafte Stellung anzunehmen.

Während seine Zukunft dadurch vollständig gesichert wurde, sah sich auch Emma in die angenehmsten Verhältnisse versetzt; sie befand sich mitten in der Familie und

auf dem Grund und Boden, der, aller Aussicht nach einmal das Eigenthum ihres Bruders werden mußte.

Alle waren mit diesem Arrangement zufrieden. Was Lorenzen noch an landwirthschaftlichen und Verwaltungskenntnissen fehlte, lernte er schnell unter der Anweisung Herrn von Schmidt's, des alten gewiegten Landwirthes, und dieser hatte allen Grund, die getroffene Wahl nicht zu bedauern.

Im nächsten Frühjahre gestattete der Advokat auf die vielen Bitten seiner Töchter endlich, daß Clara gänzlich zu ihm zurückkehren dürfe. Emma, die sich wieder ganz wohl und gestärkt fühlte, begleitete sie nach ihrer lange entbehrten Vaterstadt.

Die Herzen der Frauen klopften doch stürmisch, als sie die Thürme Schleswigs und das alte weiße Schloß Gottorp wieder erblickten. Jedes Haus in der Stadt war ihnen bekannt und ebenso eine Menge der Post Begegnender; Letztere achteten aber nicht viel auf die Reisenden oder erkannten sie nicht wieder. Es war ein wehmüthiges Gefühl neben der Freude des Wiedersehns der lieben Heimath, das Beide ergriff, es wurde aber jetzt noch von einem anderen überwogen, der Ungeduld, den alten Vater zu umarmen, und der Besorgniß, in welchem Zustande, sowohl körperlichem wie geistigen, sie ihn wiederfinden würden.

Endlich hielt der Wagen vor dem elterlichen Hause, an dem er vorbeipassiren mußte. Sie stiegen aus und zogen die Klingel. Die Wirthschafterin des Advokaten öffnete, stieß, sie erkennend, einen Schrei der Ueberraschung aus, und eine halbe Minute später lagen Emma und Clara, deren Augen die Freudenthränen entströmten, in den Armen und zu den Füßen des vor Ueberraschung zitternden, zum Greise gewordenen Vaters.

Clara übernahm sogleich wieder die Führung der Wirth-

schaft, die ihr bis zu ihrer noch in sehr unbestimmte Ferne gerückten Verheirathung mit Welffen verbleiben sollte, Emma aber wurde, nachdem sie einige Wochen — übrigens, ihres Namen ungeachtet, von den Behörden unbelästigt — in Schleswig theils in der liebevollsten Sorge um ihren Vater, theils damit zugebracht hatte, daß sie in Begleitung der Schwester alle die Plätze, an die sich die Erinnerungen ihrer Jugend so eng knüpften, und alte Bekannte besuchte, durch die Pflichten für ihren Mann und ihre Kinder genöthigt, wieder abzureisen.

Sie nahm schon damals das Versprechen des Advokaten mit sich, sie in Clara's Begleitung in nächster Zeit einmal auf dem Gute Herrn von Schmidts zu besuchen, aber er hatte es ihr wohl nur mehr zum Troste beim Scheiden als in ernster Absicht gegeben.

Zwar klärte sich Herrn Staffelts Gemüth in der Gesellschaft seiner zweiten Tochter wieder etwas auf, aber, aller Bemühungen Clara's ungeachtet, geschah dies doch nur sehr langsam; die Verhältnisse seines Vaterlandes bereiteten ihm zu großen Schmerz.

Das arme Mädchen, das unter dem eigenen aussichtslosen Verhältnisse zu Welffen genug zu leiden hatte, benahm sich wie eine Heldin. Sie zeigte dem Vater stets ein heiteres Gesicht, nie kam eine Klage über ihre Lippen, und er machte selbst hin und wieder Andeutungen darauf, daß ihr die lange bräutliche Geduldsprobe wohl nicht allzuschwer fallen möge, denn er ahnte nicht, wie viele schlaflose Stunden sie des Nachts in Thränen zubrachte. Ihre Correspondenz mit Welffen, der in einer entfernten preußischen Garnison stand, blieb übrigens im vollem Gange, und jeder seiner Briefe sprach, wie die ihrigen, seine unerschütterte Liebe und Hoffnung aus.

Erst als die diplomatischen Verhandlungen zwischen

Dänemark und Preußen, deren Ernst man wohl vorzüglich den Debatten im preußischen Abgeordnetenhause verdankte, immer lebhafter und energischer wurden, lebte Advokat Staffelt wieder mehr auf. Zu Ende des Jahres 1863 schien die Entwickelung aber bei der bekannten und oft erprobten Gemächlichkeit des deutschen Bundes noch in zu weite Ferne gerückt, als daß er seine Anwesenheit im Vaterlande, um alle dessen Schicksale zu theilen, für unbedingt nöthig hätte halten können.

Seine aufgewecktere Gemüthsstimmung, über die Clara regelmäßige Berichte an ihre Schwester erstattete, beschloß man zu benutzen, und so gelang es denn endlich den gemeinsamen Bitten aller Mitglieder der getrennten Familie, auch ihn für die projektirte Zusammenkunft auf dem Gute Herrn von Schmidts zu gewinnen.

Zu Anfang Novembers reiste er in Clara's Begleitung dahin ab.

Fritz, der mit seiner Frau keinen weiten Weg zu machen hatte, war es leicht geworden, Urlaub zu erhalten, und auch Welffen hatte einen solchen unter der Bedingung erhalten, daß er bei allen kriegerischen Eventualitäten bereit sei, sich sofort wieder bei seinem Regimente einzufinden. Man glaubte damals wohl noch ebensowenig in Preußen als anderswo an den schnellen Ausbruch des Krieges, war die Sache der Herzogthümer doch schon so lange verschleppt worden, obgleich die Dänen gar nicht mehr Grund zu energischem Einschreiten hätten geben können, als sie bereits gethan.

Wie gesagt, war es bald nach der Mitte Novembers, als Alle sich wieder auf dem Gute Herrn von Schmidts im traulichen Theezimmer versammelt fanden.

Sie waren um den servirten Tisch gruppirt, wie sie die besondere Zuneigung gerade zusammengeführt hatte;

der Advokat saß zwischen Emma und Eugenien, die Fritzens Hand wieder in der ihrigen hielt, Herr von Schmidt neben seiner Tochter, Lorenzen neben seiner Frau, dazwischen Clara und Welffen, die vor den Uebrigen immer noch einige Zurückhaltung zu bewahren hatten, obgleich ihr Verhältniß ja schon durch die Dauer langer Jahre geheiligt war.

Man sprach von Diesem und Jenem, in Ernst und Scherz. In einer Ecke des geräumigen, komfortabel meublirten Zimmers befand sich ein gußeiserner Kamin, in dem die Flamme hell loderte und das Holz, welches sie verzehrte, prasselte. Eugenie machte die Wirthin. Draußen stürmte und schneite es; man erwartete einen harten Winter. Um so gemüthlicher fühlte sich die kleine Gesellschaft, die dem schützenden Dache des Schlosses vertrauen konnte und deren Herzen, doch im Augenblicke wenigstens, befriedigt waren.

Bereits wußte man, daß der deutsche Bund in Folge der dänischen Erklärungen, eine gemeinsame Verfassung für den Königsstaat und Schleswig zum Gesetze zu erheben, d. h. also das Herzogthum in die Monarchie zu inkorporiren und von Holstein zu trennen, beschlossen hatte, die Exekution Sachsen und Hannover zu übertragen, während Preußen und Oesterreich die nöthigen Reserven stellen sollten, falls Dänemark den Versuch mache, sich mit Waffengewalt zu widersetzen; in allen diesen Staaten rüstete man bereits. Der Beschluß und die Vollziehung der Exekution von Seiten des Bundes waren aber ganz verschiedene Dinge, wurde doch schon seit Jahren mehr gedroht als gethan. Unsere Freunde, wie lebhaft ihre Wünsche auch sein mochten, waren daher ebenso ungläubig wie die ganze Welt, was eine energische Ausführung der beschlossenen Maßregel anbetraf.

Man wußte auch bereits, daß die Eiderdänenpartei in Kopenhagen König Friedrich VII. von Dänemark gewaltig

sogar drohend drängte, den neuen Verfassungsentwurf zu unterzeichnen, und daß er es bereits zugesagt hatte. Jene Partei wurde auch von der einflußreichen Gräfin Danner unterstützt.

Die Sache der Herzogthümer mußte auf irgend eine Weise bald zur Entscheidung kommen, aber Niemand konnte voraussehen, daß sich die Vorsehung oder das Schicksal dieses Mal in die Sache mischen werde.

Ein Diener brachte die neueste Zeitung.

Die bisherige Unterhaltung verstummte sogleich, denn besonders in dieser Zeit wurden die Nachrichten über das Allen noch so sehr theure Vaterland mit der größten Spannung erwartet; das Geschick Schleswigs sollte sich ja jetzt dadurch entscheiden, ob König Friedrich VII. die neue Verfassung unterzeichnen und wie sich das deutsche Volk und die deutschen Fürsten dazu verhalten würden.

Herr von Schmidt hatte die Zeitung in die Hand genommen und suchte zuerst nach den telegraphischen Depeschen. Kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, so stieß er einen Ruf der Ueberraschung aus; der Ausdruck seines Gesichts bewies, wie groß dieselbe sei.

„Was giebt's denn?" fragte man von allen Seiten neugierig und unruhig.

„Das ist Gottes Finger," erwiderte der alte Herr sehr ernst und augenscheinlich tief erregt; — „wird er sich endlich unseres armen Vaterlandes annehmen? — Am 14. November ist König Friedrich VII. plötzlich in Kopenhagen gestorben, und der Protokollprinz hat als Christian IX. den Thron Dänemarks bestiegen. Die Verfassung ist von dem verstorbenen Könige noch nicht unterzeichnet worden."

Es konnte nicht fehlen, daß diese Nachricht bei den Anwesenden, wie es ja auch in der ganzen Welt, die sich um Politik bekümmerte, der Fall war, die größte Sensation machte.

Freilich war, so weit es von dänischer Seite abhing, damit in dem Schicksale der Herzogthümer noch nicht viel geändert, denn es ließ sich annehmen, daß der neue König von der eiderdänischen, im Reichsrathe damals am Ruder befindlichen Partei ebenso stark gedrängt werden würde, wie der verstorbene, und jedenfalls befand er sich ihr gegenüber in einer noch schlimmeren Lage als Friedrich VII., denn dieser war Dänemarks angestammter Herrscher gewesen, Christian IX. aber nur ein König, den Familien-Arrangements und der Machtspruch auswärtiger Fürsten auf den Thron gesetzt hatten. Es lag jetzt die wichtige Frage vor, ob der neue König dennoch energischer für die Rechte Schleswigs — war er doch selbst ein Kind dieses Landes — eintreten werde als sein Vorgänger oder ob er die Inkorporirung des Herzogthums zum Gesetz erheben werde, und wenn das letztere geschehe, was dann Deutschland thun würde, der deutsche Bund, dem es oblag, die Rechte des Herzogthums Holstein, das ja nach dem alten Staatsgrundgesetze von Schleswig untrennbar war, zu schützen; wie endlich würden die Großmächte, Preußen und Oesterreich, sich benehmen, die ja allein ein Wort in der schleswig-holsteinischen Sache mitgesprochen hatten?

Die Ansichten waren darüber sehr getheilt.

Der Advokat schüttelte den Kopf und meinte bitter: „Wir Schleswig-Holsteiner sind verlassen und verrathen. In Deutschland wird man noch viel schöne und begeisterte Reden für unser jetzt ganz zweifellos gewordenes Recht halten, aber keine Hand wird sich rühren, es zu vertheidigen. Im besten Falle wird man eine Komödie aufführen, wie in den Jahren 1848 bis 1850 und uns dann, nachdem unsere besten Söhne ihr Blut verspritzt haben, wieder gebunden dem Erbfeinde und harten Machthaber überliefern."

Auch Lorenzen neigte sich dieser Ansicht zu, obgleich

sein Auge bei dem Gedanken, daß es wieder zum Kampfe kommen könne, heller aufblitzte. Er sagte kein Wort, aber er nickte seinem Schwiegervater beistimmend zu.

Herr von Schmidt, der eine besondere Vorliebe für Oesterreich hatte, sprach davon, daß dem Kaiserstaate jetzt die beste Gelegenheit gegeben sei, sich, energisch auftretend, an die Spitze Deutschlands zu stellen; Fritz, den neben den Gefühlen der innigsten Anhänglichkeit an sein Vaterland auch die für den Ruhm der Fahne, der er jetzt folgte, beseelten, äußerte sich mit großer Lebendigkeit in derselben Weise, und Welffen, der geborene Preuße, rief mit glühenden Wangen aus:

„Preußen hat da oben noch eine Ehrenschuld einzulösen, eine Scharte aus seinem Schwerte auszuwetzen! So denkt die ganze Armee, und mit Jubel wird sie den Ruf ihres ritterlichen Kriegsherrn begrüßen und ihr Blut freudig auf jenen alten Schlachtfeldern, die nur ihre Siege gesehen haben, ohne dadurch vom Feinde frei zu werden, hingeben. Spricht nicht das ganze Benehmen Preußens, seitdem der jetzige König Wilhelm die Regentschaft übernommen hat, dafür, daß es entschlossen ist, den dänischen Anmaßungen in den Herzogthümern ein Ziel zu setzen?“

Die Frauen endlich wagten keine Meinungsäußerung; zunächst dachten sie nur an die Gefahren, denen die ihnen theuren Männer beim Ausbruche des Krieges wieder ausgesetzt sein würden.

Es war die lebhafteste Bewegung in die kleine Gesellschaft gekommen, und es dauerte an diesem Abende länger als gewöhnlich, bis man sich trennte und zur Ruhe legte, um mit der größten Ungeduld die Nachrichten, welche die nächsten Tage bringen würden, zu erwarten.

Eugenie und Clara wagten gar nicht, Erstere mit ihrem Manne und Letztere mit Welffen über die Zukunft zu sprechen,

denn sie wußten, daß ihre Stellung ihnen Pflichten auferlege, die sich unter keinen Umständen, wenn sie selbst es auch gewollt hätten, umgehen ließen; Emma indeß konnte sich doch nicht enthalten, ihren Mann zu fragen, welchen Entschluß er für den Fall des Ausbruches des Krieges zu fassen gesonnen sei.

„Wenn das Vaterland sich wieder in Waffen erhebt," antwortete er ihr ernst und bestimmt, — „so werde ich keinen Augenblick zögern, meine hiesigen Verhältnisse zu verlassen und auf den Platz des Kampfes zu eilen. Aber beruhige Dich, ich fürchte, daß der Tag, an dem dies geschehen kann, noch fern ist."

Die arme Frau verhüllte, still weinend, das Gesicht.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Die Stadt Kopenhagen war in wilder Aufregung.

Der neue König, Christian IX., hatte Anstand genommen, die ihm von seinem Ministerium, dem eiderdänischen, vorgelegte neue Verfassung, welche das Herzogthum Schleswig mit der alten Monarchie unlöslich verschmelzen sollte, zu unterzeichnen. In seiner nächsten Umgebung gab es noch Manchen, der recht wohl begriff, daß die Kluft, die sich damit zwischen Deutschland und Dänemark eröffnet, nur schwer sich werde wieder schließen lassen können.

Auf dieser Seite stand auch einer der ältesten Führer der Armee, der Generallieutenant de Meza. Dieser Mann, der sich schon bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders in der Schlacht von Idstedt, wo er das Kommando für den gefallenen General von Schleppegrell übernommen, ausge-

zeichnet hatte, stammte aus einer portugiesischen Judenfamilie, die sich in Kopenhagen niedergelassen hatte und daselbst zum Christenthum übergetreten war. Sein Vater war Arzt, und der Sohn Christian Julius wurde 1791 zu Kopenhagen geboren und dort erzogen. Als im Anfang unseres Jahrhunderts die Engländer Dänemark angriffen, wurde er Soldat und zeichnete sich bei der Beschießung Kopenhagens als Artillerist aus. Den praktischen Dienst gab er indessen bald auf und wurde Lehrer an der Artillerieschule, bis er erst im Jahre 1842 in jenen wieder zurücktrat.

Die Feldzüge von 1848—50 machte er als Major und Kommandeur der Feldartillerie in den Herzogthümern mit und betheiligte sich an fast allen Schlachten, die damals geschlagen wurden, mit großer Umsicht und Kaltblütigkeit, wofür er nach der Schlacht von Fridericia zum General ernannt wurde. Seitdem stieg er in den Friedensverhältnissen zum Inspekteur der Artillerie, Generallieutenant und militairischen Gouverneur in Jütland und Schleswig, dann wurde er kommandirender General der Insel Seeland.

Der General, der das vollständige Vertrauen der Armee und den meisten Einfluß auf dieselbe besaß, befand sich damals in Kopenhagen.

Die eiderdänische Partei, der es vor allen Dingen darum zu thun war, den König mit allen Mitteln zur Unterzeichnung der neuen Verfassung zu veranlassen, hatte, sobald sie seine Abneigung dagegen bemerkte, keinen Anstand genommen, sich an die Hülfe des gemeinen Volkes zu wenden. Die große, leicht zu regierende Masse, der die eiderdänischen Anschauungen schon längst untergebreitet waren, zögerte auch nicht, dieselben durch einen öffentlichen Skandal zu unterstützen.

In den Straßen Kopenhagens wogte das Volk auf und nieder, mit wildem Geschrei die königliche Unterzeichnung der Verfassung fordernd. Der Strom drängte zum königlichen

lichen Schlosse, das von Truppen besetzt war. General de Meza führte zur Zeit den Oberbefehl über die letzteren.

Noch zögerte der König, das verhängnißvolle Blatt zu unterschreiben, aber das Volk wurde mit jeder Minute ungestümer; es drängte sich vor dem königlichen Schlosse, und seine Demonstrationen wurden immer stürmischer.

Der König, der als junger Prinz in Schleswig vortrefflich erzogen worden war und sich, wie seine ganze Familie, einer besonderen Liebe und Achtung der Einwohnerschaft dieser Stadt erfreut hatte, schwankte hin und her. In seiner Umgebung herrschten die verschiedensten Ansichten, aber die eiderdänische war doch überwiegend.

General de Meza fand sich selbst im Schlosse ein und beschwor ihn, die neue Verfassung nicht zu unterzeichnen, weil damit der vollständige Bruch mit Deutschland und der Krieg im Innern der Monarchie herbeigeführt werden müsse; dagegen verpflichtete er sich, mit den vorhandenen Truppen, für deren Gehorsam er bürgte, den Pöbel von Kopenhagen zur Ruhe zu bringen, sobald ihm nur die Vollmacht ertheilt würde, energisch gegen denselben einzuschreiten.

Aber zu viel andere Einflüsse wirkten auf den König ein; mit Thränen in den Augen unterzeichnete er. Damit war der offene Krieg gegen Deutschland erklärt. Die alten Verpflichtungen, die Dänemark übernommen hatte, waren offenbar gebrochen, den letzten Forderungen des deutschen Bundes geradezu Hohn gesprochen worden.

Natürlich mußte jetzt eine Katastrophe eintreten. Sie begann mit der Proklamation des Prinzen Friedrich von Augustenburg, datirt Schloß Dolzig den 16. November; auch wandte sich derselbe, nachdem er sich nach Gotha begeben hatte, sofort an die deutschen Fürsten und den deutschen Bund mit dem Ersuchen, ihn in seinem Rechte zu unter-

stützen; die Dänen aber forderte er auf, sein Land, die Herzogthümer, binnen vierzehn Tagen zu räumen.

Daß sie dieser Aufforderung nicht gutwillig Folge leisteteten, versteht sich von selbst.

Am 18. November schon machte der Gesandte Badens der Bundesversammlung die Anzeige, daß er vom Herzoge Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein beauftragt sei, beim Bunde die holsteinische Stimme zu führen. Baden sprach überhaupt seine förmliche Annerkennung des Herzogs aus, nachdem dies bereits zuerst von Coburg-Gotha und Braunschweig geschehen war, und die meisten Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands folgten diesem Beispiele. Bayern und Sachsen beantragten beim Bunde „schleunige" Prüfung der Augustenburgischen Erbrechte, die meisten übrigen Staaten „gründliche."

Auch die Mitglieder des holsteinischen Landtages hatten aus Kiel, bereits unter dem 19. November, die Bitten, ihre Landesrechte zu schützen, an den deutschen Bund gerichtet.

Das ganze deutsche Volk war für die Sache der Herzogthümer begeistert; überall bildeten sich Vereine, überall wurden Geldsammlungen für die neu zu bildende Armee veranstaltet, — kurz überall in Deutschland stand das Interesse für Schleswig-Holstein in erster Reihe.

Diesem Aufschwunge zu Gunsten der Herzogthümer stellten sich aber die beiden deutschen Großmächte, Oesterreich und Preußen in den Weg. Beide beriefen sich auf das Londoner Protokoll, welches die Integrität der dänischen Monarchie, allerdings nur bedingungsweise — und diese Bedingungen waren von dänischer Seite durchaus nicht gehalten worden — sicherte.

Oesterreich wollte von diesem Protokolle nicht zurücktreten, weil es damit die Möglichkeit und Rechtlichkeit der Aufhebung alter Verträge zwischen den Großstaaten aner-

kannt haben würde, und dies konnte es nicht bei seinen durch gleiche Verträge gesicherten Verhältnissen in Italien; ferner wünschte es auch nicht den Krieg, denn die Zustände in seinem Inneren und seine traurigen Finanzumstände waren Dem entgegen. Der österreichische Gesandte erklärte daher beim Bunde, daß der Kaiserstaat zwar für die feststehenden Rechte der Herzogthümer, Dänemark gegenüber, eintreten, daß er aber auch das Londoner Protokoll und damit die Unverletzlichkeit der dänischen Monarchie aufrecht erhalten werde. Die Erbfolgerechte des Herzogs von Augustenburg erkannte er also nicht unbedingt an.

Preußen verhielt sich in ähnlicher Weise.

Wir können heute noch nicht entscheiden, welche Gründe seinen Premierminister, Herrn von Bismarck, geleitet haben, — die nächste Zeit vielleicht wird es schon allen Augen klar darlegen — genug, Preußen schloß sich der österreichischen Meinungsäußerung in soweit an, daß es die direkte Anerkennung des Herzogs verweigerte.

Am 7. December 1863 stellten in Uebereinstimmung die Gesandten Oesterreichs und Preußens bei der deutschen Bundesversammlung den Antrag:

„Sie wolle in Erwägung:

1) daß die in Ziffer III. des Bundesbeschlusses vom 1. Oktober d. J. binnen drei Wochen erforderte Folgeleistung und Anzeige darüber nicht erfolgt ist, —
2) daß durch die Ausführung der in's Auge gefaßten Maßregeln den vom deutschen Bunde innerhalb seiner Competenz zu fassenden Entschließungen über die von mehreren Regierungen gestellten Anträge in der Erbfolgefrage nicht präjudicirt wird, —
3) daß die im Artikel X. der Bundesexekutionsordnung vorgesehene Gefahr im Verzuge als vorhanden erachtet werden muß, beschließen:

1) die in Ziffer IV. des Beschlusses vom 1. Oktober vorgesehene Aufforderung zum sofortigen Vollzuge der beschlossenen Maßregeln nunmehr an die Regierungen von Oesterreich, Preußen, Sachsen und Hannover zu richten, —

2) die genannten Regierungen hiervon durch ihre Herren Gesandten in Kenntniß zu setzen und denselben die geneigte Eröffnung an die dänische Regierung, sowie die Ausführung jener Maßregeln nach Maßgabe der inzwischen von ihnen getroffenen militairischen Verabredungen anheim zu geben, —

3) die vereinigten Ausschüsse (für Bundesexekution und Schleswig-Holstein) zu veranlassen, die in Bezug auf die Instruktion der Civilkommissäre und die Aufbringung der erforderlichen Geldmittel nöthigen Anträge unverweilt zu stellen."

Die schleunige Abstimmung über diesen Antrag verlangten Sachsen, Hannover, Kurhessen, endlich auch Bayern; dagegen waren Württemberg, Baden, die Niederlande, Braunschweig, Nassau, die sächsischen Herzogthümer, Mecklenburg, Oldenburg und die anderen Kleinstaaten.

Die Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse zeigte sich hier wieder recht deutlich; das Uebergewicht der Großmächte ließ die kleinen Staaten zu keinem festen Entschlusse kommen.

Bayern trat noch am Entschiedensten auf. Es verlangte die Ausführung des Exekutionsbeschlusses, daß Sachsen und Hannover sofort ihre Truppen in die Herzogthümer Holstein und Lauenburg einrücken lassen, daß Oesterreich und Preußen die nöthigen Reserven aufstellen und daß endlich die dänische Regierung von diesen vier aufgefordert werden sollte, ihre Truppen aus den Herzogthümern Holstein und Lauenburg sofort zurückzuziehen.

Sachsen, Württemberg und Baden stimmten ganz mit Bayern überein.

Kurhessen stellte sich zuerst auf die Seite Oesterreichs und Preußens. Die meisten Kleinstaaten sprachen sich in derselben oder in so unbestimmter Weise aus, daß der österreichisch-preußische Antrag in der Majorität blieb. Nur Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Braunschweig und Nassau hatten ihm entschieden widersprochen, indem sie statt der beantragten einfachen Exekution — Occupation der Herzogthümer verlangten.

So hatte es auch das ganze deutsche Volk gewünscht, eine sofortige entschiedene Trennung der Herzogthümer von Dänemark. Im preußischen Abgeordnetenhause erklärte am 2. December eine beteutende Majorität:

„Die Ehre und das Interesse Deutschlands verlangen, daß sämmtliche deutsche Staaten die Rechte der Herzogthümer schützen, den Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein anerkennen und ihm in der Geltendmachung seiner Rechte wirksamen Beistand leisten.“

Davon war nach der Erklärung der beiden Großmächte vorläufig nun nicht mehr die Rede, jedenfalls geschah doch aber ein energischer Schritt zur Wahrung der deutschen Ehre den dänischen Anmaßungen gegenüber.

Während die Regierungen in dieser Weise verhandelten und sich wieder einmal die Zerrissenheit des deutschen Landes dem Auslande gegenüber auf traurige Weise herausstellte, was das letztere, besonders England, zu recht anmaßenden und drohenden diplomatischen Noten veranlaßte, schwieg das deutsche Volk keineswegs.

Alle nur einigermaßen liberalen Zeitungen sprachen auf das Lebhafteste für das Recht Schleswig-Holsteins und seines angestammten Herzogs, und der sogenannte deutsche Abgeordnetentag, der am 21. December in Frankfurt am

Main aus Abgeordneten aller Staaten zusammentrat, — er bestand aus 520 Mitgliedern — erklärte wörtlich:

„Die wirksame Führung der Rechte Deutschlands in Schleswig-Holstein beruht auf Lostrennung der Herzogthümer von Dänemark. Der Tod Friedrichs VII. hat ihre Verbindung mit Dänemark gelöst. Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852, ohne Zustimmungen der Volksvertretungen und der berechtigten Agnaten zu Stande gebracht und vom deutschen Bunde nicht anerkannt, begründet kein Thronfolgerecht Christians IX. in Schleswig-Holstein. Kraft unzweifelhaften Rechtes ist Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg zur Erbfolge in den Herzogthümern berufen. Die Geltendmachung der Thronfolge des Herzogs Friedrich ist zugleich die Geltendmachung der Rechte Deutschlands an Schleswig-Holstein. Hieraus entspringt die Verpflichtung des deutschen Volkes, für seine verletzte Ehre, für sein gefährdetes Recht, für seine unterdrückten Stammesgenossen und ihren rechtmäßigen Fürsten jedes nöthige Opfer zu bringen. Einmüthig in dieser Anschauung übernehmen die hier versammelten Mitglieder deutscher Landesvertretungen die Verpflichtung, mit allen gesetzlichen Mitteln in ihren Wirkungskreisen dahin zu streben, daß

1) wo und so weit dies nicht bereits erfolgt ist, das Recht Friedrichs anerkannt und die Anerkennung durch den Bund erwirkt werde, —
2) ohne Rücksicht auf fremden Einspruch diesem Rechte Geltung verschafft, die Trennung der Herzogthümer von Dänemark vollzogen, ihre Selbständigkeit und unzertrennliche Verbindung sofort hergestellt werde.

Sie verpflichten sich ferner, diejenigen deutschen Regierungen zu unterstützen, welche für das volle Recht der Herzogthümer ehrlich und thatkräftig eintreten, und diejenigen Regierungen mit allen verfassungsmäßigen Mitteln

zu bekämpfen, welche das Recht und die Ehre Deutschlands in dieser Sache preisgeben."

Das war von den gewählten Vertretern der großen deutschen Nation recht gut gesprochen, aber die Regierungen kehrten sich daran auch nicht im Mindesten, sondern gingen ruhig auf dem eingeschlagenen Wege fort.

Die Anerkennung Herzogs Friedrich erfolgte nicht von ihrer Seite, selbst nicht, als unter dem 22. December die Majorität der Abgeordneten des Holsteinischen Landtages in Hamburg zusammengetreten waren und ein officielles Gesuch an den deutschen Bund gerichtet hatten, in dem sie beantragten, derselbe möge nicht zögern, die Rechte des angestammten Herrschers anzuerkennen und ihn in den Stand setzen, alsbald die Regierung der Herzogthümer zu übernehmen.

Dagegen erklärten die Regierungen von Oesterreich, Preußen, Hannover und Sachsen am 15. December an Dänemark, daß die Bundesexekution nun vollzogen werden würde, nachdem bereits sechstausend Hannoveraner marschbereit an der Elbe standen, und es wurden als einstweilige Regierung für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg zwei Bundeskommissarien ernannt, der sächsische Geheimerath von Könneritz und der hannöversche Geheime Regierungsrath Nieper.

Den Oberbefehl über sämmtliche Exekutionstruppen, die vorläufig an den Gränzen von Holstein und Lauenburg Kantonnementsquartiere bezogen und aus 6000 Hannoveranern und ebensoviel Sachsen, ferner einer österreichischen und einer preußischen Reservebrigade bestanden, welche letzteren in Hamburg und in Mecklenburg aufgestellt wurden, erhielt der sächsische Generallieutenant von Hake, der sich bereits an dem Feldzuge von 1849 in Schleswig-Holstein mit Auszeichnung betheiligt hatte; zur Zeit war er Gouverneur von Dresden, ein tüchtiger, kenntnißreicher und energischer Offizier. Unter ihm wurde die sächsische Bri-

gade von dem Generalmajor von Schimpff, die hannöversche vom Generallieutenant Gebser, die österreichische vom Generalmajor Grafen Gondrecourt und die preußische vom Generalmajor von Canstein befehligt.

Herzog Friedrich, der sich inzwischen in Gotha aufgehalten hatte, erließ, während er mit der preußischen Regierung wegen seines Regierungsantrittes unterhandelte, von dort aus eine Ansprache an das Volk der Herzogthümer, worin er dasselbe aufforderte, die deutschen Truppen als Befreier auf das Freundlichste zu empfangen.

Um diese Zeit hatte sich auch auf dem Gute Herrn von Schmidts Viel verändert.

Zunächst war ein dienstliches Schreiben eingetroffen, das Lieutenant von Welffen aufforderte, sich sofort zu seinem Regimente zurückzubegeben, da dasselbe bestimmt sei, sich der preußischen Reservebrigade anzuschließen. Selbstverständlich durfte er keinen Augenblick zögern, dieser Ordre nachzukommen.

Von einer gemeinsamen Feier des Weihnachtsfestes war keine Rede mehr, denn auch Fritz erhielt den Befehl, sich sofort in seine Garnison zu verfügen, weil das Ausrücken seines Truppentheils bevorstand; derselbe gehörte der schon vorerwähnten Brigade Gondrecourt an.

Die beiden Offiziere waren schleunigst bereit, dem an sie ergangenen Befehle zu folgen. Sie sahen der Zukunft mit ruhigem Mannesmuthe und im Gefühle ihrer Pflicht entgegen, sie waren sogar hoch erfreut, noch einmal wieder die Waffen für Schleswig-Holstein führen zu sollen. Lorenzen beneidete sie um dieses Recht, das ihre Verhältnisse mit sich brachte, aber auch er war entschlossen, seine Stellung aufzugeben, sobald oben in der Heimath der erste Schuß fallen würde, und wieder Soldat zu werden.

Die Frauen dachten natürlich anders, von ihnen bewies Eugenie noch den meisten Muth.

Welffen war der Erste, der in Folge der erhaltenen Ordre abreisen mußte.

„Wir sehen uns dort oben im Norden wieder,“ sagte er zu Lorenzen und Fritz, ihnen fest die Hand drückend.

„Das gebe Gott!“

Die arme Clara war in halber Verzweiflung. Der einzige Trost blieb ihr, daß der Vater, der Advokat, den bestimmten Willen ausgesprochen hatte, sofort wieder nach Schleswig zurückzukehren, um den kommenden Ereignissen in Person beizuwohnen, was er für eine heilige Pflicht hielt.

So trennte sich denn die kleine Gesellschaft auf dem Gute Herrn von Schmidt schnell wieder. Welffen reiste nach Preußen ab, Fritz kehrte, von seiner Frau begleitet, zum Regimente zurück, und der Advokat rüstete sich mit seiner jüngsten Tochter ebenfalls zum Aufbruche. Mit den gemüthlichen Cirkeln auf dem Gute war es wieder einmal vorüber, man sah nur ernste Gesichter und verweinte Augen.

Am schlimmsten war vielleicht Lorenzen daran.

Eine unbezwingliche Sehnsucht trieb ihn, bei der neuen Entscheidung über das Schicksal seines Vaterlandes die Hände nicht müßig in den Schoß zu legen, und dennoch eröffnete sich keine Aussicht für ihn, eine Stellung zu erhalten, die sein thatkräftiges Eingreifen erlaubte.

In Hamburg vorzüglich, aber auch in den anderen großen Städten Deutschlands, hatten sich Comités für Schleswig-Holstein gebildet, die es sich nicht allein angelegen sein ließen, Geldmittel zu sammeln, um dem Herzoge die Möglichkeit, eine Armee zu bilden, zu geben, sondern welche das Material, besonders das lebende, für dieselbe auch schon heranzubilden suchten. Die Turnerschaften, die in neuerer Zeit in Deutschland wieder in Aufschwung gekommen waren, erklärten sich an vielen Orten bereit, Blut und Leben für die Sache der Herzogthümer hinzugeben.

Es ging damals durch die Jugend Deutschlands eine Begeisterung, die sich etwa mit der des Jahres 1813, als es die Franzosenherrschaft zu brechen galt, vergleichen läßt. Man war enthusiasmirt, mit dem alten Feinde, der, trotz seiner Schwäche, sich Jahre lang erlaubt hatte, Deutschland zu verhöhnen, mit Dänemark im blutigen Kampfe abzurechnen; man exerzirte und übte den Kriegsdienst unter der Leitung ehemaliger schleswig-holsteinischer Offiziere, überzeugt, daß das Uebungsspiel bald zum Ernst werden solle.

Und während die deutsche Jugend diese ernsten Uebungen vornahm, während die Presse diese Begeisterung, die aus dem innersten Rechtsbewußtsein des Volkes kam, zu schüren suchte, fanden im Großen und Kleinen Versammlungen statt, in denen die verschiedensten Reden für das schleswig-holsteinische und Augustenburger Recht gehalten wurden, die aber leider keinen anderen Erfolg hatten, als momentan aufzuregen und dann zu verhallen. Das deutsche Volk bewies wieder, wie es schon so oft gethan hat, daß es sehr gut zu reden, aber wenig zu handeln versteht, sobald ihm die Vormundschaft seiner Fürsten fehlt.

Die förmlichen Anwerbungen für die neuzubildende schleswig-holsteinische Armee wurden von Oesterreich und Preußen, die ihre eigenen Absichten verfolgten, natürlich nicht begünstigt. Heute, wo sich die Wirren in der schleswig-holsteinischen Sache immer höher aufthürmen, ist es noch Geheimniß, welchen Zweck die beiden Großmächte verfolgen, so viel aber steht schon fest, daß es ihnen niemals in den Sinn gekommen ist, den Willen des deutschen Volkes und die ursprünglichen Wünsche der Herzogthümer zu erfüllen.

Wir ziehen es vor, alle Vermuthungen über diesen kritischen Punkt — eine Frage, die erst mit der Zeit ihre Lösung finden wird — fallen zu lassen, und nur diejenigen

Ereignisse zu berichten, welche die Diplomatie der Welt zu Ohren kommen zu lassen für gut befunden hat.

Lorenzen, in dessen Brust das alte kriegerische Feuer wieder hell aufgelodert war, zögerte nicht, sich an das Hamburger Comité und direkt an den Herzog wegen seiner Wiederanstellung im Militairdienste zu wenden, sagte und wußte man doch, daß der letztere in Gotha bereits Uniformen für seine neue, projektirte Armee anfertigen lasse. Solche Meldungen gingen von vielen Seiten ein.

Man vertröstete in der Antwort auf das Unbestimmte. Sie konnte auch nicht bestimmt ausfallen, denn Oesterreich und Preußen hatten die Thatkraft des Herzogs vollständig lahm gelegt, indem sie sich weigerten, die Anerkennung seiner Rechte auszusprechen.

Man hat dem Herzoge sein Verhalten in dieser Zeit vielfach zum Vorwurfe gemacht, aber wir möchten behaupten, daß dies mit Unrecht geschehen ist. Was konnte er dem bestimmt ausgesprochenen Willen der Großmächte gegenüber thun? — Die Begeisterung seines Volkes konnte dagegen nicht zur Geltung gelangen und ihn unterstützen. Heute — wir greifen der Geschichte augenblicklich vor — heute macht Preußen selbst Erbansprüche auf die Herzogthümer; sollte es dieselben nicht schon damals ebenso genau wie heute gekannt haben?

Genug, der Herzog, dem alle Herzen seines Volkes als dem angestammten Herrscher zuflogen, konnte am Hofe von Berlin gar Nichts für sein Recht erreichen, die deutschen Kleinstaaten aber, die ihn anerkannt hatten, waren nicht im Stande, den beiden Großmächten gegenüber zu handeln, wie sie es wohl, in Uebereinstimmung mit dem gesammten deutschen Volke, wünschten, und das deutsche Volk selbst that in dieser Sache, wie es schon seit fünfzig Jahren gethan hat: seine besten Männer hielten begeisterte Reden,

man veranstaltete Schleswig-Holstein zu Ehren Zweckessen und andere Feierlichkeiten, man sammelte sogar Gelder, aber zu einer entscheidenden Aktion kam es nicht.

Der Herzog war am Berliner Hofe nicht beliebt, aber er behauptete offen, vielleicht auf Versprechungen sich stützend, daß Preußen ihn nicht verlassen werde. Die Bedingungen seiner Anerkennung von dieser Seite waren indessen so gestellt, daß er sie im Interesse seines Volkes nicht annehmen zu dürfen glaubte. Da wandte sich Preußen ganz von ihm ab oder zeigte ihm wenigstens auf das Unzweideutigste, daß es nicht gesonnen sei, ihn zu unterstützen, während es aussprach, daß der deutsche Bund zunächst die Erbfolgefrage gründlich zu prüfen habe.

In diesem Dilemma that der Herzog einen vielleicht nicht ganz gerechtfertigten, aber gewiß zu entschuldigenden Schritt, so übel derselbe von der Parteisucht in Deutschland gedeutet sein mag. Er wandte sich an den Kaiser Napoleon III. — nicht den Herrscher von Gottesgnaden, sondern durch den Willen des französischen Volkes — und bat denselben, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen.

Politische Rücksichten verhinderten den Kaiser, auf dieses Gesuch einzugehen, und der Herzog, der nun vollständig mit Preußen und Oesterreich gebrochen hatte, blieb verlassen, nur unterstützt durch erfolglose Noten der deutschen Kleinstaaten. Nach dem Willen des schleswig-holsteinischen Volkes, der sich in Adressen und anderen öffentlichen Kundgebungen aussprach, fragte keine Mensch.

In Hamburg übten sich unter Leitung ehemaliger Offiziere theils die Turner, bereit, ein Freikorps zu bilden, in den Waffen, theils eilten aus allen Theilen Deutschlands Freiwillige, junge und alte Soldaten, herbei, um für die Sache der Herzogthümer gegen die Dänen zu fechten. Man glaubte in ganz Deutschland, Preußen und

Oesterreich würden gegen die Bildung dieser Armee Nichts einzuwenden haben und ihr gestatten, den Kampf mit den Dänen zu beginnen, während sie selbst mit den nothwendigen Kräften in der Reserve blieben. Aber es sollte ganz anders kommen.

Lorenzen, der sich der allgemeinen Hoffnung anschloß, wollte nicht länger unthätig bleiben; er hielt es für eine heilige Ehrenpflicht, seine militairischen Erfahrungen und seinen Arm dem Vaterlande schleunigst zur Disposition zu stellen. Sehr angenehm war es ihm, daß sowohl Fritzens Regiment in Oesterreich, als das preußische, bei dem Welffen stand, den Befehl erhalten hatte, zu den an der Elbe und in Mecklenburg aufgestellten Reservekorps zu stoßen. Beide hatten dies brieflich mitgetheilt.

Der Advokat war bereits in Begleitung seiner jüngsten Tochter nach Schleswig abgereist; wenige Tage später folgte ihnen Lorenzen nach Hamburg. Emma hatte der Unsicherheit der Verhältnisse wegen mit den Kindern zurückbleiben müssen, ihrem Manne aber das Versprechen abgenommen, sie sobald als möglich nachkommen zu lassen. Eugenie hatte sich auf das Gut ihres Vaters begeben, denn Fritz war bereits im Begriff, auszurücken; sie hatten einen schweren Abschied genommen.

Durch die alten Bekanntschaften, die er in Hamburg fand, hatte Lorenzen bald seinen Zweck erreicht, d. h. vorläufige Beschäftigung bei der militairischen Ausbildung der Freiwilligen gefunden.

Indessen nahmen die Ereignisse einen schnelleren Fortgang, als man hätte erwarten können.

---

## Sechszehntes Kapitel.

„So sehn wir uns nach langer Trennung wieder,
Nach schwerer Zeiten tiefgefühltem Drang.
Willkommen uns, Ihr edlen deutschen Brüder,
Seid froh begrüßt im Klange unserer Lieder,
In „Schleswigs-Holsteins“ Jubelklang!

Ach viel des Harten hat seit jenen Tagen,
Da Euer Arm von uns sich abgewandt,
In herber Noth, in hülflos bangem Zagen,
Von seiner Feinde frechem Stolz getragen
Das arme, das betrog'ne Land!

Daß damals wir — wer will darob uns schelten? —
Auf Eurer Fürsten hochgerühmte Treu',
Auf deutscher Herzen Schlag die Hoffnung stellten,
Die freudige, ließ doppelt uns entgelten
Der Uebermuth der Tyrannei.

Noch bluten sie, die schmerzlich tiefen Wunden,
Noch wischte nicht die Zeit die Thränen ab,
Noch fühlen wir die Schande jener Stunden,
Als deutscher Fürsten Wille uns gebunden
Den alten Drängern übergab.

Geduldet haben wir und ausgehalten,
In Fesseln schmachtete die Männerhand,
Doch unser Herz, es wollte nicht erkalten,
Noch schlägt es warm und freudig unser'm alten
Geliebten deutschen Vaterland.

Und neuer Muth und neues frisches Leben
Und freud'ger Stolz und edler Freiheit Lust,
Für deutsches Recht in treubewußtem Streben,
Für unser'n Fürsten unser Blut zu geben,
Schwellt höher jede Holstenbrust.

Willkommen denn, Ihr edlen deutschen Krieger!
Hier Labung Euch — das Brot, der deutsche Wein!
Seid froh begrüßt im Klange uns'rer Lieder,
Denn traun! Ihr wollt zum zweiten Mal nicht wieder
Des Dänenvolkes Schergen sein?"

Das war der Gruß, mit dem Schleswig-Holsteins Volk die am 25. December einrückenden deutschen Executionstruppen empfing; die ersten derselben waren sächsische Kavallerie, welche Altona, Pinneberg und Elmshorn besetzte. Die Dänen hatten bereits erklärt, daß sie die Herzogthümer Holstein und Lauenburg ohne Widerstand räumen würden, behielten sich aber auf die entschiedenste Weise den Besitz von Schleswig vor; sie weigerten sich sogar, einige nördlich der Festung Rendsburg gelegenen Dörfer, die stets zu Holstein gehört hatten, herauszugeben.

Sie rückten auch aus allen den Orten, welchen die deutschen Truppen sich näherten, aus, wobei sie sich hin und wieder noch Gewaltthaten gegen Personen und Eigenthum erlaubten, und kaum hatten sie einer Stadt den Rücken gekehrt, so erhob sich in derselben ein wahrer Sturm der Begeisterung. Die schon längst bereit gehaltenen roth-weiß-blauen und deutschen Fahnen wehten aus allen Fenstern, von allen Kirchthürmen, die Häuser wurden mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, und über den Thüren der öffentlichen Gebäude, sowie vieler Privathäuser las man die Inschrift:

„Up ewig ungedeelt!"

So kalt und ernst der Charakter des holsteinischen Volkes im Grunde auch ist, schien er sich doch auf einmal umgewandelt zu haben, und man konnte sich unter das lebhafte Volk des Südens versetzt glauben. Von allen Gesichtern strahlte Freude, Alles war Leben und Bewegung. Auf den Straßen schüttelte man sich die Hände und rief

sich Glückwünsche zu. Wo aber die sächsischen und hannöverschen Truppen einzogen, da begrüßte man sie mit wahrem Enthusiasmus und brachte ihnen Kränze und Erfrischungen entgegen.

Die beiden Commissarien des Bundes begleiteten die Truppen und nahmen sofort die vorläufige Regierung des Landes in die Hand; sie konnten aber nicht verhindern, daß die ganze Bevölkerung fast einstimmig erklärte, sie wolle die sofortige Einsetzung ihres angestammten Herzogs Friedrichs VIII.

Am 27. December schon versammelten sich in dem Städtchen Elmshorn gegen zwanzigtausend Menschen, Abgeordnete von allen Theilen des Landes, und proklamirten unter Vorsitz des Advokaten Rave aus Itzehoe feierlich den Herzog als Landesherrn. Es war schriftlich die Bitte an ihn aufgesetzt worden, persönlich nach Holstein zu kommen, um die Regierung zu übernehmen, wollte doch Niemand daran glauben, daß es irgend Jemandem in Deutschland in den Sinn kommen könne, dagegen Einspruch zu erheben. Fünf angesehene Männer aus verschiedenen Theilen des Herzogthums wurden auf der Stelle beauftragt, nach Gotha zu reisen, um ihm die Adresse zu übergeben.

Die Bundeskommissarien verhielten sich in den ersten Tagen gegen diese Kundgebungen des Volkswillens passiv, jedenfalls, weil es ihnen noch an Instruktionen fehlte. Sie entsetzten die bisherige holsteinische Regierung, die sich in Plön befunden hatte und an deren Spitze Graf Moltke stand, ihres Amtes.

Zu derselben Zeit richteten die Professoren der Kieler Universität sowohl an die deutsche Bundesversammlung als an den Herzog selbst Adressen, in denen sie ihn als den rechtmäßigen Landesherrn Schleswig-Holsteins anerkannten.

Lorenzen glaubte unter diesen Zuständen, welche die dänische Macht im Holsteinischen schon gebrochen hatten,

sich wohl nach Kiel begeben zu können, ohne für seine Person allzugroße Gefahr zu laufen; Kiel war damals gewissermaßen der Mittelpunkt der ganzen Bewegung.

Am Abende des 26. December traf er in der Stadt ein. Sie war noch von den dänischen Truppen besetzt. Die Letzteren, selbstverständlich im höchsten Grade aufgebracht über die ihnen auferlegte Nothwendigkeit des Rückzuges, trieben sich lärmend in den Straßen umher, verübten mancherlei Unfug und griffen besonders alle die Personen an, welche die schleswig-holsteinische Kokarde am Hute trugen. Darüber kam es zu recht ernstlichen Conflikten, denen nur dadurch gesteuert werden konnte, daß die Bürger, mit Erlaubniß des dänischen Kommandanten, selbst Sicherheitswachen bildeten und Cavalleriepatrouillen die Straßen durchziehen mußten.

Lorenzen hatte natürlich die Vorsicht gebraucht, seinen Namen zu verändern; er war in einem Gasthause abgestiegen, und von da aus begab er sich sogleich zu einigen in der Stadt angesessenen patriotischen Bürgern, die er theils persönlich aus früherer Zeit her kannte oder die ihm empfohlen worden waren. Von Allen wurde er mit der größten Herzlichkeit empfangen, und Jeder erklärte sich bereit, ihn in seinen Bestrebungen mit Rath und That zu unterstützen. So lange aber die Dänen vorläufig noch in der Stadt waren, ließ sich gar Nichts thun.

Am 29. December Morgens traf endlich die Nachricht ein, daß die Excekutionstruppen, welche die beiden Civilkommissarien geleiteten, um Mittag auf der Eisenbahn eintreffen würden. Die dänische Besatzung rüstete sich sofort zum Abzuge und marschirte dann ohne Sang und Klang ab, während die Bürgerschaft sich in den Häusern zurückgezogen hielt und es Niemandem einfiel, jener ein Abschiedswort mit auf den Weg zu geben; im Stillen folgten ihr aber

die bittersten Verwünschungen. Und kaum waren die alten Unterdrücker aus der Stadt, da wurden die Straßen auf einmal belebt, unermeßlicher Jubel verbreitete sich durch sie, und Jeder that das Möglichste, sein Haus für den feierlichen Einzug der Befreier zu schmücken. Kiel blieb darin hinter den anderen Landesstädten nicht zurück.

Die Erwarteten trafen schon eine kleine Stunde nach dem Abzuge der Dänen ein, und es bildete sich nun ein Festzug, welcher der Einwohnerschaft der Stadt gewiß immer im Gedächtnisse bleiben wird. Eröffnet wurde er durch die Turnerschaft und die Behörden der Stadt, dann kamen die Bundeskommissarien, im Civilanzuge in einem zweispännigen Wagen sitzend und nach allen Seiten hin freundlich grüßend und dankend; ihnen folgten zwei Schwadronen hannöverscher Dragoner und ein sächsisches Infanteriebataillon. Die Studentenschaft, der schleswig-holsteinische Kriegerverein und die Gewerke bildeten den Beschluß.

Nachdem dieser Zug, aus den Fenstern mit Tücherwehen und Blumenwerfen begrüßt, den Platz vor dem Rathhause erreicht hatte, begaben sich die Bundeskommissäre in das letztere, und der Geheime Rath von Könneritz hielt eine Rede, in der er für den ihm und seinem Collegen zu Theil gewordenen Empfang dankte und zuletzt ein Lebehoch auf Kiel ausbrachte. Hierauf sprach der Senator Thomsen und forderte die Anwesenden auf, dem rechtmäßigen neuen Landesherrn zu huldigen. Es geschah auf der Stelle in begeisterter Weise, die städtischen Behörden verlasen eine von ihnen an Herzog Friedrich VIII. gerichtete Adresse, und dann wurde im tausendstimmigen Chor das Nationallied gesungen. Abends war die ganze Stadt festlich erleuchtet.

Die Commissarien hatten keinen Einspruch gegen die Proklamirung des Herzogs erhoben; sie handelten damit auch ganz im Sinne ihrer Regierungen und des deutschen

Volkes, wenn auch wohl schwerlich in dem der beiden Großmächte.

Der freudige Enthusiasmus, der sich auch in den engsten Familienkreisen durch die herzliche Aufnahme der deutschen Truppen zeigte, dauerte am folgenden Tage noch fort, als am Nachmittage plötzlich durch die ganze Stadt das sich wirklich bestätigende Gerücht ging, Herzog Friedrich selbst sei auf dem Bahnhofe eingetroffen. Er war mit Francke von Gotha abgereist und über Glückstadt gekommen.

Zunächst begab er sich, von einer Deputation abgeholt, nach dem Bahnhofs-Hôtel, vor dem sich eine unzählbare Volksmenge, die Stadtbehörden und das nationale Comité, in derselben Weise wie Tags zuvor, im feierlichen Aufzuge versammelten und ihn begrüßten. Dann wurde er, im Wagen sitzend, im Triumphe durch die geschmückte Stadt geführt, und Abends strahlte dieselbe ein Meer von Freudenlichtern aus.

In seiner Ansprache sagte der Herzog:

„Ihr habt mich gerufen, und es war meine Pflicht, diesem Rufe zu folgen und die Sorgen der Zeit mit Euch zu tragen. Die Bundesexcekution war nicht gegen meine Regierung gerichtet; nun das Volk der Holsten mich anerkannt hat, ist sie gegenstandlos geworden. Bis aber der Bund mir die eigene Verwaltung des Landes überläßt, wollen wir die einstweiligen Anordnungen achten und in Uebereinstimmung mit den Bevollmächtigten des Bundes leben.“

Obgleich nun der Herzog erklärte, daß er vorläufig nur als Privatmann aufzutreten gedenke und sich den Bundeskommissarien gegenüber verpflichtete, sich bis zu seiner förmlichen Anerkennung durch den Bund jeder Regierungshandlung enthalten zu wollen, so nahm er doch die Deputationen an, die aus allen Theilen des Landes und aus allen Ständen nach Kiel strömten, um ihm zu huldigen. Er sprach ihnen

wiederholt die Versicherung aus, daß er entschlossen sei, mit seinem Volke zu stehen oder zu fallen, und daß er nie die Trennung der beiden Herzogthümer oder nur die Losreißung eines Dorfes von denselben dulden werde.

Da stellte am 31. December, auf Betrieb Oesterreichs und Preußens, das Präsidium der Bundesversammlung den Antrag, „die Civilkommissaire telegraphisch anzuweisen, dem Erbprinzen zu eröffnen, daß aus seiner Anwesenheit in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg unausbleiblich mit dem Bundesbeschlusse vom 7. d. Mts. und der Lösung der ihnen durch die Instruktion vom 14. d. Mts. gestellten Aufgabe unvereinbarliche Mißstände hervorgehen müßten, und an Seine Durchlaucht das bestimmte Ersuchen zu richten, den Aufenthalt in den Herzogthümern nicht fortzusetzen."

Die kleineren Staaten waren indessen gegen diesen Antrag, und sie behielten bei der Abstimmung dieses Mal den Sieg.

Dagegen sprach sich König Wilhem I. von Preußen in seiner Antwort auf eine Adresse des preußischen Abgeordnetenhauses in Betreff dieser Angelegenheit offen darüber aus, daß er unter allen Umständen auf ihre Erledigung durch die Bundesgewalt bestehen werde, und eben dahin zielten die Aeußerungen und Anträge Oesterreichs. Die beiden Großmächte gingen noch weiter; sie beriefen sich auf das von ihnen unterzeichnete Londoner Protokoll und erklärten, daß sie sich für berechtigt hielten, selbst die Vollziehung der darin getroffenen Vereinbarungen in die Hand zu nehmen. Trotz des Protestes der meisten übrigen Staaten, die hierin eine Verletzung der Bundesverfassung sahen, sprachen sie in der Sitzung vom 19. Januar die bestimmte Absicht aus, nunmehr in das Herzogthum Schleswig einrücken zu wollen und zwar durch Holstein und Lauenburg, unbeschadet der execkutionsmäßigen Besetzung und Verwaltung dieser Länder durch den Bund.

Der Widerstand der kleineren Staaten, besonders Sachsens, wurde immer lebhafter, und es drohte eine ernstliche Spaltung einzutreten, aber die beiden Großmächte ließen sich dadurch keineswegs beirren. Sie zogen ihre Truppen zusammen, stellten den Feldmarschall von Wrangel an ihre Spitze und ließen sie marschiren. Die Oesterreicher, 20,000 Mann stark, mußten auf der Eisenbahn über Breslau und Berlin befördert werden, weil Sachsen ihnen geradezu den Durchmarsch durch sein Land verweigert hatte.

Die beiden Bundeskommissaire befanden sich in größter Verlegenheit; sie verlangten eine Frist, um von Frankfurt Instruktionen einziehen zu können, aber ehe die Sache dort noch entschieden werden konnte, rückten am 20. Januar preußische Truppen über die holsteinische Gränze, einige Tage später folgten die Oesterreicher.

In Deutschland sprach man sich fast allgemein gegen dieses Verfahren Oesterreichs und Preußens aus, und selbst in den Herzogthümern erwartete nur eine kleine Partei eine dem Volkswunsche gemäße Lösung der Frage; man erinnerte sich der alten Zeit, in der dieselben beiden Mächte das Interesse des Landes so wenig geschützt hatten.

Deshalb begab sich eine Deputation von 186 Mitgliedern aus Holstein sofort nach Frankfurt, um abermals die Anerkennung Herzogs Friedrich zu verlangen, und als sie hier Nichts zu erreichen vermochte, an die Höfe von München und Dresden. Sie wurde vom Volke mit vielen feierlichen und enthusiasmirten Demonstrationen empfangen, die Kabinette konnten aber nur Versicherungen ihres guten Willens geben, denn wie hätte es ihnen möglich werden sollen, mit ihren schwachen Mitteln den vereinigten der beiden großen Mächte zu widerstehen? —

Die alliirte Armee, etwa aus vierzigtausend Mann bestehend und äußerlich durch eine weiße, um den linken

Arm getragene Binde ausgezeichnet, setzte sich aus drei Corps zusammen. Das auf dem rechten Flügel, das bei Plön Stellung nahm, wurde von preußischen Linientruppen gebildet und kommandirt von dem Prinzen Friedrich Carl von Preußen, der sich schon in früheren Feldzügen durch persönlichen Muth ausgezeichnet hatte und eines großen Vertrauens bei allen seinen Untergebenen genoß.

Daran schloß sich im Centrum die österreichische Armee unter Befehl des Feldmarschallieutenants Freiherrn von Gablenz, eines sehr befähigten und vielfach ausgezeichneten Kavallerieoffiziers, und den linken bildete eine kombinirte preußische Gardedivision.

Inzwischen standen die sächsischen Truppen unthätig in Rendsburg, das die Dänen bis auf das am anderen Ufer der Eider gelegene Kronwerk am 31. December freiwillig aufgegeben hatten. Die über den Fluß führende Brücke war an beiden Enden verpallisadirt, und die beiderseitigen Posten standen sich hier gegenüber, ohne irgend etwas Feindseliges zu unternehmen. Die Sachsen begnügten sich, eine Reihe von Schanzen gegen das Kronwerk und die Eider anzulegen, wobei sie mit dem zur Zeit recht kalten Winter bitter zu kämpfen hatten.

Die dänische Armee unter Befehl Generallieutenants de Meza hatte zur Zeit das Kronwerk und einige rechtmäßig zum Herzogthum Holstein gehörigen Dörfer besetzt und sich mit ihrer Hauptstärke am Danewirke und in Schleswig konzentrirt; sie zählte damals über dreißigtausend Mann, doch war ein Theil derselben sehr unzuverlässig, nämlich die geborenen Schleswig-Holsteiner; einige Bataillone hatten sich geradezu geweigert, zu gehorchen, und man hatte sie auflösen oder auf die Inseln schicken müssen.

Das Danewirk war damals wieder in den vertheidigungsfähigsten Zustand gesetzt; seine Wälle hatten stellen-

weise eine Höhe von vierzig Fuß. Es bestand aus mehreren Schanzenreihen, die durch Forts gedeckt wurden, und überdies konnte das Vorterrain durch Anstauung eines kleinen Flüßchens unter Wasser gesetzt werden. Im Osten wird es durch die Schlei gedeckt, und längs des Ufers der letzteren waren mehrere Verschanzungen angelegt, um eine Umgehung zu verhindern; auf der anderen Seite, im Westen, war eine solche kaum möglich, da hier die Festung Friedrichsstadt liegt und das sumpfige Terrain durch Schleusen leicht ganz überschwemmt werden kann.

Das Danewirk war jedenfalls eine vortreffliche Befestigung, nur war sie viel zu ausgedehnt für die schwache dänische Armee, wie sich auch bald erweisen sollte.

Was den Oberbefehlshaber, den General Christian Julius de Meza anbetrifft, so ist er unbedingt ein sehr tüchtiger Offizier, aber in seinem ganzen Wesen ein sonderbares Original.

Das Aeußere des Generals ist keineswegs angenehm und militairisch; er ist ein großer, dürrer Mann, der gewöhnlich einen sehr langen Gehrock trägt und mit dem Stocke in der Hand geht, ernst und verschlossen; in früheren Jahren war er längere Zeit hindurch kränklich, und daher mögen sich seine Sonderbarkeiten schreiben; so ist er besonders empfindlich gegen alle Zugluft, was bei einem Feldsoldaten wohl auffällig und komisch erscheinen muß, und kann lautes Geräusch nicht vertragen.

Als er die Stellung an dem Danewirke übernahm, sprach er sich auf das Zuversichtlichste darüber aus, daß der Feind es gar nicht oder nur mit ungeheuren Verlusten werde nehmen können. Man glaubte in Kopenhagen fest an das Urtheil eines so erfahrenen Offiziers und triumphirte mit dem größten Uebermuthe.

Am 31. Januar, als die Hauptkolonnen der Oester-

reicher und Preußen bereits dicht vor Rendsburg angelangt waren, während ein Theil dieser Truppen noch bei Nortorf kantonnirte, andere Truppenkörper sich noch weiter zurück, sogar noch in Hamburg befanden, sandte der Feldmarschall von Wrangel an Generallieutenant de Meza, der sich zur Zeit in Schleswig aufhielt, ein Schreiben, in dem er ihn aufforderte, die Stellung am Danewirke und das ganze Herzogthum Schleswig zu verlassen. Der dänische General antwortete darauf, er habe den Befehl, jeden Angriff mit Gewalt der Waffen zurückzuweisen, und Wrangel erließ nun sofort den Befehl, daß am folgenden Tage die Eider überschritten werden solle.

Damit war der Beginn des Krieges proklamirt.

---

## Siebzehntes Kapitel.

Mit einem der preußischen Linien-Regimenter, welche unter Befehl des Prinzen Friedrich Karl standen, war auch Welffen ausmarschirt und in das Holsteinsche eingerückt.

Das Land machte um die Zeit des harten Winters nun freilich einen ganz anderen Eindruck, als wie er es in früheren Jahren, wo es im vollen Schmucke seiner saftgrünen Wiesen und seiner schönen Laubwälder stand, gesehen hatte. Die Flüsse und Bäche waren jetzt so fest zugefroren, daß sie fast überall mit Leichtigkeit passirt werden konnten, selbst von Geschützen, und die Felder und entlaubten Hügel waren mit fußhohem Schnee bedeckt.

Dennoch klopfte Welffens Herz höher, als er diesen Boden, auf dem er einst mit so großer Vorliebe für das Volk der Herzogthümer gekämpft hatte, wieder betrat, und

unter seinen älteren Kameraden waren nicht Wenige, die von ähnlichen Gefühlen bewegt wurden. Theils hatten sie das schöne Land und seine biedern Bewohner wirklich liebgewonnen, theils sehnten sie sich schon längst danach, den Flecken, der — freilich ohne ihre Schuld — damals auf dem Benehmen Preußens geblieben war, mit dänischem Blute wieder abzuwaschen; die jüngeren Offiziere und Unteroffiziere aber freuten sich auf einen „frischen, fröhlichen" Krieg, der ihnen Abwechselung von dem langweiligen Garnisonsleben und Avancement versprach.

Bekanntlich sind die gemeinen Soldaten der preußischen Armee, mit wenigen Ausnahmen, junge Leute von zwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, zum Ersatz hatte man dieses Mal aber auch eine Anzahl von Reservisten und Landwehrleuten eingezogen. Da mochte es nun freilich nicht Jedem, besonders wenn er daheim Weib und Kind zurückgelassen hatte oder ein verwöhntes Muttersöhnchen gewesen war, gefallen, in der bitteren Kälte im Schnee zu waten, obenein mit der Aussicht, darauf Nachts bivouakiren zu müssen oder den Schnee mit seinem Blute roth zu färben. Im Ganzen aber war der Geist der Mannschaft, wie er es in der preußischen Armee immer gewesen ist, vortrefflich, und die Beschwerden, die nicht gering waren, wurden durch manches heitere Wort hinweggescherzt. Die Regimenter bestanden größtentheils aus Märkern und Westphalen.

Uebrigens sei hier gleich erwähnt, daß sich bald die Nothwendigkeit herausstellte, für eine wärmere und praktischere Bekleidung der Truppen zu sorgen, und daß dies theils durch das Kriegsministerium geschah, theils von dem letzteren und von Privat-Comité's zu freiwilligen Spenden in Naturalien aufgefordert wurde, die denn auch aus allen Theilen der Monarchie in Menge einliefen.

Die österreichischen Soldaten waren meistentheils älter

an Jahren und Dienstzeit, und es befanden sich unter ihnen sehr Viele, welche bereits einen Feldzug in Italien mitgemacht hatten. Man hatte vorzüglich ungarische, polnische und böhmische Regimenter ausgewählt, und so fand sich denn in diesen Armeekorps ein sonderbares Gemisch von Uniformen, Physiognomien und Sprachen. Wenn diese verschiedenen Nationalitäten auch gerade nicht ein allzugroßes Interesse für die Befreiung der Herzogthümer mit sich bringen konnten, so waren sie doch zu gut discipliniuirte Soldaten, um nicht freudigen Muthes dahin zu gehn, wohin ihr Kaiser sie schickte. Uebrigens waren sie vortrefflich equipirt, noch besser als die preußischen, wenn auch nicht mit so vorzüglichen Gewehren wie die letzteren bewaffnet.

Bei einem dieser schönen Infanterieregimenter befand sich, wie schon erwähnt, Fritz Staffelt als Hauptmann und Compagnieschef.

Die beiden Freunde hatten sich noch nicht gesehen, da ihre Corps ganz verschiedene Wege eingeschlagen hatten; es schien auch vorläufig wenig Aussicht dazu vorhanden. Auch von Lorenzen hatten sie in letzter Zeit keine Nachricht erhalten. Bei ihrem Marsche durch Hamburg hatten sie ihn zwar aufgesucht, aber nur erfahren, daß er nach Kiel abgereist sei, weil er in ersterer Stadt kein geeignetes Feld für seine Thätigkeit mehr finden konnte.

Die militairischen Uebungen der Turner und jede Anwerbung für die, wie man hoffte, zu bildende Armee des Herzogs waren nämlich durch den damals dort kommandirenden Generalmajor Grafen Gondrecourt inhibirt worden, was viel böses Blut gegeben, hatte er doch selbst gedroht, diese Verbindungen mit Waffengewalt auflösen zu lassen.

Man hoffte nun im ganzen Lande auf ein thatkräftiges Handeln des Herzogs und daß es demselben in Kiel unter dem Schutze der Bundestruppen eher gelingen würde, An-

stalten für die Wahrung seines eigenen und seines Volkes Rechtes zu treffen.

Aber Lorenzen sollte sich auch in Kiel getäuscht finden. Wie mächtig die Begeisterung des holsteinischen Volkes auch mit dem neuen Umschwunge der Verhältnisse hervorgetreten war, wie sehnlichst es auch Herzog Friedrich an seiner Spitze zu sehen wünschte, war es doch einmal nicht im Stande, Gewalt zu brechen, und übrigens liegt das ruhige Abwarten auch in seinem Charakter.

„Der Unterschied unserer Bewegung von jetzt und 1848," sagt Graf Adalbert Baudissin, — „ist der, daß damals das ganze Land in Waffen trat und sich nicht um die Augustenburger kümmerte, während jetzt das ganze Land genug gethan zu haben glaubt, wenn es dem Augustenburger huldigt."

Die Bundeskommissaire duldeten nicht die Ausbildung von Freikorps, zu denen sich ein großer Theil der Landesjugend einfand, an eine regelmäßige Armee war noch weniger zu denken. Lorenzen wandte sich an die Minister des Herzogs. Francke zuckte die Achseln und sagte sehr wenig, Samwer sprach sich etwas leidenschaftlicher aus, konnte aber auch nur auf die Zukunft und das gute Recht des Herzogs vertrösten.

Unter diesen Umständen hielt Lorenzen es für das Gerathenste, sich auf den Schauplatz des bevorstehenden Kampfes zu begeben; er konnte freilich nicht hoffen, daselbst die Waffen für sein Vaterland führen zu dürfen, aber er konnte vielleicht als Privatmann durch seine genaue Kenntniß des Landes gelegentliche Dienste leisten; er würde sein Leben dabei gern auf das Spiel gesetzt haben.

Am letzten Tage des Januar kam er in Neumünster an und erfuhr dort auf seine Erkundigungen, daß das Regiment, bei dem sein Schwager Staffelt stand, sich bei der

Avantgarden=Brigade des Generalmajors Grafen Gondrecourt befinde und daß dieselbe in der Gegend von Emkendorf kantonnire. Obgleich fortwährend mit Truppen überfüllte Eisenbahnzüge nach Norden gingen, gelang es ihm doch, nachdem er sich gehörig legitimirt und seine Absicht ausgesprochen hatte, mitgenommen zu werden.

Als er aber erst nach eingebrochener Dunkelheit in dem genannten Orte eintraf, erfuhr er, daß die Truppen vor Kurzem gegen Cluvensiek, wo es einen Uebergang über die Eider giebt, aufgebrochen und daß bereits der Befehl, am anderen Tage Rendsburg zu besetzen und den Fluß zu überschreiten, eingetroffen sei.

Froh, daß die Entscheidung so bald bevorstehe, eilte er auf einem leichten Landfuhrwerke, das er sich mit Mühe verschafft hatte, Jenen sofort nach, und wirklich gelang es ihm, sie noch auf dem Marsche einzuholen. Die Truppen waren sehr angegriffen, denn sie waren auf das Schleunigste mit der Eisenbahn gegen Norden transportirt worden und hatten bei dieser Eile nicht einmal ordentlich verproviantirt und mit allem Nöthigen versehen werden können; die Kälte machte ihnen desto mehr zu schaffen.

Lorenzen hatte seinen Schwager bald aufgefunden, und nachdem Beide sich auf das Herzlichste begrüßt hatten, schritt er munter im Schnee neben ihm her und theilte ihm seine Absicht mit. Dagegen hatte denn Fritz auch Nichts einzuwenden und verschaffte ihm durch seinen Regimentskommandeur bald die Erlaubniß, die Truppen begleiten zu dürfen.

In der Nähe der Eider machte die Brigade Halt und bivouakirte theils, theils quartierte sie sich im Dorfe Bovenau und dessen Umgegend ein. Vor ihr standen noch die Posten der sächsischen Reiterei, und dieselben wurden auch

nicht abgelöst, um die Dänen nicht auf das Anrücken der Oesterreicher aufmerksam zu machen.

Fritz war mit dem größten Theile seiner Kompagnie in ein großes Bauergehöft einquartiert worden, dessen sämmtliche Räume dadurch in Anspruch genommen wurden. Von Bequemlichkeit konnte also nicht viel die Rede sein, indessen lag man doch immer besser als auf freiem Felde.

Er und Lorenzen setzten sich an das Feuer, das in der Küche auf dem Herde brannte; Schlaf kam nicht in ihre Augen, denn sie hatten sich genug zu erzählen, theils über die Nachrichten, die sie von den Ihrigen erhalten hatten, theils über die vor der Thür stehenden Ereignisse.

„Es wird dieses Mal gewiß Ernst werden," versicherte Fritz auf eine Aeußerung des über die ihm zu Theil gewordene Behandlung ungehaltenen Lorenzen, daß die beiden Großmächte sich nur deshalb in die Sache gemischt haben möchten, um es, wie in den früheren Jahren, nicht zur Losreißung der Herzogthümer von Dänemark kommen zu lassen. „Alle Befehle, die wir erhalten haben, mit den Dänen, wo wir sie auch treffen, gar keine Umstände zu machen, deuten darauf hin. Die Regierungen von Oesterreich und Preußen gehen ehrlich zu Werke, und es ist ein Glück für das Land, daß sie die Initiative ergriffen haben, denn der deutsche Bund würde mit seinen halben Maßregeln doch Nichts ausgerichtet haben; überdies hat er nicht das formelle Recht, sich in die Angelegenheiten des Herzogthums Schleswig zu mischen, da er das Londoner Protokoll nicht unterzeichnet hat."

„Das ist richtig," erwiderte Lorenzen mürrisch; — „warum aber weigern sich die beiden Mächte, unseren rechtmäßigen Herzog anzuerkennen, warum rufen sie nicht das ganze kampfeslustige und opferbereitwillige Land von der Königsaue bis zur Elbe hinunter zu den Waffen, überlassen sie

uns nicht den ersten Kampf für unsere heiligsten Güter und begnügen sich damit, uns zur Reserve zu dienen? In solchem Falle würde Alles wie ein Mann aufstehen, im Rücken der dänischen Armee, ihrer festen Stellung vom Danewirke, würden sich Hunderte kleiner Freischaaren bilden, die ihnen die Zufuhr abschneiden und sie überall beunruhigen, wenn sie auch keinen größeren Schlag auszuführen vermöchten. Sollten solche Verbündete den großen Armeen nicht vom größten Vortheile geworden sein?"

„Du weißt, daß man das Freischaarenwesen nicht liebt und ihm sogar mißtraut. Vielleicht fürchtete man auch, daß die Dänen, wenn sie auf diese Weise zum Rückzuge gezwungen seien, noch in der brutalsten Weise ihre Rache an dem armen Lande Schleswig kühlen würden."

„O man hat das nicht berücksichtigt, als man uns ihnen im Jahre 1851 mit gebundenen Händen überlieferte," rief Lorenzen bitter.

„Die Zeiten haben sich geändert."

„Ich fürchte: nicht zu unserem Vortheile."

Die beiden Männer blieben verschiedener Ansicht über diesen Punkt; wie hätte Fritz sich auch sonst entschließen können, in diesem Feldzuge der Fahne mit dem Doppeladler zu folgen? —

Noch in der Nacht kam der Befehl an, daß die Corps sich gegen Rendsburg in Marsch setzen sollten, und Morgens sechs Uhr standen sie dicht vor den Wällen und Thoren der Festung. Brigade Nostitz wandte sich gegen die Schleusenbrücke, die Brigade Gondrecourt gegen die Eisenbahnbrücke, nachdem sie durch die Stadt marschirt waren, ein Jägerbataillon ging südwestlich der Stadt über das Eis der Eider.

Als die Dänen, welche das Kronwerk nur schwach besetzt hielten, das entschlossene Vordringen großer Kolonnen

gewahrten, gaben ihre Schildwachen ein Paar Schüsse ab, die keinen Menschen verletzten, und zogen sich dann schnell nach Norden zurück.

Die österreichischen Corps vereinigten sich nördlich des Kronwerks und nahmen Stellung auf den dort gelegenen Höhen; die Cavallerie wurde zur Deckung der beiden Flanken entsandt, und eine Abtheilung Liechtenstein-Husaren verfolgte die Flüchtigen rasch auf der Landstraße, die über Ahrenstedt und Sorgbrück nach Schleswig führt.

An dem Flüßchen Sorge erreichten sie dieselben und wechselten einige Schüsse mit ihnen, ohne daß die Dänen Halt machten; sie hatten die Brücke hinter sich abgebrochen, und die österreichischen Husaren mußten nun eine Fuhrt suchen, passirten dieselbe und erhielten dann den Befehl, zur Deckung des beabsichtigten Brückenschlages am jenseitigen Ufer stehen zu bleiben.

Im Laufe der Nacht wurde die Sorge an drei Stellen, bei Sorgbrück und Duvenstedt, überbrückt, während die Truppen zwischen ihr und der Eider in den Dörfern kantonnirten und ihre Vorpostenlinie von Sorgbrück östlich bis an den Wittensee ausbreiteten.

Zu einem eigentlichen Gefechte war es also an diesem Tag, dem 1. Februar, nicht gekommen, aber es waren doch schon die ersten Schüsse gefallen und der entscheidende Schritt geschehen: die Verbündeten waren in das Herzogthum Schleswig eingerückt. Ueberall kamen ihnen die Landleute mit der größten Bereitwilligkeit entgegen und erboten sich unaufgefordert zu Führern, während sie ihrer Einquartierung das Beste, was ihr Haus zu bieten vermochte, auftischten.

Inzwischen war Prinz Friedrich Carl mit dem preußischen Corps auf Eckernförde marschirt, das er noch von den Dänen besetzt fand; sie zogen sich bei seinem Anrücken ohne Kampf zurück, nur zwei im dortigen Hafen liegende

Kriegsschiffe eröffneten ein Feuer auf die Preußen, mußten sich aber zurückziehen, nachdem sie durch eine gezogene Batterie derselben beschädigt worden waren.

Ohne sich in der Stadt aufzuhalten, marschirte das preußische Corps weiter nach Missunde, wo, wie schon erwähnt, der Uebergang stark verschanzt war.

Generalfeldmarschall von Wrangel befahl noch am 1. Februar, daß die alliirte Armee ihre Stellung nördlich der Eider folgendermaßen einnehmen solle: auf dem rechten Flügel das Corps des Prinzen zwischen Eckernförde und dem Wittensee, im Centrum das österreichische zwischen dem Wittensee und der von Rendsburg nach Schleswig führenden Eisenbahn, links die preußische Gardedivision bis an das Dorf Lohe. Prinz Friedrich Carl sollte dann, während die Oesterreicher den Feind vor dem Danewirke beschäftigten, resp. dasselbe stürmten, den Uebergang bei Missunde nehmen und von da aus jenem in die linke Flanke fallen.

Bei dem militairischen, nach Ruhm dürstenden Geiste, der die beiden Unterfeldherrn, so wie ihre Corps beseelte, ist es leicht erklärlich, daß sie gewissermaßen eifersüchtig waren, es einander zuvorzuthun; Jeder von ihnen wünschte zur Ehre seiner Fahne den ersten Erfolg zu erringen und beeilte sich deshalb, die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen, vielleicht zu sehr. Man hat ihnen wenigstens anderwärts den Vorwurf gemacht, daß sie diesem Wunsche eine Anzahl von Menschenleben, die sich sparen lassen konnten, zum Opfer gebracht hätten.

Beide schritten mit größter Eile zur Ausführung des Planes.

Obgleich die Truppen sehr ermüdet waren, durften sie doch nicht rasten. Prinz Friedrich Carl setzte seinen Marsch durch Eckernförde sogleich fort, nicht darauf Rücksicht nehmend, daß die Pferde der Cavallerie nur zum geringsten

Theile geschärfte Hufeisen hatten und auf der mit Eis überzogenen Chaussee stürzten und daß selbst seine Artillerie nur langsam vorwärts gelangen konnte.

Man erfuhr dies bei dem österreichischen Corps und entschloß sich, ebenfalls nicht länger mit dem Vorgehen zu zögern.

Lorenzen erfuhr die Absicht der beiden Feldherrn durch Fritz und andere Offiziere, deren Bekanntschaft er bereits gemacht hatte, und konnte seine Befürchtungen nicht verhehlen. Seine Gegengründe waren auch klar genug und mußten bei ruhiger Ueberlegung anerkannt werden.

Der Angriff auf die Danewirke ohne gehörige Vorbereitung an Belagerungsgeschütz, an dem es den Oesterreichern gänzlich mangelte, war mindestens ein gewagter zu nennen und versprach, bei bedeutenden Opfern, wenig Erfolg. Ebenso schwierig mußte der Uebergang über die Schlei bei Missunde unter den Kanonen der starken und gutbesetzten Schanzen erscheinen. Er kannte die Gegend genau und war der Ansicht, daß dieser Uebergang allein bei dem etwa drei Meilen weiter nordöstlich gelegenen Arnis, wo das andere Ufer von den Dänen nur schwach besetzt war, ausgeführt werden könne.

Schon früher hatte ein alter erfahrener Schiffskapitain, geborener Holsteiner, der schon in den vorigen Feldzügen den Preußen große Dienste geleistet und sich zu demselben Behufe jetzt wieder dem Hauptquartiere angeschlossen hatte, in derselben Weise sich geäußert, was Lorenzen jedoch unbekannt war. Man hatte jedoch auf diesen Rath keine Rücksicht genommen.

Da Gefahr im Verzuge war, machte sich Lorenzen, von mehreren höhergestellten Offizieren dazu aufgefordert, sofort auf den Weg nach dem Hauptquartiere des Feldmarschalls in Rendsburg; man hatte ihm bereitwilligst ein Pferd zur

Disposition gestellt, und er schonte es nicht, da er noch zeitig genug anlangen wollte, um zu verhindern, was er für ein Unglück hielt.

Auf schäumendem Pferde erreichte er die Stadt, aber trotzdem er angab, wichtige Mittheilungen zu bringen, wurde es ihm doch unmöglich, den mit Geschäften überhäuften Feldmarschall zu sprechen. Ein Generalstabsoffizier kam endlich zu ihm und sagte ihm, nachdem er ihn um Namen und Stand befragt, daß er beauftragt sei, jene Mittheilungen in Empfang zu nehmen.

Nach einigem Zögern trug Lorenzen seine Bedenken und seinen guten Rath vor.

Der Offizier, der sich übrigens mit großer Höflichkeit gegen ihn benahm, lächelte ein wenig, wobei sich in seinen Mienen eine gewisse Ueberlegenheit aussprach.

„Wir haben denselben Rath, für dessen gute Absicht Ihnen Seine Exzellenz nur dankbar sein wird, bereits durch Capitain B. — erhalten,“ meinte er, — „aber die Dispositionen sind einmal getroffen worden und lassen sich nicht mehr ändern; sie sind reiflich überlegt. Sie können sich übrigens für überzeugt halten, daß es für Seine Königliche Hoheit und unsere braven Preußen keine Unmöglichkeit giebt und daß sie morgen bei Missunde über die Schlei gehen werden.“

Damit verbeugte er sich sehr artig und trat wieder in das Kabinet des Feldmarschalls zurück.

Lorenzen biß sich auf die Lippen, er fühlte sich doch verletzt. Es war allerdings nicht sein Amt, dem Oberkommandirenden der aliirten Armee Rathschläge zu ertheilen, aber er hatte diesen für nothwendig gehalten und mit dem besten Willen gehandelt.

Eine Weile war er unentschlossen, ob er die Sache

ruhig ihren Weg gehen lassen solle, aber sein Gewissen sträubte sich dagegen.

Ohne sich eine Erholung zu gönnen, warf er sich von Neuem auf das Pferd und schlug den Weg nach Eckernförde ein; er wollte den Versuch machen, mit dem Prinzen selbst zu sprechen; vielleicht ließ sich derselbe, die Richtigkeit seiner Ansicht einsehend, bewegen, den Plan auf eigene Hand abzuändern.

Lorenzen befand sich in der äußersten Aufregung. Er hatte einen Weg von beinahe vier Meilen zurückzulegen, und da er so früh als möglich am Ziele eintreffen wollte, mußte er das Pferd durch die rascheste Gangart ermüden; dazu kam, daß ihm hin und wieder Cavalleriepatrouillen begegneten, die ihn anhielten und bei denen er sich erst umständlich legitimiren mußte.

Es fror stark und die Nacht war finster, denn ein dichter Nebel hatte sich auf die Erde niedergesenkt. Der Weg war mit Eis bedeckt, und mehr als einmal gerieth der Reiter in die Gefahr, mit dem ermüdeten Pferde zu stürzen; er selbst konnte nur wenige Schritte vor sich sehen.

Nach seiner Berechnung konnte er höchstens noch eine Meile von Eckernförde entfernt sein, und ganz von dem Gedanken ergriffen, ob seine Bemühung wohl einen günstigen Erfolg haben werde, achtete er weniger auf sein Pferd, als er plötzlich fühlte, wie dasselbe strauchelte. In demselben Augenblicke schon stürzte es mit fruchtbarer Gewalt zusammen, wobei er aus dem Sattel und weit fort auf den hartgefrorenen Boden geschleudert wurde.

Der Fall war so unsanft gewesen, daß ihm augenblicklich die Besinnung schwand.

In diesem Zustande wußte Lorenzen natürlich nicht, was weiter mit ihm geschah und wie lange er auf der Stelle zu-

brachte. Die starke Kälte konnte ihm übrigens im höchsten Grade gefährlich werden, ihn sogar vollständig erstarren.

Als er wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, glaubte er zu träumen, denn er befand sich, entkleidet und bis an den Hals in schweren Federbetten verpackt, in der Wohnstube eines Bauern, in die das helle Tageslicht hineinschien. Zwei oder drei Männer und eine Frau waren um ihn her beschäftigt, letztere gerade bemüht, ihm einen Löffel Warmbier mit Gewalt einzuflößen.

„Ich sagte Euch ja, daß er gleich zu sich kommen würde," sagte diese Frau, offenbar erfreut, zu den Männern, — „ich weiß schon, wie man einen Erstarrten behandeln muß. Wenn der arme Mensch sich nur sonst keinen Schaden gethan hat."

Ein ziemlich heftiger Schmerz am Kopfe erweckte Lorenzen vollständig; er faßte schnell dahin und fühlte, daß sein Kopf verbunden sei.

„Beruhigt Euch nur," sagte die Frau wieder zu ihm, — „es ist nicht gefährlich, und in einigen Tagen werdet Ihr Euch wieder ganz erholt haben, bis dahin aber sollt Ihr bei uns eine so gute Pflege finden, wie wir sie Euch geben können."

„Aber wo bin ich denn? Wie komme ich hierher?" fragte Lorenzen, bemüht, seine Gedanken zu sammeln.

„Ihr seid in Groß-Wittensee, zwei Stunden von Eckernförde," antwortete einer der Männer, von biederem, freundlichen Aussehn, — „im Hause Dietrich Brüggemanns. Der bin ich, und das hier ist meine Frau, die andern Beiden ein Paar gute Nachbarn. Vor zwei oder drei Stunden als wir zu Wageu von Eckernförde herkamen, wo gestern die Preußen eingezogen sind und man unseren Herzog proklamirt hat, fanden wir Euer Pferd, das sich mit den Vorderfüßen in den Zügeln verfangen hatte und nicht von der

Stelle konnte. Da dachten wir gleich, daß dem Reiter ein Unglück zugestoßen sein müsse und daß er sich wohl in der Nähe befinde. Und richtig! wir fanden Euch mit blutendem Kopfe am Boden liegen; Ihr waret schon ganz erstarrt und würdet ohne Zweifel erfroren sein, wenn wir nicht dazugekommen wären. Aber seid nur gemach! die Wunde ist nicht so schlimm, eine bloße Schmarre."

„Und wenn Ihr Euch ein Paar Tage bei uns ausgeruht habt," fuhr die Frau fort — „und die Wunde hübsch fleißig gekühlt wird —"

Lorenzen hatte die Erinnerung vollständig wieder erhalten.

„Leute!" rief er mit ungewöhnlicher Heftigkeit, — „ich muß sofort nach Eckernförde; ich bin nicht krank, und übrigens handelt es sich auch nicht um mich, sondern um das Leben Hunderter, vielleicht Tausender braver Männer. Gebt mir meine Kleider und sattelt mir das Pferd sogleich wieder. Ihr habt es doch mitgebracht?"

„Das versteht sich," erwiderte der Bauer, und dann sagte er halblaut, sich zu den Uebrigen wendend und die Achseln zuckend: „Ich glaube, er redet irre."

Sie nickten beistimmend.

Ihr täuscht Euch!" rief Lorenzen, in dem die Ungeduld eine Art Fieber erregte, — „ich bin vollständig bei Sinnen und spreche die Wahrheit. Ich muß zum Prinzen Friedrich Carl, dem ich die wichtigsten Mittheilungen zu machen habe. Ihr wißt doch, daß man ein Gefecht der Preußen mit den Dänen erwartet?"

„Das ist schon richtig, und Ihr mögt auch ganz vernünftig sein," meinte der Bauer, Lorenzen nachdenklich betrachtend. „Aber Euer Pferd hat sich den rechten Vorderfuß verstaucht, und Ihr werdet damit nicht von der Stelle kommen."

„Dann schafft mir ein anderes; ich will Euch den vollen Werth bezahlen und noch darüber.“

„O, es ist nicht deshalb! Wenn Ihr sagt, daß es sich um so viel Menschenleben handelt, so wäre es ja Christenpflicht, Euch einen Gaul zu borgen. Aber sucht in ganz Wittensee nach, Ihr werdet kein einziges Pferd im Stalle finden; die Preußen haben alles Fuhrwerk requirirt; mein Knecht ist auch mit meinen beiden Braunen auf dem Wege nach Missunde.“

„Auf dem Wege nach Missunde bereits?“

„Ja wohl, die Preußen haben in Eckernförde nicht Rast gehalten, sondern sind sofort weitermarschirt: die armen Kerle waren todtmüde, — sie haben uns alle gedauert — aber der Prinz in der Husarenuniform war immer frisch voran, und wenn er ein Wort zu ihnen sprach, schienen sie neue Kräfte zu bekommen.“

„Mein Gott, dann werde ich zu spät kommen!“ seufzte Lorenzen.

Aber,“ setzte er entschlossen hinzu, — „ich will Nichts versäumen, was ich im Stande bin, zu thun. Meint Ihr, daß ich in Eckernförde wohl noch ein Fuhrwerk oder ein Pferd bekommen würde?“

„Das wäre möglich.“

„Dann laßt mich auf der Stelle fort, liebe Leute; ich werde schon zu Fuß bis nach der Stadt kommen.“

„Aber Euer Kopf?“

„Er schmerzt mich nicht im Mindesten.“

Die Bäuerin versuchte noch Einwendungen zu machen, aber Lorenzen sprach seinen Entschluß so bestimmt aus und machte dessen Ausführung so dringlich, daß man ihm endlich nachgeben mußte. Er fühlte wohl einen ziemlich starken Schmerz im Kopfe, aber er ließ sich dadurch nicht abhalten, aufzustehn und sich anzukleiden. Nur mit Mühe war er zu

bewegen, ein einfaches Frühstück anzunehmen, und nachdem er seinen Wirthsleuten die Hände geschüttelt und sich für die liebevolle Aufnahme bedankt hatte, machte er sich auf den Weg.

Es war keine Kleinigkeit, bei der empfindlichen Kälte denselben zurückzulegen, zumal für einen Leidenden, und er fühlte recht gut, daß seine Schmerzen zunahmen, aber er schritt rüstig weiter und hatte in den ersten Vormittagsstunden Eckernförde erreicht. Es bestätigte sich, daß die Preußen die Stadt schon am Abende zuvor verlassen hatten. An demselben Abende noch war es bei dem Dörfchen Vindeby zu einem unbedeutenden Infanteriescharmützel mit den auf dem Rückzuge begriffenen Dänen gekommen.

Es kostete Lorenzen die größte Mühe, ein leichtes, offenes Fuhrwerk, das mit einem Pferde bespannt war, zu erhalten, und man gab es ihm, gegen hohe Bezahlung, nur, weil er vorschützte, mit einer höchst wichtigen Nachricht von dem Feldmarschall an den Prinzen gesandt zu sein.

Als er endlich abfahren konnte, war der Nebel noch stärker geworden als in der Nacht; er stützte darauf die Hoffnung, daß es nicht zum Gefechte kommen werde, da sich ja kaum daran denken ließ, die Stellung des Feindes zu erkennen und eine allgemeine Uebersicht zu behalten.

Bald wurde es auch vor ihm lebendig. Wagen, die zum Transport der Verwundeten, für Munition und Proviant bestimmt waren, drängten sich auf der Chaussee und stopften sich alle Augenblicke, wenn ein Pferd auf dem Glatteise gestürzt war. Die Kutscher und die Begleitmannschaften fluchten durcheinander, kurz, es war eine heillose Verwirrung.

Lorenzen mußte bald einsehen, daß sein Fuhrwerk durch dieses Chaos nicht gelangen könne, auch machte sein Kutscher bereits Umstände, weiterzufahren. Er entschloß sich

also kurz, stieg ab und setzte den Weg, so schnell er vermochte, zu Fuß fort. Auf diese Weise gelangte er zu der Artillerie, die sich mühsam fortarbeitete; die Infanterie war schon weit voraus. Lorenzen ließ auch die Geschütze hinter sich zurück.

„Es ist noch Nichts entschieden," sagte er sich zum Troste, obgleich er sich andererseits wieder gestehen mußte, daß der Prinz, wenn er einmal alle Vorbereitungen zum Kampfe getroffen, schwerlich von demselben auf den Rath eines ihm Unbekannten abstehen werde.

Der Nebel verhinderte in die Ferne zu blicken, aber plötzlich knatterte das kleine Gewehrfeuer in nicht allzuweiter Entfernung vor ihm.

„Zu spät!" rief er sich in halber Verzweiflung zu.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Oestlich der von Eckernförde nach Missunde und südlich der von Arnis nach letzgenanntem Orte führenden Landstraße liegt, nahe dem Winkel, den beide mit einander bilden, an einem Bache, der sich in die Schlei ergießt, die Ornumer Mühle. Bei derselben hatten die Dänen eine Vorschanze gebaut.

Die Preußen griffen sie ohne Zögern mit dem Bajonnet an und nahmen sie nach kurzem Widerstande der Besatzung, die sich schleunigst auf den Brückenkopf von Missunde, die am südlichen Ufer der Schlei aufgeworfenen Verschanzungen, zurückzog.

Die Preußen folgten ungestüm. Fast Alle, mit Ausnahme einiger höheren Offiziere, gingen zum ersten Male

in das Feuer, aber sie benahmen sich wie alte Soldaten. Man hörte selbst noch Scherze, als die Granaten, welche ihnen die Dänen entgegenschickten, in ihre Reihen einschlugen und Menschen und Pferde niederwarfen. Wer noch zaghaft war, den erfaßte bei dem Anblick der gefallenen Kameraden eine wilde Wuth, und kaum waren die Kolonnen zu halten, sich mit dem Bajonnet auf die festen Werke zu stürzen, die ohne Artillerie kaum einnehmbar waren.

Die Artillerie — sie hatte allerdings keine Schuld daran — traf erst eine Stunde nach Beginn des Gefechtes, um ein Uhr Mittags, an Ort und Stelle ein, fuhr sogleich auf und begann nun das Feuer aus gezogenen Zwölfpfündern. Leider war aber der Nebel noch immer so stark, daß die feindlichen Werke nicht einmal genau zu erkennen waren, so daß die meisten Kugeln fehlen mußten, während die dänischen Artilleristen das Vorterrain der Schanzen und die Distancen genau kannten, also sicher zu zielen und zu schießen vermochten.

Dabei kamen drei Kompagnien, als sie, nachdem sie das Eis passirt hatten und eine kleine Insel in der Schlei besetzten, in eine sehr mißliche Lage, denn sie waren dem heftigsten Feuer einer naheliegenden Schanze ausgesetzt und erlitten bedeutende Verluste.

Der Prinz selbst war mit seiner Suite immer an der Spitze der Truppen und den Kugeln wie jeder gemeine Mann ausgesetzt; sein heldenmüthiges Beispiel trug nicht wenig zur Aufmunterung der Soldaten bei. Eine Flintenkugel schlug ihm an die Säbelscheide und in seiner nächsten Nähe wurde einer seiner Ordonnanzoffiziere von den Husaren, Graf von der Gröben, durch das Sprengstück einer Granate getödtet.

Trotz aller Tapferkeit war aber hier Nichts zu erringen, und nach mehrstündigem Kampfe mußte das Gefecht

abgebrochen werden. Man hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die Schanzen von Missunde zu fest und zu stark seien, als daß man an dieser Stelle den Uebergang über die Schlei hätte unternehmen können.

Der Kampf hatte die Preußen an Todten drei Offiziere und zwanzig Mann, an Verwundeten sieben Offiziere und hundertundfünfundsiebzig Mann gekostet.

Lorenzen war auf das Schlachtfeld gelangt, als der Kampf bereits entbrannt war; mit kundigem Blicke übersah er sogleich, daß sich Nichts mehr aufhalten oder ändern lasse; es würde ihm auch schlecht angestanden haben, sich jetzt noch an den Prinzen zu wenden, der ganz Leben und Thätigkeit war. Er, der das Terrain besser als jeder Andere kannte, begriff die voraussichtlichen Folgen dieses Angriffes, und je mehr er den Muth der jungen preußischen Soldaten und die Energie ihres ritterlichen Führers bewundern mußte, desto schmerzlicher blutete ihm das Herz.

Anfänglich begnügte er sich, seine eigene Person den Kugeln aussetzend, diesem oder jenem Schwerverwundeten zu Hülfe zu eilen und ihn aus dem Schußbereiche dahin zu tragen, wo einer der Aerzte für den Augenblick seine blutige Werkstätte aufgeschlagen hatte. Da er in Civilkleidung, welche offenbar seinen höheren Stand verrieth, war, wunderte man sich nicht wenig, wie er dazu komme, sich so großer Gefahr auszusetzen, und ein Paar Mal wurden deshalb auch von den Offizieren oder Aerzten Fragen an ihn gerichtet, auf die er die einfache Erwiderung gab:

„Ein alter Soldat Schleswig-Holsteins."

Er hatte nicht Zeit zu langen Erklärungen, und seine kaltblütige Entschlossenheit, sowie sein ganzes Aussehen bezeugten, daß er die Wahrheit spreche. Da er sich nur nützlich machte, ließ man ihn ruhig gewähren.

Endlich, als der Kampf immer hitziger wurde, über-

mannte ihn aber das alte kriegerische Gefühl; in diesem Augenblicke dachte er nicht mehr einmal an Emma und seine Kinder zurück. Nachdem er schnell das Gewehr und die Patrontasche eines Gefallenen an sich genommen hatte, schloß er sich, ohne weiter zu fragen, einer der stürmenden Kompagnien an und drang mit ihr gegen die Schanzen vor.

Offiziere und Soldaten blickten anfangs verwundert auf den unbekannten Mann in bürgerlicher Kleidung, und es wurde wohl auch hier und da ein halblauter Scherz über ihn gemacht, als man aber bemerkte, wie sicher er die Waffe zu führen verstehe und mit welcher Unerschrockenheit er unter den Ersten den feindlichen Kugeln entgegengehe, verwandelte sich die Verwunderung in Achtung. Ein höherer Offizier näherte sich ihm, klopfte ihm auf die Schulter und meinte wohlwollend:

„Sie sind ein tapferer Mann und jedenfalls ein alter, kriegsgewohnter Soldat, — wohl ein Schleswig-Holsteiner?"

Lorenzen bejahte es kurz, denn er war gerade mit dem Laden beschäftigt.

„Aber wie kommen Sie hierher? Und wie heißen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ich habe noch aus früherer Zeit mit den Dänen abzurechnen," war die Antwort, — „mein Name ist Lorenzen."

„Und welche Charge bekleideten Sie in der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee?"

„Premierlieutenant der Cavallerie."

„Ah, Herr Kamerad!"

Und der Preuße faßte an den Helmschirm und verbeugte sich sehr höflich. Lorenzen erwiderte den Gruß und ließ sich dann nicht weiter in dem Feuern stören.

Bald wußten sämmtliche Offiziere, die in der Nähe waren, wer der wackere freiwillige Mitkämpfer sei, und als das Gefecht vorüber war, kamen sie zu ihm, der sein Ge-

wehr wieder an einen Soldaten abgegeben hatte, heran und begrüßten ihn auf kameradschaftliche Weise.

„Sie waren mit der Muskete in der Hand nicht an dem Ihnen gebührenden Platze," sagte man ihm, — „wir bedauern, daß wir Sie nicht mit dem Degen in der Hand in unseren Reihen sehen konnten."

„Es ist gleichgültig, welchen Platz ich unter den Kämpfern für die Freiheit meines Vaterlandes einnehme," gab er zur Antwort.

Er wurde freundschaftlich eingeladen, das Bataillon, mit dem er gekämpft hatte, zu begleiten und eines der Offizierquartiere zu theilen. In der That war er auch so erschöpft, daß er sobald als möglich der Ruhe bedurfte; deswegen nahm er gern das Anerbieten an.

Eine seiner ersten Fragen war nach Welffen; dieser stand nicht bei einem der Regimenter, die sich an dem Gefechte betheiligt hatten, aber man konnte Lorenzen ganz genaue Auskunft geben, wo er ihn finden würde. Dazu war es aber an diesem Tage schon zu spät und Lorenzen zu ermüdet; er verschob es daher auf den nächsten Tag, den treuen Freund aufzusuchen.

Die Preußen marschirten in ihre Kantonnements zurück, und Lorenzen fand die den Umständen nach bequemste Aufnahme bei einigen seiner neuen Bekannten, die zusammen Quartier in einem Meierhofe hatten. Alle behandelten ihn mit der größten Aufmerksamkeit und Herzlichkeit, und er fühlte sich schnell unter ihnen ganz heimisch.

Seine Ansicht, daß der Uebergang weiter unterhalb der Schlei leichter ausführbar gewesen sein würde, fand allgemeinen Anklang, und die Achtung für ihn stieg, als man hörte, daß er, um darauf aufmerksam zu machen, sich so vielen Mühen unterzogen hatte. Wie die Folge bewies, war auch der Prinz jedenfalls derselben Meinung gewesen,

und es hatte ihm vielleicht nur daran gelegen, den Oesterreichern mit der ersten Waffenthat zuvorzukommen oder, wie es später officiell hieß, nur eine Rekognoscirung gegen die Stellung bei Missunde zu unternehmen.

Am folgenden Tage hatte Lorenzen sich so weit erholt, daß er von seinen Freunden Abschied nehmen und sich auf den Weg machen konnte, um Welffen aufzusuchen Es dauerte auch nicht lange, bis er ihn in seinem ihm genau bezeichneten Kantonnement auffand.

Während wir die beiden Freunde sich hocherfreut begrüßen und die Verabredung treffen lassen, sich vorläufig nicht zu trennen, weil Lorenzen sich dem Prinzen mit seiner genauen Kenntniß des Landes bei den weiteren Operationen zur Disposition zu stellen beabsichtigte, wenden wir uns nach der Stadt Schleswig zurück.

Dort befand sich die deutsche Einwohnerschaft in der lebhaftesten Unruhe und Spannung, denn die Dänen ließen keine Nachrichten über das Vorrücken der Verbündeten zu ihr dringen und bewachten sie mit den argwöhnischsten Augen; Excesse der Soldaten litt übrigens der in der Stadt wohnende General de Meza durchaus nicht.

Dennoch sah es in Schleswig wieder ebenso todt und still aus wie vor dem Einrücken der Preußen im Jahre 1848; man erblickte fast nur Soldaten auf den Straßen.

Auch Advokat Staffelt und seine Tochter hielten sich ganz zurückgezogen in ihrem Hause zu Friedrichsberg, das dieses Mal glücklicherweise von Einquartierung verschont geblieben war. Der alte Herr war lebhaft erregt, aber doch sorgenvoll, denn er hielt noch immer fest an der Ansicht, die er auf dem Gute Herrn von Schmidts ausgesprochen hatte, daß es nämlich den beiden deutschen Großmächten nicht Ernst mit der Befreiung seines Vaterlandes vom däni-

schen Joche sei. Clara schwebte in stiller Angst vor den blutigen Ereignissen, die sich möglicherweise entwickeln konnten.

Erst als am 31. Januar zwei Offiziere in Schleswig eintrafen, um dem dänischen Oberbefehlshaber die schon erwähnte Aufforderung des Feldmarschalls von Wrangel, das Danewirk und die Stadt zu räumen, zu überbringen, erfuhren die Schleswiger, daß die verbündete Armee schon ganz in der Nähe sei. Man flüsterte es sich von Ohr zu Ohr zu, denn laut durfte man sich nicht darüber unterhalten, und alle Herzen klopften stärker. So groß wie im Jahre 1848 waren die Hoffnungen übrigens nicht, denn auch die Deutschen glaubten an die gewaltige Stärke des Danewirks, von der ja so viel Redens gemacht worden war. Dennoch bereitete man im Geheimen schon die schleswig-holsteinischen und deutschen Fahnen vor.

Am Nachmittage des 2. Februar hörte man von Missunde her den dumpfen Donner der preußischen und dänischen Kanonen; man konnte daraus schließen, daß dort ein größeres Gefecht stattfinde, und der Zweck desselben mußte Jedem einleuchten. Aber gegen Abend verstummte das Feuern, und die Befreier ließen sich nicht sehen; die zuversichtlichen Mienen der dänischen Offiziere bewiesen auch, daß die Preußen bei jenem Orte die Schlei noch nicht überschritten hätten, und sie scheuten sich nicht, laut auszusprechen, jene hätten eine empfindliche Niederlage erlitten. Das schlug denn natürlich den Muth der Patrioten sehr nieder.

Am Vormittage des folgenden Tages erschien ganz unerwartet der König Christian IX. in Begleitung seines Conseilpräsidenten, des Bischofs Monrad, in Schleswig, um die Danewirke nnd die Truppen zu inspiciren. Er stieg im Hôtel zur Stadt Hamburg ab, demselben Gasthofe, in dem man beim Beginn unserer Erzählung Rittmeister von Steinwehr und Lorenzen getroffen hat, nahm dort ein Frühstück

ein und begab sich dann in einem Wagen, zu dem er die Pferde in Eile hatte ankaufen lassen, nur von Monrad begleitet, zu den Verschanzungen hinaus.

Als er durch Friedrichsberg fuhr, wurde ihm von der Bevölkerung kein Willkommen irgend welcher Art; man schien seine Anwesenheit gar nicht zu beachten. Mit desto stürmischerem Jubel wurde er von den Truppen empfangen.

Bischof Monrad, ein Staatsmann von nicht unbedeutender Befähigung, hatte bald nach dem Regierungsantritte Christians IX. an Stelle Halls und Orla Lehmans, der fanatischen Eiderdänen, auf Wunsch des Königs den Vorsitz im Ministerium übernommen; er war ein Freund jener Beiden und theilte ihre Gesinnungen, aber er war doch vorsichtiger und bereit, die Politik des Aufschiebens und Hinhaltens zu befolgen; deshalb hatte ihn auch der König gewählt, als die Katastrophe mit Deutschland eintrat.

1811 zu Kopenhagen geboren, hatte er sich dem geistlichen Stande gewidmet und war Anfangs Pfarrer eines Kirchspieles auf der Insel Laaland; als solcher wurde er in die Ständeversammlung gezogen, wo er sich eng an Orla Lehmann und dessen Partei anschloß. Im Jahre 1848 wurde er Chef des Cultusdepartements, später Bischof von Falster und Laaland und dieser Stellung i. J. 1854 wegen seines regierungsfeindlichen Auftretens enthoben. 1856 kam er in den Reichsrath, und unter dem Ministerium Hall (seit 1859) erhielt er wieder das Departement des Cultus. Beim Antritt seiner Conseilpräsidentur versprach er zwar eine Aenderung der Novemberverfassung, welche Dänemark in den gefährlichen Krieg verwickelt hatte, — jedenfalls nur, um durch neue diplomatische Ränke die Gefahr vorläufig abzuwenden, — aber die deutschen Mächte nahmen auf solche unsicheren Versprechungen keine Rücksichten mehr.

Monrad zeichnet sich durch seine diplomatische Gewandheit und Schlauheit besonders aus.

General de Meza, der den König auf dem Danewirke umherführte, versicherte ihn auf das Bestimmteste, daß er diese Position mit den vorhandenen Mitteln werde behaupten, wenigstens längere Zeit halten können, und Christian IX. konnte beruhigt in die Stadt zurückkehren. Aber schon mit demselben Tage näherte sich die Entscheidung.

Schon am Abend des 2. Februar hatte eine österreichische Cavallerie-Abtheilung beim Rekognosciren vor dem Dorfe Lottorf dänische Infanterie getroffen und ein unbedeutendes Gefecht mit derselben bestanden.

Am 3. sollte der allgemeine Angriff geschehen.

Die Brigade des Grafen Gondrecourt hatte noch die Avantgarde. Auf den Höhen zwischen Lottorf und Geltorf fand sie zwei dänische Eskadrons aufgestellt, die sich aber bei ihrem Erscheinen ohne Kampf zurückzogen, dafür wurden diese Höhen aber sofort mit sieben Bataillonen und acht Geschützen von den Dänen besetzt, die hinter den hohen Knicks eine sehr vortheilhafte Stellung einzunehmen vermochten.

Während die Brigade, mit ihren Jägern an der Spitze, nun vorrückte, entsandte Graf Gondrecourt ein Bataillon in seiner linken Flanke gegen das Dorf Jagel, wo dasselbe auf überlegene dänische Infanterie stieß. Bald Nachmittags begann hier das Gefecht und dauerte anderthalb Stunden lang, bis es durch das Hinzukommen eines österreichischen Jägerbataillons und einer preußischen Gardekompagnie entschieden wurde. Das Dorf Jagel wurde mit dem Bajonnet gestürmt.

Inzwischen konnte die Hauptstärke der Brigade Gondrecourt nur langsam gegen das Dorf Ober-Selk, auf das die Dänen zurückwichen, vorrücken, weil die letzteren zu gut

gedeckt waren und ein furchtbares Feuer aus Geschütz und kleinem Gewehr unterhielten; die braven Truppen erlitten dadurch bedeutende Verluste. Vor Ober-Selk versuchten die Dänen, mit mehreren Bataillonen hervorzubrechen, mußten aber schnell wieder umkehren, und nun griffen sie drei Bataillone, bei deren einem sich auch Fritz Staffelt befand, mit dem Bajonnet an und drangen unter fortwährendem Hurrahruf in das Dorf ein, von dem schon einzelne Häuser in hellen Flammen standen.

Diesen gewaltigen Stoß ertrugen die Dänen nicht, wie sie überhaupt den feindlichen Bajonnetten gegenüber nie besonders feststanden. Das Dorf fiel gänzlich in die Hände der Angreifer, und dabei wurde von den Jägern eine dänische gezogene Kanone erobert.

Nördlich von Ober-Selk zieht sich quer über die große Straße nach Westen hin eine Verschanzung, der Köh- oder Kuhgraben benannt, die aber nicht besonders besetzt war, und hinter derselben erhebt sich links des Weges König-Sigurds- oder gemeinhin genannt die Königshöhe, ein Sandberg, der die höchste Spitze der vielen Hügel bildet und zu dem der Zugang ebenfalls durch die Knicks, welche die Felder und Koppeln einfassen, erschwert wird.

Nachdem auch der Köhgraben und die Höhenkette Schritt für Schritt genommen worden, wobei mit der größten Erbitterung gefochten wurde, nahmen die Dänen auf der Königshöhe eine sehr feste, stark durch Artillerie vertheidigte Position. Die österreichischen Geschütze fuhren dagegen auf, setzten das Feuer aber nur kurze Zeit fort, und dann warfen sich wieder drei Bataillone dieser tapferen Brigade, die sich in diesem Gefechte den Namen der „Eisernen" erwarb, mit dem Bajonnete auf den Feind.

Aber die Dänen wollten nicht von der Stelle weichen; sie hatten ihre ganze Hoffnung auf diese letzte Position ge-

setzt und fochten wie Verzweifelnde. Mehrere Male mußten die Sturmkolonnen trotz aller Bravour zurückweichen; die tapferen Soldaten sanken reihenweise nieder.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir zwei ruhmvolle Züge nicht vergessen. Feldmarschalllieutenant Gablenz, der selbst kommandirte, hielt es für nöthig, den erschöpften Truppen eine kurze Ruhe zu gönnen, und beorderte deshalb einen Adjutanten, zum Rückzuge und Sammeln blasen zu lassen. Derselbe ertheilte diesen Auftrag dem Stabstrompeter Posluchni vom 9. Jägerbataillon, wurde aber, als dies kaum geschehen war, von einer Kugel niedergeworfen. Der Trompeter, anderer Ansicht als der Oberstkommandirende, entschließt sich kurz und bläs't zum Angriffe anstatt zum Rückzuge. Er erhielt später dafür die große silberne Medaille, denn auf sein Signal wurde noch einmal gestürmt und die Königshöhe genommen.

Dabei fiel vom 2. Bataillone des Regiments Martini der Fahnenträger, mit ihm sank die Fahne zur Erde, und das Bataillon stutzte. Oberst Baron Abele, der Kommandeur, hob die Fahne auf, setzte sich wieder zu Pferde und rief, vorauseilend, seinen Leuten zu:

„Jetzt gilt's unseren Fahnenschwur zu halten, Kinder, zu siegen oder zu sterben! Folgt Eurer Fahne! Hoch lebe der Kaiser! Hoch lebe Oesterreich!“

Das Bataillon drang von Neuem mit gefälltem Bajonnete vor. Der Fahnenstiel wurde in der Hand des Obersten durchschossen, Flintenkugeln durchbohrten ihm Tschakot und Mantel, aber der brave Mann drang, seine Leute ermuthigend, immer weiter vorwärts, bis er die Spitze der Höhe erreicht hatte und die Dänen flohen.

Dies geschah um vier Uhr Nachmittags, und wenige Minuten später waren die Dänen im vollen Rückzuge auf das Danewirk bei Busdorf, von zwei österreichischen Batterien,

welche sofort auf dem Königsberge aufgefahren worden waren, beschossen. Die Jäger blieben bei den Geschützen zurück und die Infanterie verfolgte den fliehenden Feind bis nach dem im Thale, nahe dem Hadebyer-Noor gelegenen Dörfchen Wedersprang und von da bis dicht an die Schanzen bei Busdorf.

Die Dänen fanden indessen in diesen mit Infanterie allein nicht zu nehmenden Schanzen Sicherheit, und nun begannen die letzteren ein furchtbares Geschützfeuer, das die tapferen Angreifer zum Rückzuge nöthigte.

Auch im Dorfe Busdorf, das von seinen Einwohnern gänzlich verlassen worden war, brannten mehrere Häuser. Der König Christian selbst hatte sich an Ort und Stelle begeben und war Augenzeuge der letzten Gefechtsmomente. Er sprach dem General de Meza gegenüber seine Besorgniß und seinen Schmerz über das Blutvergießen aus, der General wiederholte aber seine Versicherung, daß er im Stande sei, die Position zu halten.

Schon am anderen Tage verließ der König ebenso still, wie er gekommen war, wieder die Stadt Schleswig und begab sich direkt nach Kopenhagen zurück. Man erzählt sich, daß er wiederholt geäußert haben soll, wie sehr ihn der Krieg betrübe und daß er bedaure, sich zur Unterzeichnung der Novemberverfassung haben nöthigen zu lassen. So sehr er ehemals als Prinz von Glücksburg in Schleswig beliebt gewesen war, nahm er dieses Mal doch keine Sympathien der deutschen Einwohnerschaft mit sich auf den Weg.

Man wird sich leicht vorstellen können, welche Stimmung unter der letzteren während des ihr so nahen Gefechtes geherrscht hatte; zwischen Hoffen und Zagen getheilt, durfte sie doch keinem dieser Gefühle Ausdruck geben.

Der Verlust der Oesterreicher war ein sehr bedeutender;

er betrug an Todten und Verwundeten 30 Offiziere und 519 Mann.

Feldmarschall von Wrangel und Prinz Friedrich Carl, der zu ersterem beschieden worden war, um die Disposition für den nächsten Tag, welche später in einem Bauerhause ausgegeben wurde, zu empfangen, wohnten dem ganzen Gefechte bei; ebenso der Kronprinz und Prinz Albrecht von Preußen, welche kein besonderes Kommando hatten.

Die Leichen der Gefallenen, denen ihre Kameraden neuerdings auf dem Kirchhofe zu Hadeby, wo sie jetzt ruhen, ein Denkmal von weißem Marmor gesetzt haben, wurden zunächst in das Spritzenhaus von Busdorf oder nach Ober-Selk gebracht, an welchem letzteren Orte sie auch einstweilen beerdigt wurden.

Während des Gefechts war die österreichische Brigade Tomas, von preußischer Artillerie unterstützt, in der rechten Flanke über Geltorf und Nieder-Selk östlich des Hadebyer-Noor's bis nach Lobstedt vorgegangen, wobei die Dänen nur schwachen Widerstand leisteten, und hatte sich jenseits Lobstedt auf den Fahrdorfer Höhen aufgestellt; später besetzte sie auch Fahrdorf, obgleich sie von den dänischen Batterien, welche auf der Möveninsel in der Schlei und auf dem Holme bei der Stadt Schleswig etablirt waren, ziemlich heftig beschossen wurde.

Ein Theil der Oesterreicher, die durch das lange Gefecht sehr ermüdet worden waren, konnten in den genommenen Dörfern Quartiere beziehen, der größte Theil aber mußte in der kalten Nacht — das Wetter war an diesem Tage etwas milder, aber regnerisch geworden — auf freiem Felde bivouakiren. Dabei fehlte es noch an genügenden Lebensmitteln, und die Soldaten waren gewissermaßen gezwungen, sich eigenmächtig zu verpflegen, was sie denn auch ohne viele Umstände thaten. Die reichen Bauern hielten

dies indessen den Befreiern, die sie, nachdem einmal Blut geflossen war, mit günstigeren Augen zu betrachten begannen, zu Gute.

Wie in früherer Zeit, war Fritz Staffelt auch dieses Mal nicht zurückgeblieben, wo es galt, seinen Soldaten mit persönlichem Muthe voranzugehen, und er hatte das Glück gehabt, von keiner feindlichen Kugel getroffen zu werden.

Er lag mit seinem Bataillon bei Fahrdorf im Bivouak. Die Nacht war finster und unfreundlich; zuweilen sprühte ein feiner, mit weißen Flocken untermischter Regen, und der Schnee, der den Boden noch hoch bedeckte, fiel zusammen und begann zu schmelzen. Allerdings hatten die Soldaten aus den Häusern des Dorfes herbeigeholt, was ihnen Bequemlichkeit bieten konnte, obgleich das Plündern bei Todesstrafe untersagt war, aber ihre Lage war immer noch höchst unangenehm, denn sie durften nicht einmal Wachtfeuer anzünden, um den feindlichen Batterien nicht einen noch sichereren Zielpunkt zu geben. Innerhalb der Häuser, die sich in geringer Entfernung vom Strande der Schlei in einer langen Reihe erstrecken, wurde gekocht, und von Zeit zu Zeit durften dann einzelne Abtheilungen hineingehen und sich erholen, bis sie durch andere wieder abgelöst wurden. Die Offiziere theilten vollständig diese Strapazen.

Durch einen von Stroh geflochtenen Schirm gegen den kalten Nachtwind geschützt, lag Fritz mit einigen seiner Kameraden auf dem feuchten Boden, rings umher die Soldaten in Gruppen neben den in Pyramiden zusammengesetzten Gewehren. Aller Gesang und lauter Scherz war verstummt, theils weil er untersagt worden, theils auch, weil Niemand in dieser unbehaglichen Lage Lust dazu fühlte. Einzelne Soldaten liefen, sich fest in ihre Mäntel einwickend, umher, und suchten sich durch die schnelle Bewegung der Füße und Arme zu erwärmen, während ihnen die Zähne

vor Frost klapperten, Andere wieder unterhielten sich sehr lebhaft, aber leise über das am Tage Erlebte; die Aufregung war noch allgemein, denn dies war das erste, größere Gefecht des Feldzuges für die österreichischen Truppen gewesen, und Niemand zweifelte, daß es am nächsten Tage durch einen förmlichtn Sturm auf die Danewirke fortgesetzt werden würde.

Die dänischen Batterien drüben verhielten sich im Ganzen ruhig, nur hin und wieder fiel ein Kugelschuß oder es wurde von der Batterie auf dem Holm eine Bombe geworfen, die meistens schon zu früh zerplatzte oder weit über Fahrdorf fortging; Schaden wurde dadurch gar nicht angerichtet.

Auch unter den Offizieren war die Unterhaltung recht lebendig, denn Schlaf konnte in dieser Situation in keines Einzigen Auge kommen. Fritz war aber mit seinen Gedanken an ganz anderen Orten; daß sie zu Eugenien zurückflogen, ist selbstverständlich, außerdem aber kehrten sie auch immer wieder zu seinem Schwager Lorenzen zurück, dessen lange Abwesenheit ihn beunruhigte. Endlich sind solche Momente, wie der, in dem er sich augenblicklich befand, nur zu sehr geeignet, alte Erinnerungen heraufzubeschwören, und zwar meistentheils die düsteren, die mehr mit der augenblicklichen Wirklichkeit harmoniren als die heiteren.

Fritz erinnerte sich recht lebhaft wieder seines ersten Bivouaks im Walde bei Crusau, des darauf folgenden unglücklichen Gefechtstages und endlich der unglücklichen Anna Hansen, bei der seine Gedanken länger verweilten. Er hatte, selbst in den bewegtesten Tagen seines Lebens, das arme Mädchen nie vergessen können, und noch jetzt beschlich die Wehmuth sein Herz, wenn ihr Bild vor ihn trat.

Er dachte auch an alle die lieben Freunde und Kameraden, die er auf den Feldern Schleswig-Holsteins hatte bluten

und verscheiden sehen. Welche Opfer hatte dieser unselige Streit zwischen Dänemark und Deutschland nicht schon gekostet und welche würde er noch kosten! Und was dann, wenn die preußischen und österreichischen Waffen siegten, woran sich kaum zweifeln ließ? —

Es war eine traurige Nacht für ihn, wie für alle seine Waffengenossen; so angestrengt sie sich auch fühlten, schien ihnen diese stumme, thatenlose Ruhe doch unerträglich, und Jeder blickte sehnsüchtig dem andern Morgen entgegen.

Er kam endlich. In der Nacht war die Königshöhe einigermaßen befestigt worden, und sobald die Dänen bemerkten, daß dies geschehen und daß sie stark besetzt sei, begannen sie ein starkes Feuer dahin zu richten; allmälig ließ dasselbe nach, nachdem es keinen geringen Schaden angerichtet hatte.

Um Mittag wurde die Brigade Gondrecourt durch eine andere abgelöst und bezog Kantonnirungen in den weiter rückwärts gelegenen Dörfern. Um diese Zeit begannen die Dänen auch wieder, Fahrdorf heftig zu beschießen, und es mußten nun auf den Höhen eine österreichische und eine preußische Batterie auffahren und das Feuer erwidern, was denn auch den Erfolg hatte, daß die dänischen Geschütze am Nachmittage schwiegen. Außerdem hatte sich dänische Infanterie auf dem Damme, der zwischen der Schlei und dem Hadebyer Noor am Friedrichsberg nach letztgenanntem Orte führt, verschanzt und beschoß von dort aus die Oesterreicher, tödtete und verwundete ihnen auch einige Leute.

Schon am Tage vorher hatte ein recht betrübendes Ereigniß stattgefunden, dessen wir hier kurz nur gedenken wollen, weil es ein Beispiel von den Mitteln giebt, deren sich die fanatisirten Dänen bedienten, um den verbündeten Truppen Schaden zuzufügen.

Das Spionagewesen wurde von dänischer Seite im größten Maßstabe betrieben; es stand unter der besonderen

Oberleitung des Kammerjunkers von Zylow, wie im Hauptquartiere wohlbekannt war.

Am 3. Februar besetzte ein preußisches Bataillon das Dorf Fleckeby, das etwa auf halbem Wege zwischen Schleswig und Eckernförde liegt. Ganz in der Nähe desselben hatte der schon früher erwähnte, bei den Deutschen allgemein verhaßte Voigt der Hüttner Harde, Justizrath Blaunfeld, eine schöne ländliche Besitzung. Dieser Mann, der zur Zeit schon in seinem fünfundsechzigsten Jahre stand, war früher Advokat in Apenrade gewesen und hatte nach dem vorigen Kriege das einträgliche Amt als Hardesvoigt erhalten, das er auf die unverschämteste Weise auszubeuten verstand. So legte er bei den geringfügigsten Veranlassungen, den kleinsten Verstößen gegen die Polizeiordnung den Landleuten die ansehnlichsten Geldstrafen auf und rieth ihnen selbst dabei, sich darüber zu beschweren; wenn sie dazu geneigt waren, wies er sie zur Protokollaufnahme in das Nebenzimmer, wo sein Sohn sein Bureau aufgeschlagen hatte, und erledigte dann eigenmächtig die Beschwerde, indem er die Strafsumme auf das Doppelte und Dreifache erhöhte. Alle Klagen bei den höheren Behörden darüber waren erfolglos geblieben und führten nur immer wieder zu neuen Kosten.

Dieser Blaunfeld erbot sich nun am genannten Tage sehr dienstfertig, den Preußen, die in der Gegend unbekannt waren, den Weg zu zeigen, und da er ein alter Mann war, schenkte man ihm Vertrauen.

Es war trübes Wetter und alle Gegenstände in weiterer Entfernung nur undeutlich zu unterscheiden. Unter Blaunfelds Führung vorrückend, sah man im Süden vom Dorfe Hütten her eine Truppenkolonne anrücken. Blaunfeld versicherte auf das Bestimmteste, daß es Dänen seien, und führte die Preußen so, daß sie jene Kolonne vollständig überraschen konnten, ohne von ihr bemerkt zu werden.

Kaum aber hatten die preußischen Soldaten das Feuer eröffnet, so wurde ihnen von der anderen Seite zugerufen, einzuhalten, und mit Schrecken erkannten sie, daß sie auf ihre Verbündeten, die Oesterreicher, geschossen hatten. Es war zu spät; die unselige Salve hatte eine Anzahl ihrer Kameraden zu Boden geworfen. Das Mißverständniß klärte sich schnell auf, aber der Verdacht, daß es von Blaunfeld absichtlich herbeigeführt worden sei, wurde dadurch fast zur Gewißheit, daß dieser die entstandene Verwirrung benutzt hatte, zu entfliehen.

Er hatte den Weg auf der Chaussee nach den dänischen Verschanzungen auf dem Hadebyer Damme eingeschlagen, wurde aber von Cavalleristen eingeholt und zurückgebracht, und als man ihn nun genau durchsuchte, fand man bei ihm Papiere, die den vollständigsten Beweis lieferten, daß er als dänischer Spion mit dem Kammerjunker von Zylow verkehre.

Es läßt sich begreifen, daß die erbitterten Soldaten nicht sanft mit ihm umgingen und auch sein Haus nicht schonten, während sie ihn gebunden auf der Koppel hinter demselben stundenlang liegen ließen; er beschwerte sich später in einer besonderen Brochüre bitter darüber.

Am anderen Tage wurde er, zwischen den Pferden zweier österreichischer Cavalleristen festgebunden, nach Rendsburg transportirt, und unterwegs überhäufte ihn das so lange schwer von ihm bedrückte Volk mit den bittersten Schmähungen. In Rendsburg brachte man ihn in ein Gefängniß des Kronwerks, wo er scharf bewacht wurde, und da dasselbe zu ebener Erde lag, drängten sich die Einwohner der Stadt um das Fenster, um ihn zu sehen und zu verwünschen, was indessen ebenso wenig seinen frechen Trotz brach, als die Aussicht, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen zu werden.

Dazu kam es indessen später aus uns unbekannten Gründen nicht, sondern er wurde nach einiger Zeit entlassen, ging nach Kopenhagen und hat dort zum Dank für den bewiesenen Patriotismus wieder eine gute Amtsstellung erhalten.

Am folgenden Tage wurde sein Sohn mit noch drei andern Spionen durch Ulanen in Kiel eingebracht; auch er hatte versucht, eine preußische Infanteriepatrouille den Dänen in die Hände zu liefern, welche Absicht indessen noch bei Zeiten entdeckt worden war.

Die meisten dänischen Beamten, die sich ihrer Stellungen übrigens schon auf genügende Weise unwürdig gezeigt hatten, handelten als Spione gegen die verbündete Armee, wenn auch nicht so offen und unvorsichtig wie Blaunfeld. Um so auffälliger muß es erscheinen, daß der Feldmarschall von Wrangel, obgleich von deutscher Seite wiederholt und unter Darlegung von Beweisen darauf aufmerksam gemacht, den ausdrücklichen Befehl erließ, daß sie in ihren Aemtern verbleiben sollten.

---

## Neunzehntes Kapitel.

Während die preußischen Truppen sich nach dem scharfen Gefechte von Missunde zwei Tage lang ausruhen durften, hatte Prinz Friedrich Carl sein Hauptquartier in Hemmelsmark aufgeschlagen, der Oberbefehlshaber der Armee in Damendorf.

Lorenzen, der sich so bald nicht wieder von den Preußen und seinem Freunde Wellfen zu trennen wünschte, weil mit der größten Bestimmtheit davon gesprochen wurde, daß

schon in allernächster Zeit auf dieser Seite Entscheidendes geschehen würde, — das, was man ihm über den Charakter des Prinzen allgemein sagte, bestätigte diese Vermuthung, — Lorenzen hatte diese Zwischenzeit dazu benutzt, sich vollständig zu erholen, und dann war es ihm gelungen, sich dem Prinzen selbst vorstellen zu lassen. Er wurde gütig aufgenommen und erhielt die Erlaubniß, sich dem Corps anzuschließen, um ihm als Führer oder in anderer geeigneter Weise zu dienen. Damit legte er denn zu seinem Civilanzuge die weiße Armbinde an, und es wurde ihm ein vortreffliches Pferd überlassen.

An seinen Schwager Fritz hatte er, um ihn seinethalben zu beruhigen, ein Paar Zeilen geschrieben und ihn angewiesen, wo er das österreichische Pferd könne abholen lassen. Fritz erhielt durch eine Ordonnanz, die Depeschen nach dem österreichischen Hauptquartiere zu bringen hatte, auch am Abende des 4. diesen Brief.

Lorenzen sah den neuen Ereignissen, bei denen das preußische Corps die Hauptrolle spielen sollte, nun mit der lebhaftesten Ungeduld entgegen.

Im Hauptquartiere des Feldmarschalls war endlich der Beschluß gefaßt worden, daß die Danewirksstellung bei Arnis umgangen werden solle, wie von mehreren Seiten gleich anfänglich gerathen worden war.

Die Schlei hat an dieser Stelle eine Breite von nur dreihundert Schritten; am jenseitigen Ufer hatten die Dänen zwar zwei Schanzen aufgeworfen, aber dieselben waren nur schwach besetzt und man durfte wohl den Versuch machen, unter ihrem Feuer, gedeckt durch das der gezogenen preußischen Geschütze, eine Pontonbrücke zu schlagen. Ueberdies ordnete Prinz Friedrich Carl an, daß eine Brigade (von Röder) eine halbe Meile weiter nördlich, bei Cappeln, den Uebergang auf Kähnen machen solle. Man hatte allerdings die dänischen

Kriegsschiffe zu fürchten, aber bisher hatten sich dieselben noch nicht in der Schlei, wo sie allerdings sehr gefährdet werden konnten, sehen lassen.

In der Nacht vom 4. zum 5. Februar trat auf das Regenwetter, welches die Wege durchweicht und für den Transport der Geschütze ziemlich unpraktikabel gemacht hatte, wieder Frost ein und mit ihm starkes Schneegestöber.

In dieser Nacht schon brach der Pontontrain mit den Pionieren, die Artillerie und ein Theil der Infanterie gegen Arnis auf, und die Brigade Röder setzte sich gegen Cappeln in Marsch.

Der ersteren Kolonne war Lorenzen als Führer beigegeben worden und machte alle die großen Beschwerlichkeiten ihres Marsches mit. Es gab hier keine Chaussee, und der Frost hatte noch nicht Zeit gehabt, den Boden wieder fest zu machen; außerdem waren die Landwege nur schmal und liefen zwischen den hohen Knicks entlang, so daß bei dem geringsten Unfalle, der einem Fuhrwerke zustieß, der ganze Zug in das Stocken gerathen mußte.

Trotz dieser Schwierigkeiten und des trüben Wetters, das den Führern nicht einen allgemeinen Ueberblick erlaubte, kam der Zug in guter Ordnung vorwärts. Die braven preußischen Soldaten glühten vor Ungeduld, nach Arnis zu gelangen und sich abermals mit den Dänen zu messen, und unermüdlich, der erstarrenden Kälte nicht achtend, halfen sie, die schweren Wagen und Kanonen vorwärts zn bringen, indem Hunderte von Armen in die Radspeichen eingriffen.

Mit dem Reste der Infanterie und der Kavallerie brach der Prinz um 8½ Uhr Morgens aus seinem Hauptquartiere auf. Er selbst, in Husarenuniform, und seine Suite befanden sich an der Spitze des Zuges nnd gingen bei dem beschwerlichen Marsche mit gutem Beispiele voran. Welcher Soldat hätte da zurückbleiben mögen? — Hatte der Prinz,

selbst schon in Friedenszeiten, die Liebe und das Vertrauen seiner Untergebenen, um deren kleinste Bedürfnisse er sich zu bekümmern pflegte, stets genossen, so waren dieselben noch gestiegen, nachdem Jeder in dem Gefechte von Missunde gesehen hatte, daß er sein Leben ebenso wenig schone, wie er es vom gemeinen Soldaten verlangte. Wo er sich sehen ließ, empfing ihn begeisterter Zuruf, und sein ernster, ruhiger Blick flößte Allen das zuversichtliche Vertrauen auf das Gelingen der Expedition ein.

Bald Nachmittags traf die Kolonne bei dem Jagdschlosse Karlsburg des Herzogs Karl von Glücksburg, das am diesseitigen Ufer der Schlei, eine kleine Viertelmeile von Arnis entfernt, liegt, ein; die Wagenkolonne fand man bereits vor, und die Truppen bezogen nun Bivouaks oder wurden in den am Strande liegenden Fischerhäusern untergebracht.

So vorsichtig man auch bei dem Anrücken zu Werke gegangen war, um den Feind am andern Morgen möglichst zu überraschen, mußte derselbe doch durch seine Spione zuverlässige Kunde erhalten haben, denn die Beobachtungsposten bemerkten am Abende, daß noch mehr Geschütze in die beiden Schanzen gebracht wurden; auf preußischer Seite zweifelte daher Niemand, daß es zum Kampfe kommen werde. Alle brachten die Nacht in großer Ungeduld zu.

Indessen war die Brigade Röder Cappeln gegenüber angelangt und hatte sich so viel Fischerkähne als möglich verschafft, auf denen sie in der Nacht übersetzen wollte; auch hier sah man einem Gefechte entgegen. Aber schon um acht Uhr Abends kamen einige deutsche Bürger des Städtchens herüber und brachten die Nachricht, daß die Dänen plötzlich nach Arnis abgezogen seien. Der Uebergang konnte in Folge dessen noch in der Nacht bewerkstelligt werden, ohne daß ein Schuß dabei gefallen wäre; am Morgen stand die

Brigade auf dem anderen Ufer der Schlei, in der Flanke von Arnis.

Bevor der Prinz davon noch Meldung erhalten, hatte er alle Vorbereitungen zum Ueberschreiten der Schlei getroffen; um den Brückenschlag zu decken, waren hundert Kanonen auf den Höhen am diesseitigen Ufer aufgefahren worden.

Da kamen Nachts ein Uhr von Arnis Fischer herüber und berichteten, daß die dänische Besatzung der Schanzen auf einen von Schleswig erhaltenen Befehl die letzteren schleunigst verlassen hätte und daß kein Feind mehr am jenseitigen Ufer stehe.

Sofort wurde ein starkes Detaschement Infanterie auf Kähnen hinübergeschickt und fand diese Angabe, die fast unglaublich klang, bestätigt. Der Brückenschlag wurde nun mit Tagesgrauen begonnen. Wenn das ganze preußische Corps die Schlei überschritten hatte, war die Danewirkstellung verloren; die dänische Armee mußte dann vernichtet oder gefangen genommen werden.

Unbegreiflich wird es immer erscheinen, daß General de Meza nicht mehr Sorge auf die Sicherung seiner linken Flanke, die Schleiübergänge, verwandte; es möchte dies an die vielen Unbegreiflichkeiten der vorigen Kriege streifen.

Man sagt, daß er am Abende des 4. Februar schon einen anonymen Brief, der bei den Vorposten abgegeben worden, erhalten habe, worin ihm die Absicht der Preußen, bei Arnis über die Schlei zu gehen, mitgetheilt worden sei; er mag dies auch durch seine Spione erfahren oder bei den Bewegungen der Preußen vorausgesehen haben. Genug, er berief einen Kriegsrath und legte demselben die Frage vor, ob die Danewirke unter diesen Umständen noch zu halten seien.

Zehn Stimmen erklärten sich dagegen, eine einzige,

General von Lüttichau, dafür. In Folge dessen wurde der Rückzug nach den Düppeler Schanzen, die eine kürzere Vertheidigungslinie darbieten, beschlossen und insgeheim alle Anordnungen dafür getroffen.

In der Stadt Schleswig hatte man noch keine Ahnung davon, wie bald man die unliebsamen Gäste loszuwerden Aussicht habe, ebenso wenig wie man wußte, was bei Arnis und Cappeln vorging. Wie erstaunte daher die Bürgerschaft, als die dänischen Truppen um Mitternacht in aller Stille antraten und gegen Norden abzogen, voran die schleswigschen Bataillone, zuletzt die jütischen und die von den Inseln. Die dänischen Offiziere, die in der Stadt in Quartier lagen, hatten kaum Zeit, ihre Effekten einzupacken und fortzuschaffen, aber sie versicherten, daß sie in Kurzem wiederkehren würden.

Die Eile dieses Rückzuges war so groß, daß auf den Wällen des Danewirks sechzig Geschütze stehen blieben, dagegen hatten die Dänen das übrige Kriegsmaterial verdorben und die Munition, die sie nicht mit sich nehmen konnten, in die Schlei versenkt. Der Abzug geschah übrigens mit Ordnung und ohne daß Excesse gegen die Einwohnerschaft vorgefallen wären; das Spiel wurde nicht gerührt, nur sangen einige Bataillone den „tapperen Landsoldaten". Man muß ihnen übrigens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich tapfer geschlagen hatten; ihre Schuld war es nicht, wenn die Werke, auf welche das dänische Volk so überschwängliche Hoffnungen gesetzt hatte, geräumt wurden.

Um Zeit zu diesem Rückzuge zu gewinnen und ihn desto besser verdecken zu können, hatte General de Meza noch am Abend zuvor einen Parlamentairoffizier an die vor der Stadt stehenden Vorposten des österreichischen Regiments Coronini gesandt und um einen mehrstündigen Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten nachgesucht. Wie ge-

bräuchlich, mußte dieser Offizier vor den Vorposten warten, bis die Erlaubniß des Kommandirenden, ihn zu ihm zu führen, eingeholt worden war; als dieselbe aber ertheilt worden, war der Palamentair zur allgemeinen Verwunderung verschwunden.

Mit Tagesanbruch waren die Oesterreicher eben im Begriff, die Verschanzungen auf der Chaussee, die noch Abends zuvor mit Infanterie besetzt gewesen und, wie es ihnen schien, jetzt verlassen waren, wegzuräumen und mit dem Bajonnete in die Stadt zu dringen, als ihnen fünf Bürger, welche weiße Fähnchen in der Hand trugen, entgegenkamen. Sie brachten die freudige Nachricht von dem Abzuge der ganzen dänischen Armee.

Feldmarschallieutenant von Gablenz befahl nun, daß die Spitze der Kolonne sofort in die Stadt rücken solle, und um sieben Uhr Morgens ritt er selbst ein und nahm sein Quartier im Schlosse Gottorp, von wo aus er sogleich die Verfolgung der Dänen anordnete.

Die Physiognomie der Stadt war auf einmal eine ganz veränderte geworden. Wie es in allen befreiten Städten der Herzogthümer geschehen war, flaggten auch hier alle Häuser und die lebhafteste Freude gab sich überall kund. Die Deutschen umarmten sich unter einander und mit den österreichischen Soldaten, die in die Stadt eingezogen waren oder dieselbe passirten, um dem verhaßten Feinde eiligst zu folgen; Diejenigen aber, welche den Dänen in früheren Jahren Sympathien gezeigt hatten, wagten gar nicht, sich auf der Straße zu zeigen; die allgemeine Verachtung traf sie jetzt. Wie überall, blieben die meisten dänischen Beamten in ihrer Stellung, denn so hatte es der Feldmarschall von Wrangel befohlen, er konnte aber doch nicht verhindern, daß das Volk feindliche Demonstrationen gegen die verhaßten Quälgeister machte und sie dadurch nöthigte, freiwillig das Weite zu suchen.

So mußte der Polizei= und Bürgermeister Jörgensen, einer dieser Männer, gegen welche eine maßlose Erbitterung herrschte, darum bitten, daß ihm eine Militair=Eskorte gegeben werde, um die Stadt und das Land ungefährdet verlassen zu können; er erhielt sie und reiste bald darauf ab.

Mittags um 12 Uhr versammelte sich die ganze Einwohnerschaft auf dem Marktplatze, und hier wurde unter dem Geläute aller Kirchenglocken Herzog Friedrich VIII. feierlich als Landesherr proklamirt. Feldmarschalllieutenant Gablenz hatte erklärt, daß er Nichts dagegen einzuwenden habe, da er nur als Soldat gekommen sei, und man wußte ihm für diese freisinnige Erklärung großen Dank; es schwanden damit die Befürchtungen, die man wegen der österreichisch=preußischen Intervention gehegt hatte.

An demselben Tage um 10 Uhr Morgens war die bei Arnis geschlagene Schiffbrücke, obgleich sich durch das Eis ihrem Baue mancherlei Hindernisse in den Weg gestellt hatten, unter persönlicher Leitung des Prinzen Friedrich Carl fertig geworden; er selbst mit seinem Gefolge und dem dritten, rothen Husarenregimente passirte sie zuerst und wurde drüben auf das Freudigste von den Einwohnern des Städtchens begrüßt.

Gleichzeitig traf auch die Meldung ein, daß die Dänen den Rückzug auf Flensburg angetreten hätten, und während nun die Infanterie und Artillerie über die Brücke gingen, wurde die Cavallerie beordert, schleunigst gegen Norden aufzubrechen, um wo möglich noch früher als der Feind nach Flensburg zu kommen.

Lorenzen hatte es sich nicht nehmen lassen, auch dieser Cavallerie zum Führer durch das Land Angeln zu dienen, und wahrlich war es kein leichter Ritt, den er mit ihr machte, denn die Husaren uud Ulanen brannten vor Ungeduld, die flüchtigen Dänen zu erreichen, ehe dieselben sich

hinter den starken Düppeler Schanzen in Sicherheit gebracht haben würden; für die Reiterei waren sie dann vorläufig unerreichbar, und diese wollte doch auch ein Theil an dem Waffenruhme haben.

Die Pferde wurden deshalb nicht geschont und der ungefähr sechs Meilen lange Weg nach Flensburg bis andern Morgens um acht Uhr zurückgelegt, eine bedeutende Schnelligkeit für eine größere Truppenmasse, deren Pferde obenein in den vorhergehenden Tagen schon erschöpft worden waren und die mit schlechten Wegen und Wetter zu kämpfen hatten.

Der Wetteifer zwischen den Oesterreichern und Preußen zeigte sich jetzt wieder recht deutlich; es galt, wer von ihnen zuerst die Nachhut der Dänen erreichen würde.

Wie gesagt, hatte auch Feldmarschalllieutenant von Gablenz nicht gesäumt, die Verfolgung einzuleiten, und schon am Vormittage des 6. Februar brachen die Liechtenstein-Husaren auf; ihnen folgten auf zwei verschiedenen Wegen, der Chaussee und über Wedelspang, zwei Infanteriebrigaden mit ihrer Artillerie.

Fritzens Regiment war einer dieser Brigaden zugetheilt worden. Wie freudig bewegt und doch auch wieder ängstlich sein Herz schlug, als er in seine Vaterstadt einzog, bedarf wohl keiner Schilderung. Viele von den Einwohnern Friedrichsbergs, welche die Befreier jubelnd empfingen, erkannten ihn, wenigstens wenn er sie anredete, und man beeilte sich, ihm mitzutheilen, daß sein Vater und seine Schwester sich ganz wohl befänden.

Je näher er dem kleinen Hause kam, desto unruhiger bewegt wurde er.

Jetzt erblickte er es, geschmückt mit den schleswig-holsteinischen und deutschen Fahnen; auch die österreichische war dabei — ihm zu Ehren. Clara's eigene Hand mochte

sie wohl heimlich angefertigt haben, während die Unterdrücker des Landes noch in der Stadt hausten.

Jetzt sah er auf den steinernen Treppenstufen auch sie selbst stehen, im einfachen Hauskleide, mit dem weißen Taschentuche den tapferen Befreiern zuwehend; ihre Blicke flogen dabei die Straße hinauf, ihm entgegen, als suchten sie den theuren Bruder. Dabei prägte sich auch die Angst deutlich in ihren Zügen aus; es war ja möglich, daß er in den blutigen Gefechten der letzten Tage vor der Stadt verwundet oder gar getödtet worden sei; man hätte davon in Schleswig noch keine Nachricht haben können.

Neben dem jungen Mädchen, sich auf ihren Arm stützend, stand der Vater, ernst wie immer, aber durch den feierlichen Augenblick sichtlich zu tiefer Bewegung fortgerissen.

Als die Tête von Fritzens Regiment herankam, mußte Clara die Uniform erkennen, denn Röthe und Bläße wechselte schnell auf ihrem Gesichte, und nachdem sie dem Vater einige Worte gesagt hatte, wozu derselbe beistimmend mit dem Kopfe nickte, verließ sie ihn und eilte, die jungfräuliche Schüchternheit ganz bei Seite setzend, auf die Soldaten zu. Jedenfalls wollte sie sich nach dem Schicksale ihres Bruders erkundigen.

Die dienstliche Vorschrift hatte Fritz bisher verhindert, seine Kompagnie zu verlassen; jetzt aber vermochte er das Gefühl des Herzens nicht länger zu beherrschen, sondern eilte von seinem Posten fort auf die Schwester zu. Ehe sie ihn noch bemerkt hatte, umfingen sie seine Arme, und sein Mund preßte sich auf ihre Lippen.

Das überraschte Mädchen stieß einen Ruf des Schreckens aus, der sich schnell in Freude verwandelte, als sie sich umkehrte und dem Bruder in die treuen, glänzenden Augen blickte. Beide lagen sich auf offener Straße in den Armen, und die vorübermarschirenden Soldaten, die ihr

nahes verwandschaftliches Verhältniß nicht kannten, blickten verwundert auf sie oder lächelten darüber, daß ihr Offizier vermuthlich eine alte gute Quartierbekanntschaft wiedergefunden habe.

Auch der Advokat, der diese Begrüßung bemerkt und seinen Sohn erkannt hatte, kam, so schnell er vermochte, herbei und breitete Fritz seine Arme entgegen.

„Ich danke Gott, daß er mich diesen Tag noch erleben ließ," stammelte er nur, ganz von Rührung überwältigt. „Seine Gnade ist groß, er giebt mit einem Male dem geliebten Vaterlande die Freiheit und mir den Sohn als dessen heldenmüthigen Befreier wieder."

„Du bist nicht verwundet?" fragte Clara, immer wieder, den Bruder von oben bis unten musternd.

„Beruhige Dich, ich bin ganz unverletzt geblieben."

„O wie inbrünstig habe ich auch in diesen Tagen zu Gott gebetet, daß er seine Hand über Dir halten möge!"

„Auch für Wellfen?" fragte Fritz lächelnd.

Dem armen Mädchen traten die Thränen in die Augen, und sie flüsterte:

„Gewiß. Hast Du Nachrichten von ihm?"

„Nicht direkt von ihm, aber durch Lorenzen, — erst gestern. Beide sind wohlauf. Aber ich muß mich augenblicklich von Euch trennen, denn mein Regiment ist schon weit voraus. In einer halben Stunde bin ich wieder bei Euch!"

Fritz küßte noch einmal flüchtig Vater und Schwester und eilte dann seiner Kompagnie nach; er war überzeugt, daß er wenigstens auf ein Paar Stunden Urlaub erhalten werde, sollte das Regiment auch nicht in die Stadt einquartiert werden.

Aber er hatte sich in dieser Berechnung getäuscht. Vor dem Schlosse Gottorp, wo der Feldmarschallieutenant die Truppen defiliren ließ und seine Adjutanten jedem Corps

die Ordres ertheilten, wurde Fritzens Regiment bestimmt, die Verfolgung des Feindes auf der Flensburger Chaussee ohne Aufenthalt fortzusetzen.

Schweren Herzens mußte er sich in diese Anordnung fügen, um neuen Kämpfen entgegen zu gehen, aus denen er vielleicht nie zurückkehren sollte, seine Lieben wiederzusehen.

Das Loos des Kriegers ist oft sehr hart! —

Während der Advokat und seine Tochter mit der sehnsüchtigsten Ungeduld auf seine Rückkehr warteten und sich im höchsten Grade über sein langes Ausbleiben beunruhigt fühlten, entfernte ihn jeder Schritt immer weiter von ihnen.

Inzwischen war auch Feldmarschall von Wrangel eingetroffen und im Schloß Gottorp abgestiegen; Gablenz stattete ihm daselbst seinen Bericht ab und folgte dann schnell seinen Truppen.

Die Liechtenstein-Husaren waren weit voraus und hatten bereits nach kurzem Gefechte mit der Bedeckungsmannschaft drei Kanonen genommen, dann trafen sie mitten im Dorfe Helligbeck den Train der Armee, welcher von Infanterie eskortirt wurde. Dieselbe gab, als sie kühn attackirten, Feuer, wodurch sich die tapferen Reiter indessen nicht abhalten ließen, bis sie dadurch aufgehalten wurden, daß der gänzlich in Unordnung gerathene Wagenzug die Straße im Dorfe gesperrt hatte.

Die Infanterie warf sich jetzt in die Häuser und stellte sich zu beiden Seiten des Dorfes so auf, daß sie von den Husaren nicht erreicht werden konnte, und in dieser Stellung nöthigte sie dieselben, nicht ohne Verlust sich aus dem Dorfe zurückziehen.

Die Dänen hatten zwar große Eile, auf ihrem Rückwege, aber ihre Arrieregarde hielt doch hin und wieder Stand, um dem Gros Zeit zu verschaffen. Die Husaren hieben

noch ein Paar Mal auf sie ein, z. B. bei Schmedeby, konnten aber nichts Entscheidendes ausrichten. Kam dann Infanterie und Artillerie heran, so setzten Jene ihren Weg wieder fort.

So ging es bis Oeversee zurück, das man etwa um drei Uhr Nachmittags erreichte. Die Dänen schienen hier ernstlicheren Widerstand leisten zu wollen, denn sie besetzten das zur Vertheidigung recht günstige Terrain unmittelbar hinter dem Dorfe stark mit Infanterie und Artillerie. Eine Attacke, welche zuerst die Husaren machten, wurde vollständig abgeschlagen.

Die Chaussee durchschneidet hier einen ansehnlichen Höhenzug, der auf beiden Seiten bewaldet ist, dahinter liegt ein ziemlich großer See. Vor diesen Höhen, auf denen sich mehrere dänische Bataillone mit Artillerie zeigten, liegen Koppeln, deren hohe Knicks mit einer dichten Schützenlinie besetzt waren. Eine Umgehung war hier nicht gut ausführbar, und der Feldmarschalllieutenant befahl den sofortigen Angriff in der Front, als ein Befehl des Oberstkommandirenden von Wrangel eintraf, er solle nicht weiter als bis zum Dorfe Oeversee vorrücken.

Dennoch war Gablenz nicht Willens, die mit so großer Mühe errungenen Vortheile wieder aus der Hand zu lassen, und ließ das Signal zum Vorrücken geben.

Die Jäger waren an der Tête, links von ihnen ein Bataillon „König von Belgien“, ein anderes Jägerbataillon noch weiter in der rechten Flanke. Das Feuer, das sie empfing, war furchtbar, und nahm ihnen eine Menge Leute. Sie stutzten unwillkürlich. Da ritt der tapfere Oberlieutenant Laiml von Dedina an ihre Spitze und rief sie auf, ihm zu folgen. Das Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen, aber er stürmte zu Fuß weiter, obgleich ihn gleich darauf eine Kugel in den Fuß traf und ihn später ein

Kolbenschlag niederwarf. Die durch seinen Heldenmuth begeisterten Jäger drangen unaufhaltsam mit dem Bajonnete vorwärts und gelangten bis zum Waldrande westlich der Chaussee, wo sie sich hinter einem Knick deckten; hier erhielt der brave Offizier den letzten, tödtlichen Schuß in die Brust und verschied mit dem Rufe: „Vorwärts! Es lebe der Kaiser!"

Bald darauf war der Wald mit Hülfe der beiden anderen Bataillone genommen.

Die Dänen zogen sich hierauf auf die bewaldeten Höhen östlich der Chaussee, entschlossen, noch ferneren Widerstand zu leisten, und das vereinigte Regiment „König der Belgier" unter Führung seines Obersten, des Herzogs Wilhelm von Württemberg, sowie noch ein anderes Regiment griffen sie hier abermals mit Ungestüm an. Dem Herzog Wilhelm, einem noch jungen Manne, der sich in den früheren italienischen Kriegen im österreichischen Dienste sehr ausgezeichnet hatte und schon einmal schwer bei Novara verwundet worden war, wurden hier zwei Zehen abgeschossen, doch blieb er bis zum letzten Augenblicke des Gefechts zu Pferde und im feindlichen Feuer.

Es wurde hier mit ungeheurer Erbitterung gekämpft und der Feind endlich in östlicher Richtung zurückgeworfen, ein neuer Versuch von ihm, das eroberte Dorf Bilschau wiederzugewinnen, entschieden abgeschlagen. Erst die Dunkelheit trennte die Kämpfenden.

Die Dänen verloren in diesem blutigen Gefechte 970 Todte und Verwundete, gegen tausend Gefangene und mehrere Geschütze, die Oesterreicher an Todten 7 Offiziere und 68 Mann, an Verwundeten 22 Offiziere und gegen 300 Mann.

Während Erstere sich nun schleunigst über Flensburg zurückzogen und dasselbe von seiner Besatzung geräumt

wurde, bezogen die Oesterreicher Kantonnementsquartiere in Oeversee und Frörup. In letzterem Orte langte noch in der Nacht Feldmarschall von Wrangel an und befahl, daß die erschöpften Truppen am folgenden Tage ruhen sollten, während die preußische Gardedivision den Feind weiter verfolgen würde.

Demgemäß breitete sich das österreichische Armeekorps in einer langen Linie südlich von Flensburg, an das es seine Vorposten bis auf eine halbe Meile hinangeschoben hatte, aus, und die Preußen rückten im Laufe des folgenden Tages rechts neben sie.

Wir können über die Thätigkeit Fritz Staffelts in diesem für die österreichischen Waffen so überaus ruhmvollen Gefechte weiter Nichts sagen, als daß er, wie immer, nie unter den Letzten gewesen war und seine Kompagnie bei'm Sturme auf den Wald mit großer Kühnheit und Todesverachtung angeführt hatte; er hatte auch nicht die leiseste Verwundung erhalten. —

Wir haben Lorenzen verlassen, als er die preußische Cavallerie durch das Land Angeln gegen Flensburg führte.

In letzterer Stadt war, wie schon in früheren Jahren, die Stimmung sehr getheilt; man wird sich erinnern, daß der ganze nördliche Theil vorherrschend dänisch, der südliche deutsch war, und auch in diese deutschen Familien hatten sich vielfach dänische Gesinnungen eingeschlichen, theils durch Verwandschaft und Bekanntschaft, theils durch persönliche Interessen oder Furcht vor den Machthabern. Es gab aber auch immer noch genug ächte Deutsche in Flensburg, und diese sahen dem Ausgange des Krieges mit banger Spannung entgegen.

Kaum wollte man seinen Ohren trauen, als sich nun in der Stadt das Gerücht verbreitete, General de Meza habe die feste Danewirkstellung aufgegeben und die Armee

befinde sich im vollen Rückzuge und denke, bevor sie die Düppeler Schanzen erreicht habe, an keine Vertheidigung mehr. Die Deutschen hoben das Haupt höher, als der Geschützdonner von Oeversee herüberdrang, die Dänen fluchten heimlich und drohten ihnen ingrimmig.

Die Ungewißheit dauerte übrigens nicht lange, denn schon am Abende des 6. Februar langten die ersten Transporte von Verwundeten und Ordonnanzen an, welche die Nachricht bestätigten. In der Nacht passirte die ganze Armee durch die Stadt, und zwar in der furchtbarsten Unordnung. Die enge Straße, welche von Süden nach Norden durch die Stadt führt, war so belebt wie noch nie. Die Fuhrwerke und Geschütze jagten im Galopp hindurch und verfuhren sich alle Augenblicke, die Kutscher und Artilleristen fluchten dazwischen, Kavallerie-Abtheilungen sprengten durch und um sie herum, und die Infanterie ließ sich nicht die mindeste Ruhe.

In der dänischen Armee herrschte ein wahrhaft panischer Schrecken, und die Offiziere, die sich vergeblich bemühten, demselben Einhalt zu thun, wurden von dem Strome fortgerissen.

„Nach Düppel! nach Düppel!“ war das Feldgeschrei, mit dem sich die Masse unaufhaltsam durch die Stadt fortwälzte. Glücklicherweise behielten sie nicht soviel Zeit, ihre Rache noch an den deutschen Bürgern, die sich wohlweislich nicht sehen ließen, zu kühlen.

Morgens um sechs Uhr verließ die letzte dänische Kolonne die Stadt durch das Norderthor, nur noch einzelne Nachzügler waren zurückgeblieben.

Zwei Stunden später, um acht Uhr, sprengten preußische Ulanen und rothe Husaren zum Süderthore hinein, und hier und da kam es noch zu unbedeutenden Einzelngefechten

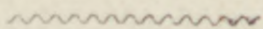
mit jenen dänischen Nachzüglern, die größtentheils zu Gefangenen gemacht wurden.

Jetzt begann es sich erst in den deutschen Quartieren der Stadt zu regen; wie mit einem Zauberschlage öffneten sich Thüren und Fensterläden, die Bürger erschienen auf den Straßen, und die Häuser legten ihren Festschmuck von Fahnen an, wie sehr der dänische Polizeimeister auch dagegen zu protestiren versuchte. Man umarmte die mit Schweiß und Schmutz bedeckten preußischen Cavalleristen und stritt sich um die Ehre, ihnen Erfrischungen zu reichen.

Bald darauf rückte auch der Prinz mit der übrigen Cavallerie ein, und nun erhob sich laut der Jubelruf:

„Flensburg ist frei! Ganz Schleswig bis auf den Sundewitt ist frei!"

**Ende des dritten Bandes.**



Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

# Up ewig ungedeelt!

## Schleswig-Holstein
## 1848—1864.

---

Roman
aus der
jüngsten Geschichte der Herzogthümer

von

**Stanislaus Graf Grabowski.**

Vierter Band.

---

Berlin.
Verlag von Th. Lemke,
Sebastian-Straße 19.

## Erstes Kapitel.

Wir müssen unsere Leser bitten, uns noch einmal in die Vergangenheit zurück zu folgen.

In jener Nacht, als die Kammerfrau Johanna, von Gebissensbissen gefoltert, von dem Krankenbette Kapitain Westergaards forteilte, um sich selbst und ihre Herrin des Mordes an dem Kammerherrn von Stjernborg zu bezichtigen, hatte auch die Letztere, wie gewöhnlich, in ihrem Zimmer keine Ruhe gefunden. Noch nie hatte sich ihr die Gefahr, die sie lief, in so düsteren Farben dargestellt wie in dieser Nacht; eine Ahnung schien ihr zu sagen, daß sie ihr ganz nahe sei. Jedes zufällige Geräusch im Hause oder auf der Straße erschreckte sie und ließ die sonst so muthige Frau wie Espenlaub zittern. Sie hatte nicht einmal gewagt, sich auszukleiden und niederzulegen, denn unaufhörlich drängte sich ihr der Gedanke auf, welchen Weg der Flucht sie wohl einschlagen solle, wenn dieselbe nothwendig würde.

Diese mehr als gewöhnliche Gemüthsaufregung Ida's erklärt sich leicht dadurch, daß der Anblick des todtkranken Westergaard doch nicht verfehlt hatte, in ihr ähnliche Empfindungen der Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit Gottes wie in der Kammerfrau zu erwecken, und daß sich ihr die Befürchtung aufdrängte, der Kapitain könne, wenn er das

Bewußtsein wieder erhalte und seinen Tod zweifellos vor Augen habe, sein beladenes Gewissen durch eine offene Beichte erleichtern. Auch war ihr Johanna's Wesen immer verdächtiger geworden; es lag Etwas in den Mienen des Mädchens, das den inneren Seelenkampf nur zu deutlich verrieth.

Je klarer sie sich dies machte, desto dringender wurde ihr Verdacht, desto größer ihre Furcht.

„Ein Verbrechen," sagte sie zu sich selbst, und sie schauderte bei diesem Worte, — „darf keine Mitwisser haben; man muß sich ihrer um jeden Preis entledigen. Diese Nacht ist entsetzlich, — ich trage jetzt die Strafe für meine Unvorsichtigkeit, — mein Gott, ich trage sie schon seit Jahren! — Es ist feige von mir, daß ich, nachdem ich den ersten Schritt gethan habe, vor dem zweiten zurückschrecke. Der Boden weicht unter meinen Füßen, ich muß über die Kluft hinüber, ehe sie sich vor mir öffnet und mich verschlingt!"

Dabei spielte sie absichtslos mit einem kleinen goldenen Medaillon, das sie an einer feinen Schnur versteckt um den Hals trug. Es enthielt ein scharfes Gift, das sie sich schon vor längerer Zeit zu verschaffen gewußt hatte, um es im Nothfalle für sich selbst zu gebrauchen, denn es lebte doch noch soviel Stolz und Trotz in ihr, daß sie sich lieber selbst das Leben genommen als das Schaffot bestiegen oder sich gar in ein Zuchthaus hätte abführen lassen.

Ihr Blick heftete sich plötzlich fest auf dieses Medaillon; ihre Augen wurden noch starrer, ihre Stirn umwölkte sich noch mehr.

So verharrte sie eine ganze Weile im Nachdenken; zuweilen schüttelte es sie wie Fieberfrost.

„Es muß sein!" murmelte sie endlich dumpf vor sich hin. „Dieses Mädchen muß sterben — noch heute! — Und

Westergaard? — O Gott wird mir eine neue Sünde ersparen."

Wie vermochte diese Frau Gott anzurufen? Wie konnte sie es wagen, ihn durch einen solchen Wunsch zu lästern? — Ida befand sich aber in einer Geistesverwirrung, die sie gar nicht einmal daran denken ließ.

Nach einer Pause erhob sie sich, und ihre Mienen drückten kalte Entschlossenheit aus. Sie nahm das Medaillon von ihrem Halse und behielt es in der Hand. Ohne ein Licht zu nehmen, verließ sie ihr Zimmer und begab sich leisen Trittes nach dem, in welchem Westergaard ruhte und Johanna wachen sollte. Sie öffnete vorsichtig die unverschlossene Thür.

Beinahe hätte sie einen lauten Ruf der Bestürzung ausgestoßen, als sie bemerkte, daß Johanna ihren Posten verlassen habe. Sofort durchzuckte sie der Gedanke, das Mädchen sei gar nicht mehr im Hause, sondern auf dem Wege, sie zu verrathen; die Furcht machte diese Vermuthung zur Gewißheit, und es kam ihr vor, als rufe ihr eine warnende Stimme zu:

„Fliehe, so lange es noch Zeit ist!"

Aber trotz ihrer Erregung war Ida doch nicht so unbesonnen, sich durch einen solchen auffälligen Schritt vor der Zeit verdächtig zu machen; nach kurzer Ueberlegung beschloß sie daher, Alles für ihre Flucht vorzubereiten, dieselbe aber erst anzutreten, wenn die Gefahr augenscheinlich im Anzuge sei. Während sie noch eine kleine Weile vergebens auf Johanna's Rückkehr wartete, trat sie an das Bett Westergaards, der sich noch immer mit schmerzentstelltem Gesichte unruhig bewegte, und beobachtete ihn.

Mitleid war es gewiß nicht, was sie dazu trieb, auch nicht Schmerz, von dem Manne, dem sie vor der Welt angehörte, vielleicht bald scheiden zu sollen, denn ihr Blick

war kalt und höhnisch; sie wünschte nur die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er seinen Leiden bald erliegen werde.

„Er wird, er muß sterben, der Tod steht schon auf seiner Stirn geschrieben," flüsterte sie triumphirend vor sich hin; — „er wird mein Geheimniß mit sich in das Grab nehmen, — ich habe hier Nichts mehr zu thun."

Ebenso leise, wie sie gekommen war, verließ sie wieder die Stube und kehrte in die ihrige zurück. Dort packte sie in Eile zusammen, was sie an baarem Gelde und kostbaren Schmucksachen besaß, und legte es in eine kleine Cassette. Dann kleidete sie sich so einfach wie möglich, aber doch bequem für eine Reise, und als sie mit diesen Vorbereitungen zu Ende war, trat sie an das Fenster, aus dem sie die Straße weit hinauf beobachten konnte, und entwarf in Gedanken den Plan zu ihrer Flucht.

„Soll ich dennoch bleiben," fragte sie sich einmal halblaut, — „und mit Entrüstung jede Anklage zurückweisen, das Mädchen für wahnsinnig erklären? — Nein, Westergaard würde mich verrathen, — es könnte ihm eine willkommene Gelegenheit sein, sich in den Besitz eines Theiles meines Vermögens zu setzen, und überdies wird man nicht unterlassen, Stjernborgs Leiche zu öffnen; ich habe einmal gehört, daß sich das Gift noch nach langen Jahren in einem todten Körper auffinden lassen soll. Ich opfere viel, ein fürstliches Vermögen, aber es wiegt nicht so schwer als Schande oder Tod. Für meine Bedürfnisse wird dies hier mehr als genügen."

Sie legte dabei die Hand, die zitterte, ohne daß sie es fühlte, auf die Cassette.

Der Tag begann eben zu grauen, als sie mehrere Leute die Straße, die gerade auf ihr Haus zuführte, entlang kommen sah; sie unterschied sogar die Uniform von Polizeibeamten.

„Es ist geschehen, -- sie kommen, mich in das Gefängniß zu führen," ging über ihre bebenden Lippen, und sie trat rasch vom Fenster, an dem man sie übrigens nicht hätte bemerken können, da sie die Lichte im Zimmer ausgelöscht hatte, zurück.

Einen Augenblick schien es, als ob die Kraft, ihren Vorsatz auszuführen, gebrochen sei. Sie stand unbeweglich still, der Kopf sank auf die Brust, die sich wogend hob, und die Arme schlaff am Leibe nieder. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen.

Diese Schwäche dauerte aber nur einige Sekunden; sie raffte sich gewaltsam aus ihr empor, und auf einmal erschien sie ganz verändert. Ihre Augen flammten hell auf, und die Lippen preßten sich fest aufeinander; eine verzweifelte Entschlossenheit war im Angesichte der Gefahr über sie gekommen.

Schnell wie der Gedanke nahm sie die Cassette und verbarg sie unter ihrem Mantel, und dann eilte sie, jedes Geräusch, das die Hausbewohner hätte erwecken können, vermeidend, durch den Corridor, eine auf den Hof führende Treppe hinunter, durch den kleinen Garten, der sich an denselben anschloß, und war im Freien. In diesem friedlichen Orte blieben des Nachts gewöhnlich alle Thüren unverschlossen.

Unmittelbar hinter dem Gärtchen lag ein mit Weinstöcken bepflanzter Hügel, und von diesem erhob sich der Boden allmälig zu bedeutenderen Höhen, die dicht mit Laubholz bestanden waren. Wer das Tageslicht und die Menschen scheute, konnte keinen besseren Versteck finden, als es in diesem Walde ihrer in Menge gab. Er war wohl an zwei Meilen breit und wurde dann von einer Straße begrenzt, die gerade der Landesgrenze zuführte.

Diesen Weg hatte Ida sich zu ihrer Flucht ausersehen

denn er führte sie am schnellsten außer Landes, und wenn sie auch wußte, daß bei einer so schweren Anschuldigung Requisitionen an die Behörden des Auslandes erlassen würden, auf den Verbrecher zu vigiliren und ihn betreffenden Falles zu verhaften, so vermuthete sie doch ganz richtig, dies werde längere Zeit in Anspruch nehmen, und bis dahin gedachte sie sich schon aus dem Bereiche der ihr nachstellenden Gerichte zu bringen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen und dichte Nebelwolken lagen auf der Erde; dies konnte die Verfolgung nur erschweren, während es ihr andererseits die größte Vorsicht auferlegte, um sich nicht zu verirren. Sie war aber jetzt wieder ganz die Frau geworden, die sich früher durch Geistesgegenwart und Energie ausgezeichnet hatte; beide Eigenschaften schienen in diesem Augenblicke sogar den höchsten Grad erreicht zu haben.

Bald war sie im Walde und eilte, ohne sich umzublicken, auf den ungebahnten Wegen fort, die nur durch die Spuren der Holzfuhrwerke auf dem weichen Moose bezeichnet wurden.

Man hätte nicht glauben sollen, daß diese Frau, die in ihrem ganzen Leben nicht an körperliche Anstrengungen gewöhnt worden war, einen beschwerlichen Weg von so langer Dauer zurückzulegen im Stande sein könne, ohne zu ermüden, aber bei ihr zeigte sich keine Spur davon; die geistige Kraft und die innere Erregung hielten sie aufrecht. Sie rastete keinen Augenblick und verlangte nicht nach Speise und Trank, obgleich sie im Walde auf kleinen Lichtungen mehrere Male Häuser, in denen wohl Förster oder Holzfäller wohnten, erblickte. Jedesmal machte sie dann einen weiten Umweg, denn es lag ihr vor Allem daran, von keinem Menschen gesehen zu werden, damit die ihr zweifel-

los nachgeschickten Polizeibeamten nicht auf ihre Spur geleitet würden.

So viele Hindernisse sich ihr auch in dem dichtverwachsenen Gestrüppe entgegenstellten, überwand sie dieselben doch mit Muth und Geschicklichkeit und hatte schon um die Mittagszeit die große Straße erreicht, welche am jenseitigen Waldrande vorüberführte. Sie betrat dieselbe indessen vorsichtigerweise nicht, sondern setzte ihren Weg im Walde in derselben Richtung und in kurzer Entfernung von ihr fort.

Ehe die Sonne noch unterging, hatte sie die Grenze an einer Stelle, die nicht bewacht wurde, passirt, und da sie sich nun vorläufig für sicher hielt, begab sie sich auf die große Straße.

In kurzer Entfernung vor ihr lag ein ansehnliches Dorf, und sie schritt gerade darauf zu. Um diese Zeit begann es schon zu dunkeln.

Ida fragte ein ihr begegnendes Bauermädchen, das sie groß anstarrte, denn trotz seiner Einfachheit imponirte ihr doch der städtische Anzug der Fremden, ob sich in dem Orte eine Poststation befinde.

Die Frage wurde verneint.

„Aber es wird doch hier irgend ein Fuhrwerk, das mich nach der nächsten bringt, für gute Bezahlung zu bekommen sein?“ fragte Ida weiter.

Das Mädchen bezeichnete das Gehöft eines Bauern, der solche Fuhrwerke stelle.

Dem Benehmen des Mädchens nach zu schließen, waren die Leute hier einfältig und gutmüthig. Ida befand daher für gut, eine stolze und entschlossene Miene anzunehmen, und beschloß, sich nicht auf etwa an sie gerichtete Fragen einzulassen; unter anderen Umständen würde sie ebenso leicht ein glaubhaftes Mährchen erfunden haben, um die Herzen der Leute zu rühren.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Sie fand den Bauern, der das Fuhrwerk haben sollte, und seine Familie gerade so, wie sie sich dieselben vorgestellt hatte. Bei ihrem Eintritte in die Stube, wo sie gerade um einen großen Tisch versammelt waren und zu Abend speisten, erhob sich kein Mensch, aber Alle starrten sie mit Mienen, in denen sich die höchste, stupide Verwunderung ausdrückte, an.

Ida grüßte kalt und vornehm und fragte kurz, ob sie sogleich Wagen und Pferde nach der nächsten Stadt erhalten könne.

Der alte Bauer schien sich eine Weile zu besinnen, dann schüttelte er bedächtig den Kopf.

„'S ist bald Nacht," sagte er in seinem süddeutschen Dialekte, der Ida nur schwer verständlich wurde, — „und X— liegt fünf Wegstunden von hier entfernt; — der Knecht könnte vor morgen nicht wieder zurück sein.

X— war die nächste Stadt, in der sich die Poststation befand.

„Das thut Nichts," erwiderte sie kurz und befehlshaberisch, — „ich werde Euch bezahlen, was Ihr verlangt, denn ich habe die größte Eile."

„Von woher kommt Ihr denn zu so später Stunde?" fragte der Alte neugierig, und die Blicke der Uebrigen schienen dieselbe Frage an sie zu richten.

„Was kann Euch das kümmern? Laßt anspannen?"

Ida sprach das Deutsche vollkommen fertig, wie es in Dänemark überhaupt von den gebildeten Ständen vielfach gebraucht wird.

Der Bauer musterte sie mit etwas mißtrauischen Blicken vom Kopf bis zu Füßen. Ihr einfacher Anzug mochte ihm wohl keinen allzuhohen Begriff von ihrer Zahlungsfähigkeit einflößen, denn, abermals den Kopf schüttelnd, sagte er sehr bestimmt:

„Es geht nicht. Wenn Ihr fünf Gulden zahlen wollt, so will ich Euch morgen nach X— schicken. Ihr könnt die Nacht im Kruge, der nur hundert Schritte weiter aufwärts im Dorfe liegt, Quartier finden.“

Diese Weigerung war Ida sehr fatal; sie wußte, daß jede Minute für sie kostbar sei, besonders in so großer Nähe der Grenze. Aber sie faßte sich schnell wieder. Rasch an den Tisch tretend, warf sie zwei Goldstücke auf denselben vor den erstaunten Bauer hin und fragte in gebieterischem Tone:

„Wollt Ihr mich für diesen Preis noch heute nach X— fahren? Wenn Ihr es nicht könnt, so wird sich zweifellos ein Anderer dazu bereit finden.“

Die ganze Familie war durch den Anblick des Goldes in Aufruhr gekommen, und die Augen des Alten, auf dessen Gesichte sich die Habgier nur zu deutlich malte, flogen von dem Gelde auf die Person der freigebigen Dame und wieder zurück.

„Entscheidet Euch kurz, ich habe keine Zeit zu verlieren,“ drängte Ida. „Ein Verwandter von mir liegt in X— auf dem Sterbebette, und ich muß ihn durchaus sprechen, ehe er die Augen für immer schließt.“

„Ja, wenn es Das ist!“ meinte der Bauer, sich langsam erhebend. „Wartet einmal, ich selbst werde Euch fahren. Hans, spanne schnell die beiden Schecken an den blaugestrichenen Wagen. Aber ich habe nur offenes Fuhrwerk, liebe Dame, und die Nächte sind jetzt schon kühl.“

„Ich bin warm angekleidet. Sorgt nicht um mich und beeilt Euch.“

Der Knecht Hans war schon eiligst hinausgegangen, denn er hoffte auf ein Trinkgeld von der reichen Dame. Die Bauerfrau, die über das ganze Gesicht lächelte, lud

dieselbe ein, sich, bis der Wagen angespannt sei, an den Tisch zu setzen und einige Speise zu sich zu nehmen.

Ida nahm das Anerbieten gern an, denn sie hatte am Tage noch nicht das Mindeste genossen. Die Leute, deren Neugierde sie im höchsten Grade erregt hatte, stellten hundert Fragen in Bezug auf ihre Persönlichkeit und den Zweck ihrer Reise an sie, aber sie beantwortete dieselben entweder gar nicht oder gab ihnen falsche Auskunft.

Endlich kam Hans zurück, meldete, daß das Fuhrwerk bereit stehe, und erhielt, wie er erwartet hatte, sein Trinkgeld. Inzwischen hatte sich auch der alte Bauer zu der Reise angekleidet, und bald fuhr die Flüchtige auf einem offenem Landfuhrwerke, das mit zwei raschen Pferden bespannt war, der Stadt X— zu. Sie erreichte dieselbe noch in der Nacht, denn sie hatte den alten Bauer zur Eile anzutreiben gewußt.

In X— nahm sie Extrapost, nachdem sie ihren Fuhrmann verabschiedet hatte, und nun ging es von Station zu Station schnell der Eisenbahn und auf dieser der französischen Grenze zu. Die Reisende ließ sich nur wenig Zeit zur Erholung, sie fühlte auch kein Bedürfniß danach. Nur einmal blieb sie einige Stunden in einer größeren Stadt, um sich mit den nöthigsten Effekten zu versehen, da es doch wohl auffällig erscheinen mußte, wenn eine Dame ohne solche die Grenze passirte; mit einem Passe, der allerdings auf ihren wirklichen Namen lautete, war sie versehen.

Es ist schwer zu schildern, welcher Art die Gefühle der flüchtigen Verbrecherin auf dieser Reise waren. Vorherrschend blieb jedenfalls die Furcht, eingeholt und arretirt zu werden, denn ganz sicher glaubte sie sich erst in dem Gewühle der großen Weltstadt Paris, die sie sich zum vorläufigen Reiseziel gewählt hatte. Andererseits wechselte in ihr die Freude, der sie schon so nahe bedrohenden Gefahr

glücklich entgangen zu sein, mit der Sorge um ihre nächste Zukunft ab.

Ida wußte wohl, daß sie selbst in Paris nicht wagen dürfe, in der großen Welt und unter ihrem wirklichen Namen aufzutreten, denn die kaiserliche Polizei hat scharfe Augen und es ließ sich nicht daran zweifeln, daß sie schon in nächster Zeit von dem begangenen Verbrechen und über die Person Derer, die es verübt hatte, benachrichtigt sein würde. Ida mußte also, wie sie ihrem Vermögen entsagt hatte, auch Stand und Namen opfern und in der Verborgenheit leben, was weder ihrem Stolze noch ihrem Geschmacke zusagen konnte; beide durften indessen nicht in Betracht kommen, wo es sich für sie um so Viel handelte.

Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen, wenn sie, während der Reise ihren Gedanken überlassen, — denn sie vermied jede Unterhaltung mit der übrigen Reisegesellschaft und wurde von dieser für eine trauernde Unglückliche angesehen — bedachte, in welche drückende, von ihrer früheren so verschiedenen Lage sie Leichtsinn und Verbrechen geführt hätten, aber bald hob sie dann wieder, sich gewaltsam zwingend, das Haupt, und in bitterem, verzweifelnden Trotze sagte sie zu sich selbst:

„Es ist meiner nicht würdig, schwach zu sein. Das Glück hat mich noch nicht verlassen, ich will es auch nicht freiwillig aufgeben; es wird mir noch einmal wieder lächeln.“

Eine Weile hatte sie daran gedacht, sich in einem Seehafen der französischen Westküste nach Amerika, dem Zufluchtsort der meisten Verbrecher, einzuschiffen, aber theils fürchtete sie die anstrengende Seereise, theils hatte sie immer eine Abneigung vor dem amerikanischen Leben gehabt; wenn die Verfolgung ernstlich betrieben wurde, ließ sich auch annehmen, daß man sie eher dort als in Paris suchen würde, wo es

einer einzelnen Person ja so leicht werden kann, sich unter der großen Menge zu verstecken.

An der Grenze legte man ihr keine Schwierigkeiten, wie sie heimlich besorgt hatte, in den Weg; die Behörden in dem kleinem Badeorte waren zu ungewandt und nachlässig gewesen, um der Verbrecherin alle Wege durch den Telegraphen zu verlegen; sie warteten erst auf höhere Instruktionen, zumal es sich um eine so vornehme Dame handelte.

Ida athmete leichter auf, als sie sich auf französischem Boden befand. Unangefochten erreichte sie Paris.

Mit welcher Sorgfalt auch die kaiserliche Polizei den Fremdenverkehr überwachen mag, — sie hat darin einen großen Ruf —, so wird derselben doch manches Individuum von unverdächtigem Aeußeren und nicht auffälliger Lebensweise entgehen können, besonders eine Frau. Ida sprach obenein vortrefflich Französisch und konnte für eine Provinzialin gelten.

In dem bescheidenen Gasthause, in dem sie unter falschem Namen abgestiegen war, hielt sie sich nur wenige Stunden auf und benutzte dieselben, sich in einem abgelegenen Stadttheile eine kleine Wohnung zu miethen. Dort gab sie sich für die erst vor Kurzem verwittwete Frau eines Handwerkers aus der Provinz aus, und da sie jede Rolle gut und sicher zu spielen verstand, fand sie Mitleid und Theilnahme, die bei ihren Wirthsleuten noch stiegen, als dieselben ihr zurückgezogenes Leben beobachteten und ihren Klagen und Thränen Glauben schenkten. Einige Zeit später wußte sie geschickt ein Mährchen zu ersinnen, auf welche Weise ihre Legitimationspapiere ihr abhanden gekommen seien, und auf die Bürgschaft dieser Leute erhielt sie von der Polizei andere unter dem Namen einer Madame Legrange.

Ida hatte bei dieser Täuschung sehr schlau operirt und konnte sich nun für ganz gesichert halten, so lange nicht ein

kaum denkbarer unglücklicher Zufall andere Aufklärungen über ihre Person gab.

Daß sie noch eine ansehnliche Geldsumme und Diamanten von hohem Werthe besaß, hatte sie natürlich verschwiegen; sie behauptete, von einem geringen Kapitale zu leben, das ihr verstorbener Mann für sie hinterlassen habe.

Es hatte wirklich in ihrer Absicht gelegen, sich vorläufig ganz zurückgezogen zu halten, bis sich ihr neue Aussichten eröffnen würden, und um die angenommene Rolle getreu durchzuführen, hatte sie sich sogar verstanden, für Geld zu arbeiten. Sie war nicht unerfahren in feinen Stickereien, obgleich sie sich seit ihrer Jugend nicht mehr damit beschäftigt hatte, und sie nahm jetzt wieder dazu ihre Zuflucht. Nicht die Noth trieb sie dazu an, nur die Absicht, in den Augen ihrer Wirthsleute und der übrigen Hausgenossen ganz unverdächtig zu erscheinen.

Aber die Frau, die so lange im Ueberflusse und Müßiggange gelebt, die von einer Lust, welche das Leben bot, zur anderen geflogen war, wurde dieses Lebens bald überdrüssig; mit der Zeit überkam sie auch das Gefühl der Sicherheit immer mehr, und sie sehnte sich aus dieser traurigen Einsamkeit wieder in das Leben hinaus. Dazu kam, daß die vorwurfsvolle Erinnerung sie verfolgte und übertäubt zu werden verlangte.

Unter irgend einem Vorwande verließ Ida ihre Wirthe, die sie liebgewonnen hatten, sie aber genirten, und miethete sich eine andere Wohnung. Sie galt hier wieder für eine Wittwe, Madame Legrange, aber nicht mehr für so arm und unglücklich wie bisher; sie hatte soviel Vermögen, daß sie nicht mehr zu arbeiten brauchte, dafür lebte sie höchst ungenirt und machte alle öffentlichen Vergnügungen, an denen Paris so überreich ist, mit. Da sie nicht daran denken

durfte, in der höheren Gesellschaft aufzutreten, hielt sie sich an die Demi-monde.

Nachdem sie diesen Weg einmal betreten hatte, ging sie rasch auf ihm abwärts. Es ist eine alte Erfahrung, daß eine Frau viel schneller sinkt als ein Mann, wenn sie einmal von der ihr vorgezeichneten Bahn abgewichen ist. Ida war schon längst Verbrecherin, aber sie hatte doch wenigstens noch den äußeren Schein, ihren Stolz bewahrt. Jetzt opferte sie auch den letzteren; die ihr angeborene und eine Zeit lang bezwungene Leidenschaftlichkeit trat wieder ganz in ihre Rechte.

Während des kurzen geordneten Lebens in Paris hatte sie sich körperlich vollkommen wieder erholt. Sie war um diese Zeit fünfunddreißig Jahre alt und immer noch schön; sie verstand Toilette zu machen und war lebhaft und geistreich. Sie konnte also immer noch gefallen, und sie gedachte, daraus Vortheil zu ziehen.

Auf einem der öffentlichen Bälle, die sie jetzt selten versäumte, lernte sie einen jungen Mann von guter Familie und Vermögen kennen, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, letzteres und seine Jugendkraft zu vergeuden. Kurze Zeit darauf war Madame Legrange seine Geliebte, die vor einer der Barrieren ein hübsches, mitten im Garten liegendes Häuschen von der luxuriösesten Ausstattung bewohnte und den nächsten Sommer mit ihm in ein Bad reiste, wo sie durch ihr elegantes Auftreten Aufsehen erregte.

Der junge Mann war wirklich in sie verliebt und ruinirte sich ihrethalben, ohne daß sie sich gerade auf seine Kosten bereichert hätte, denn beide trieben die sinnloseste Verschwendung. In das kalte, ausgebrannte Herz Ida's war natürlich die Liebe zu ihm nie gedrungen, und als er ihr verzweifelnd die Verlegenheit, in die er gerathen, gestand und sie anflehte, von dem Reste seines Vermögens in

stiller Zurückgezogenheit mit ihm zu leben, verließ sie ihn und folgte einem reichen Russen, der ihr schon längst den Hof gemacht hatte, nach Paris zurück.

Der Unglückliche erschoß sich.

Mit dem Russen lebte die vollständig gefallene Frau eine Zeit lang in Saus und Braus, bis er ihrer überdrüssig wurde und in sein Vaterland abreiste. Dann folgten noch ein Paar andere ähnliche Verhältnisse schnell aufeinander, die alle denselben Ausgang nahmen; Ida vermochte nicht mehr, dauernd zu fesseln, wie es wohl hin und wieder in ihrer Absicht lag, denn sie hielt Kapitain Westergaard, von dem sie nie wieder Etwas gehört hatte, für todt. Uebrigens spekulirte sie, ganz ihrem leichtfertigen Charakter gemäß, nie auf das Vermögen ihrer Anbeter, sondern verausgabte bei dem wilden Leben, durch das sie im fortwährenden Rausche der Leidenschaft taumelte, auch das eigene.

So sah sie sich denn nach Verlauf einiger Jahre eines Tages verlassen und von materieller Noth bedrängt. Erst da gingen ihr die Augen auf.

Von der stolzen, schönen und reichen Gräfin Ida Makkenna war Nichts übrig geblieben als ihr Verbrechen und ein schwacher Rest von Schönheit, jetzt ihre einzige Stütze. Von da ab sank sie immer tiefer.

---

## Zweites Kapitel.

Flensburg war von der Dänenherrschaft befreit, und General de Meza hatte mit der Armee die Düppeler Schanzen erreicht. Nur ein kleiner Theil derselben, hauptsächlich

aus der Kavallerie bestehend, war unter Befehl des Generallieutenants von Hegermann-Lindencrone nach Jütland hinaufgezogen, und ihm hatte sich die Besatzung der Festung Friedrichsstadt, die schon am 5. Februar hatte geräumt werden müssen, angeschlossen.

Die Nachricht von der Aufgabe der Danewirke hatte in Kopenhagen die wildeste Aufregung verursacht; nach allen von General de Meza gegebenen Versicherungen und bei der blinden, übermüthigen Zuversicht, welche man auf diese feste Stellung, die dem Lande ungeheure Summen gekostet, gesetzt hatte, konnte es nicht fehlen, daß das Volk empört war und laut das Wort „Verrath!" ausrief. Die Wuth kehrte sich sowohl gegen den König als gegen General de Meza.

Der Letztere mußte, um dem Drängen des Volkes Genüge zu thun, sofort von seinem Kommando abberufen werden und sollte unter Anklage gestellt werden; an seiner Stelle übernahm General von Lüttichau den Befehl über die Armee in den Düppeler Schanzen, die übrigens nicht einmal vollständig armirt waren, da man sich ganz auf die Danewirke verlassen hatte.

Dennoch kam es in der dänischen Hauptstadt zu Excessen des Pöbels, welche selbst die Königin und die Prinzen berührten, als sie am 7. aus der Kirche zurückkehrten. Besonders wild ging es in der Amalienstraße her, wo Militair einschreiten mußte, nachdem mehrere Polizeibeamte verwundet worden waren.

Was die Gräfin Danner anbetrifft, so hatte sie die Hauptstadt gleich nach dem Tode des alten Königs, der in ihren Armen gestorben war, verlassen; man wußte nicht, wohin sie sich einstweilen begeben habe. Später tauchte sie wieder mit einem ungeheuren Vermögen auf, und es scheint, daß sie ihre Tage in Ruhe wird beschließen können. —

Die Verbündeten hätten vielleicht große Erfolge erringen können, wenn sie der dänischen Armee auf dem Fuße gefolgt wären, aber die Truppen waren zu erschöpft dazu, es fehlte ihnen an der nöthigen Verpflegung, und Wetter und Wege bereiteten die größten Hindernisse für das Vorrücken. Sie blieben also einstweilen noch in Flensburg und den nahen Dörfern im Kantonnement liegen.

Fritz Staffelt war in die Stadt selbst einquartiert worden. Als er einmarschirte, kam ihm schon Lorenzen entgegen, und Beide umarmten sich herzlich. Sie bezogen zusammen eine Wohnung.

Sein nächster Gang, nachdem er sich mit seinem Schwager ausgesprochen und sich von ihm verabschiedet hatte, war nach dem Gäßchen am Hafen, in dem das ehemals dem Fischer Hansen gehörige kleine Haus stand.

Fritz war in der Erinnerung an Anna Hansen recht wehmüthig bewegt gewesen, als er Flensburg nach so langer Zeit wieder betreten hatte, und er wurde es noch mehr, als er vor ihrem Hause stand.

Es sah noch ebenso aus wie damals, aber es hatte jetzt andere Bewohner. Er ging hinein und ließ sich in die Stube führen, in der er mit dem Mädchen so manche trauliche Stunde zugebracht hatte. Eine Thräne drängte sich ihm unwillkürlich in das Auge, und er schämte sich ihrer nicht, obgleich ihn die fremden Leute darüber verwundert anblickten.

Schon früher, als er einmal auf Urlaub in Schleswig anwesend war, hatte er auf dem Kirchhofe des Dorfes Ober-Stolk das Grab Anna Hansens gesucht, aber Niemand hatte es ihm nachweisen können; man kannte nicht einmal mehr das Mädchen, das damals im Orte fremd gewesen war. Nirgends fand sich ein Kreuz oder ein Stein

mit ihrem Namen; es war sogar zweifelhaft, ob sie überhaupt beerdigt oder ihr Körper von den Flammen verzehrt worden sei.

Sehr trübe gestimmt kehrte Fritz wieder zurück. —

Um diese Zeit traf auch der für das Herzogthum Schleswig ernannte preußische Civilkommissarius, Herr von Zedlitz, in Flensburg ein und erließ sogleich eine Bekanntmachung, in der er die bisherigen Beamten aufforderte, auf ihren Posten zu bleiben, sich aber der Autorität des Oberbefehlshabers der Armee und seiner eigenen zu unterwerfen, und alle politischen Vereine und Demonstrationen zu Gunsten Herzogs Friedrich VIII. verbot.

Als österreichischer Civilkommissarius langte bald darauf Graf Revertera an.

Die Deutschen in Flensburg hatten schon vorher bei dem Feldmarschall um die Entlassung der mißliebigen und, wie sie behaupteten, gefährlichen dänischen Beamten nachgesucht, aber keine genügende Antwort erhalten; sie wandten sich jetzt mit derselben Forderung an die Commissarien Preußens und Oesterreichs, erlangten aber hier auch nicht, was sie wünschten und wohl mit Recht fordern konnten; nur wenige, gar zu arg kompromittirte Beamte mußten ihre Posten aufgeben, die Uebrigen fuhren fort, im dänischen Interesse zu intriguiren, bis sie erst in viel späterer Zeit massenhaft entlassen wurden, nachdem die Civilkomissarien sich von ihrer Unwürdigkeit überzeugt hatten.

In den nächsten Tagen fanden einige Rekognoscirungen der Preußen gegen die Düppeler Schanzen statt; sie erwiesen, daß die Dänen diese Stellung mit großer Eile und viel Umsicht verstärkten; es ließ sich also voraussehen, daß hier heiße Kämpfe zu bestehen sein würden.

Diese Aufgabe, die Eroberung der Düppeler Schanzen,

fiel dem preußischen Armeekorps zu, während die Oesterreicher und die Gardedivision in Jütland einrücken sollten, das man einmal als Pfand für die von Dänemark aufgebrachten Schiffe und dann aus dem Grunde occupiren wollte, weil von hier aus stets eine Verbindung mit dem Sundewitt und der Insel Alsen stattfinden konnte.

Inzwischen hatten sich unter den deutschen Regierungen wieder neue Streitigkeiten entwickelt. In Hamburg war nämlich zur Verstärkung der Armee die preußische Infanteriebrigade von Raven eingerückt, und der Feldmarschall von Wrangel theilte ohne Weiteres dem Befehlshaber der in Holstein kantonnirenden Bundestruppen mit, daß diese Brigade Altona, Kiel und Neumünster besetzen müsse, um die Etappenstraßen für die alliirte Armee festzuhalten. Dagegen, als Eingriff in die Rechte des deutschen Bundes von Seiten der beiden Großmächte, protestirte sowohl General von Hake als die beiden Bundeskommissarien.

Dennoch rückten am 12. Februar die Preußen in Altona ein, wurden aber übel empfangen. Die hannöverschen Truppen, welche die Hauptwache besetzt hielten, wurden von ihnen aufgefordert, dieselbe an sie zu übergeben, weigerten sich dessen aber entschieden, und beide Theile standen sich eine Weile feindlich gegenüber. Die städtischen Behörden von Altona verweigerten sogar den Preußen das Quartier. Nach vielem Hin- und Herreden und Telegraphiren an die Bundesversammlung blieben die Preußen endlich doch vorläufig in Holstein stehen; damit hatte das Vertrauen der Herzogthümer in die beiden Großmächte, die so gewaltsam auftraten, aber wieder einen harten Stoß erhalten.

Oesterreich und Preußen verlangten durch ihre Gesandten beim Bunde noch mehr; indem sie sich nämlich darauf beriefen, daß Dänemark die Aufbringung aller deutschen Schiffe — nicht blos der österreichischen und preußischen —

angeordnet habe, hielten sie es für angemessen, daß der Bund ebenfalls feindlich gegen Dänemark einschreite und daß demzufolge die Verwaltung beider Herzogthümer, sowie der Oberbefehl über sämmtliche Truppen in eine Hand übergehe. Sie beantragten also:

1) „Hohe Bundesversammlung wolle sich damit einverstanden erklären, daß nunmehr der Oberbefehl über die in Holstein aufgestellten Execkutionstruppen an den Oberbefehlshaber der vereinigten österreichisch-preußischen Streitkräfte übergehe, —

2) hiervon seien die Regierungen von Sachsen und Hannover mit dem Ersuchen um Ertheilung der geeigneten Weisungen an ihre Militairbefehlshaber durch ihre Herren Gesandten in Kenntniß zu setzen, —

3) die hohe Bundesversammlung wolle die Bestellung zweier weiteren Civilkommissaire für Holstein durch Oesterreich und Preußen genehmigen und der Anzeige über die Ernennung derselben entgegensehen.“

Dagegen protestirten denn in der Sitzung vom 3. März Baiern, Sachsen und die meisten anderen Kleinstaaten.

Während dieser Zerwürfnisse in Deutschland sprach sich das schleswig-holsteinische Volk wiederholt für seinen Herzog aus, und von allen Seiten und Behörden gingen demselben Huldigungs-Adressen und Deputationen zu. Die Commissarien des Bundes in Holstein machten dagegen keine Einwendungen, die für Oesterreich und Preußen im Herzogthum Schleswig richteten mit ihren Verboten nicht viel aus. Auch an den König von Preußen wurde eine schleswigsche Deputation geschickt, welche um Schützung der Rechte des Landes und seines rechtmäßigen Herzogs bat; der König versprach dem Lande diesen Schutz, gab aber in Bezug auf den Herzog keine bestimmte Zusicherung, da es

Sache des deutschen Bundes sei, das Erbfolgerecht zu prüfen und festzustellen.

Die fremden Mächte, besonders England, unterhandelten durch Noten noch immer zu Gunsten Dänemarks; diese Noten wurden sogar drohend, aber die deutschen Großmächte ließen sich dadurch nicht einschüchtern.

Die preußische Gardedivision war vorläufig in den Sundewitt eingerückt, hatte gegen die Düppeler Schanzen rekognoscirt und am 11. Februar ein unbedeutendes Gefecht mit den Dänen gehabt. An ihre Stelle sollte jetzt das Corps des Prinzen treten, der sein Hauptquartier in dem Städtchen Gravenstein nahm.

Die Oesterreicher begannen, nachdem sie sich einige Tage geruht hatten, ihren Vormarsch nach Jütland. Am 17. Februar standen sie in der Gegend von Hadersleben, während die ihnen zugetheilte preußische Gardedivision die Avantgarde bildete und bis Christiansfelde vorgerückt war.

Bis dahin hatte man von den Dänen Nichts mehr gesehen, aber man wußte, daß sie sich in der Nähe der jütischen Grenze hielten. Zweifellos glaubten sie, daß dieselbe von den Alliirten nicht überschritten werden würde, denn England hatte sehr energisch davor gewarnt und ihnen das Recht dazu bestritten. —

Unsere Freunde hatten sich also wieder trennen müssen. Welffen war noch am Tage vor dem Ausmarsche der Oesterreicher aus seinem Kantonnementsquartiere in einem Dorfe bei Flensburg in die Stadt hineingekommen und hatte sich daselbst mit Fritz begrüßt.

Es handelte sich nun darum, welchem der beiden Corps, die ganz verschiedene Wege einschlugen, Lorenzen folgen solle, der ja in seinem Entschlusse ganz frei war. Jeder der beiden Anderen suchte ihn natürlich auf seine Seite zu ziehn, und der Entschluß war nicht leicht. Endlich entschied er

sich aber doch für das preußische Corps, weil es schien, als sei demselben die schwierigste Aufgabe zugefallen, deren Lösung die interessantesten Ereignisse versprach.

Vor der Trennung hatten übrigens alle Drei noch die Freude, Nachricht von den Ihrigen zu erhalten; die Briefe waren mit der Feldpost nach der Stadt Schleswig gegangen und ihnen von da nachgeschickt worden, so daß sie sich etwas verspätet hatten.

Clara schrieb ihrem Manne, wie sehr sie sich beunruhigt fühle, und beschwor ihn, sich nicht unnöthigerweise einer Gefahr auszusetzen, wozu er ja augenblicklich keine Verpflichtung habe. Sie befand sich außerdem ganz wohl und bat um seine Erlaubniß, sogleich nach Schleswig zu ihrem Vater abreisen zu dürfen, da sich ja doch nicht daran denken ließe, daß die Stadt nochmals die Leiden des Krieges zu tragen haben werde.

Dabei lag ein Briefchen Clara's an Welffen, den sie ihren Schwager zu besorgen bat. Der Inhalt blieb Welffens Geheimniß, wie sich von selbst verstand.

Auch Fritz hatte einen Brief von Eugenie erhalten; voll Ungeduld beklagte sie sich darüber, daß er ihr nicht öfter schreibe, nicht bedenkend, daß sich dies im Felde nicht immer so leicht thun lasse, und versicherte ihn, daß sie jedenfalls Emma nach Schleswig begleiten würde, wenn ihr Vater ihr nicht entschieden seine Erlaubniß dazu verweigert hätte.

Die Antwortschreiben gingen noch an demselben Tage ab. Lorenzen stellte es seiner Frau ganz frei, welchen Entschluß sie fassen wolle, aber er machte sie darauf aufmerksam, daß er wohl schwerlich so bald nach Schleswig zurückkehren werde, da er entschlossen sei, den Feldzug bis zu seinem Ende mitzumachen.

Fritz mußte zuerst aus dem kleinen Freundeskreise scheiden, denn sein Regiment erhielt den Befehl, nach Haders-

leben aufzubrechen. Der Abschied war ernst und wehmüthig, denn es ließ sich erwarten, daß beide getrennte Corps blutigen Kämpfen entgegengehen würden, da die Dänen, auf die thätige Unterstützung Englands und Schwedens, die sich ihrer in diplomatischen Noten so warm annahmen, rechnend, sich zum äußersten Widerstande rüsteten.

Bald darauf brach auch das Corps des Prinzen Friedrich Carl nach dem Sundewitt auf, um eine förmliche Belagerung der Düppeler Schanzen zu beginnen.

Diese Schanzen, die seit dem vorigen Kriege, in dem bereits um sie gekämpft worden, bedeutend verstärkt waren und an denen die Dänen noch eifrig nach ihrem jetzigen Rückzuge vom Danewirke arbeiteten, spielen eine so wichtige Rolle in dem diesjährigen Feldzuge, daß wir eine kurze Beschreibung derselben nicht umgehen können.

Der östliche Theil des Sundewitts, den der nur wenige Hundert Schritte breite Alsener Sund, eine Meerstraße, von der Insel Alsen trennt, ist eine kahle Sandfläche, durch die sich eine fortlaufende Reihe von Höhen bis zu siebzig Fuß über den Meeresspiegel erhebt; das Vorterrain gegen Westen hin ist ebenfalls hügelich, aber jene Höhen beherrschen es vollständig, und überdies kann es von den Kanonen der Kriegsschiffe, die in dem südlich gelegenen Wenning-Bond kreuzen, bestrichen werden.

Auf diesen Anhöhen waren nun die nach einem nördlich der von Flensburg nach Sonderburg führenden großen Straße liegenden Dorfe benannten Düppeler Schanzen derartig in zwei Linien erbaut worden, daß die zweite, östliche, die andere einsehen nnd mit ihren Geschützen beherrschen konnte. In der vordersten Linie lagen die Schanzen Nr. 2, 3, 5, 6 und 8, in der zweiten Nr. 1, 4, 7 und 9. Schanze Nr. 10 bildete den rechten Flügel nördlich am Alsensund oder der Alsener Föhrde.

Diese Schanzen waren theils ganz geschlossen, theils in der Kehle offene Werke, theils mit Mauerwerk versehen, theils blos aus Erde erbaut; sie hatten im Innern bombenfeste Blockhäuser und wurden unter einander durch Laufgräben, welche zur Vertheidigung durch Infanterie eingerichtet waren, verbunden. Ueberdies fanden sich vor ihrer Front alle im Festungskriege üblichen Hindernisse, als die sogenannten Wolfsgruben, Fußangeln, spanische Reiter, Pallisaden mit Schwerterklingen auf den Spitzen und endlich ein durch starke Pfähle gestütztes Drathgitter, — Hindernisse, welche sämmtlich erst weggeräumt werden mußten, bevor man beim Sturme an die Wälle gelangen konnte. Vier geschlossene Erdwerke waren erst in neuester Zeit davor zu beiden Seiten der Flensburg-Sonderburger Straße angelegt worden.

In der Verlängerung dieser letzteren Straße, an der unmittelbar noch die Düppeler Mühle befestigt war, führten drei Schiffbrücken über den Sund nach der Stadt Sonderburg auf der Insel Alsen, und vor ihnen lag ein Brückenkopf, sowie eine denselben flankirende Redoute.

Längs der Küste der Insel zieht sich eine Hügelkette, welche die vorige indessen nicht an Höhe erreicht; auf ihr waren längs der ganzen schmalen Meerenge Batterien angelegt.

Hundertundsechszehn schwere Geschütze machten die Armirung sämmtlicher Werke aus.

Ihre Vorposten hatten die Dänen, deren Stärke vollständig zur Besetzung dieser Position ausreichte, in einem Halbkreise vorgeschoben, der vom Strande am Wenning-Bond über die mit Gehölz besetzte Büffelkoppel, das Dorf Stenderup und die gleichfalls bewaldete Ravenkoppel ging.

Aus dieser flüchtigen Beschreibung wird man schon ersehen können, daß dem preußischen Corps eine schwere Auf-

gabe zugefallen war; wenn es die Vorposten zurückgedrängt hatte, mußte es noch zwei Reihen starker Schanzen, obenein dem Flankenfeuer der Schiffe ausgesetzt, nehmen, dann den Brückenkopf und endlich den schwierigen Uebergang unter dem Feuer der Alsener Batterien ausführen.

Während der Prinz sein Hauptquartier in dem etwa anderthalb Meilen von Düppel entfernten, an der Flensburger Straße liegenden Flecken Gravenstein genommen hatte, bezogen die Truppen Kantonnements in den Dörfern des westlichen Sundewitts und legten am Eingange des Flensburger Fjords bei Eckensund, Rinkenis und Hollnis Strandbatterien an.

Den südlichen Theil des Sundewitts bildet die Insel Broacker, die durch einen nur etwa eine Viertelmeile breiten Landstreifen mit ersterem zusammenhängt. Die Dänen hatten es für überflüssig gehalten, sie zu besetzen, obgleich sie für die Preußen von großer Bedeutung werden konnte, da ihre gezogenen Kanonen recht gut über den Wenning-Bond fort bis nach Düppel zu tragen vermochten.

Der Prinz faßte diesen Vortheil schnell auf, ließ am 17. Februar bei Eckensund eine Schiffbrücke schlagen und die Halbinsel Broacker besetzen, um daselbst eine Batterie anzulegen. Kaum wurden die Dänen dies gewahr, so schickten sie am nächsten Morgen ihr eisernes Panzerschiff Rolf Krake in den Flensburger Fjord hinein, und es entspann sich nun das erste Artilleriegefecht an dieser Stelle zwischen diesem Schiffe und den preußischen Batterien bei Eckensund und Hollnis.

Das schwarze Meerungeheuer, wie der Rolf Krake oft genannt worden ist, auf dessen Unbesieglichkeit die Dänen verhältnißmäßig ebenso viel Zuversicht setzten wie auf ihre Danewirke, kam der Schiffbrücke auf ungefähr achthundert Schritte nahe. Wie es so schweigend die Wogen durchschnitt, deren

Fläche es mit seinem Borde nur wenig überragte, mit den drei eisernen Geschützthürmen auf dem Verdecke, machte es auf die preußischen Soldaten, die seine Leistungen noch nicht kannten, doch einen unheimlichen Eindruck. Alles verharrte in erwartungsvoller Stille.

Da schwenkte das Schiff plötzlich ein wenig zur Seite, aus dem einen Thurme fuhr ein Blitz und eine weiße Rauchwolke, — der erste Schuß war gefallen, hatte aber nicht getroffen. Ein Hurrah der Preußen antwortete ihm, und dann fiel von beiden Seiten Schuß auf Schuß.

Der Rolf Krake war nicht so schlimm, wie man gefürchtet hatte, denn seine Kugeln fielen bald zu kurz in das Wasser, bald gingen sie über die Batterie fort, die dagegen eine arge Verwüstung in seiner Takelage anrichtete. Auch der Rumpf und der Thurm wurden von den Kugeln der gezogenen Zwölfpfünder getroffen; wie sich aber später erwies, vermochten dieselben nicht durch die starken Eisenplatten zu dringen, sondern machten nur tiefe Eindrücke und Schrammen darauf. Nachdem das Gefecht über eine Stunde gedauert hatte, brach der Rolf Krake, der nicht mehr recht manoeuvrirfähig war und auch mehrere Leute verloren hatte, es ab und dampfte wieder in die See hinein, gefolgt von dem Sieges- und Hohngeschrei der preußischen Artilleristen.

An demselben Tage fand auf dem festen Lande die Rekognoscirung einer größeren Infanterie-Abtheilung von zwei Bataillonen gegen die feindlichen Vorposten statt. Bei einem dieser Bataillone stand Welffen, und als es seine Ordre zum Vorgehen erhalten hatte, zögerte Lorenzen nicht, es zu begleiten; da er allen Offizieren gut bekannt geworden war, legte man ihm kein Hinderniß in den Weg.

Die Rekognoscirung sollte gegen den linken Flügel der Schanzen und Vorposten bis über das Dorf Rübel hinaus stattfinden. Eine Strecke dahinter lag rechts der Flensburg-

Sonderburger Straße die vorerwähnte Büffelkoppel, links auf den Höhen, in einiger Entfernung von jener, ein Wäldchen. Diese Stellung war stark mit dänischer Infanterie besetzt.

Bei ihrem Anrücken fanden die Preußen hinter Nübel die Chaussee verbarrikadirt und die zur Seite derselben liegenden Häuser besetzt.

Es entspann sich nun ein Schützengefecht, dem der Sturm mit dem Bajonnete folgte; die Barrikade und die Häuser wurden genommen und bis in das Gehölz der Büffelkoppel vorgedrungen. Da der Feind sich nun aber in größerer Stärke zeigte und der Auftrag nicht weiter ging, mußte das Gefecht abgebrochen werden.

Die Dänen hatten sich sehr gut geschlagen, aber die Ueberlegenheit der Preußen sich doch recht deutlich gezeigt. Dieselbe lag vorzüglich in dem weitreichenden und sicheren Zündnadelgewehre, während Jene meistens zu hoch schossen und auch einem Bajonnetangriffe nur ungern Stand hielten. Der beiderseitige Verlust war auch ein sehr verschiedener; die Preußen hatten nur zwei Todte und zehn Verwundete, die Dänen dagegen verloren fünfunddreißig Mann, und außerdem waren noch ein Offizier und sechzig Mann gefangen genommen worden.

Die Büffelkoppel liegt gerade in der Mitte der schmalen Landenge, welche die Halbinsel Broacker mit dem übrigen Sundewitt verbindet, und da den Preußen viel daran liegen mußte, sich mit letzterer in Verbindung zu setzen, wo sie ihre Batterien, um die Schanzen zu flankiren, anlegen wollten, so mußte sie um jeden Preis genommen werden. Dieses Unternehmen wurde auf den 22. Februar festgesetzt und inzwischen nur kleine Recognoscirungen auf der ganzen Linie vorgenommen.

In der Nacht zum 22. fiel und wirbelte der Schnee

so stark, daß man in den preußischen Kantonnements schon an eine Zurücknahme des Befehles glaubte, weil man kaum hundert Schritte vor sich blicken konnte. Dennoch erschien der Feldmarschall von Wrangel mit seinem Stabe in der Frühe des Morgens in Gravenstein, da er selbst Zeuge des wichtigen Kampfes sein wollte, und brach mit dem Prinzen und dem Kronprinzen, der auf dem Kriegsschauplatze ohne ein besonderes Kommando anwesend war, gegen die Düppelstellung auf. Die Truppen rückten auf drei verschiedenen Wegen vor, während die Reserve in Ulderup stehen blieb.

Die Brigade Röder marschirte im Centrum über Stenderup gerade auf die Büffelkoppel los, ein Bataillon auf der Chaussee, in der linken Flanke dirigirte sich die Brigade Göben über Satrup und Rackebüll, in der rechten kam die Brigade Canstein von der Halbinsel Broacker heran. Diese Brigaden hatten insgesammt eine Stärke von zwölf Bataillonen, vier Batterien und drei Schwadronen. Man hatte eine so bedeutende Stärke entfaltet, um die ganze Linie der Vorposten in die Schanzen zurückzuwerfen und diese gewaltsam zu recognosciren.

Das Schneegestöber war noch immer so stark, daß die Dänen das Anrücken der Kolonnen nicht bemerken konnten, und so gelang es, die vordersten Posten vollkommen zu überraschen und gefangen zu nehmen. Dann ging es mit Ungestüm weiter.

Die Geschütze der Schanzen konnten nicht auf die Preußen feuern, da sie dieselben nicht zu erblicken vermochten, nur die linke Flügelkolonne erhielt einige Schüsse. Im Wenning-Bonde zeigten sich auch vier dänische Kriegsschiffe, aber eine dort am Strande aufgestellte Feldbatterie hielt sie im Schach.

Vier dänische Bataillone, welche die Büffelkoppel besetzt

hielten, zogen sich bei dem überraschenden Angriffe schnell zurück, und zwei andere, welche auf den dahinter liegenden Höhen standen, wurden im ersten Sturme geworfen und ihnen zwei Offiziere und 253 Gefangene, sowie eine Danebrogfahne abgenommen. Ueberall wichen die Dänen, nachdem sie 185 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde gelassen hatten, in die Schanzen zurück. Die Preußen hatten ihren Sieg viel billiger erkauft, denn sie hatten nur sechs Todte nnd fünfundzwanzig Verwundete, unter den letzteren vier Offiziere.

Der eigentliche Zweck, die Recognoscirung der Schanzen, war indessen verfehlt, da das Schneegestöber nicht gestattete, sie in Augenschein zu nehmen; auch mußte die Büffelkoppel wieder geräumt werden, weil sie unter dem Feuer der nächsten Schanzen lag und man des hartgefrornen Bodens wegen nicht regelmäßige Laufgräben eröffnen konnte.

Während die Dänen nach diesem für sie unglücklichen Gefechte desto eifriger fortfuhren, ihre Schanzen zu verstärken und dahinter noch neue leichte Erdwerke aufzuwerfen, mußten die Preußen längere Zeit unthätig bleiben oder sich wenigstens nur auf kleine Vorpostengefechte beschränken. Die Schanzen waren zu stark, um durch einen bloßen Sturmangriff genommen werden zu können; ein solcher mußte nothwendigerweise erst durch schweres Belagerungsgeschütz vorbereitet werden, und daran fehlte es gänzlich im Sundewitt. Sonderbarerweise war nicht zeitig genug dafür gesorgt worden, und ein höherer Offizier mußte erst nach Berlin geschickt werden, um dasselbe zu requiriren. Darüber verging eine kostbare Zeit.

Inzwischen hatten die Truppen, die in den Quartieren eng und unbequem zusammengedrängt lagen, einen sehr schweren Vorpostendienst, denn das Wetter war noch immer überaus ungünstig; Kälte, Schnee und Wind machten den

armen Soldaten viel zu schaffen und brachten eine Menge von Krankheiten hervor. Die Lazarethe, besonders in Flensburg, die übrigens sehr gut eingerichtet waren und in denen sich die aus verschiedenen Theilen Deutschlands gekommenen barmherzigen Schwestern der Pflege der Verwundeten und Kranken mit der größten Aufopferung unterzogen, waren überfüllt.

Auch die Oesterreicher und die preußische Gardedivision waren mittlerweile nicht müßig geblieben. Sie hatten eine Weile gezögert, die Grenze Jütlands zu überschreiten, weil die auswärtigen Mächte erklärt hatten, dies als einen Casus belli ansehen zu wollen. Preußen drang aber energisch darauf und bestimmte Oesterreich endlich zu diesem Entschlusse.

Die von den Preußen gebildete Avantgarde rückte daher vor, und nachdem zwei Schwadronen Gardehusaren kurz vor der jütischen Grenze auf eine dänische Kavallerieabtheilung, die sich zurückzog, gestoßen waren, verfolgten sie dieselbe über die Grenze, und es kam bei dem Dorfe Norre-Bjert hinter Kolding zu einem Scharmützel, das wegen des Erscheinens dänischer Infanterie unterbrochen werden mußte.

Die Infanterie der Avantgarde rückte nach und besetzte Kolding, erhielt aber aus dem Hauptquartiere den Befehl, daß man nicht über diese Stadt hinaus weiter in Jütland einrücken solle. Daran waren wieder die diplomatischen Unterhandlungen schuld, welche die Kriegsoperationen in den Herzogthümern schon so oft gelähmt hatten, und der greise, aber immer noch sehr lebendige Feldmarschall, dem seine Soldaten und die Schleswig-Holsteiner den Beinamen „Drauf!" gegeben hatten, wie sie den Prinzen Friedrich Carl „All Zeit voran!" zu nennen pflegten, sprach sich in einem Schreiben an seinen König recht derbe und bitter darüber aus.

„Die Diplomaten sind Hundsfötter," soll er sich ausgedrückt haben.

Die Kavallerie streifte wohl noch in kleinen Abtheilungen zuweilen weiter, aber von größeren Operationen war einstweilen nicht die Rede. Am 29. kam es bei den jütischen Dörfern Skjödog und Bakke wieder zu einem Kavalleriegefechte, in dem die Preußen den Kürzeren zogen und achtundzwanzig Gefangene in den Händen des Feindes ließen.

Erst am 6. März, nachdem Preußen und Oesterreich sich definitiv über das Einrücken in Jütland geeinigt hatten, erhielt der Oberbefehlshaber der Armee die Erlaubniß dazu, und nun marschirten zwei Tage später auch die ersten Oesterreicher über die Grenze. Wrangel nahm sein Hauptquartier in Kolding.

Die preußische Gardedivision unter Befehl des Generallieutenants von der Mülbe wurde nun gegen Fridericia detachirt, die Oesterreicher blieben auf der Straße nach Veile.

Nach längerem Marsche fanden die Preußen am 8. früh Morgens — sie waren schon in der Nacht aufgebrochen — das Defilé bei Hoirup-Krug besetzt, trieben aber den Feind mit dem Bajonnete schnell zurück, worauf er sich kurze Zeit in dem Dorfe Hoirup festzusetzen versuchte, aber ohne Erfolg; der Rückzug auf Fridericia wurde bald angetreten. Auch Gudsoe hatten die Dänen bereits geräumt, als eine preußische Seitenkolonne anrückte; sie verloren dabei eine Anzahl Gefangener. Noch einmal kam es am Vormittage zu einem ernstlicheren Zusammenstoße, indem die Dänen in die Offensive überzugehn versuchten, aber der Vortheil blieb auf Seiten der Preußen, die bis dicht vor die Festung rückten und sie von der Landseite zu umschließen begannen.

Die Oesterreicher gingen zu derselben Zeit in zwei Kolonnen vor. Die, welche Feldmarschalllieutenant von Gablenz auf der Chaussee nach Veile führte, traf am Vormittage auf feindliche Reiterei. Ein Kavallerieangriff auf dieselbe mißlang, und erst als Artillerie auffuhr, zog sie sich zurück;

als die Oesterreicher aber weiter vorrückten, fanden sie den vor Veile liegenden Wald stark von Infanterie besetzt.

Hier kam es nun zu einem ernstlichen Gefechte. Die österreichische Infanterie ging mit ihrer gewöhnlichen Bravour vor, ohne sich auf ein langes Feuergefecht einzulassen, und warf die Dänen in die Stadt zurück, welche dieselben schon vorher stark verbarrikadirt und zur Vertheidigung eingerichtet hatten. Ihnen auf dem Fuße folgend, drang sie auch, trotz des heftigsten Geschützfeuers, in die Stadt ein.

Hinter der letzteren erhebt sich eine Hügelreihe, auf der die Dänen von Neuem festen Fuß faßten, worauf sie sich durch Anlegung von Verhauen ebenfalls schon vorbereitet hatten; sie fuhren hier drei Batterien auf. Zwei österreichische Batterien erwiderten das Feuer, und dann stürmte die Infanterie in der Front, zwei Jägerbataillone links davon.

Abermals mußten die Dänen auf Horsens zurückweichen, nachdem sie, außer einer bedeutenden Anzahl von Gefallenen, gegen zweihundert Gefangene verloren hatten; die Oesterreicher verloren 8 Offiziere, 11 Todte und 73 Verwundete.

Da es schon zu spät geworden und die Truppen zu erschöpft waren, verfolgte Feldmarschallieutenant von Gablenz den Feind nicht weiter. Er selbst hatte sich an diesem Tage sowohl durch die höchst umsichtige Leitung des Gefechtes als persönliche Unerschrockenheit ausgezeichnet; zu Fuß unter seinen Jägern, bezeichnete er ihnen die Punkte, auf denen sie den Feind am vortheilhaftesten angreifen konnten, und scheute nicht den dichtesten Kugelregen.

In den nächsten Tagen verfolgte das Corps den Feind noch weiter nordwärts bis Horsens, Skanderborg und Aarhuus, ging aber nicht weiter in Jütland hinein, sondern begnügte sich, die Belagerung von Fridericia zu decken und

das Corps des Generals von Hegermann-Lindencrone von dem des Generallieutenants von Gerlach, der an de Meza's Stelle den Oberfehl über die Armee übernommen hatte und sich in Sonderburg befand, abgeschnitten zu erhalten. Das Gros der österreichischen Armee blieb in Veile und Umgegend, die Avantgarde war bis Horsens, Alminde und Skanderborg vorgeschoben, von wo zuweilen noch einzelne Streifzüge in das weiter nördlich gelegene Land hinein gemacht wurden.

Fritz Staffelt stand damals in Horsens.

---

## Drittes Kapitel.

Auf dem Boden Schleswig-Holsteins von der Elbe bis zur Königsaue, mit Ausnahme der östlichen Spitze des Sundewitts, der Inseln Alsen und Fehmarn, befand sich kein dänischer Soldat mehr, er sei denn gefangen oder verwundet gewesen; überall wehte die blau-weiß-rothe Fahne.

Das stolze Siegeszeichen, das die Dänen mit Verhöhnung der Gräber der gefallenen tapferen Schleswig-Holsteiner auf dem Flensburger Kirchhofe aufgerichtet hatten, war von dem erbitterten Volke angegriffen und theilweise zerstört worden.

Der Flensburger Kirchhof, der auf der Hochebene westlich der Stadt liegt, ist seiner Größe und schönen Anlage wegen sehenswerth. Etwa in seiner Mitte waren die Kämpfer für die Freiheit des Landes begraben worden. Dicht hinter diesem Platze begruben die Dänen ihre bei Idstedt gefallenen Offiziere und Soldaten und errichteten über ihnen einen

großen Hügel, der noch heute unverletzt, mit dichtem Grün bedeckt, steht; aus diesem dichten Pflanzenwuchse tritt eine Menge weißer Marmortafeln, welche die Namen der gefallenen Offiziere tragen, darunter auch General Schleppegrells, hervor. Dieses Grab gewährt einen großartigen, feierlichen Anblick.

Während die Dänen so für ihre gefallenen Brüder sorgten, räumten sie die Hügel und Grabkreuze der Schleswig-Holsteiner auf die brutalste Weise fort und errichteten, deren Landsleuten und ganz Deutschland gewissermaßen zum Hohn, auf derselben Stelle ein kolossales Denkmal, auf einem Postament von Sandstein den sitzenden dänischen Löwen, aus Kanonengut gegossen. Auf der einen Seite des Postaments las man: „Treufeste Kämpfer haben in der Stunde der Gefahr den Boden unserer Ahnen vertheidigt. Treue soll Wacht am Grabe halten, Mannheit soll schirmen Erb' und Ehre — ", auf der entgegengesetzten: „Idstedt, den 25. Juli 1850"; die beiden anderen Fronten trugen im Relief die Portraits der Generale Schleppegrell, Laesson, Krogh und Helgesen.

Dieses Denkmal war den Deutschen begreiflicherweise schon längst ein Dorn im Auge gewesen, und sobald Flensburg frei war, sprach sich der allgemeine Wunsch aus, es entfernt zu sehen. Wie aber der vorläufig im Dienst gebliebene dänische Polizei- und Bürgermeister gewagt hatte, noch nach dem Einzuge der Alliirten anzuordnen, daß die deutschen, preußischen und österreichischen Fahnen in der Süderstadt wieder abgenommen werden sollten, was natürlich nicht geschah, so war es auch dem noch immer nicht gebrochenen dänischen Einflusse gelungen, sich dem Verlangen der Deutschen zu widersetzen. Gegen Ende Februars stand der Löwe noch zum Hohne Deutschlands.

Ein Altonaer, der wohl hauptsächlich den Grund haben

mochte, eine Spekulation damit zu verhindern, wagte sich endlich in der Nacht zum 27. Februar an das Ungeheuer und ließ es, unter großem Zulaufe des Volkes, das ihm Beifall zujubelte und hülfreiche Hand leistete, zum Theil zertrümmern; aber schon am Nachmittage befahlen die Commissarien Oesterreichs und Preußens, damit einzuhalten, und verhafteten den unberufenen Rächer deutscher Ehre.

Später wurde der Löwe, in Stücken zerlegt, auf amtlichem Wege abgenommen und im Ständehause zu Flensburg aufbewahrt.

Durch ganz Schleswig-Holstein, selbst bei den preußischen und österreichischen Vorposten, hörte man seitdem ein Spottlied, das zuerst die „Hamburger Wespen" gebracht hatten, nach der Melodie des tapperen Landsoldaten singen, das wir hier wiedergeben, da es mehrere unserer Leser interessiren möchte und den Haß kennzeichnet, welcher der deutschen Bevölkerung gegen die Dänen innewohnte.

„Die Teufel ihm ist los,
„Die Unglück sie sind groß,
„Die Oesterreich und Preuß
„Sie kommen ßugereißd:
„Sie haben son den Dannewerk
„Nach Dübbel uns geschmeißd.
„Die arme, stackels Löwe, sie sind nu nigt mehr ganß,
„Und wir behalt son Sleswig nur blos die Löwe Swanß.
„O Satans Angst und Nöd!
„Die Löwe sie sind död.
„O weh! o weh! o weh!

„Und uns're Kämpehoi,
„Die reißd sie auch entzwei,
„Wir soll'n es nicks mehr sjaun,
„Was Klewing*) hat gehaun
„Und was die tappre Danske Folk in seine Stolß erbaun.

*) Klewing ist der Bildhauer, der das Postament gefertigt.

„Die ganze Flensborg Kirchhof, sie bleiben so spoleert
„Fordi die tüdske Röwerpack for garnicks sig sjaneert!
„O Satans Angst und Nöd! ꝛc.

„Das Klewing sidß und weint,
„Mit Duseberg*) vereint,
„Die Folk, was Löw' gemacht,
„Sie bleiben angst und swag
„Und ßiehen gjern die Tappre zu Dübbelstilling nach.
„Die Löw', das sie gereiset zu Tüdskland Hohn og Sjand,
„Sie muß nun selber reisen ßu die tüdske Land.
„O Satans Angst und Nöd! ꝛc.

„So ist ihm ganß ßerstört,
„Forsjräklig ruineert;
„Ihm hat ja nie gebeißt,
„Die Tüdske nigt gespeißt,
„Ihm hat nigt eine Preußer oder Oesterriig ßerreißt.
„Die Altona ßerreißen die arme stackels Leu,
„Und für und macht Medailler, slagt sie ihm ganß entßwei.
„O Satans Angst und Nöd! ꝛc."

Während die Preußen vor Düppel mit Ungeduld ihr schweres Belagerungsgeschütz erwarteten, das man endlich abgeschickt hatte, bestanden sie mehrere kleine Rekognoscirungsgefechte. Eines der bedeutendsten fand am 24. Februar unter Befehl des Generals von Goeben statt. Die Dänen wurden dabei aus der Ravenskoppel und dem dabei liegenden Gehöfte Stabegaarde vertrieben, konnten aber nicht weiter verfolgt werden, weil sie in dem dichten Nebel bald dem Auge entschwanden und man sich den Schanzen nicht unvorsichtig nähern durfte.

Dagegen hatte der Feind die beste Zeit, seine Schanzen immer mehr zu verstärken, und er that dies auf die praktischste Weise, denn er besaß sehr tüchtige Ingenieuroffiziere.

---

*) Duseberg, ein Arzt zu Flensburg, der die Idee zur Errichtung des Denkmals gegeben.

Von dem Thurme des Dorfes Broacker, sowie einer hochgelegenen Stelle des Dorfes Dunt, das nahe dabei liegt, konnte man in die Schanzen des rechten Flügels bequem hineinblicken, und hier waren auch fortwährend Beobachtungsposten mit Fernröhren. Ebenso vermochten die Dänen von der hochgelegenen Düppeler Mühle, die sich noch im Bereiche der Schanzen befand, die ganze Aufstellung der Preußen zu übersehen.

Am 6. März trafen die ersten Geschütze, Vierundzwanzigpfünder, ein; nachdem sie auf der Eisenbahn bis Flensburg transportirt worden, hatte man unsägliche Mühe gehabt, sie auf den schlechten Wegen bis zu ihrem Bestimmungsorte zu bringen; die Kräfte der Vorspannpferde genügten dazu nicht, eine Menge von Soldaten mußte selbst Hand anlegen.

Bei Gammelmark auf der Halbinsel Broacker wurde am Strande die erste Batterie gerade den Schanzen Nr. 1 und 2 gegenüber, etablirt; sie konnte einmal die Kriegsschiffe verhindern, in den Wenning-Bond einzulaufen und die Infanterie bei einem Angriffe zu beschießen, auch reichten ihre Kugeln aus den gezogenen Rohren bequem über den etwa eine Viertelmeile breiten Meerbusen und vermochten selbst die Stadt Sonderburg zu erlangen. Ihre Tüchtigkeit erwiesen schon die ersten Schüsse, die versuchsweise am 11. März gethan wurden, denn einer derselben zündete ein hinter den Schanzen gelegenes Magazin an. Außerdem wurden in den nächsten Tagen noch vier solcher Strandbatterien auf Broacker angelegt.

Nachdem am 13. noch ein bedeutenderes Gefecht um das Dorf Rackebüll stattgefunden hatte, bei dem die Dänen wieder den Kürzeren zogen, eröffneten die preußischen Batterien auf Broacker am 15. das Feuer, und man hatte bald die Ueberzeugung gewonnen, wie wirksam es sei, denn die

Geschütze der Schanzen Nr. 1 und 2 mußten fast gänzlich schweigen und selbst ein Theil der Sonderburger Schiffbrücke wurde zerstört. Gleichzeitig begannen auch die Preußen ihre Laufgräben südlich der Flensburg-Sonderburger Straße zu eröffnen, nachdem sie sich wieder fest in den Besitz der wichtigen Büffelkoppel gesetzt hatten. Diese Schanzarbeit, die überhaupt dem Soldaten kein großes Vergnügen zu machen pflegt, war eine sehr mühselige, denn, da es in den letzten Tagen stark geregnet hatte und der Schnee geschmolzen, war der Boden vollständig durchweicht.

Am 17. März Morgens begann aus allen dänischen Schanzen ein ungemein starkes Feuer, und die Infanterie machte in großer Stärke sowohl gegen das Dorf Rackebüll, das sie in Brand zu stecken beabsichtigte, wie schon mehreren vor den Schanzen liegenden einzelnen Gehöften in letzter Zeit geschehen war, als gegen die Belagerungsarbeiten am Wenning-Bonde einen Ausfall.

Bei Rackebüll war die Brigade Goeben schnell zur Hand und trieb den Feind zurück, besetzte auch das Dorf, das fortan in ihren Händen blieb.

Das Dorf Düppel wurde von der Brigade Canstein angegriffen und nach sehr hitzigem Gefechte mit dem Bajonnete gestürmt, obgleich die dänischen Geschütze ein wahrhaft furchtbares Feuer mit glühenden Kugeln und Kartätschen darauf unterhielten. Es dauerte dann auch gar nicht lange, bis das Dorf in Flammen stand, ein schauerlich schöner Anblick von der Halbinsel Broacker aus, deren Batterien jenes Feuer eifrig und erfolgreich erwiderten.

Darauf drangen die brandenburgischen Bataillone von Haus zu Haus im Dorfe vor und warfen die Dänen hinaus und in ihre Schanzen zurück. Hier kam es, wie schon öfter im Kleinen, vor, daß eine größere dänische Abtheilung beim Anstürmen der preußischen Jäger die Gewehre nieder-

legte und um Pardon bat; als die Preußen sich ihnen aber näherten, um sie gefangen zu nehmen, griffen sie wieder zu den Waffen und feuerten auf sie. Dieser Treubruch wurde mit der Niedermetzelung der ganzen Abtheilung bestraft.

Es war Abend und dunkelte bereits, als die Preußen das Dorf Wester-Düppel besetzten, womit das Gefecht ein Ende nahm. Dasselbe war das blutigste, das bisher vor den Schanzen stattgefunden hatte, gewesen; der dänische Verlust wurde auf zehn Offiziere und 400 Todte und Verwundete, sowie 350 Gefangene, der preußische auf hundert- und einige fünfzig Mann berechnet. Dadurch war aber auch der große Vortheil erreicht worden, daß die Belagerungsarbeiten mit mehr Sicherheit und Schnelligkeit betrieben werden konnten.

Die beiderseitigen großen Verluste machten eine Erholung der Truppen nöthig, auch mußten die auf den Feldern im Bereiche des Schanzenfeuers umherliegenden Todten und Verwundeten eingeholt und beerdigt werden. Man schloß also für den 18. und 19. Waffenstillstand, und von beiden Seiten begann nun das traurige Werk, das die herzzerreißendsten Scenen darbot.

Auf den Kirchhöfen der nächsten Dörfer, sowie auf freiem Felde wurden große Gruben gegraben und die Todten theils in Särgen, wo sich solche beschaffen ließen, reihenweise neben einander beigesetzt, theils ohne solche neben und auf einander geschichtet. Ein Choral der Regimentsmusik, ein Paar Worte des Feldgeistlichen oder des ältesten anwesenden Offiziers, dann ein stilles Gebet und endlich drei Gewehrsalven der Kameraden — das war die ganze Feierlichkeit. Dann wurden ein Paar schwarze Holzkreuze oder Tafeln mit den Namen der ehrenvoll Gefallenen neben den Hügeln errichtet, und die Kameraden wandten sich trauernd ab. Das sind Schattenseiten des lustigen Kriegslebens.

Für die Verwundeten wurde nicht allein von Seiten der Militairbehörden durch Anlegung von Lazarethen, deren hauptsächlichste sich in Flensburg befanden, gesorgt, sondern auch Privatleute und die städtischen Behörden zeigten dabei den besten Willen. Besonders machte der Johanniterorden große Anstrengungen, das Loos der Unglücklichen zu erleichtern; er hatte besondere Lazarethe an verschiedenen Orten angelegt, und einzelne seiner Mitglieder waren mit sehr praktisch zu diesem Zwecke eingerichteten Wagen auf den Schlachtfeldern und setzten sich dabei zuweilen persönlicher Gefahr aus. Wie schon früher erwähnt, hatten sich auch barmherzige Schwestern auf den Kriegsschauplatz begeben, und die deutschen Frauen und Mädchen in den Städten wetteiferten, die Kranken in den Lazarethen zu pflegen und mit allem Nöthigen zu unterstützen.

Das Leben und Treiben Derer, welche die feindlichen Kugeln und Krankheiten verschonten, war wahrlich kein angenehmes in dieser Winterkampagne zu nennen. Offiziere und Soldaten lagen oft Tage lang auf Vorposten in Schnee und Regen, ohne Stroh oder nur mangelhaft mit demselben versehen, auf durchweichtem Boden. In den Kantonnements auf den Dörfern waren auch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, theils durch die enge Belegung der Quartiere — ein Bauernhaus mußte oft dreißig bis vierzig Mann und ein Paar Offiziere beherbergen — theils durch die Heranschaffung des Proviants, der bei dem schlechten Zustande der Wege nicht immer regelmäßig eintreffen konnte.

Welffen und Lorenzen hatten sich in ihrem gemeinsamen Quartiere so ziemlich eingerichtet; als alte Feldsoldaten waren sie auch gewöhnt, nicht zu hohe Ansprüche zu machen.

Sie lagen in dem Dorfe Schmöl auf der Halbinsel Broacker auf einem Gehöfte, dessen Besitzer ihnen ein Giebel-

stübchen unter dem Dache eingeräumt hatte, während alle übrigen Räume des Hauses von einem Theile der Kompagnie belegt waren, welche Welffen, nachdem sein Hauptmann in einem Vorpostengefechte verwundet worden, interimistisch führte.

Lorenzen hatte seinen Freund nie verlassen, wenn derselbe sich an irgend einer Aktion betheiligte. Da das Terrain vor den Schanzen den Preußen jetzt schon genügend bekannt geworden war, fand er keine Gelegenheit mehr, ihnen besondere Dienste zu leisten, aber es war ihm doch gestattet worden, bei den Truppen zu bleiben, obgleich scharf darüber gewacht wurde, daß unberufene Civilisten nicht auf den eigentlichen Schauplatz des Kampfes gelangten. Das war auch durchaus nothwendig, einmal der dänischen Spionage wegen, dann aber auch, weil einzelne Zeitungs-Correspondenten nicht diskret genug verfahren und Dinge in die Oeffentlichkeit gebracht hatten, welche im militairischen Interesse verschwiegen bleiben mußten.

Lorenzen, der ein Liebling des Bataillons, welchem er sich vorzüglich angeschlossen hatte, geworden war, suchte sich auch so nützlich als möglich zu machen; bald unterstützte er die Verwundeten und half, sie aus dem feindlichen Feuer zu schaffen, bald ergriff er, wenn es heiß herging, selbst ein Gewehr, oder er machte auf eigene Hand kleine Streifpartien, um zu rekognosciren, ein Paar Mal mit recht gutem Erfolge.

Wenn Welffen auf Vorposten ziehen mußte, theilte er wohlgemuth die Strapazen dieses Dienstes mit ihm, glaubte er sich doch selbst in sein altes Kriegerleben wieder zurückversetzt. Obgleich er nicht mehr zu den ganz jungen Leuten gehörte, war sein Körper doch durch die Mühseligkeiten, die er früher im Felde und dann in den brasilianischen Wäldern bestanden hatte, so abgehärtet worden und er erfreute sich

einer so vortrefflichen Gesundheit, daß er bei diesem Leben nicht die mindeste Beschwerde empfand.

Nachdem die kurze Waffenruhe mit dem 19. März abgelaufen war, begann die gegenseitige Kanonade auf's Neue, und in den nächsten Tagen schon mußten die Dänen die Schanze Nr. 1, die am meisten gelitten hatte, räumen.

Am 27. März, dem ersten Osterfeiertage, bezog das Bataillon Welffens wieder die Vorposten auf der Büffelkoppel.

Unmittelbar dabei stand ein Gehöft, das die dänischen Kugeln und Bomben arg zugerichtet hatten; nachdem es in Feuer aufgegangen, waren die inneren Räume fast ganz ausgebrannt und das Dach eingestürzt, nur die äußeren, vom Rauche geschwärzten Wände, die an einigen Stellen große Spalten erhalten hatten, standen noch mit ihren leeren Thür- und Fensteröffnungen da. Die Vorposten pflegten diese Ruine, in der sie allmälig den Schutt aufgeräumt und deren Fensterhöhlen sie mit Strohblenden versehen hatten, als Schutz gegen den Regen und Wind, der vom Wenning-Bonde zuweilen noch recht eisig über die Küste fortstrich, zu benutzen.

Der harte Winter schien bereits sein Ende erreicht zu haben, das Wetter war zwar noch sehr unbestimmt, meistens kühl und regnig, aber an einzelnen Tagen, wie gerade an diesem ersten Osterfeiertage, schien die Sonne doch schon recht klar und warm auf die Erde nieder, die sich mit leichtem Grün zu bedecken anfing; die Bäume hatten schon große Blätterknospen, und von den Bächen und Seen war das Eis verschwunden.

Welffen, der den Befehl erhalten hatte, mit einem Theile seiner Kompagnie die alte Feldwache abzulösen, fand dieselbe in dem niedergebrannten Gehöfte, und hatte sich bald statt ihrer mit seinen Leuten daselbst eingerichtet; seine

Doppelposten standen, durch die Knicks gedeckt, nicht mehr zweitausend Schritte weit von den dänischen Schanzen entfernt; die dänischen am Fuße der Höhen, auf welchen letztere lagen, jenen kaum auf gewöhnliche Gewehrschußweite gegenüber. Obgleich sie von den weittragenden Zündnadelgewehren recht gut erreicht werden konnten, war doch das überflüssige Knallen verboten worden, weil es die Feldwachen und Replis zu sehr ermüdete, alle Augenblicke ohne genügenden Grund unter das Gewehr zu treten.

Es ging daher auf Vorposten ziemlich still zu, und die beiden Freunde — Lorenzen leistete Welffen wieder Gesellschaft — hatten die beste Muße, das kriegerische Bild, das sich vor ihren Augen entrollte, zu betrachten.

Wie schon gesagt, ist die östliche Spitze des Sundewitt hügelig und sandig, und der Raum zwischen der Feldwache und den Höhen, eine wellenförmige Ebene, von Knicks durchschnitten, war kahl und bot dem Auge nichts Interessantes dar. Bei dem Dorfe Oster-Düppel und dem Vorwerke Freudenthal biegt sich die mit Bäumen besetzte Flensburger Straße nach Südwesten und geht dann zwischen den Schanzen Nr. 3 und 5, an der Düppeler Mühle vorbei, weiter nach Sonderburg.

Von den bedeutenden Anhöhen herab blickten die grünen Schanzen mit ihren Verpallisadirungen den Preußen recht trotzig entgegen; mit einem Fernrohre konnte man deutlich die Scharten der Geschütze und diese selbst, auch die Leute erkennen, die zuweilen auf die Brustwehr traten. Die Geschütze feierten heute, dem Ostertag zu Ehren. Die Sonne und die leichten weißen Wolken, die langsam auf hellblauem Grunde hinzogen, spiegelten sich in dem klaren Wasser des Wenning-Bondes, und gegen Süden hin erstreckte sich die zur Sommerzeit so reizende Landschaft der Halbinsel Broacker, an deren Strande die preußischen Batterien so

geschickt angelegt worden waren, daß man sie vom anderen Ufer her gar nicht erblicken konnte.

Aber auch Erinnerungen an den Krieg fehlten nicht in diesem Bilde. Alle einzelnen Häuser, die vor den Schanzen lagen, waren niedergebrannt, der Boden zerstampft, von Kugeln zerrissen und mit solchen, wie mit Tornistern und anderen Armaturstücken bedeckt; auch drüben auf Broacker sah man zerschossene Gebäude, von denen zuweilen noch ein dünner Rauch aufstieg. Das Gehöft, in dem Welffens Feldwache sich etablirt hatte, besaß ehemals einen schönen Obst- und Gemüsegarten; jetzt war derselbe verwüstet, die Zäune niedergerissen und die Bäume, deren Stämme die Soldaten zur Feuerung gebraucht hatten, zum größten Theile abgehauen.

Wir haben schon früher Gelegenheit gefunden, eine solche Feldwache, sowie das Leben und Treiben auf ihr, zu schildern; hier sah es ebenso aus wie gewöhnlich. In Pyramiden zusammengesetzte Gewehre, Soldaten in Mänteln und Feldmützen, die bei einem versteckt angelegten Holzfeuer ihre Rationen abkochen oder auf Strohschütten schlummern, ab und zugehende Patrouillen und Ablösungen, bald ernste, bald heitere Unterhaltung, Lachen und Gähnen — es pflegt sich auf Feldwache immer gleich zu bleiben, so lange der Feind es nicht für gerathen hält, die augenblickliche Ruhe zu stören.

Nachdem die beiden Freunde gemeinsam die Posten revidirt und sich die Umgegend, sowie die Stellung genügend betrachtet hatten, wobei sie ihre Ansichten über die nach ihrer Meinung praktischste und allein mögliche Ausführung des Angriffes austauschten, kehrten sie in die Ruine zurück und verspeisten dort gemeinschaftlich und in bester Laune, was die etwas zweifelhafte Kochkunst von Welffens Burschen ihnen darbrachte. Dann folgte ein kleines Schläfchen, das

durch die unwichtige Meldung, der Feind habe drüben soeben seine Vorposten ablösen lassen, gestört wurde, und Beide kamen in ihrer Unterhaltung auf ein Thema, das sie täglich behandelten und das ihnen doch immer interessant blieb, ihre Lieben in der Ferne.

Aber man spricht sich über Alles endlich aus, und der Abend versprach ein recht langweiliger zu werden, denn drüben in den Schanzen rührte sich keine Maus, wie es schien, und die Preußen dachten ebenso wenig, daß es an diesem oder dem folgenden Tage zum Gefechte kommen werde.

Glücklicherweise schickte ein guter Kamerad vom Repli, der mit Welffens Einsamkeit Mitleiden fühlte, diesem gegen Abend eine Zeitung, die ihm ein glücklicher Stern zugeführt hatte, wobei er durch die Ordonnanz sagen ließ, sie enthalte einen interessanten Artikel über ein Seegefecht in der Ostsee. Lorenzen bemächtigte sich sogleich des Blattes und machte den Vorleser, während Beide auf dem Stroh ausgestreckt lagen und die Soldaten sich allmälig näherten, um auch Etwas von den Nachrichten zu erhaschen, die nicht sehr regelmäßig in das Feldlager gelangten.

Am 17. März hatte bei der Insel Rügen ein Seegefecht zwischen preußischen und dänischen Schiffen stattgefunden. Es war das erste, welches die junge preußische Marine bestanden hatte, — wenn man die verunglückte Expedition der Corvette Danzig gegen die afrikanischen Riffpiraten im Jahre 1856 nicht in Betracht ziehen will — man hatte also allen Grund, gespannt zu sein, wie sie ihre Feuertaufe überstanden haben möge.

Nachdem man im vorigen schleswig-holsteinischen Kriege die bittere Erfahrung gemacht hatte, wie ohnmächtig Preußen und ganz Deutschland, trotz ihrer großen Ueberlegenheit zu Lande, dem kleinen Dänemark gegenüber zur See seien,

nachdem damals der deutsche Handel die empfindlichsten Schläge durch ein Paar kleine Schiffe, welche die Häfen sperrten, erhalten hatte, war Etwas mehr als bisher, freilich immer noch nicht viel, für die neugebildete preußische Flotte geschehen, während die deutsche unter den Auktionshammer kam. Erst die wiederholt ausgesprochenen Wünsche des deutschen Volkes, die dringenden Mahnungen des preußischen Abgeordnetenhauses und die Voraussicht eines Krieges mit Dänemark hatten dahin gewirkt, daß die preußische Marine verstärkt wurde.

Preußen besaß bei Ausbruch des Krieges, unter Führung des seinem Fache ganz ergebenen Admirals, des Prinzen Adalbert, eine kleine Flotte, von der folgende Schiffe in den Dienst gestellt wurden: drei Schraubencorvetten Vineta und Arcona, jede von 30 Kanonen, und Nymphe von 17 Kanonen, der Dampfaviso Grille, Flaggenschiff des Prinzen, acht Schraubenkanonenbööte erster Klasse zu je 3 Geschützen und fünfzehn zweiter Klasse zu je 2 Geschützen. An Segelschiffen hatte man die ehemals dänische Fregatte Gefion (Eckernförde) von 48, die Corvette Niobe von 24 Kanonen und das Transportschiff, den Adler. Noch ein Paar anderer Schiffe waren zur Zeit abwesend im Mittelländischen Meere und an der Ostküste Asiens.

Dieser kleinen Flotte konnten die Dänen nun eine viel ansehnlichere Macht entgegenstellen, und übrigens ließ sich voraussetzen, daß ihre Offiziere und Seeleute geübter und erfahrener seien als die preußischen. Sie hatten nachstehend genannte Schiffe für den Krieg ausgerüstet: die Schraubendampfer Linienschiff Skjold von 64 Kanonen, die Fregatten Jylland, Niels Juel und Sjaelland, jede von 42 Kanonen, und Tordenskjold von 36 Kanonen, ferner die Corvetten Thor, Dagmar und Heimdal, jede von 16 Kanonen, die Schooner Fylla und Diana, sowie fünf Kano-

nenböte; an Panzerschiffen hatten sie den Rolf Krake (Orlogs-Capitain Rothe), die Corvette Danebrog und zwei Schooner zu drei Kanonen, von Räderdampfern den Holger Danske, Hekla, Geiser, Slesvig, Freya, Falken, deren jeder sechs oder acht Geschütze führte, und drei Schaluppen, eine Anzahl von Dampfkanonenbööten und endlich an Segelschiffen das Linienschiff Frederik IV., die Fregatte Thetis und die Corvette Najaden.

Die Dänen hatten nun schon im Februar die preußischen Ostseehäfen in Blockadezustand erklärt, waren aber nicht im Stande, dieselbe faktisch auszuführen, später dehnten sie diese Maßregel auch auf die Häfen der Herzogthümer aus. Unter Oberbefehl des Vice-Admirals Steen Bille war ihre Flotte in drei Geschwader getheilt, eines für die Nordsee, eines für den östlichen und eines für den westlichen Theil der Ostsee.

Am 16. März ließen sich die ersten dänischen Schiffe bei der Insel Rügen sehen, und an demselben Tage lief auch Capitain Jachmann mit der Arcona und Nymphe von Swinemünde aus, um zu rekognosciren; für die Häfen im westlichen Theile der Ostsee war nämlich der Beginn der Blockade auf den 15. angesagt worden. In der That sahen sie am Abend drei dänische Schiffe auf der Höhe von Jasmund, mußten es aber der einbrechenden Nacht wegen auf den anderen Tag verschieben, sie näher in Augenschein zu nehmen.

Bei der Greifswalder Oie sammelte sich am anderen Morgen das ganze Geschwader, bestehend aus den beiden vorgenannten Schiffen, dem Dampf-Aviso Loreley und einigen Dampfkanonenbööten, zusammen mit 43 Geschützen, und bereits um die Mittagszeit erblickte man sechs dänische Schiffe, den Skjold, Jylland, Själland, zwei Corvetten und einen Panzerschooner, zusammen mit 179 Kanonen. Die

Preußen, obgleich an Geschützzahl weit unterlegen, hatten doch den Vortheil, daß ihre Kanonen weiter und sicherer trugen als die dänischen.

Der Skjold und der Själland nahmen das Centrum der feindlichen Linie ein, und die Preußen, welche das Feuer eröffneten, steuerten gerade auf sie los und näherten sich ihnen bis auf 2000 Schritte, worauf eine scharfe Kanonade begann. Die Loreley war bald kampfunfähig gemacht und mußte sich gegen die Untiefen des Strandes zurückziehen, wo sie von den Kanonenbööten aufgenommen wurde, welche sich auch nicht weit hinauswagen durften. Auch die Nymphe wurde beschädigt und sah sich, der Uebermacht gegenüber, genöthigt, den Rückzug anzutreten, wobei sie von den beiden verfolgenden dänischen Schiffen mit Kugeln förmlich überschüttet wurde; die Arcona unterstützte sie nach Kräften, erlitt dabei aber auch schwere Verluste. Indessen gelang es beiden sich tapfer wehrenden Schiffen nach dritthalbstündigem Gefechte, sich den Dänen, denen sie keinen unbedeutenden Schaden zugefügt hatten, zu entziehen und nach Swinemünde zurückzukehren. Die Tapferkeit und Geschicklichkeit von Offizieren und Matrosen hatte sich vollständig bewährt, und es war immerhin ein kühnes Wagestück zu nennen, daß sie den Kampf mit dem viel stärkeren Gegner angenommen hatten; in Folge dessen wurde denn auch Capitain Jachmann zum Contre-Admiral ernannt.

Auf der Loreley war der Lootse tödtlich verwundet worden, die Arcona hatte an Todten drei Mann, an Verwundeten ihren ersten Lieutenant (Berger), dem das Sprengstück einer Bombe den Arm fortriß, und 2 Matrosen, die Nymphe verlor zwei Todte und fünf Verwundete. Nach dänischen Berichten hatte der Feind 3 Todte und 19 Verwundete, seine Schiffe waren aber doch so beschädigt, daß sie nach der Insel Moen zurückgehen mußten, um dort

Ausbesserungen vorzunehmen, und später wagten sie sich nicht mehr in allzugroße Nähe der als blockirt erklärten Häfen.

Die preußischen Soldaten auf der Feldwache brachten, als Lorenzen den Bericht beendet hatte, ihren Kameraden von der Marine drei freudige Hurrahs aus, und dann fuhr der Vorleser fort.

Ein anderes freudiges Ereigniß, eine zweite preußische Waffenthat, von der man bisher noch Nichts gewußt hatte, war der glückliche Ueberfall dreier Compagnien auf die dänische Besatzung der Insel Fehmarn, die der holsteinschen Küste bei Heiligenhafen, nur durch einen schmalen Meereskanal getrennt, gegenüberliegt. Von hier aus belästigten die Dänen die Küste, bis sie in der ersten Frühe des 15. März überrascht uud auf ihre Schiffe gejagt wurden; außer einem Todten und einigen Verwundeten hatten sie dabei vier Offiziere und 109 Mann als Gefangene eingebüßt.

Die Nachrichten, welche diese Zeitung von den Oesterreichern brachten, waren ebenfalls befriedigeud, obgleich es daselbst noch nicht zum vollen Ernste hatte kommen können, weil es an schwerem Belagerungsgeschütz fehlte, das sich sämmtlich vor den Düppeler Schanzen befand. Die Dänen hatten nach dem scharfen Gefechte bei Veile keinen Kampf mehr angenommen, sondern sich schleunigst nach dem Norden Jütlands zurückgezogen. Dahin hatten die Oesterreicher vorläufig keinen Grund, ihnen zu folgen, und begnügten sich, sie in ihrer bisherigen Stellung zwischen Kolding und Veile, hauptsächlich durch Kavallerie, zu beobachten, während sie ihre Hauptkräfte auf die Festung Fridericia wandten, von wo bereits eine bedeutende Truppenanzahl nach der Insel Alsen geschickt worden war.

Am 19. März hatten die Oesterreicher nun alle däni-

schen Truppen, welche sich noch vor der Festung befanden, fast ohne Kampf in dieselbe zurückgedrängt und in der Nacht zwei Batterien, die indessen nur mit leichtem Geschütz besetzt werden konnten, bei Eritsoe und Fuglsang erbaut; auch die Preußen etablirten einige gezogene Batterien nördlich von Fridericia.

Am 20. begann das Bombardement der Stadt, die von den Einwohnern in größter Eile verlassen worden war, konnte aber, weil die Geschütze eben zu leicht waren, nicht auf die Festungswerke gerichtet werden. Viele Häuser geriethen in Brand, aber der Kommandant, Generalmajor Lunding, fühlte sich dadurch nicht veranlaßt, die ihm angebotene Kapitulation anzunehmen, und nachdem die Beschießung noch zwei Tage fortgedauert hatte, ohne ein besonderes Resultat zu erzielen, zogen sich die Oesterreicher zurück und begnügten sich mit der Cernirung der Festung. Am 26. marschirte die Infanterie der preußischen Gardedivision nach dem Sundewitt ab, weil sie vor Fridericia einstweilen nicht mehr von Nutzen sein konnte, und gerade an diesem Tage wurde sie bei Düppel erwartet.

Während Lorenzen diese Mittheilungen aus der allerdings verspäteten Zeitung machte, war die Dunkelheit vollständig eingebrochen. Damit schienen die Dänen denn auch den Feiertag für beendet zu halten, denn allmälig fingen ihre Batterien wieder zu spielen an; die preußischen Kanonen drüben am Strande von Broacker ließen auch nicht lange mit der Antwort warten. Indessen wurde das Feuer auf beiden Seiten nur schwach unterhalten, und die Bomben wurden nur in langen Pausen geworfen.

Dennoch gewährte dieses Bombardement einen herrlichen Anblick. Mehrere Schanzen feuerten auf die preußischen Vorposten, ohne ihnen besonderen Schaden zu thun, und dazwischen wurden wieder von Zeit zu Zeit Leucht-

kugeln geworfen, um das Vorterrain, das jene inne hatten, momentan zu erhellen; jedenfalls fürchteten die Dänen schon die Eröffnung der Parallelen. Die Geschosse beschrieben einen feurigen Bogen gegen den dunkeln Nachthimmel, und ihr dumpfes Sausen war deutlich zu vernehmen. Bald ging eine Barracke in den Schanzen oder ein dahinter liegendes Gehöft in Flammen auf, und nun verbreitete sich eine rothe Glut über den ganzen östlichen Himmel, was einen bewunderungswürdigen Anblick darbot. Auch gegen die Feldwache Welffens in dem niedergebrannten Hause wurden einige Bomben geworfen, aber obgleich die Dänen Zeit und Gelegenheit genug gehabt hatten, die Distancen genau abzuschätzen, gingen ihre Geschosse doch gewöhnlich weit über das Ziel fort. Außerhalb des Hauses lag hinter einem Knick ein Soldat, der dem Fluge der Geschosse mit den Augen zu folgen den Befehl hatte; nahm eines derselben dann einmal seine Richtung auf das Gehöft zu, so rief er laut das Warnungswort: „Bombe!“ und sofort entwickelte sich gewöhnlich eine sehr komische Scene, indem sich die Meisten dicht an den Mauern auf den Boden niederwarfen; ein paar Sekunden trat eine erwartungsvolle Stille ein. Sauste das Geschoß dann über das Gehöft fort oder schlug es zu früh ein und krepirte, dann sprangen Alle wieder schnell auf die Beine, und ein Scherz jagte den anderen.

An einer tragischen Episode sollte es übrigens hier ebenso wenig wie an anderen Stellen der Vorpostenlinie fehlen. Einer der Unteroffiziere, die zu der Feldwache gehörten, hatte sich mit Erlaubniß seines Lieutenants vorbegeben, um die feindlichen Schanzen besser beobachten zu können. Der Mann hatte schon den ganzen Nachmittag über, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, sich still und

ernst verhalten, obgleich er auf die an ihn gerichteten Fragen versicherte, daß er sich körperlich ganz wohl befinde.

Wieder einmal ertönte der ominöse Ruf: „Bombe!“ von draußen her. Alles ging wie gewöhnlich in solchem Falle vor sich. Dieses Mal schlug die Bombe, die gute Richtung auf das Gehöft gehabt hatte, noch vor demselben in den Knick ein, schleuderte Sand und die Zweige des Gebüsches weit um sich und zersprang dann mit dumpfem Knalle.

„Scheibe!“ rief ein Spaßvogel, wieder vom Boden aufspringend, aber das Gelächter erstarb auf allen Lippen, denn ein kläglicher Hülferuf und dann ein leises Schmerzensgewimmer kamen ihm zuvor. Alle blickten sich betroffen an. „Der Unteroffizier ist getroffen!“ rief der Beobachtungsposten draußen und eilte zu der Stelle, an der die Bombe eingeschlagen hatte.

Auch Welffen und Lorenzen sprangen auf, die meisten Leute der Feldwache folgten ihnen.

Kaum fünfzig Schritte vor dem Hause, am Fuße des durchbrochenen Knicks, lag der Unglückliche, sich mit beiden Händen den Leib haltend, den ein Sprengstück auf die entsetzlichste Weise aufgerissen hatte; todtenbleich und mit krampfhaft zuckendem Gesichte, war er nicht mehr im Stande, zu sprechen, sondern vermochte nur leise zu wimmern.

So schauderhaft der Anblick war, hatte man sich doch schon an ähnliche Zufälle gewöhnen müssen, und Welffen, der bei dem ersten Blicke auf die schwere Verwundung begriff, daß hier die Kameraden gar nichts helfen könnten, daß auch ein Arzt es wahrscheinlich nicht im Stande sein werde, befahl, schnell gefaßt, eine Bahre zu holen, die sich zu solchem Zwecke bei der Feldwache befand, und den armen Menschen zum Repli zurückzutragen, bei dem sich ein Arzt aufhielt. Mehr konnte er nicht für ihn thun.

Indessen hatte der sich in Schmerzen am Boden windende Verwundete die Hand Lorenzens, der schnell neben ihn niedergekniet war, ergriffen und schien sie in seiner Todesangst nicht wieder loslassen zu wollen, während er mit den weit geöffneten, glanzlosen Augen um sich starrte; die Trostesworte, die ihm Lorenzen, auf das Tiefste erschüttert, sagte, schien er gar nicht mehr zu vernehmen.

Die Bahre war schnell zur Stelle, und man legte ihn mit der größten Vorsicht darauf.

Schon eine Weile vorher, ehe dieser traurige Vorfall eintrat, hatte Welffen zu Lorenzen gemeint, die dänischen Kanoniere schössen allmälig immer sicherer und er möge sich doch lieber von der Feldwache, an die ihn ja keine Pflicht binde und der er augenblicklich nicht einmal von Nutzen sein könne, zurückziehen.

„Wo Du bist, bleibe ich auch", hatte ihm Lorenzen mit großer Bestimmtheit geantwortet.

Eine Erinnerung an Emma und seine Kinder war auch vergebens gewesen, und er nahm es beinahe übel auf, daß Welffen ihm, dem alten Soldaten, rieth, den Kugeln des Feindes aus dem Wege zu gehen.

„Wenn ich auch nicht mehr Soldat sein darf, wie ich jetzt wohl von Herzen wünschte", erwiderte er ihm, „so kann ich doch auf das Bestimmteste versichern, daß ich diesen verhaßten Dänen nicht um einen Fuß breit zu weichen gedenke."

Welffen hatte Nichts mehr gesagt, um ihn nicht zu erzürnen, aber er hatte doch die Unruhe im Geheimen nicht von sich abwehren können, daß eine gut geworfene und zerplatzende Bombe vier Herzen auf einmal zerschmettern könne, nämlich Lorenzens, Emmas, Claras und sein eigenes. Es war ihm daher jetzt ein willkommener Vorwand, Lorenzen zu bitten, daß er den Transport des Schwerverwunde-

ten begleiten möge, um darüber zu wachen, daß derselbe mit der größtmöglichsten Schonung behandelt werde.

Damit war denn Lorenzen auch sogleich einverstanden, zumal Jener noch immer seine Hand nicht fahren lassen wollte, und, seine Trostzusprüche fortsetzend, schritt er neben der Bahre, die von zwei Soldaten getragen wurde, her. Sie gingen auf der großen Straße zurück, neben der das Repli vor dem Dorfe Nübel seinen Lagerplatz hatte.

Das traurige Ereigniß hatte sämmtliche Mannschaften der Feldwache, die kurz zuvor, des feindlichen Feuers ungeachtet, noch so guter Laune gewesen waren, tief verstimmt, zumal der zum Tode verwundete Unteroffizier, ein noch junger Mann, allgemein beliebt gewesen war; die Scherze und das Gelächter verstummten, dagegen schien über Alle eine düstere Todesahnung gekommen zu sein.

Auch Welffen war nicht im Stande, einen erheiternden Gedanken zu fassen; dieselben schweiften zu Clara zurück, aber seine Phantasie malte ihm dieselbe nicht im Brautkleide, mit dem Myrthenkranze im Haare, sondern er sah sie im schwarzen Traueranzuge, sich unter strömenden Thränen über den Grabhügel und das einfache hölzerne Kreuz beugend, das ihm die Kameraden auf dem Kirchhofe zu Nübel oder Düppel errichtet hatten. Er achtete nicht mehr auf die feindlichen Bomben, aber er fühlte sich so unheimlich, daß er recht herzlich wünschte, Lorenzen möge erst zurückgekehrt sein, um sich im Gespräche mit ihm wieder aufzuheitern.

Die Stille, die zwischen den Brandmauern eingetreten war, wurde nach einer halben Stunde ungefähr dadurch unterbrochen, daß sich Tritte, welche gerade auf die Feldwache zukamen, vernehmen ließen. Der Posten vor dem Gewehr rief sein: „Halt! Werda?"

Welffen fuhr aus seinem Traume auf. Kehrte Loren-

zen schon zurück? Er horchte gespannt auf die Antwort, welche der Posten erhalten würde.

„Ein Mann vom Doppelposten No. 2", lautete sie, — „bringt einen Deserteur, der wichtige und schleunige Mittheilungen machen zu müssen vorgiebt."

Losung und Feldgeschrei wurden ordnungsmäßig gewechselt, und gleich darauf trat der preußische Soldat in Begleitung eines waffenlosen dänischen ein.

Da das Mauerwerk die Feldwache in der Front und von den Seiten vollständig deckte, war innerhalb desselben schon am Abende ein kleines Feuer angezündet worden, bei dem die Leute kochten und sich erwärmten. Es flackerte nur noch schwach, da der helle Schein sonst dem Feinde einen besseren Zielpunkt abgegeben haben würde, und erleuchtete den geschlossenen Raum nur nothdürftig; die Gesichtszüge der Einzelnen ließen sich dabei nicht genau unterscheiden.

Welffen hatte sich sofort erhoben, als der Soldat mit geschultertem Gewehr an ihn herantrat und ihm die dienstliche Meldung machte, dann ließ er seine Blicke über den Deserteur streifen.

Derselbe schien ein noch junger Mann zu sein; von mittlerer Statur, die gerade keinen robusten Körperbau, wie man ihn bei den meisten dänischen Soldaten findet, verrieth, hatte er ein bartloses, beinahe weibisches Gesicht von sehr regelmäßigen Zügen und blasser Farbe, tiefschwarze Augen, deren Glanz man wohl halb erloschen hätte nennen können, wäre in ihnen nicht zuweilen ein Feuerstrahl aufgeblitzt, und schön gelocktes schwarzes Haar, das sehr sorgsam gekämmt war. Kurz, er war ein recht hübscher Mensch, aber gerade in den Augen lag doch ein Ausdruck, der kein besonderes Vertrauen zu erwecken vermochte.

Er trug die blaue Uniform der dänischen Infanterie

mit rothem Kragen, die hellblauen Beinkleider und die Feldmütze auf dem Kopfe; Waffen hatte er nicht bei sich.

„Sind Sie Inseldäne, Jüte oder Schleswig-Holsteiner?“ fragte ihn Welffen.

„Ich bin aus dem südlichen Theile der Stadt Flensburg gebürtig,“ antwortete der Mensch mit großer Sicherheit und in sehr gutem Deutsch, das vollständig den schleswigschen Accent hatte, aber die Stimme klang so weich, daß Welffen unwillkürlich stutzte und ihn genauer musterte, nachdem er ihm befohlen hatte, näher an das Feuer zu treten.

Man pflegt zu sagen, daß man den Menschen in einer Verkleidung am besten an seinen Händen erkenne, und der Lieutenant, der sich dessen zufällig erinnerte, blickte dahin. Sie waren auffallend klein, aber durchaus nicht zart; man sah ihnen an, daß der Mann schon schwere Arbeit verrichtet, wenigstens die Muskete geführt haben mußte, auch war sein Gesicht theilweise von Pulverdampf geschwärzt.

Obgleich er wohl bemerkt haben mußte, daß der preußische Offizier ihn mit Mißtrauen betrachte, was diesem bei der organisirten Spionage der Dänen gewiß nicht zu verdenken war, blieb er doch ganz ruhig und schien sich ebenso wenig um die neugierigen Blicke der Soldaten zu kümmern, die einen weiten Kreis um ihn geschlossen hatten.

„Ich bin ein Deutscher“, setzte er auf die an ihn gerichtete Frage hinzu, — „und habe in der dänischen Armee nur gezwungen gedient; daher wartete ich schon lange auf die Gelegenheit, zu den Preußen zu desertiren, aber sie bot sich mir erst in dieser Nacht, denn man hat ein scharfes Auge auf uns Schleswiger, man traut uns nicht.“

„Und was sind Sie ihrem Stande nach?“

„Schneider“, war die kurze Antwort.

So etwa sah der Mensch wirklich aus; die Schneider

pflegen selten kräftige Gestalten zu haben, die sitzende Lebensweise macht sie blaß und schwächlich.

„Wie entkamen Sie aus den Schanzen?" setzte Welffen sein Examen fort.

Der schleswigsche Schneider erzählte kurz und bündig eine ganz glaubhafte Geschichte, wie er auf Vorposten am Fuße der Werke mit einem Inseldänen gestanden habe, wie derselbe durch einen Splitter einer in ihrer Nähe krepirenden Bombe schwerverwundet niedergesunken sei und wie er nun Tornister und Waffen von sich geworfen und schnurstracks auf die preußischen Vorposten zugelaufen sei. Es desertirten damals viele Schleswiger auf ähnliche Art.

„Man wird mich doch nicht in eine preußische Festung bringen, Herr Lieutenant?" fragte er mit augenscheinlicher Aengstlichkeit. „Es wird sich in Flensburg leicht feststellen lassen, daß ich immer ein guter Deutscher gewesen bin, und jedes Kind aus der Nachbarschaft kann bezeugen, daß ich nur zwangsweise in diese Uniform gekommen bin. Ich bin von Natur ein schlechter Soldat."

Die Preußen lachten über den Flensburger Schneider, und selbst Welffen mußte lächeln.

„Mein Freund", meinte er, — „ich habe Nichts über Ihr ferneres Schicksal zu bestimmen, doch zweifle ich nicht, daß man gerechte Rücksichten auf Sie nehmen wird, besonders wenn Sie, wie Sie angegeben haben, im Stande sind, unserem Corps einen wichtigen Dienst zu leisten."

„Ich hoffe es, Herr Lieutenant. Ich habe gestern vor einer Barracke in der Schanze No. 4 Schildwache gestanden, als mehrere höhere Offiziere drinnen über die Maßregeln sprachen, welche General von Gerlach zu ergreifen beabsichtigt."

„Und Sie haben gehorcht?"

„Die Herren sprachen sehr laut und hitzig."

„Und wollen Sie mir mittheilen, was Sie vernommen haben?"

Der Schneider zögerte und schien etwas verlegen zu werden, dann sagte er:

„Ich wünschte dem Oberstkommandirenden, dem Prinzen Friedrich Carl, oder dem Feldmarschall von Wrangel selbst meine Mittheilungen machen zu dürfen."

„Das wird schwer angehen, wenn Ihre Nachrichten Eile haben, denn der Prinz befindet sich in Gravenstein und der Feldmarschall in Flensburg."

„Eile hat es, Herr Lieutenant, wie ich glaube."

„Gut; ich werde Sie sofort an den Vorpostenkommandanten schicken; theilen Sie ihm Alles, was Sie wissen, mit; er wird dann das Weitere verfügen."

Der Deserteur erwiderte Nichts mehr; seine Mienen drückten noch immer die größte Ruhe aus, und seine Blicke flogen neugierig in dem Raume, den die Feldwache besetzt hielt, umher.

Welffen beauftragte zwei Soldaten, welche die geladenen Gewehre unter dem Arm trugen, ihn sogleich nach Stenderup zu transportiren, und gab eine kurze schriftliche Meldung an den kommandirenden höheren Offizier mit. Dann streckte er sich wieder auf sein Strohlager nieder und hatte den Deserteur bald vergessen; diese Leute gaben oft vor, Nachrichten von Wichtigkeit zu bringen, und bildeten es sich zuweilen selbst ein, gewöhnlich aber meldeten sie nur, was man bereits wußte.

Der Flensburger Schneider schritt zwischen den beiden Soldaten, die über den schlechten Weg fluchten, ihn aber dabei nicht aus den Augen ließen, wohlgemuth fort und erzählte ihnen mit großer Zungengeläufigkeit Mancherlei, was in den letzten Tagen in den Schanzen passirt war.

„Eine richtige Schneiderseele!“ bemerkte der Eine zum Anderen. „Plappert wie ein alt’ Weib!“

Sie waren noch nicht weit von den Schanzen entfernt, als ihnen Lorenzen und die zwei Bahrenträger begegneten, die zur Feldwache zurückkehrten, nachdem sie den sterbenden Unteroffizier in die Hände des Arztes abgeliefert hatten, der mit Bestimmtheit versicherte, daß er den anderen Morgen nicht mehr erleben werde. So geschah es auch.

Man rief sich gegenseitig an und erkannte sich schnell.

„Wen habt Ihr denn da, Leute?“ fragte Lorenzen, der beim ganzen Bataillon schon genügend bekannt war.

„Einen Deserteur aus den Schanzen, Herr Hauptmann, einen Flensburger Schneider. Er will wichtige Nachrichten bringen, und der Herr Lieutenant hat uns befohlen, ihn zum Herrn General von — zu bringen.“

Bei dem Tone der Stimme Lorenzens, dessen Gesicht deutlich zu erkennen, die Dunkelheit verhinderte, zuckte der Deserteur heftig zusammen und horchte hoch auf. Diese Bewegung war indessen den Uebrigen entgangen, ebenso daß das Gesicht des Menschen sehr bleich wurde und daß seine Augen Blitze auf Lorenzen schossen, als wollten sie die Finsterniß gewaltsam durchdringen.

Lorenzen selbst achtete auch nicht weiter auf den Mann, sondern nachdem er nur kurz gefragt hatte, ob auf der Feldwache sonst etwas Neues vorgefallen sei, setzte er seinen Weg mit den beiden Begleitern fort und war bald wieder bei seinem Freunde.

Inzwischen war auch das Bombardement auf beiden Seiten verstummt.

## Viertes Kapitel.

Der dänische Deserteur war in Stenderup vor den General von —, den Vorpostenkommandanten, geführt worden und hatte eine wohl halbstündige Unterhaltung mit ihm. Dabei waren nur ein Paar Adjutanten als Zeugen zugegen.

Die Mittheilungen mußten wichtig gewesen sein, denn nachdem der General befohlen hatte, den Mann vorläufig auf die Dorfwache zu bringen, wo er gut behandelt, aber auch scharf bewacht werden solle, rief der eine Adjutant eiligst nach seinem Pferde, schwang sich in den Sattel und jagte verhängten Zügels auf der nach Gravenstein führenden Straße fort.

Im Hauptquartier wurde es nach dem Eintreffen des Adjutanten bald lebendig, und die Ordonnanzoffiziere sprengten nach allen Seiten davon: an dem ganzen Treiben ließ sich leicht sehen, daß etwas Besonderes im Werke sei.

Dies zu vollführen, war die Brigade von Raven ausersehen, die bis dahin im Holsteinischen gestanden hatte und erst vor Kurzem bei Düppel eingetroffen war. Sie trat in aller Stille an und marschirte, bevor der Tag noch angebrochen war, gegen die Schanzen vor. Ein Bataillon ging südlich der Flensburg-Sonderburger Chaussee auf die Büffelkoppel zu, zwei andere dirigirten sich über Oster-Düppel.

Man behauptet, diese Truppen hätten den Befehl gehabt, sich vierhundert Schritte über die bisherige Vorpostenstellung vorzuschieben und sich dort einzugraben, um die für den nächsten Tag beabsichtigte Eröffnung der ersten Parallele zu decken, dieser Befehl sei aber dahin mißverstanden worden, daß sie sich vierhundert Schritte vor den dänischen Schanzen eingraben sollten.

Genug, die Preußen rückten unter dem Schutze der tiefen Dämmerung unbemerkt vor, und die Feldwachen, welche sie erreichten, schlossen sich ihnen an, so auch die Welffens, der durch das neue Manoeuvre nicht wenig überrascht war.

Mit einer Plänklerkette vor sich warfen sie sich, ohne einen Schuß zu thun, auf die dänischen Vorposten. Die Ueberraschung war so groß und der Ansturm so gewaltig, daß die Dänen gar nicht an Vertheidigung dachten, sondern vollen Laufes zu ihren Schanzen zurückkehrten. Ehe die letzteren noch einen Schuß hatten thun können, waren die Preußen schon auf vierhundert Schritte herangekommen und beeilten sich, auf dem ganzen Terrain Schützengruben zu öffnen.

Dies war in der That ein Unternehmen, dessen Zweck und Ausführbarkeit nicht recht einleuchtend erscheinen konnte. Lorenzen, der sich, trotz Welffens Bitten und Abmahnungen, dessen Kompagnie angeschlossen hatte und dem Freunde dicht zur Seite war, schüttelte ein über das andere Mal heimlich den Kopf dazu.

„Wenn Die da oben zu brummen anfangen," meinte er, auf die Geschützmündungen deutend, die sich ihnen über die Brustwehren und durch die Scharten der Schanzen entgegenstreckten, — „und wenn sie uns, wie zu erwarten steht, mit Kartätschen traktiren, so dürften nur Wenige zurückkehren. Was will man nur eigentlich?"

Auch Welffen machte, wie die meisten Offiziere, ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Wenn wir stärker wären, würde ich glauben, der Sturm auf die Schanzen sollte schon heute stattfinden," flüsterte er seinem Freude zu. „Vielleicht folgt uns eine starke Reserve."

Aber von einer solchen war, so sehr man auch die

Augen anstrengen mochte, Nichts zu erblicken, dagegen lagen die Schanzen — man hatte gerade die besonders thätige Schanze Nr. 2 und Nr. 3 vor sich, Nr. 1 war bereits seit einigen Tagen schweigsam geworden — recht deutlich vor Aller Blicken. Noch nie waren ihnen die Preußen so nahe gekommen und hatten sich so sicher von ihrer Stärke überzeugen können.

Die erste Linie dieser Werke klebte förmlich an dem Abhange, und wurde von der zweiten Linie eingesehen, lag also unter deren Feuer. Die Wälle waren an zwanzig Fuß hoch, die sie umgebenden Gräben zwölf Fuß tief und zwanzig Fuß breit; von den vielen übrigen Hindernissen, welche die Dänen gegen einen Sturm angebracht hatten, ist schon die Rede gewesen. Deutlich konnte man die Kanoniere sehen, wie sie, wahrscheinlich aus dem festen Morgenschlummer geschreckt, zu ihren Geschützen eilten, während in den Laufgräben, welche die Schanzen mit einander verbanden, die Bajonnete der Infanterie blitzten. Dieselbe begann denn auch zuerst das Feuer.

Das Eingraben war nicht eine so leichte Sache, wie man sich vorgestellt haben mochte, und die Geschütze ließen auch nicht lange auf sich warten, die Arbeit zu stören. Rauchsäulen stiegen über den Brustwehren empor, und ein Hagel von Kartätschen wurde den Angreifern entgegengeschleudert. Viele Leute sanken verwundet oder tödtlich getroffen nieder. Eine Kartätschladung folgte der anderen.

„Das geht nimmermehr so!“ sagte Lorenzen in wahrer Verzweiflung zu Welffen. „Es wäre immer noch besser, sich mit dem Bajonnete auf die Schanzen zu stürzen, denn hier müssen wir Alle aufgerieben werden.“

Das schien auch den höheren Befehlshabern einzuleuchten, denn plötzlich wurde auf der ganzen Linie zum schnellen Avanciren geblasen, und Alles, froh, aus der un-

gemein exponirten Lage zu kommen, stürzte sich auf die Laufgräben, die am Fuße der Schanzenglacis angelegt und von feindlicher Infanterie besetzt waren. Dieselbe wich sofort und flüchtete sich in die Schanzen.

An ein weiteres Vordringen war nicht zu denken, denn dazu waren die Angreifer doch zu schwach an Zahl, und eine Unterstützung, die man meistentheils mit Bestimmtheit erwartete, kam nicht heran; die Laufgräben gewährten aber wenigstens eine Deckung, und von hier aus schoß man sich nun eine ganze Weile mit dem Feinde herum, obgleich ein Zweck dabei eigentlich nicht zu erkennen war.

Es sollte aber noch schlimmer kommen, denn nun, wo es inzwischen hell geworden war, ließ sich auch Rolf Krake am Eingange des Wenning-Bondes erblicken und dampfte dicht unter den preußischen Strandbatterien, die so hoch lagen, daß sie ihn nicht erreichen konnten, vorüber in den Meerbusen ein. Er konnte die ganze Stellung der Preußen übersehen, legte sich ziemlich nahe an die Küste und eröffnete ein tüchtiges Kartätschfeuer auf den rechten preußischen Flügel, der dadurch neue schwere Verluste erlitt.

Auf dem linken Flügel der Preußen machten die Dänen einen Ausfall mit Artillerie und Infanterie und trieben jene bis auf die Hügel nördlich von Düppel zurück, wo sie sich erst wieder festzusetzen vermochten. Bei dieser Gelegenheit wurden ein preußischer verwundeter Offizier und 31 Mann zu Gefangenen gemacht.

Das Liegenbleiben, das doch nicht ewig währen konnte, war für den rechten Flügel ebenso schlimm als das Zurückgehn im feindlichen Feuer; man mußte sich also zu letzterem entschließen. Der Befehl kam, man solle allmälig abziehn und die Gräben an der Chaussee zu erreichen suchen.

Mit welch' großem Verluste dies nur ausgeführt werden konnte, läßt sich leicht denken, dennoch geschah es mit der mög-

lichsten Ordnung bis in die frühere Stellung der Vorposten, fortwährend von Kanonenkugeln, Kartätschen, Granaten und Infanteriefeuer überschüttet. Acht Offiziere und hundertundsechsunddreißig todte und verwundete Soldaten waren das Opfer dieses Gefechtes, das noch viel schlimmer hätte ablaufen können, wenn es den preußischen Batterien auf Broacker nicht endlich gelungen wäre, den Rolf Krake aus der Bucht zu treiben.

Die Preußen hatten nur einige hundert Schritte weiter gegen die Schanzen gewonnen, was zweifellos mit geringerem Verluste hätte geschehen können, wäre jenes Mißverständniß nicht dazwischengekommen. Viele wollten aber gar nicht an ein Mißverständniß glauben, sondern behaupteten, die falsche Aussage eines dänischen Deserteurs, daß die Besatzung der Schanzen in der Nacht des Ostersonntags gar nicht auf ihrer Hut sei, weil sie in den Feiertagen keinen Angriff erwarte, habe zu dem plötzlichen Vorbrechen Veranlassung gegeben.

Wie dem nun auch sein mochte, Welffen konnte sich doch des Gedankens an den Flensburger Schneider nicht entschlagen, und eine gewisse Ahnung sagte ihm, dieser Mensch könne an dem Unglücke die hauptsächlichste Schuld tragen. Er nahm sich daher vor, sich, sobald er von der Feldwache abgelöst sein würde, nach dem Verbleibe des Deserteurs zu erkundigen. Diese Ablösung erfolgte auch sehr bald, da die Vorpostenlinie nun von der Brigade Raven weiter vorgeschoben wurde.

Lorenzen war, ebenso wenig wie Welffen, obgleich beide im heftigsten Feuer gestanden hatten, verletzt worden. Nachdem sie sich, in ihr Kantonnement zurückgekehrt, durch Schlaf von den Anstrengungen der Nacht erholt und Welffen dem Freunde das Interesse, das er an dem Deserteur nahm, mitgetheilt hatte, wollten sich Beide auf den Weg

nach Stenderup machen, als gerade der Befehl eintraf, noch im Laufe dieser Nacht solle die erste Parallele zwischen der Flensburger Chaussee und dem Wenning-Bonde eröffnet werden und dafür solle ihre Brigade fünf Bataillone stellen.

Unter diesen Umständen mußten sie auf ihre Absicht verzichten und im Dorfe bleiben.

Schon am Abende, sobald die Dunkelheit eingebrochen war, begannen Ingenieuroffiziere durch Strohwische den Lauf der Parallele abzustecken, die sich etwa zweitausend Schritte lang von der Chaussee bei dem Gehöfte Frydendal bis an den Strand des Wenning-Bondes, vor den Schanzen No. 1 bis No. 6, erstrecken sollte. Oberstlieutenant von Kriegsheim und Major Rötscher von den Ingenieuren führten die Oberaufsicht.

Um 9 Uhr Abends rückten die Arbeiter, 2500 Mann, mit ihrem Schanzzeuge an, während vier Bataillone unter Waffen vorgeschoben wurden, um die Dänen, falls sie einen Ausfall machen sollten, zurückzuwerfen. Die Arbeit wurde aber mit so großer Vorsicht und Geräuschlosigkeit vollführt, daß der Feind nicht eher etwas davon bemerkte, bis der helle Tag anbrach und die Brustwehr bereits aufgeworfen war. Trotz des heftigen Geschützfeuers, das er nun eröffnete, wurde mit der Arbeit fortgefahren und die später vollendete Parallele auf dem rechten Flügel mit zwei, auf dem linken Flügel mit vier Geschützen besetzt.

Sehen wir indessen, was aus dem Flensburger Schneider geworden war, den der General auf die Dorfwache in Stenderup geschickt hatte, nicht gerade als Arrestanten, aber doch mit der Weisung, ihn scharf zu beobachten.

Er durfte deshalb in der Wachtstube bleiben, aber ein Mann war immer heimlich beauftragt, ihn nicht aus dem Auge zu lassen.

Die Gesellschaft der Soldaten, in der so mancher derbe

Scherz über ihn fiel, schien ihm gerade nicht zu behagen, denn er setzte sich in eine Ecke, stand unter dem Vorgeben, daß er sehr ermüdet sei, nicht weitere Rede, und schloß bald die Augen, als ob er schlafe. Dem war aber nicht so, und ein gewandterer Beobachter als der schläfrige Musketier, der über ihn Wache halten sollte, würde wohl bemerkt haben, daß er die Augenlider zuweilen ein wenig öffnete und daß auch seinem Ohre das geführte Gespräch nicht entging.

Als gegen Morgen der Kanonendonner von den Schanzen herübertönte, traten die meisten Soldaten vor das Haus hinaus und hatten für nichts Anderes Sinn als das Gefecht, das dort stattfand und dessen Verlauf sich noch gar nicht ermessen ließ, der Deserteur aber setzte seinen Scheinschlaf fort. Sein Gesicht war auffällig blaß geworden, und zuweilen zuckte es leicht durch seinen ganzen Körper; auch das entging seinem Wächter.

Als nun am Tage die Nachricht eintraf, daß die Preußen mit ansehnlichem Verluste zurückgeschlagen worden seien, zeigte der Deserteur große Unruhe. Dieselbe war auch leicht erklärlich, denn in der That hatte er berichtet, daß die Besatzung der Schanzen auf den Kampf ganz unvorbereitet sei, und hatte sich dies anders befunden, so konnte leicht der Verdacht absichtlichen Verrathes auf ihn fallen.

Glücklicherweise für ihn hatte es wirklich einige Zeit gedauert, ehe die Schanzen auf die Angreifer zu feuern begannen, nachdem die dänischen Vorposten vollständig überrascht zu sein schienen; es ließ sich ihm daher nicht mit Bestimmtheit eine falsche Aussage nachweisen. Uebrigens gab es am anderen Tage mit den Vorbereitungen zu der Parallelenöffnung auch so viel zu thun, daß man den Menschen darüber ganz vergaß. Er selbst klagte darüber bitterlich, da er bald in seine Heimath entlassen zu sein wünsche, und als die Soldaten wieder ihre Scherze mit

ihm begannen, blieb er still in sich gekehrt sitzen und nahm nur wenig Speise und Trank zu sich; man bekümmerte sich endlich gar nicht mehr um ihn.

Die Wachtstube war in einem Bauernhause eingerichtet worden, und auf der Hausflur standen, da es draußen zuweilen fein regnete, die Gewehre, welche die Mannschaften in die Hand nahmen, sobald von der Schildwache draußen herausgerufen wurde, um sich dann vor dem Hause zu rangiren. Das kam öfter vor, bei den Ablösungen, wenn höhere Vorgesetzte vorüberkamen oder die Wache revidiren wollten.

Die mäßig große Stube hatte den Hausbesitzern wohl früher als Putzzimmer gedient, doch waren die besten Meubles jetzt herausgenommen worden und durch hölzerne Bänke und mit leinenen Laken bedeckte Schütten Stroh, die als Lagerstellen dienten, ersetzt worden. Eine Thür öffnete sich auf den Flur, zwei Fenster nach der Dorfstraße, an der das Haus lag, ein drittes nach dem Hofe, an den ein großer Garten stieß.

Hier hatte der Deserteur an einem Tischchen Platz genommen, und als um die Mittagszeit die neue Ablösung gekommen war, der er übergeben wurde, zeigte er sich wieder geschwätziger und holte einen recht hübsch gefüllten Geldbeutel hervor, seine Ersparnisse vom Traktament, wie er versicherte. Da er sich als ein guter Deutscher geberdete und tüchtig auf die Danskes schimpfte, die ihn wider seinen Willen in ihre Uniform gesteckt hätten, erwarb er sich das Vertrauen der preußischen Soldaten bald, und diese nahmen keinen Anstand, auf seinen Vorschlag einzugehen, daß auf seine Kosten Branntwein und andere Lebensmittel zum gemeinsamen Verbrauche geholt würden. Der wachthabende Unteroffizier hatte dagegen auch Nichts einzuwenden, da die bestellte Quantität nicht zu groß war.

Später erzählte der Schneider viel Interessantes über

die Schanzen und das Leben in ihnen, und gewiß kam es keinem Menschen mehr in den Sinn, ihn für einen Spion zu halten; man sprach sich auch ganz rückhaltslos gegen ihn aus, und er erfuhr über die preußische Stellung so viel als er wollte, dabei auch, daß noch in dieser Nacht die erste Parallele eröffnet werden würde.

Bei dieser Mittheilung blitzte sein Auge einen Moment lang heller auf, seine Mienen nahmen aber so schnell wieder den gleichgültigsten Ausdruck an, daß Niemand seine Gedanken zu errathen vermochte.

So kam der Abend heran und die Zeit, in der die Schanzarbeit beginnen sollte; auf der Wache war fast nur davon die Rede. Würden die Dänen bemerken, was man gegen die Schanzen ausführte, und die Nacht wieder blutige Opfer von den Kameraden fordern?

Wie es bei der vorigen Wachtmannschaft gewesen, war auch bei dieser angeordnet worden, daß beim jedesmaligen Heraustreten in das Gewehr ein Mann zurückbleibe, um den Deserteur zu überwachen. Das war dem Musketier, den die Reihe traf, schon ganz recht, denn in der warmen Wachtstube war es jedenfalls behaglicher, als draußen in der Nachtkälte. Der Deserteur schien für den bestellten Wächter auch immer ein ganz besonderes Interesse zu empfinden, denn er unterhielt sich mit ihm insbesondere und schenkte ihm dabei fleißig ein; er selbst versicherte, daß er nie Branntwein trinke, da er denselben nicht vertragen könne.

Es war gegen Mitternacht und die Zeit der Ablösung wieder herangekommen. Der specielle Wächter des Deserteurs hatte des Guten wohl ein bischen zu viel gethan, seine Unterhaltung war immer einsylbiger geworden, und er konnte die Augen nur noch mit Gewalt offen halten, da er sonst eine ernstliche Rüge des Unteroffiziers zu erwarten hatte.

Die Schildwache draußen rief in das Gewehr, und

die Wachtmannschaft polterte aus der Stube; nur der Deserteur und sein Aufpasser blieben in derselben zurück.

Der Letztere mochte wohl denken, daß er so bald nicht wieder eine so gute Gelegenheit finden werde, ein paar Minuten lang dem unbezwinglichen Drange des Schlafes nachzugeben, warf noch einen ausdruckslosen Blick auf den ihm Gegenübersitzenden, kreuzte dann die Arme über den Tisch, legte den Kopf darauf und schlummerte sanft, ehe noch eine halbe Minute vergangen war.

Darauf schien der Deserteur nur gewartet zu haben, denn über sein Gesicht flog ein höhnisches Lächeln, und gleichzeitig sprachen sich darauf schneller Entschluß und eine Thatkraft aus, die er bisher wohl zu verbergen verstanden hatte.

Sich schnell und leise erhebend, vertauschte er seine Feldmütze, deren eigenthümliche Form ihn als dänischen Soldaten, selbst in der Dunkelheit, verrathen mußte, mit der eines preußischen Musketiers, die auf einem Tische lag, öffnete vorsichtig das in den Garten führende Fenster und schwang sich gewandt hinaus. Er hatte dazu nur weniger Sekunden bedurft, und nun flog er in langen Sätzen durch den Garten und über die Felder fort in der Richtung nach dem Strande des Wenning-Bondes, obgleich er wissen mußte, daß er daselbst gerade auf die preußischen Truppen, die an der Parallele arbeiteten, stoßen würde.

Sein Wächter hatte einen sehr gesunden Schlaf, um den ihn Jeder unter anderen Umständen hätte beneiden können; er erwachte nicht einmal, als seine Kameraden sehr geräuschvoll wieder in die Wachtstube zurückkehrten, und erst ihre verwunderten Ausrufe, wo der Flensburger Schneider geblieben sei, und heftiges Schütteln an den Schultern erweckten die eingeschlummerten Lebensgeister wieder.

Bestürzt sprang der arme Kerl auf und vermochte dem

fluchenden Unteroffizier mit keinem Worte Rede zu stehen. Der Deserteur war fort, — das Fenster nur angelehnt; er konnte nur durch dasselbe entkommen sein.

Während es Schimpfwörter und Püffe auf den zum Tode erschrockenen Wächter regnete, wodurch das Unglück nicht wieder gut gemacht werden konnte, — es ließ sich erwarten, daß er und der Wachtkommandant zur strengen Verantwortung gezogen würden — waren ein paar Leute so gescheidt, den Flüchtling, der noch nicht weit entfernt sein konnte, zu verfolgen.

Welchen Weg sollte man aber einschlagen? in der Finsterniß konnte man nicht hundert Schritte weit sehen, viel weniger noch irgend eine Spur auf dem durchweichten Boden suchen. Allzuweit durfte man sich auch nicht von der Wache entfernen, und so standen denn die Verfolger bald rathlos still und traten, den heimtückischen Deserteur und ihren schläfrigen Kameraden verwünschend, wieder den Rückweg an. In der Wachtstube ging es noch sehr stürmisch zu; der nachlässige Soldat wurde sofort arretirt und die Meldung von der Entweichung des Deserteurs geeigneten Ortes gemacht.

Dieser hatte inzwischen seinen schnellen Lauf gemäßigt, sobald er sich weit genug von dem Dorfe Stenderup entfernt glaubte. Das Terrain schien ihm doch nicht ganz genau bekannt zu sein, denn er stand mehrere Male still und suchte sich durch Auge und Ohr zu orientiren; jedenfalls mußte ihm auch daran liegen, eine umherstreifende Patrouille zu vermeiden.

Rings umher war es todtenstill; die Dänen in den Schanzen überließen sich wirklich der Ruhe und mußten keine Ahnung davon haben, daß die gefährliche Parallele gegen sie eröffnet werde; auch von den Schanzarbeitern war weder Etwas zu sehen noch zu hören.

Der Flensburger Schneider mußte doch ein verschmitzterer ,und entschlossenerer Mensch sein, als er sich den Preußen gegenüber gestellt hatte, denn er dachte gar nicht daran, den Weg nach seiner Heimathsstadt, wie man hätte erwarten sollen, einzuschlagen, sondern ging über die Felder gerade auf die Gegend der Büffelkoppel zu, also in ganz entgegengesetzter Richtung.

Als er in die Nähe der Chaussee kam, bemerkte er, daß auf derselben eine sehr lebhafte, wenn auch durchaus schweigsame Bewegung herrschte. Ein Fuhrwerk nach dem anderen, mit Faschinen, Schanzkörben oder Bohlen zu den Bettungen der Geschütze beladen, fuhr in der Richtung nach Sonderburg hin, und eine Menge Soldaten mit und ohne Waffen begleiteten dieselben. Der Deserteur ließ sich aber dadurch keineswegs schrecken, sondern betrat selbst die Chaussee; schon vorher hatte er eine weiße Binde, die er bisher sorgsam verborgen gehalten, aus der Tasche gezogen und sich um den linken Arm gelegt; so konnte er, bei der Aehnlichkeit der Uniform, in der Finsterniß immerhin als preußischer Soldat gelten.

Er wußte es auch so einzurichten, daß er mit Niemandem näher zusammenkam und angeredet wurde, während er ruhig in dem Zuge fortschritt.

In der Nähe von Frydendal hielten die mit Bauerpferden bespannten Fuhrwerke und wurden abgeladen. Nach rechts hin entwickelte sich das ganze Treiben der Schanzarbeiter. Die dunkeln Gestalten wimmelten wie die Ameisen untereinander, aber man hörte dabei nur in nächster Nähe das dumpfe Geräusch, welches die Hacken und Schaufeln in der Erde machten, zuweilen auch leise Kommandoworte.

Der Deserteur mußte besondere Absichten verfolgen, denn er mischte sich geradezu in dieses Treiben; bald schlich

er langsam vorwärts, bald eilte er so geschäftig, als habe er irgend einen schleunigen Auftrag auszurichten, aber immer behielt er dabei die Arbeiten, die schon recht weit gediehen waren, und alle ihm Begegnenden, denen er auswich, wo er konnte, im Auge. Niemand rief ihn an oder stellte ihn zu Rede; Jeder war genügend beschäftigt. Auf diese Weise gelangte er von einem Ende der neuen Parallele bis zum anderen am Strande.

In der Nähe des letzteren blieb er plötzlich wie festgebannt stehen; wer ihn beobachtet hätte, würde sich für überzeugt gehalten haben, daß er von etwas ganz Unerwartetem überrascht worden sei.

Nur ein halblautes Wort war an sein Ohr geklungen: „Lorenzen!“

Ein Offizier, der neben einer Arbeitergruppe stand und dieselbe zu beaufsichtigen schien, hatte es einem anderen Manne in bürgerlicher Kleidung zugerufen, welcher mit gekreuzten Armen an einem Haufen aufeinander gethürmter Faschinen lehnte.

Der Letztere näherte sich Ersterem sogleich, und Beide begannen eine leise Unterhaltung.

Dieser Name mußte auf den Deserteur oder Spion, wie wir ihn seinem Benehmen zufolge wohl schon nennen dürfen, einen mächtig erschütternden Eindruck gemacht haben, denn er zitterte am ganzen Leibe und war, auf die Gefahr hin, auffällig zu werden, nicht im Stande, sich von der Stelle zu rühren. Sein Gesicht war leichenblaß geworden, und die Augen hefteten sich starr, ihre ganze Sehkraft anstrengend, auf den Gerufenen. Derselbe war ihm zu fern, um deutlich von ihm erkannt werden zu können.

Nach einer Weile, in der sich die heftigste Erregung gelegt haben mochte, schlich er sich, die bisherige Vorsicht bei Seite setzend, den Beiden näher und ging dann schnell

bei ihnen so dicht vorüber, daß er Dem, dessen Name sein Interesse erregt hatte, in das Gesicht blicken konnte. Da viele Leute ab- und zugingen, wurde er von ihnen weiter nicht beachtet.

Nach dieser Prüfung schien sich die Aufregung des Spions noch gesteigert und er seine augenblickliche, Vorsicht gebietende Lage ganz vergessen zu haben, denn er kehrte rasch wieder um und schritt auf eine Reihe Gewehrpyramiden zu, die in kurzer Entfernung hinter der Front stand. Mit zitternder Hand ergriff er eines dieser Gewehre und machte eine Bewegung, als wolle er es in Anschlag bringen, wobei er Lorenzen nicht aus den Augen ließ, aber die Besonnenheit mußte ihm im entscheidenden Momente doch wiederkehren. Er zögerte und stellte dann die Muskete mit einem tiefen Seufzer wieder an ihren Platz. Zum Glück für ihn war es zu finster, als daß er hätte beobachtet werden können.

„Ich werde ihn wiederfinden," murmelte der Mensch dumpf vor sich hin und eilte darauf geflügelten Schrittes den sich dem Wenning-Bonde zusenkenden Abhang hinab.

Hier umging er die in der Anlage begriffene Flügelbatterie vorsichtig und schlug dann, sich dicht am Ufer haltend, den Weg nach der Schanze Nr. 1 ein.

Die Bataillone, welche zur Deckung der Arbeiter bestimmt waren, hatten ihre Beobachtungsposten ziemlich nahe an die Schanzen vorgeschoben; der Spion mußte daher alle Vorsicht anwenden, auch diese Postenketten zu umgehen. Einem einzelnen Mann war dies wohl möglich, und er wurde nicht bemerkt. Kaum befand er sich außer Gefahr, so riß er die weiße Binde vom Arme und schleuderte sie heftig von sich; dann ging er verstärkten Schrittes gerade auf die Flügelschanze zu, wobei er halblaut die Melodie des „tapperen Landsoldaten" mit recht ausgebildeter Stimme

sang. Es schien dies ein mit den dänischen Infanteristen, welche in den Schützengräben auf dem Glacis lagen, verabredetes Zeichen, denn obgleich er ihnen schon sichtbar sein mußte, feuerten sie doch keinen Schuß auf ihn ab.

Durch wenige Worte in dänischer Sprache verständigte er sich mit ihnen, und dann ließen sie ihn ungehindert passiren.

Der Tag brach soeben an. Wäre es dem Spione möglich gewesen, früher zurückzukehren, so hätte er den Kanonieren genau die Richtung und Entfernung der preußischen Schanzarbeiter bezeichnen und denselben eine unwillkommene Störung bereiten können; jetzt lag das Werk der Nacht vor Aller Augen, und fast unmittelbar darauf begann auch die Kanonade. Wenigstens konnte der falsche Deserteur aber genauen und gewiß vollkommenen Bericht über die Anlage der Parallele abstatten.

---

## Fünftes Kapitel.

Nachdem die preußische Gardedivision, welche mit dem österreichischen Armeekorps den Marsch nach Jütland hinein gemacht hatte, bis auf die gesammte Kavallerie und drei Bataillone unter Befehl des Generals Grafen Münster, nach dem Sundewitt abmarschirt war, wurden die kaiserlichen Truppen aus dem Norden wieder zurückgezogen und beschränkten sich auf die Besetzung von Veile und auf die Cernirung Fridericias. Auch Fritzens Regiment wurde zu der letzteren herangezogen. Die Dänen besetzten Horsens wieder, welches zuletzt die Preußen inne gehabt hatten; letz-

tere zogen sich auf Veile zurück und hatten ihre Vorposten etwa eine Meile weit von Horsens aufgestellt.

In der Nacht vom 28. zum 29. März machte eine dänische Infanterieabtheilung, welche durch jütische Bauern geführt sein soll, eine kühne Expedition gegen das Dorf Assentrup, in dem ein Detachement preußischer Garde-Husaren lag, das, vom Tagesdienste ermüdet, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln versäumt hatte. Die Dänen überraschten die Husaren vollständig; der größte Theil von ihnen gelangte zwar noch zu seinen Pferden und hieb sich durch, dreiundzwanzig Mann und zweiundzwanzig Pferde aber wurden gefangen genommen und nach Kopenhagen gebracht, wo man sie übrigens sehr gut behandelte; später wurden sie ausgewechselt.

Das Cernirungskorps der Festung umgab dieselbe außer Kanonenschußweite in einem Halbkreise, der von den Kantonnements Toelde, Igeskow, Veilby, Bredstrup und Erritsoe gebildet wurde; von hier aus waren Feldwachen gegen die Werke vorgeschoben.

Wie gesagt, konnten wegen des Mangels an Belagerungsgeschütz größere Unternehmungen jetzt nicht stattfinden, und so organisirte sich denn ein vollständiger kleiner Krieg zwischen einzelnen Abtheilungen und Patrouillen, besonders der Kavallerie. Dabei waren die Dänen offenbar bevorzugt, denn sie hatten die Sympathien der Landeseinwohner für sich, während die Oesterreicher und Preußen, trotz der strengsten Strafandrohungen, nur auf Verrath rechnen konnten. Es ging so weit, daß die dänischen Kavalleristen oft in bürgerlicher Kleidung auf den Gehöften vertheilt waren, so daß sie plötzlich im Rücken und den Flanken des Feindes erscheinen konnten, nachdem dieser sich vollständig überzeugt zu haben glaubte, daß sich keine dänischen Truppen in der Nähe befänden.

Dafür schrieben denn die Oesterreicher, denen die Einwohner überall mit offener Abneigung einen hartnäckigen und zähen Widerstand entgegenzusetzen versuchten, recht ansehnliche Kontributionen von Naturalien aus, welche gewöhnlich den eigenthümlichen Vermerk führten: „Der König von Dänemark bezahlt", nahmen Pferde fort, wo sie dieselben brauchten, und machten überhaupt nicht viel Umstände mit den Jüten, was der dänischen und englischen Presse wieder Anlaß zu den bittersten Klagen über die deutschen Barbaren gab. Oft mußten diese Requisitionen auch mit Gewalt beigetrieben werden.

Zu kleineren Patrouillengefechten kam es wiederholentlich, und auf beiden Seiten wurden dabei Gefangene gemacht. Einmal zeigte sich auch vor Fridericia ein dänisches Kanonenboot und feuerte auf eine österreichische Abtheilung am Strande, wurde aber bald wieder fortgejagt.

Eine bedeutendere Expedition war die am 10. April stattfindende Fouragirung in Horsens und Umgegend. Daran nahmen drei preußische Gardebataillone, drei Schwadronen und eine reitende Batterie theil. Dieselben fanden die vor Horsens befindliche Brücke abgebrochen und wurden aus den nächsten Häusern mit Gewehrfeuer empfangen, das bei der weiten Entfernung durchaus keinen Schaden that. Ein Theil der Infanterie stellte die Brücke nothdürftig wieder her und drang in die Stadt ein, wobei die Dänen einen Todten und einen Verwundeten zurückließen. Sie wurden noch eine halbe Meile weit verfolgt und indessen die Requisition in der Stadt ausgeführt; die Beute betrug dreihundert Ochsen und zwanzig schwer mit Getreide beladene Wagen.

Fritz Staffelts Regiment hatte den rechten Flügel der Cernirungslinie zu bilden und ein Paar Kompagnien, unter denen sich auch die seinige befand, bis in das Dorf Erritsoe

vorgeschoben. Von hier aus wurden häufig Patrouillen gegen die Festung gemacht, die im Westen durch eine breite Wasseranstauung und einige davor liegende Schanzen, im Norden durch das sogenannte verschanzte Lager gedeckt wurde. Dabei kam es öfter zu Zusammenstößen mit den Dänen, welche die Stellung der Belagerer zu rekognosciren suchten, meistentheils hatten diese kleinen Scharmützel aber keinen besonderen Erfolg.

Es war in der zweiten Hälfte des März, als Fritz an einem unfreundlichen Abende mit Regen und Wind den Befehl erhielt, mit seiner Kompagnie gegen das Blockhaus, das, durch eine offene Erdschanze gedeckt, am Strande der Mölle-Bucht liegt, vorzugehen und es entweder im raschen Anlaufe zu nehmen und dann in Brand zu stecken oder wenigstens die Dänen zu allarmiren und möglichst viele Gefangene zu machen, von welchen man Auskunft, wie es augenblicklich stehe, zu erlangen gedachte. Man wußte bereits, daß am 26. König Christian IX. selbst in Fridericia gelandet war, mit den Truppen persönlich gesprochen und nach kurzem Aufenthalte seine Reise nach den nordjütischen Städten fortgesetzt hatte.

Wir haben schon früher einmal die Festung Fridericia und ihre nächste Umgebung beschrieben und erinnern jetzt nur kurz daran, daß sie auf einer sich in den Kleinen Belt hinein erstreckenden Landspitze liegt, durch welche die südlich gelegene Mölle-Bucht gebildet wird. Die ganze westliche Front war durch eine bis über tausend Schritte breite Wasseranstauung geschützt, hinter und vor der auf den Hügeln eine Reihe geschlossener und offener, zum Theil mit einem Blockhause versehener Schanzen lag, den Norden deckte das bereits erwähnte verschanzte Lager.

Der Weg von Erritsoe zu dem südwestlichen Eingange in die Festungswerke und Stadt führt zunächst über kahle,

nicht bedeutende Hügel, überschreitet dann vermittelst einer zur Zeit von den Dänen zerstörten Brücke einen Bach und läuft dann nördlich, dammartig, über nasse, sumpfige Wiesen in einiger Entfernung vom Strande fort, bis er sich nach Osten wendet und als hoher, schmaler Damm durch die künstliche Ueberschwemmung führt. Das Blockhaus kann diesen Weg und die Wiesen mit Gewehrfeuer bestreichen und dabei von einer nördlicher gelegenen Schanze unterstützt werden. Westlich der Ueberschwemmung und noch weiter südlich längs der Wiesen erstreckt sich die ansehnlichere Höhe, an der sich im vorigen Kriege das Hüttenlager der schleswig-holsteinischen Armee befand.

In ganz richtiger Würdigung der Verhältnisse und des Terrains theilte Hauptmann Staffelt, dem alle Anordnungen bei seiner Expedition vollständig überlassen blieben, seine Kompagnie in zwei Theile; der kleinere derselben sollte unter seinem eigenen Befehle auf dem Wiesendamme direkt gegen das Blockhaus vorgehen, sein Oberlieutenant inzwischen den Rest über die westliche Höhe, also in der linken Flanke, in der Richtung gegen die nördlicher gelegene Schanze führen, die letztere, sobald es bei'm Blockhause zum Gefechte gekommen sei, nur beschäftigen, mit dem größten Theile der Mannschaft ihm aber über die Wiesen schleunigst zu Hülfe kommen.

Das Unternehmen war immer ein sehr gewagtes und von zweifelhaftem Ausgange, obgleich es durch die tiefe Finsterniß der Nacht begünstigt wurde.

Gleich hinter Erritsoe trennten sich die beiden Detachements, deren Wege parallel liefen und ziemlich gleich lang waren, und im tiefsten Schweigen rückten sie vor; jedes von ihnen hatte einige Plänkler vor sich, um nicht unerwartet auf einen feindlichen Posten oder eine Patrouille zu stoßen. Die österreichischen Vorposten hielten in dieser Nacht

den diesseitigen Rand des Baches besetzt, der, wie oben bemerkt, die Erritsoer Straße durchschneidet, und vermittelst einiger Balken und Bohlen, die sie zur Hand hatten, wurde an Stelle der zerstörten Brücke schnell ein Uebergang hergestellt, der für Infanterie recht gut passirbar war. Dann schlich man sich längs des Dammes auf dem sumpfigen Wiesenboden nicht ohne Mühe weiter.

Etwa in gleicher Höhe mit der Blockhausschanze wurde endlich auf dem Damme ein dänischer Doppelposten bemerkt, derselbe schien aber so sorglos, daß er die Annäherung der Oesterreicher gar nicht ahnte. Weiter hätte man indessen unbemerkt nicht vordringen können; das Detachement war dem Blockhause etwa bis auf zwei- oder dreihundert Schritte nahe gekommen; aller Vermuthung nach mußte das andere Detachement mit ihm auch schon in gleicher Höhe angelangt sein, denn es hatte einen viel bequemeren Weg gehabt.

Schnell entschlossen, instruirte Fritz seine Leute nur mit wenigen leisen Worten, und während Einige von ihnen sich im vollen Laufe auf die dänischen Posten stürzten, um dieselben möglichst, ehe sie einen Schuß thun könnten, zu entwaffnen, verließen die Uebrigen, unter Führung ihres Hauptmanns, den Damm und versuchten, so schnell es der sumpfige Boden gestattete, an die Brustwehr der Schanze zu gelangen.

Leider mißglückte der Ueberfall auf den Doppelposten, so gewandt und entschlossen er auch ausgeführt wurde; die beiden Dänen behielten noch Zeit, ihre Gewehre abzufeuern, und trabten dann eiligst auf dem Damme zurück gegen die Festung hin. Wäre die Sumpfwiese zu einer anderen Zeit auch kein unüberwindliches Hinderniß für Infanterie gewesen, so hatte das fortwährende Regenwetter in den letzten Tagen sie doch so vollständig durchweicht, daß die Soldaten bis an die Kniee einsanken und sich nur mit Mühe fortarbeiten konnten; hier kam aber Alles auf Schnelligkeit an.

Die Dänen in den Schanzen waren dieses Mal besser auf ihrer Huth, als man gedacht hatte. Die Schüsse des Doppelpostens alarmirten sie sofort, Jeder eilte auf seinen Posten hinter der Brustwehr, und kaum waren die Oesterreicher so nahe gekommen, daß man von dorther ihre Gestalten in der Dunkelheit zu erkennen vermochte, so knatterte das kleine Gewehr ihnen entgegen.

Fritz und seine Leute waren schon zu weit gegangen, um ohne Gefahr zurückkehren zu können; sie verließen sich auch auf die Unterstützung des Oberlieutenants und wollten wenigstens den Versuch machen, ihren Auftrag zu vollführen; immer vorwärts dringend, wobei sie sich gegenseitig unterstützten, erwiderten sie nutzlos keinen Schuß des hinter der Brustwehr gedeckten Feindes.

Das Detachement des Oberlieutenants war aber gerade ebenso übel daran als sie selbst, denn es hatte, sobald es sich rechts dem Damme zuwandte, mit denselben Schwierigkeiten im Sumpfe zu kämpfen, und obenein hatte auch die nördlich gelegene Schanze ihr Feuer auf sie eröffnet.

Die braven Oesterreicher machten übermenschliche Anstrengungen, an den Feind zu gelangen, um sich mit gefälltem Bajonnet auf ihn zu stürzen; mit dem Rufe: „Vorwärts, Kinder! Es lebe der Kaiser!" war der tapfere Hauptmann an ihrer Spitze.

Die Kugeln heulten und pfiffen um die Köpfe der sich mühsam Fortarbeitenden, an deren Füße sich die schwersten Gewichte zu hängen schienen; hin und wieder ließ sich auch ein leiser Aufschrei oder das Stöhnen eines Getroffenen hören, aber die Kameraden hatten jetzt nicht Zeit, sich um ihn zu bekümmern, auch war es zu finster, um zu bemerken, welchen Schaden die feindlichen Kugeln anrichteten; in Allen lebte nur der eine Gedanke: „Vorwärts! um der Waffenehre und des eigenen Lebens willen!"

Das Feuer der Dänen verstärkte sich mit jedem Augenblicke, und je näher man der Schanze kam, desto grundloser wurde der Sumpf; Fritz mußte voraussehen, daß er nur mit einer Handvoll Leute an den Wall gelangen werde, und die gehoffte Unterstützung, die diesen Nachtheil wieder hätte ausgleichen können, kam nicht an. Er begriff wohl, daß es seinem Oberlieutenant unmöglich sei, mehr zu eilen, denn er unterschied deutlich das Feuern der anderen Schanze.

Unter diesen Umständen mußte sich ihm die traurige Ueberzeugung aufdrängen, daß es Thorheit sei, den Angriff durchzuführen, der nur die Folge haben konnte, daß seine wenigen Leute, die aus dem Sumpfe gelangten, von den dänischen Bajonneten niedergestoßen würden. Sein soldatisches Gefühl sträubte sich dagegen, den Befehl zum Umkehren zu geben, andererseits mußte er sich aber auch sagen, er sei dafür verantwortlich, daß das Leben der ihm anvertrauten Leute nicht nutzlos geopfert werde, der Rückzug sei eine Nothwendigkeit geworden; er für seine eigene Person würde am liebsten den Tod gefunden haben. Eine unbeschreibliche Bitterkeit erfüllte sein Herz, wenn er sich erinnerte, daß, aller seiner Anstrengungen ungeachtet, das Glück ihm im Gefechte fast immer den Rücken gekehrt hatte, wenn er einmal selbstständig hatte handeln können.

Die Soldaten dachten nicht daran, ihren geliebten Hauptmann zu verlassen, so lange derselbe ihnen voranging, aber die Unmöglichkeit eines glücklichen Erfolges war auch ihnen schon längst klar geworden. Als Fritz daher das Kommando, umzukehren, gab, wurde es schnell befolgt.

Als die Dänen den Rückzug der Angreifer bemerkten, stießen sie laute Hurrahrufe aus und verdoppelten ihr Feuer. Mancher brave Mann wurde noch von ihren Kugeln, die bis über den Damm hinwegreichten, getroffen; Einige blieben, schwer verwundet, im Sumpfe stecken, da ihre Kame-

raden, deren Jeder genügend mit sich selbst zu thun hatte, sie gar nicht bemerkten, die übrigen Verwundeten wurden aber unterstützt und mitgenommen.

Bei einem Rückzuge im feindlichen Feuer, besonders in der Nacht, kann selten vollständige Ordnung bewahrt werden, wie disciplinirt die Soldaten auch sein mögen, der Instinkt der Selbsterhaltung pflegt dann alle anderen Rücksichten zu überwinden; man behauptet auch, — und nicht mit Unrecht — daß der Mensch in der Nacht nicht so tapfer sei, als am hellen Tage. Jetzt, wo der Angriff doch einmal aufgegeben, das gefährliche Unternehmen ganz verfehlt war, dachte naturgemäß Jeder nur daran, seine Person so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen. In einem bunten Knäuel arbeiteten sich die Oesterreicher dem Damm zu, an dessen Fuße ihre Kameraden sie bereits erwarteten.

Der Oberlieutenant, der den Rückzug vor Augen hatte, hielt es für überflüssig, noch weiter vorzudringen, und begnügte sich, mit seinem inzwischen gesammelten Detaschement das Feuer der Blockhausschanze zu erwidern. Die athemlos und ganz erschöpft von da Zurückkehrenden schlossen sich ihm an, und es schien nun die höchste Zeit, sich dem feindlichen Feuer zu entziehen.

Von Fritz hörte man kein Kommando; er war unter den Letzten gewesen, die zurückkamen, aber auch diese Letzten hatten jetzt schon wieder festen Boden unter den Füßen.

„Wo ist der Hauptmann?“ fragte der Oberlieutenant, und diese Frage ging von Mund zu Mund, ohne eine Antwort zu finden.

Fritz war zurückgeblieben, mußte verwundet oder gar getödtet worden sein; in der Verwirrung hatte man seine Stimme nicht mehr gehört.

So bestürzt die ganze Mannschaft über diese Entdeckung

war, blieb doch keine Zeit, auf den Hauptmann zu warten, denn die feindlichen Kugeln pfiffen noch immer um die Kompagnie her. Der Oberlieutenant, der die Pflicht hatte, die Leute so bald als möglich aus der gefährlichen Situation zu bringen, entschloß sich schnell und rief laut:

„Unser Hauptmann wird noch verwundet im Sumpfe liegen; gewiß wollt Ihr ihn nicht dem Feinde überlassen, aber wir können uns hier nicht länger aufhalten. Wer meldet sich freiwillig, noch einmal umzukehren und seinen Hauptmann aufzusuchen?"

Weit über die Hälfte der Kompagnie trat sogleich vor, denn die braven Burschen hingen mit ganzem Herzen an ihrem Führer, der sie in verschiedenen Gefechten schon als Held angeführt und übrigens, in der Garnison wie im Felde, immer die aufopferndste Sorge und Theilnahme für sie an den Tag gelegt hatte.

Der Oberlieutenant wählte schnell einen Korporal und vier Mann zu dem gefährlichen Ehrenamte aus, und die Anderen traten betrübten Gesichtes wieder in die Reihen. Dann ging die Kompagnie im Laufschritt auf dem Damm zurück und war bald aus dem Bereiche des dänischen Gewehrfeuers.

Es war keine leichte Aufgabe, in der stockfinsteren Nacht, obenein auf einem Terrain, das keine freie Bewegung gestattete, von Kugeln umschwirrt, eine Person aufzüfinden, die kein Lebenszeichen von sich gab; man durfte nicht einmal laut nach dem Hauptmann rufen, um die Dänen nicht aufmerksam zu machen. Glücklicherweise stellten die Letzteren ihr Feuer ein, sobald sie sahen, daß die Oesterreicher sich auf dem Damme zurückzogen; die einzelnen Leute vor ihrer Front konnten sie nicht bemerken.

Wie angestrengt diese aber auch suchen mochten, sie fanden von ihrem Offizier keine Spur, dagegen nahmen sie

zwei andere Schwerverwundete, die ganz hülflos waren, mit sich. Sie mußten endlich ihre Bemühungen aufgeben, zumal die Möglichkeit vorlag, Jener habe sich in einer anderen Richtung aus dem Sumpfe gerettet. Als sie niedergeschlagen zu ihrer Kompagnie zurückkehrten, fanden sie die letztere Vermuthung leider nicht bestätigt, und wenn sich nun auch neue Freiwillige meldeten, die den Versuch zu wiederholen gedachten, so konnte dies doch nicht gestattet werden, weil bereits der Morgen dämmerte.

Tiefe Trauer erfüllte sowohl diese Kompagnie, als Offiziere und Leute des ganzen Regiments; Niemand zweifelte mehr daran, daß der allgemein geachtete und geliebte Kamerad entweder erschossen oder schwerverwundet in Gefangenschaft gerathen sei.

Fritz, der sich nur so schwer entschlossen hatte, den Befehl zum Rückzuge zu ertheilen, hielt es für seine Pflicht, sich bis zum letzten Augenblicke den dänischen Kugeln am meisten auszusetzen und darüber zu wachen, daß keiner seiner Leute hülflos zurückbleibe. Es war ihm auch augenblicklich gleichgültig, ob er von einem der feindlichen Geschosse getroffen würde, so verzweifelt hatte ihn das fehlgeschlagene Unternehmen gemacht, das er sich — mit Unrecht — nicht vorsichtig genug geleitet zu haben vorwarf.

Er hatte noch nicht die Hälfte des Sumpfes zurückdurchwatet, als er plötzlich einen brennenden Schmerz in der rechten Seite fühlte; unwillkürlich faßte er dahin, und als er die Hand zurückzog, konnte er zwar nicht deutlich sehen, daß sie blutig, fühlte aber, daß sie naß sei; dabei nahm auch der Schmerz mit jedem Augenblicke zu.

Fritz wußte jetzt, daß er verwundet worden sei, und damit kamen seine Gedanken und Empfindungen in eine ganz andere Bahn. War die Wunde so bedenklich, daß er Gefahr lief, schwach zu werden und seinen Leuten nicht

weiter folgen zu können? — dann mußte er in die Hände der Dänen fallen, eine für ihn entsetzliche Vorstellung. Oder war sie gar tödtlich? — sollte er Eugenie, alle seine lieben Freunde und Bekannte nie wiedersehen?

In der That kam es ihm vor, als ob er einen leichten Schauer seinen ganzen Körper durchlaufen fühlte, und bei jeder heftigen Bewegung, die er im Vorwärtsschreiten machen mußte, schmerzte die Wunde mehr und seine Füße wurden lahmer. Er biß die Zähne fest aufeinander und versuchte, die eintretende Schwäche gewaltsam zu besiegen, denn er fürchtete seine Leute aufzuhalten, wenn er ihre Hülfe anriefe.

Dieser Anstrengung ungeachtet verschlimmerte sich sein Zustand mit äußerster Schnelligkeit; er hatte nur noch wenige Schritte gemacht, als er eine vollständige Lähmung in allen Gliedern fühlte nud seine Augen sich zu umfloren begannen. Instinktmäßig wollte er jetzt um Hülfe rufen, aber es war schon zu spät dazu. Die Besinnung schwand ihm vollständig, und er sank auf den nassen, weichen Boden nieder; kein Laut war über seine Lippen gekommen, der einen der Soldaten hätte aufmerksam machen können.

Die Dänen gaben sich nicht die Mühe, hinter ihren sicheren Wällen hervorzukommen, um etwaige Todte oder Verwundete aufzulesen, und dies war auch von der Vorsicht nicht gerathen, da die Oesterreicher ihnen möglicherweise einen Hinterhalt gelegt haben konnten; sie verschoben dieses Geschäft also bis zum Tage, der bald anbrechen mußte.

Fritz erwachte nicht wieder auf dem Felde, auf das sich mit Tagesgrauen ein dichter Nebel gelegt hatte, er konnte also auch den Freiwilligen, die ihn später aufsuchten, kein Zeichen seiner Anwesenheit geben, und diese waren ganz nahe bei ihm vorbei gegangen, ohne ihn in der Dunkelheit zu bemerken.

Außer ihm lagen noch zwei Todte und drei oder vier Verwundete, die sich in demselben bewußtlosen Zustande befanden, auf dem Kampfplatze.

Sich um die Todten und Verwundeten des Feindes, wenn derselbe Nichts für sie thun kann, zu bekümmern, ist eine Ehrenpflicht des Soldaten jeder civilisirten Nation, und die Dänen versäumten sie nicht, sobald sie mit Sicherheit aus ihrer Schanze herauskommen konnten. Ein Offizier mit mehreren Soldaten, die Bahren mit sich führten, und ein Chirurgus suchten auf dem Platze des nächtlichen Gefechts aufmerksam umher und fanden Alle, die daselbst noch lagen. Sie wurden schleunigst in die Schanze transportirt.

Daß auch ein österreichischer Offizier, obenein vom Hauptmannsrange, gefallen sei, machte keine geringe Sensation, und noch befriedigter war man, als der Arzt nach sorgfältiger Untersuchung erklärte, derselbe sei zwar schwer, aber nicht tödtlich verwundet, denn man hatte einen gefangenen Offizier mehr, und vieler solcher Triumphe hatten sich die Dänen in dem bisherigen Feldzuge nicht rühmen können, während jetzt schon eine Menge von Offizieren und Soldaten ihrer Armee in den preußischen Festungen saßen.

An einen weiten Transport des österreichischen Hauptmanns war aber jetzt noch nicht zu denken, wie gern man ihn auch nach Kopenhagen geschickt hätte, und es blieb nichts Anderes übrig, als ihn in ein Hospital der Festung abzuliefern. Alle Vorbereitungen dazu wurden mit der größten Sorgfalt betrieben, und schon in den ersten Morgenstunden ruhte Fritz, den der starke Blutverlust so geschwächt hatte, daß ihm das Bewußtsein immer noch nicht wiedergekehrt war, in dem vortrefflichen Bette, das neben dem eines verwundeten dänischen Offiziers in einem wohnlichen Stübchen des Garnisonlazarethes von Fridericia stand.

Schon in der Schanze war ihm ein vorläufiger Verband, um das Blut zu stillen, angelegt worden.

Der Verwundete hatte noch eine schwere und schmerzhafte Operation, das Herausschneiden der Kugel, zu überstehen; sie ging glücklich von Statten, nachdem man ihn leicht chloroformirt hatte.

„In sechs bis acht Wochen", erklärte der Arzt, — „wird er so weit hergestellt sein, um nach Kopenhagen geschickt werden zu können."

Was würde Eugenie, was Emma und Clara empfunden haben, wenn sie den theuren Gatten und Bruder, der jetzt eine Leiche zu sein schien, in diesem Zustande gesehen hätten? Bei den Bildern, welche der Krieg entrollt, bleibt die Phantasie gewöhnlich noch hinter der Wirklichkeit zurück. Und wie würden die Frauen dann gejammert haben, daß die Pflege weiblicher Hände dem armen Verwundeten fehle, daß nur die rauhen Hände von Soldaten und gedungenen Krankenwärtern ihm die Kissen zurechtlegen sollten, auf denen er, den jede unzarte Berührung schmerzen mußte, ruhte?

Darin hätten sie sich dieses Mal getäuscht.

Auch in Dänemark hatten sich, wie es bei den verbündeten Truppen geschehen war, patriotische und mitleidsvoll gesinnte Frauen gefunden, die sich der schweren Pflicht unterzogen, in den Lazarethen bei Freund und Feind das Amt von Krankenwärterinnen auf sich zu nehmen. Auch in Fridericia befanden sich mehrere solcher barmherzigen Schwestern, die keinem Orden angehörten und gezwungen eine Regel desselben erfüllten, sondern die freiwillig in der mehrere Tage lang von Bomben überschütteten und brennenden Stadt zurückgeblieben waren, um, ohne jedes materielle Interesse, eine der schönsten Pflichten des Weibes zu erfüllen.

Diese Frauen und Mädchen gehörten den verschiedensten

Ständen und dem verschiedensten Alter an, aber Alle waren sich darin gleich, daß sie, mit Verleugnung aller Rücksichten auf sich selbst, den armen Verwundeten bei Tag und Nacht zur Seite standen, ihnen die Arzeneien zur bestimmten Stunde reichten und ihre Lage erleichterten, sowie sie die Sterbenden in ihren letzten Momenten durch Trostzusprüche aufrichteten. Für die vielen Mühen und körperlichen Anstrengungen, denen sie sich unterzogen, nahmen sie keinen Lohn, sondern erhielten, wenn sie arm waren, nur die nöthigsten Bedürfnisse.

Einer dieser Krankenpflegerinnen war die spezielle Sorge für die beiden Verwundeten, den dänischen und den österreichischen Offizier, anvertraut worden.

Dem äußeren Anscheine nach mochte sie eine Frau von etwa fünfunddreißig Jahren sein, ziemlich groß und schlank, mit gerade nicht schönem, aber sehr sanften Gesichte, aus dessen Augen Leiden und fromme Ergebung auf rührende Weise sprachen. Auch ihre Wangen waren blaß, was um so auffälliger hervortrat, als sie immer ein schwarzes Kleid von einfachem Stoffe und eine Art gleichfarbiger Haube trug, die nur einen schmalen Streifen des dunkelbraunen Haares erblicken ließ. Wenn man nach den Bewegungen und der Aussprache dieser Frau schließen wollte, so konnte sie gerade nicht den höheren Ständen angehören, obgleich jene weder ohne alle Anmuth und diese keineswegs gemein waren, und dennoch lag in der ganzen Erscheinung etwas Würdevolles und Zutrauen Erweckendes.

Schwester Anna, wie sie die Kranken und Aerzte nannten, war auch in dem Hospitale von allen ihren Genossinnen fast am meisten beliebt; Niemand war so unermüdlich wie sie bei den Nachtwachen, Niemand so gefaßt und hülfreich bei schweren Operationen, und Niemand verstand

den Sterbenden den religiösen Trost so einfach und überzeugend zu spenden wie gerade sie.

Bald nachdem die Kugel aus Fritzens Wunde geschnitten war, wobei er nur geringe Lebenszeichen von sich gegeben hatte, und als er nun wieder in seinem Bette ruhte, scheinbar ohne Empfindung, — der Arzt hatte im Voraus gesagt, daß er mit einem starken Wundfieber erwachen werde, — kam Schwester Anna in das Krankenzimmer, um auch seine Pflege zu übernehmen.

Der dänische verwundete Offizier, der auch schwer litt, schlief gerade fest, und übrigens war Niemand in der Stube.

Die barmherzige Schwester, wenn wir sie nach dem deutschen Ausdrucke so nennen dürfen, machte bei ihrer frommen Pflicht gewiß keinen Unterschied zwischen ihren Landsleuten — sie war eine geborene Dänin — und Denen, welche denselben als Feinde im Felde gegenübergestanden hatten. Sie trat daher ohne jedes Vorurtheil an das Bett des Oesterreichers, und während sich in ihren Mienen die schmerzlichste Theilnahme für ihn aussprach, warf sie einen forschenden Blick auf sein Gesicht.

In demselben Augenblicke veränderte sich das ihrige auf die überraschendste Weise. Sie wurde noch bleicher als gewöhnlich, ihre Augen starrten mit einer merkwürdigen Mischung von Schreck, Freude und Unglauben den Verwundeten an, und ihr Körper begann so heftig zu zittern, daß sie sich mit der Hand auf das Tischchen stützen mußte, das zu Kopfenden des Bettes stand und die Arzeneiflaschen trug.

Eine Weile schien die Frau ganz erstarrt und wandte keinen Blick von dem leichenähnlichen Antlitze des Verwundeten ab, dann brach gewaltsam ein Strom Thränen aus ihren Augen, und sie beugte sich über seine Hand, die er unbedeckt von dem Lager herabhängen ließ, und drückte einen leisen Kuß darauf.

Es dauerte lange Zeit, ehe diese sonderbare, gewiß tiefe Erregung, die keine Zeugen hatte, sich besänftigte; dann setzte sich die Krankenpflegerin, nachdem sie ihre Thränen getrocknet hatte, zwischen den beiden Betten auf einen für sie bestimmten Armsessel nieder, verwandte aber fast kein Auge von dem österreichischen Offizier, der, ihrem ganzen Benehmen nach zu schließen, ein alter Bekannter von ihr sein mußte. Dabei mochte sie wohl ganz in die Erinnerung an vergangene Zeiten versinken, denn bald schwebte ein glückliches Lächeln, das sie um Vieles verjüngte, auf ihren Lippen, bald wurde der Ausdruck des Leidens noch augenscheinlicher als gewöhnlich.

Als der Arzt, dessen Behandlung beide Kranke übergeben worden waren, die Thür öffnete, fuhr sie so erschrocken zusammen, daß es ihm nicht entgehen konnte. Verwundert blickte er sie an. Schwester Anna erröthete tief. Aber sie stand in zu hoher Achtung bei dem ganzen Lazarethpersonale, als daß es dem Doktor hätte in den Sinn kommen sollen, ihr in irgend einer Weise zu mißtrauen; höchstens glaubte er, sie sei ein wenig eingeschlummert, was man ihr bei dem anstrengenden Dienste nicht gut verdenken konnte, und schäme sich, dabei von ihm überrascht worden zu sein.

Er that deshalb, als ob er ihre Verwirrung nicht bemerke, und nachdem er die Wunden des Dänen besichtigt und auch Fritzens Zustand geprüft hatte, gab er der Krankenpflegerin seine genauen Instruktionen über ihre Behandlung und wollte dann mit freundlichem Gruße wieder fortgehen.

Der Schwester Anna schien noch eine Frage auf den Lippen zu schweben, es sie aber Mühe zu kosten, dieselbe auszusprechen. Ihr ganzes Wesen war so unruhig, so eigenthümlich.

Der Doktor, der es nicht ohne Verwunderung bemerkte, zögerte noch.

„Haben sie mich vielleicht nicht ganz richtig verstanden, Schwester Anna?“ fragte er sanft und freundlich.

„O ja, Herr Doktor, aber — ich wollte nur fragen, ob Sie Hoffnung für diesen Verwundeten haben?“

Sie deutete dabei, das Gesicht abwendend, auf das Bette des Oesterreichers.

„Gewiß, Schwester Anna; die Kugel ist ziemlich tief zwischen den Rippen eingedrungen, aber sie hat merkwürdigerweise die Lunge nicht berührt. Ich zweifele nicht, daß der Verwundete unter Ihrer sorgsamen Pflege in einigen Wochen wieder soweit hergestellt sein wird, daß er aufstehen und umhergehen kann. Bei dem Frühlingswetter, das wir vor uns haben, wird er sich dann von Tag zu Tag schnell erholen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor,“ meinte Schwester Anna, nicht ohne einen heimlichen Seufzer, der ihre Brust von einer schweren Last zu erleichtern schien.

Der Doktor ging nach einem zweiten forschenden Blick auf sie; draußen schüttelte er ein wenig den Kopf, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man sich über eine Sache nicht ganz klar geworden ist.

Dr. Gjertsen, ein geborener Schwede, war, an den Sympathien theilnehmend, die sich in seinem Vaterlande vielfach für das bedrohte Dänemark äußerten, vor Kurzem aus dem Sanitätsstabe der schwedischen Armee in dänischen Dienst übergetreten; er hatte dort eine in jeder Beziehung angenehme Stellung gehabt, in die er nach beendigtem Kriege auch wieder eintreten konnte, und war ein vermögender Mann; es lag ihm fern, im Kriege Abenteuer oder Vortheile zu suchen, er wollte nur mit seinen Kenntnissen da, wo es Noth that, Hülfe bringen und seine Geschicklichkeit als Operateur, die schon im besten Rufe stand, vervollkommnen.

Der Doktor, jetzt ein Mann von einigen vierzig Jahren, war sein ganzes Leben lang als achtungswerther, interesseloser und gutherziger Mensch bekannt gewesen; auch im dänischen Dienste wurde er als solcher wie als Arzt sehr hoch geschätzt; nicht einmal Gehalt nahm er an. Er war unverheirathet und ganz unabhängig, heiteren Temperaments und liebenswürdig in seinem Benehmen, sowohl als Gesellschafter wie seinen Kranken gegenüber.

Kaum in dänische Dienste aufgenommen, wurde er als Stabsarzt nach Fridericia geschickt, um daselbst ein Feldlazareth einzurichten, dessen Vorsteher er später wurde. An ihn ergingen also auch die Anmeldungen der Krankenpflegerinnen, und von seiner Entscheidung hing es ab, ob sie als brauchbar aufgenommen werden konnten, denn mit dem guten Willen allein konnte man sich nicht immer begnügen, das schwere Amt erforderte auch mancherlei Eigenschaften, besonders Sanftmuth und unermüdliche Geduld.

Eines Tages, ehe die Oesterreicher noch vor der Festung standen, als sie aber schon im Anmarsche waren und täglich große Transporte von diesseits der jütischen Grenze verwundeter Dänen eintrafen, ließ sich eine Frau oder ein Mädchen in mittleren Jahren bei dem Doktor anmelden und trug ihm die Bitte vor, in dem Lazarethe ohne Gehalt als Krankenpflegerin angestellt zu werden.

Es war die sogenannte Schwester Anna.

Sie war einfach ländlich, aber sehr sauber und keineswegs dürftig gekleidet. Bei'm ersten Blick auf ihr Gesicht war der Doktor für sie eingenommen, denn es sprach die sanfteste Weiblichkeit daraus, und der Kummer, der sich auf diesen nicht unschönen Zügen ausprägte, ließ voraussetzen, daß diese Frau selbst genug gelitten habe, um fremde Leiden würdigen zu können.

„Wie heißen Sie?" fragte der Doktor, nachdem er ihr einen Stuhl angeboten hatte.

„Wenn es angeht, möchte ich meinen Zunamen ver-verschweigen, obgleich ich mich seiner nicht zu schämen brauche," erwiderte sie mit einer gewissen Schüchternheit. „Mein Vorname ist Anna,"

„Sie sind verheirathet — vielleicht Wittwe?"

„Nein, ich bin Mädchen und stehe ganz allein in der Welt," antwortete sie mit einem leisen Seufzer.

Der Doktor examinirte aus Zartgefühl nicht weiter; er war überzeugt, daß auf dem Herzen dieses Mädchens mit den treuen blauen Augen ein großer Kummer laste, aber keine Schuld. Er begnügte sich, ihr vorzustellen, welch' heilige Pflichten und welch' schweres Amt sie zu übernehmen im Begriff sei, aber sie erklärte, ihm fest in die Augen blickend, daß es ein Bedürfniß ihres Herzens sei, mit ihren schwachen Kräften die Leiden der Unglücklichen zu lindern, und daß sie sich allen damit verbundenen Mühen für vollständig gewachsen halte.

Der Doktor engagirte sie darauf ohne Bedenken. Er hatte dies bisher auch nie zu bereuen gehabt, denn Schwester Anna leistete in dem Hospitale doppelt soviel als jede Andere.

Ihr mildes, aufopferndes Wesen, das durch den Anhauch von Melancholie in dieser Stellung noch einen besonderen Reiz bekam, erweckte ein gesteigertes Interesse für sie in Dr. Gjertsen. Am liebsten besuchte er die Krankenstuben, in denen sie waltete, und gewöhnlich unterhielt er sich dann längere Zeit mit ihr; fehlte es ihr auch an höherer Bildung, so hatte er doch bald die Schätze eines reichen, tiefen Gemüths und klaren natürlichen Verstandes in ihr entdeckt.

Der Doktor war kein häßlicher Mann und hätte schon

längst eine gute Partie machen können, aber verschiedenene Erfahrungen, die er auf diesem Gebiete gemacht, hatten ihm Abneigung gegen die Ehe eingeflößt; jetzt änderte sich auf einmal diese Ansicht. Er war mit seinem gesunden Sinne über alle Standesvorurtheile erhaben, um des Geldes willen brauchte er nicht zu heirathen. Aus dem Interesse für Schwester Anna war zunächst ein freundschaftliches, dann ein noch wärmeres, wenn auch gerade nicht leidenschaftliches Gefühl geworden, und so begann er denn eines Tages mit sich zu Rathe zu gehen, ob er nicht ganz wohl daran thun würde, sein Lebensglück an das eines so liebenswerthen Weibes, wie Schwester Anna war, zu knüpfen.

Alte Junggesellen sind aber oft, wo es sich um ernste Verhältnisse handelt, den Frauen gegenüber etwas schüchtern, und übrigens mußte der Doktor doch auch erst das vergangene Leben Anna's genauer kennen lernen. Er nahm sich also vor, ihr Vertrauen erst vollständig zu gewinnen, ohne sich in dasselbe einzuschmeicheln.

„Und dann," sagte er mit nachdenklicher Miene zu sich selbst, — „dann sehe ich nicht ein, weshalb ich mich um alles mögliche Gerede der Welt, an dem es zweifellos nicht fehlen wird, kehren und Schwester Anna nicht offen mein Herz erschließen soll; sie ist ja auch schon über die erste Jugendschwärmerei hinfort, und wenn das ihrige noch frei ist —"

Der Doktor brach kurz ab, denn er erschrak vor der Möglichkeit, der augenscheinliche Kummer des Mädchens möge mit einer in ihrem Herzen noch fortdauernden, unglücklichen Liebe in Verbindung stehen. Gerade dieses mögliche Hinderniß und die Gedanken, die er sich darüber machte, erwärmten aber seine Gefühle noch mehr, und er stand auf dem Punkte, mit Schwester Anna bei erster Gelegenheit ein offenes Wort zu reden.

Sie ahnte davon gewiß Nichts.

Darum schüttelte der Doktor den Kopf, als er das Krankenzimmmer verließ, und seine Stirn legte sich in kleine Falten, denn wenn er auch weit entfernt war, zu argwöhnen, Anna kenne bereits den österreichischen Hauptmann aus früherer Zeit her, was doch sehr unwahrscheinlich war, so zerbrach er sich doch den Kopf über ihre augenscheinliche Aufregung, die er recht gut bemerkt hatte.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so kniete Anna, nach einem flüchtigen Blicke auf den dänischen Offizier, der sie überzeugte, daß derselbe fest schlafe, neben Fritzens Bett nieder, faltete die Hände und betete recht inbrünstig, wobei ihr große Thränen über die Wangen rollten.

Waren es Thränen der Freude oder des Schmerzes? —

---

## Sechstes Kapitel.

Emma hatte kaum den Brief ihres Mannes erhalten, in dem er ihr die Erlaubniß ertheilte, mit den Kindern nach Schleswig zu kommen, so war sie zur schleunigsten Abreise, für die sie schon ihre Vorbereitungen getroffen hatte, entschlossen.

Herr von Schmidt konnte dagegen Nichts einwenden, aber Eugenie war darüber untröstlich, nicht allein, weil ihre Schwägerin das ihr versagte Glück haben sollte, ihrem Manne um so viele Meilen näher zu kommen, als weil sie bisher in dem gemeinschaftlichen Kummer und der Unterhaltung darüber einen Trost gefunden hatte.

Sie bestürmte ihren Vater, sie in Emmas Gesellschaft

reisen zu lassen, aber der alte Herr wollte keinen rechten Grund dazu einsehen, da sie ja doch nicht hoffen könne, Fritz vor beendigtem Feldzuge wiederzusehen; im Grunde seines Herzens fürchtete er, seine Tochter könne sich, wie ehemals bei ihrer Reise nach Verona, hinreißen lassen, einen ähnlichen abenteuerlichen Streifzug auf eigene Hand nach dem eigentlichen Schauplatze des Kampfes zu unternehmen, und das hielt er weder für passend noch für gefahrlos; übrigens würde er sie auch schmerzlich vermißt haben, denn in seinem Alter gewöhnt man sich zu sehr an nahestehende Personen. Um sie indessen einigermaßen zu beschwichtigen, gab er ihr das feste Versprechen, daß er selbst sie nach Schleswig führen werde, sobald er einige Geschäfte, die jetzt noch seine Anwesenheit nothwendig machten, besorgt habe und Aussicht zum Abschluß eines Friedens oder wenigstens einer zeitweiligen Waffenruhe sich eröffneten.

Ein Brief von Fritz, der noch vor dem ihm zugestoßenen Unglücke abgesandt worden war, unterstützte den Wunsch Herrn von Schmidt's; er rieth darin seiner Frau, einstweilen noch bei dem Vater zu bleiben, da sich gar nicht daran denken lasse, daß er Urlaub nach der Stadt Schleswig erhalten könne.

So mußte sich Eugenie denn fügen, und schweren Herzens sah sie Emma mit ihren Kindern, in Begleitung der Mulattin, die sie nie zu verlassen gedachte, in der zweiten Hälfte des Monats März abreisen.

Alle kamen wohlbehalten in Schleswig an und wurden daselbst mit offenen Armen empfangen. Emma fand hier bereits einen neuen Brief Lorenzens vor, in dem derselbe den ihm zugestoßenen Unfall, gleichzeitig aber auch mittheilte, daß dieser ohne alle schädlichen Folgen für ihn geblieben sei; er sprach mit großer Begeisterung von den preußischen und österreichischen Waffen und wie glücklich er sich schätze,

ein Zuschauer, zuweilen selbst ein Theilnehmer an dem Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes sein zu dürfen.

Der Advokat war noch immer nicht so vollständig überzeugt von einem gedeihlichen Ausgange des Krieges, besonders nicht, seitdem die Mächte auf den Vorschlag Englands dahin übereingekommen waren, ihre Vertreter in einer Conferenz zu London zu versammeln, welche den Streit zwischen Deutschland und Dänemark gütlich ausgleichen und über das Schicksal der Herzogthümer entscheiden sollte. Jedem Unbefangenen mußte es klar sein, daß sich auf diesem Wege von der Hartnäckigkeit der Eiderdänenpartei nicht Das erlangen lasse, was die Herzogthümer als ihr gutes Recht forderten, nämlich die vollständige Trennung von Dänemark; das letztere war noch nicht tief genug gebeugt; nur die Waffen konnten zu einem solchen Ziele führen.

Die Schleswig-Holsteiner protestirten gegen diese Friedensunterhandlungen, bei denen sie und ihr rechtmäßiger Herzog nicht einmal vertreten werden sollten, öffentlich und in Adressen, aber vergebens; ihre einzige Stütze blieb der Deutsche Bund, der dieses Mal auch einen besonderen Vertreter zu der Conferenz senden sollte.

Mit größter Spannung folgte indessen die ganze Bevölkerung des Landes den Ereignissen vor den Düppeler Schanzen, denn dort erwartete man die entscheidende Lösung und wünschte lebhaft, daß sie noch vor Eröffnung der Conferenzen stattfinden möge, damit die Alliirten durch einen neuen Sieg in den Stand gesetzt würden, mit voller Entschiedenheit aufzutreten.

Nach Eröffnung der ersten Parallele legten die Preußen ihre Batterien längs der ganzen feindlichen Schanzenlinie an und armirten sie bis zum 2. April mit vierundfünfzig schweren Geschützen. An diesem Tage begann auch die Beschießung der Schanzen.

Gleichzeitig sollte bei Ballegard an der nördlichen Küste des Sundewitts, wo der Alsensund eine Breite von ungefähr fünftausend Schritten hat, der Uebergang eines größeren Truppenkorps auf die Nordspitze der Insel Alsen vermittelst Pontons auf Kähnen bewerkstelligt werden. Hundertundsechszig Pontons lagen dazu bereit, und sechsundzwanzig Bataillone mit zweiundfünfzig Kanonen sollten übergesetzt werden. Der Plan war kühn, und wäre die Ausführung gelungen, so hätten die Dänen die Düppeler Schanzen und die ganze Insel aufgeben müssen.

Aber es sollte anders kommen. Trotz aller Heimlichkeit, mit der diese Expedition betrieben wurde, bekamen die Dänen durch ihre Spione doch Nachricht davon und konnten sich auf den Empfang der Preußen, die bereits am anderen Ufer einige Strandbatterien anlegten, vorbereiten. Schon standen die preußischen Bataillone bei Ballegard, die ersten Pontons waren schon bemannt, als ein heftiger Sturm aus Nordwesten losbrach, der die Ueberschiffung unmöglich machte. In Folge dessen mußte der ganze Plan aufgegeben werden und kam auch später nicht mehr in Betracht, weil die Dänen auf diese Stelle fortan die größte Aufmerksamkeit verwandten.

An demselben Tage, Sonnabend den 2. April, eröffneten die Batterien vor der Front der Schanzen, so wie die in der Flanke gelegenen auf Broacker ein anhaltendes Feuer. Schon die ersten Schüsse erwiesen die Vortrefflichkeit der gezogenen Röhre; die Preußen schossen mit einer Sicherheit, welche die Dänen in Erstaunen setzte und ihnen die bedeutendsten Verluste zufügte. Mehrere Blockhäuser in den Schanzen und die dahinter gelegenen hölzernen Baracken gingen bald in Flammen auf, und allmälig schwieg das Feuer einer dänischen Schanze nach der anderen, nur No. 2 und No. 5 hielten sich wacker, obgleich man deutlich

sehen konnte, wie auch in ihre Wälle Kugeln und Bomben einschlugen und ganze Stücke der Brustwehr fortrissen.

Die Batterien auf Broacker, obgleich über sechstausend Schritte von der Stadt Sonderburg entfernt, vermochten sogar mit ihren Granaten diese zu erreichen und in Brand zu stecken. Die Einwohner der Stadt hatten sich bereits zum größten Theile geflüchtet und die Dänen dieselbe vollständig zu militairischen Zwecken eingerichtet und selbst befestigt; außerdem hatten sie, trotzdem, daß ihnen bekannt gemacht worden, in der Kirche von Düppel lagerten Verwundete, auf dieselbe gefeuert; die Preußen waren daher wohl im vollen Rechte, die dem Feinde einen wichtigen Rückhalt bietende Stadt in Brand zu schießen, obgleich die dänische und englische Presse, selbst Stimmen im Parlamente des letzteren Landes ein ungeheures Geschrei über diese Barbarei erhoben.

Vom 2. April bis bald nach Mitternacht gaben die preußischen Batterien über zweitausend Schüsse ab, und da fast jeder einzige traf, wird man sich eine Vorstellung von dem angerichteten Schaden machen können. Ein Theil der Stadt Sonderburg stand zwei Tage lang, bis die angestrengtesten Bemühungen, zu löschen, gelangen, in hellen Flammen.

In der Nacht wurde das Bombardement schwächer, nahm aber mit dem folgenden Tage wieder zu.

Während dessen sollte die zweite Parallele eröffnet werden, und die Vorbereitungen dazu begannen in der Nacht vom 5. zum 6. April durch ein Paar preußische Gardebataillone. Dieselben gingen aus der ersten Parallele mehrere hundert Schritte schnell vor und warfen die dänischen Vorposten mit dem Bajonnet zurück, wobei sie eine Anzahl Gefangener machten; dann begannen sie sich einzugraben. In den nächsten Nächten wurde diese Arbeit

fortgesetzt und am Morgen des 8. war die zweite Parallele, neunhundert Schritte von der feindlichen Front entfernt, fertig.

Inzwischen hatte das Bombardement mit kurzen Unterbrechungen fortgedauert, und es waren preußischerseits noch mehrere neue Batterien angelegt und armirt worden, so daß um diese Zeit achtundachtzig Geschütze in zweiundzwanzig Batterien feuern konnten.

Die Lage der Dänen wurde nun beinahe unerträglich; jeder auf sie gerichtete Schuß demontirte ein Geschütz oder kämmte die Brustwehr ab, die Bomben schlugen in ihre Blockhäuser ein und richteten furchtbare Zerstörung an; fortwährend mußten Verwundete nach Sonderburg transportirt werden. In den meisten Schanzen liefen die Kanoniere von ihren Geschützen fort, und die Infanteriebesatzung mußte häufig abgelöst werden, um die Leute nur einigermaßen bei Muth und Disciplin zu erhalten.

Am tapfersten wehrte sich Schanze Nr. 2, obgleich sie gerade dem heftigsten Feuer ausgesetzt war; der dort kommandirende Offizier besserte in jeder Nacht die an den Werken und Geschützen erlittenen Schäden auf das Beste wieder aus und mußte mit großer Energie auftreten, denn seine Kanoniere blieben hartnäckig dabei, mit zwei Geschützen den Batterien in der Front und mit den drei anderen denen auf Broacker, die sie in der Flanke bestrichen, zu antworten. Durch Deserteure und Gefangene erfuhren die Preußen, welche dieses heldenmüthige Benehmen bewundern mußten, der tapfere Vertheidiger der Schanze Nr. 2 sei der Artillerie-Oberlieutenant Anker.

Am 9. und 10. April waren auch die schweren Mörserbatterien etablirt worden und konnten an letzterem Tage die Schanzen zu bewerfen beginnen. Die massive Düppeler Mühle, von der aus die Dänen den weitesten Ueberblick

auf die preußischen Positionen gehabt hatten, wurde auch an diesem Tage zusammengeschossen, so daß sie nun als eine traurig aussehende Ruine dastand. An diesem Tage mußten wieder die meisten Schanzen gänzlich schweigen, 118 Kanonen und Mörser standen ihnen gegenüber und thaten nicht weniger als 5000 Schüsse und Würfe.

In der nächsten Nacht wurde die dritte Parallele auf fünfhundert Schritte Entfernung vollendet. Die Dänen machten gegen Morgen aus Schanze Nr. 2 einen Ausfall, um sie zu zerstören, wurden aber schnell wieder zurückgeschlagen.

Die Nacht des 13. zum 14. April sollte eine neue Entscheidung herbeiführen.

Ein Bataillon des 60. Infanterie-Regiments unter Befehl des durch seine Kriegserfahrung und Tapferkeit ausgezeichneten Majors von Jena nebst zwei Pionier-Kompagnien waren Abends in der dritten Parallele aufgestellt und hatten den Befehl erhalten, gewaltsam hervorzubrechen und dreihundert Schritte weiter vorwärts, also etwa 200 Schritte von den Schanzen entfernt, neue Laufgräben zu eröffnen. Um halb zehn Uhr wurde das Signal zum Vorrücken gegeben. Die Preußen stürzten sich ohne Aufenthalt auf die dänischen Vorposten, welche diesen Angriff gar nicht erwartet hatten, und durchbrachen sie, eine zweite dicht dahinter folgende Kolonne nahm sie, vier Offiziere und 101 Mann, gefangen. Sogleich begann nun die Eröffnung des Laufgrabens durch die Pioniere, während die Infanterie sich mit den Dänen in den Schanzen herumschoß. Die Letzteren begannen auch mit Kartätschen zu feuern, vermochten die Preußen aber nicht zurückzutreiben, die bald hinreichende Deckung gefunden hatten.

Dieser Kampf kostete die Preußen fünfzehn Mann an Todten und Verwundeten, außerdem wurde Major von Jena,

ein sehr beliebter Offizier, der sich wieder äußerst brav benommen hatte, durch eine Kartätschkugel tödtlich an der Schulter verwundet und verstarb am 14., Lieutenant von Seydlitz wurde erschossen.

Das Gefecht entspann sich noch einmal am Morgen, als das Bataillon durch ein anderes abgelöst werden sollte, und setzte sich dann durch das Feuer der einzelnen Schützen die ganzen nächsten Tage hindurch fort.

Auch auf dem linken Flügel bei Rackebüll waren die Preußen bis auf fünfhundert Schritte an die Schanzen hinangedrungen und längs des Strandes des Alsensundes an verschiedenen Stellen Batterien angelegt worden.

In den folgenden Tagen entfaltete nun die Artillerie ihre ganze Stärke. Die dänischen Schanzen befanden sich bereits in dem jammervollsten Zustande; die Kämme der Wälle waren zerrissen, die Schießscharten eingestürzt, die Dächer der Blockhäuser von den Bomben durchschlagen; die Schanzen glichen nur noch unförmlichen Sandhaufen, und die Besatzung hatte die größte Mühe, in den Nächten so viel daran auszubessern, daß sie nicht ganz zusammenfielen.

General von Gerlach, der Oberkommandeur der dänischen Armee, war erkrankt, und General von Steinmann hatte an seiner Stelle den Befehl übernommen; er hielt sich in Sonderburg auf. Die Düppeler Schanzen standen unter dem speciellen Befehl Generals Du Plat. Bereits waren alle höheren Offiziere darüber einig, daß die Düppelstellung nicht länger zu halten sei, und in diesem Sinne war auch nach Kopenhagen berichtet worden, aber dort wollte man daran nicht glauben. Das Kriegsministerium beschloß, Verstärkungen nach der Insel Alsen zu senden, so daß die dortige Armee wieder auf zwanzigtausend Mann komme, was auch geschah, und verlangte, daß man einen

Sturm abwarte und die Schanzen auf das Aeußerste vertheidige.

Das gab viel böses Blut bei den gänzlich entmuthigten Soldaten; sie sprachen laut davon, daß man sie unnütz aufopfere. Die Armen hatten aber auch furchtbar gelitten; sie verloren täglich etwa hundert Mann an Todten und Verwundeten. Nur mit Mühe war die nothwendigste Besatzung in die Schanzen zu bringen, der Rest lagerte in vier neuen, hinter den alten Forts angelegten Werken. Die Hälfte der Armee hielt die Insel Alsen besetzt, die andere Hälfte befand sich im Sundewitt. An jedem Tage wurde der Sturm befürchtet, theilweise auch gewünscht, denn sich in den Schanzen todtschießen zu lassen, ohne die Hand dagegen rühren zu können, war am Ende noch schlimmer als den feindlichen Bajonneten gegenüberzutreten.

Die Preußen ließen nicht nach, die Schanzen zu demoliren; sie hatten die letzte Parallele ohne große Mühe vollendet, denn das Artilleriefeuer der fast gänzlich verstummten Schanzen hinderte sie nicht mehr daran. Man hat berechnet, daß in den Tagen vom 14. bis 17. April, bei kurzen Pausen, in der Stunde durchschnittlich fünfhundert Schüsse abgefeuert worden sind. Die Erde zitterte unter dem furchtbaren Dröhnen der Geschütze, und dichte Pulverwolken lagen über der ganzen Gegend.

Auch preußischerseits wünschte man sehnlichst den Befehl zum Sturme herbei, obgleich man wohl wußte, daß der letztere noch viel Opfer fordern werde; abgesehen von der Befürchtung, daß die zum 20. zusammenberufene Londoner Conferenz der Diplomaten „verderben würde, was das Schwert gewonnen hatte", war der Belagerungsdienst auch im höchsten Grade anstrengend. Der Aufenthalt in den Trancheen, die von dem anhaltenden Regenwetter der letzten Zeit so tief durchweicht waren, daß die Soldaten bis

an die Knöchel, oft noch weiter, in den lehmigen Boden einsanken, war für längere Dauer unerträglich und der Gesundheit höchst nachtheilig, der fotwährende Vorpostendienst spannte die Kräfte ab.

Welffen und Lorenzen hatten sich seit Bauung der ersten Paralle nur noch an kleineren Vorpostengefechten betheiligen können; sie hatten noch einen anderen Grund, die Entscheidung recht schnell herbeizuwünschen, denn erst dann konnte Welffen daran denken, einen kurzen Urlaub nach Schleswig zu erbitten, wohin ihn sein Herz zog. Lorenzen war zwar frei, und nachdem er aus Schleswig einen Brief Emma's, der ihre Ankunft daselbst meldete, erhalten hatte, wäre er gerne zu ihr geeilt, aber er konnte sich nicht entschließen, gerade in diesem Augenblicke das preußische Corps zu verlassen; war er Zeuge des ganzen Feldzuges gewesen, so würde er es sich nicht verziehen haben, bei dem vermuthlichen Schlusse desselben zu fehlen.

Große Unruhe bereitete es den beiden Freunden, daß Fritz weder an sie noch an Vater und Schwestern in Schleswig geschrieben hatte: auch von seinen Kameraden war keine Nachricht über ihn eingegangen, denn dieselben wollten die Familie nicht eher beunruhigen, bis sie gewisse Kenntniß von seinem Schicksale erhalten hätten.

Am 17. Nachmittags hatte der Feldmarschall von Wrangel, der mit den königlichen Prinzen schon seit einigen Tagen auf diesem Kampfschauplatze war, nach Gravenstein, dem Hauptquartiere des Prinzen Friedrich Carl, einen Kriegsrath berufen, und man behauptete nun, daß der Sturm nahe bevorstehen würde. Aber die Kommandeure kehrten Abends zurück, und kein Befehl, wie er erwartet worden, wurde aufgegeben.

„Man wird gar nicht stürmen lassen," hörte man vielfach sagen, — „die Schanzen müssen von selbst fallen, die

Dänen können sie nicht länger halten, werden sie räumen und die Vertheidigung von Alsen versuchen."

Allerdings wären die Schanzen früher oder später von selbst gefallen, aber die ruhmbegierigen preußischen Soldaten waren damit keineswegs einverstanden.

Lorenzen und Welffen hatten sich am Abende des 17. wieder in ihre Quartiere zu Schmoel zurückbegeben, denn das Bataillon des Letzteren war an diesem Tage von dem Vorpostendienste verschont. Während sie im Begriffe waren, sich niederzulegen und ihrem Unmuthe über das lange Aufschieben des gehofften Sturmes in einigermaßen bitteren Worten Luft machten, wurde tüchtig an die Hausthür geklopft.

Es war eine Ordonnanz, die den Befehl brachte, das Bataillon solle sofort antreten, die Leute in Mützen, mit gerollten Mänteln und voller Munition.

Diese Anordnung schien deutlich genug zu sprechen.

„Es geht zum Sturm!" jubelte Welffen. „Wir stürmen noch in dieser Nacht oder morgen früh!"

Auch Lorenzen theilte seine Freude; dieselbe wurde nur dadurch herabgestimmt, daß er nicht erwarten konnte, in die Parallelen eingelassen zu werden, die gewiß mit Truppen überfüllt wurden. Das stellte ihm auch Welffen vor und drang in ihn, sein Leben, das ihm nicht allein gehöre, nicht unnöthigerweise auf das Spiel zu setzen, und lieber zurückzubleiben; von den Höhen bei dem Dorfe Schmoel lasse sich der Kampfplatz vollständig übersehen und er werde dort die schnellste Kenntniß von dem Erfolge des Sturmes haben.

Lorenzen mußte sich, still seufzend, fügen, da er die Unmöglichkeit einsah, an dem Gefechte theilzunehmen. Nach einem herzlichen Abschiede, bei dem ihm Welffen noch einen bereits für diesen Fall geschriebenen Brief an Clara über-

geben hatte, sah er denselben, der zwischen Freude und Ernst schwebte, zu dem Sammelplatze seines Bataillons forteilen.

Die Nacht war milde und klar vom Monde erleuchtet. In den dänischen Schanzen war Alles still, und die preußischen sandten nur hin und wieder eine Kugel oder Bombe hinüber. Nichts deutete dem Uneingeweihten an, daß das lang erwartete große Ereigniß in den allernächsten Stunden bevorstehe, und doch waren vom Oberkommando die umfassendsten Maßregeln dafür getroffen worden.

Eilf und ein halbes Bataillon Infanterie, zusammen achttausend Mann, aus allen Regimentern des Corps zusammengesetzt, fünf Kompagnien Pioniere und eine Anzahl Artilleristen sollten die eigentlichen Sturmkolonnen bilden; da sich voraussehen ließ, daß keine Kompagnie freiwillig der anderen diese Ehre abtreten werde, war bestimmt worden, daß das Loos zwischen ihnen entscheiden solle. Die Reserven sollten die Brigade Canstein bei'm Spitzberge und die Brigade Raven zwischen Stenderup und der Chaussee bilden; die Brigade Röder nahm noch weiter zurück bei Nübel und die Gardedivision bei Satrup Stellung; Brigade Schmid hatte die Vorposten an diesem Tage inne, Brigade Göben nahm vor Satrup am Strande, nördlich der Schanzen, Aufstellung, um den Feind auf den Glauben zu bringen, man wolle dort einen Uebergang versuchen, wodurch er genöthigt wurde, die Hälfte seiner Streitkräfte auf der Insel Alsen zu erhalten. Die Sturmkolonnen, sechs an der Zahl, gegen die Schanzen No. 1 bis 6 bestimmt, da nach deren Einnahme die nördlicher gelegenen von selbst fallen mußten, waren unter den Befehl des Generallieutenants von Manstein gestellt; Prinz Friedrich Carl behielt den Oberbefehl und nahm später seine Stellung auf dem Spitzberge, der den weitesten Ueberblick gewährte.

Als Welffen zu seinem Truppentheile kam, fand er

Alles in der lebhaftesten Aufregung; neben der Freude machte sich aber auch der Ernst des Augenblickes geltend, und nur selten hörte man laute Scherze. Die alten Bekannten suchten sich gegenseitig auf und theilten einander ihre letzten Wünsche für den Fall, daß sie auf dem Schlachtfelde bleiben sollten, mit. Wie Viele sollte diese Ahnung nicht trügen!

Jetzt erst wurde der Corpsbefehl zum Sturme bekannt gemacht und das Loos gezogen. Bei Welffens Regimente traf es drei Kompagnien, darunter auch die seinige. Dann wurden Sandsäcke an jeden einzelnen Mann vertheilt, die auf die Eggen und sonstigen Hindernisse vor den Schanzen geworfen werden sollten, um den Zugang zu den Wällen möglich zu machen, auch einzelne schwarz und weiße Fähnchen, um sie nach Eroberung der Schanzen auf dieselben zu pflanzen, endlich die größte Stille empfohlen, denn es handelte sich darum, die Dänen zu überraschen.

Noch vor Mitternacht setzten sich die Kolonnen in Marsch und rückten in die vorderste Parallele vor. Dort war von Faschinen eine Art Brücke oder Treppe gebaut worden, vermittelst deren man leicht auf das freie Feld gelangen konnte.

Hier stand nun Alles in äußerster Stille, herzklopfend den Glockenschlag Zehn erwartend, mit dem alle Kolonnen auf der ganzen Linie gleichzeitig hervorbrechen sollten.

Die Sonne ging an dem wolkenlosen Himmel glänzend auf, und der Tag wurde so schön, wie man ihn im Frühjahre nur wünschen kann.

Um vier Uhr begannen sämmtliche Batterien plötzlich ein mörderisches Feuer auf die Schanzen; Schuß auf Schuß folgte schnell aufeinander, und die dänischen Werke, die keine Antwort mehr zu geben vermochten, stürzten immer tiefer zusammen. Die dänische Besatzung hatte sich bis auf einen kleinen Theil wieder ganz zurückgezogen, denn durch den

langen Aufschub vertrauungsvoll gemacht, erwartete sie auch heute noch nicht den Sturm; von den preußischen Kolonnen in den Trancheen konnte sie auch nicht das Mindeste erblicken. Die Kanonade wurde so heftig geführt, daß einzelne Geschütze gegen zweihundert Schüsse innerhalb sechs Stunden abfeuerten.

Lorenzen hatte Welffens Rath befolgt und sich auf die Höhen bei Schmoel begeben; unter ihm lagen die preußischen Strandbatterien, vor ihm breitete sich der spiegelklare Wenning=Bond aus, an dessen Eingange der Rolf Krake in guter Ruhe lag und die Wäsche seiner Mannschaft trocknete, daneben noch ein anderes dänisches Kriegsschiff; darüber hinaus konnte er sowohl in die zerstörten dänischen Schanzen und in den Brückenkopf, wie in die mit Soldaten, auf deren Bajonneten die Morgensonne glänzte, angefüllten Parallelen blicken.

Das ganze Schlachtfeld lag offen vor ihm.

Auch sein Herz klopfte zum Zerspringen, und fieberhaft erregt, blickte er alle Augenblicke nach der Uhr, deren Zeiger ihm noch nie so langsam wie heute vorgerückt zu sein schienen. Eine Menge von Soldaten, die wegen leichterer Verwundungen im Quartiere hatten zurückbleiben müssen, auch Landleute aus den nächsten Dörfern hatten sich auf den Höhen eingefunden, um Zeugen des ungewöhnlichen Schauspieles zu werden.

Jetzt wies der Zeiger auf zehn Uhr.

Plötzlich verstummten alle Geschütze wie auf Kommandowort. Mit Hurrahruf, der über den Wenning=Bond herüberdrang, brachen auf der ganzen Linie vor den Schanzen No. 1 bis 6 die dichten preußischen Tirailleurlinien und die Pioniere mit ihrem Handwerkszeuge hervor, denen fast auf dem Fuße die geschlossenen Kolonnen und dann abermals in geringer Entfernung die Reserven der Sturmkolon=

nen folgten. Gleichzeitig begannen die vereinigten Regiments-Musikcorps, die in der zweiten Parallele aufgestellt waren, den Hohenfriedberger Marsch zu spielen, der Preußens Soldaten schon so oft zum Siege geführt hatte.

Die Stürmenden drangen im vollen Laufe, meistens ohne einen Schuß zu thun, gegen die Schanzen vor, in denen sich nur einzelne Dänen zeigten, denn ihre Hauptstärke hatte sich der heftigen Beschießung wegen hinter die neu angelegten Werke zurückgezogen; so wie der Angriff aber bemerkt wurde, eilten sie vorwärts und gelangten noch früher als die Preußen auf die Brustwehren.

Es war ein wildes Getümmel, in dem sich die Einzelnen nicht unterscheiden ließen; Lorenzen hatte seine Augen hauptsächlich auf die schwarz-weißen Fahnen gerichtet, die über der Menge flatterten.

Die Drähte, welche die Dänen vermittelst starker Pfähle auf dem Glacis vor dem Graben ausgespannt hatten, waren zum Theil schon durch das Geschützfeuer zerstört worden, die noch unverletzten beseitigten die Pioniere schnell; die Sandsäcke, mit denen jeder Mann versehen war, wurden auf die Eggen und Fußangeln geworfen, damit man dieselben überschreiten konnte, die Pallisaden theils mit Aexten niedergehauen, theils Pulversäcke an sie gehängt und dieselben angezündet, so daß die Balkenstücke weit umherflogen.

Durch die so entstandenen Lücken drangen die Stürmenden in die Gräben ein und begannen nun die Brustwehren zu erklettern, auf deren Kamm immer mehr dänische Infanteristen, in den dicken Schwarm hineinfeuernd, erschienen, während auch die Geschütze zu spielen begannen und ihre Kartätschen den Preußen entgegenschmetterten.

Eine Weile vermochte man vor Staub und Pulverdampf nicht zu unterscheiden, was vorging, plötzlich aber

wehte die erste preußische Fahne von Schanze Nr. 1, — es waren seit dem Vordringen wohl zehn Minuten vergangen — bald darauf auch von Nr. 3, dann von Nr. 4 und Nr. 2. Die übrigen Schanzen wurden schnell hinter einander erobert und der größte Theil ihrer Besatzung vom Rückzuge abgeschnitten und zu Gefangenen gemacht.

Innerhalb der Schanzen entspann sich noch ein hartnäckiger Bajonnetkampf, wobei es mehr als einmal vorkam, daß die Dänen ihre Feinde nahe herankommen ließen, als ob sie sich ihnen ergeben wollten, und dann in der Nähe auf sie feuerten; die Erbitterung der Preußen mußte dadurch natürlich so groß werden, daß sie in solchen Fällen später keinen Pardon gaben, sondern die Besiegten ohne Gnade niederstießen.

Wer wollte alle die einzelnen Züge von Heldenmuth aufzählen, die dieses furchtbare Handgemenge mit sich brachte? — manche mögen übersehen oder in Vergessenheit gerathen sein. Bei der Schanze Nr. 2, die sich schon früher bei der Kanonade durch ihre Hartnäckigkeit ausgezeichnet hatte, waren die Pallisaden nicht zu durchbrechen, und die Stürmenden sahen sich in die üble Lage versetzt, unter dem mördechen feindlichen Feuer nicht weiter vordringen zu können. Der Pionier Klinke, ehemals Bergmann zu Spremberg, opferte sich hier, ein zweiter Winkelried, der den Seinigen die Gasse bahnt; er tritt allein vor, befestigt den Pulversack und entzündet ihn mit dem Rufe: „Wenn es auch mein Leben kostet, Kameraden, Ihr müßt durch!" — Die Explosion erfolgt, die Pallisadenreihe ist gesprengt, und über den zu Boden gesunkenen Helden, dem Gesicht und Glieder zerrissen sind, dringen die Waffenbrüder mit lautem Hurrah vor. Klinke starb bald darauf im Lazareth.

Man muß den Dänen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich nicht weniger heldenmüthig wehrten; viele

von ihnen ließen sich lieber niederstechen als daß sie wichen. Oberlieutenant Anker von der Artillerie, der Kommandant der Schanze No. 2, warf sich den eindringenden Preußen mit etwa fünfzig Mann entgegen, wurde aber nach heftigem Widerstande entwaffnet und konnte durch die preußischen Offiziere nur mit Mühe vom Tode gerettet werden. Nachdem er gefangen genommen worden, bat er, noch einmal in die Pulverkammer hinabsteigen zu dürfen, um von dort Etwas zu holen. Seine düsteren, entschlossenen Mienen erregten indessen Verdacht, man hielt ihn zurück, und als ein preußischer Artillerist sich in das Magazin begab, fand er daselbst einen dänischen Soldaten mit brennender Lunte bei den geöffneten Pulverfässern; er stach denselben, der sich nicht ergeben wollte, nieder. Ohne Zweifel hatte es in der Absicht Lieutenants Anker gelegen, sich und die Besatzung mit den Preußen zusammen in die Luft zu sprengen; er kam in ehrenvolle Gefangenschaft und wurde nach abgeschlossenem Frieden aus derselben entlassen.

Sobald die sechs Schanzen des linken Flügels genommen waren, kehrten die preußischen Artilleristen die Geschütze um und feuerten aus ihnen auf den sich schnell in die neuen Werke, wo ihn seine Reserven erwarteten, zurückziehenden Feind.

Diese neuen Werke führten die Bezeichnungen A, B, C und D. Unaufhaltsam drangen die Preußen gegen sie vor und nahmen sie rasch hinter einander, aber nun wuchs ihnen ein neuer gefährlicher Feind aus der Erde oder vielmehr aus dem Wasser. Das Panzerthurmschiff Rolf Krake kam jetzt, gegen eilf Uhr, erst herbei, legte sich nahe an den Strand, so daß es die linken Flügelschanzen und die neuen Werke bestreichen konnte, und eröffnete ein heftiges Feuer; es soll fünfundzwanzig Schuß gethan haben, bis es durch die Batterien auf Broacker zum Rückzuge gezwungen wurde;

dabei erhielt es mehrere Schüsse, die es arg beschädigten, einen Offizier tödteten und achtzehn Mann verwundeten.

Die Dänen hatten inzwischen frische Truppen herbeigeführt und nahmen die neuen Werke wieder. Aber auch die Brigade Canstein war jetzt aus den Parallelen hervorgebrochen, und ihr gelang es, sich wieder in den Besitz dieser Werke zu setzen, eine Sturmkolonne der Garde eroberte Schanze Nr. 7, die Brigade Raven, die anfangs auf der Chaussee marschirte, griff die Schanzen Nr. 9 und 8 an, und Nr. 10 ergab sich der anrückenden Brigade Schmid.

General von Raven wurde schwer am Fuße verwundet und mußte aus dem Gefechte geschafft werden, wobei er seinen Leuten zurief: „Auch Euer General muß für den König bluten; haltet Euch wacker, Kameraden!“ Einige Tage später starb er an seiner Wunde.

Als die preußischen Farben auf allen Werken wehten, begannen die vereinigten Musikcorps, die inzwischen nach Schanze Nr. 2 beordert worden waren, den Choral: „Nun danket Alle Gott —“ zu spielen, ein erhebender Moment, in dem manchen der glücklichen Sieger Thränen in die Augen traten und sie sich gegenseitig in die Arme sanken.

Doch der Kampf war noch nicht beendet; man mußte die glückliche Stunde benutzen.

Die Dänen, aus allen ihren Schanzen vertrieben, zogen sich in den Brückenkopf zurück, wobei sehr viele Gefangene gemacht wurden und General Du Plat, der einen einfachen Soldatenmantel angezogen hatte und in der Verzweiflung den Tod zu suchen schien, nebst mehreren anderen Offizieren niedergemacht wurde. Von Alsen her wurden Anfangs Verstärkungen herübergeschickt, dieselben aber wieder zurückgezogen, als die Brigade Göben zum Scheine Vorbereitungen für den Uebergang nördlich der Schanzen traf. Gleichzeitig eröffneten die Dänen aus dem Brücken-

kopfe und ihren Alsener Strandbatterien ein heftiges Feuer und überschütteten die Stürmenden förmlich mit allen Arten von Geschossen.

Es war zwölf Uhr Mittags, als die preußischen Kolonnen sich mit dem Bajonnet auf den Brückenkopf stürzten, aber es bedurfte wiederholter Angriffe, um ihn zu nehmen, was mit großen Opfern erst um drei Uhr Nachmittags gelang, indem die Infanterie durch zweiunddreißig Feldgeschütze und sämmtliche Kanonen der Schanzen unterstützt wurde. Nun warfen die am diesseitigen Ufer zurückgebliebenen Dänen sich in wilder Unordnung auf die Brücken, aber nur ein kleiner Theil erreichte sie noch, denn da die Preußen ihnen dicht auf den Hacken waren, ließ der dänische Oberbefehlshaber zwei Brücken abfahren und die andere in Brand stecken; die tapferen Vertheidiger des Brückenkopfes geriethen dadurch in Gefangenschaft.

Damit war der Kampf für diesen Tag beendet, obgleich die Geschütze noch eine Zeit lang fortspielten. Ueber der Stadt Sonderburg wälzten sich dichte Rauchwolken, und helle Flammen loderten zu dem heiteren Himmel, an dem die Sonne hell strahlte, empor. Sie beschien ein Schlachtfeld, daß den grauenvollsten Anblick darbot, während die Küste Alsens, der westliche Theil des Sundewitt und die Halbinsel Broacker sich mit dem schönsten Frühlingsgrün geschmückt hatten.

Die Dänen hatten einen ungeheuren Verlust erlitten: an Todten 21 Offiziere und 580 Mann, an Verwundeten 22 Offiziere und 1380 Mann, an Gefangenen 44 Offiziere und 3145 Mann; außerdem hatten ihnen die Sieger 118 Geschütze und 40 Kompagniefahnen abgenommen.

Die Preußen verloren 16 Offiziere und 213 Mann an Todten, 55 Offiziere und 869 Mann an Verwundeten und 39 Gefangene. —

Lorenzen hatte den ganzen Verlauf des Kampfes in der größten Spannung beobachtet und war mehr als einmal in die Versuchung gerathen, seinen Standpunkt zu verlassen und auf das andere Ufer hinüber zu eilen; ein bischen ruhigerer Ueberlegung widersprach Dem aber. Als die ersten preußischen Fahnen auf den Brustwehren der Schanzen erschienen, erschallte auch aus der Menge der Zuschauer auf den Höhen bei Schmoel, wie aus den Strandbatterien ein donnerndes Hurrah, und Leute, die sich noch nie gesehen hatten, umarmten sich in der herzlichsten Freude.

„Kein dänischer Soldat steht mehr auf dem schleswigschen Festlande!“ jubelte Lorenzen, als die Sonderburger Brücken abgefahren und vernichtet wurden, und ohne sich länger fassen zu können, lief er dem Wege zu, der von Schmoel über Düppelfeld nach der Chaussee führt; er war überzeugt, daß man in der allgemeinen Siegesfreude Keinen mehr zurückweisen werde, dem es schon auf dem Gesichte geschrieben stand, daß er an ihr theilnehme. Niemand hielt ihn auch auf.

Die Chaussee und die nach den nächsten Dörfern führenden Wege waren ungemein belebt, theils durch große Gefangenentransporte, die von Husaren und Uhlanen eskortirt wurden, theils durch Fuhrwerke und Tragbahren, welche die schwer Verwundeten zurückbrachten. Bei Frydendal und dem Kruge Wielhoi waren vorläufige Verbandplätze errichtet worden, in den nächsten Dörfern eine Menge von Häusern zu Lazarethen eingerichtet; wer einen längeren Transport aushalten konnte, wurde nach Flensburg geschafft, aber alle diese Vorbereitungen reichten noch bei Weitem nicht zu, denn auch die verwundeten Dänen mußten versorgt werden.

Da stellte sich nun ein trauriges und erschütterndes Bild nach dem anderen dem Auge dar, und selbst Lorenzen,

der kriegsgewöhnte Soldat, mußte oft schaudernd seine Blicke abwenden. Manche Verwundete hatten noch guten Muth behalten, und die Freude über den Sieg, der Stolz, auch Antheil an dem ruhmvollen Kampfe gehabt zu haben, überwog die Schmerzen der brennenden Wunde, aber die Meisten stöhnten und jammerten doch kläglich; Mancher bestürmte die Kameraden oder die Aerzte mit den flehentlichsten Bitten, ihn zu tödten, weil er die Schmerzen nicht mehr zu ertragen vermöge oder weil er als Krüppel der Welt doch Nichts mehr nützen könne.

Man erzählte in der nächsten Zeit in Flensburg eine ergreifende Geschichte. Prinz Friedrich Carl, der eines der dortigen Lazarethe besuchte, soll daselbst einen jungen Soldaten gefunden haben, der beide Füße und beide Hände verloren hatte. Von Theilnahme ergriffen, habe er ihn gefragt, was er für ihn thun könne, worauf Jener erwiderte: „Schießen Sie mir eine Kugel durch das Herz, Königliche Hoheit." Der Prinz soll sich mit Thränen im Auge abgewandt haben.

Als Lorenzen über die Ebene zwischen der letzten Parallele und den Schanzen fortschritt, sah er zu beiden Seiten seines Weges eine Menge von Leichen und Schwerverwundeten liegen; die letzteren riefen ihn mehrmals an, ihnen einen Trunk zu verschaffen oder bei einem flüchtigen Verbande behülflich zu sein; noch war es den Krankenträgerkompagnien nicht möglich gewesen, alle diese Unglücklichen fortzuschaffen. So große Eile Lorenzen auch hatte, seinen Freund Welffen aufzusuchen, um dessen Schicksal er sehr besorgt war, konnte er den Armen ihre Bitten doch nicht abschlagen und mußte sich mehr als einmal aufhalten, ehe er in die Schanzen gelangte.

In diesen sah es noch viel schlimmer aus; die Todten und Verwundeten lagen hier noch dichter beisammen, und

die Werke gewährten den Anblick grauenhafter Zerstörung. Die ganze Brustwehr fast war eingestürzt und bildete nur noch eine unförmliche Sandmasse, die Blockhäuser waren zertrümmert und die Balken theilweise angebrannt, die meisten Geschütze demolirt oder beschädigt, selbst in Stücke zerschossene eiserne Kanonenröhre fand man vor; dazwischen war der Boden mit Kugeln jeder Größe und Sprengstücken der Bomben und Granaten besäet.

Hier erfuhr er zuerst, daß das Bataillon, bei dem Welffen stand, bei dem Sturm auf den Brückenkopf mitgewirkt habe und sich wahrscheinlich noch in demselben befinde. Er eilte also weiter. Jeden Soldaten dieses Regiments, dem er begegnete, fragte er, ob er Etwas vom Lieutenant von Welffen wisse, aber noch war die Verwirrung zu groß, als daß man ihm sichere Auskunft hätte geben können.

Endlich traf er das Bataillon, das noch vor dem Brückenkopfe stand. Die Offiziere und Soldaten, die ihn kannten, begrüßten ihn freudig.

„Welffen ist wohlauf!" hieß es auf seine dringende Frage. „Sie werden ihn da vorn finden; er war auch auf den Schanzen einer der Ersten."

Der Gesuchte kam ihm schon entgegen; Beide drückten sich warm die Hände.

„Du bist gar nicht verwundet?"

„Gott sei Dank, nicht, obgleich ich mehrere Male, wenn ich die Gewehrmündungen oder Bajonnete dicht vor mir hatte, glaubte, es sei mit mir vorbei. Aber, Lorenzen, ich habe Dir eine Neuigkeit mitzutheilen, die Dich interessiren wird."

„Nun?"

„Kapitain Westergaard ist wieder bei der Armee; ich habe ihn, als die Dänen den Brücken zuflohen, auf etwa zwanzig Schritte deutlich erkannt."

„Nicht möglich!"

„Ich versichere Dich, daß ich mich nicht getäuscht habe; ich gab mir alle Mühe, ihn zu erreichen, um ihn zum Gefangenen zu machen, aber der Strom der Fliehenden trennte uns von einander. Er war der Brücke schon sehr nahe und ist wahrscheinlich glücklich auf das andere Ufer entkommen."

Lorenzen, dessen Mienen unwillkürlich düsterer geworden waren, schüttelte den Kopf.

„Verderben wir uns diesen schönen Tag nicht durch die Erinnerung an diesen Menschen," sagte er dann kurz. —

Die Dänen schickten einen Parlamentairoffizier herüber und suchten einen Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten und Sammlung der Verwundeten nach; er wurde ihnen bis zum anderen Abend um sechs Uhr bewilligt. Ein Theil der preußischen Truppen blieb im Brückenkopfe und in den Schanzen, die übrigen, zu denen auch Welffens Regiment gehörte, kehrten in ihre Kantonnements zurück, mit ihnen Lorenzen.

---

## Siebentes Kapitel.

In dem kleinen Stübchen, das im Lazarethe zu Fridericia die beiden verwundeten Offiziere, den Dänen und den Oesterreicher beherbergte, brannte zur Nachtzeit eine tief niedergeschraubte, mit einem Schirm versehene Lampe, so daß man das Auge erst längere Zeit an dieses matte Dämmerlicht gewöhnen mußte, ehe man die im Zimmer befindlichen Personen und Gegenstände zu erkennen vermochte. Die Fenstervorhänge waren herabgelassen, denn draußen lag tiefe Nacht auf den Straßen der Stadt und

den Wällen der Festung, und die herrschende Stille wurde nur zuweilen durch den harten Tritt einer vorübermarschirenden Militairabtheilung unterbrochen.

Der dänische Offizier, der einen Schuß in den Unterleib erhalten hatte und, nach dem Ausspruche Dr. Gjertsens, nicht wieder herzustellen war, lag bewegungslos wie eine Leiche da, mit halbgebrochenen Augen, ohne Besinnung; man konnte in jedem Augenblicke seinen Tod erwarten, und er erhielt keine andere Arzenei mehr als kühlende Getränke, welche die brennenden Schmerzen in seinem Inneren lindern sollten. Schwester Anna, die wieder zwischen den beiden Betten saß, flößte ihm dieselben in den vorgeschriebenen Pausen löffelweise ein.

Dabei vergaß sie nicht, ihr Augenmerk auch auf den anderen Verwundeten zu richten, der sich unruhig auf seinem Lager bewegte, konvulsivisch mit den Händen auf der Bettdecke spielte und von Zeit zu Zeit mit schwacher Stimme abgebrochene, schwer verständliche Worte flüsterte. Er befand sich jetzt seit drei oder vier Tagen im Lazarethe, aber die Besinnung war ihm noch nicht zurückgekehrt, dafür raste das Wundfieber in ihm.

Schwester Anna that in diesem Krankenzimmer schon die dritte Nachtwache; sie mußte also sehr erschöpft sein, aber dennoch kam kein Schlaf in ihre Augen; trat ihr einmal die Versuchung desselben nahe, so brauchte sie sich blos dem Lager Fritzens zuzubeugen und ihm in das Gesicht zu sehen, dann mußten ihre Gedanken wieder einen so lebhaften Aufschwung nehmen, daß diese Aufregung sich auch dem Körper mittheilte.

Der Däne war, wie sie wußte, viel gefährlicher krank und litt mehr als der Oesterreicher, deshalb war sie auch genöthigt, ihm vorzüglich ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die scheinbare Ruhe, in der er dalag, wurde hin und

wieder durch ein heftiges Zusammenzucken des ganzen Körpers und krampfhafte Gesichtsverzerrungen unterbrochen. Ein schwacher Schein von Bewußtsein mußte wohl zurückgekehrt sein, denn seine glanzlosen Augen richteten sich unter den halbgeschlossenen Lidern auf seine Pflegerin und er faßte mit der Hand unruhig umher, als suche er Etwas. Schwester Anna, die schon an so manchem Krankenbette gesessen hatte, verstand ihn und reichte ihm ihre Hand, die er leise zu drücken versuchte; vielleicht wollte er ihr dadurch danken, vielleicht trieb ihn auch die innere Angst, sich, gleichsam Trost suchend, einem Anderen näher anzuschließen; einen Laut vermochte er nicht über die Lippen zu bringen.

Eine halbe Stunde verging wohl wieder in dieser Weise; die Krankenpflegerin mußte sich einmal von dem Dänen losmachen, um Fritz einen Löffel Arzenei zu reichen, der er unruhig widerstrebte, dann setzte sie sich wieder nieder und nahm abermals die Hand des Anderen in die ihrige. Sie erschrack darüber, wie kalt jene war, auch überlief den Verwundeten öfter ein leichter Schauder, wie sie fühlte. Waren es schon die Schauer des Todes? — Es gehörte Muth für eine Frau dazu, in der stillen Nacht einsam den Todeskampf eines ihr bisher fremden Mannes zu überwachen, aber Schwester Anna besaß diesen Muth.

Die Hand des Kranken wurde immer kälter, die Schauer und Zuckungen wiederholten sich häufiger, und ein leises Stöhnen entrang sich von Zeit zu Zeit seiner Brust. Ohne ihn zu verlassen, langte die barmherzige Schwester, die ihn schon eine Weile mit sorgenvoller Aufmerksamkeit betrachtet hatte, nach einem Klingelzuge, der ganz in ihrer Nähe an der Wand herabhing, und zog ihn an.

Etwa fünf Minuten später wurde vorsichtig die Thür des Krankenzimmers geöffnet, und Dr. Gjertsen trat in dasselbe. Der wackere Arzt gönnte sich, so lange er so

viele gefährliche Patienten hatte, die er der Behandlung jüngerer und weniger erfahrener Aerzte nicht gerne überließ, selten die nächtliche Ruhe.

Schwester Anna gab ihm einen Wink und deutete auf den Dänen, ohne daß dieser es hätte bemerken können. Der Doktor schraubte darauf die Lampe ein wenig höher, um besser beobachten zu können, und trat an das Bett, nachdem er einen flüchtigen Blick, der ihn zu beruhigen schien, auf Fritz geworfen hatte. Er sah dem Verwundeten in das Gesicht und fühlte ihm den Puls, dann wandte er sich zu Anna und schüttelte kaum bemerkbar, aber mit einer Miene, die deutlicher als Worte sprach, den Kopf.

„Sie wachen hier nun schon in der dritten Nacht, Schwester Anna," flüsterte er ihr nach einer Pause zu. „Gehen Sie in Ihre Stube und legen Sie sich nieder, um auszuruhen; ich werde Sie indessen ablösen."

„Sie werden noch mehr ermüdet sein als ich, Herr Doktor," war die leise Antwort, — „denn Sie schlafen in keiner einzigen Nacht."

„Das ist in Zeiten, wie die jetzige, meine Pflicht, liebes Kind," meinte er achselzuckend.

„Die meinige auch, Herr Doktor, ich habe sie freiwillig übernommen."

„Aber Sie können hier Nichts mehr nützen; ersparen Sie sich den Anblick des Todeskampfes, der bald eintreten wird."

„Ich habe dem Tode schon öfter in das Auge gesehen," antwortete sie mit eigenthümlich traurigem Lächeln, das den Doktor betroffen machte. „Und dann sehen Sie, wie fest der Sterbende meine Hand hält; es gereicht ihm zum Troste, daß ich bei ihm bleibe, und ich will deshalb bleiben."

Dr. Giertsen blickte mit dem Ausdrucke von Rührung

und Bewunderung auf das Mädchen, das durch so einfache Worte ihre aus tiefstem Herzen kommende Aufopferungsfähigkeit verrieth.

„Dann bleiben Sie," sagte er nur und nahm sich einen Stuhl, um sich ihr gegenüber an das Bett zu setzen.

Eine lange Pause trat ein, in der Beide kein Wort wechselten; die Krankenpflegerin hielt den Blick zu Boden geschlagen oder richtete ihn abwechselnd auf einen der beiden Verwundeten. Der Doktor beobachtete sie heimlich, wobei sich eine wohlthuende Befriedigung, ja, eine gewisse Zärtlichkeit auf seinem Gesichte ausdrückten. Sie bemerkte davon Nichts.

Der dänische Offizier wurde indessen immer unruhiger, seine Athemzüge immer kürzer und heftiger; sie gingen zuletzt in ein schwaches Röcheln über.

Der Doktor blickte Schwester Anna bedeutungsvoll an und gab ihr einen Wink, der deutlich sprach: „Es wird jetzt sogleich mit ihm vorbei sein, ziehen Sie sich lieber zurück." Aber sie schüttelte den Kopf und hielt die Hand des Sterbenden, die sich, wie sein Gesicht, mit kaltem Schweiße bedeckte, fest.

Der Todeskampf — er war bereits eingetreten — sollte nicht lange dauern. Der dänische Offizier machte ein Paar heftige Bewegungen, als wolle er sich im Bette aufrichten, doch hatte er nicht mehr die Kraft dazu, dann sank er matt in die Kissen zurück und schloß die Augen gänzlich; noch ein Paar Zuckungen, schweres, schnelles Röcheln, und er hauchte den letzten Seufzer aus.

„Der Arme hat lange und schwer gelitten," sagte Dr. Gjertsen mit gedämpfter Stimme und in traurigem Tone, — „aber, Gott sei Dank, ist er verhältnißmäßig leicht hinübergegangen. Gehen Sie jetzt zur Ruhe, Schwester Anna; ich werde eine andere Schwester zur Beaufsichtigung des

Oesterreichers, mit dem es vorläufig keine Gefahr hat, hierher senden." —

Das Mädchen, das sich eine Thräne aus dem Auge getrocknet hatte, schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich kann heute nicht mehr schlafen, das Bild des Sterbenden wird mich so bald nicht verlassen."

„O daran müssen Sie sich gewöhnen, liebes Kind, er ist ja auch nicht der Erste, den Sie in diesem Hause sterben gesehen haben," meinte der Doktor in milder Weise, und mit etwas unruhig forschendem Blicke setzte er hinzu:

„Sie haben doch nicht ein besonderes Interesse für Diesen hier empfunden?"

Er schien über die Frage selbst zu erschrecken, aber Schwester Anna, die ihren Sinn wohl nicht ganz richtig auffaßte, erwiderte unbefangen:

„Dasselbe wie für alle mir anvertraute Kranke."

Und doch erröthete sie, als sie einen Seitenblick auf Fritzens Lager warf, der dem Dokter entging.

„Ich verlange aber allen Ernstes, daß Sie sich jetzt niederlegen," fuhr Dr. Gjertsen sehr bestimmt fort; — „Sie sind es nicht allein sich selbst, sondern auch Ihren Kranken schuldig, sich zu schonen. Die fortwährenden Nachtwachen müssen Ihre Kräfte aufreiben. Sie müssen jetzt ein Paar Stunden schlafen, Schwester Anna."

Die Krankenpflegerin schien nur ungern zu gehorchen, aber in dem Doktor, wenn er ernst und eindringlich sprach, lag Etwas, das keinen Widerspruch duldete. Sie trat daher an das Bett ihres zweiten Pflegebefohlenen, legte ihm noch einmal die Kissen zurecht, wobei der Doktor beinahe eifersüchtig auf ihre Sorgsamkeit wurde, und verließ dann das Zimmer mit kurzem und bescheidenen Gruße.

Auf einen Klingelzug des Doktors kam ein Wärter, und diesem befahl er, eine der anderen barmherzigen

Schwestern herbeizurufen. Bis zu ihrer bald erfolgenden Ankunft saß Dr. Gjersen ganz in seine Gedanken versunken da; sie folgten der Schwester Anna.

„Es ist endlich Zeit, eine Entscheidung herbeizuführen," sagte er dann halblaut, sich mit der Hand über die Stirn streichend und aufstehend; — „ich will schon morgen mit ihr sprechen."

Nachdem er der neuen Pflegerin seine Instruktionen über die Behandlung des Kranken gegeben und angeordnet hatte, daß die Leiche des dänischen Offiziers nach der Todtenkammer geschafft werde, was auch alsbald geschah, setzte er seinen Rundgang durch die Krankenzimmer fort.

Schwester Anna löste schon mit dem frühen Morgen ihre Vertreterin wieder ab, nachdem sie, von den Anstrengungen der letzten Tage überwunden, wirklich einige Stunden Ruhe gefunden hatte. In Fritzens Zustande war noch keine Veränderung eingetreten, wie sich auch nicht erwarten ließ; doch war es schon ein gutes Anzeichen, daß er von Zeit zu Zeit in einen, wenn auch unruhigen Schlummer verfiel. In der Raserei des Fiebers, wenn dasselbe am stärksten wüthete, sprach er, ohne Bewußtsein, Mancherlei über sein vergangenes Leben; bald glaubte er sich wieder als Knabe im elterlichen Hause, bald kommandirte er im Schlachtgewühl, und durch die wilde Aufregung brachen auch wieder weichere Klänge, bei denen sein Gesicht sich freudig verklärte; er nannte dann gewöhnlich die Namen Eugenie und Anna Hansen.

Seine Wärterin schien bei diesen Phantasien eigenthümlich bewegt zu sein, und wenn sie ganz unbeobachtet war, verhüllte sie oft ihr Antlitz und weinte heftig.

Nie kann eine Mutter zärtlicher für ihr krankes Kind, nie eine Gattin liebevoller für ihren Mann gesorgt haben, als es diese barmherzige Schwester für den verwundeten

Oesterreicher that; Eugenie, wenn sie von dem Zustande ihres Mannes Kenntniß gehabt hätte, würde sich keine Sorge darüber zu machen gebraucht haben, daß ihm nicht alle erdenkliche Pflege zu Theil werden möge; er selbst ahnte natürlich nicht, welch' sorgsame, weiche Hände ihm die Kissen bequem legten und ihm die Arzenei einflößten.

Dr. Gjersen war seit der vergangenen Nacht mit sich noch ernstlich zu Rathe gegangen und hatte sich in seinem Entschlusse bestärkt. Er hatte nicht gut Gelegenheit, die Schwester Anna an einem andern Orte als in dem Krankenzimmer zu sprechen, aber er wußte ja, daß er dort keine Zeugen habe, denn der besinnungslose Oesterreicher konnte für einen solchen nicht gelten.

Am Vormittage erschien er daher mit etwas feierlicherem Gesichte als sonst, um seine gewöhnliche Visite zu machen; das Herz schlug ihm doch etwas unruhig, obgleich er sich selbst zu wiederholen bemüht war, er sei ja schon längst über die Leidenschaftlichkeit der Jugend hinweg.

Nachdem er sich über den Zustand des Patienten befriedigend ausgesprochen hatte, setzte er sich der Schwester Anna, die sein Benehmen schon etwas sonderbar zu finden anfing, gegenüber und begann eine Unterhaltung, die sich nicht auf das Lazarethwesen bezog, mit ihr. Er sprach von seinem Vaterlande Schweden, ging dann auf seine eigenen Verhältnisse über, in die er sie sehr klar blicken ließ, und richtete dann plötzlich die Frage an sie, welchen Beruf sie sich zu wählen vorgenommen habe, wenn der Krieg beendet sei und man hier ihrer Hülfe nicht mehr bedürfe.

„Ich weiß es selbst noch nicht,“ erwiderte sie mit ihrem gewöhnlichen wehmüthigen Ernste. „Ich habe keinen einzigen Verwandten mehr auf der Welt, dem ich eine Pflicht verschuldete, und ich möchte diese daher der Allgemeinheit weihen. Vielleicht wird man Rücksichten auf die

Probezeit nehmen, die ich in diesem Feldhospitale durchgemacht habe, und meinen lebhaftesten Wunsch erfüllen, mir eine gleiche Stelle in einem königlichen oder städtischen Krankenhause zu bewilligen."

„O das würde nicht die mindesten Schwierigkeiten haben," rief der Doktor, — „dafür könnte ich schon sorgen. Aber haben Sie auch bedacht, Schwester Anna, daß Sie einem so schweren, wenn auch schönen Berufe Ihre Freiheit, alle Ihre Aussichten auf Lebensgenuß zum Opfer bringen würden?"

„Ich mache keine Ansprüche mehr an das Leben," sagte sie, etwas bitter lächelnd.

„Sie haben einen Kummer auf dem Herzen, liebes Kind," meinte der Doktor, dem der Muth immer mehr wuchs, — „und was das Schlimmste ist, Sie tragen ihn allein. Sie werden mich hoffentlich nicht in dem Verdachte haben, unbescheiden in Anderer Geheimnisse eindringen zu wollen; wenn ich Ihnen aber gestehe, Schwester Anna, daß ich vom ersten Augenblicke unserer Begegnung an ein warmes Interesse für Sie gefühlt habe und daß dasselbe mit der Zeit zur Hochachtung und Freundschaft geworden ist, so werden Sie begreifen, daß ich Ihnen gern meinen Rath und Beistand anbieten möchte."

Der Doktor schwieg etwas verlegen, und auch Anna blickte eine Weile schweigend auf den Boden; dann schlug sie ihre großen blauen Augen zu ihm auf und sagte, ihn fest, aber freundlich anblickend:

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, für die Theilnahme, die Sie mir erweisen, und ich versichere Sie, daß ich Ihre Absicht nicht verkenne; mag es Ihnen als ein Beweis meines vollen Vertrauens dienen, daß ich Sie bitte, mir, wenn es Ihnen möglich ist, eine solche Stellung, wie sie in meinem eben geäußerten Wunsche liegt, zu verschaffen.

Verzeihen Sie mir dagegen und glauben Sie, daß ich die wichtigsten Gründe dafür habe, wenn ich Ihnen die Ursache meiner Gemüthsstimmung nicht mittheile, ich habe schon längst beschlossen, daß dieses Geheimniß mit mir in das Grab gelegt werden soll. Nur eine Versicherung füge ich hinzu: ich bin mir keiner Schuld bewußt, ich bin auch nie einer solchen angeklagt worden."

Das Mädchen war augenscheinlich in der tiefsten Bewegung; wieder perlten Thränen in ihren Augen, und sie zitterte leise. Auch der Doktor war bestürzt über die Antwort, die er erhalten hatte; dennoch war er weit entfernt, Schwester Anna zu mißtrauen, seine alte Befürchtung drängte sich ihm nur wieder auf.

„Wenn sie nun aber auch eine unglückliche Leidenschaft im Herzen trüge," sagte er schnell zu sich selbst, — „sollte sich diese, da sie ja selbst daran verzweifelt, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, nicht durch die Vernunft und Liebe des Gatten, das eigene Pflichtgefühl besiegen lassen? Wie viel glückliche Ehen giebt es nicht, in denen keiner von beiden Theilen dem anderen die erste Flamme seines Herzens zugetragen hat! — Schwester Anna ist ein Engel von Sanftmuth und Geduld; ich kann keine bessere Frau finden, und, weiß Gott, ich habe die redliche Absicht, sie glücklich zu machen, ich werde ihre alten Erinnerungen besiegen."

„Schwester Anna," sagte er entschlossen und laut, — „ich will nicht weiter in Ihr Geheimniß dringen, vielleicht fühlen Sie selbst sich einmal bewogen, es mir zu offenbaren. Ich habe Ihnen vorher meine Empfindungen für Sie bekannt, ich möchte Ihnen nun ein Anerbieten machen."

Das Mädchen blickte ihn gespannt an; sie zweifelte nicht, daß es sich um eine, ihrem Wunsche entsprechende, vortheilhafte Anstellung handle; der Doktor hatte gewiß großen Einfluß in dieser Beziehung.

„Ich hatte mir einmal," fuhr er stockend fort, — „vorgenommen, nie in den Stand der Ehe zu treten, weil ich in meiner Jugend das Unglück gehabt habe, nur solche Frauen und Mädchen kennen zu lernen, die ich gerade nicht hochzuachten vermochte. Darüber bin ich alt geworden und habe auf die Hoffnung verzichtet, schwärmerisch geliebt zu werden. Ich hatte mir also die Heirathsgedanken ganz aus dem Sinne geschlagen; seitdem ich Sie in Ihrem milden, schönen Wirken aber kennen gelernt habe, Schwester Anna, hat sich meine Anschauung geändert."

Dr. Gjertsen hatte ein so offenes, ehrliches Gesicht, die Wahrheit und die tiefe Bewegung leuchteten so deutlich aus seinen Augen, daß Anna bei der überraschenden Eröffnung nicht auf den Gedanken kommen konnte, er spreche nicht im vollen Ernste und mit reiflicherer Ueberlegung.

Die Farbe wechselte schnell auf ihren Wangen, und sie war nicht im Stande, schnell eine Antwort zu finden.

„Darum frage ich Sie, Schwester Anna," fuhr der Doktor fort, indem er ihre bebende Hand ergriff, — „wollen Sie Ihre Zukunft an die meinige knüpfen, wollen Sie die Liebe, deren Ihr Herz in so reichem Maße fähig ist und die Sie der ganzen leidenden Menschheit zu weihen gedachten, auf mich allein übertragen, wollen Sie meine Frau werden?"

Dabei blickte er ihr recht innig bittend in die Augen, die sich mit Thränen gefüllt hatten.

„Herr Doktor," erwiderte sie nach einer kleinen Pause, in der sie sichtlich nach Fassung gerungen hatte, — „wären Sie es nicht, der so zu mir spräche, so würde ich glauben, daß man sich mit der hülflosen Armen einen Scherz erlauben wollte, denn was kann mich zu einer Lebensstellung, wie Sie sie mir bieten, berechtigen? — Aber ich glaube Ihnen, ich weiß, daß Sie ein edler, vorurtheilsfreier Mann

sind, auf dessen Bevorzugung jede Frau stolz sein müßte. Und doch bin ich nicht im Stande, Ihnen so zu antworten, wie Sie es verlangen, denn — ich muß jetzt aufrichtig zu Ihnen sprechen — mein Herz gehört schon längst einem Anderen."

Der Doktor fühlte sich wie von einem elektrischen Schlage berührt; Anna sprach so bestimmt, daß er alle seine Hoffnungen auf einmal schwinden fühlte; aber er hing schon zu fest an ihnen, als daß er nicht noch einen Versuch hätte wagen sollen.

Er sagte Schwester Anna, daß er schon eine solche Vermuthung gehegt habe, daß er aber überzeugt sei, seine Liebe und Anhänglichkeit würden sie die Vergangenheit vergessen lassen. Sie schüttelte mit trübem Blicke den Kopf dazu; dann sprach sie noch ruhiger und gefaßter zu ihm. Sie stellte ihm vor, daß, abgesehen von der Unmöglichkeit, die sie in sich fühle, je einem Manne anzugehören, sie auch nicht den Stand der Bildung besitze, den die Welt von der Gattin des Doktors Gjertsen verlangen werde, daß sie auch nicht mehr jung und heiter genug sei, um ihm das Leben angenehm zu machen, und, als er von alle Dem Nichts gelten lassen wollte, setzte sie, die Hand auf die Brust legend, hinzu:

„Glauben Sie mir, Doktor, ich trage hier ein Leiden, an dem ich vor der Zeit hinsiechen werde. Es macht dies einen Theil meines Geheimnisses aus, deshalb fragen Sie mich nicht weiter danach."

„Sie täuschen sich, Anna!" rief der Doktor verwundert, — „bei Ihnen ist kein Anzeichen von einer Brustkrankheit zu bemerken; ich muß das beurtheilen können."

„Sprechen wir nicht mehr davon," sagte sie hastig. „Bleiben Sie mir ein Freund, Herr Doktor, und verzeihen Sie mir; ich schätze Sie zu hoch, als daß ich Sie je hätte

beleidigen oder verletzen wollen. Erfüllen Sie mir die Bitte, die Unterredung, die wir heute gehabt haben, nie wieder zu berühren, denn jede Erinnerung daran würde mir einen schmerzlichen Stich in das Herz geben. Die alten Wunden sind ohnehin wieder aufgerissen und bluten."

Sie sprach die letzten Worte nur halblaut, es schien auch, als seien sie für einen Anderen nicht bestimmt gewesen, und sie selbst wußte wohl nicht, daß sie dem Gedanken Worte gegeben hatte. So räthselhaft dem Doktor diese Aeußerung auch klang, war er doch zu zartfühlend um noch eine Frage an sie zu richten.

„Ich werde Ihnen gehorchen, Schwester Anna," sagte er ernst und wehmüthig; — „ich werde versuchen, den letzten schönen Traum, den ich gehabt habe, zu vergessen, aber ich mache mir dafür die Bedingung, daß Sie mich fortan nicht mehr als einen vorgesetzten Beamten dieser Anstalt, sondern als aufrichtigen Freund betrachten. Ueberlassen Sie mir die Sorge für die Zukunft, die Sie sich selbst bestimmt haben; Ihr Wunsch wird erfüllt werden."

Er drückte warm die Hand, die sie ihm noch immer überlassen hatte, erhob sich und beschäftigte sich ein Paar Minuten lang mit dem Verwundeten; dann grüßte er sie freundschaftlich und ging.

Schwester Anna, die noch bleicher als gewöhnlich aussah, saß noch lange auf derselben Stelle, ohne eine Bewegung zu machen; sie hatte die Hände gefaltet, ihr Blick ruhte unverwandt auf dem Kranken, und der bitter schmerzlichste Ausdruck lag auf ihrem Gesichte.

Der Doktor hielt sein Wort, er sprach in den nächsten Tagen nicht eine Sylbe mehr über die stattgehabte Erklärung, und sein sich gleichbleibendes freundschaftliches und achtungsvolles Benehmen überzeugte sie, daß die Zurückweisung seines Antrages ihn nicht zu ihrem Feind gemacht habe.

Das Fieber, mit dem Fritz zu kämpfen hatte, begann sich immer mehr zu besänftigen, er schlief in immer kürzeren Pausen.

„Heute haben wir die Krisis zu erwarten," sagte Dr. Gjertsen eines Tages zu der Krankenpflegerin.

„Kann sie einen übeln Ausgang nehmen?" fragte sie in einem Tone, der zu ängstlich klang, als daß er dem Doktor nicht hätte auffallen müssen.

Er sah verwundert zu ihr auf, und sie, die stark erröthet war, mußte den Blick vor ihm senken. Eine Empfindung, die man füglicherweise nur mit dem Namen „Eifersucht" bezeichnen kann, obgleich Dr. Gjertsen sich hütete, ihr diesen Namen zu geben, durchzuckte ihn; auf einmal glaubte er, schon längst bemerkt zu haben, daß Schwester Anna eine mehr als gewöhnliche Theilnahme für den verwundeten österreichischen Offizier äußere. Das war ihm ebenso peinlich als unerklärlich, indessen bezwang er sich und erwiderte:

„Dem ganzen bisherigen Gange der Krankheit nach zu urtheilen: nein; die Eiterung ist ganz naturgemäß, und ich glaube, daß wir Nichts zu fürchten haben; das Leben eines Jeden steht indessen in Gottes Hand."

Das Mädchen wurde wieder sehr bleich nnd schien in hohem Grade aufgeregt, was der Doktor zu seinem Verdrusse recht gut bemerkte. Als er sich dieses Mal verabschiedete, geschah es ein bischen kälter als sonst.

„Narr, der ich bin!" sagte er, sich draußen vor die Stirn schlagend, und seine Mienen klärten sich wieder auf. „Wie und wo sollte Schwester Anna einen österreichischen Offizier kennen gelernt haben, der vielleicht von Venedig oder Ungarn zum ersten Male hierherkommt? — Höchstens könnte bei seinem Anblicke eine alte Erinnerung in ihr aufgestiegen sein; er hat vielleicht Aehnlichkeit mit —"

Dr. Gjertsen biß sich auf die Lippen und setzte dann verdrießlich hinzu:

„Das könnte doch schlimm werden.“

Der wackere Mann war, so sicher er sich vor den Thorheiten der Liebe, wie er Jahre lang jedes wärmere Gefühl für eine Frau genannt hatte, geglaubt, doch nicht stark genug gewesen, seinen Hoffnungen und Wünschen vollständig zu entsagen; er hatte sie nur der Zeit anheimgegeben, die Anna's Sinn ändern konnte. Daher gefiel ihm die neue Entdeckung, die er gemacht zu haben glaubte, so wenig; am liebsten hätte er der Schwester Anna andere Kranke zur Pflege übergeben, aber das würde ihr auffällig erschienen sein, hätte ihr vielleicht eine Kränkung bereitet.

Die letzten Fiebersymptome des Verwundeten waren seit den Mittagsstunden ganz ausgeblieben, und er war in einen Schlummer gesunken, der nun schon stundenlang währte. Bereits war der Abend angebrochen, die Fenstervorhänge wieder geschlossen und die Lampe angezündet.

Schwester Anna saß wieder in dem Lehnstuhle und beobachtete gespannt den Gesichtsausdruck ihres Pfleglings. Er war bleich, die Wangen eingefallen, aber doch lagerte jetzt ein ruhiger Frieden auf dem Gesichte und die Athemzüge waren ziemlich regelmäßige. Die Krisis schien recht glücklich verlaufen zu sein, und Jeder, der dem Kranken nicht sehr nahe stand, würde keinen Anlaß zu irgend einer Besorgniß gehabt haben. Und doch schien eine solche die barmherzige Schwester noch zu beherrschen; ihr ganzes Wesen verrieth die tiefe innere Erregung.

Es war schon spät, als Fritz sich rührte, mit der Hand an die Stirn faßte und langsam die Augen öffnete; bei der ersten Bewegung, die er machte, hatte sich Schwester Ann etwas zurückgezogen, so daß sein Blick nur, wenn er den Kopf zur Seite wandte, auf sie fallen konnte.

Jetzt stieß der Verwundete einen tiefen Seufzer aus und machte eine Bewegung, sich im Bette zu erheben, aber seine Kräfte reichten dazu nicht aus, und gleichzeitig drückten ihn zwei weiche Hände wieder sanft in die Kissen zurück, wobei eine milde Frauenstimme halblaut sagte:

„Sie dürfen sich noch nicht anstrengen, Sie müssen Geduld haben, bis Sie wieder mehr zu Kräften gekommen sind."

Natürlich war Fritz die Erinnerung an den Sturm auf die Blockhausschanze und seine Verwundung dabei gänzlich entschwunden, und sowohl die Umgebung, die er vor Augen hatte, seine eigene Lage und diese Frauenstimme, die er hörte, waren ihm ein unlösbares Räthsel; dasselbe verwickelte sich ihm noch mehr, als er den Kopf etwas umwandte und die Schwester, deren Gesichtszüge er, da sie dem Lichte den Rücken zuwandte, nicht zu unterscheiden vermochte, in der dunkeln Tracht erblickte.

„Wo bin ich denn hier?" fragte er mit schwacher Stimme.

„Sie sind im Lazareth, mit Gottes Hülfe nicht schwer verwundet und auf dem besten Wege zur Genesung," war die Antwort in etwas gebrochener deutscher Sprache.

„Und wer sind Sie?" fragte er weiter.

„Eine barmherzige Schwester des Hospitals," erwiderte die Krankenpflegerin mit halberstickter Stimme.

Sie mußte alle Gewalt anwenden, die Thränen zurückzuhalten, die ihr aus den Augen stürzen wollten.

„Ich bin also verwundet? — Wo? — ich fühle keinen Schmerz. Erzählen Sie mir Alles."

Er hatte die Hand des Mädchens ergriffen und zog sie sanft näher zu sich heran, wobei er sich bemühte, seine Augen an das Dämmerlicht zu gewöhnen und ihr Gesicht zu erkennen.

Schwester Anna mußte jetzt ihre Stellung so verändern, daß der Lichtschein auf ihr Gesicht fiel.

„Regen Sie sich nicht auf," sagte sie warnend, — „es könnte Ihnen in diesem Zustande schädlich werden."

Fritz erwiderte Nichts, aber seine Augen schienen sich zu vergrößern, sein Blick an das Gesicht der Krankenpflegerin gefesselt zu sein; plötzlich beide Hände über die Augen deckend, rief er heftig aus:

„Träume ich denn noch oder steigen die Todten vor mir aus dem Grabe? — Du bist Anna Hansen!"

Die barmherzige Schwester zuckte zusammen, dann warf sie sich vor dem Bette auf die Knie nieder und, nicht mehr Herr in ihrer mächtigen Gemüthsbewegung, antwortete sie unter Schluchzen:

„Ich bin Anna Hansen und lebe, — aber ich bitte Dich um Gotteswillen, Fritz schone und beruhige Dich!"

---

## Achtes Kapitel.

Die Nachricht von der Erstürmung der Düppeler Schanzen hatte nicht allein in den Herzogthümern, sondern insbesondere auch in Preußen den größten Jubel erregt, während in mancher Familie heiße Thränen um ein gefallenes oder schwerverwundetes Mitglied flossen.

Wie der Kaiser von Oesterreich schon früher die Tapfersten seines Heeres in Schleswig durch Ordensverleihungen und Rangerhöhungen ausgezeichnet hatte, so wollte auch König Wilhelm von Preußen seine braven Krieger ehren und belohnen. Um ihnen seinen Dank zu sagen, reiste er persönlich auf den Kriegsschauplatz. In allen Städten, die

er passirte, auf allen Bahnhöfen wurde er von den Landeseinwohnern festlich empfangen und gelangte so, förmlich im Triumphe, über Flensburg auf den Schauplatz der letzten Kämpfe, wo er eine Parade über seine Truppen abhielt und verschiedene Auszeichnungen ertheilte. Auch auf seiner einige Tage später erfolgenden Rückreise wurde ihm überall von der Dankbarkeit und Ehrerbietung der Schleswig-Holsteiner gehuldigt und er als Schirmer ihres guten Rechtes begrüßt.

Wenn man nun aber erwartet hatte, daß der Siegeslauf der preußischen Waffen sich jetzt sofort auf die Insel Alsen fortsetzen werde, so hatte man sich getäuscht; militairische Gründe und die bevorstehende Eröffnung der Londoner Conferenz, welche vielleicht eine Einigung ohne Blutvergießen herbeiführen konnte, widersprachen Dem, auch glaubte man durch die einstweilige Occupirung von Jütland später die Herausgabe von Alsen erzwingen zu können. Dahin ging denn auch ein großer Theil der preußischen Truppen ab und besetzte Skanderborg, Viborg und Aarhuus, während die im Sundewitt zurückbleibenden sich damit beschäftigten, am Strande des Alsensundes neue Batterien anzulegen, einige der Schanzen derartig umzubauen, daß sie die Dänen auf der Insel beschießen konnten, und die übrigen, sowie den Brückenkopf in die Luft zu sprengen.

Die Dänen dagegen zogen ihre Truppen auf die Insel Fühnen zurück und ließen auf Alsen nur fünftausend Mann unter Befehl des Generals von Steinmann.

Am 14. April hatte die deutsche Bundesversammlung den sächsischen Staatsminister von Beust zu ihrem Bevollmächtigten bei der Londoner Conferenz ernannt mit der Instruktion:

„Der Bevollmächtigte soll auf Grund der Bundes-
„verfassung und der bestehenden Bundesbeschlüsse auf
„die Anerkennung der Rechte und die Sicherstellung

„der Interessen des Deutschen Bundes und der Her-
„zogthümer Holstein, Lauenburg und Schleswig, ins-
„besondere auf die größtmöglichste Selbstständigkeit
„der letzteren hinwirken. Zu möglichster Vermeidung
„eines Dissenses unter den deutschen Vertretern in
„der Conferenz hat derselbe bei allen wichtigen Be-
„rathungsgegenständen nach einer vorgängigen Ver-
„ständigung mit den diesfalls in gleicher Weise in-
„struirten Bevollmächtigten von Oesterreich und Preu-
„ßen zu trachten.“

Die Conferenz sollte am 20. April zusammentreten, hielt ihre erste Sitzung aber erst am 25. ab.

Obgleich nun von vorn herein zu vermuthen war, daß bei dem ganz verschiedenen Standpunkte, auf den sich Deutschland und Dänemark gestellt hatten, eine Einigung schwerlich erzielt werden könne, wollte man doch unnützes Blutvergießen sparen, und so schlossen die kriegführenden Mächte denn am 9. Mai eine Waffenruhe ab, die vom 12. Mai an vier Wochen dauern sollte und später noch bis zum 26. Juni verlängert wurde.

Inzwischen ließen sich Preußen und Oesterreich, sowie Dänemark, in ihren Vorbereitungen für die Wiedereröffnung des Krieges nicht stören. Derselbe sollte jetzt auch im Großen auf einem anderen Felde, der Nordsee, gespielt werden, zu welchem Zwecke Oesterreich im Mittelländischen Meere ein Geschwader ausgerüstet hatte und auslaufen ließ. Dasselbe bestand aus folgenden Schiffen: dem Dampflinienschiff Kaiser von 91 Kanonen, der Panzerfregatte Don Juan d'Austria von 31, den Fregatten Schwarzenberg von 51 und Radetzky von 31, der Corvette Erzherzog Friedrich von 22, den Dampfkanonenböten Seehund und Wall von je 4 und dem Raddampfschiffe Elisabeth von 6 Kanonen. Diese Schiffe kamen indessen nur nach und nach an, nachdem ihre Aus-

rüstung lange Zeit in Anspruch genommen hatte und da Stürme im Mittelmeere sie aufhielten.

Die Truppen im Sundewitt genossen jetzt einiger Ruhe. Auch Welffens Regiment hatte weitläufigere Kantonnirungen daselbst bezogen, und er selbst erhielt auf sein Ansuchen einen kurzen Urlaub nach der Stadt Schleswig. Es versteht sich von selbst, daß Lorenzen ihn dahin begleitete.

Beide hatten den Ihrigen angekündigt, daß sie kommen würden, und es war ihnen daher ein festlicher Empfang bereitet worden. Das Haus des Advokaten war mit Fahnen und Blumen geschmückt, und hätte man nur beruhigende Nachrichten von Fritz gehabt, so würde Nichts das allerseitige Glück gestört haben.

Bereits hatte der Advokat sich an das österreichische Hauptquartier brieflich gewandt und um Mittheilung über das Befinden seines Sohnes gebeten; man konnte täglich die Antwort erwarten.

Sie traf auch am Tage nach der Ankunft Lorenzens und Welffens ein, traf aber Alle wie ein Donnerschlag, denn sie meldete seine Gefangennahme und daß er schwer, wenn auch nicht tödtlich, verwundet im Lazarethe zu Fridericia liege. Man hatte dies im Hauptquartier durch einen Parlamentair in Erfahrung gebracht.

So gern nun auch Alle an das Schmerzenslager Fritzens geeilt wären, war doch keine Möglichkeit vorhanden, dies auszuführen; man mußte sich begnügen, an ihn zu schreiben und ihn dringend zu bitten, daß er schleunigst antworte, wenn er dies zu thun im Stande sei. In der größten Angst erwartete man diesen Brief.

Dadurch war denn das Zusammensein der Familie bitter gestört worden, und man sah nur traurige Gesichter.

Welffen reiste, als sein Urlaub abgelaufen war, allein

ab, denn da inzwischen die Waffenruhe eintrat, hatte Lorenzen keine Veranlassung, ihn weiter nach dem Sundewitt zu begleiten.

Wir wenden uns von der trauernden Familie wieder nach dem Lazareth in Fridericia zurück.

Anna Hansen mußte wohl die Kräfte des Verwundeten zu hoch angeschlagen haben, wenn sie sich ihm gleich nach seinem Erwachen ohne Vorbereitung gezeigt und zu erkennen gegeben hatte. Wie hätte sie dies aber anders einrichten können? — Einen Anderen mochte sie nicht in das Geheimniß ziehen und ihm den Platz an seinem Krankenbette abtreten, wußte sie doch nicht einmal, wie er die Mittheilung, daß sie noch unter den Lebenden sei, aufnehmen werde.

Für den körperlich so sehr Geschwächten war die Ueberraschung aber zu groß. Ihr letzter Zuruf verhallte an seinem Ohre, wirre Phantasiebilder durchkreuzten wieder sein Gehirn, und er sank ohnmächtig in die Kissen des Bettes zurück.

Mit einem Schmerzensschrei warf sich Anna über sein Lager; sie dachte nicht daran, daß sie überrascht werden könne.

„Ich habe ihn gemordet!“ schluchzte sie trostlos. „Warum mußte ich ihn auch wiederfinden?“

Bald kehrte ihr indessen die ruhigere Besonnenheit wieder. Sie raffte sich auf und eilte zu einem Wandspindchen, in dem die Medikamente zum schleunigen Gebrauch bei eintretenden Zufälligkeiten aufbewahrt wurden, und nahm ein Fläschchen mit stärkender Essenz heraus, an welcher sie den Ohnmächtigen riechen ließ und mit der sie ihm die Schläfe einrieb.

Schon nach wenigen Minuten schlug Fritz die Augen wieder auf, und die Besinnung mußte ihm vollständig wie-

vergekehrt sein, denn er sah sie mit freundlichem, glücklichen Blicke an, er bewegte auch die Lippen, als ob er sprechen wolle, aber kein Wort kam hinüber.

Desto beredter waren dagegen ihre Bitten, daß er sich nicht aufregen und sie ruhig anhören möge, sie werde ihm Alles erklären, wie sie vom Tode gerettet worden und hierher gekommen sei; dazwischen küßte sie wieder mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit seine Hände, obgleich er dieselben ihren Lippen zu entziehen und ihre Hand zu drücken versuchte.

Allmälig erholte sich auch Fritz wieder vollständig. Wie herzlich ihn das Wiederfinden Annas freute, wie es ihn wahrhaft glücklich machte, war deutlich in seinen Mienen zu lesen, und er fand jetzt auch Worte, es auszusprechen, denen sie abermals Einhalt thun mußte, weil sie aus Erfahrung wußte, daß das viele Sprechen den Kranken schädlich sei; er sprach nicht von den Schmerzen seiner Wunden, fühlte sie augenblicklich vielleicht gar nicht, und fragte nicht einmal mehr, wo er sich befinde. Dagegen verlangte er so dringend, daß sie ihm von ihrer unbegreiflichen Rettung und ihrem ferneren Schicksale erzähle, daß sie sich beeilen mußte, seinem Wunsche nachzukommen.

Sich wieder neben ihn setzend und seine Hand in der ihrigen behaltend, das Auge voll Wehmuth und Liebe fest auf ihn geheftet, begann sie:

„Als Du zum letzten Male unser kleines Haus in Flensburg aufsuchtest, fandest Du, wie Du Dich ohne Zweifel erinnern wirst, meinen alten Vater im traurigsten Gesundheitszustande vor. Die Mittel, die Du mir damals zurückließest, gestatteten mir, wenigstens seine letzten Tage noch etwas zu erleichtern, denn Gott hatte Gnade mit ihm und nahm ihn schon bald darauf von der Welt. Da stand ich nun allein und hülflos im Leben da, von dem ich, wie

ich Dir damals schon sagte, kein Glück mehr hoffte. Der geringe häusliche Wohlstand, dessen wir uns einmal rühmen konnten, war durch die Kriegslasten vollständig vernichtet worden, die Gläubiger nahmen den Rest fort, und ich mußte aus dem Hause gehen, wollte ich nicht aus demselben mit harten Worten gestoßen werden."

Anna seufzte bei dieser Erinnerung tief auf.

„Warum wandtest Du Dich aber damals nicht an mich, Anna, oder an meine Eltern?" fragte Fritz. „Wir haben uns wiederholt nach Deinem Verbleibe erkundigt, aber Niemand konnte uns darüber Auskunft geben."

„Was ich damals von Dir annahm," erwiderte sie, — „nahm ich für meinen kranken Vater; als ich selbstständig war, konnte ich arbeiten und wollte keines Menschen Hülfe ansprechen."

„Auch nicht die alte Schuld, die Dein treuester Freund bei Dir hatte?"

Ohne auf diese vorwurfsvolle Frage zu antworten, fuhr sie rasch fort:

„Ich verließ Flensburg, weil es mir ein zu drückendes Gefühl war, gerade in dieser Stadt zu dienen; übrigens hatte ich den Vater einmal gelegentlich äußern hören, wir besäßen von Seiten meiner Mutter im Dorfe Ober-Stolk Verwandte."

„Und dann," setzte sie leiser hinzu, — „dachte ich auch, ich werde bei der großen Nähe der Stadt Schleswig eher Etwas von Dir hören."

Fritz drückte nur warm ihre Hand.

„Jene Verwandten waren von Ober-Stolk schon längst verzogen, als ich dort ankam, — man sagte mir nach Norden, wußte mir aber den Ort nicht genau anzugeben. Ich wollte nicht wieder umkehren, meine Mittel reichten auch nicht mehr zu einer größeren Reise aus. Ich entschloß mich

also kurz, mir in Ober=Stolk einen Dienst zu suchen; auf was mehr hätte ich Ansprüche machen können? — Die Deutschen wollten mich nicht aufnehmen, sie trauten mir nicht, weil ich eine Dänin war. Es gab im Dorfe eine einzige dänische Familie; ihr gehörte das Gehöft, in dem wir uns später, an jenem schrecklichen Schlachttage, wiedergesehen haben. Sie waren wohlhabende Leute, und sie nahmen mich mehr aus Mitleid als aus Bedürfniß in ihren Dienst. Anfangs mußte ich schwere Arbeit verrichten —"

„Armes Mädchen," unterbrach sie Fritz gerührt, — „Du magst viel gelitten haben."

„O nicht durch die Arbeit! Du weißt, daß ich den Vater schon seit meiner frühesten Jugend in seinem Geschäfte unterstützt hatte, und es ist nicht leicht, auf bewegtem Wasser die Riemen zu führen oder die Netze aufzuziehen. Meine Brodherrschaft behandelte mich auch gut, und als sie mich näher kennen lernte, schenkte sie mir ihr ganzes Vertrauen; ich wurde die erste Magd in der Wirthschaft und leitete dieselbe eigentlich ganz an Stelle der kränklichen Frau. Ich war dabei so glücklich und zufrieden, wie ich es überhaupt werden konnte. Aber diese Ruhe sollte nicht lange dauern, der Krieg begann von Neuem. Das ganze Dorf gerieth in Schrecken, als man merkte, daß die Truppen sich gerade in dieser Gegend zusammenzögen, man sprach davon, daß eine große Schlacht bevorstehe und daß Ober=Stolk niedergebrannt werden würde. Ich war vielleicht die Einzige, die sich nicht fürchtete; ich dachte nicht an die Kugeln und an die Feuersbrünste, ich hoffte nur, der Zufall könne es so fügen, daß ich Dich wiedersähe."

„Du hattest kein volles Vertrauen zu mir, Anna, da Du mich nicht aufsuchtest, und doch wünschtest Du, mich wiederzusehen?" fragte Fritz.

„Ich weiß Dir keine Antwort darauf zu geben," er=

widerte sie in leichter Verwirrung, — „aber es war so. Fast die ganze Dorfbewohnerschaft wanderte mit ihren besten Habseligkeiten aus, als die Dänen von der einen, die Deutschen von der anderen Seite anrückten; auch meine Herrschaft verließ Ober-Stolk. Sie forderte mich auf, sie zu begleiten, aber ich sagte, daß ich lieber bleiben wolle, um von der Wirthschaft zu retten, was noch zu retten sei; da ich Dänin bin und etwas deutsch sprach, konnte ich mich mit den Soldaten beider Theile verständigen. Es war ihnen auch im Grunde lieb, daß ich freiwillig zurückbleiben wollte, und sie machten nicht viel Einwendungen. Du kennst die Schlacht, und Du weißt, was weiter geschehen ist.“

„Anna, ich habe diesen furchtbaren Tag nie vergessen, das Bild meiner Lebensretterin hat mir in Freude und Leid stets vor Augen gestanden. O ich konnte Dir damals nicht mehr danken.“

Er zog ihre Hand an seine Lippen und küßte sie inbrünstig, während seine Blicke ihr mehr sagten, als Worte es gekonnt hätten.

„Du hast wirklich zuweilen an mich gedacht?“ fragte sie leise, und auch ihr Auge strahlte heller.

„Wäre ich nicht der verabscheuungswürdigste Mensch, wenn ich es nicht gethan hätte? — Aber ich bitte Dich, stille meine Ungeduld und sage mir, auf welche mir unbegreifliche Weise Du dem Leben erhalten worden bist.“

„Als die Kugeln in die Häuser unseres Dorfes einschlugen, als die Soldaten von beiden Seiten anrückten und das Gefecht in nächster Nähe zu toben begann, wurde mir doch schwer und ängstlich um's Herz; ich dachte, daß ich den Rohheiten der entfesselten Soldaten ausgesetzt werden könne, und ein Paar Mal war ich entschlossen, durch den Garten über das Feld zu fliehen; aber sonderbarerweise hielt mich immer wieder ein unbestimmtes Gefühl zurück,

die Ahnung, daß ich hier eine besondere Bestimmung zu erfüllen habe, daß ich Dich sehen oder von Dir hören werde. Dann drangen dänische Soldaten in unser Haus, verrammelten die Vorderthür und schossen aus den Fenstern, welche auf die Dorfgasse führten; sie thaten mir Nichts zu Leide, sobald sie eine Landsmännin in mir erkannt hatten; wiederholentlich riefen sie mir zu, ich möge mich in einer Hinterstube verstecken, denn Eure Kugeln schlugen durch die Fenster in die Stuben ein, aber ich war ganz erstarrt, ich vermochte mich nicht zu rühren; ich weiß nicht mehr, was ich damals gedacht habe, ich erinnere mich nur, daß ich den Blick nicht von den Fenstern abzuwenden vermochte. Da durchzuckte es mich plötzlich, als habe mich der Blitz getroffen; ich erkannte Dich, — ich hätte Dich unter Millionen wiedererkannt — neues Leben kam in mich, ein wildes Fieber, als ich Dich in Gefahr sah, — ich habe dann ohne Besinnung gehandelt."

„Theure Anna, suche nicht das Verdienst, das Du um mich hast, zu schmälern; wie Du Dich schon früher zweimal für mich geopfert hast, so lag es auch dieses Mal in Deinem bewußten Willen."

„Ich weiß es nicht; ich überlegte nicht, nur mein Herz sprach. Von diesem Augenblicke an bis zu dem, in welchem ich mehrere Tage später wieder erwachte, liegt ein Schleier über meiner Erinnerung. Ich entsinne mich wohl noch, daß der wüthende Mensch das Bajonnet auf mich zückte, daß ich einen entsetzlichen Schmerz fühlte und daß ich später auch Dein mir so liebes Gesicht wieder vor mir sah, aber das Alles ist mir bis zum heutigen Tage noch unklar; ich würde später oft geglaubt haben, daß ich damals nur geträumt hätte, wenn ich hier nicht fühlte, daß Alles Wirklichkeit gewesen sei."

Sie legte, schmerzlich lächelnd, die Hand auf die Stelle

der Brust, wo sie, wie Fritz wußte, von dem Bajonnete des Dänen getroffen worden war.

„Mein Gott, Anna!“ rief er erschrocken, — „Du leidest noch? Deine blassen Wangen hätten es mir längst sagen sollen.“

„Beruhige Dich, die Aerzte haben mich versichert, daß es keine Gefahr mit der alten Wunde mehr hätte; wenn ich blaß aussehe, so mag die Luft in diesem Lazarethe daran schuld sein. Von den Leuten, unter deren mildthätiger Pflege ich später wieder zu mir kam, hörte ich, daß sie mich am Abende nach der Schlacht, als sich einzelne Dorfbewohner wieder in ihre verwüsteten Häuser gewagt hatten, auf einer Rasenbank im Garten, anscheinend todt, mit grünen Zweigen bedeckt, fanden; auf meinem Herzen lag eine verwelkte Rose.“

Anna blickte ihn fragend an, und Fritz, dem in tiefster Rührung Thränen in die Augen getreten waren, nickte mit dem Kopfe.

„Ich ahnte, daß sie von Dir sei; darum halte ich sie noch heute aufbewahrt. Jene Leute nahmen mich in ihr Haus, und ein dänischer Militairarzt, der mit seinem Truppentheile noch einige Zeit in der Gegend blieb, übernahm meine Behandlung, obleich er wenig Hoffnung hatte, wie er selbst sagte. Als später meine Herrschaft heimkehrte, nahm sie mich in ihr Haus und pflegte mich auf das Liebevollste. Gegen Aller Erwartung erholte ich mich nach schweren Kämpfen wieder und konnte nach einem halben Jahre endlich das Bett verlassen. Ich hatte mir die Liste der gefallenen schleswig-holsteinschen Offiziere zu verschaffen gewußt, und ich war glücklich, Deinen Namen nicht auf ihr zu finden; die Ueberzeugung, daß Du wohlbehalten geblieben seiest, trug das Meiste zu meiner Genesung bei.“

„Und warum schriebst Du auch dann noch nicht an

mich?" fragte Fritz. „Meine Schwestern würden Dich wie ihre leibliche Schwester behandelt haben, meine Frau —"

Er brach schnell ab, denn er sah, wie heftig Anna zusammenzuckte und wie sie geisterbleich wurde; aber, sich bezwingend, antwortete sie:

„Ich wußte ja, daß Du Dich bald verheirathen würdest, und ich habe täglich zu Gott gebetet, daß er alles Glück über Dich ausschütten möge. Es schien mir besser, daß Du mich für todt hieltest; Du hattest Dir ja deshalb keine Vorwürfe zu machen."

„Anna, ich habe mit Thränen in den Augen Dein Grab auf dem Kirchhofe von Ober-Stolk gesucht; Niemand wußte mir darüber Auskunft zu geben."

„Es freut mich, daß Du mir Deine Erinnerung bewahrt hast; ich danke Dir dafür. Aber höre mich jetzt weiter an. Während meiner langsamen Genesung starb die Frau meines Brodherrn sehr schnell, er bat mich, bei ihm zu bleiben, um für die Wirthschaft und die Kinder zu sorgen, und abgesehen davon, daß ich nicht wußte, wohin ich mich eigentlich wenden solle, schuldete ich ihm auch große Dankbarkeit. Ich blieb dann noch ein Jahr in seinem Hause; da machten es ihm gewisse Verhältnisse wünschenswerth, das Herzogthum Schleswig zu verlassen und sich nach den Inseln zu begeben. Ich willigte anfänglich ein, ihn und seine Familie zu begleiten, aber er hatte noch andere Absichten; er machte mir nämlich den Vorschlag, seine zweite Frau zu werden. Er war ein noch ziemlich junger und sehr braver Mann, aber dennoch schreckte ich vor einem solchen Gedanken zurück. Ich wies seinen Antrag so schonend als möglich ab; da er mich aber öfter mit Bitten bestürmte und ich bemerkte, daß mein Anblick seine vergeblichen Wünsche nähre, entschloß ich mich, Ober-Stolk mit ihm zugleich zu verlassen, mich aber von ihm zu trennen.

Aller Vorstellungen ungeachtet führte ich dies auch aus. Von meinem Lohne hatte ich mir ein kleines Kapital erspart, und damit machte ich die Reise nach Jütland, wo ich durch Zufall eine mir ganz zusagende Stellung in Horsens fand. Durch eine auf der Brust zurückgebliebene Schwäche verhindert, schwere Arbeit zu thun, führte ich an verschiedenen Stellen das Hauswesen und wurde vor fünf Jahren ungefähr Wirthschafterin und Gesellschafterin einer alten Dame, die mich auf das Liebevollste behandelte. Kurz nach Ausbruch des Krieges starb sie, und ich war nicht wenig überrascht, als ich erfuhr, daß sie mir in ihrem Testamente ein kleines Legat vermacht hatte, dessen Zinsen mich im Alter vor bittrer Armuth sichern sollten. Gleich damals faßte ich den Entschluß, — Gott gab mir wohl den Gedanken ein — wie so viele andere Frauen und Mädchen, meine Dienste als Krankenpflegerin unserer Soldaten in den Lazarethen anzubieten, und ohne Verzug begab ich mich hierher nach Fridericia, wo ich auch ohne Umstände Anstellung fand."

„Fridericia? Bin ich denn in der Festung?" rief Fritz sichtlich erschrocken.

Anna hatte über ihre Erzählung vergessen, daß er noch gar Nichts von seiner Gefangenschaft wisse; sie erschrak über ihre Unvorsichtigkeit noch mehr als er.

„Verzeihe mir," bat sie, — „ich hätte Dich vorbereiten sollen —"

„Ich bin also Gefangener?"

„Man läßt Dir jede Pflege angedeihen und behandelt Dich mit der größten Rücksicht. Ich weiß, daß die gefangenen Offiziere bald ausgewechselt werden — und dann, wer weiß, wie lange sich die Festung noch halten wird? Dich kann man aber in Deinem Zustande nicht auf die

Inseln bringen, — ich werde deshalb noch besonders mit dem Stabsarzte Dr. Gjertsen sprechen."

Fritz schien doch tief erschüttert; als er aber die Besorgniß, die sich auf ihrem Gesichte malte, bemerkte, faßte er sich gewaltsam. Ihr die Hand reichend und sich zu einem leichten Lächeln zwingend, sagte er:

„Ich war im Begriff, undankbar gegen das Schicksal zu sein, das mich Dich hier wiederfinden ließ. Es ist für den Soldaten ein peinliches Gefühl, sich in der Gewalt des Feindes zu wissen, aber Gott hat dafür die schwerste Sorge von meinem Herzen genommen, die Trauer um den frühzeitigen Tod, den Du, wie ich glaubte, um meinetwillen erlitten hattest. Fürchte nicht, daß Deine Mittheilung mir Schaden gebracht habe; das Glück, Dich an meinem Lager zu sehen, überwiegt bei Weitem den mir zugestoßenen Unfall."

„Ich werde Dich nicht verlassen, so lange Du meiner Pflege bedarfst," versicherte Anna, die sich wieder beruhigt fühlte.

„Du wirst es niemals wieder —"

Dr. Gjertsen, der so eben die Thür des Krankenzimmers öffnete, unterbrach die Unterhaltung.

Daß eine gewisse Vertraulichkeit zwischen dem Verwundeten, dessen baldiges Erwachen er schon vorhergesehn hatte, und Schwester Anna herrsche, konnte ihm, zu seiner Verwunderung, aus ihrer gegenseitigen Stellung nicht entgehen; auch wurde er in dieser Vermuthung durch die sichtbare Verwirrung des Mädchens bestärkt. Fritz blickte sie an, als wolle er fragen, ob der Doktor ihr Verhältniß kenne, und errieth sogleich, daß sie darüber bisher geschwiegen habe.

Dr. Gjertsen ließ sich übrigens von seiner Betroffenheit Nichts merken, sondern begrüßte herzlich seinen Patienten und erkundigte sich nach dessen Befinden. Da er ihn ganz

fieberfrei fand, verordnete er neue Arzeneien und entfernte sich dann wieder, wobei er sich nicht enthalten konnte, einen heimlich forschenden Blick auf Schwester Anna zu werfen.

Diese theilte ihrem alten Freunde, der zweifellos in ihrem Herzen noch einen anderen Namen trug, sofort mit, was zwischen dem Doktor und ihr vorgefallen war, wobei sie dessen edlem Charakter die vollste Gerechtigkeit angedeihen ließ. Fritz schwieg dazu mit ernster, nachdenklicher Miene. Eine längere Unterredung würde ihn zu sehr erschöpft haben, und Anna drang nun allen Ernstes darauf, daß er den Schlaf suche. Trotz seiner innerlichen Erregung behauptete doch auch der Körper sein Recht, und bald schlummerte er sanft, von ihr bewacht.

Wie viel Beide sich noch in den nächsten Tagen zu sagen hatten, läßt sich leicht denken. Fritz, der sich schon am ersten Abende hatte überzeugen können, daß Anna's alte tiefe Zuneigung zu ihm noch nicht an Stärke verloren habe, sprach sanft und ernst zu ihr von den glücklichen Verhältnissen, in denen er mit Eugenie lebe, wobei er auf das Sorgsamste bemüht war, ihrem Herzen nicht allzu wehe zu thun. Anna hörte ihm gewöhnlich, in Nachdenken versunken, zu; man las den schweren inneren Kampf auf ihrem Gesichte, übrigens aber verstand sie die äußerliche Ruhe zu bewahren und versicherte wiederholt, was ihr gewiß aus dem Herzen kam, daß ihr höchster Wunsch stets gewesen sei, er möge glücklich werden.

Beide hielten es für angemessen, Dr. Gjertsen jetzt mitzutheilen, daß sie alte Bekannte seien, die der Zufall hier wieder zusammengeführt habe. Sie brauchten ihn nicht tiefer in ihr Verhältniß blicken zu lassen; er errieth es schon zum Theil, als er ihre Geschichte hörte. Zur großen Beruhigung gereichte es ihm jedenfalls, als er vernahm, daß Fritz verheirathet sei, denn dieser bat ihn, sofort

an seine Frau und seinen Vater zu schreiben, was er selbst nicht vermochte.

Auch Fritz hatte den braven Doktor bald schätzen und lieben gelernt, und er nahm oft Gelegenheit, mit Anna über ihn zu sprechen.

Wie gern hätte er ihre Zukunft ganz sichergestellt, sie wieder glücklich gesehn! — Schon am ersten Abende war ihm der Gedanke gekommen, sie würde dieses Glück vielleicht erreicht haben, wenn sie den Antrag Dr. Gjertsens angenommen hätte, und je näher er diesen Mann kennen lernte, desto mehr befestigte sich seine Ueberzeugung.

War es aber nicht grausam von ihm, Anna diesen Rath zu ertheilen? — Durfte er es gerade?

Fritz dachte manche Stunde reiflich darüber nach, und endlich machte er einige Andeutungen darauf zu Anna. Sie mußte ihn schnell verstanden haben, denn sie blickte ihn eine Weile so starr und durchdringend an, als wolle sie in seinem Herzen lesen, dann wandte sie sich schnell ab, um die ihr aus den Augen stürzenden Thränen zu verbergen.

Von diesem Augenblicke an wagte er nicht mehr, ihr gegenüber des Doktors zu erwähnen, wenn er auch bei seiner Ueberzeugung blieb und im Stillen darüber trauerte, daß Anna von ihrer hoffnungslosen Leidenschaft nie geheilt werden solle. —

Nachdem die im Sundewitt entbehrlich gewordenen preußischen Truppen sich mit den Oesterreichern in Jütland vereinigt hatten, war ernstlicheren Vorgängen bei Fridericia entgegenzusehen.

Neun preußische Bataillone Infanterie, mehrere Schwadronen und einige Batterien gingen unter Befehl des Generals Grafen Münster in Nordjütland bis in die Höhe des südlichsten Theils des Lymfjords vor, wobei die Dänen es nicht zum Gefechte kommen ließen, und trieben theils

Lieferungen in Naturalien, theils eine Kriegskontribution von 650,000 Thalern von den Einwohnern ein, die sie mit offenbarer Abneigung aufnahmen.

Eilf andere preußische Bataillone, meistens Garde, vereinigten sich vor Fridericia, wohin auch die schweren Belagerungs-Geschütze geschafft wurden, mit den Oesterreichern, und man sah schon in den nächsten Tagen, den letzten des April, der Eröffnung einer förmlichen Belagerung entgegen. Auch in der Festung selbst glaubte man daran.

Da erhielt der Kommandant, General Lunding, am 26. April den gemessensten Befehl von Kopenhagen, in aller Stille die Festung zu räumen und sich mit der Besatzung nach der Insel Fühnen überzuschiffen. Zuerst brachte er in Folge dessen die Feldgeschütze und das beste Material heimlich auf die Schiffe, dann die Truppen; um den Rückzug zu decken, blieb Oberstlieutenant Nielsen mit einer schwachen Abtheilung zurück.

Die Vorposten des Letzteren wurden am 28ten von den Oesterreichern, welche den Abzug nicht ahnten, angegriffen und bis unter die Wälle zurückgetrieben, und in derselben Nacht noch verließen auch diese letzten Truppen die Stadt und Festung in der größten Stille.

Die Verwundeten wurden von den Dänen, so weit sie transportirbar waren, mitgenommen. Bei Fritz war dies offenbar eine Unmöglichkeit, wenigstens würde sein Leben dadurch in Gefahr gesetzt worden sein, und Dr. Gjertsen war viel zu gewissenhaft, um eine solche Verantwortung auf sich zu laden; er erklärte daher dem Kommandanten, der den gefangenen österreichischen Offizier nur ungern aufgab, auf das Bestimmteste, daß er gegen dessen Fortschaffung protestire.

Dr. Gjertsen selbst sollte mit dem ganzen Lazareth-

personale natürlich auch die Truppen begleiten, die freiwilligen Krankenpflegerinnen, die nicht in Fridericia zu Hause waren oder daselbst nicht bleiben wollten, schlossen sich an: nur die nothwendigste Bedienung für die zurückgelassenen Kranken blieb.

Schwester Anna war nicht lange unentschlossen geblieben. Sie begab sich zu Dr. Gjertsen, der dies bereits erwartet hatte, und erklärte ihm, daß auch sie zurückzubleiben gedenke. Voll Bekümmerniß über diesen Entschluß, der sie von ihm trennen sollte, machte er Gegenvorstellungen, aber ohne Erfolg.

„Ich kann Sie nicht zwingen, Schwester Anna, Ihre Landsleute zu begleiten,“ sagte er endlich, ihr die Hand reichend, — „denn Sie haben Ihre Dienste nur freiwillig geleistet, und wenn ich es könnte, würde ich es aus Achtung vor Ihnen nicht thun. So leben Sie denn wohl; ich werde mich mit der Hoffnung trösten, Sie nach beendigtem Kriege wiederzusehen. Sein Sie stets überzeugt, daß Sie einen zuverlässigen Freund an mir haben, und erfüllen Sie meine Bitte, sich an mich zu wenden, wenn Sie je der Unterstützung eines Menschen durch Rath und That bedürfen.“

Dr. Gjertsen war augenscheinlich sehr traurig gestimmt, und auch Anna wurde der Abschied von ihm schwer.

„Wenn ein solcher Fall eintritt, werde ich mich an Sie wenden, Doktor,“ sagte sie gerührt. „Ich habe meinen alten Plan, in eine Heilanstalt als Wärterin einzutreten, nicht aufgegeben, und ich werde, wenn ich frei zu seiner Verwirklichung bin, Sie um Ihre Fürsprache ersuchen.“

Bald darauf schiffte sich der Doktor auf dem letzten Fahrzeuge ein; ernst und sinnend blickte er noch lange auf Fridericia zurück und seufzte aus tiefster Brust.

Am Abende des 28. noch meldeten Deserteure aus der Festung im österreichischen Hauptquartiere den vollständigen

Abzug der Besatzung; in der Nacht liefen auch noch andere gleichlautende Mittheilungen ein.

Die Oesterreicher wollten anfänglich gar nicht daran glauben; nachdem sie aber recognoscirt hatten, wurde der Einzug beschlossen und fand um die Mittagszeit statt. Man fand nur noch wenige Einwohner in der Stadt, deren Schlüssel der Polizeimeister übergab; ein großer Theil der Häuser war in Folge des Bombardements eingestürzt oder niedergebrannt, viele der übrigen hatten die dänischen Soldaten noch vor dem Abzuge demolirt.

Die Oesterreicher machten noch einige Gefangene, die aus Nachlässigkeit oder Absicht zurückgeblieben waren, und fanden 206 Wallgeschütze, reichliche Munition und Proviant und die Waffen im Zeughause.

Da die Festung ohne vorhergegangene Kapitulation eingenommen worden, wurde sofort beschlossen, die Werke zu sprengen, und schon in den nächsten Tagen damit begonnen. Man wollte sich damit beeilen, um der schon erwarteten Waffenruhe zuvorzukommen.

Jütische Bauern mußten bei der Abtragung der Wälle helfen, und eines der Werke nach dem andern flog in die Luft, so daß bis zum 10. Mai Fridericia aufgehört hatte, Festung zu sein.

Fritzens Freude war groß gewesen, als er durch Anna erfuhr, daß die Dänen sich anschickten, die Festung zu räumen, und daß Dr. Gjertsen dafür gesorgt habe, daß er zurückbleibe. So mußte sich seine Gefangenschaft auf eine Weise, die er nicht erwartet hatte, lösen. Daß Anna ebenfalls blieb, stellte ihn ganz zufrieden, und wenn sie ihm auch sehr bestimmt erklärte, daß sie ihren Landsleuten auf die Inseln folgen werde, sobald er ihrer Pflege nicht mehr bedürfe, schmeichelte er sich doch mit der Hoffnung, daß es

seinen Bitten gelingen werde, sie zu einem anderen Entschlusse zu bewegen.

Freudig und herzlich wurde er von seinen Kameraden begrüßt, die ihn wiederzusehen kaum noch gehofft hatten.

---

## Neuntes Kapitel.

Der Mai war auch auf das Gut Herrn von Schmidts gekommen und hatte die Blüthen- und Blätterknospen geöffnet; die Felder prangten im frischesten Grün, und auf der glatten Oberfläche des Sees, der nahe beim herrschaftlichen Schlosse lag, spiegelte sich der wolkenlose, blaue Himmel wider. Es wehte warme, weiche Frühlingsluft, die Vögel jubilirten in den neubelaubten Baumzweigen, und die Menschen gingen noch einmal so frohen und leichten Herzens, sich der schönen Natur freuend, an ihre Tagesarbeit.

In jener Gegend, im deutschen Oesterreich, herrschte tiefer Frieden, kein Regiment, das von daher seinen Rekruten-Ersatz bezog, war ausgerückt, — was kümmerte die Leute also der Krieg, der weit da oben in Schleswig-Holstein und noch über dessen Grenzen hinaus wüthete? — In den Städten las man wohl die Zeitungen und interessirte sich für die Erfolge der österreichischen und preußischen Waffen, auf dem Lande hatten die Leute mehr mit der Feld- und Hofarbeit zu thun und besaßen kein besonderes Verständniß der Politik. „Der Kaiser führt Krieg!" hieß es; weshalb und wo, das war den Meisten gleichgültig.

Die Gutseinsassen Herrn von Schmidts vermochten indessen nothgedrungen nicht so ganz indifferent zu bleiben,

denn die auf dem Schlosse herrschende Stimmung wirkte doch in mancher Beziehung auf ihre eigenen Verhältnisse ein; Lorenzen, der bisher die ganze Wirthschaft und alle Geschäfte betrieben hatte, war fort, Herr von Schmidt, der sehr beliebte Herr, zeigte sich ernster und zurückhaltender als je, und Eugenie, die sonst, wenn sie auf dem Gute ihres Vaters zum Besuch war, die Felder durchritt und mit den Arbeitern freundlich und heiter plauderte, die dann wieder in die Hütten der Armuth ging, um zu trösten und zu unterstützen, sie ließ sich jetzt nur selten blicken, und sah man sie immer mit verweinten Augen und einer Stirn, auf welcher der Kummer geschrieben stand.

Für das Herrenschloß schien der Frühling gar nicht gekommen zu sein; dort hatte man für Nichts Sinn als für Zeitungen und Briefe, und täglich ritten die Boten wohl zwei oder drei Mal nach der nächsten Stadt, wo sich die Postexpedition befand.

Daß Fritz so lange nicht geschrieben hatte, mußte zu der größten Besorgniß Anlaß geben, denn bei dem siegreichen Fortschreiten der Verbündeten ließ sich nicht denken, daß der Gang ihrer Feldposten irgend einer Störung ausgesetzt sein könne, andererseits hatte man in den Verlustlisten, die nach den größeren Gefechten erschienen, nie seinen Namen gefunden, und der letzte Brief, den er in der zweiten Hälfte des März abgeschickt hatte, erzählte davon, daß die Beschießung Fridericias eingestellt sei und daß es in nächster Zeit nichts Besonderes zu thun geben werde; das bestätigten auch die Zeitungen.

Obgleich eigentlich geringe Aussichten dazu vorhanden waren, hofften doch Alle, die den Frieden wünschten, auf ein dahin führendes glückliches Resultat der Londoner Konferenz. In der letzteren hielten nun die Dänen, unterstützt von England, Rußland und Schweden, anfänglich fest an

dem Londoner Protokoll, während die Vertreter des deutschen Bundes, Oesterreichs und Preußens dasselbe für hinfällig erklärten und die beiden Letzteren in der Sitzung vom 28. Mai geradezu aussprachen, ihre Regierungen verlangten die vollständige Trennung der Herzogthümer von Dänemark und deren Constituirung als selbstständiger Staat unter der Herrschaft des Herzogs Friedrichs VIII. von Augustenburg. Darauf wurde auch Rußland nachgiebiger, und Frankreich hatte schon von Anfang an eine ganz neutrale Stellung innegehalten.

Dänemark mußte jetzt wohl die Hoffnung aufgeben, ganz Schleswig zu behalten, denn alle die andern Mächte waren darin übereingekommen, daß es der Nationalität, wofür die Sprache maßgebend sei, zufolge getheilt werden müsse; wie schwer die Grenzlinie festzustellen war, erwies sich aber bald; Dänemark wollte sie mit seiner altgewohnten Hartnäckigkeit unbillig weit nach Süden gerückt, Preußen und Oesterreich bis in den Norden hinaufgeschoben haben, und darüber konnte es zu keiner gütlichen Einigung kommen.

Während so über das Schicksal des unglücklichen Landes ohne Befragung seiner Vertreter verhandelt wurde, erließ eine aus vierzigtausend Personen bestehende Volks-Versammlung, zu der sich Vertreter aller Landestheile und Städte eingefunden hatten, am 8. Mai in Rendsburg nachstehende Resolution:

I. „Die versammelten Schleswig-Holsteiner erklären:

1. „Wir halten unerschütterlich fest an unserem guten „Recht. Getrennt von Dänemark wollen wir ein „freies Schleswig-Holstein unter unserm angestammten Herzog Friedrich.

2. „Wir fordern, daß den Vertretern des Landes Gelegenheit gegeben werde, für dieses unser Recht „feierlich Zeugniß abzulegen.

3. „Sollten fremde Mächte willkürlich über uns ver„fügen wollen, so sind wir entschlossen, für unser „Recht, für das wir schon einmal in Waffen stan„den, das Leben einzusetzen.

II. „Die Landes-Versammlung spricht den verbündeten „Armeen den Dank des schleswig-holsteinischen Volkes „aus für die siegreich vollzogene Befreiung von Schles„wig. Sie ist es aber auch gleichzeitig der Ehre und „Selbstachtung ihres Volkes schuldig, das dringende „Verlangen auszusprechen, daß es endlich der wehr„haften Mannschaft vergönnt sein möge, mit den „Waffen in der Hand an der Fortsetzung des Be„freiungswerks Theil zu nehmen.

„Es wird beschlossen, die erste Resolution zur Kunde „des Herzogs, sowie durch Vermittelung der Bun„des- und Civil-Kommissaire zur Kunde der Bundes„versammlung und der Regierungen Preußens und „Oesterreichs zu bringen."

Wer dachte daran, diese Worte zu beachten?! —

Während die Waffen auf dem Lande feierten, bereiteten sich Kämpfe zur See vor.

Am 1. Mai trafen die Fregatte Schwarzenberg, Capitain von Tegetthoff, Radetzky, Capitain Jeremiasch, und das Kanonenboot Seehund in dem Texel ein und vereinigten sich daselbst mit dem preußischen Geschader, das aus dem Avisodampfer Adler und den Kanonenbööten Blitz und Basilisk bestand; den Oberbefehl übernahm Capitain von Tegetthoff. Die anderen österreichischen Schiffe, die einstweilen nur die Bestimmung erhalten hatten, den Handel in der Nordsee zu schützen und deren Häfen blockadefrei zu erhalten, waren, unter Befehl des Contreadmirals Freiherrn von Wüllersdorff-Urbaire, noch weit zurück. Auch den Seehund verlor das kleine Geschwader schon in den nächsten

Tagen, indem er bei einer Fahrt nach Ramsgate, um Kohlen einzuholen, durch den Lootsen auf den Grund gesetzt wurde und starke Havarie machte. Aus dem Texel ging das Geschwader nach Cuxhaven, wo es am 4. Mai eintraf. Schon am 6. lief es aus, weil sich dänische Kriegsschiffe vor der Elbmündung gezeigt haben sollten, jagte am folgenden Tage auch eine große Fregatte, erkannte in derselben aber, als es näher gekommen war, die Aurora, ein englisches, bei der Insel Helgoland stationirtes Schiff. Als das Geschwader nun am 9. auf der Rückkehr nach Cuxhaven war, erhielt Capitain von Tegetthoff durch ein Telegramm von Helgoland die Nachricht, daß sich bei der Insel drei große dänische Kriegsschiffe gezeigt hätten, ließ sogleich wenden und stieß im Angesicht der Insel auf den Niels Juel, Jylland und Heimdal unter oberster Führung des Capitains Suenson. Die Dänen waren an Geschützzahl überlegen.

Der österreichische Geschwaderchef signalisirte: „Unsere Armeen haben Siege erfochten, thun wir das Gleiche!“ und eröffnete auf ungefähr 6500 Schritte Entfernung das Gefecht, während dessen sich die beiden Schlachtlinien bis auf 3600 Schritte näherten, endlich, als immer noch kein Erfolg erzielt wurde, bis auf 700 Schritte. Von beiden Seiten wurde auf das Heftigste gefeuert, und zweimal brach auf dem Schwarzenberg Feuer dadurch aus, das indessen bald wieder gelöscht wurde.

Um 1½ Uhr Nachmittags hatte die Kanonade begonnen, und um vier Uhr fing das Vormarssegel des Schwarzenberg durch eine Granate Feuer, daß sich mit äußerster Schnelligkeit verbreitete. Bei der Richtung des Windes war das Schiff in der größten Gefahr, zumal die Spritzen nicht hoch genug reichten, um den Brand zu löschen. Capitain von Tegetthof mußte daher das Gefecht abbrechen und gelangte, unverfolgt von den Dänen, bis nahe an die

Insel Helgoland, von deren Felsen herab der Anblick des Seegefechts ein großartiger gewesen sein soll. Durchaus unwahr ist es, was damals mehrere deutsche Zeitungen behaupteten, daß die englische Fregatte Aurora die Dänen durch Signale über die Manöver der österreichisch-preußischen Schiffe unterstützt haben soll.

Nachdem die brennenden Stengen und Raaen des Fockmastes niedergestürzt und der Mast selbst gekappt worden war, wurde man erst am späten Abende des Feuers Herr, und das ganze Geschwader kehrte nun auf die Rhede von Cuxhaven zurück.

Der Radetzky, der mit Aufopferung den brennenden Schwarzenberg gedeckt hatte, war von mehr als siebenzig Schüssen im Rumpfe getroffen worden und hatte 5 Todte und 24 Verwundete, der Schwarzenberg 32 Todte und Verwundete, wobei mehrere Offiziere; die preußischen Schiffe hatten keinen Verlust erlitten. Der der Dänen ist nicht bestimmt angegeben worden, doch war ihr Niels Juel so beschädigt, daß er wahrscheinlich vor dem Schwarzenberg die Flagge hätte streichen müssen, wenn auf demselben nicht das Feuer ausgebrochen wäre. Die Elb- und Wesermündungen versuchten die Dänen nicht wieder zu blockiren.

Für sein wackeres Verhalten bei diesem bedeutenden Gefechte wurde Capitain von Tegetthoff von seinem Kaiser sofort zum Contreadmiral ernannt. —

Schon vorher hatten Herr von Schmidt und seine Tochter die Nachricht von der Besetzung Fridericias erhalten; Alles stand also gut auf dem Kriegsschauplatze, und immer noch kein Brief von Fritz!

Ihre Angst stieg mit jedem Tage. Da traf endlich um die Mitte des Monats Mai der Brief des Dr. Gjertsen ein, der durch einen Parlamentair gelegentlich im österreichischen Hauptquartier abgegeben und dann durch die

Feldpost weiter befördert worden war. Er war an Herrn von Schmidt adressirt, und derselbe, der ihn glücklicherweise in Abwesenheit seiner Tochter empfing, schrak heftig zusammen, als er die fremde Handschrift und den Stempel der Feldpost erblickte, denn er war überzeugt, man melde ihm den Tod seines Schwiegersohnes.

Desto größer war seine Freude, als er das Schreiben geöffnet und gelesen hatte. Dr. Gjertsen theilte in der schonendsten Weise mit, daß Fritz gefangen und verwundet im Lazarethe zu Fridericia liege, fügte aber auch gleich hinzu, daß, aller wissenschaftlichen Beurtheilung nach, die Wunde ungefährlich sei und keine nachtheiligen Folgen für die Gesundheit hinterlassen werde. Daß die Festung so bald geräumt werden und Fritz dadurch aus der Gefangenschaft befreit werden müßte, wußte der Doktor, als er diesen Brief schrieb, selbst noch nicht, Herr von Schmidt konnte also nur annehmen, daß sein Schwiegersohn als Gefangener nach den Inseln geführt worden sei, was immerhin eine traurige Nachricht für Eugenie bleiben mußte.

Sich zu einer möglichst unbesorgten und heiteren Miene zwingend, suchte er mit dem Briefe in der Hand die Letztere auf.

Er fand sie in ihrem Zimmer, still weinend, wie er sie in letzter Zeit meistens sah.

„Ein Brief von Deinem Fritz!" rief er ihr zu.

Die junge Frau sprang heftig auf und wollte auf ihn zueilen, um sich des kostbaren Schriftstückes zu bemächtigen, aber sie vermochte sich nicht von der Stelle zu bewegen, sondern nur mit bittendem Blicke die Hand auszustrecken.

„Verhältnißmäßig gute Nachrichten," fuhr Herr von Schmidt fort, indem er den Brief noch zurückhielt; — „Du mußt Dich indessen darauf gefaßt machen, daß Du ihn leicht verwundet wiederfinden wirst. Wenn es Dir recht ist,

beabsichtige ich, schon in den nächsten Tagen mit Dir nach Fridericia abzureisen, wo Dein Mann sich jetzt aufhält."

„Fritz verwundet?" rief Eugenie schmerzvoll. „Mein Gott, ich habe ja geahnt, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei!"

„Rege Dich nicht übermäßig auf; der Arzt, der ihn behandelt, wie es scheint, ein alter und erfahrener Mann, schreibt mir, daß es gar keine Gefahr mit der Wunde habe."

„Wo ist Fritzens Brief?" rief Eugenie, auf die der Trost des Vaters nicht viel Eindruck zu machen schien.

„Ich glaube, ich sagte Dir schon, daß nicht er selbst, sondern sein Arzt geschrieben hat."

Die junge Frau stieß einen verzweiflungsvollen Schrei aus und sank auf ihren Stuhl zurück.

„Du sagst mir nicht die Wahrheit, Vater," stöhnte sie; — „Du denkst, der Schmerz werde von meinem Herzen leichter zu tragen sein, wenn mir die traurige Kunde Wort für Wort beigebracht wird. Nein, diese langsame Qual ist grausam! Ich weiß, daß Fritz nicht mehr lebt! Würde er sonst nicht selbst geschrieben haben?"

Sie brach in wilde Klagen und Thränen aus und rang verzweifelnd die Hände.

„Um Gotteswillen, mein Kind, gieb Dich nicht unnöthigerweise der Verzweiflung hin, — lies selbst diesen Brief!" bat Herr von Schmidt, ihr das Schreiben reichend. „Ich schwöre Dir, daß Fritz nicht todt ist, aber er ist von den Dänen gefangen genommen worden, — Du hast selbst in der Zeitung gelesen, daß die Gefangenen mit allen Rücksichten behandelt und bald wieder ausgewechselt werden, überdies steht ja der Friede vor der Thür."

Diese Trostgründe verfehlten denn doch nicht ganz ihren Zweck. Eugenie griff wieder nach dem Briefe und entfaltete ihn rasch, aber die Thränen in ihren Augen verhinderten sie, einen Buchstaben zu erkennen.

„Lies Du, bester Vater, — aber ich beschwöre Dich, Nichts auszulassen und Nichts hinzuzusetzen," schluchzte sie.

„Auf meine Ehre nicht!"

Herr von Schmidt las seiner Tochter den Brief vor, und sie trocknete ihre Thränen wieder.

„Wann werden wir abreisen?" fragte sie, als er geendet hatte.

„Morgen, — wann Du willst. Ich fürchte nur, daß es uns unmöglich werden wird, unter den jetzigen Verhältnissen auf die Inseln zu gelangen, wohin man Fritz nach der Räumung Fridericia's jedenfalls gebracht haben wird."

„Gleichviel, ich werde ihn finden, wo er auch sein mag, und ich will sehen, wer mich, seine Frau, abhalten will, bis an sein Krankenbett zu dringen!" rief Eugenie heftig. „Lasse uns noch heute abreisen, mein Vater!"

„Wohin aber?" fragte Herr von Schmidt, der durch den Schmerz und die Entschlossenheit seiner Tochter ganz konsternirt war.

„Zunächst nach Fridericia; wir werden dort am ehesten erfahren, wohin man die Gefangenen gebracht hat."

Der alte Herr machte keine weiteren Einwendungen, so sauer ihm auch die Reise wurde, dachte er doch nicht daran, Eugenie allein reisen zu lassen, denn er wußte ja, daß sie nur zu geneigt sei, gefährliche Wagnisse zu unternehmen, wenn es ihren Willen durchzusetzen galt.

Die Reisevorbereitungen für Beide wurden daher in der größten Eile getroffen, und noch an demselben Abende fuhren sie nach der nächsten Eisenbahnstation und von dort aus weiter mit dem ersten abgehenden Zuge.

Eugenie wollte von Ruhe und Rast Nichts wissen; sie zeigte auch nicht eine Spur von Ermüdung, aber eine große Aufregung. Dr. Gjertsen hatte in seinem Briefe auch kurz erwähnt, daß Fritz sich unter sorgsamer weiblicher Pflege,

welche die barmherzigen Schwestern im Lazarethe versähen, befinde; das beruhigte sie aber nicht sehr, denn sie machte sich keinen richtigen Begriff von der Opferbereitwilligkeit dieser Frauen, sondern stellte sie sich nicht viel anders als bezahlte, durch das Leiden, das sie fortwährend vor Augen hatten, abgestumpfte Wärterinnen vor.

Ueber Hamburg ging es ohne Aufenthalt weiter in die Herzogthümer hinein; Eugenie ließ sich nicht einmal Zeit, die Stadt Schleswig, die nur eine halbe Stunde seitwärts der Hauptbahn liegt, zu besuchen, um dort mit dem Advokaten und seinen Kindern zu sprechen, sondern gab, da wo sich die Bahn abzweigt, nur einen Brief an sie ab.

In Flensburg nahm die Eisenbahn ein Ende, und es kostete nun große Mühe, Fuhrwerk nach Jütland zu erhalten, denn die Zugpferde waren damals durch das Militair stark in Anspruch genommen worden. Gegen hohe Bezahlung erreichten Herr von Schmidt und seine Tochter dennoch ihren Zweck.

Der Weg nach Fridericia ist ungefähr zehn Meilen lang und wurde bei den schlechten Wegen und dem öfteren Aufenthalte, den militairische Transportkolonnen veranlaßten, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurückgelegt. Hin und wieder sah man noch zerstörte Dörfer, begegnete auch Karren mit Verwundeten, im Ganzen aber stellte sich nicht ein so grausiges Kriegsbild dar, wie Herr von Schmidt und Eugenie erwartet hatten.

In Fridericia selbst aber sah es übel aus; es erschien als ein Haufen von Trümmern, denn das Zerstörungswerk war schon vollendet; Personen des Bürgerstandes sah man fast gar nicht, sondern nur österreichische und preußische Soldaten. Die Statue des „tapperen Landsoldaten" mit dem Lorbeerkranze, welche die Dänen nach dem vorigen Kriege gesetzt hatten, war noch wohlerhalten, aber sie machte

nach den Ereignissen der letzten Zeit doch einen recht traurigen Eindruck. Am Strande hatten die Sieger schon neue Batterien, Fühnen gegenüber, angelegt.

Es war nicht leicht, hier ein Unterkommen zu finden, aber nach vielem Suchen und Hin- und Herfahren gelang es doch. Die Reisenden mußten sich zwar mit kleinen Räumlichkeiten begnügen und sich mancher Unbequemlichkeit fügen, aber sie achteten jetzt nicht darauf, sondern suchten nur Fritzens Schicksal in Erfahrung zu bringen.

Auf ihre Frage, wohin man die Gefangenen geschafft habe, sagte man ihnen, dieselben seien von den Dänen nach Fühnen mit hinübergenommen worden, nur ein Paar sehr schwer Verwundete hätten zurückgelassen werden müssen. Das war ein Hoffnungsstrahl für Eugenie, der man andererseits auseinandergesetzt hatte, daß es ganz unmöglich sei, jetzt auf die Fühnische Küste zu gelangen, trostlos für sie war aber auch die Aussicht, ihren Gatten hier in einem Zustande zu finden, der so bedenklich sein mußte, daß der Feind selbst darauf Rücksicht genommen hatte. Persönlich kannten die Wirthsleute den Hauptmann Staffelt nicht.

Herr von Schmidt machte sich sogleich auf den Weg nach der österreichischen Kommandantur, um sich nach seinem Schwiegersohne zu erkundigen; er hatte keine Hoffnung, daselbst Auskunft zu erhalten. Man mag sich daher seine Ueberraschung vorstellen, als ihm schon der erste Adjutant, den er anredete, zur Antwort gab, Hauptmann Staffelt sei im Lazarethe zurückgeblieben, seine Wunde zwar noch immer gefährlich, aber man hoffe mit Sicherheit, daß er genesen werde.

Der alte Herr stürzte mehr als er ging nach dem Lazareth. Von dem Arzte, der dort die Wache hatte, erfuhr er dasselbe, was er schon auf der Kommandantur gehört hatte, und als derselbe vernahm, daß die Gattin des Ver-

wundeten in der Stadt eingetroffen sei, meinte er zwar, daß dem Wiedersehen ihres Mannes Nichts im Wege stehe, machte aber darauf aufmerksam, daß es nöthig sei, Fritz erst auf den unerwarteten Besuch vorzubereiten, damit er sich nicht zu heftig aufrege.

„Wenn ich Ihnen rathen darf," setzte er hinzu, — „so bitten Sie Ihre Frau Tochter, ihre gewiß begreifliche Sehnsucht noch bis morgen früh zu mäßigen. Ich werde Schwester Anna von Ihrem Eintreffen in Kenntniß setzen, und sie wird mit der größten Vorsicht dem Kranken davon Mittheilung machen."

„Wer ist diese Schwester Anna?" fragte Herr von Schmidt etwas verwundert.

„Ah, es ist wahr," meinte der Arzt lächelnd, — „Sie können nicht wissen, wer Schwester Anna ist. Nun, es ist eine junge Dänin, die vor der Einnahme der Festung im hiesigen Lazarethe freiwillig Dienste als Krankenpflegerin gethan hat, eine sogenannte barmherzige Schwester, der insbesondere die Wartung des Herrn Hauptmann übertragen worden war. Merkwürdigerweise hat sie sich von ihrem Pfleglinge nicht trennen wollen, als ihre Landsleute sich nach Fühnen überschifften, und das ist vielleicht ein Glück für Ihren Herrn Schwiegersohn gewesen, denn wir Alle haben uns überzeugt, daß es eine pflichtgetreuere und verständigere Krankenpflegerin gar nicht geben kann."

„Schwester Anna," setzte er sehr ernst hinzu, — „hat sich in der kurzen Zeit, seitdem wir sie kennen, die allgemeine Achtung im höchsten Grade erworben."

„Würden Sie mir erlauben, diese Dame einige Augenblicke zu sprechen?" fragte Herr von Schmidt, der doch ein wenig neugierig geworden war.

„Recht gern, wenn ihre Beschäftigung bei dem Kranken es erlaubt."

Der Arzt entfernte sich und kehrte bald darauf in Schwester Anna's Begleitung zurück.

Auf Herrn von Schmidt machte sie sogleich denselben Eindruck wie auf Dr. Gjertsen und die meisten Anderen, die sie zum ersten Male gesehn hatten; ihr Benehmen war ernst und durchaus würdevoll, doch zeigte sich dieses Mal eine gewisse Befangenheit in ihrem Wesen, denn der Arzt, der sie gerufen, hatte ihr bereits mitgetheilt, daß die Frau des Hauptmanns Staffelt und deren Vater in Fridericia eingetroffen seien, und das war für Anna eine Ueberraschung gewesen, über deren weitere Folgen sie sich so schnell noch nicht hatte klar werden können.

War Eugenie gekommen, um ihr Fritzens Pflege abzunehmen, worauf sie ihr Recht wohl geltend machen konnte? Und wie würde Eugenie sich gegen sie benehmen? — Bei den Gefühlen für Fritz, die sie in ihrer Brust verschlossen trug, waren dies wohl sehr natürliche und peinliche Fragen.

Herr von Schmidt, der immer viel Chevaleresques in seinem Wesen hatte, begrüßte sie sehr artig und begann damit, daß er ihr seinen Dank für die, wie er höre, so treue Sorge, die sie dem Verwundeten gewidmet, auszusprechen habe. Anna antwortete ihm ruhig und klar, daß das freiwillig übernommene Amt ihr dieselbe gegen jeden Hülfsbedürftigen zur Pflicht mache.

Auf die Fragen des alten Herrn nach dem Befinden seines Schwiegersohnes beruhigte sie ihn so viel als sie vermochte, und versprach, Fritz bis zum anderen Morgen — es war an diesem Abende schon spät geworden — auf den Besuch seiner Frau vorzubereiten.

„Das scheint eine vortreffliche Frau zu sein,“ sagte Herr von Schmidt zu sich selbst, als er sich empfohlen hatte und wieder nach Hause ging; — „es ist ein Glück,

daß Fritz sie in seinen Schmerzensstunden zur Seite gehabt hat; ich kann Eugenie vollkommen beruhigen."

Seine Tochter erwartete ihn bereits mit der lebhaftesten Ungeduld; sie hatte sich aus seinem längeren Ausbleiben in ihrer Herzensangst alle möglichen trüben Vermuthungen gemacht, auch war sie schon eingerichtet, ihm sogleich an Fritzens Lager zu folgen. Herr von Schmidt hatte keine geringe Mühe, ihr die Unausführbarkeit und Schädlichkeit eines solchen Vorhabens klar zu machen, doch verfehlten die Mittheilungen, die er durch den Arzt und die Krankenpflegerin erhalten hatte, auch nicht, sie einigermaßen zu beruhigen.

„Wer ist diese Frau oder dieses Mädchen?" fragte sie zwischen ihren Thränen. „Ist sie jung oder alt? Wie sieht sie aus? Erweckt sie Vertrauen?"

Ihr Vater berichtete, daß die barmherzige Schwester einen durchaus günstigen Eindruck auf ihn gemacht und daß der Arzt sie besonders gelobt habe; warum sie als Dänin aber, gerade um Fritz zu pflegen, zurückgeblieben war, wollte Eugenie doch nicht recht einleuchten und schaffte ihr wieder neue Unruhe, die sie indessen dem alten Herrn zu verschweigen für gut befand.

Die Nacht wurde ihr unendlich lang, und schon am frühen Morgen drängte sie den Vater, sie nach dem Lazarethe zu begleiten.

Das große Gebäude, das so viel Elend und Schmerzen in sich schloß, machte einen tief niederdrückenden Eindruck auf sie, und so fest sie sich auch vorgenommen hatte, gefaßt zu bleiben, konnte sie doch nicht verhindern, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

Auf dem Hofe erblickte man mehrere Verwundete, die sich schon in der Besserung befanden; ihre blassen, eingefallenen Gesichter, hier und da die Krücken, an denen sie

sich mühsam fortbewegten, oder die weißen Verbände sagten, was sie gelitten haben mußten. Eugenie drückte krampfhaft den Arm ihres Vaters und zog ihn schnell mit sich durch diese in ihr so schmerzliche Gefühle erweckenden Gruppen fort.

Die Krankenpflegerin mußte erst wieder gerufen und befragt werden, ob Fritz jetzt Besuch empfangen könne. Herr von Schmidt und Eugenie erwarteten sie, letztere mit der größten Spannung, in dem Wachtzimmer des Arztes.

Als Schwester Anna erschien, warf Eugenie schnell einen prüfenden Blick auf sie; sie begegnete einem gleichen, und Beide senkten einen Moment lang die Augen betroffen zu Boden. Eugenie hatte sich indessen auch nicht dem Einflusse entziehen können, den der sanfte, melancholische Blick der barmherzigen Schwester auf Jedermann machte und der ihr immer schnell das Vertrauen zu eröffnen pflegte; Anna ihrerseits fand, daß Eugenie so schön und elegant sei, daß sie Fritzens Herz wohl zu fesseln vermocht habe.

Die Empfindungen des armen Mädchens konnten in diesem Augenblicke nur niederdrückende, tiefschmerzliche sein, aber sie, die schon eine so bittere Schule des Lebens durchgemacht hatte, gewann schnell ihre ganze Fassung wieder.

Eugenie war, nachdem ihr Vater laut zu ihr gesagt hatte, dies sei die Dame, der sie Beide so viel Dank schuldeten, auf Anna zugegangen und reichte ihr mit herzlicher Freimüthigkeit, gewiß auch von tiefem Dankgefühle durchdrungen, die Hand. Sie fühlte, daß die der barmherzigen Schwester zitterte, als sie die ihrige berührte, und als sie ihren Empfindungen Worte geben wollte, unterbrach Anna sie mit einer ähnlichen Antwort, wie sie gestern Herrn von Schmidt ertheilt hatte, jeden Dank ablehnend.

Auf Eugeniens Frage, ob sie sogleich ihren Mann sehen könne, antwortete sie bejahend, empfahl aber Vorsicht.

Schwester Anna schritt voran und öffnete die Thür

des Krankenzimmers, um Eugenie und ihren Vater eintreten zu lassen; sie schien unentschlossen, ob sie ihnen folgen solle, und that dies erst auf einen einladenden Wink Herrn von Schmidts.

Der Verwundete, dessen Wangen vor Ungeduld glühten, hatte sich in seinem Bette halb aufgerichtet, die Freude strahlte in seinen Augen, als er seine Frau wiedererblickte, und er streckte ihr beide Hände entgegen.

Mit einem Schrei, der zugleich Freude und Schmerz ausdrückte, eilte Eugenie auf ihn zu und schloß ihn in ihre Arme. Es war eine tiefergreifende Scene, dieses Wiedersehn der beiden Gatten unter solchen Umständen; keiner von ihnen vermochte, Worte zu finden.

Auch Herr von Schmidt war hinzugetreten und reichte, seine Tochter ermahnend, daß sie die Aufregung des Kranken nicht noch höher steigere, diesem die Hand.

Anna hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen und den Glücklichen, die sie ganz vergessen zu haben schienen, den Rücken zugewandt, theils in der Absicht, sie nicht zu stören, theils um ihre eigene tiefe Bewegung zu verbergen.

Fritz und Eugenie hatten schnell die nöthigsten Fragen und Antworten gewechselt; die junge Frau fühlte sich um Vieles beruhigter, denn sie war nicht im Stande, die Gefährlichkeit seines Zustandes zu beurtheilen, und hatte sich denselben äußerlich viel schlimmer vorgestellt.

Fritz erinnerte sich zuerst Anna's wieder und wandte sich, ihren Namen rufend, nach ihr um.

Bleichen Antlitzes und mit niedergeschlagenen Augen trat sie an sein Bett.

„Meine theure Eugenie,“ sagte er zu seiner Frau, — „Schwester Anna hast Du nicht allein für die aufopfernde Sorge zu danken, mit der sie mich an diesem Orte gepflegt und die Nächte bei mir durchwacht hat. Sie ist eine alte

liebe Bekannte, deren Namen wir schon oft in Dankbarkeit und Verehrung genannt haben; sie hat mir schon drei Mal das Leben gerettet, als ich, fast noch ein Knabe, von den wüthenden dänischen Soldaten nach dem Gefechte bei Bau und Crusau in Flensburg verfolgt wurde, als bei einem mißglückten Fluchtversuche aus dieser Stadt aus einem Boote auf uns gefeuert wurde und sie in ihrem Arme die für mich bestimmte Kugel auffing, und dann in dem Gefechte bei Ober-Stolk, wo sie abermals ihre Brust einem dänischen Bajonnete, das schon auf mich gezückt war, darbot."

„Anna Hansen?" riefen Eugenie und ihr Vater gleichzeitig in höchster Ueberraschung.

„Ein merkwürdiger Zufall oder vielmehr Gottes Fügung hat uns hier wieder unerwartet zusammengeführt."

Eugenie, die das Vorurtheil, das sie als Braut einmal heimlich gegen dieses Mädchen gehegt, längst vergessen hatte, warf sich an ihre Brust und küßte sie herzlich.

„Wir werden Schwestern sein," rief sie in tiefster Bewegung; — „ich kann Dir nicht mehr bieten, Anna. Wir sind uns nicht mehr fremd, wir kennen uns schon längst, und Du hast Dir ein dreifaches Recht an meine Schwesterliebe erworben."

Die beiden Frauen weinten Brust an Brust; die Thränen wurden ihnen wohl von verschiedenen Empfindungen ausgepreßt.

Nachdem man sich allerseits etwas beruhigt hatte, begann man zu berathschlagen, wie man sich in der nächsten Zeit einrichten wolle. Fritz war noch nicht aus dem Lazareth, in dem er auch die beste Pflege und Heilung finden konnte, zu transportiren, darüber konnten noch Wochen vergehen, und bis dahin war auch Eugenie fest entschlossen, Fridericia nicht wieder zu verlassen; ihr Vater wollte natürlich nicht ohne sie zurückkehren. Wenn der Transport ohne jede

Gefahr ausführbar geworden, dann wollten sie den Verwundeten mit sich nach Schleswig führen, wo er im elterlichen Hause gewiß die beste Aufnahme finden würde.

„Dann wirst auch Du uns begleiten," meinte Eugenie, der neu gewonnenen Schwester freundlich in die Augen blickend; — „Du wirst uns nie wieder verlassen. Wenn Fritz meinen Bitten folgt, wird er nach beendigtem Kriege seinen Abschied aus dem Militairdienste nehmen, zumal derselbe nach seiner Verwundung doch zu anstrengend für ihn werden möchte."

„Ja, ich werde es thun, ich habe kein Glück als Soldat," sagte Fritz mit einem leichten Seufzer. „Sollte mein Vaterland, das freie Schleswig-Holstein, aber noch einmal der Arme seiner Söhne bedürfen, dann wirst Du mich ohne Einrede wieder in das Feld ziehn lassen, nicht wahr, Eugenie?"

„Ich nehme diese Bedingung an," erwiderte sie. „Gebe Gott, daß unser Vaterland nie mehr dieses Bedürfniß fühle und Du nicht in Versuchung geführt werdest."

„Auch mein Entschluß ist schon gefaßt," äußerte sich Herr von Schmidt; — „ich trage ihn schon lange im Sinn, und ich bringe Euch damit kein Opfer, denn so schön es auch in unserer Heimath im Süden ist, habe ich doch immer gewünscht, einmal unter schleswig-holsteinischer Erde, wo auch Deine Mutter, Eugenie, ruht, begraben zu werden. Sobald die Verhältnisse dieses Landes geordnet sind, beabsichtige ich, mein jetziges Gut zu verkaufen, und werde dann für Dich und Fritz ein neues hier erwerben, — ich wollte, daß es unser altes, geliebtes Achteby sein könnte."

„Und Du, Anna, wirst uns dahin begleiten und mir und meiner Frau die treueste Freundin bleiben; nicht wahr, Du giebst mir dieses Versprechen?" fragte Fritz.

Anna, die schweigend und nachdenklich diesen Plänen zugehört hatte, schüttelte leise den Kopf.

„Nein," antwortete sie sanft, aber fest; — „meine Zukunft hat bereits eine Bestimmung, der ich nach reiflicher Ueberlegung nicht untreu werden kann. Ich werde in dem Stande, den ich mir augenblicklich gewählt habe, bleiben, so lange meine Kräfte es erlauben; ich werde auf diese Weise wenigstens der Welt noch nützlich werden können."

Anna wollte und konnte nicht gestehn, daß ein noch viel triftigerer Grund sie abhielt, das ihr in so freundlicher und herzlicher Weise gemachte Anerbieten anzunehmen, daß ihr Herz nämlich zu schmerzlich leiden müsse, wenn sie das eheliche Glück des noch immer geliebten Mannes und Eugeniens täglich vor Augen haben sollte.

Fritz verstand sie vollkommen und schwieg, Eugenie aber, die durch diese bestimmte Weigerung ganz betroffen geworden war, sagte nur:

„Mein Anerbieten kam aus dem aufrichtigsten Herzen, und ich werde nicht eher mit Bitten nachlassen, bis Du Deinen Entschluß geändert hast, liebe Anna."

Was die Pflege des Verwundeten nun anbetraf, so beschlossen die beiden Frauen, sich in dieselbe zu theilen, und damit war auch Fritz vollkommen einverstanden.

Sie hielten von da ab abwechselnd die Nachtwachen, und am Tage befanden sich gewöhnlich Beide gemeinsam an seinem Bette, wenn Anna es nicht für angemessen hielt, die beiden Gatten allein zu lassen, oder wenn ihre Hülfe nicht bei anderen Kranken — sie hatte sich auch diesem Amte freiwillig unterzogen — in Anspruch genommen wurde.

---

## Zehntes Kapitel.

Der Rest des Maimonats verging bei dem abgeschlossenen Waffenstillstande ruhig auf dem Kriegsschauplatze, doch bestärkte sich, je näher der Ablaufstermin der Conferenzen heranrückte, in Allen die Ansicht, daß die Feindseligkeiten von Neuem aufgenommen werden würden.

Uebrigens enthielten sich die Dänen selbst in dieser Zeit nicht aller Gewaltthaten auf schleswigschem Boden.

Durch große Sturmfluthen ist die westliche Küste des Herzogthums Schleswig schon seit undenklichen Zeiten so zerrissen und theilweise vom Meere überschwemmt worden, daß sich hier eine große Gruppe von Inseln gebildet hat, zwischen denen das Wasser so seicht ist, daß man zur Zeit der Ebbe von einer Küste zur anderen gelangen kann. Schmale Kanäle, die zum Theil nur zur Fluthzeit von etwas tiefer gehenden Schiffen befahren werden können, schlängeln sich zwischen diesen Untiefen hindurch. Es ist hier also ein sehr gefährliches Fahrwasser.

Die örtlichen Chroniken berichten, daß die Inseln, deren bedeutendste, von Norden an, Romoe, Sylt, Föhr, Amrum, Pelworm und Nordstrand heißen, vor einigen Jahrhunderten noch bedeutend größer waren und daß bei heftigen Stürmen große Strecken von ihnen mit Häusern, Kirchen und Menschen von der wüthenden See verschlungen worden sind. Die Einwohner haben sich deshalb in neuerer Zeit durch Dämme zu schützen versucht und dadurch wirklich der Zerstörung Einhalt gethan; einzelne kleine Inseln verlieren aber bei starker Sturmfluth noch immer an Gebiet.

Die Bevölkerung ist fast durchweg deutsch, doch hatten die Dänen auch hierher, besonders auf die Insel Sylt, welche den einzigen brauchbaren Hafen besitzt, ihr Augen-

merk gerichtet und die beliebten Danisirungsversuche hartnäckig in Anwendung gebracht. Was half da alles Protestiren der Bewohner, dieser kräftigen, zähen Seeleute, die sich dem Meere gegenüber fortwährend siegreich behaupteten? Es war derselbe Kampf des Dänenthums gegen das ursprüngliche Deutschthum wie auf dem schleswigschen Festlande, nur waren die armen Inselbewohner noch übler daran, noch empörenderen Gewaltthaten ausgesetzt, weil sie verlassen dastanden und ihre Stimme in dem Gebrause der Brandung, die an ihre Küsten schlug, verhallte. Dennoch waren sie immer gut deutsch geblieben, wie die Landleute in Angeln und die Städtebewohner in Nord-Schleswig.

Schon seit fünfzehn Jahren war der dänische Capitain-Lieutenant Hammer, ein sehr tüchtiger Seeoffizier, aber seines strengen Charakters wegen von den Deutschen auf den Inseln gehaßter Mann, in diesen Gewässern mit einer kleinen Flottille von Dampfern und Kanonenjollen stationirt und hatte, den Instruktionen seiner Regierung gemäß, natürlich die eiderdänischen Bestrebungen durch Einschüchterungsversuche auf das Beste unterstützt.

Im Winter von 1863 zu 1864 lag er mit seinem Geschwader bei der jütischen Insel Fanoe und konnte, so lange das Eis stand, nicht von dort nach den Inseln aufbrechen, deren Bewohner seit dem Ausbruche des Krieges hinter der deutschen Bewegung in Schleswig nicht zurückgeblieben waren; auch sie hatten eine Adresse an Herzog Friedrich VIII. abgeschickt, sich von Dänemark losgesagt und Jenem durch erwählte Abgeordnete gehuldigt.

Von Seiten der verbündeten Mächte war noch Nichts für den Schutz der Inseln geschehen, und so fand Capitain-Lieutenant Hammer keinen Widerstand, als er in den ersten Tagen des März zu Keitum auf Sylt landete, um die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Dem

widersetzten sich aber die Einwohner des Ortes energisch und zwangen, da sie augenblicklich überlegen waren, dem dänischen Offizier die schriftliche Erklärung ab, daß er nie wieder seinen Fuß auf ihre Insel setzen wolle. Nur auf diese Bedingung hin durfte er sich wieder einschiffen, aber er war weit entfernt, sie zu halten.

Schon einige Tage später kehrte er mit verstärkter Macht zurück, besetzte auch Föhr und Pelworm, wozu ihm eine Abtheilung Landsoldaten zur Verfügung gestellt worden war, leerte die Kassen, setzte die verjagten Beamten wieder ein und warf alle Diejenigen, welche deutscher Gesinnungen verdächtig oder überwiesen waren, in die Gefängnisse. Ueber den unglücklichen Inseln schwebte eine wahrhaft tyrannische Herrschaft, und noch immer konnten die kleinen preußischen Schiffe in der Nordsee Nichts dagegen unternehmen.

Auch die Waffenruhe brachte keinen Stillstand in diesen Quälereien hervor. In der Nacht vom 14. zum 15. Juni landete Hammer abermals mit ansehnlicher Macht in Keitum, arretirte daselbst sieben besonders hochgeachtete Deutsche aus der Mitte ihrer Familien und schickte sie unter brutaler Behandlung nach Kopenhagen, wo ihnen der Prozeß als Hochverräther gemacht werden sollte.

Der Jammer auf den Inseln war groß, aber vergebens flehten sie um Hülfe, denn die abgeschlossene Waffenruhe verhinderte das Einschreiten der alliirten Mächte; man mußte sich auf den Wiederbeginn des Krieges vertrösten. —

Ein anderes Ereigniß von Bedeutung für die verbündete Armee insbesondere war die Entbindung des Feldmarschalls von Wrangel vom Oberkommando, wobei ihn sein König in den Grafenstand erhob, und die Uebertragung des Oberbefehls an den Prinzen Friedrich Carl, auf dessen Energie die Truppen für den Fall neuer Feindselig-

keiten die größten Hoffnungen setzten. Feldmarschall Graf von Wrangel kehrte nach Berlin zurück.

Inzwischen war der Erbprinz Friedrich am 1. Juni ebendaselbst eingetroffen und vom Könige, sowie vom Kronprinzen empfangen worden; in gut unterrichteten Kreisen wollte man wissen, daß am Berliner Hofe eine große Kühle gegen ihn herrsche. Auch mit dem preußischen Ministerpräsidenten, Herrn von Bismarck, hatte er eine längere Unterredung, und obgleich das Resultat derselben geheim gehalten wurde, hieß es doch allgemein, der Erbprinz habe die Bedingungen, unter denen Preußen ihn als Herzog anerkennen wolle, abgelehnt, um seiner und seines Landes Selbstständigkeit Nichts zu vergeben.

Diese Bedingungen sollten in der Hauptsache die Abtretung der Festung Rendsburg und des Kieler Hafens, sowie eine Militair- und Marine-Convention, durch die Preußen die Oberleitung dieser Verhältnisse zufallen würde, sein. Soviel stand nur fest, daß der Erbprinz auf diese Bedingungen nicht einging, unbefriedigt nach Dresden abreiste und daß seitdem Preußen jede Unterstützung seiner Rechte aufgegeben zu haben schien.

Da meldeten sich denn sogleich neue Prätendenten auf die Herzogskrone Schleswig-Holsteins, von denen man bisher Nichts gehört hatte. Die Schleswig-Holsteiner waren darüber am meisten erstaunt, gewiß aber nicht auf freudige Weise, da die Sicherstellung ihrer Zukunft dadurch wieder in weitere Ferne gerückt wurde. Sie protestirten auch in reichlichen Adressen und Resolutionen und wiederholten energisch, daß sie keinen Anderen als ihren angestammten Herzog, dem sie bereits feierlich gehuldigt, zum Herrscher haben wollten; — wer fragte aber nach dem Wunsche und Willen eines ganzen Volkes? —

Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen-Kassel erklärte dem

englischen Minister Grafen Russel, der die Londoner Conferenz leitete, zur Mittheilung an dieselbe, daß er am 18. Juni 1851 seinen Rechten an die Krone Dänemarks, an das Herzogthum Lauenburg, die Grafschaft Plön, das Amt Brönstedt und die Grafschaft Rantzau in Holstein nur unter der Bedingung, daß die Integrität der dänischen Monarchie aufrecht erhalten werde, entsagt habe; da nun das Londoner Protokoll hinfällig geworden, träten seine alten Rechte auch wieder in Kraft.

Unmittelbar darauf stellte auch der Kaiser von Rußland aus demselben Grunde einen Prätendenten in dem Großherzoge von Oldenburg auf, indem er alle ihm, als Haupt der älteren Linie des Hauses Holstein-Gottorp, zustehenden Erbrechte in den Herzogthümern Holstein und Schleswig, „welche ausdrücklich im Warschauer Protokolle vorbehalten und nach dem Hinfalle der wesentlichsten Grundlagen des Londoner Vertrags wieder zur Geltung gelangt seien,“ dem Großherzoge als Haupt der jüngeren Linie des genannten Hauses abzutreten versprach.

So verwirrten sich denn die Verhandlungen der Londoner Conferenz immer mehr, und Dänemark, sich darauf stützend, erklärte zuerst, daß seine nationale Ehre erfordere, den Krieg von Neuem zu beginnen.

Die Conferenz hatte zwölf fruchtlose Sitzungen abgehalten und löste sich am 25. Juni wieder auf, nachdem die Ministerpräsidenten von Oesterreich und Preußen, Graf Rechberg und von Bismarck, die damals in Carlsbad persönliche Rückspräche genommen, in identischen Noten erklärt hatten:

„ihre Regierungen seien, als sie Theil an den Con„ferenzen zu London genommen, von dem eifrigen „Verlangen beseelt gewesen, durch einen dauernden „und festen Frieden dem blutigen Conflikt ein Ziel

„zu setzen, welcher zwischen den beiden deutschen „Großmächten einerseits und Dänemark andererseits „ausgebrochen gewesen. Fest entschlossen, Deutsch„land die gerechte Genugthuung zu verschaffen, „welche seine Ehre und seine Interessen zu fordern „das Recht hatten, hätten die Großmächte doch zu „gleicher Zeit eine für das Gleichgewicht des euro„päischen Nordens ungefährliche Lösung gesucht. Sie „hätten daran festgehalten, daß das Blut ihrer braven „Soldaten nicht vergebens geflossen sein dürfe, aber „zu gleicher Zeit den Kampf nicht über den Punkt „hinaus verlängern wollen, den sie von Anfang an „festgestellt hätten. Ihre Haltung in den Conferen„zen sei immer diesen Sätzen gemäß gewesen. Wenn „das Friedenswerk unterbrochen und die Wiederauf„nahme der Feindseligkeiten nahe bevorstehend sei, „so könne eine Verantwortung dafür nicht auf die „deutschen Mächte fallen. Die Verantwortung laste „ganz und gar auf Dänemark, welches das letzte „Vermittelungs-Anerbieten abgelehnt und jede Ver„längerung des Waffenstillstandes verweigert habe.“

Damit war der zweite Akt des blutigen Trauerspieles in den Herzogthümern eröffnet. —

Die Dänen hatten, ebenso wie die Verbündeten, die Zeit der Waffenruhe nicht unbenutzt gelassen, um die Insel Alsen, um deren Besitz jetzt der Hauptkampf entbrennen mußte, gegen den Angriff zu sichern.

Der Alsensund, der im Norden eine Breite von durchschnittlich über achthundert, im Süden von sechshundert Schritten hat, ist etwa eine Meile lang und hat nach der Inselseite hin ziemlich steile, bis zu fünfzehn Fuß hohe Ufer. Längs dieses Ufers läuft dann eine Höhenkette, die bei Sonderburg hundert Fuß, nördlich davon noch mehr Erhebung

erreicht, und sie, wie die Stadt selbst, war zu starken Befestigungen benutzt worden. Bei der Kirche, die im nördlichen Theile der Stadt liegt, befand sich eine Batterie von sechs, und nördlich davon die „große" Batterie von zwölf, im Süden die Mühlenbatterie von vier schweren Kanonen; In den Sund vor Sonderburg waren etwa dreißig Pulverminen, unter den Wasserspiegel gelegt worden, äußerlich durch Nichts kenntlich, also sehr gefährlich für die Angreifer. Die Bergkuppen im Norden der Stadt trugen vier Batterien zu je sechs Geschützen, welche vollständige Festungswerke bildeten. Zwischen Sonderburg und der Spitze von Arnkiel am Eingange des Sundes hatte man vierzehn Batterien angelegt, dieselben theilweise durch Laufgräben verbunden und dazwischen Feldgeschütze und Espignolen placirt.

Dieser Theil der Insel, auf dem Sonderburg liegt, bildet durch das Einschneiden des Augustenburger Fjords in südöstlicher Richtung wieder eine Halbinsel, und eine zweite solche, Kekenis genannt, entsteht im Süden der Stadt durch das Hörup-Haff, das mit der Südspitze der eigentlichen Insel durch eine nur fünfzig Fuß breite Landzunge zusammenhängt. Dieser Streifen war durchstochen worden, und sowohl in der Augustenburger Föhrde als im Hörup-Haff lagen dänische Kriegsschiffe. Am Strande von Kekenis, wo die Dänen sich im schlimmsten Falle einzuschließen gedachten, war wieder eine Batterie von acht Kanonen angelegt.

Sechs Infanterie-Regimenter, zwei Schwadronen und dreizehnhundert Artilleristen und Pioniere, im Ganzen zehntausend Mann, hielten unter Befehl Generallieutenants von Steinmann die Insel besetzt.

Das preußische Corps im Sundewitt bestand aus acht Infanterieregimentern (den Brigaden von Canstein, von Röder, von Schmid und von Goeben), einem Jägerbataillon, zwei Cavallerieregimentern und eilf Feldbatterien; die

ersten beiden Brigaden bildeten die Division des Generallieutenants von Manstein und die beiden andern die Division des Generallieutenants von Wintzingerode; das kombinirte Armeekorps kommandirte der General der Infanterie Herwarth von Bittenfeld.

Auch die Preußen hatten das ganze Ufer längs des Alsensundes mit Batterien besetzt; theils waren dieselben schon vor der Waffenruhe vollendet, theils wurden sie neu angelegt und armirt.

Unter den Truppen erregte der Ausgang der Londoner Conferenzen die lebhafteste Freude, denn sie hatten bereits stark gefürchtet, daß die Diplomatie ihnen ihre Eroberungen wieder aus der Hand winden werde. Mit Jubel wurde daher der erste Kanonenschuß begrüßt, der aus ihren Batterien am frühen Morgen des 25. gegen die Alsener Küste fiel. Die Dänen hatten daselbst ihre Verschanzungen sehr versteckt angelegt und waren jedenfalls Willens, sie erst bei dem Versuche des Ueberganges zu demaskiren, um dann ihre Geschütze desto wirksamer spielen lassen zu können; sie erwiderten daher an diesem und in den folgenden Tagen keinen Schuß; nur ein Paar Kanonenbööte ließen sich später in der Nähe der Küste sehen und feuerten, wurden aber bald fortgetrieben.

In der Absicht der Preußen hatte es wohl auch nur gelegen, die Lage der dänischen Batterien kennen zu lernen, denn sie eröffneten gar nicht eine ernstliche Kanonade, sondern begnügten sich mit einzelnen Schüssen. Dafür bereiteten sie in der That schon den Uebergang für die allernächste Zeit vor. Mit der größten Heimlichkeit waren hundertundsechszig feste Bööte, die man von der Schlei und Flensburger Föhrde genommen hatte, so wie zweiunddreißig Pontons auf Wagen nach dem Sundewitt geführt und im Satruper Holze versteckt worden. Die Bööte waren

auf die Ueberschiffung von je fünfundzwanzig Mann berechnet, jedes Ponton konnte sechszehn Mann fassen; zum Rudern dieser Fahrzeuge waren Pioniere und die aus den Regimentern ausgesuchten Flußschiffer bestimmt. —

Im dänischen Hauptquartiere zu Sonderburg gab es ein besonderes Büreau, an dessen Eingange man die Inschrift las: „Feldpolizei.“ Welche Bewandniß es mit dieser sogenannten Feldpolizei hatte, werden unsere Leser aus dem Folgenden leicht ersehen.

Am Abende des 26. Juni, also am Tage nach dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten, befanden sich in einem abgesonderten, freundlich eingerichteten Zimmerchen dieses Feldpolizei-Büreaus zwei Personen.

Die eine von ihnen war in der That ein höherer Polizeibeamter, wie die Halbuniform mit gesticktem Kragen bewies, die andere, der schon sehr abgetragenen Kleidung nach zu schließen, eine Fischerfrau der Insel.

Der Erstere, ein ältlicher Mann von strengen, keineswegs angenehmen Gesichtszügen und mit schlauen, stechenden Augen, die ihren Ausdruck durch stetes Zwinkern der Lider zu verstecken suchten, ruhte, nachlässig ausgestreckt, in einem bequemen Lehnstuhle und rauchte seine Cigarre; er spielte der Frau gegenüber den vornehmen Herrn.

Diese stand in der Entfernung von einigen Schritten vor ihm, aber ihre Haltung war keineswegs eine demüthige, sondern eine solche, wie man sie anzunehmen pflegt, wenn man, selbst höhergestellten Personen gegenüber, eines gewissen Vertrauens genießt und zeigen will, daß man ihnen unentbehrlich geworden ist.

Die Frau war nicht mehr jung; sie mochte wohl schon gegen vierzig Jahre zählen. Ihre Figur war hoch und hatte schöne Formen, das Gesicht würde man schön und stolz genannt haben müssen, wäre es nicht vom Wetter

gebräunt gewesen; auch ihre Hände mußten für ihren Stand und ihre Beschäftigung auffallend klein erscheinen. Das Merkwürdigste und Interessanteste an ihr waren aber die Augen, die tiefschwarzen, die viel Verstand und auch viel Leidenschaften ausdrückten; zuweilen brannte eine düstere Glut in ihnen.

Das Mieder, über das sie eine weite Jacke von wasserdichtem Fries trug, und der etwas kurze Rock waren von den gröbsten Stoffen, zwar schon an verschiedenen Stellen ausgebessert, aber doch sehr reinlich gehalten, die Füße mit halbhohen starken Lederstiefeln bekleidet, und um den Kopf hatte sie ein buntes wollenes Tuch geknüpft, unter dem sich das einfach gescheitelte kohlschwarze Haar hervordrängte.

„Ich muß zugeben, daß Ihr Euch vortrefflich zu verkleiden verstanden habt, Frau," meinte der Polizeibeamte, der sie eine Weile mit Aufmerksamkeit gemustert hatte, und lächelte wohlgefällig; — „es wird sich nun nur noch darum handeln, ob Ihr Eure Rolle als Schifferin getreu durchzuführen wissen werdet; Ihr könntet doch in die Versuchung geführt werden, Proben von Eurer Geschicklichkeit und Erfahrung auf dem Wasser abzulegen.

„Ueberlassen Sie mir, mich aus solcher Verlegenheit zu ziehen, Herr Polizeimeister," erwiderte die Frau, deren Aussprache man sogleich anhörte, daß sie nicht in ganz niederem Stande geboren worden sei; — „Sie wissen ja, daß es sich um meinen Hals handelt."

„Ihr habt Recht, und Ihr geht auch nicht zum ersten Male auf so gefährlichem Wege. Bei Gott! als Ihr neulich -- ich meine am Tage vor der Eröffnung der Parallelen gegen die Düppeler Schanzen — zwei volle Tage ausbliebet, glaubte ich schon, Euch nie wiederzusehen und beiläufig zu hören, daß die Preußen den desertirten Flensburger Schneider entkappt und an den ersten besten Baum aufgehängt hätten.

Ihr habt Euch damals glänzend aus der Affaire gezogen und Euch mein volles Vertrauen erworben. Der Staat wird Euch für Eure patriotische Aufopferungswilligkeit einmal dankbar sein, verlaßt Euch darauf. Ihr seid zum geheimen Polizisten geboren, man wird Euch im Schleswigschen, wenn wir es wiedererobert haben, eine Hardesvogteystelle geben."

Der Beamte belachte seinen eigenen Witz, die Frau verzog indessen keine Miene.

„Ich sagte Ihnen schon, Herr Polizeimeister," erwiderte sie, — „daß ich eine Schuld an die Gesetze des Staates abzutragen habe; ich werde keine andere Belohnung beanspruchen als die königliche Gnade."

„Und wenn Ihr auch gemordet hättet," rief der joviale Polizeimeister, — „sie müßte Euch um Eurer jetzigen Verdienste willen werden, dafür laßt mich nur sorgen."

Die Frau senkte unwillkürlich rasch den Blick zu Boden; man würde ihr Erbleichen bemerkt haben, wäre ihr Gesicht nicht künstlich gefärbt gewesen wie ihre Hände, was jedenfalls zu der gewählten Verkleidung gehörte.

Dem Beamten, der seine Worte wohl nicht so ernstlich gemeint haben mochte, fiel ihre Befangenheit nicht weiter auf.

„Wann werdet Ihr abfahren?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Je eher, desto lieber; sobald der Mann bereit ist, der mich begleiten soll, und sobald die Dunkelheit eingebrochen ist."

„Der Mann ist bereit, und Ihr habt Instruktionen; Ihr wißt, was wir in Erfahrung zu bringen wünschen."

„Ganz genau."

„Braucht Ihr Geld? Fordert so viel, als Ihr wollt."

„Nein, es könnte Verdacht erregen, wenn man viel

Geld bei mir fände. Außerdem wissen Sie, daß ich diese Dienste nicht aus Eigennutz thue."

„Das ist wahr; man wird sie Euch deshalb um so höher anrechnen. Ihr seid eine brave Frau, eine ächte Dänin. Ihr scheint früher auch bessere Zeiten erlebt zu haben. Wenn Ihr mich in Eure Vergangenheit blicken lassen wolltet, könnte ich vielleicht mehr für Euch thun."

Die Frau seufzte leicht und erwiderte in fast hartem Tone:

„Meine bessere Vergangenheit liegt weit hinter mir; wer weiß, ob sie offenbar werden wird? jedenfalls ist jetzt noch nicht die Zeit dazu gekommen."

„Wie Ihr wollt. Wartet ein wenig, ich will Euren Begleiter rufen lassen."

Der Beamte stand auf und ging in ein Nebenzimmer. Auf dem Gesichte der Zurückgebliebenen drückte sich ein bitterer Seelenkampf aus; sie sah ihr eigenes Abbild in einem Spiegel und schien davor zurückzuschrecken, dann warf sie die Lippen verächtlich auf und lächelte höhnisch; sie sah ganz anders aus als vorher. Als der Polizeibeamte zurückkehrte, war diese Veränderung augenblicklich wieder verschwunden.

In seiner Begleitung befand sich ein dänischer Soldat von gewöhnlichem Aussehen; eine gewisse Verschlagenheit war auch auf seinem Gesichte zu lesen. Er betrachtete sich die Fischerfrau genau, diese aber würdigte ihn nur eines flüchtigen Blickes, in dem sich nicht das mindeste Interesse aussprach.

„Dies ist der Mann, der die Rolle des Deserteurs spielen wird," sagte der Beamte zu ihr. „Sobald Ihr ihn abgeliefert habt, braucht Ihr Euch um sein Schicksal nicht weiter zu bekümmern; er ist ein gewiegter Mensch, der sich schon bei Zeiten wieder aus dem Staube machen wird, und

wenn ihm dies nicht gelingen sollte, so ist schon dafür gesorgt, daß er gelegentlich wieder nach den Inseln zurückkehren kann."

Der falsche Deserteur lächelte ganz sorglos.

„Macht Euch nun auf den Weg," fuhr der Beamte der Feldpolizei, zu deren Ressort hauptsächlich die vollständig organisirte Spionage gehörte, fort, — „sobald es Euch gutdünkt, und kehrt möglichst bald zurück; je wichtigere Nachrichten Ihr uns bringen könnt, desto mehr wird man später auf Eure Wünsche Rücksicht nehmen. Viel Glück auf die Reise!"

Er grüßte mit herablassender Leutseligkeit und wandte sich kurz ab. Die beiden Anderen verließen gemeinschaftlich das Zimmer.

Es dunkelte schon ziemlich stark, als sie auf die Straße traten. Vor dem Hause hielt ein offener Bauerwagen, in dem ein Paar Schütten Stroh die Sitze vertraten. Der Kutscher, der dem Militair-Fuhrwesen angehörte, mußte seine Weisungen schon erhalten haben, denn er trieb sofort die Pferde an, nachdem Beide den Wagen bestiegen hatten, und lenkte auf die gegen Norden nach dem Dorfe Kjär führende Straße ein.

„Sie wagen viel," begann der Deserteur seine schweigsame Gefährtin anzureden.

„Es geschieht nicht zum ersten Male," erwiderte sie kurz, offenbar unlustig, das Gespräch weiterzuführen.

Mochte der Mann aber überhaupt redselig oder neugierig sein oder wollte er seinem vielleicht doch etwas gepreßten Herzen Luft machen, er ließ sich dadurch nicht abschrecken, und fing nach einer Weile wieder an:

„Sie werden gewiß gut bezahlt?"

„Ich nehme kein Geld für solche Dienste," antwortete die Spionin der geheimen Feldpolizei stolz.

„Kein Geld?" rief der Mann, sie verwundert von der Seite anblickend. „Nun warum setzen Sie dann eigentlich Ihr Leben auf das Spiel? Glauben Sie, daß die Preußen, wenn sie Sie auf falscher Fährte ertappen, besondere Umstände mit Ihnen machen werden, weil Sie eine Frau sind?"

„Nein, aber ich glaube, daß Sie mich nicht ertappen werden, und übrigens ist es mir auch gleichgültig, ob ich mein Leben bei diesem Unternehmen verliere oder nicht."

„Sie thun es also aus reinem Patriotismus?"

„Ja."

Die Frau wandte sich zur Seite, um zu erkennen zu geben, daß sie die Unterhaltung abgebrochen zu sehn wünsche, und der Deserteur, dem ihr ganzes Wesen imponirte, betrachtete sie mit ebenso viel Achtung als Erstaunen.

Das Fuhrwerk bog vor dem Dorfe Kjär links von der Landstraße ab und nahm seine Richtung auf eine der verschanzten Strandbatterien am Sunde.

„Sie haben doch die Losung und alles Nöthige, um uns bei den Posten zu legitimiren?" fragte die Frau ihren Begleiter.

„Der Herr Polizeimeister hat mich mit Allem versehen."

Ein Posten, der im Rücken der Schanze stand, rief sie an; der Deserteur stieg vom Wagen, flüsterte mit ihm, und dann durfte das Fuhrwerk ungehindert passiren. So geschah es noch ein Paar Mal, bis man die Schanze erreicht hatte.

Beide stiegen aus, sagten dem Kutscher, daß er umkehren könne, und betraten das Feldwerk.

Hier ließen sie sich zu dem kommandirenden Offizier führen, der sie schon erwartet zu haben schien, denn er warf nur einen flüchtigen Blick auf ihre Personen und das Legitimationspapier, das ihm der Mann einhändigte, dann sagte er:

„Es ist Alles bereit.“

Auf seinen Ruf erschien ein Korporal, der die Beiden den Abhang hinunter an den Strand führte. Hier lag, im Gebüsche versteckt, ein kleines, aber tüchtiges Segelboot, wie sich die Fischer ihrer auf dem Sunde zu bedienen pflegen.

Der Korporal und der Deserteur machten den Strick, mit dem es angebunden war, los, dann stiegen Letzterer und die Frau hinein; der Korporal rief ihnen noch zu: „Glück auf die Reise!“ und sah dann zu, wie sie abstießen.

„Sie verstehen hoffentlich gut, mit Segeln und Rudern umzugehen?“ sagte die Frau zu ihrem Genossen.

„Haben Sie keine Sorge,“ erwiderte dieser und ergriff die Riemen.

Die Nacht war dunkel, und es wehte von Süden her ein leichter Wind. Während die Frau ihre Hände ruhig in den Schoß legte und gedankenvoll in der Richtung auf die jenseitige Küste blickte, die man noch nicht unterscheiden konnte, hißte der Mann das geflickte Segel auf, und das Boot setzte sich nun in nordwestlicher Richtung, etwa gegen das Gehöft Sandberg zu, in schnellere Bewegung.

---

## Eilftes Kapitel.

Bei Sandberg hatten die Preußen eine Batterie aufgeworfen, und in der Nähe derselben bivouakirte zur Deckung gegen einen etwaigen Ueberfall des Feindes eine Infanteriekompagnie.

Man wird sich erinnern, daß in dem etwa fünfzehnhundert Schritte nördlicher gelegenen Wäldchen bei Satrup-

holz die Bööte und Pontons versteckt worden waren, die zur Ueberschiffung des Sundes dienen sollten; dieser Punkt der Küste wurde also besonders scharf bewacht. Weiter hinauf befanden sich noch neu angelegte Batterien.

Im Laufe des Tages hatte Welffen mit seiner Kompagnie den Posten bei Sandberg bezogen, und seine Schildwachen standen unmittelbar am Strande, scharf die dunkle Wasserfläche vor sich beobachtend. Mit Einbruch der Nacht war rings umher Alles still geworden, und man hörte nur das eintönige Branden der leicht bewegten Wellen gegen den Strand.

Welffen wußte bereits durch einen Brief, den er von seiner Braut aus Schleswig empfangen hatte, daß Fritz sich im Lazarethe zu Fridericia befinde, doch erhielt er damit auch zugleich den Trost, daß Jenes Zustand zu keinen ernstlichen Befürchtungen mehr Anlaß gebe. Gleichzeitig hatte auch Lorenzen geschrieben, daß er, falls die Feindseligkeiten wirklich wieder eröffnet werden sollten, nicht säumen werde, auf den Kriegsschauplatz im Sundewitt zurückzukehren; auch er hatte Fritz besucht und beruhigte Welffen über dessen Verwundung.

Die Nachricht, daß die Waffenruhe abgelaufen sei, mußte man in der Stadt Schleswig schon am Abend des 25. gehabt haben, Welffen konnte daher wohl darauf rechnen, daß Lorenzen, dessen Gegenwart er oft recht vermißt hatte, bald wieder zurückkehren werde, und er zweifelte nicht, derselbe werde ihn dann sogleich, selbst auf seinem Piquet, aufsuchen.

Wie schon öfter in diesem Feldzuge diente ihm wieder ein halb niedergebranntes und eingeschossenes Haus, das unfern vom Strande lag, als Aufenthalt; dieses Mal hatte er sogar einen kleinen geschlossenen Raum für sich selbst reserviren können. Oede genug sah es um ihn her aus, und von Meublement fand sich Nichts vor als ein Stroh-

lager am Boden, ein zerbrochener Tisch und ein elender Schemel, welche die Soldaten aus der Nachbarschaft aufgetrieben hatten. Die Nächte waren um diese Jahreszeit aber sehr milde, und die Strapazen, denen sich die Truppen noch unterwerfen mußten, standen in keinem Vergleiche zu denen des vergangenen Winters.

Am Tage sah man eine der schönsten und lachendsten Landschaften um sich und würde, so lange das Geschützfeuer schwieg, sich gar nicht in den Krieg versetzt geglaubt haben, hätten die Gebäude nicht mannigfache Spuren seiner Zerstörung aufgewiesen und wäre man nicht auf Schritt und Tritt Soldaten begegnet.

Es mochte nahe an Mitternacht sein, und die Leute des Piquets hatten sich neben ihren zusammengesetzten Gewehren längst zur Ruhe gelegt, als man in der Entfernung einen der Posten am Strande anrufen hörte. Welffen, der noch wachte, horchte höher auf, aber Wichtiges schien dort nicht vorgefallen zu sein, denn es fiel kein Schuß und Alles blieb wieder still.

Einige Minuten später indessen trat ein Unteroffizier des Piquets in das Stübchen des Lieutenants und meldete, daß einer der Strandposten zwei Leute, einen dänischen Soldaten, der sich als Deserteur ausgäbe, und eine Frau eingebracht habe, welche mit einem Boote an der Küste gelandet seien.

Auf Welffens Befehl wurden die beiden Personen vor ihn geführt.

In dem Aeußeren des Deserteurs war durchaus nichts Auffälliges zu finden; er sprach das Deutsche recht gut, wodurch seine Angabe bestätigt zu werden schien, daß er aus dem Norden des Herzogthums gebürtig sei. Wie er sagte, war er des dänischen Militairdienstes überdrüssig geworden, habe schon längst nicht gern gegen die Deutschen gefochten

und nun eine günstige Gelegenheit benutzt, von seinem Posten vor einer der Strandbatterien zu desertiren. Die Frau, welche ihn begleitete, wollte er durch Zufall, als er nach einer Gelegenheit, über den Sund zu kommen, ausspähte, im Begriff, sich ebenfalls mit ihrem Boote auf das andere Ufer zu begeben, getroffen haben.

Das Alles klang, zumal es in recht glaubhafter Weise vorgetragen wurde, wahrscheinlich, und Welffen beschloß, den Mann nach Satrup zu schicken, wo der Stab seines Regimentes lag. Darauf wandte er sich zu der Frau, die sich, anscheinend ängstlich, im Hintergrunde gehalten hatte, und forderte sie auf, näherzutreten.

Haltung und Bewegungen dieser Frau waren demüthig und schüchtern, dabei ganz so, wie man sie bei der niederen Volksklasse zu finden pflegt, aber die regelmäßigen, schönen Züge ihres Gesichts und besonders die lebhaften, verständigen Augen mußten doch Welffens Aufmerksamkeit auf sich ziehen; indessen gab auch sie auf seine Fragen ganz befriedigende Antworten.

Sie sagte aus, das sie, die Gattin eines Fischers aus Kjär auf Alsen, vor Kurzem verwittwet, als Deutsche in letzter Zeit vielfach den Chikanen der dänischen Soldaten ausgesetzt gewesen sei und endlich an diesem Abende den längst gefaßten Entschluß zur Ausführung gebracht habe, heimlich aus ihrem Dorfe und von der Insel auf das Festland zu entfliehen und sich bei Verwandten, die in der Gegend von Gravenstein wohnten, aufzuhalten, bis die dänischen Quäler das Feld geräumt hätten.

„Ich werde meine armselige Hütte vielleicht nie wiedersehen," meinte sie, in Thränen ausbrechend, — „denn die Unholde werden sie aus Rache anzünden und niederbrennen, wenn sie erfahren, daß ich entflohen bin, aber ich konnte ein Leben, wie ich es in letzter Zeit geführt habe,

nicht mehr ertragen und danke Gott, daß ich hier in Sicherheit bin."

Die Frau benahm sich so einfach und natürlich, daß sich Welffen durch ihr unglückliches Schicksal ordentlich gerührt fühlte. In Betreff des dänischen Deserteurs sagte sie Dasselbe wie dieser aus.

„Ihr wollt Euch also in die Gegend von Gravenstein begeben," sagte Welffen zu ihr, — „und ich glaube nicht, daß man Euch dabei Hindernisse in den Weg legen wird. Wo wollt Ihr aber Euer Boot lassen?"

„Ach Gott," schluchzte die Frau, — „es ist Alles, was ich von meinem Habe und Gut gerettet habe, und ich werde es auch im Stiche lassen müssen."

Das Weib dauerte den Lieutenant; er dachte darüber nach, wie ihr zu helfen sei, und es fiel ihm ein, daß den Militairbehörden gewiß damit gedient sein würde, ein Fahrzeug mehr zu der bevorstehenden Ueberschiffung anzukaufen; in der Gegend war dies nicht möglich, denn die Dänen hatten vor ihrem Abzuge alle Fahrzeuge zerstört oder auf die andere Seite des Sundes geschafft.

„Würdet Ihr Euer Boot für einen angemessenen Preis wohl verkaufen, Frau?" fragte er.

„Wer würde es mir in dieser Zeit, wo der Fischfang ganz darniederliegt, abkaufen wollen?" meinte die Frau.

„Nun, dazu könnte Rath werden. Ich werde Euch mit diesem Manne zusammen nach Satrup schicken und Euch ein Paar Zeilen an meinen Obersten mitgeben; vielleicht schließt er den Handel mit Euch ab."

„Ach, Herr, ich wollte ihm und dem lieben Gott auf Knieen dafür danken, denn ich befinde mich in der größten Noth," erwiderte sie sehr erfreut.

„Nun, dann laßt Euer Fahrzeug zurück; ich werde dafür sorgen, daß es Euch nicht verloren geht. Schicken

Sie diese Leute in Begleitung von zwei Mann sofort nach Satrup, Unteroffizier; sie sollen auf der dortigen Wache abgeliefert werden."

Welffen riß ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche und wollte die Meldung für den in Satrup Kommandirenden niederschreiben. Das halblaute Schluchzen der Schifferfrau unterbrach ihn.

„Nun, was fehlt Euch denn?" fragte er etwas ungeduldig.

„Ach, Herr Lieutenant, ich fürchte mich, auf die Wache gebracht zu werden; ich dachte nicht, daß die Preußen mich als Gefangene betrachten würden."

Der Lieutenant mußte unwillkürlich lächeln.

„Die Preußen machen auch keine Weiber zu Gefangenen, Frau," sagte er. „Ihr müßt doch aber ein Unterkommen für diese Nacht haben, und den Obersten müßt Ihr selbst sprechen, um wegen des Bootes mit ihm zu verhandeln."

„Wollen Sie mich bis Morgen nicht lieber hier behalten, Herr Lieutenant?" bat das Weib, einen recht innig bittenden Blick auf ihn richtend. „Sie sind so freundlich gegen mich, und wer weiß, wie man dort mit mir verfährt? Auch bin ich von der Angst, die ich ausgestanden habe, schon ganz matt geworden, und meine Beine haben nicht mehr die Kraft, einen so weiten Weg zu machen."

„Nun, so bleibt hier in des — in Gottesnamen!" rief Welffen. „Aber wo soll ich Euch denn unterbringen?"

Der Unteroffizier erlaubte sich zu bemerken, daß noch ein ziemlich gut erhaltenes Kämmerchen in der Ruine vorhanden sei, in dem die Frau ruhen könne, — wenn der Herr Lieutenant erlaubten, wolle er ihr dort ein Strohlager zurecht machen lassen.

Soldaten sind immer mitleidig und aufmerksam gegen das schwache Geschlecht.

Welffen hatte gegen den Vorschlag Nichts einzuwenden und befahl, den Deserteur allein nach Satrup zu transportiren.

Nachdem die Frau ihm auf die rührendste Weise ihren Dank für seine Güte ausgesprochen hatte, verließ sie mit den Anderen das kleine Zimmer, und Alles wurde so ausgeführt, wie der Lieutenant es angeordnet hatte.

Welffen selbst wußte nicht, daß das Kämmerchen, von dem der Unteroffizier gesprochen hatte, sich dicht neben dem Raume befand, in dem er sich für die Dauer seiner Wachtzeit häuslich eingerichtet hatte, und daß die Wand, welche beide von einander trennte, nur dünn und obenein durch den Brand beschädigt war. Wäre er nicht so ermüdet gewesen, daß er fast unmittelbar nach dem Fortgehen der Leute in einen ziemlich festen Schlaf gefallen wäre, so würde er zweifellos gehört haben, wie der Unteroffizier dem Fischerweibe diese Kammer in seiner nächsten Nachbarschaft anwies und durch einen Soldaten ein Paar Bunde Stroh hineinwerfen ließ, worauf er sich zurückzog. Niemandem fiel es ein, die Frau, die so schwach und unglücklich erschien, zu bewachen, zumal sie selbst gebeten hatte, die Nacht beim Piquet zubringen zu dürfen.

Die Spionin hatte sich gar keine besseren Aussichten für den Erfolg ihrer Sendung wünschen können, und das Glück sollte sie dieses Mal noch mehr begünstigen.

Sie hatte das ihr angebotene Licht zurückgewiesen, und anstatt sich sogleich niederzulegen, begann sie, sich in dem Kämmerchen zu orientiren.

In der einen Wand des letzteren — es war die, welche sie von Welffen trennte, — befand sich oben an der Decke ein großer Riß, der durch das Einstürzen der Balken beim Brande entstanden war; ein schwacher Lichtschein drang hindurch; er kam aus Welffens Zimmer, und wenn

sie aufmerksam lauschte, konnte sie die Athemzüge des Schlafenden vernehmen. Mit dieser Entdeckung faßte sie den Entschluß, nicht zu schlafen und sich ganz still zu verhalten; vielleicht konnte sie für ihren Zweck wichtige Meldungen, die an den Lieutenant im Laufe der Nacht eingingen, vernehmen.

Diese Hoffnung blieb lange Zeit getäuscht, denn wenn auch wirklich Meldungen eintrafen, von denen sie jedes Wort verstehen konnte, so enthielten dieselben doch durchaus nichts Wichtiges.

Es war schon zwei Uhr Morgens, als sie hörte, wie die Thür des Nebenzimmers schnell geöffnet wurde und ein Anderer zu Welffen eintrat und ihn freudig begrüßte. Bei dem Tone dieser Stimme war die Frau wie festgebannt; sie hielt den Athem an sich, ihre Brust wogte stürmisch, die Hände ballten sich unwillkürlich, und wäre es um sie her nicht finster gewesen und hätte sie Jemand beobachtet, so würde er über den wilden Haß, der in ihren Augen glühte, vielleicht erschrocken sein. Sie schien jedes der Worte, die drinnen gewechselt wurden, verschlingen zu wollen.

Der Besucher, der sich soeben bei Welffen einstellte, war Lorenzen.

Die Schwierigkeit, in Flensburg Fuhrwerk zu bekommen, hatte ihn einige Zeit aufgehalten, und in Gravenstein hatte er sich erst einen Passirschein des Oberkommandos besorgen müssen, die nicht freigebig an Personen vom Civil ertheilt wurden; da er mehrere Offiziere vom Stabe kennen gelernt hatte, war er ihm ausgestellt worden. Nach Satrup gewiesen und dort angekommen, erfuhr er, daß Welffen das Piquet bei Sandberg bezogen habe, und setzte nun seinen Weg noch in der Nacht fort, theils aus Ungeduld,

den Freund wiederzusehen, theils weil er in den stark von Truppen belegten Dörfern kein Unterkommen finden konnte.

Nach der ersten Begrüßung und nachdem er Welffen von dem Befinden ihrer Angehörigen in Schleswig Mittheilung gemacht, Beide auch Fritzens gedacht hatten, ging das Gespräch natürlich sofort auf die bevorstehenden Kriegsoperationen über.

„Wißt Ihr noch nicht, wann Ihr hier losschlagen werdet?" fragte Lorenzen, der sich auf das Strohlager niedergelassen hatte.

„Wir haben noch keinen Befehl erhalten, wann der Angriff auf Alsen stattfinden wird; jedenfalls wird er ein überraschender für den Feind werden. Man spricht davon, daß wir schon in der nächsten Nacht eingeschifft werden sollen, alle Vorbereitungen dazu sind bereits getroffen worden."

„Wo wird der Uebergang stattfinden. Hat man darüber schon Vermuthungen?"

„Ganz sichere. Die Dänen werden jedenfalls erwarten, daß wir im Angesichte Sonderburgs übersetzen, weil der Sund dort am schmalsten ist, darum haben sie an dieser Stelle auch die umfassendsten Vertheidigungsmaßregeln getroffen. Aber unser Prinz wird ihnen ein Schnippchen schlagen. Die Bööte und Pontons sind in aller Stille nach dem Satruper Holze gebracht und dort versteckt worden; wir werden also dort übersetzen und den Feind in die Flanke fassen."

„Das wird ein schweres Stück Arbeit geben," meinte Lorenzen nachdenklich, — „aber dem Kühnen pflegt ja das Glück zu lächeln, und kühn ist der Plan, das muß man zugeben. Hier ist der Sund am breitesten und die Strömung am reißendsten; die dänischen Kriegsschiffe können, wenn sie auf der Huth sind, mit ihren Kanonen eine ge-

waltige Verheerung unter den Bööten anrichten, und wenn Ihr glücklich hinüberkommt, werdet Ihr aus den Fahrzeugen, ungeordnet und ohne einheitliches Kommando, sofort die Schanzen erklimmen müssen."

„Das ist wahr, aber was läßt sich anders thun? Eine Brücke an dieser Stelle zu schlagen, ist unmöglich, und bei Sonderburg würde dies enorme Opfer kosten; hier handelt sich Alles darum, daß wir den Feind überraschen und daß unsere Soldaten entschlossen auf ihn losgehen, — und sie werden es, die braven Jungen, ich versichere es Dich."

„Ich zweifle nicht daran, nachdem ich sie bei Düppel gesehen habe."

Die beiden Männer unterhielten sich noch lange über das bevorstehende Unternehmen und sprachen sich ganz frei aus, da sie nicht ahnen konnten, daß sie belauscht würden, obenein von einer so gefährlichen Person, wie das verkleidete Fischerweib war.

Die Aufregung der Letzteren hatte sich indessen gelegt, sobald die Unterhaltung in diese Bahn eingelenkt war; ganz Ohr für die Worte, die deutlich zu ihr drangen, spiegelte sich auf ihrem Gesichte der höhnische Triumph, von dem ihr Herz erfüllt war, wider, und erst, als Lorenzen und Welffen sich auf das Strohlager hinstreckten, um in den letzten Nachtstunden noch die Erholung des Schlafes zu genießen, zog sie sich leise von ihrem Lauscherposten zurück.

Es war draußen noch tiefe Dunkelheit, wie sie durch ein kleines Fenster in der Kammer sehn konnte. Behutsam öffnete sie die nur von innen durch einen Riegel verschlossene Thür des Kämmerchens, durch die sie unmittelbar in das Freie trat, schloß sie wieder hinter sich und blieb dann lauschend stehn.

Alles um sie her war todtenstill, nur der Schritt der Schildwache, welcher die Aufsicht über die Gewehre anvertraut worden war und die sich fünfzig bis sechszig Schritte von ihrem Standorte befand, ließ sich vernehmen. Ueber Alsen sah man auf den langen düsteren Wolkenstreifen die erste fahle Morgendämmerung leuchten.

Die Frau warf noch einen langen Blick auf die Trümmer des Hauses, die sie so eben verlassen hatte, zurück; es schien fast, als werde es ihr schwer, sich davon zu trennen, aber ihre Mienen drückten nicht Schmerz, wohl aber Wuth aus. Dann bückte sie sich und huschte, trotz der schweren Stiefel, die sie an den Füßen trug, ganz unhörbar, dem Gebüsche zu, das sich von dem Gehöfte am nördlichen Gestade eines langen und schmalen, bis zur Rackebüller Straße sich erstreckenden Landsees hinzieht. Die Schildwache hatte die Flüchtige nicht bemerkt, und diese schritt in großer Eile in der eben angegebenen Richtung fort.

Als sie die Landstraße erreicht hatte, schlug sie auf ihr den Weg nach Süden ein. Um diese frühe Stunde begegnete sie noch Niemandem, auch würde man sie wohl schwerlich angehalten haben, da sie sich innerhalb der Postenkette befand; eine Ausrede hätte sie leicht finden können, sie brauchte sich ja nur für eine Einwohnerin der nächstgelegenen Dörfer auszugeben.

Als sie die Dörfer Rackebüll und Wester-Düppel umgangen hatte, war es schon hell geworden, und nun begannen sich die Landstraßen auch allmälig mit Ordonnanzen zu Fuß und zu Pferde und Fuhrwerken, welche den Truppen ihre Verpflegung zuführten, zu beleben. Konnte die Frau ihnen aus dem Wege gehen, ohne Aufsehen zu erregen, so scheute sie den Umweg nicht; mußte sie aber an ihnen vorüberpassiren, dann zog sie ihr Kopftuch tiefer über das Gesicht und erwiderte die oft scherzend an sie gerichteten

Grüße und Fragen in derselben Weise, ohne sich dabei aufzuhalten.

So gelangte sie, als es schon heller Tag geworden war, an den Strand des Wenning-Bondes; in verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte sie ein großes Stück Weges zurückgelegt, aber man sah ihr keine Ermüdung an.

Am Fuße der Anhöhen, dicht am Strande, lag eine kleine, halbverfallene Hütte, die einem Fischer zur Wohnung dienen mußte, denn man sah in ihrer Nähe Netze aufgespannt und andere zu einem solchen Handwerke erforderlichen Geräthschaften, nur das Boot fehlte.

Nachdem die Frau sich durch aufmerksames Umherblicken überzeugt hatte, daß keine andere menschliche Wohnung in der Nähe sei und sie von Niemandem beobachtet werde, ging sie rasch auf das Häuschen zu und pochte stark an die morsche Thür.

Eine Weile später öffnete ein sehr verschlafen aussehender Mann, in dessen Mienen sich doch einige Aengstlichkeit ausdrückte; als er indessen eine Frau vor sich sah, schien er sich zu beruhigen.

„Was wollt Ihr zu dieser frühen Stunde von mir?“ fragte er barsch.

„Kennt Ihr Lorenzen Timm?“ fragte sie, ihn bedeutungsvoll ansehend.

Der Mann blickte schnell und scharf auf, dann sagte er langsam:

„Ja wohl, ich kenne ihn sehr gut. Tretet nur näher. Was wünscht Ihr von mir?“

Der genannte Name mußte nur ein Losungswort, das als Erkennungszeichen dienen sollte, sein, denn zwischen den Beiden wurde seiner nicht wieder erwähnt. Beide begannen jetzt auch dänisch mit einander zu sprechen, wobei sie ihre Stimmen tief herabdämpften.

„Ihr müßt mich sogleich nach der Insel übersetzen," sagte die Frau gebieterisch.

„Jetzt? um diese Stunde? am hellen Tage? — Wo denkt Ihr hin? das ist unmöglich, die Preußen in den Batterien drüben haben uns ja gerade vor den Augen."

„Das ist ganz gleichgültig; jede Minute ist kostbar für mich. Ihr wißt, daß Euch alle Unannehmlichkeiten, die Ihr haben könntet, reichlich bezahlt werden. Zögert nicht länger!"

„Nein, Gott verd—! das geht jetzt nicht; sie werden auf uns Feuer geben, und die Kugeln aus ihren gezogenen Kanonen treffen auf eine Meile weit eine Nußschale auf dem Meere."

„Feiger! fürchtet Ihr Euch vor den preußischen Kugeln mehr als ein Weib?" rief die Frau mit flammenden Augen. „Ich wiederhole Euch, daß Ihr fahren müßt, denn das Wohl und Wehe der ganzen Armee drüben, das Wohl des Königs und des Volkes hängt davon ab."

Der Mann war eingeschüchtert und unentschlossen geworden; er blickte sie scheu von der Seite an.

„Könnt Ihr denn nicht bis zum Abend warten?" fragte er nochmals.

„Keine Minute! Hütet Euch, mir unwillfährig zu sein!"

„Nun, wenn es sein muß!"

Der Mensch kleidete sich, unter fortwährendem leisen Brummen, auf das die Spionin weiter nicht achtete, vollständig seemannsmäßig an, steckte einige Lebensmittel und Geld zu sich, und forderte sie dann auf, ihm zu folgen.

In einer kleinen Schlucht unmittelbar am Strande, eigentlich nur einer breiten Ritze in dem steil aufsteigenden Ufer, die durch dichtes Gebüsch vollständig versteckt wurde, lag ein kleines Boot mit allem Zubehör auf dem Trockenen.

„Helft mir," sagte der Fischer, — „denn wir haben Eile, fortzukommen, ehe man uns bemerkt."

Die Frau half ihm in der That, das Fahrzeug in das Wasser zu schieben; sie schonte ihre kleinen Hände nicht. Dann watete sie durch das Wasser an dem seichten Ufer und setzte sich an das Steuerruder, während der Mann das Segel aufzog, das schnell vom Winde erfaßt wurde. Es wehte um diese Zeit ziemlich stark aus Nordwesten, und das Boot schoß vor dem Winde pfeilgeschwind hin; zuweilen spritzte das Wasser hoch über seinen Bord fort.

Mochten die Preußen in den Batterien auf Broacker ihm keine Aufmerksamkeit schenken oder hielten sie es für überflüssig, ihre Kugeln daran zu verschwenden, sie feuerten keinen Schuß ab.

Ein Paar Stunden später landete die Spionin wohlbehalten an der Südspitze von Alsen, gab dem Fischer eine in Eile geschriebene Quittung, daß er sie richtig abgesetzt habe, worauf er sich jedenfalls seine Belohnung einzufordern gedachte, und nahm sich dann im Dorfe Schauby einen Wagen, dessen Kutscher sie so schnell als möglich nach Sonderburg zu fahren befahl.

Der Polizeimeister, zu dem sie, in der Stadt angekommen, zuerst ihren Weg nahm, erhielt eine so wichtige und umständliche Benachrichtung von der Absicht der Preußen, wie er nur wünschen konnte, doch schüttelte er dazu ungläubig den Kopf.

„Wenn Ihr nicht schon Beweise Eurer Ergebenheit und Eures Scharfsinnes abgelegt hättet, Frau," meinte er, — „so würde ich glauben, Ihr wolltet mir ein Märchen aufbinden, denn es wäre eine Tollkühnheit, ja eine Unmöglichkeit, es auszuführen, wenn die Preußen bei Rönhof und der Fohlenkoppel zu landen versuchen wollten. Ihr werdet Euch doch nicht verhört haben?"

Die Frau nahm eine beleidigte, fast verächtliche Miene an, als sie erwiderte:

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß gegen zweihundert Fahrzeuge im Satruper Holze versteckt liegen?"

„Habt Ihr sie mit Euren eigenen Augen gesehen?"

„Das habe ich allerdings nicht, denn nachdem ich die Gewißheit erlangt hatte, daß es so sei, hielt ich dafür, daß ich mich einer unnützen Gefahr aussetzen würde, wenn ich mich in den ohne Zweifel gut besetzten Wald wagte, und übrigens hatte ich keine Zeit zu verlieren, um die Nachricht hierherzubringen."

Es bedurfte noch einer längeren Unterhandlung, um den Polizeimeister etwas gläubiger zu machen, ganz zu überzeugen war er aber doch nicht.

„Gut," sagte er endlich, — „ich will mich sofort zum kommandirenden General begeben und ihm Eure Aussage mittheilen, aber ich fürchte, daß er denselben Zweifel daran hegen wird wie ich. Ihr werdet es mir nicht verdenken können, wenn ich Euch indessen in festen Gewahrsam bringen lasse, wo es Euch übrigens an keiner Bequemlichkeit fehlen soll. Erweist sich Eure Aussage als richtig, so wird man für Euren Dienst gewiß erkenntlich sein, greifen die Preußen aber in dieser Nacht bei Sonderburg an, so werdet Ihr keinen leichten Stand haben, Euch aus der Geschichte zu wickeln."

Der Beamte sprach sehr ernst, fast drohend. Die Frau biß sich auf die Lippen, um die harten Worte, die ihr auf der Zunge schwebten, zurückzuhalten; sie war zu stolz, — das sagte deutlich ihr Blick — sich gegen das in sie gesetzte Mißtrauen zu vertheidigen, sie mochte aber wohl auch bitter fühlen, wie geringe Achtung das schmähliche Handwerk der Spionage einbringe.

Der Polizeimeister ließ sie im Polizeigefängnisse, übri-

gens mit allen Rücksichten, verwahren und begab sich dann zum General.

Dieser lächelte und meinte, er möge sich gescheidtere Spione als alte Weiber wählen, übrigens wolle er den Küstenpunkt bei Rönhof im Auge behalten.

Gegen Abend dieses Tages nahm der Wind zu, und die Wellen des Alsensundes gingen so hoch, daß die Preußen, selbst wenn sie die Absicht gehabt hatten, in der Nacht überzusetzen, dies unmöglich ausführen konnten. Die Nacht verging ganz ruhig, der General ließ in seiner Wachsamkeit wieder nach, und der Chef der geheimen Feldpolizei sagte zu sich selbst:

„Dieses Weib hat mich blamirt; ich werde es ihr gedenken.“

---

## Zwölftes Kapitel.

Welffens Schreck war kein geringer, als er am Morgen durch seinen Unteroffizier die Meldung erhielt, daß die Frau, der man ein Nachtlager gegeben, verschwunden sei, und auf seine Frage erfuhr, dieselbe habe dieses Unterkommen dicht neben seinem Zimmer gefunden. Er erinnerte sich sogleich, daß er sich zu Lorenzen ganz offen über die Absichten des Oberkommandos ausgesprochen habe, und zweifelte nicht mehr, ihre Unterhaltung sei von dem Weibe belauscht worden. Welchen Grund konnte diese Frau gehabt haben, sich heimlich, mit Zurücklassung ihres Bootes, für das sie doch gute Bezahlung zu erhalten hoffen durfte, zu entfernen?

Lorenzen theilte vollkommen dieses Bedenken, aber was ließ sich jetzt noch in der Sache thun?“

Da er nicht an den Posten gebunden war, machte er sich sogleich selbst auf den Weg, um in den nächsten Dörfern Erkundigungen nach einer Frau, wie Welffen sie beschrieben hatte, einzuziehen und ihrer Spur zu folgen; aber alle seine Bemühungen waren vergeblich, Niemand wollte eine solche Frau gesehen haben.

Ermüdet kehrte er erst gegen Abend zurück, und Beide konnten sich nur damit trösten, daß es dem Weibe unmöglich sein würde, vom Festlande auf die Insel zu gelangen, wenn sie überhaupt die Verrätherin zu spielen gedachte.

Zum Angriffe kam es übrigens in dieser Nacht des eingetretenen stürmischen Wetters wegen nicht.

Am nächsten Tage hatten sich Wind und Wasser wieder beruhigt, und von Mund zu Mund lief nun bei den preußischen Truppen das Gerücht, daß die Ueberschiffung in der nächsten Nacht stattfinden werde. Gegen Abend erhielten denn auch die höheren Führer die Disposition des Generals von Herwarth und die Leute den Befehl, mit Einbruch der Nacht in Mützen, gerollten Mänteln und mit Proviant auf drei Tage versehen, anzutreten.

Dieser Disposition zufolge sollte die Einschiffung an vier verschiedenen Punkten auf der Strecke zwischen dem Satruper Holze und dem südlicher gelegenen Schnabekshage, in welcher Gegend sich auch Prinz Friedrich Carl und der kommandirende General aufhalten würden, stattfinden. Jedesmal sollten auf sämmlichen Fahrzeugen drei und ein halbes Bataillon — mehr vermochten sie nicht zu fassen — eingeschifft werden, sich möglichst ohne Schuß dem Feinde nähern und, sobald derselbe sein Feuer eröffne, von sechsundvierzig schweren gezogenen Geschützen, die in die Strandbatterien gebracht worden waren, unterstützt werden.

Die Brigade Manstein sollte zuerst übergesetzt werden, Rönhof und die Fohlenkoppel, ein Wäldchen, nehmen und

dann über Ulkebüll und Hörup vordringen, die Division Wintzingerode ihr so schnell als möglich folgen; bei Sonderburg sollte gleichzeitig der Brückenschlag begonnen werden.

Um zwei Uhr Morgens sollte die Einschiffung ihren Anfang nehmen.

Lorenzen durfte sich wieder nicht mit der Hoffnung schmeicheln, direkten Antheil an der Expedition nehmen zu dürfen; er beschloß daher, sie von den der Stadt Sonderburg gegenüberliegenden Höhen zu beobachten.

Wie immer in solchen Stunden, deren nächste vielleicht eine Trennung für das ganze Leben herbeiführen kann, war der Abschied der beiden Freunde ein sehr ernster und bewegter.

Die Nacht war schön und ruhig, auf dem Wasser des Sundes lag ein leichter Nebel, der die gegenüberliegende Küste der Insel verschleierte; er löste sich erst mit Sonnenaufgang.

Schon vor Mitternacht standen die Truppen in den ihnen angewiesenen Stellungen; Nichts deutete darauf hin, daß die Dänen den Angriff vermutheten. Mit der größten Stille, wie es der Befehl besagte, waren die Preußen angerückt und ebenso heimlich und vorsichtig die Fahrzeuge unter Leitung einiger Ingenieur-Offiziere und sachverständiger Männer an die Einschiffungspunkte geschafft worden.

Um zwei Uhr Morgens wurden sie in das Wasser gelassen, sofort von den Abtheilungen bestiegen und dann mit Anstrengung aller Kräfte vorwärts gerudert. Im vordersten Boote befanden sich die Generäle von Manstein und von Röder.

Die dänischen Posten waren doch aufmerksam; die Fahrzeuge hatten erst zweihundert Schritte auf dem Wasser zurückgelegt, als ein schnelles Gewehrfeuer auf sie eröffnet

wurde und gleich darauf auch die Artillerie mit Kartätschen zu schießen begann; die Schüsse blitzten deutlich durch den Nebel auf.

Gleichzeitig ließ der Feind auch Raketen steigen und zündete die längs der gangen Küste bis Sonderburg vorbereiteten Fanale an.

Auch das Panzerschiff Rolf Krake und einige Kanonenbööte kamen bis an den Eingang der Augustenburger Föhrde heraus und feuerten mit Kartätschen, wurden aber sogleich von den preußischen Strandbatterien auf das Heftigste begrüßt und zurückgetrieben, ohne großen Schaden angerichtet zu haben.

Die Preußen hatten sich auch bei dem Uebersetzen nicht stören lassen, und zuerst landete ihr linker Flügel unweit Arnkiel-Oere, die anderen Bööte schnell darauf auf der ganzen Linie. Da das Wasser an der Küste zu seicht war, mußten Offiziere und Soldaten in dasselbe springen und, bis an die Hüften durchnäßt, zu dem hohen und steilen, mit Gebüsch besetzten Strande, den die dänischen Infanteristen vertheidigten, waten. Kaum auf der Höhe angekommen, empfingen sie wieder die Kartätschen der Batterien und das Gewehrfeuer aus den Laufgräben. Es galt hier den Kampf mit dem Bajonnete, ein Ringen Brust an Brust, und mehr als einmal wurden die Gewehre umgedreht und mit den Kolben darauf losgeschlagen.

Die Dänen wehrten sich tapfer, aber sie konnten dem heftigen Ansturme nicht widerstehen; auch ihre Batterien schwiegen allmälig und wurden, nachdem die Geschütze meistentheils vernagelt worden, von den Artilleristen verlassen. Im Wäldchen der Fohlenkoppel wüthete der Kampf fort und kam erst bei dem Dorfe Kjär, auf das sich die Dänen zurückgezogen und wo sie Verstärkungen erhielten, um vier Uhr Morgens zum Stehen.

Aber auch die Preußen erhielten hier bald Unterstützung durch die zum zweiten Male übergesetzten Truppen und später durch zwei gezogene Feldbatterien, deren Geschütze auf je zwei aneinander geketteten Pontons übergeführt worden waren. In derselben Weise kamen später noch mehr Artillerie und Husaren auf die Insel.

Die Bööte waren unter dem feindlichen Feuer wieder nach dem Festlande zurückgerudert worden, wurden eiligst besetzt und wiederholten die gefährliche Passage. Abermals erschien Rolf Krake, kam dieses Mal noch näher und feuerte mit Bomben und Shrapnells; er konnte sich aber nicht lange gegen sechszehn, auf ihn allein gerichtete gezogene Kanonen halten, und nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, die Linie der Bööte zu durchbrechen, mußte er wieder in die Augustenburger Föhrde zurückkehren, aus der er später mit den Kanonenbööten gegen Norden hin die Flucht nahm.

Den verstärkten Kräften der Preußen gelang es, um sechs Uhr das Dorf Kjär zu nehmen, und ein Versuch der Dänen, sich wieder in den Besitz desselben zu setzen, mißlang vollständig, worauf sie sich über Ulkebüll und Vollerup, immer eiliger werdend, zurückzogen. Dabei steckten sie ihr großes Hüttenlager bei erstgenanntem Dorfe in Brand, und die hoch zum Himmel emporlodernden Flammen erhöhten das Großartige des wilden Kriegsschauspieles.

Auch Sonderburg brannte an verschiedenen Stellen; die abziehenden Dänen hatten die Magazine angezündet, um ihre Vorräthe nicht in Feindeshand fallen zu lassen, und ebenso aus rachsüchtiger Zerstörungswuth auch einige Bürgerhäuser; der Brand wurde später durch die Preußen gelöscht.

Während die Letzteren immer mehr gegen Süden vorrückten, Vollerup stürmten, ein ziemlich scharfes Gefecht im Süderholze, wo sich der Feind noch einmal zu setzen ver-

suchte, bestanden und ihn auf Hörup zurücktrieben, griff die Brigade Göben um acht Uhr die Windmühlenhöhe bei der Stadt an und drang dann in letztere ein; bald darauf war auch die Schiffbrücke vollendet.

Der Rückzug der Dänen wurde nun zur vollständigen Flucht auf die Halbinsel Kekenis, an der ihre Schiffe, etwa zweihundert an der Zahl, wobei mehrere große Kriegsschiffe, im Höruphaff lagen. Dabei wurden sehr viele Gefangene gemacht, ungefähr 2500 Mann, wobei 40 Offiziere. Ein Theil schiffte sich im Norden der Insel ein.

An eine weitere Verfolgung war nicht zu denken, denn Kekenis, das nur einen sehr schmalen, obenein durchstochenen Zugang hatte, war stark befestigt und seine Einnahme würde unnöthige Opfer gekostet haben. Die Dänen begannen sogleich mit der Einschiffung und setzten dieselbe bis zum Nachmittage des nächsten Tages fort; gegen Abend verschwanden ihre letzten Schiffe, und ganz Alsen befand sich in den Händen der Preußen.

Sie hatten diesen schönen Sieg mit dem Tode von 7 Offizieren und 56 Mann, so wie mit 285 Verwundeten, wobei 26 Offiziere, erkauft; viel größer aber war der Verlust des Feindes; die Dänen selbst geben ihn, einschließlich der Gefangenen, auf 75 Offiziere und 3126 Mann an. Außerdem hatten die Preußen 97 Geschütze, viele Kompagniefahnen, Fuhrwerk und Magazinvorräthe erbeutet. —

Lorenzen hatte das schärfste und aufmerksamste Auge für das sich vor ihm entrollende Schauspiel gehabt, dessen einzelne Akteure er allerdings nicht zu unterscheiden vermochte; so viel hatte er aber doch bemerkt, daß die Preußen überall siegreich vordrangen und die Dänen unaufhaltsam auf ihre Schiffe zurückwarfen. Auch ihn trieb es unwiderstehlich vorwärts, doch sah er wohl ein, daß die Nothwendigkeit ihm gebiete, sich zu bezwingen.

Erst als die Schiffbrücke bei Sonderburg vollständig geschlagen war und nun ein Theil der Artillerie und zurückgebliebenen Infanterie hinüberging, um sich der Verfolgung des Feindes anzuschließen, beschloß auch er, den Versuch zu machen, ob er an das andere Ufer gelangen könne, wo er, wie schon oft, sich bei Aufsammlung und Fortschaffung der Verwundeten nützlich machen wollte.

Bei der Eile, mit der Alles, was dazu berufen war, auf das andere Ufer hinüberströmte, gelang es auch ihm, dasselbe unaufgehalten zu erreichen, und er befand sich nun inmitten der brennenden Stadt, bei deren Löschung preußische Soldaten und eine Menge dänischer Gefangenen, die von Ersteren dazu herangetrieben worden, beschäftigt waren; Einwohner der Stadt sah man fast gar nicht, sie waren alle auf die Dörfer hinausgezogen, kehrten theilweise aber schon an dem Abende nach der Eroberung zurück, um sich wieder in den Besitz ihres Eigenthums zu setzen und die Befreier zu begrüßen.

Lorenzen, der hier gleich ein Feld für seine Thätigkeit fand, die er auf andere Weise zu entfalten vielleicht keine Gelegenheit finden konnte, mischte sich unter die Löschenden, und da er als erfahrener Ingenieur und Baumeister manchen guten Rath zu geben wußte, seine Entschlossenheit auch den Leuten imponirte, hatte er sich auf der Brandstätte bald eine gewisse Autorität verschafft, der sich die Soldaten willig und zutrauungsvoll unterwarfen; mehrere von ihnen erkannten ihn auch aus der Zeit vor dem Waffenstillstande her wieder und begrüßten ihn freundlich und achtungsvoll.

Man war des Feuers bald Meister geworden und Lorenzen eben im Begriff. den Weg nach Hörup einzuschlagen, von woher man noch den Kanonendonner erschallen hörte, als eine auffällige Scene seine Schritte hemmte und seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Ein ungeordneter Trupp Soldaten, der sich mit jedem Augenblicke durch Neugierige vergrößerte, kam unter Schreien und Lärmen die Straße entlang, und in seiner Mitte unterschied er eine Frau in gewöhnlicher Tracht, gegen die sich die allgemeine Erbitterung zu kehren schien, denn sie wurde zuweilen keineswegs sanft hin- und hergestoßen. Diese Frau hatte ihr Gesicht verhüllt und schien bitterlich zu weinen.

Dieses Benehmen der Soldaten, die sich doch sonst immer großmüthig gegen das weibliche Geschlecht gezeigt hatten, ließ darauf schließen, daß die Frau ein schweres Verbrechen begangen habe, und theils die Neugierde, theils die Absicht, einer vielleicht Unschuldigen zu Hülfe zu kommen, bewog Lorenzen, sich unter die Menge zn mischen, die auf der an der Brandstätte gesperrten Straße zum Stehen gekommen war.

„Eine dänische Spionin! Ein Paar Leute von uns haben sie genau wiedererkannt!" wurde tumultuarisch durch einander gerufen. „Man sollte sie sogleich aufhängen, machen wir kurzen Prozeß mit ihr! — Nein, liefert sie auf die Hauptwache ab! Schlagt sie todt!"

„Wer ist diese Frau, und was hat sie verbrochen?" fragte Lorenzen einen der Schreier, in dem er einen Soldaten von Welffens Kompagnie erkannte.

„O, Herr Hauptmann, gut, daß auch Sie hier sind!" rief der Soldat, ihn begrüßend. „Sie werden mein Zeuge sein können, denn unser Herr Lieutenant hat Ihnen gewiß genau das Fischerweib beschrieben, das bei uns auf dem Piquete spionirt hat und dann heimlich davongelaufen ist, dieselbe Person, die Sie nachher den ganzen Tag über vergeblich gesucht haben. Und nun finden wir sie hier drüben in Sonderburg wieder! Ist das nicht ein Beweis, daß sie eine Spionin der Dänen gewesen ist? Hatte sie uns nicht

weißgemacht, daß sie gerade von den Dänen fortgeflohen sei?"

Lorenzen fand in der That, daß die Beschreibung, die Welffen ihm von der Figur und Kleidung der verdächtigen Frau gegeben hatte, vollständig mit denen, welche er vor Augen hatte, übereinstimmten. Das Gesicht des Weibes hatte er noch nicht betrachten können, da sie es ganz verhüllt hielt.

„Wo habt Ihr denn diese Frau gefunden?" fragte er mit lauter Stimme, während sich auf die Anrede jenes Soldaten ein Kreis um ihn, die Frau und den Ankläger der letzteren gebildet hatte und erwartungsvolles Schweigen eingetreten war.

„Wir waren in Vollerup kommandirt worden, einen Trupp gefangener Danskes zurückzubringen," berichtete der Musketier, — „und hatten sie hier schon an die Uhlanen abgegeben, die sie auf das andere Ufer transportirt haben. Auf dem Rückwege sahen wir, daß ein Haufen Kameraden von anderen Regimentern, die hier in der Stadt zu thun hatten, die Polizeigefängnisse öffnete, weil es hieß, daß mancher Unschuldige darin schmachte, der den Dänen wegen seines deutschen Sinnes ein Dorn im Auge gewesen sei; es ging dabei ein bischen wild darüber und darunter, wie es an einem solchen Tage wohl auch nicht anders sein kann. Da ließen sie auch dieses Weib auf die Straße heraus, und es schien, als wolle sie sich eiligst davon machen, aber glücklicherweise hatten ich und ein Paar meiner Kompagniekameraden sie schon erkannt, und so haben wir sie denn gleich arretirt, damit sie ihren gerechten Lohn bekomme."

Lorenzen hatte den Bericht des Soldaten, den dessen Kameraden stürmisch bestätigten, nur mit halbem Ohre vernommen; er stand unbeweglich da und blickte die Frau starr an.

Sobald sie nämlich seine Stimme hörte, hatte sie das Tuch, das ihr Gesicht verhüllte, weiter zurückgeschlagen und die Augen auf ihn gerichtet. Sie war nicht in Thränen aufgelöst, wie die sie Umgebenden sich vorgestellt hatten, aber sie machte nichtsdestoweniger einen fast erschreckenden Eindruck.

Ihre Haltung war auf einmal eine ganz andere geworden, fest und stolz aufgerichtet; ihre Augen schossen Blitze der Wuth und Verachtung auf die Umstehenden und hefteten sich dann mit eigenthümlich drohendem Ausdrucke auf Lorenzen, die Lippen waren fest auf einander gepreßt, und ein konvulsivisches Zucken spielte über das ganze Gesicht. Jeder fühlte unwillkürlich, daß sie etwas Anderes sein müsse, als ihre Kleidung anzudeuten schien.

Lorenzen war von diesem Anblicke am meisten ergriffen worden, denn blitzschnell hatte sich ihm damit die Erinnerung an Ida, die ehemalige Gräfin Mackenna, aufgedrängt. In dieser Haltung hatte sie vor ihm gestanden, als sie ihm in ihrer Wohnung in Kopenhagen einst mit ihrer Rache drohte, das waren dieselben funkelnden Augen, ganz dieselben Gesichtszüge, nur waren sie nicht mehr so jugendlich frisch. Und woher kam diese dunkle, häßliche Färbung der Haut, woher diese Tracht eines gemeinen Fischerweibes, wie konnte endlich Ida in diese Lage gekommen sein?

Er wollte an eine Sinnen- oder Augentäuschung glauben, aber er vermochte es nicht.

Die Soldaten, welche gehört hatten, daß ihr Kamerad ihn so achtungsvoll und mit dem Titel Hauptmann begrüßte, schienen ruhig seinen Ausspruch abwarten zu wollen, denn es wurde von ihnen die tiefste Stille beobachtet. Lorenzen war dadurch gewissermaßen aufgefordert und genöthigt, die Frau zu examiniren.

„Wer seid Ihr, und wie kommt Ihr in das Polizei-

gefängniß, Frau?“ fragte er, nachdem er sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, mit etwas unsicherer Stimme.

Die Frau senkte den Blick zur Erde und antwortete nicht.

„Man beschuldigt Euch eines schweren Verbrechens, das Strafe findet,“ fuhr Lorenzen fort. „Bekennt Ihr Euch der Spionage im dänischen Dienste für schuldig?“

Das Weib verhüllte wieder das Gesicht mit dem Tuche und schüttelte nur den Kopf. Lorenzen richtete noch ein Paar Fragen nach ihrem Namen und Stande an sie, aber sie antwortete durchaus Nichts und starrte finster und trotzig vor sich hin.

Die Soldaten waren ungeduldig geworden, und einzelne Stimmen unter ihnen ließen sich hören, daß man mit der als überwiesen zu betrachtenden Spionin nicht so viele Umstände zu machen brauche.

Lorenzen wandte sich sehr ernsten Gesichts zu ihnen. „Ihr habt es hier mit einem Weibe zu thun,“ sagte er fest und entschlossen, — „und es steht noch nicht einmal fest, daß es der ihm zur Last gelegten Spionage schuldig ist. Ueberhaupt liegt es nicht in Eurer Befugniß, zu richten, sondern dies wird auf gesetzmäßigem Wege geschehen. Ich gebe Euch zu bedenken, daß es sehr unwahrscheinlich ist, die Dänen würden Jemanden, der ihnen Dienste geleistet, in das Gefängniß sperren und hier zurücklassen; wie Dem aber auch sei, so werde ich dafür sorgen, daß diese Frau vor die zuständige Behörde kommt und bis dahin von Niemandem beleidigt oder verletzt wird; ich nehme sie vorläufig unter meinen Schutz, und Einige von Euch mögen mich begleiten, um sie auf der Wache oder in irgend ein Gefängniß abzuliefern.“

Ein Theil der Soldaten fand diesen Vorschlag ganz gerecht, der andere, noch von dem Kampfe aufgeregt und nicht Willens, sich einem ihnen unbekannten Mann in Civil-

kleidung unterzuordnen, murrte und stieß Drohungen aus, die sich auch gegen Lorenzen richteten.

Die Lage des Letzteren fing an bedenklich zu werden, und die bedrohte Frau unterstützte ihn nicht im Mindesten dadurch, daß sie ihre Unschuld betheuert und das Mitleid der Soldaten angefleht hätte; ihr stummer Trotz erbitterte dieselben noch mehr.

„Warum vertheidigt sie sich nicht?“ rief man von verschiedenen Seiten. „Sie giebt ihre Schuld zu! — Wer hat sich in die Sache zu mischen? Wir haben das allein mit der Spionin auszumachen!“

Glücklicherweise kam in diesem kritischen Momente ein Offizier vorüber, der Lorenzen zufällig bekannt war. Obgleich er große Eile zu haben schien, entschloß sich Lorenzen doch, seinen Schutz für die Frau in Anspruch zu nehmen, und redete ihn an.

„Sie hier?“ rief sein Bekannter erfreut. „Haben Sie sich von Ihrer patriotischen Hitze auch zum Sturm mit fortreißen lassen?“

„Das war leider unmöglich,“ erwiderte Lorenzen, auf seinen Civilrock deutend; — „ich gehöre nur zu den neugierigen Müßiggängern an diesem ruhmvollen Tage. Aber ich habe augenblicklich eine große Bitte an Sie, Herr Kamerad.“

Er erzählte schnell, um was es sich handle.

„Sie haben ganz Recht,“ meinte der Offizier so laut, daß ihn die Umstehenden deutlich vernehmen konnten. „Diese Frau, schuldig oder unschuldig, gehört vor die Militair-Gerichtsbarkeit. Ich werde Ihnen einige Leute zur Disposition stellen; wollen Sie die Güte haben, dafür zu sorgen, daß die Arrestantin nicht gemißhandelt werde, und sie irgendwo in sicheren Gewahrsam zu schaffen?“

Lorenzen übernahm gern diesen Auftrag, und der Lieute-

nant eilte weiter, nachdem er zwei Soldaten befohlen hatte, Lorenzen zu unterstützen und seinen Anordnungen Folge zu leisten. Mißmüthig zerstreuten sich die Uebrigen und hatten über die wechselvollen Ereignisse dieses Tages bald das Fischerweib vergessen.

Lorenzen forderte in freundlicher Weise die Frau auf, ihm zu folgen, und ohne weiteres Aufsehen zu erregen, erreichte er mit seinen Begleitern die Hauptwache, welche die Dänen innegehabt hatten. Noch war dieselbe aber nicht von den Preußen besetzt, und es entstand nun die Frage, wohin man die Arrestantin schaffen solle.

Am geeignetsten erschien ihm dazu das Polizeigefängniß, und er führte die Frau dahin zurück; auf der Straße und in Gegenwart seiner Begleiter mochte er sie nicht mehr anreden.

Nachdem er ihr das beste Gefängniß ausgesucht hatte, schloß er sie in dasselbe ein und entließ die Soldaten.

Aber, so sehr er sich auch bemühte, sich den Vorfall ganz aus dem Sinne zu schlagen, traten ihm die Bilder der ehemaligen schönen Gräfin von Mackenna und dieser Frau, die er nur eine halbe Minute lang mit unbedecktem Gesichte gesehen hatte, immer wieder nebeneinander vor die Augen, und er fühlte eine Unruhe, sich Klarheit zu verschaffen, die ihn bald wieder nach dem Gefängnisse zurücktrieb.

Er hatte Ida zum letzten Male in dem Tyroler Badeorte gesehen, auch von der schweren, nur zu glaubhaften Beschuldigung, die auf sie gewälzt worden, gehört und wußte, daß sie damals auf höchst verdächtige Weise verschwunden sei. Seitdem hatte er ihrem Verbleibe weder nachgeforscht, noch der Zufall ihm eine Aufklärung über ihr weiteres Schicksal gegeben.

Konnte diese Frau nun auf der Bahn des Lasters und des Verbrechens immer tiefer gesunken sei? War es möglich,

daß er an diesem Tage nicht blos eine ihr ähnliche Person, sondern sie selbst vor sich gehabt hatte? — Es schien ihm kaum denkbar, aber unmöglich war es nicht, hatte doch auch sie ihn mit so sonderbarem Blicke betrachtet, ihm, der sich zu ihrem Schützer aufgeworfen, vielleicht absichtlich, um sich nicht zu erkennen zu geben, nicht einmal ein einziges Wort des Dankes gesagt.

Solchen Gedanken hingegeben und ohne ein Auge für die lebhafte Bewegung in der Stadt zu haben, war er, ohne es selbst zu wissen, welchen Weg er einzuschlagen habe, wieder vor dem Polizeigefängnisse angelangt. Die Eingangspforte stand offen, kein Mensch schien sich in dem Gebäude zu befinden, und er hatte den Schlüssel zu der Zelle, in welcher die Gefangene verschlossen war, noch in der Tasche; die Versuchung, sich über den peinigenden Zweifel Gewißheit zu verschaffen, war zu groß, als daß er ihr hätte widerstehen können. War die Frau eine ihm ganz Fremde, ein Weib gewöhnlichen Standes, das höchst wahrscheinlich schuldig war, dann lag ja nicht viel daran, was sie von seinem Besuche dachte, war sie die unglückliche Ida wirklich — welch' entsetzliches Loos stand ihr dann bevor!

Lorenzen überlegte nicht länger, sondern betrat das Haus und öffnete die Gefängnißzelle.

Dieselbe war so wohl verwahrt, daß man ein Entkommen der Arrestantin nicht zu fürchten brauchte. Sie war auch noch da. Auf dem schlechten Lager, das fast das einzige Meublement des kleinen Raumes ausmachte, sitzend, hatte sie die Ellenbogen auf die Knie gestützt und war so in sich zusammengesunken, daß ihr Gesicht in den Händen ruhte. Das Kopftuch hatte sich zurückgeschoben und war in den Nacken gefallen.

Als sie die Thür öffnen und Jemand eintreten hörte,

erhob sie nur den Kopf ein wenig; eine vollständige Apathie schien über sie gekommen zu sein. Kaum aber erkannte sie in dem halbfinsteren Raume Lorenzen, so erhob sie sich heftig und streckte die Hände abwehrend gegen ihn aus. Ihr Gesicht war todtenbleich, ihre Augen hatten den unheimlichsten, halb wahnsinnigen Ausdruck.

„Wollen Sie mich denn überall verfolgen?“ rief sie wild.

Hatte Lorenzen schon einen leichten Schauder bei den Bewegungen dieser Frau gefühlt, so überlief es ihn eiskalt, als er ihre Stimme vernahm.

Das war in der That die Stimme Ida's, nicht die sanfte, melodische, die er in den Zeiten ihres Glanzes oft bewundert oder wenigstens mit Wohlgefallen gehört hatte, sondern die, welche ihn in ihrer leidenschaftlichen Erregung abgestoßen hatte. Ihre Worte kamen dazu, ihn zu überzeugen, daß sie selbst vor ihm stehe, freilich, wie sehr gegen sonst äußerlich verändert!

Lorenzen war so erschüttert, daß er nicht sogleich Worte finden konnte.

„Wollen Sie jetzt, wo ich schon elend genug bin, Rache an mir nehmen?“ fuhr sie in demselben Tone fort. „Kommen Sie, mich zu versöhnen, oder wollen Sie mich der schimpflichen Strafe des Gesetzes überliefern? — Ja, ich habe gegen das Gesetz gefehlt, mehr als einmal in meinem Leben, und ich erwarte die Strafe dafür. Was habe ich Ihnen aber gethan, Lorenzen? Warum stellen Sie sich mir immer wieder in den Weg? — Mein ganzes Verbrechen gegen Sie war, daß ich Sie einst liebte. Aber es ist wahr, ich habe Sie auch mit meinem Hasse verfolgt, ich habe Sie bitter, aus dem tiefsten Grunde meines Herzens gehaßt, und ich würde triumphirt haben, wenn ich Sie elend und unglücklich zu meinen Füßen liegen gesehen hätte. Tragen

Sie nicht die Schuld an meinem ganzen Unglücke? Mußte ich Sie nicht hassen, da ich Sie nicht lieben durfte? Es liegt nur ein Schritt zwischen beiden Gefühlen. O hätte ich Sie nie gesehen!"

Ida stieß dies Alles in kurzen, abgebrochenen Sätzen, aus keuchender Brust heraus; dann sank sie ganz erschöpft wieder auf das Bett zurück und bedeckte von Neuem das Gesicht mit den Händen; man hörte nur noch ihr schweres, krampfhaftes Athemholen.

So vielen Grund Lorenzen hatte, sie zu verachten, fühlte er sich doch von Mitleid bewegt. Der ungeheure Abstand zwischen Jetzt und Damals, die traurige Zukunft, die vor ihr lag, endlich ihre Worte, die ihn, freilich ungerechterweise, anklagten, Alles wirkte zusammen, sein Herz ungewöhnlich weich zu stimmen; er vergaß darüber, daß er eine Mörderin vor sich habe.

„Mag Gott sie richten," sagte er zu sich selbst, — „ich bin dazu nicht berufen."

„Ich will auf die Verwürfe, die Sie mir machen, jetzt nicht antworteten, obgleich ich mein Herz von jeder Schuld gegen Sie rein fühle," sagte er sanft. „Beantworten Sie mir nur die Frage, wie es möglich geworden ist, daß Sie in diese traurige Lage gekommen sind."

„Was kann es Sie kümmern? Haben Sie denn je Theilnahme für mich gehabt?" fragte sie, sich plötzlich wieder aufrichtend und ihn mit kaltem, düsteren Blicke messend.

„Ja, ich habe sie gehabt," erwiderte er ernst; — „ich habe, als Sie mich damals der Freiheit und dem Leben wiedergaben, aufrichtige Dankbarkeit und Freundschaft für Sie empfunden —"

„Was konnte mir an Ihrer Dankbarkeit, an Ihrer Freundschaft liegen?" unterbrach sie ihn bitter und höhnisch, „Aber lassen wir Das jetzt! Unsere gegenseitigen Verpflich-

tungen sind quitt geworden, unsere Wege weit auseinander-gegangen. Warum kreuzen Sie noch einmal den meinigen?"

„Der Zufall hat es so gefügt."

„Heute Morgen, ja! aber jetzt? — Warum suchen Sie mich hier nochmals auf?"

„Weil ich mich überzeugen wollte, ob Sie wirklich Die seien, die ich mit Entsetzen erkannt zu haben glaubte."

„Sie wollten also einen Triumph über mich feiern?"

„Gott behüte mich davor, daß ich je des Unglücks spotten sollte! — Sagen Sie mir: sind sie wirklich Dessen, weshalb man Sie verhaftet hat, schuldig?"

„Schuldig?" erwiderte sie, bitter auflachend. „Ich habe meinem Vaterlande einen Dienst geleistet, das ist Alles!"

Lorenzen schwieg eine Weile; die wahnsinnige Leidenschaftlichkeit dieser Frau hatte ihn schmerzlich bewegt, die Rohheit, die sie jetzt zur Schau trug, gab ihm einen Beweis von ihrer Versunkenheit und empörte ihn. Dennoch fühlte er sich geneigt, sie mit ihrer verzweiflungsvollen Lage zu entschuldigen.

Wie konnte sich die Gräfin Ida Mackenna, die einst so gefeierte Frau, jetzt förmlich rühmen, in dieser entwürdigenden Verkleidung auf noch schimpflicheren Wegen gegangen zu sein? — Wäre sie aus Patriotismus, auf den sie sich jetzt wahrscheinlich nur berief, um ihre Schmach zuzudecken, als gemeiner Soldat in die Reihen der Kämpfenden getreten, wie ja die Kriegsgeschichte fast jeden Volkes solche Beispiele von hochherzigen oder abenteuerlich gesinnten Frauen aufzuweisen hat, so würde sie dadurch in seinen Augen nur gewonnen haben, aber als Spion —?

Auf der anderen Seite konnte er das Gefühl des Mitleids doch nicht ganz in sich ersticken. Ohne länger zu überlegen, faßte er einen raschen Entschluß.

„Wissen Sie, welches Loos Sie erwartet?" fragte er.

„Gewiß, es wird keinenfalls beneidenswerth sein,“ erwiderte sie mit erkünstelter Ruhe.

„Und Sie schaudern nicht davor zurück?“

„Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als mich in das Unabänderliche zu fügen.“

„Sie haben mich einmal aus dem Gefängnisse befreit,“ fuhr er so schnell fort, als fürchte er, seinen Entschluß bereuen zu können. „Das Blatt hat sich jetzt umgekehrt. Sprechen wir nicht mehr von Dem, was zwischen Damals und Heute liegt. Ich mag unbesonnen handeln, aber ich verletze wenigstens keine Pflicht, keinen Eid; die Thür dieses Gefängnisses steht Ihnen offen, verlassen Sie es, ehe es zu spät dazu geworden ist.“

Ida blickte ihn erstaunt an; eine Weile schien sie unentschlossen, dann blitzten ihre Augen heller auf; die lebhafte Begierde nach Freiheit sprach sich in ihnen aus, aber durchaus nicht das Dankgefühl für Lorenzen.

„Sprechen Sie im Ernst?“ fragte sie mißtrauisch.

„Beeilen Sie sich. Das Haus ist jetzt ganz leer; wenn uns hier irgend Jemand überrascht, ist es zu spät geworden.“

„Aber man wird mich in diesem Anzuge wiedererkennen und von Neuem arretiren.“

„Augenblicklich herrscht große Verwirrung in der Stadt, Sie müssen auf das Glück und Ihre eigene Gewandtheit rechnen; ich kann nicht mehr für Sie thun.“

Die Lebenslust schien bei Ida jeden anderen Gedanken auszuschließen; sie fragte nicht einmal, welche Gefahr Lorenzen bei der Sache laufe, sondern schickte sich an, die Gefängnißzelle zu verlassen. Vielleicht war es auch ein Rest von Scham, der sie abhielt, noch ein Wort zu ihm zu sprechen. Mit kurzem Kopfnicken eilte sie an ihm vorüber und die Treppe hinab, ohne sich noch einmal umzusehen.

Lorenzen seufzte leicht auf, als sie seinen Blicken entschwunden war; ihr Benehmen hatte ihn doch sehr verletzt.

„Gebe der Himmel, daß ich sie nie wiedersehe!" sagte er zu sich selbst.

Dann lehnte er die Thür des Kerkers nur an, steckte den Schlüssel wieder zu sich und verließ ebenfalls das Haus.

Von dem Soldaten von Welffens Kompagnie, den er vorher gesprochen, hatte er bereits erfahren, daß sein Freund bis zu dem Augenblicke, wo Jener ihn verlassen, nicht verwundet worden sei; das Gefecht war aber damals noch im vollen Gange gewesen, es konnte Welffen daher später noch ein Unfall zugestoßen sein. Nur die Begegnung mit Ida hatte Lorenzen abgehalten, weiter gegen den Kampfschauplatz vorzudringen, um Nachrichten über Welffen einzuziehen, und während der Scene, die er soeben im Gefängnisse erlebt, war seine innere Aufregung so groß gewesen, daß er Jenen fast vergessen hatte.

Jetzt machte er sich schnell auf den Weg nach Hörup. Das Feuer schwieg bereits; die Dänen hatten die Halbinsel Kekenis gewonnen, und das Gefecht war abgebrochen worden.

Lange Züge von Gefangenen und eine Menge Fuhrwerke mit Verwundeten begegneten Lorenzen, aber er ließ sich dadurch nicht aufhalten. Bei Hörup angekommen, fand er Welffens Regiment, das noch auf seine weitere Bestimmung wartete, bei den zusammengesetzten Gewehren bivouakirend. Welffen, der ihn schon in der Entfernung erkannt hatte, kam ihm wohlgemuth entgegen.

„Das war ein hartes Stück Arbeit!" rief er ihm freudig entgegen. „Wir sind zum Tode müde."

„Gebe Gott, daß es das letzte war!" erwiderte Lorenzen, ihn herzlich umarmend. „Nun, wo die Dänen das letzte Stück Schleswig-Holsteins, bis auf die friesischen

Inseln, verloren haben, dürfen wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß ihre Hartnäckigkeit gebrochen ist.“

„Nun, wir werden es ja bald sehen,“ meinte Welffen, und, ernster werdend, setzte er hinzu:

„Ich habe erst vor wenigen Stunden eine Probe dänischer Zähigkeit und Tücke erhalten, die mir beinahe schlecht bekommen wäre. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch unseren alten Bekannten wiedergefunden, Kapitain Westergaard; Du siehst also, daß ich mich bei dem Sturme auf den Sonderburger Brückenkopf, wo ich ihn schon zu sehen gemeint habe, nicht getäuscht hatte.“

„Also Westergaard lebt wirklich noch, und obenein hier?“ rief Lorenzen verwundert, denn er begriff nicht, wie dieser Mensch, zumal wenn er wieder in die Armee eingetreten war, es zugeben konnte, daß seine rechtmäßig angetraute Gattin eine Rolle spiele, die doch auch ihn nur entehren konnte.

„Ich kann Dir wirklich nicht sagen, lieber Freund, ob er in diesem Augenblicke noch lebt,“ erwiderte Welffen, — „aber vor anderthalb Stunden war es noch der Fall, und er schien sich ganz frisch und gesund zu befinden, aber eine preußische Spitzkugel ist schnell wie der Gedanke und hat heute schon manchen Lebensfaden durchschnitten.“

„Westergaard ist also schwer verwundet worden?“

„Es ist noch nicht lange her,“ erzählte Welffen, „daß wir das Süderholz, das Wäldchen, das Du von hier aus erblicken kannst, angriffen, denn die Dänen machten dort den letzten Versuch, sich festzusetzen und das Gefecht zum Stehen zu bringen. Eine kurze Strecke vor dem Waldrande zog sich ein ziemlich hoher, mit Erlengebüsch besetzter Knick entlang und war dicht mit feindlichen Tirailleuren besetzt worden. Wir wollten uns nicht lange aufhalten, unsere Schützen gingen rasch mit dem Bajonnet vor, aber sie

erhielten ein so starkes Feuer, daß sie wieder umkehren mußten. Da fuhren links von uns ein Paar unserer Geschütze auf, die den Knick in schrägen Richtung flankiren konnten; sie thaten nur ein Paar Schüsse; — wie die Kartätschen sausten und prasselnd in die Büsche einschlugen und den Sand weit umherstäubten! — Die Dänen waren konsternirt; man merkte es daran, daß sie ihr Feuer fast ganz einstellten, Einige von ihnen sahen wir im vollen Laufe über die Koppel dem Walde zueilen. Da galt kein langes Besinnen; meine Kompagnie bildete das Soutien unserer Schützen, — ich ließ das Gewehr zur Attacke rechts nehmen und, tambour battant, ging es vorwärts."

„Du natürlich an der Spitze," schaltete Lorenzen, den die Schilderung des kleinen Kriegsbildes sehr interessirte, ein.

„Da gehörte ich als Kompagnieführer hin. Die dänischen Tirailleure gaben noch ein Paar schlechtgezielte Schüsse auf uns ab, dann retirirten sie auf ihre geschlossene Abtheilung, die am Waldrande stand, und kaum waren wir auf der Höhe des Knicks, da schwirrte und heulte es uns um die Köpfe her, und manch' braver Bursche stürzte auf der anderen Seite des Walles wieder hinab; Die da drüben hatten uns eine brillante Salve gegeben. Dagegen ließ sich nun Nichts mehr einwenden; man mußte dem kommandirenden dänischen Offizier einräumen, daß er den Moment richtig benutzt hatte. Indessen ließen wir uns nicht aufhalten, sondern waren im Nu auf der Koppel und wieder fest an einander geschlossen. Als die Dänen uns so mit gefälltem Bajonnet anstürmen sahen, warfen sie die Gewehre auf die Erde und hoben, um Pardon bittend, die Hände in die Höhe. Trotz des Pulverdampfes und des Lärmes sah und hörte ich deutlich, daß der Offizier drüben das Kommando dazu gab."

„O ich kenne dieses Manoeuvre bereits von Düppel her, auch aus dem vorigen Kriege," unterbrach Lorenzen

den Freund. „Nicht wahr, als Ihr vertrauungsvoll dicht auf sie zukamet. —“

„Hoben sie auf ein neues Kommando plötzlich die Gewehre wieder auf, schlugen an, ehe wir es hindern konnten, und gaben uns auf dreißig bis vierzig Schritte eine zweite Salve.“

„Fünfzehn meiner braven Burschen lagen röchelnd oder todtenstill auf dem Boden,“ fuhr Welffen fort, sich mit der Hand über die Augen fahrend. „Du wirst Dir unsere maßlose Erbitterung vorstellen können. Es gab in dem Munde eines Jeden der Kompagnie nur einen Ruf: „Keinen Pardon!“ — Ein grausiges, aber gerechtes Gemetzel entstand; ich glaube, daß nicht drei oder vier Mann von der dänischen Abtheilung übrig geblieben sind. Ich selbst suchte mir den sauberen Patron von Kommandirenden auf und fand ihn auch. Denke Dir meine Ueberraschung! — es war Westergaard, wieder in der Kapitainsuniform; mochte es die Aufregung des Kampfes bewirken, er sah viel jünger und frischer aus als damals im Tyroler Bade. Unsere Säbel kreuzten sich, wir standen fast Brust an Brust; er muß mich auch erkannt haben, denn er stieß einen Fluch aus und drang wüthend auf mich ein. Ich hätte ihn gern entwaffnet und zum Gefangenen gemacht, aber einer meiner Musketiere kam mir zuvor, indem er ihm auf kaum drei Schritte Entfernung seine Kugel durch die Brust schoß. Er stürzte sogleich rücklings über; auf der Stelle todt war er nicht, soviel konnte ich noch bemerken, aber das Blut quoll stromweise aus der Wunde, er wird es nicht mehr lange gemacht haben; das Gedränge riß mich von ihm fort, und später hatte ich nicht mehr Gelegenheit, ihn aufzusuchen, denn wir gingen durch den Wald schnell auf Hörup vor.“

„Die Welt hat an Westergaard nicht viel verloren,“ meinte Lorenzen, der mit Spannung zugehört hatte, — „und

eigentlich ist dieser ehrenvolle Tod zu schade für ihn gewesen. Aber gerade weil wir uns im Leben so feindlich gegenübergestanden haben, möchte ich ihm meinen Haß nicht über das Grab hinaus mitgeben, und wenn Du mir die Stelle genau bezeichnen kannst, wo er gefallen ist, so will ich ihn aufsuchen und ihn, falls er noch lebt, verbinden lassen."

„Ich begleite Dich," meinte Welffen; — „hier giebt es Nichts mehr zu thun, und auf eine halbe Stunde wird man mich schon beurlauben. Warte nur ein Paar Augenblicke auf mich."

Gleich darauf kehrte er zurück; er hatte die erbetene Erlaubniß, nach dem nahen Süderholze zu gehen, erhalten.

Die beiden Freunde schritten schnell vorwärts über das Schlachtfeld, wo hier und da ein Todter oder Verwundeter, oft ganze Gruppen von ihnen lagen; dazwischen wälzten sich sterbende Pferde auf den Feldern. Aerzte und Krankenträger mit Bahren und Rollstühlen suchten umher, hier hielt ein Ambulancewagen, dort war ein vorläufiger Verbandplatz aufgeschlagen. Im Süderholze gab es besonders viel Arbeit.

„Dort unten am Waldrande muß er liegen, die Krankenträger scheinen noch nicht bis dahin gekommen zu sein," meinte Welffen. „Aber was ist denn Das?"

Der bezeichnete Platz lag noch etwa sieben bis achthundert Schritte von ihnen entfernt. Mehrere Gestalten lagen auf dem Boden umher; bei einer derselben stand ein Weib in gewöhnlicher Tracht und hatte sich zu ihm niedergebeugt. Sie schien heftig zu sprechen, denn man sah ihre Gestikulationen; plötzlich nahm sie ein Gewehr vom Boden auf und schlug auf Den, mit dem sie es zu thun gehabt hatte, an. Der Schuß fiel; sie warf das Gewehr von sich,

blickte sich nach allen Seiten um und floh dann rasch in den Wald.

Die beiden Freunde waren ganz erstarrt durch diesen Anblick, den sie nur ein Paar Sekunden lang gehabt hatten.

„Da ist ein nichtswürdiges Verbrechen geschehen!“ rief Welffen zuerst. „Auf, eilen wir dem schändlichen Weibe nach!“

„Weißt Du, wer sie ist?“ fragte Lorenzen, der geisterbleich aussah, den Freund, indem er dessen Hand ergriff und dieselbe krampfhaft drückte.

„Das ist ganz gleichgültig; sie wird einen Verwundeten ausgeplündert haben.“

„Nein, es ist Ida Mackenna, die Frau Westergaards,“ sagte Lorenzen mit der größten Bestimmtheit.

„Träumst Du, Lorenzen?“

„Ich selbst möchte es fast glauben.“

Ohne ein weiteres Wort zu wechseln, eilten Beide dem Platze, auf dem die Unthat eben vollführt worden war, zu; die Flüchtige war schon längst im Walde verschwunden.

Da lag Kapitain Westergaard mit häßlich verzerrtem Gesichte todt am Boden ausgestreckt; außer der tiefen Wunde in der Brust sah man noch eine zweite ganze frische, von einer in größter Nähe abgefeuerten Gewehrkugel herrührend, auf seiner Stirn; der Schädel war ihm dadurch zerschmettert worden.

Lorenzen und Welffen wandten sich schaudernd ab.

---

## Dreizehntes Kapitel.

In Jütland waren die Preußen mit ihrer Avantgarde bis Hobroe auf der Straße nach Aalborg vorgerückt, und ihr Corpskommandeur, Generallieutenant Vogel von Falken=

stein, hatte sein Hauptquartier in Randers aufgeschlagen; die Oesterreicher standen noch weiter rückwärts in der Gegend von Fridericia und Veile.

Am 2. Juli war ein Detaschement, bestehend aus zwei Infanteriekompagnien und einer Husarenschwadron, unter Befehl des Majors von Krug, gegen Lundby zur Rekognoscirung des Feindes vorgeschickt worden und besetzte den genannten Ort. Die Husaren wurden weiter gegen Sönder-Tranders detaschirt und stießen hier auf dänische Infanterie, der sie nach kurzem Gefechte einen Offizier und dreißig Mann als Gefangene abnahmen. Gleichzeitig griff dänische Infanterie das Dorf Lundby an, wurde aber mit einem Verluste von dreißig Todten und vierzig Verwundeten zurückgeschlagen; der Verlust der Preußen war dabei nur unbedeutend.

Ein anderes Mal erbeuteten die Preußen auf ihren Streifzügen gegen Norden die Vorräthe des Magazins zu Udby und ein beladenes Schiff, eine Kompagnie nahm auch eine ganze kleine Flottille fort.

Auch in der Ostsee fand um diese Zeit, am 2. Juli, ein Zusammenstoß preußischer Kanonenbööte mit der Fregatte Tordenskjold und einem Raddampfer in der Gegend von Rügen statt, wobei indessen die Preußen, nachdem ihnen einige Geschütze unbrauchbar gemacht worden waren, den Kürzeren zogen.

Während indessen die Dänen, über welche, an Stelle des zurückberufenen Generals von Gerlach, General von Steinmann den Oberbefehl übernommen hatte, Fühnen und die zunächst gelegenen Inseln besetzten und verschanzten, und man schon damit begann, Kopenhagen gegen einen Angriff zu Lande und zur See zu befestigen, war von dem Oberkommando der verbündeten Armeen beschlossen worden, zunächst auch den Norden Jütlands, wo sich nicht mehr ernst-

liche Kämpfe erwarten ließen, zu besetzen, vielleicht ließ sich der Feind dadurch zur Nachgiebigkeit zwingen.

In Kopenhagen herrschten Schrecken und Verwirrung, nachdem eine Niederlage so schnell auf die andere gefolgt war; die gewöhnlich voreilige Volksstimme verlangte stürmisch, daß die Generäle in Anklagezustand versetzt würden. Auch das Ministerium konnte sich nicht länger halten; der König wünschte den Frieden, und der verständigere Theil der Nation mußte einsehen, daß dieselbe nicht im Stande sei, noch mehr nutzlose Opfer zu bringen. England hatte bestimmt erklärt, daß es sich nicht thätig in den Krieg mischen werde, und auch Schweden, das bereits seine Flotte und Truppen bereit gehalten, zog sich nach dem Verluste von Alsen aus der Affaire.

Dänemark war von seinen Freunden, die viel Schuld an seiner Hartnäckigkeit trugen, aufgegeben worden; sie alle riethen ihm jetzt zur Nachgiebigkeit.

Zu einer solchen konnte sich das alte Ministerium Monrad nicht bequemen, ohne sich die größte Blöße zu geben, und so trat es denn am 8. Juli zurück und einige Tage später an seine Stelle ein anderes, gemäßigteres unter Präsidentur des Geheimen Conferenzrathes Bluhme, bei dem auch Graf Carl Moltke als Minister ohne Portefeuille figurirte. Alle diese Männer galten als konservativ, und so schienen sich denn Aussichten für den endlichen Abschluß des Friedens zu eröffnen.

Schon am 7. waren die Oesterreicher von Veile aufgebrochen und in nordwestlicher Richtung gegen Holstebroe marschirt, wobei sie wegen Fortschaffung des schweren Geschützes in dem tiefen Sande viel Beschwerlichkeiten auszustehen hatten. General Hegermann-Lindencrone, der in dieser Gegend noch über viertausend Mann befehligte, legte ihnen

keine Hindernisse in den Weg, sondern schiffte sich mit diesen Truppen zu Frederikshavn nach Fühnen ein.

In der Nacht vom 13. zum 14. Juli überbrückten die Oesterreicher, ohne auf Widerstand zu stoßen, einen Arm des Limfjord und setzten nach dem Städtchen Nykiöbing, dem Hauptorte der Insel Mors, über, von da am folgenden Tage über einen zweiten Arm dieses Gewässers, das den nördlichsten Theil Jütlands vollständig von dem südlicheren abschneidet, nach Thisted.

Zahlreiche Requisitionen wurden nun ausgeschrieben und mit unerbittlicher Strenge beigetrieben, auch erbeutete man mehrere Schiffe.

Während dessen marschirte das preußische Armeekorps von Hobroe am 9. Juli ab und rückte noch in derselben Nacht in Aalborg ein. Auch hier ließ sich kein dänischer Soldat sehen, und die Ueberschiffung des Limfjords auf Kähnen wurde durch Nichts gehindert. Von da ging es an der Ostküste weiter gegen Norden bis Frederikshavn. Ein Zug Husaren und einige Infanteristen begleiteten am 14. Juli den Prinzen Albrecht von Preußen, der den Zug mitgemacht hatte, und den kommandirenden General mit ihrem Gefolge bis zur nördlichsten Spitze Jütlands, dem Cap Skagen, hinauf. Kaum fünfzehnhundert Schritte davon entfernt fand man den dänischen Kriegsdampfer Sleswig, der einige Kauffartheischiffe eskortirte, aber er gab keinen Schuß ab, obgleich sich bald darauf noch ein zweites großes Schiff zeigte. Die Preußen begnügten sich, ihre und die österreichische Fahne auf der äußersten Nordspitze aufzupflanzen, und machten sich dann auf den Rückweg. Zwar versuchten die Dänen, dieselben durch eine kleine Abtheilung Seesoldaten, die sie landen wollten, abzuschneiden, doch gaben sie dieses Unternehmen bei den ersten auf sie gerichteten Schüssen der Infanterie auf.

Das arme Land hatte übrigens durch die Requisitionen schwer zu leiden und war gänzlich unter Verwaltung des Militair-Oberkommandos gestellt worden.

Noch schmachteten die friesischen Inseln unter dem harten Drucke des dänischen Seekapitains Hammer, dessen schon früher erwähnt worden ist, und hauptsächlich der vereinigten Flotte fiel es nun zu, sie zu befreien. Dazu wurden erst nach Ablauf des Waffenstillstandes die österreichischen Kanonenbööte Seehund und Wall, sowie die preußischen Basilisk und Blitz bestimmt und legten sich auf die Rhede von List auf der Insel Sylt. Bei Hoyer auf dem Festlande sammelten sich zu demselben Zwecke ein österreichisches Jägerbataillon, eine Schwadron Dragoner und zwei Geschütze.

Die Landungsversuche auf der Insel, die man am 12. in verschiedenen Richtungen auf Bööten machte, mißlangen aber, weil Capitain Hammer sie durch das Geschützfeuer seiner Kanonenjollen auf das Energischste zurückzuweisen vermochte, und erst am Morgen des 13. gelang es den österreichischen Jägern unter dem Schutze der preußischen Kanonenbööte bei Keitum, das etwa in der Mitte der schmalen Insel liegt, zu landen.

An demselben Tage wurde Capitain Hammer aufgefordert, sich zu ergeben, wies dies aber zurück, weil man ihm und seiner Mannschaft nicht freien Abzug gestatten wollte.

In der nächsten Nacht wurde auch die Insel Romoe besetzt, doch konnte dann wieder mehrere Tage lang Nichts geschehen, weil ein ziemlich starker Sturm die Fahrt in den engen Gewässern zu gefährlich machte, doch wurde bei Morsum auf einem gegen Osten vorspringenden Theile der Insel, eine Batterie errichtet, um den Dänen hier den Ausgang zu sperren.

Hammer hielt sich jetzt bei Wyck auf der Insel Föhr auf, und als er sich, nachdem die preußischen Kanonenbööte sich ihm auch von Süden näherten, ernstlich gefährdet sah, versuchte er vergeblich, Unterhandlungen anzuknüpfen.

Am 18. Morgens drangen die Kanonenbööte Basilisk, Blitz, Seehund und der Raddampfer Elisabeth gegen Wyck vor und eröffneten ihr Feuer gegen die dänische Flottille, die sich weiter nach Norden in die schmalen Kanäle gezogen hatte; dabei wurden der letzteren von dem Blitz und Bööten der anderen Schiffe mehrere kleine Fahrzeuge abgenommen. Das Netz zog sich immer enger um Capitain Hammer zusammen. Da, als es am 20. Juli wieder zum ernstlichen Gefechte kommen sollte, ergab sich der Letztere mit acht Offizieren und 185 Matrosen dem Blitz.

Dies geschah kurz vor Mittagszeit des 20. Juli, und mit der zwölften Stunde trat der inzwischen abgeschlossene Waffenstillstand in Kraft; die friesischen Inseln waren also gerade noch im letzten Augenblicke gerettet worden.

Schon unter dem 12. nämlich hatte der Conseilspräsident Bluhme an die Ministerpräsidenten von Oesterreich und Preußen Noten gerichtet, in denen er die Bereitwilligkeit des Königs zu weiteren Friedensunterhandlungen erklärte; dänische Parlamentaire erschienen im Hauptquartiere und vor den Ostseehäfen, meldeten die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten von Seiten Dänemarks und suchten einen vorläufigen Waffenstillstand nach. Derselbe wurde auch bis Mitternacht des 31. Juli bewilligt.

Schon am 25. desselben Monats wurde in Wien eine Friedenskonferenz eröffnet, bei der sich die kriegführenden Mächte vertreten ließen:

Oesterreich durch seinen Minister des Aeußeren Grafen von Rechberg und den Freiherrn von Brenner-Felsach,

Preußen durch den Ministerpräsidenten von Bismarck und den Freiherrn von Werther,

Dänemark durch den Minister Quaade und den Obersten Kauffmann.

Die am 1. August festgesetzten Friedenspräliminarien enthielten 5 Punkte; danach entsagte der König von Dänemark allen seinen Rechten auf die Herzogthümer Schleswig, einschließlich der dazu gehörigen Inseln, Holstein und Lauenburg zu Gunsten des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen, die für jedes Land kontrahirten Schulden sollten demselben zur Last fallen, die allgemeinen der dänischen Monarchie nach der Bevölkerungszahl repartirt, die Kriegskosten der verbündeten Mächte von den Herzogthümern aufgebracht werden.

Gleichzeitig wurde ein weiterer Waffenstillstand abgeschlossen, der bis zum definitiven Friedensschluß dauern und, falls ein solcher nicht zu Stande käme, vom 15. September ab mit sechswöchentlicher Frist gekündigt werden sollte; die dänische Blockade sei vollständig aufzuheben, Jütland bleibe einstweilen von den Alliirten besetzt, es sollten daselbst aber nicht neue Contributionen ausgeschrieben werden, die Verpflegung der verbündeten Truppen in Jütland trage dieses Land, Freigabe der Gefangenen.

So ehrenvoll und genügend diese Friedensbasis für die beiden deutschen Großmächte war, soviel fand man in dem übrigen Deutschland, insbesondere in den Herzogthümern, daran auszusetzen. Der deutsche Bund, der doch die Interessen der Herzogthümer Holstein und Lauenburg allein zu vertreten hatte, war garnicht einmal bei Abschluß dieses Friedens zu Rathe gezogen worden, dieselben sogar von Dänemark förmlich an Oesterreich und Preußen abgetreten worden. Das erregte in den deutschen Kleinstaaten

und bei deren Regierungen, besonders in Sachsen und Baiern, viel böses Blut.

Ebenso wenig befriedigt war man in den Herzogthümern; auch ihre Vertreter wurden nicht über das Schicksal des Landes zu Rathe gezogen, nicht einmal davon in Kenntniß gesetzt, wie sich die Zukunft desselben gestalten solle; Preußen und Oesterreich beobachteten darüber tiefes Schweigen unter dem Vorgeben, daß die Erbfolge erst durch den deutschen Bund festgesetzt werden müsse; die Abneigung gegen den angestammten und vom Lande gewünschten und anerkannten Herzog, dem mit Begeisterung bereits gehuldigt worden war, trat immer deutlicher hervor.

Nun sollten die Herzogthümer, denen man bisher gar keine Stimme eingeräumt, nur auf ihrem Territorium den Krieg geführt und sie alle Lasten desselben hatte tragen lassen, auch noch die Kriegskosten bezahlen und eine Menge von Schulden übernehmen, während Dänemark sie nur ausgesogen und die von ihnen gezahlten Steuern, wie das aufgenommene Geld ausschließlich für die Inseln verwandt hatte. So wohlhabend das Land war, sollte es sich doch sogleich nach seiner Losreißung von einer immensen Schuldenlast bedrückt sehen.

Und wurde ihm dafür die versprochene Selbstständigkeit geboten? — Um diesen Preis hätte es gern noch größere Opfer gebracht. Nein, seine Zukunft war noch immer mit einem Schleier verdeckt, der sich auch bis zum heutigen Tage, zu Anfang des Jahres 1865, nicht gelüftet hat.

Prätendenten, von denen man bisher nie etwas gewußt hatte, traten plötzlich auf, und ihre Ansprüche wurden dem deutschen Bunde, dessen Langsamkeit bei allen Verhandlungen ja wohlbekannt war, zur gründlichen Prüfung überwiesen.

Die ohnehin zerrütteten Verhältnisse des Landes sollten

nicht definitiv, sondern dasselbe einer Interimsregierung übergeben werden. Damit konnte man sich keineswegs zufrieden erklären.

Der am 24. August zu Neumünster versammelte schleswig-holsteinische Städtetag, bei dem einundvierzig Städte und Flecken vertreten waren, erklärte daher einstimmig, mit Beziehung auf die Erklärung der Prälaten und Ritterschaft vom 8. d. Mts., welche aussprach, daß sie das Wohl des Landes in einem engen Anschlusse an Preußen sähe:

„Nachdem Prälaten und Ritterschaft sich zu einer „Erklärung in unserer Landessache veranlaßt gesehen „haben, fühlen die Abgeordneten Schleswigs zu dem „holsteinischen Städtetag in Ermangelung einer die „Rechte des schleswig-holsteinischen Volkes vertretenden Landesversammlung auch ihrerseits zu einer „Kundgebung sich gedrungen.

1. „Dem in jener Erklärung ausgesprochenen Danke „für die durch die tapferen Truppen der deutschen „Großmächte erkämpfte vollständige Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark schließen wir uns „rückhaltslos an, sowie wir das Bedürfniß eines „die Selbstständigkeit nicht aufhebenden Anschlusses „der vereinigten Herzogthümer an Deutschland und, „insoweit das Interesse Deutschlands es erfordert, „an Preußen aus vollster Ueberzeugung anerkennen.

2. „In der Einsetzung einer Interimsregierung vermögen wir dagegen ein geeignetes Mittel für das „zu erstrebende Ziel in keiner Weise zu erblicken, „besorgen vielmehr, daß die allseitig ersehnte Ordnung der inneren wie der äußeren Verhältnisse des „Landes dadurch nur unnöthigerweise verzögert und „gefährdet wird.

3. „Die Herstellung geordneter Zustände ist nach unserer

„Ueberzeugung zunächst und vor Allem durch die un-„gesäumte Anerkennung des von dem Lande längst „anerkannten Fürsten, Herzogs Friedrich VIII., be-„dingt.“

Die allerseitige Mißstimmung zeigte sich auch noch in anderen traurigen Vorgängen, welche eine noch größere Spaltung zwischen den Großmächten und dem übrigen Deutschlande zur Folge hatten. So hatte in Rendsburg ein Bürger, ohne die Erlaubniß des hannöverschen Stadtkommandanten, Oberstlieutenants Dammers, dazu einzuholen, an einem öffentlichen Orte eine österreichische und eine preußische Fahne aufgezogen und waren dieselben am Abende auf Befehl des vorgenannten Offiziers von sächsischen Soldaten herabgenommen worden, wodurch sich die Verbündeten verletzt fühlten und eine Erklärung verlangten, die ihnen auch durch Abberufung des Oberstlieutenants gegeben wurde.

Am Sonntag dem 17. Juli entstanden in einem Vergnügungslokale zwischen preußischen Soldaten, die zur Bewachung ihres Lazareths in der Festung lagen, und andererseits der eigentlichen Garnison von Hannoveranern und Sachsen ernstliche Streitigkeiten, die in eine großartige Soldatenschlägerei, bei der man sich auch der Waffen bediente, am folgenden Abende ausarteten. Beide Parteien schieben sich gegenseitig die Schuld an diesen Excessen, welche mehrere Todesfälle und schwere Verwundungen zur Folge hatten, zu, und es sind von Unbetheiligten darüber sehr verschiedene Ansichten ausgesprochen worden. Der preußische Befehlshaber in Rendsburg hatte sogleich zwei in der Nähe der Festung kantonnirende Kompagnien an sich gezogen und trat sehr energisch auf, worauf dem Tumulte dann ein Ziel gesetzt wurde; er meldete den Vorfall aber auch sogleich an das Oberkommando und nach Berlin.

Da zeigte am 20. Prinz Friedrich Carl dem Oberbefehlshaber der Bundestruppen, Generallieutenant von Hake, in einem Schreiben an, „daß er wegen der Vorfälle vom 17. und 18. d. Mts. von seinem Könige und Herrn den Befehl erhalten habe, sich in den Besitz von Rendsburg zu setzen, und daß am folgenden Tage Generallieutenant von Goeben mit 6000 Mann Infanterie und zwei Batterien daselbst einrücken und die Wachen besetzen werde.“ Hiergegen verwahrte sich General von Hake in seinem Antwortschreiben, erklärte jedoch, daß er zur Vermeidung von Conflikten seine Truppen aus der Festung ziehen werde. Gleichzeitig meldete er dies der deutschen Bundesversammlung, und diese beschloß, auf Baierns Antrag, daß General von Hake förmlichen Protest gegen diese Maßregel erheben solle. Dennoch rückten die preußischen Truppen am 21. Juli in Rendsburg ein, und die Sachsen und Hannoveraner verließen die Festung.

Gegen Ende des Monats wurde der sächsische Kriegsminister, General von Rabenhorst, in Person nach Holstein zur Untersuchung dieses Vorfalles abgesandt. Hannover und Sachsen verlangten Genugthuung, besonders das letztere recht energisch, und Preußen erklärte dagegen nur, daß die Herausziehung der Bundestruppen aus Rendsburg von ihm ja garnicht verlangt worden sei und daß dem Wiedereinrücken derselben Nichts im Wege stehe.

Die ganze Sache war ein fait accompli, und damit mußte man sich allerseits beruhigen. Ein größeres Zutrauen von Seiten des deutschen und schleswig-holsteinischen Volkes hatten sich die Großmächte durch ihr Auftreten in der Rendsburger Angelegenheit aber nicht erworben. —

Im Oktober sprach der Landtag des Herzogthums Lauenburg mit fünfzehn gegen drei Stimmen den Wunsch aus, unter Wahrung der Selbstständigkeit des Landes als

eines eigenen deutschen Herzogthums und unter Gewährleistung seiner Landesverfassung, aber unter gemeinsamen Staatsoberhaupte, an Preußen zu fallen.

In ähnlicher Weise hatte sich auch eine freilich nur kleine Partei der Bewohner der Herzogthümer Schleswig und Holstein, an deren Spitze die Ritterschaft stand, ausgesprochen und Adressen, zu denen in Städten und Dörfern Unterschriften gesammelt worden waren, an den König von Preußen eingereicht; klar blieb es wohl aber jedem unbefangenen Auge, obgleich ein Theil der preußischen Presse diese Kundgebungen mit vielem Pompe hervorzuheben suchte, daß die große Menge des schleswig-holsteinischen Volkes sich diesen Ansichten und Wünschen durchaus nicht zuneigte.

Andererseits fanden in Nordschleswig, wo die Civilkommissaire endlich gründlich unter den dänischen Beamten aufzuräumen begannen, mannigfache Agitationen, um die Abgrenzung der nördlichen Distrikte für Dänemark zu erlangen, statt.

Die Friedenskonferenzen hatten mit dem 26. Juli zu Wien ihren Anfang genommen und sich über Erwarten in die Länge gezogen, da die dänische Regierung, besonders durch ihren Minister Quaade, den Fortgang durch alle erdenklichen Einwände und Umstände zu verschleppen suchte. Erst am 30. Oktober wurde der Friedenstraktat von den Bevollmächtigten unterzeichnet, und wir geben, da er eines der wesentlichsten Aktenstücke der schleswig-holsteinischen Geschichte ist, ihn hier im Auszuge:

„Im Namen der Allerheiligsten und untheilbaren Dreieinigkeit!

Seine Majestät der König von Preußen, Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich und Seine Majestät der König von Dänemark haben sich entschlossen, die am 1. August unterzeichneten Präliminarien in einen definitiven Frie-

densvertrag zu verwandeln. Dazu haben Ihre Majestäten ernannt zu ihren Bevollmächtigten:

Se. Maj. der König von Preußen: den Freiherrn von Werther, Gesandten am österreichischen Hofe 2c. und Herrn von Balan, Wirkl. Geheimen Rath. 2c.

Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich: den Grafen von Rechberg, 2c. und Baron von Brenner-Felsach, 2c.

Se. Maj. der König von Dänemark: den Herren von Quaade, Minister 2c. und Obersten von Kaufmann, 2c.

Art. 1. Friede auf ewige Zeiten zwischen den kontrahirenden Kaiser und Königen und ihren Erbfolgern, Staaten und Unterthanen.

Art. 2. Alle früheren Verträge und Conventionen, soweit sie durch gegenwärtigen Vertrag nicht abgeschafft oder modificirt werden, treten wieder in Kraft.

Art. 3. Der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten des Kaisers von Oesterreich und Königs von Preußen und verpflichtet sich, deren darüber getroffene Dispositionen anzuerkennen.

Art. 4. Die Abtretung Schleswigs begreift auch die Inseln und die jütischen Enklaven in sich, damit die jütischen Besitzungen im Süden der südlichen Grenzlinie des Distrikts Ribe, also Mögel-Tondern, die Insel Amrum, Sylt und Romoe. Dagegen kommen die schleswigschen Theile, welche den Zusammenhang des Distrikts Ribe mit dem übrigen Jütland sichern, an Dänemark.

Art. 5. Die neue Grenze geht aus vom Mittelpunkte der Bai von Heilsminde am kleinen Belt, läuft längs des Wassers im Süden von Gevlbjere und Bränore, der Südgrenze der Kirchspiele Oeddis und Vandrup bis zur Königsau, dann bis zur Ostgrenze des Kirchspiels Hjort-Lund, dann bis zur Gjels-Aa, von da an längs der Ostgrenze des Kirch-

spiels Seem und der Südgrenze von Seem, Ribe und Wester-Wedstedt bis zur Nordsee zwischen den Inseln Manoe und Romoe.

Art. 6. Einsetzung einer internationalen Kommission zu dieser Grenzregulirung.

Art. 7. Die Dispositionen der Wiener Schlußakte vom 3. Mai 1815 über die Rechte der gemischten Besitzer an der Grenze sollen ihre Anwendung finden.

Art. 8. Die Herzogthümer sollen von der dänischen Staatsschuld die runde Summe von 29 Millionen Thalern (dänische Münze) übernehmen.

Art. 9. Preußen und Oesterreich garantiren diese Schuld. Feststellung der Zahlungsweise.

Art. 10. Die Herzogthümer sollen bis zu der Zeit ihrer definitiven Organisation halbjährlich 2 Proc. dieser Summe zahlen.

Art. 11. Die Summe, welche das Holstein-Plönsche Aequivalent repräsentirt, der Rest der Entschädigung für die Augustenburgischen Besitzungen, die Domanial-Obligationen von Schleswig und Holstein fallen den Herzogthümern zu.

Art. 12. Die Herzogthümer bezahlen die Kriegskosten an Oesterreich und Preußen.

Art. 13. Dänemark giebt nach Auswechselung der Ratifikationen alle deutschen genommenen Schiffe, alle confiscirten Ladungen der neutralen Fahrzeuge heraus. Preußen und Oesterreich thun dasselbe mit dem genommenen dänischen Eigenthum und bringen die in Jütland erhobenen Kontributionen in Anrechnung. Eine Kommission wird diese Sache zu Kopenhagen innerhalb dreier Monate regeln.

Art. 14. Zurückzahlung gewisser Kassen von Seiten Dänemarks an die Herzogthümer.

Art. 15. Die Zahlungen der alten Pensionen wird

von Dänemark und den Herzogthümern nach Verhältniß der Bevölkerung gemeinsam getragen.

Art. 16. Die dänische Regierung übernimmt die Zahlung der Apanagen für die fürstlichen Personen; die Herzogthümer tragen dazu verhältnißmäßig bei.

Art. 17. Die neue Regierung der Herzogthümer übernimmt alle Rechte und Verpflichtungen, welche aus gesetzmäßig von der dänischen Regierung abgeschlossenen Contrakten entspringen.

Art. 18. Die geborenen Schleswig-Holsteiner, die in der dänischen Armee oder Marine dienen, sind sofort vom Militairdienste zu befreien; die Beamten, welche dem einen oder anderen Lande, in dem sie nicht geboren worden, dienen wollen, dürfen deshalb nicht beunruhigt werden.

Art. 19. Die in einem Lande domicilirten Unterthanen des anderen, dürfen sich innerhalb sechs Jahren ungehindert zurückbegeben und bleiben ihnen bis dahin ihre Rechte vorbehalten.

Art. 20. Die Besitztitel, Akten der Verwaltung und Civil-Justiz, die auf Schleswig-Holstein Bezug haben und sich in dänischen Archiven befinden, werden zurückgegeben.

Art. 21. Handels- und Schifffahrtsrechte werden gegenseitig gesichert.

Art. 22. Jütland wird von den alliirten Truppen in spätestens drei Wochen geräumt.

Art. 23. Bei Gelegenheit der letzten Ereignisse kompromittirte Individuen dürfen nicht verfolgt und an Person oder Eigenthum gekränkt werden.

Art. 24. Die Ratifikationen dieses Vertrages werden innerhalb drei Wochen zu Wien ausgewechselt.“

Ein Anhang zu Artikel 22 regelte noch besonders den Abzug der alliirten Truppen aus Jütland.

Der Reichsrath nahm diesen Friedensvertrag, mit Aus-

schluß von vier Stimmen, an, und am 16. November erfolgte die Auswechselung der Ratifikationen zu Wien. König Christian IX. sprach in einem offenen Briefe an seine Unterthanen in Dänemark, Island, Westindien u. s. w. aus, „daß ohne Beistand anderer Mächte der Krieg gegen die Uebermacht unmöglich geworden sei; nicht Mangel an Opferbereitwilligkeit habe den Frieden diktirt, sondern nur die Verantwortlichkeit den Nachkommen gegenüber. Es sei ein schweres Schicksal, eine tausendjährig vereinigt gewesene Monarchie getheilt zu sehen, das schwerste jedoch, Theile des Königreichs und der dänischredenden Bevölkerung Schleswigs vom Mutterlande losgerissen zu sehen. Man möge durch Einigkeit und Arbeit die Entwickelung des Landes fördern, man habe viel verloren, doch nicht die Hoffnung, die Zukunft gehöre Denen, die es wollten, man möge auf seinen festen Willen, das Wohl des Volkes und Dänemarks zu fördern, vertrauen."

In einem anderen offenen Briefe an das Volk der Herzogthümer und der abgetretenen jütischen Enklaven „beklagt er die Trennung und dankt für die ihm von Vielen bewiesene Treue; das dänische Volk werde niemals Diejenigen vergessen, welche diesseits und jenseits der Eider oder in dem stets loyalen Lauenburg in Treue und Liebe zum gemeinsamen Vaterlande gewetteifert hätten. Es sei seine stolze Hoffnung gewesen, sich den Bestrebungen für ihr Wohl in Verbindung mit dem dänischen Volke widmen zu können, jetzt das einzige Ziel, Wünsche und Gebete für ihr stetes Wohlergeben zum Allmächtigen zu senden."

Die Zurückziehung der österreichischen und preußischen Truppen aus Jütland erfolgte der getroffenen Verabredung gemäß; die Oesterreicher setzten gleich ihren Marsch nach der Heimath weiter fort, — nur eine Brigade sollte in den Herzogthümern zurückbleiben — und auch Preußen wollte

seinen Truppenstand daselbst vermindern; bis zur definitiven Feststellung der Verhältnisse sollte eine Division unter Befehl des Generals von Herwarth, die aus frischen Truppen zusammengesetzt wurde, auf schleswig-holsteinischem Boden bleiben, und daß man diese definitive Lösung noch im weitem Felde glaubte, ging daraus hervor, daß wegen Erwerbung von Räumlichkeiten für das militairische Bedürfniß Contrakte auf durchschnittlich zwei Jahre von der preußischen Regierung abgeschlossen wurden.

Schon während der Wiener Conferenzen hatte Preußen wiederholt darauf hingewiesen, daß die Besetzung Holsteins und Lauenburgs durch die Bundestruppen jetzt überflüssig geworden sei, und deren Zurückziehung verlangt; Sachsen und Hannover wandten dagegen ein, daß der König von Dänemark gar kein Recht gehabt habe, die Herzogthümer Holstein und Lauenburg an Oesterreich und Preußen abzutreten, und daß die Besetzung dieser Länder erst mit einem entscheidenden Beschlusse des deutschen Bundes über ihr ferneres Schicksal aufzuhören habe. Darüber waren zwischen den Mächten recht ernstliche Differenzen entstanden; Preußen bestand immer energischer auf seiner Forderung, Oesterreich unterstützte dieselbe zwar, benahm sich aber doch zurückhaltender.

Schon waren die preußischen Truppen auf dem Rückmarsche begriffen, als sie in Folge der Erklärungen Sachsens und Hannovers, Holstein und Lauenburg nicht räumen zu wollen, Befehl erhielten, stehen zu bleiben; bei Torgau und Minden sollten je eine Division zusammengezogen werden, und man gab nicht undeutlich zu verstehen, daß dieselben nöthigenfalls in die beiden Königreiche einrücken würden.

Anfangs schien es, als werde Sachsen es auf das Aeußerste ankommen lassen, denn schon berief es seine beurlaubten Mannschaften ein und man sprach davon, daß

der Staatsschatz auf die Festung Königsstein gebracht werden solle, aber am 1. December erklärte es sich, ebenso wie Hannover, zur Räumung Holsteins bereit, falls die Bundesversammlung einen darauf bezüglichen Beschluß fasse. Dieser erfolgte, und schon in den nächsten Tagen verließen die deutschen Exekutionstruppen, ohne für deutsches Recht in den Herzogthümern einen Schuß gethan zu haben, dieselben wieder, die Sachsen auf einem Umwege, um nicht preußisches Gebiet berühren zu müssen.

Ohne große Umstände ordnete der deutsche Bund, durch die Macht Oesterreichs und Preußens gedrängt, auch an, daß seine Commissarien ihr Amt in die Hände des preußischen, Freiherrn von Zedlitz, und des österreichischen, Herrn von Lederer, niederlegten, so daß die Verwaltung der drei Herzogthümer jetzt eine gemeinsame wurde; die beiden Commissarien der Großmächte nahmen ihren Sitz zu Kiel. Preußische Truppen behielten die östliche, österreichische die westliche Seite des Landes besetzt.

Die Aussicht auf Installirung Herzog Friedrichs VIII. in die Regierung der Herzogthümer trat immer weiter in den Hintergrund, obgleich ihm auch noch in neuester Zeit anerkennende Adressen von verschiedenen Körperschaften des Landes zugingen und dasselbe seinen Wunsch und Willen in Bezug auf ihn deutlich genug aussprach. Unterhandlungen, die er durch den Herrn von Ahlefeldt mit dem Berliner Hofe — wie es hieß, in entgegenkommender Weise — anzuknüpfen versuchte, schienen auch nicht zu einem Resultate zu führen. Die deutsche kleinstaatliche Presse klagte bitter über Annektionsgelüste Preußens, selbst die österreichische sprach zum Theil diesen Verdacht aus, und die meisten preußischen Zeitungen, die für den „Angestammten" gekämpft hatten, schlugen auf einmal in ihrer Meinung um und nahmen sogar keinen Anstand, ihn mit Vorwürfen zu überschütten und mit

Mißachtung von seinem so lange durch sie vertretenen Rechte zu sprechen.

„Die Herzogthümer müssen an Preußen fallen, ihnen und ganz Deutschland zum Heile!" — das war auf einmal die Losung dieser Presse geworden, die bisher die öffentliche Meinung und den freien Volkswillen an die Spitze ihres Programms gestellt hatten. — —

Nun meldete sich auch noch ein neuer Prätendent, und zwar — Preußen selbst.

Sehen wir in Kürze, worauf es seine Ansprüche stützte, deren Begutachtung heute den preußischen Kronsyndicis vorliegt, und die, allem Anschein nach, den wichtigsten Einfluß auf das Schicksal der Herzogthümer haben werden.

Im Jahre 1490 am Tage Laurentii, den 10. August, theilten die beiden Söhne Christians I. von Dänemark, des früheren Grafen von Oldenburg, unter Zuziehung der Vertreter der schleswig-holsteinischen Stände, die der darüber aufgenommenen Urkunde ihre Siegel anhängten, die Herzogthümer derartig, daß der ältere, König Johann I., den Segebergischen, der jüngere, Herzog Friedrich, den Gottorpschen Antheil erhielt; Beide erhielten dadurch sowohl schleswigsche, als holsteinische Besitzungen, Städte und Dörfer, während die Güter der Prälaten und Ritterschaft nach dem alten Grundgesetze untheilbar blieben.

Die einzige Tochter Johann's I., Elisabeth, vermählte sich mit dem Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, aus welcher Ehe zwei Söhne, Kurfürst Joachim II. und Markgraf Hans von Küstrin, entsprossen.

Nachdem dem Könige Johann I. zwei Söhne gestorben waren, überließ er seine Ansprüche an den Segebergischen Theil durch eine Urkunde vom Jahre 1508 (ohne Datum) nicht der weiblichen Nachkommenschaft seines Sohnes, des

späteren Königs Christian II., sondern den männlichen Nachkommen seiner Tochter Elisabeth. In dieser Urkunde heißt es:

„Da wir dann gefunden haben, daß solche Verzicht-
„leistung wider unsres Königreichs, Fürstenthums und
„Landes Gewohnheiten und altes Herkommen ist; also:
„Wenn es sich begeben, daß wir und unsere männlichen
„Leibes-Lehns-Erben nach dem Willen Gottes mit Tode
„abgehen, was der allmächtige Gott lange verhüte, und
„wir oder unser Sohn allein Fräulein hinterlassen werden,
„möchte vielleicht Ihrer Liebden und ihren Leibeserben
„solche Verzichtleistung zum Nachtheil und Schaden ge-
„reichen, was doch unsere Meinung und Wille nicht ist;
„Darum aus freundlicher Zuneigung haben wir für
„uns, unsre Erben und Nachkommen bewilligt, und ge-
„vollbort, bewilligen und vollborten in Kraft und Macht
„dieser Urkunde und wollen, wenn sich der Fall in vor-
„erwähnten Maße an uns und unserem Sohne für und
„für begebe, also daß wir und unser Sohn nicht männliche
„Leibes-Lehns-Erben, sondern allein Fräulein hinterlassen,
„Daß alsdann Ihre Liebden und Ihre Liebden
„Leibes-Erben solcher Verzicht an ihrem Erbtheil, Landen,
„Leuten, Städten, Dörfern, ihrem Zubehör und allen und
„jeglichen beweglichen und unbeweglichen Erbgütern und
„alle Dem, so Ihre Liebden nach Gewohnheit und
„landläuffigem Recht unsers Königreichs und Fürsten-
„thums zukommt, unschädlich und keinen Nachtheil bringen
„soll."

Nachdem Herzog Friedrich in Folge der gegen seinen Neffen Christian II. ausgebrochenen Revolution des dänischen Adels und der Geistlichkeit als Friedrich I. zum König von Dänemark erwählt worden war, vereinigte er den Segebergischen Antheil gewaltsam mit seinem eigenen, dem Gottorpschen. Christian II., der bekanntlich im Gefängnisse

starb, verzichtete ausdrücklich für seine hinterlassenen Töchter zu Gunsten Elisabeths, seiner Schwester, der Gemahlin Joachims I. von Brandenburg, und ihrer Söhne Joachims II. und des Markgrafen Hans von Cüstrin. Diese wären daher die nächsten Erben des Segebergischen Antheils gewesen, der ihnen mit Gewalt vorenthalten wurde.

Die Nachkommenschaft Friedrichs I., von dem auch die übrigen jetzigen Prätendenten abstammen, hat bisher den Thron Dänemarks besessen.

Uebrigens haben die deutschen Kaiser Maximilian I. und Karl V., sowie ihre Nachfolger bis zum Jahre 1716 das Successionsrecht des Kurhauses Brandenburg auf Holstein und theilweise Schleswig konfirmirt, und sollte demnach dasselbe in Kraft treten, wenn die noch in mehreren Linien blühende Descendenz Königs Friedrichs I. erloschen oder aus einem Rechtsgrunde beseitigt sein würde.

Hierauf stützen sich die Ansprüche auf die Herzogthümer, mit denen Preußen in neuester Zeit hervorgetreten ist.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Wir haben, um über die Lage der schleswig-holsteinischen Herzogthümer Aufklärung zu geben, der Zeit etwas vorgegriffen und kehren nun wieder zu unserer Geschichte zurück.

Wie, wird man fragen, war Kapitain Westergaard wieder in die dänische Armee gekommen, mit der er auf der Insel Alsen seinen Untergang finden sollte, wie Ida zu der entwürdigenden Rolle, die sie zu derselben Zeit gespielt hatte, und zu dem Verbrechen, das ihre Hände von

Neuem mit Blut befleckte, zum zweiten Male mit dem des Gatten? —

Man wird sich erinnern, daß der Kapitain, nachdem er wegen der Güter seiner Frau in einen weitaussehenden Proceß verwickelt worden, sich aber doch einen ganz hübschen Theil von ihrem Vermögen in Sicherheit gebracht hatte, sein Vaterland verließ, um sein abenteuerliches, ausschweifendes Leben in der Fremde ganz nach seinem Geschmacke fortzusetzen.

Er hatte keine Hoffnung, Achteby für sich zu retten, und er kümmerte sich auch nicht viel mehr darum als um das Schicksal der Frau, die er nie geliebt hatte und die er nie wiederzusehen wünschte; für ihn war sie gestorben, und was sie künftighin treiben würde, war ihm um so gleichgültiger, als er ja überzeugt war, daß sie nicht mehr wagen dürfe, seinen Namen zu führen.

Es wäre zu weitläufig, Westergaard auf seinen Kreuz- und Querzügen zu folgen; bald lebte er in dieser, bald in jener großen Stadt Europa's, meistens in den Badeorten, welche eine öffentliche Spielbank besaßen, denn das Spiel war nach wie vor der Götze, dem er opfertes geblieben.

Je nachdem es sein Glück oder Unglück am grünen Tische mit sich brachte, stand er bald auf der Höhe des Lebens, bald, wenigstens nahe, am Abgrunde, denn es hatten nur wenige Jahre dazu gehört, daß sein recht ansehnliches Vermögen, das er übrigens noch in anderer Weise auf das Sinnloseste verschwendete, bis auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen war.

So vergingen die nächsten Jahre, und als er sich eines Tages gerade in eine recht üble Lage versetzt sah und überlegte, was er weiter beginnen solle, kam ihm das Glück unerwartet zu Hülfe. Durch einen Brief von jenem Verwandten, dem er die Führung seines Processes wegen Achteby

anvertraut hatte, erhielt er nämlich die Nachricht, der letztere sei, wider Erwarten, zu seinen Gunsten entschieden worden, mochten dabei nun Bestechung oder glückliche Zufälligkeiten mitgewirkt haben.

Inzwischen war auch die Sache, derenthalben er einmal vor Gericht gestanden hatte, vergessen worden, die ihn damals beschuldigenden Gerüchte längst verstummt, und Nichts stand seiner Rückkehr in das Vaterland mehr entgegen.

Kurz entschlossen reiste er dahin ab.

Achtebby war ihm zugesprochen worden, und er konnte den Besitz desselben sogleich wieder antreten; da er aber durchaus keine Neigung für das einförmige und ruhige Landleben hatte, sondern sich danach sehnte, sein genußreiches Abenteurerleben fortzusetzen, bot er das Gut zu einem verhältnißmäßig niedrigen Preise zum Verkauf aus, und es ging bald an einen Besitzer dänischer Nationalität über.

Der Kapitain machte sich mit der Kaufsumme wieder auf den Weg und war ihrer in nicht allzulanger Zeit abermals ledig geworden. Damals gerade verwickelten sich die Verhältnisse zwischen Deutschland und Dänemark ernstlich, und als letztes Hülfsmittel, die bevorstehende traurige Lage von sich abzuwenden, stieg der Gedanke in ihm auf, bei der Armee wieder einzutreten; er begab sich deshalb nach Kopenhagen, wo er gegen Ende des Jahres 1863 eintraf.

Die dänische Armee bedurfte damals älterer, kriegserfahrener Offiziere, und man würde deshalb Westergaard gern wieder angestellt haben, hätte man sich im Kriegsministerium nicht seiner früheren fatalen Angelegenheit erinnert. Vor den Schranken des Gerichtshofes war er zwar für schuldlos erkannt worden, aber die öffentliche Meinung hatte doch immer einen Makel an seinen Namen gehängt, der sich so leicht nicht wieder abwaschen ließ. Man machte daher Ausflüchte und vertröstete ihn auf die Zukunft,

auf eine der ersten durch Kriegsverlust erledigten Stellen, wies seinen Antrag aber nicht geradezu ab.

Obgleich Westergaard nun recht gut das Verletzende dieser Abweisung fühlte und unter anderen Umständen ganz auf seinen Plan verzichtet haben würde, befand er sich doch in einer Lage, die ihm keine freie Wahl mehr übrig ließ, und so entschloß er sich nothgedrungen, zu warten, bis man seiner nöthig genug bedürfen würde, um nicht mehr allzu peinliche Rücksichten auf seine Vergangenheit zu nehmen.

Inzwischen wohnte und lebte er in Kopenhagen in sehr bescheidenen Verhältnissen und suchte heimlich gerade nicht die beste Gesellschaft auf, in der er seine alte Leidenschaft befriedigen konnte.

Eines Vormittags saß er nach durchschwärmter Nacht in recht verdrießlicher Laune zu Hause, als ihm gemeldet wurde, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche.

Westergaard hatte viele galanten Bekanntschaften, die gerade nicht den höheren Ständen angehörten und zu zartfühlend waren, daher wunderte er sich auch gar nicht über den frühen Besuch und nahm ihn an.

Eine Frau in einfacher schwarzer Tracht, mit über das Gesicht herabgelassenem Hutschleier, trat ein.

Der Kapitain stutzte ein wenig, denn die hohe Gestalt von imposanter Haltung war ihm aus seinen neuesten Erinnerungen unbekannt.

Wer beschreibt aber sein maßloses Staunen und den gewaltigen Schreck, als die Dame, sobald sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, den Schleier zurückschlug und er in ihr seine Frau erkannte?

Ida, die längst Verschollene, Todtgeglaubte, in Kopenhagen, wo sie Gefängniß und Blutgerüst erwarteten? — Es war kaum glaublich, aber Westergaard war sich klar bewußt, daß er nicht durch einen Traum getäuscht würde

oder daß er ein Gebilde seiner Phantasie vor sich habe, und an Gespenster und Geistererscheinungen hatte er nie geglaubt. Von der ersten Ueberraschung blieb daher nur ein sehr unangenehmes Gefühl und der Aerger, daß ihm das Schicksal diese Frau wieder in den Weg führe, zurück; es sprach sich dies auch deutlich genug auf seinem Gesichte aus, obgleich es ihm noch gut gelang, äußerlich die Fassung zu bewahren.

Ida war nicht mehr schön; das wilde Leben, das sie geführt, das Elend, das sie in der letzten Zeit erduldet hatte, und das gefühllose, verknöcherte Herz drückten sich in ihren Zügen aus; statt des Stolzes, der einst in ihren Augen geleuchtet, glühte in denselben jetzt ein düsteres, unheimliches Feuer.

Sie mußte recht gut verstehen, was in ihrem Manne vorging, hatte es wahrscheinlich auch nicht anders erwartet, denn sie gab sich gar nicht die Mühe, Freude über das Wiedersehen zu erheucheln, sondern redete ihn, auf der Stelle stehen bleibend, kalt an:

„Es scheint Ihnen kein Vergnügen zu machen, mich wiederzusehen?"

„Nein, wahrhaftig, ich bin ganz erstaunt —" stammelte der Kapitain.

„Sie hatten wahrscheinlich geglaubt, daß ich längst todt sei?"

„Wenigstens nicht, daß Du so wahnsinnig sein würdest, jemals nach Kopenhagen zurückzukehren," erwiderte Westergaard, sich die Lippen wund beißend, um seine innere Erregung zu bezwingen. „Du weißt doch, daß es auf der ganzen Erde keinen gefährlicheren Ort für Dich geben kann; alle Welt kennt Dich hier —"

„Ersparen Sie sich Ihre wohlgemeinten Warnungen," unterbrach ihn Ida mit eisiger Kälte; — „ich besitze Ver-

stand genug, um die Gefahr, der ich mich ausgesetzt habe, vollständig zu begreifen, ich bin auch vorsichtig genug, mich vor ihr zu hüten, und ich beabsichtige, mich nicht lange in Kopenhagen aufzuhalten."

„Was hat Sie denn eigentlich hierher geführt?" fragte Westergaard, dem es nicht einmal einfiel, seine Frau zum Niedersetzen einzuladen.

„Ich suchte meinen Herrn Gemahl," erwiderte Ida mit höhnischem Lächeln, indem sie auf dem Sopha mit einer Ruhe, als ob sie sich in ihrer eigenen Wohnung befinde, Platz nahm.

„Alle Teufel!" rief der Kapitain. „Ich glaube, Sie sind toll geworden!"

„O nein, mein Herr. So lange ich Ihrer nicht bedurfte, habe ich Ihnen meinen zweifellos nicht angenehmen Anblick erspart; ich kann Sie versichern, daß auch meine Sehnsucht nach Ihnen nicht sehr groß war; ich habe mir nicht einmal die Mühe gegeben, Ihrem Aufenthalte nachzuforschen. Jetzt, wo mich die Noth dazu drängt, möchte ich eine kleine Abrechnung mit Ihnen halten."

„Abrechnung? Worüber?"

„Ueber das Vermögen, das Sie mir gestohlen haben," antwortete sie kaltblütig, ihn scharf mit ihren dunklen Augen fixirend.

Westergaard zitterte vor Wuth, aber er vermochte sich noch zu bezwingen.

„Fahre nur fort," murmelte er zwischen den Zähnen; — „ich werde erst alle Deine Wünsche vernehmen, bevor ich Dir eine Antwort darauf gebe."

„O nur meine gerechten Forderungen. Es scheint mir freilich," — sie blickte sich dabei mit verächtlicher Miene in der keineswegs luxuriös meublirten Stube um — „daß sich meine Ansprüche schwer realisiren lassen werden, —

aber versuchen wir es! — Sie haben recht bedeutende, mir gehörige Summen aus der Londoner Bank erhoben."

„Thorheit!" brummte der Kapitain, auf dessen Gesicht sich doch eine Art von Verlegenheit ausdrückte. „Dieses Geld war auf meinen Namen geschrieben, ich habe es mit vollem Rechte erhoben und — verausgabt."

Ida schien auf diese Antwort vorbereitet; sie zuckte mit keiner Wimper.

„Aber Achteby befindet sich noch in Ihrem Besitze."

„Ich habe es verkauft."

Dieses Mal schien Ida doch ein wenig zu erschrecken; sie war aber auch schnell wieder gefaßt.

„Du besitzest also gar kein Vermögen mehr, hast Alles verschwendet?" fragte sie ernst, in verändertem Tone.

„Wozu dieses Verhör?" rief Westergaard ärgerlich.

„Gut," sagte sie wieder kalt, — „Du bist ehrlos genug gewesen, mich um mein ganzes Vermögen zu bestehlen; es wird jetzt an Dir sein, für meine Zukunft, die ganz bloßgestellt ist, zu sorgen. Ich sagte Dir schon, daß mich nur die Noth hierher getrieben hat, nachdem ich zufällig erfuhr, Du seiest nach Kopenhagen zurückgekehrt und in den Wiederbesitz von Achteby getreten. Meine Absicht war, mich mit Dir gütlich dadurch zu einigen, daß Du mir eine hinreichende Summe, um meine Existenz sicher zu stellen, abträtest; ich würde Dich dann in keiner Weise weiter belästigt und das Land sofort wieder verlassen haben. Da Du indessen nicht im Stande bist, ein solches Arrangement zu treffen, so wirst Du mich wieder als Deine Gattin anerkennen und Dich an meine Gesellschaft gewöhnen müssen; es ist die gesetzliche Pflicht des Mannes, für die Frau zu sorgen, und Du bist noch nicht zu alt, um nicht für mich, in welcher Weise es auch sein möge, arbeiten zu können."

Westergaard blickte sie mehr erstaunt als zornig an.

„Nun, was sagst Du dazu?“ fragte sie gleichmüthig, indem sie Hut und Mantel abnahm, als gedenke sie, die Wohnung nicht wieder zu verlassen.

„Daß Du irre redest,“ erwiderte er finster, — „oder Dir einen Scherz mit mir erlaubst. Wenn ich noch Vermögen besäße, so würde ich Dich aus Mitleid unterstützen, unter der Bedingung, daß Du sofort das Land verließest und mir nie wieder in den Weg trätest. Wie Du auf den Gedanken kommen kannst, daß ich Dich wieder als meine Gattin anerkennen soll, ist mir unbegreiflich, denn da ich mir hier eine neue Zukunft zu begründen gedenke, würde dies eine Unmöglichkeit sein.“

„Davon ist auch nicht die Rede; wir werden in das Ausland gehen.“

„Ich werde hier bleiben.“

„Und was soll aus mir werden?“

„Was kümmert mich Das? — Dein Verbrechen scheidet uns für immer; Du hast keine Ansprüche mehr an mich, Du kannst nie mit ihnen auftreten, — das Gesetz würde unsere Ehe für gelöst erklären. Ich kann gar Nichts für Dich thun, als Dir den Rath geben, Kopenhagen so schnell als möglich wieder zu verlassen, denn Du weißt, daß Du hier die größte Gefahr läufst, und ich wünsche auch nicht, durch Dich noch einmal kompromittirt zu werden.“

Es trat eine Pause ein, in der Ida ihren Mann düsteren Blickes betrachtete.

„Du willst mich also ganz aufgeben?“ fragte sie dann.

„Ich habe es schon längst gethan.“

„Und wenn ich Dich öffentlich anklage, mich bestohlen zu haben, wofür genügende Beweise vorliegen?“

Der Kapitain lachte laut auf:

„Du, die Mörderin? — Das Gericht würde sehr erfreut sein, wenn Du selbst Dich ihm stelltest.“

„Wer kann mir beweisen, daß ich ein Verbrechen an Stjernborg begangen habe?" fragte sie.

Ihre Wangen waren bei dem Worte „Mörderin" leichenblaß geworden.

„Ich dächte, daß es nicht an Beweisen dafür mangelte. Die gehörig protokollirte Aussage Deiner damaligen Kammerfrau" —

„Sie war wahnsinnig!"

„Deine sonderbare Flucht und Dein jahrelanges Verschollensein —"

„Es werden sich andere Vorwände dafür finden lassen."

„Dann die geöffnete Leiche Stjernborgs, in der man noch das Gift gefunden hat —"

Ida zuckte sichtlich zusammen; sie hatte diesen Umstand noch nicht gekannt. Aber sie erwiderte hastig:

„Johanna hat ihn vergiftet, nicht ich!"

„Du vergissest mein Zeugniß."

„Das Deinige? — Du wirst gegen mich zeugen?" rief sie, abermals erblassend.

„Weshalb nicht? — Es wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als die Wahrheit zu sagen, wenn man mich zum zweiten Mal vor die Schranken des Gerichts stellte."

„Du wirst Dich hüten, — Du wirst es nicht thun, denn Du weißt recht gut, daß Du nur zu sehr mein Mitschuldiger bist; Du hast erst die Gedanken an den Mord in mir erweckt."

„Unsinn!" sagte Westergaard, die Lippe höhnisch aufwerfend. „Das wird Dir unmöglich werden, zu beweisen, Jedermann wird darin die Absicht sehen, Dich an mir zu rächen, weil ich nicht Lust hatte, mit der Mörderin fortan unter einem Dache zu wohnen. Uebrigens werde ich dieser Anklage dadurch zuvorkommen, daß ich selbst Dich verhaften lasse."

Der Kapitain sprach so ernst und machte ein so entschlossenes Gesicht dabei, daß Ida sich doch beunruhigt zu fühlen begann.

„Du wärest wirklich einer so elenden Handlung fähig?“ fragte sie, den Blick nicht von ihm abwendend.

„Ich erfülle nur meine Pflicht gegen das Gesetz, eine Nothwendigkeit für mich selbst,“ antwortete er achselzuckend.

„Du wirst es nicht wagen!“

„Auf der Stelle!“

Westergaard ging rasch durch das Zimmer und streckte die Hand nach dem Klingelzuge, der sich neben der Thür befand, aus; es ließ sich kaum daran zweifeln, daß er im Begriff sei, Ernst zu machen.

Aber Ida war noch schneller gewesen wie er, stellte sich zwischen ihn und die Thür und streckte ihm die Hände abwehrend entgegen; ihre Augen funkelten vor Wuth und Haß, aber doch drückte sich auch die Angst auf ihrem Gesichte aus.

„Aus dem Wege, Weib!“ rief er heftig, — „oder ich rufe das ganze Haus zusammen und theile ihm Dein Verbrechen mit!“

„Ueberlege, was Du thun willst, Gustav!“

„Nenne mich nicht mit diesem Namen, in Deinem Munde wird er mit Blut befleckt. Du hast keinen Antheil mehr an mir, Du hättest es Dir selbst sagen können. Für Dich durfte die Welt, in der Du früher gelebt hast, nicht mehr existiren, Du hast keinen Gatten und keine Familie, kein Vermögen und keinen Namen, kein Vaterland und kein Haus mehr; sie sind todt für Dich, wie Du es für sie sein solltest. Welche Ansprüche wagst Du noch zu erheben? — Dein Name ist Giftmischerin, Dein Vaterland der entfernteste Winkel der Erde, in den kein Strahl des Tageslichts dringt, der Mann, an den Du Deine Gattenrechte geltend machen

kannst, der Henker. Du bist hierhergekommen, um dem Kopenhagener Pöbel das lustige Schauspiel zu geben, wie eine Frau, die unter der ersten Klasse der Gesellschaft, selbst bei Hofe glänzte, das Schaffot besteigt, wie ihr Haupt, das einst als eines der schönsten bewundert wurde, unter dem Schwerte des Nachrichters fällt, Deine That und ihre Strafe wird Stoff zu Liedern, die man auf der Straße singt, geben —"

„Halte ein!" rief Ida, die ganz in sich zusammengesunken war und an allen Gliedern zitterte, indem sie vor ihm auf die Knie sank und die gefalteten Hände zu ihm emporhob, — „Du tödtest mich mit diesen grauenhaften Bildern!"

Der Kapitain hatte sich nicht verrechnet, wenn er durch seine harten Worte einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüth zu machen und ihre stolze Kälte zu brechen beabsichtigt hatte; er hatte sie besiegt, und sie lag nun gebrochen zu seinen Füßen.

„Verrathe mich nicht!" flüsterte sie bittend.

„Willst Du Dich verpflichten, Kopenhagen, das Land sofort zu verlassen?" fragte er streng.

„Wohin soll ich gehen? ich bin von allen Mitteln entblößt."

„Das ist Deine Sache," antwortete er mitleidslos. „Wie bist Du denn hierher gekommen?"

„Ich habe das Letzte, was ich besaß, dazu verwandt," schluchzte sie, tief gedemüthigt. „Ich rechnete nicht auf Dein Herz, aber ich hoffte, Dich einschüchtern zu können."

„Du siehst, daß Du Dich getäuscht hast," meinte Westergaard triumphirend. „Wie gesagt, ich kann Nichts, gar Nichts für Dich thun; Du mußt Dir selbst helfen, und je eher dies geschieht, desto besser ist es für Dich; das

Schwert der Gerechtigkeit hängt an einem seidenen Faden über Dir."

„Genug, genug! ich werde gehen."

„Wohin?"

„Ich weiß es noch nicht, aber ich werde Dir nicht wieder zur Last fallen."

„Du würdest damit ganz in Deinem Interesse handeln, denn ich würde mich sonst genöthigt sehen, der Sache ein schnelles Ende dadurch zu machen, daß ich Deinen Aufenthalt den Behörden anzeige. Du begreifst, daß dies sehr zu meinen Gunsten sprechen würde, falls Du wirklich die thörige Anklage gegen mich erheben solltest."

Ida hatte sich langsam vom Boden erhoben; der Blick, den sie zu ihm aufschlug, war nicht mehr stolz und herausfordernd, auch nicht zornig, sondern so ernst und vorwurfsvoll, daß er jedes andere, als das steinerne Herz Westergaards gerührt haben würde.

„Fürchte Nichts," sagte sie; — „ich sehe ein, daß Du Dich von einer solchen Anschuldigung vor den Menschen rechtfertigen würdest, aber ich werde meinen Rächer in Deinem Gewissen finden und in Dem, der von oben herab auf Deinen Antheil an dem Verbrechen geblickt hat."

Der Kapitain lachte wieder auf und sagte barsch:

„Es steht Dir schlecht an, Dich auf Den dort oben zu berufen. Wozu übrigens noch diese Worte? — Hast Du mir noch etwas Anderes, Vernünftiges zu sagen?"

„Nein."

„Dann lasse uns scheiden — auf Nimmerwiedersehn!"

Die Unglückliche und Schuldige wandte sich langsam von dem Manne, der ihr den Rücken zugekehrt hatte, ab und verließ das Zimmer; sie hatte kein Wort mehr für ihn, wie er nicht für sie.

Sie stieg die Treppe hinab und eilte, nachdem sie ihren

Schleier wieder über das Gesicht herabgelassen hatte, sich nach allen Seiten vorsichtig umblickend, um jedem von Altersher ihr Bekannten und Beamten der Polizei aus dem Wege gehen zu können, durch die am wenigsten belebten Straßen dem entlegensten und ärmlichsten Stadttheile zu, in dem sie, am vergangenen Tage erst angekommen, in einem obskuren Wirthshause ihr Quartier unter dem fremden Namen, auf welchen ihr französischer Paß lautete, genommen hatte.

Hier warf sie sich in dem elenden Stübchen, das der nothwendigsten Bequemlichkeiten ermangelte, nachdem sie die Thür verriegelt hatte, auf ihr Bett nieder und brach in einen Strom von Thränen aus.

Es waren die ersten Thränen, die nach langen Jahren in ihre Augen kamen, aber sie verschafften ihr keine Erleichterung, denn sie kamen nicht aus einem von Schmerz und Reue, sondern von Wuth und Scham erfüllten Herzen. Die Worte Westergaards, die ein so schauriges Bild ihrer Zukunft entrollten, hatten sie niedergeschmettert und momentan ihrer Fassung beraubt, um so tiefer fühlte sie, als jene wieder an ihrem Ohre verklungen waren, die Demüthigung, die ihr dieser Mann bereitet hatte.

Schon deshalb haßte sie ihn noch um Vieles glühender als bisher; auf seine Herzlosigkeit war sie vorbereitet gewesen, denn sie kannte ihn ja genau genug, aber sie hatte nicht erwartet, daß es ihm gelingen werde, sie vollständig unter seine Füße zu treten. Er hatte sich stärker als sie gezeigt, und das konnte sie ihm nicht verzeihen. Und er, der ein ebenso strafwürdiger Verbrecher war wie sie selbst, die so hart vom Gesetze Bedrohte, stand vor der Strafe gesichert da! — Sie begriff wohl, er habe Recht gehabt, daß sich kein überzeugender Beweis von seiner Schuld beibringen lasse und daß man gerade ihrer Aussage

das Motiv der Rache unterschieben und sie für unglaubwürdig erklären werde, hätte sie sich auch selbst den Gerichten überliefern wollen, um ihn mit sich zu verderben.

Dann gingen Ida's wirre Gedanken wieder auf ihre augenblickliche verzweiflungsvolle Lage über.

Als wir sie zuletzt in Paris verließen, war sie in moralischer wie in materieller Beziehung schon vollständig zu Grunde gegangen, und es war ihr nicht wieder gelungen, sich aus diesem Sumpfe zu erheben. Mit ihrer Schönheit schwanden auch ihre Aussichten immer mehr.

In letzter Zeit hatte sie durch Zufall einen Kopenhagener, der sich zeitweise in Paris aufhielt, kennen gelernt, und die Neugierde trieb sie, über ihre Heimath wieder Erkundigungen einzuziehen, wobei sie sich natürlich nicht zu erkennen gab; sie behauptete nur, längere Zeit in der dänischen Hauptstadt zugebracht zu haben. Sie erfuhr im Gespräche, das sie geschickt und auf unverdächtige Weise zu leiten wußte, mehr, als sie erwartet hatte, die Geschichte ihres eigenen Verbrechens, daß Westergaard ihres Vermögens halber einen Prozeß geführt und denselben gewonnen habe und endlich, daß er sich wieder in Kopenhagen befinde.

Von diesem Augenblicke an hatte sie keine Ruhe mehr; wenn Westergaard reich war, — über seine augenblicklichen Verhältnisse hatte ihr jener Landsmann keine genaue Auskunft geben können — so konnte er auch sie wieder in eine bessere Lage, nach der sie sich schon längst sehnte, versetzen. Daß er dies nicht freiwillig thun und daß noch so viel an ihn gerichtete Briefe sie nicht zum Ziele führen würden, davon war sie überzeugt; sie mußte ihn in Person überraschen und konnte nur durch Einschüchterung Etwas von ihm erlangen.

Dieser Gedanke setzte sich immer mehr in ihr fest, und, durch die bisherige Straflosigkeit, in der sie gelebt, sicher

gemacht, auf ihren falschen Paß und die eigene Vorsicht vertrauend, glaubte sie, wohl eine kurze Reise nach Kopenhagen wagen zu dürfen. Der mögliche Erfolg einer solchen verblendete sie ganz; jedenfalls mußte, ihrer Meinung nach, Westergaard doch den Rest seines oder vielmehr ihres Vermögens mit ihr theilen, um ihrer nur wieder ledig zu werden, und dann wollte sie sofort wieder nach Paris zurückkehren, um ihr bisheriges Leben unter weniger drückenden Verhältnissen fortzusetzen.

Ihren Leichtsinn und den abenteuerlichen Muth hatte Ida in den härtesten Schicksalsprüfungen nicht verloren. Sie verkaufte das Letzte, was sie noch besaß, — es reichte gerade noch zur Hinreise — und, dem Zufalle und ihrer Berechnung vertrauend, machte sie sich auf den Weg.

Ihr Signalement, das damals unter den Polizeibehörden weit verbreitet gewesen, war längst vergessen worden, in ihrem Aeußern auch eine so große Veränderung vorgegangen, daß es nur genauen Bekannten möglich werden konnte, sie wiederzuerkennen; sie kam daher ungehindert nach der dänischen Hauptstadt.

Man hat gesehen, wie sehr sie getäuscht worden war.

Nun befand sie sich an dem für sie so gefährlichen Orte ohne die Mittel, zurückzukehren, ja selbst nur ihr Leben fristen zu können; ihr längerer Aufenthalt daselbst war ohne jeden Nutzen, und doch forderte sie ihr Rachegefühl auf, nicht eher, wahrscheinlich auf Nimmerwiederkehr, abzureisen, als bis sie an Westergaard Genugthuung genommen hätte.

Die tollsten Pläne, von der Verzweiflung eingegeben, kreuzten sich in ihrem Kopfe, der fieberhaft brannte; bald war sie entschlossen, sich dennoch dem Gerichte selbst zu stellen und die Anklage gegen Westergaard zu erheben, bald wieder betrachtete sie mit halbirren Blicken das kleine Medaillon an ihrem Halse, welches das Gift enthielt, den ein-

zigen Schatz, der ihr noch geblieben war und von dem sie sich selbst in der äußersten Noth nicht zu trennen gedachte. Hundertmal fragte sie sich, ob diese äußerste Noth jetzt eingetreten sei, ob sie auf dem Punkte stehe, ihrem Leben ein Ende machen zu müssen.

Es fehlte ihr der Muth dazu.

Ueber Nacht war Ida kein guter Rath gekommen, aber auch das neue Tageslicht brachte ihr keinen Trost. Sie fühlte sich, nachdem sie kein Auge geschlossen und ihren Geist übermäßig angestrengt hatte, so schwach, daß sie ernstlich den Ausbruch einer Krankheit befürchten mußte. Das würde ihre Lage noch um Vieles verzweiflungsvoller gemacht haben. Glücklicherweise für sie überwand ihre starke Natur diesen Kampf. Sie mußte fort von Kopenhagen, gleichviel, wohin; hier war die Gefahr für sie am größten; auf dem Lande, in Jütland oder in den Herzogthümern, die zur Zeit größtentheils schon von den Deutschen besetzt waren, konnte sie sich eher verbergen, und dahin wollte sie also zunächst.

Der Rest ihrer kleinen Habe wanderte zu Trödlern, und schon am nächsten Tage machte sie sich, ohne Gepäck, auf den Weg, um sich auf die Eisenbahn zu setzen, die quer über die Inseln Seeland und Fühnen nach Middelfahrt, gegenüber Fridericia, führt.

Auf dem Wege dahin mußte sie an dem Hause, in dem Kapitain Westergaard wohnte, vorübergehn. Es war früh am Tage und die Rouleaux vor seinen Fenstern noch herabgelassen. Ein Mann, der zum Hause zu gehören schien, stand in der Thür desselben.

Eine Art Neugierde bewog Ida, die ohne Begleitung war, sich noch einmal nach dem Manne, der ihr so nahe stand, und gegen den sie doch einen so unauslöschlichen Haß fühlte, zu erkundigen; sie würde sich gefreut haben, wenn sie gehört hätte, daß ihm etwas Böses zugestoßen

sei. Sie näherte sich daher dem vor dem Hause Stehenden und fragte ihn, ob hier der Kapitain Westergaard wohne und wie sich derselbe befinde.

„Der Kapitain wohnt seit gestern nicht mehr hier," erhielt sie zur Antwort; — „er ist wieder bei der Armee, die vor dem Feinde steht, angestellt worden und nach Sonderburg abgereist. Sie werden wohl wissen, daß es vor den Düppeler Schanzen bald blutige Köpfe geben wird."

Es war gerade damals die Zeit nach Räumung der Danewirke; in verschiedenen Gefechten war eine nicht unbedeutende Anzahl von Offizieren kriegsuntüchtig geworden, und das Kriegsministerium hatte nothgedrungen endlich Westergaards Gesuch berücksichtigt.

Ida war durch diese Nachricht in große Bewegung gerathen; wie ein Blitzstrahl durchzuckte sie der Gedanke:

„Nach Sonderburg! — Ihm nach!"

Es war ein unbestimmtes Gefühl, das sie diesen Entschluß fassen ließ, aber er stand in ihr fest; sie wußte noch nicht, ob und wie sie sich Westergaard dort wieder nähern wolle; sie dachte auch nicht daran, daß auf dem Kriegsschauplatze theurer und schwieriger ein Unterkommen zu finden sein würde als anderswo, was bei ihrer kleinen Kasse doch schwer in das Gewicht fallen mußte.

Auf der Eisenbahn fand sie zahlreiche Gesellschaft, die sich fast ausschließlich von Nichts Anderem als den Kriegsbegebenheiten unterhielt und die Deutschen nach Herzenslust verwünschte. Anfänglich achtete Ida gar nicht auf dieses Gespräch, denn sie hatte genug mit dem Gedanken zu thun, was sie in Sonderburg eigentlich beginnen solle, um sich für einige Zeit daselbst eine Existenz zu schaffen; die Idee, welche Anna Hansen gehabt hatte, den Lazarethen ihre Dienste anzubieten, lag ihr sehr fern, und wäre sie auch

darauf gekommen, so würde sie dieselbe doch mit Unwillen und Abscheu von sich gewiesen haben.

Ihre Reisegesellschaft sprach auch über das Spionagewesen, die sogenannte geheime Feldpolizei; das damals gerade bekannt gewordene Schicksal des Hardesvoigts Blaunfeld und seiner Genossen, die hier als die ehrenwerthesten Patrioten herausgestrichen wurden, gab Anlaß genug dazu. Es wurde dabei auch erwähnt, daß der Chef dieser Polizei sehr bereitwillig Anerbietungen zum Dienste annehme und die letzteren vortrefflich bezahle; nicht Männer allein gäben sich zu dieser vollständig organisirten Spionage her, sondern auch Weiber und Kinder würden dazu benutzt.

Ida wußte, nachdem sie eine Weile schweigend zugehört hatte, auf einmal, was sie in Sonderburg beginnen werde, und ihre Augen leuchteten wieder heller auf.

Abgesehen davon, daß sie in einer solchen Stellung, für die sie die nöthigen Fähigkeiten zu besitzen glaubte, natürlich Gewissenslosigkeit, Verschlagenheit und Kenntniß mehrerer Sprachen, für die nächste Zeit eine Existenz hatte, mußte dieselbe ihr auch Gelegenheit geben, in der Nähe Westergaards zu bleiben, ihn beobachten und vielleicht bei günstiger Gelegenheit ihre Rache an ihm kühlen zu können; er versah sich dort gewiß am allerwenigsten eines Angriffes von ihrer Seite, da er ihre Anwesenheit auf dem Kampfplatze gar nicht ahnen konnte.

Ida verknüpfte mit ihrem Entschlusse aber auch noch einen andern, für sie noch wichtigeren Zweck. Sie hatte Nichts mehr zu verlieren, aber Viel wiederzugewinnen; sie konnte und mußte deshalb auch Viel wagen. Sie wollte sich als eine vom Patriotismus Enthusiasmirte, durch keine eigennützigen Beweggründe Geleitete darstellen, jede Belohnung für die Dienste, die sie leisten würde, zurückweisen und nur so viel annehmen, als sie nothwendig zum Leben

gebrauchte. Das mußte Aufsehen erregen und sollte ihr die Gönnerschaft einflußreicher Personen einbringen, auf die gestützt, sie nach beendigtem Kriege, wenn das Glück ihr besonders günstig gewesen, ein Gnadengesuch für sich beim Könige einzureichen gedachte; sie war überzeugt, daß man sie dann, wenn sie ihre Reue bewiesen und dem Staate große Opfer gebracht hätte, ebenso entschuldigen würde, wie sie selbst es wohl zu thun versuchte.

Man wird später sehen, ob sie sich in dieser Kalkulation verrechnet hatte.

In Sonderburg angekommen, nachdem sie in Nyborg die Eisenbahn verlassen und sich mit der Post durch Führnen auf die Insel Alsen begeben hatte, zögerte sie nicht, den Polizeichef aufzusuchen, sobald sie in Erfahrung gebracht hatte, daß derselbe ihr und sie ihm nicht bekannt sei.

Es war derselbe Beamte, mit dem zusammen wir sie vor ihrem kühnen Unternehmen, die Absichten der Preußen im Sundewitt betreffs ihrer Landung auf Alsen zu erforschen, gesehn haben.

Als geübtem Physiologen gefiel ihm das Auge dieser Frau sogleich, und sowohl aus ihrer ganzen Haltung als aus den ersten Worten, die er mit ihr gewechselt hatte, gewann er die Ueberzeugung, daß sie den bessern Ständen angehöre und durch irgend welche Mißgeschicke, wo nicht eine große Schuld in diese zweideutige Lage und zu diesem ungewöhnlichen Entschlusse getrieben worden sei; ihre vollständige Kenntniß der deutschen Sprache und ihre Gewandtheit waren ihm aber viel zu kostbar, als daß er ein allzustrenges Examen mit ihr hätte einleiten sollen; Verbrecherin oder nicht, zum Spioniren war sie gut genug.

Ida kam seinen weiteren Fragen auch dadurch zuvor, daß sie freiwillig, mit Thränen in den Augen und mit der sanftesten, reuigsten Miene bekannte, sie habe gegen die

Gesetze ihres dänischen Vaterlandes gesündigt und hoffe jetzt diese Schuld abtragen zu können. An eine Mörderin dachte der Beamte dabei gewiß nicht.

Er ging also gern auf ihr Anerbieten ein und machte ihr die schönsten Versprechungen, sowohl in Bezug auf die Befürwortung des einzureichenden Gnadengesuches als auf eine reichliche Bezahlung in klingender Münze; wie groß war aber sein Erstaunen, als die Frau die letztere mit großer Entschiedenheit, sich auf ihren Patriotismus berufend, zurückwies und nur soviel verlangte, um ihre nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten zu können. Er bestärkte sie nun auf das Eifrigste in der Zuversicht, die ersehnte Gnade könne ihr unter keinen Umständen abgeschlagen werden.

Ida legte recht zufriedenstellende Probestücke, bald in dieser, bald in jener Verkleidung ab, und ihr Chef ertheilte ihr bald die wichtigsten Aufträge und schenkte ihr großes Vertrauen.

Sie war der desertirte Flensburger Schneider gewesen, und wenn ihre Nachricht auch zu spät eintraf, um die Anlage der ersten Parallele durch die Preußen verhindern zu können, so vermochte sie über dieselbe, die sie selbst ihrer ganzen Ausdehnung nach in Augenschein genommen hatte, doch die wichtigste Auskunft zu geben und setzte dadurch die Artilleristen in den Schanzen in den Stand, ihre Geschütze möglichst genau zu richten.

Ihr anderes Unternehmen nach dem Sundewitt hinüber war von noch besserem Erfolge gekrönt worden, und ihr fiel nicht die Schuld anheim, wenn man im dänischen Hauptquartiere nicht an ihre Mittheilungen glauben wollte und sich dennoch von den Preußen überraschen ließ.

Westergaard hatte sie in dieser ganzen Zeit, in der sie sich übrigens sehr zurückgezogen hielt, um nicht auf alte Bekannte zu stoßen, wohl einige Male gesehen, aber, wie

heiß das Blut dann auch in ihren Adern kochte, hatte sich ihr doch nicht die ersehnte Gelegenheit geboten, ihm Schaden zuzufügen.

Erst auf dem Schlachtfelde am Hörupphaff sollte es ihr gelingen, ihren Rachedurst zu sättigen.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Zu Ende des Monats Juni war Fritz Staffelt so weit wieder hergestellt, daß er sein Bett auf einige Stunden verlassen und im Lehnstuhle am geöffneten Fenster sitzen konnte, wenn die Sonne recht warm hineinschien. Die wirkliche Gefahr für ihn war jetzt überstanden, aber er mußte doch immer noch sehr auf seiner Huth sein, damit die nur langsam heilende Wunde nicht wieder aufbreche. Sein sehnlichster Wunsch war jetzt, seinen Vater und seine Schwestern die durch Kränklichkeit des Ersteren abgehalten worden waren, die Reise nach Fridericia zu machen, wiederzusehen, und er hatte auch schon von dem Generalkommando die Genehmigung erhalten, seine Nachkur in der Stadt Schleswig zu vollenden, aber der Arzt verlangte, daß er die Reise noch um einige Wochen verschiebe, um inzwischen erst mehr Kräfte zu gewinnen.

Da Eugenie gar nicht daran dachte, ihren Mann zu verlassen, hatte auch Herr von Schmidt sich bequemen müssen, einstweilen seinen Aufenthalt in der Stadt Fridericia zu nehmen, wo er sich, seine gewohnte Bequemlichkeit entbehrend, gerade nicht recht behaglich fühlte. Er sprach jetzt oft davon, sich im Schleswigschen wieder ankaufen zu wollen, sobald der Friede definitiv abgeschlossen sein würde.

Es handelte sich nun noch darum, welchen Entschluß Anna Hansen fassen werde, und Fritz machte sich darüber keine geringe Sorge. Er hätte, im tiefsten Gefühle seiner Dankbarkeit und Freundschaft, ihr ferneres Leben gern so glücklich und freudevoll, wie es nur in seinen Kräften stand, machen mögen, um ihr einen Ersatz für die trübe Vergangenheit, an der er ja, wenn auch ohne Absicht, soviel Schuld trug, zu geben. Der Beruf, den sie sich für ihre Zukunft gewählt hatte, konnte sie, seiner Ansicht nach, auf die Dauer nicht befriedigen, und wäre dies auch der Fall gewesen, so war er doch mit so vielen Mühen und so großer Entsagung verknüpft, daß sich dabei weder für ihren Geist noch für ihren Körper vollständige Heilung erwarten ließ.

Zwischen ihr und Eugenie hatte sich eine so innig schwesterliche Freundschaft geknüpft, daß Fritz nicht besorgte, dieselbe werde je locker werden oder sich gänzlich lösen können. Eugenie blickte wohl auch in das hoffnungslose Herz des armen Mädchens, obgleich ihr Fritz nie eine nähere Andeutung über ihr früheres Verhältniß gegeben hatte und sie zu zartfühlend gewesen war, deshalb eine Frage an ihn zu richten; aber sie fühlte sich durch die Bemerkung, die sie gemacht hatte, nicht beleidigt und vertraute der Liebe ihres Mannes vollkommen; in Anna's ganzem Wesen lag auch etwas so Achtunggebietendes, daß man jedes Mißtrauen gegen sie für eine Versündigung gehalten haben müßte.

Eugenie wünschte ebenso lebhaft als Fritz, daß Anna sie begleiten möge, sobald sie von Fridericia aufbrächen, aber jedes Mal, wenn sie diesen Wunsch unter vier Augen zu ihr aussprach, erhielt sie dieselbe entschieden verneinende Antwort wie das erste Mal.

So rückte die Zeit immer näher, in der ein bestimmter Entschluß gefaßt werden mußte. Der Krieg schien beendet; Alsen war genommen worden, der Waffenstillstand ab-

geschlossen und die Friedenskonferenzen eröffnet; man konnte die Befreiung der Herzogthümer von der dänischen Willkürherrschaft für gesichert betrachten, und wenn die Zukunft des Vaterlandes auch noch in dichte Wolken gehüllt war, so ließ sich doch nicht voraussetzen, daß das Schwert noch einmal dieselben werde zertheilen müssen.

So wurden denn in dem kleinen Kreise oft Bilder des gemüthlichsten Familienlebens ausgemalt; der alte Herr lächelte behaglich dazu, Eugeniens Augen leuchteten, auch Fritz war dann lebhafter als sonst, aber Anna bewahrte gewöhnlich ein tiefes Schweigen und man las den bitteren Kampf in ihrem Inneren, soviel Mühe sie sich auch geben mochte, ihn zu verbergen.

Je näher die Zeit heranrückte, die voraussichtlich ihre Trennung von der Familie herbeiführen mußte, desto stiller und trüber wurde sie; Alle konnten es bemerken und gewannen daraus die Ueberzeugung, daß sie sich durch ihre Weigerung, mit ihnen vereinigt zu bleiben, einen schweren Zwang auferlege.

Da hielt es denn Eugenie doch für Pflicht, noch einmal deshalb mit ihrem Manne zu sprechen und ihn zu bitten, daß er seinen zweifellos am meisten auf Anna wirkenden Einfluß aufbiete, um eine Sinnesänderung bei ihr herbeizuführen. Fritz versprach dies gern.

Er benutzte dazu die erste Gelegenheit, als er sich mit Anna allein befand.

Es war ein schöner, milder Abend, wie er die Herzen am weichesten und zugänglichsten zu stimmen pflegt; das Fenster war geöffnet, und die beiden an demselben Sitzenden hatten eine herrliche Aussicht auf das spiegelklare Wasser des kleinen Belts und die gegenüberliegende Küste von Fühnen, über die sich der wolkenlose, tiefblaue Himmel wölbte, vor sich. Fritz, der noch sehr bleiche und eingefallene

Wangen hatte und in dessen Bewegungen sich die körperliche Schwäche recht deutlich kundgab, ruhte in seinem Lehnsessel, und Anna hatte ihm gegenüber, mit einer Handarbeit beschäftigt, Platz genommen.

Eugenie war absichtlich mit ihrem Vater ausgegangen, um einige Besorgungen zu machen.

„Wenn ich doch erst wieder dort hinaus fahren könnte!" sagte Fritz mit einem leichten Seufzer, auf die gegen Süden führende Landstraße deutend, von der man zwischen den Trümmern der gesprengten Festungswerke hindurch ein Stück erblicken konnte.

„Gedulde Dich nur, die Zeit wird kommen," erwiderte Anna, deren Stirn sich bei seinen Worten leicht bewölkt hatte, träumerisch.

„Ja, ich hoffe, daß sie nicht mehr fern ist. Ich habe heute Nachmittag mit dem Arzte gesprochen, und er hat mich versichert, daß wir in spätestens acht Tagen würden abreisen können."

„In acht Tagen schon?" wiederholte Anna, die ihr Zusammenschrecken nicht zu verbergen vermocht hatte, leise.

„Mir kommt die Zeit noch zu lang vor; wie sehne ich mich nach meinem schönen Schleswig! — Eugenie und Du, liebe Anna, Ihr werdet mich dort umherführen, mich armen Invaliden, der wohl noch Monate der Erholung gebrauchen wird, bis er sich wieder ohne Hülfe frei bewegen kann. Der alte Vater, meine Schwestern und Lorenzen mit seinen blühenden Kindern werden uns dann begleiten, wir werden Partien nach allen schönen Punkten der Umgegend machen, vielleicht wird auch Welffen Urlaub erhalten, um sich uns anzuschließen. Ich bin überzeugt, Anna, daß Du Dich in unserem kleinen, friedlichen Familienkreise recht heimisch und zufrieden fühlen wirst."

Das Mädchen sah ihn mit einiger Verwunderung an,

denn sie hatte ja schon oft genug ihre Absicht ausgesprochen, sich auf die Inseln zu begeben, sobald er im Stande sein würde, Fridericia zu verlassen.

Fritz fuhr, sich stellend, als ob er ihren fragenden Blick gar nicht bemerke, fort, von den Annehmlichkeiten seiner Vaterstadt und dem häuslichen Leben daselbst zu erzählen, bis sie ihn endlich mit den Worten unterbrach:

„Ich danke Dir dafür, daß Du mir eine so genaue Schilderung des Euch bevorstehenden Lebens entwirfst, denn wenn ich ferne von Euch bin, werden Euch meine Gedanken wenigstens stündlich begleiten können."

„Vorläufig wirst Du uns doch jedenfalls begleiten?" fragte er ganz unbefangen.

„Das ist unmöglich; ich habe bereits vor einigen Tagen an Dr. Gjertsen, der jetzt einem Lazarethe in Nyborg vorsteht, geschrieben und ihn gebeten, mir für die nächste Zeit daselbst eine Stelle offen zu erhalten."

„Das hast Du gethan, Anna, ohne uns ein Wort zu sagen?" fragte Fritz etwas unwillig.

„Wozu die Worte, da mein Entschluß unwiderruflich gefaßt ist?"

„Du hattest mir aber doch versprochen, mich nicht eher zu verlassen, bis ich vollständig wiederhergestellt sein werde."

„Bis Du ohne Gefahr meiner Pflege entbehren könntest," verbesserte sie.

„Das kann ich jetzt unbedingt noch nicht. Eugenie ist, bei allem ihren guten Willen, nicht so gewandt und erfahren wie Du. Ueberdies hat mich der Arzt besonders vor jeder Gemüthsaufregung gewarnt, und einer solchen, sehr tiefen und gefährlichen würde ich nicht entgehen können, wenn ich mich jetzt schon von Dir trennen müßte. Nein, meine gute Anna, ich verlange von Dir das Versprechen, daß Du uns wenigstens einige Monate begleitest; gefällt es Dir

dann nicht bei uns, ist der Drang zu dem von Dir erwählten Berufe wirklich so mächtig, daß Du ihm nicht widerstehen kannst, dann wird es immer in Deinem freien Willen liegen, uns wieder zu verlassen."

Anna hatte den Kopf gesenkt und gab keine Antwort.

„Nun, habe ich Dein Versprechen?"

„Du führst mich in eine schwere Versuchung," erwiderte sie in einem Tone, der bewies, daß sie die Wahrheit spreche, — „besonders dadurch, daß Du behauptest, der Abschied zwischen uns könne zu aufregend und schädlich für Deine Gesundheit werden. Aber Du täuschest Dich; hast Du nicht alle Deine Lieben um Dich und wird ihre zärtliche Fürsorge mich Dir nicht bald ersetzen? — Du kannst mich nicht verkennen, Du weißt ja, daß ich zu jedem Opfer für Dich bereit bin."

„Mein Gott, handelt es sich denn hier um ein so großes Opfer?" rief Fritz.

„Größer, als Du es Dir denken magst," antwortete sie mit einem tiefen Seufzer.

„Ich verstehe Dich nicht, Anna. Dr. Gjertsen wird die Stelle, die er Dir zugesagt hat, auch einige Wochen oder Monate länger offen erhalten können."

„O das ist es nicht allein! — Aber dringe nicht mit weiteren Fragen, die ich Dir nicht beantworten kann, in mich; wenn Du mir Deine Freundschaft beweisen willst, so verzichte auf Deinen Wunsch."

„Es ist der Wunsch von uns Allen; zürne mir deshalb nicht, wenn ich nicht so nachgiebig bin, wie Du es verlangst. Wenn wir nicht fürchteten, daß das Amt, welches Du zu übernehmen gedenkst, Dir doch nicht die innere Befriedigung zu geben vermag, die Du suchst und die wir Dir von ganzem Herzen wünschen, daß es außerdem auch Deine körperlichen Kräfte aufreiben muß, — ich weiß ja am besten,

welche Beschwerden Du hier seit Monaten ausgestanden hast, — so würden wir nicht versuchen, Deinen Entschluß wankend zu machen; jetzt ist es aber eine Freundespflicht, Dir eine heitere und bessere Zukunft zu eröffnen, — Du darfst uns unserer und Deiner selbst wegen diese Freude nicht nehmen."

Fritz hatte im herzlichsten Tone gesprochen, und sie schien auch tief bewegt dadurch zu sein.

„Lasse uns offen sprechen," sagte sie nach einer kleinen Pause. „Ich weiß recht gut, daß ich ein schweres Amt zu übernehmen im Begriff bin, daß ich damit jeder Freude, wie sie uns das äußere Leben bieten kann, entsage und daß meine Gedanken oft in heißer Sehnsucht zu Euch zurückfliegen werden; für alles Das werde ich keine andere Entschädigung haben als das tröstende innere Bewußtsein, eine heilige Pflicht gegen die Menschheit zu erfüllen; ich selbst habe das Leiden gut genug kennen gelernt, um den Wunsch zu empfinden, es bei Anderen lindern zu können. Jetzt bin ich vollständig auf diesen Beruf vorbereitet und gehe ihm freudig entgegen; würde ich das Leben erst von einer andern Seite kennen lernen, wie Ihr es mir in Eurem Hause und in Eurer Gesellschaft anbietet, so würde ich vielleicht die Kraft schwinden fühlen, mich jener heiligen Pflicht zu weihen. Und was kann ich Euch nützen? — Mein Trübsinn würde Euch oft unangenehm berühren, Euch manche heitere Stunde verbittern, — es ist nicht wohlgethan von dem Unglücklichen, unter Glücklichen zu weilen."

Bei den letzten Worten waren ihr wider Willen die Thränen in die Augen getreten, und sie wandte sich rasch ab, um dieselben zu verbergen.

„Ich theile Deine Bedenken nicht, Anna," erwiderte Fritz, nur mühsam seine Fassung erhaltend. „Unsere Aufgabe, die wir Alle mit Freuden übernehmen, soll es ja eben

sein, Deinen Trübsinn zu bezwingen, und so vielen um Dich vereinigten Freunden, die den wärmsten Antheil an Deinem Glücke nehmen, muß dies gelingen. Fühlst Du Dich dann ganz zufrieden unter uns, erscheint Dir durch unsere Bemühungen die Welt in sonnigerem Lichte als jetzt, hast Du bei uns eine neue Heimath gefunden und drängt sich Dir insgeheim der Wunsch auf, sie nicht wieder mit dem mühevollen, traurigen Leben in der Fremde zu vertauschen, dann ist dies ja der sicherste Beweis, daß Du ein Unrecht an Dir selbst gethan haben würdest, wenn Du Dich in anderer Weise gebunden hättest. Lasse uns einen Vertrag schließen: mache den Versuch, mit uns zu gehn, und wenn Du nach drei, sechs Monaten oder einem Zeitraum, den Du selbst bestimmen magst, noch ebenso denkst, wie heute, so gebe ich Dir im Namen aller Meinigen das Versprechen, daß wir Dich nicht länger von dem Berufe, dem sich Dein Herz zuneigt, abzuhalten suchen werden. Willige ein, ich, als Dein bester Freund, bitte Dich von ganzem Herzen darum, und gieb mir die Hand darauf, daß Du Dich nach Ablauf der gesetzten Frist wahr und ohne Rückhalt über Deine Wünsche zu mir aussprechen willst."

Anna zögerte noch, sie kämpfte augenscheinlich mit sich selbst, aber er, dem sie jede Bitte nur so schwer abzuschlagen vermocht hätte, redete ihr so eindringlich zu und erinnerte sie von Neuem daran, daß ihre Anwesenheit zur vollständigen Wiederherstellung seiner Gesundheit durchaus erforderlich sei, bis sie ihm ihre zitternde Hand reichte. Seine Freude darüber war so groß, daß er diese Hand leidenschaftlich küßte, bis sie ihn ernstlich ermahnte, sich nicht einer so lebhaften Bewegung, die ihm nachtheilig werden könne, zu überlassen.

„Also auf sechs Monate ist unser Vertrag abgeschlossen?" fragte er heiter.

„Vorläufig auf drei.“

„Wie Du es bestimmst, ich will nicht weiter in Dich dringen. Wir werden also unsere Bemühungen verdoppeln müssen.“

„Gebe Gott, daß ich dieses mir abgedrungene Versprechen nicht bereuen möge!“ sagte Anna zu sich selbst.

Herr von Schmidt und seine Tochter waren auf das Freudigste überrascht, als sie bei ihrer Rückkehr erfuhren, daß Anna ihren Entschluß geändert habe; Eugenie umarmte die Freundin so herzlich und ihre Worte kamen offenbar aus so vollem Herzen, daß Anna sich auf das Wohlthuendste dadurch berührt fühlte und ihr die Prüfung, die sie sich auferlegt hatte, schon um Vieles leichter erschien.

Fortan war fast nur von den Reisearrangements und Plänen, wie man in Schleswig leben wolle, die Rede; auch Fritz fühlte sich jetzt durch die Gewißheit, daß seine Trennung von Anna noch in weitere Ferne gerückt sei, viel beruhigter, was nicht geringen Einfluß auf seinen körperlichen Zustand hatte.

Nach Verlauf der vom Arzte, einem sehr verständigen Manne, festgesetzten acht Tage konnte er ohne Bedenken in den bequemen Wagen geführt werden, der ihn, seine Frau, Anna und Herrn von Schmidt in kleinen Reisetouren nach Schleswig bringen sollte.

Die frische Luft, das frische Grün der Wiesen und Wälder, die stets vor seinen Augen wechselnden Bilder, die er auf dem Krankenlager so lange entbehrt hatte, erquickten Fritz ungemein und erhielten ihn in der besten Stimmung; nie in seinem Leben hatte er sich über die gewöhnlichsten Dinge, an denen er sonst, ohne sie zu beachten, vorübergegangen war, so gefreut wie jetzt, und sein Auge wurde noch strahlender, wenn er es auf Eugenie und Anna richtete und ihnen abwechselnd warm die Hand drückte. Die

Reise strengte ihn nicht im Mindesten an, und je mehr man sich der Stadt Schleswig näherte, desto wohler fühlte er sich.

Der Advokat und seine Töchter erwarteten die Reisenden, die sie von dem Tage ihrer Ankunft brieflich in Kenntniß gesetzt hatten, mit Ungeduld. Lorenzen war bereits nach Schleswig zurückgekehrt, und in den nächsten Tagen hoffte auch Welffen den erbetenen Urlaub zu erhalten. Er hatte seiner Braut eine große Ueberraschung zugedacht, und Lorenzen, der davon Kenntniß hatte, hütete sich, das Geheimniß zu verrathen.

Die Regimenter, welche sich im Kampfe befunden, hatten natürlich mannigfache Verluste erlitten, die wieder ausgeglichen werden mußten. Welffen war zum Hauptmann und Kompagniechef ernannt und überdies wegen wiederholter Auszeichnung im Gefechte mit einem Orden dekorirt worden. In Folge dieser mit Gehaltserhöhung verknüpften Beförderung bedurfte er nur noch eines Vermögensnachweises, den der Advokat wohl liefern konnte und wollte, um den königlichen Consens zu seiner Verheirathung zu erlangen.

Der alte Staffelt hatte in letzter Zeit manche bittere Stunde gehabt; wenn ihm einerseits selbstredend das Schicksal seines Sohnes solche bereitete, so war er andererseits auch gar nicht mit dem Gange der Dinge, so weit sie sein Vaterland betrafen, zufrieden, sondern blickte mit sorgenschwerem Auge in dessen Zukunft. Als einer der eifrigsten Anhänger des Erbprinzen von Augustenburg, dem auch er bereits als seinem Landesfürsten gehuldigt hatte, mißtraute er der Politik Oesterreichs und Preußens. Diese Gemüthsstimmung wirkte auch auf seinen schon schwächlich gewordenen Körper, und seinen besorgten Töchtern schien es hohe Zeit zu sein, daß ein freudiges Ereigniß, wie Fritzens Rückkehr, den alten Herrn wieder auf andere Gedanken bringe.

Der lang ersehnte Tag war endlich herangekommen,

und der Advokat und seine Töchter, sowie Lorenzen begaben sich auf den Bahnhof, um den Zug zu erwarten, der die Reisenden in Flensburg aufgenommen hatte.

Auf den schleswigschen und holsteinischen Bahnhöfen herrschte damals fast immer ein reges Leben, denn Truppenabtheilungen, Geschütze und Munitions-Kolonnen, Verwundete und Beurlaubte mußten hin und her befördert werden, und dazu kam noch eine Menge von Reisenden, welche die Neugierde auf den Kriegsschauplatz trieb, sobald der Waffenstillstand abgeschlossen war. Eine Reise durch das Land war um jene Zeit interessanter als je, denn überall sah man Bewegung und Leben, die Städte und Dörfer prangten noch im Flaggenschmucke, den sie im ersten Freiheitsrausche angelegt hatten, man sah meistens freudige Gesichter und hörte überall aus voller Kehle das Lied von dem „meerumschlungenen Vaterlande" singen.

Der enge Perron des Bahnhofes war auch an diesem Tage mit Menschen angefüllt, denn man erwartete einen von Norden kommenden Transport österreichischer Verwundeter, die in dem zum Lazarethe eingerichteten Schlosse Gottorp untergebracht werden sollten. Bei solchen Gelegenheiten drängten sich die Einwohner von Schleswig, Männer und Frauen, gewöhnlich hinzu, nicht aus müßiger Neugierde, sondern die von der Reise Ermüdeten zu erquicken und bei ihrem Transporte behülflich zu sein; nicht selten kam es auch vor, daß dieser oder jener Verwundete, dessen Zustand besonderes Interesse erregte, in ein Privathaus, wo er die sorgfältigste Pflege erhielt, aufgenommen wurde, wenn die Aerzte dies gestatteten.

In der Stadt und ihrer nächsten Umgegend war für gut gelegene und bequem eingerichtete Lazarethe gesorgt worden, und die Frauen der Bürgerschaft wetteiferten darin, dieselben mit Zusendungen von Speisen für die Kranken zu

unterstützen. Der schleswig-holsteinsche Patriotismus und die Gastfreundlichkeit seines Volkes haben sich in diesem Kriege nie verleugnet, wie schwere Lasten derselbe auch mit sich bringen mochte.

Durch die Schlucht, welche die ehemaligen, nach der Abtragung großen Rasenhügeln ähnlichen Dannewirke dicht vor der Stadt bilden, brauste der Zug heran. Wer etwas Liebes mit ihm zu erwarten hatte, dem klopfte das Herz lauter.

Der Zug hielt, und Clara und Emma stießen gleichzeitig einen Ruf der Freude aus, denn sie hatten an dem Fenster eines Coupé's bereits das blasse und doch fröhliche Gesicht Fritzens bemerkt. Umsonst ermahnte Lorenzen zur Mäßigung, sowohl aus Rücksicht für den alten Vater als für den Verwundeten; sie zogen den Ersteren mit sich fort, und bald schloß er, während ihm die Freudenthränen über die Wangen rannen, den wiedergewonnenen Sohn an seine Brust.

Emma hatte es auf sich genommen, nach der ersten Begrüßung ihres Bruders sich sofort Anna Hansen zuzuwenden, die es sonst schmerzlich hätte empfinden können, daß sie dem Familienkreise eigentlich nicht angehöre; Unglückliche sind am leichtesten zum Mißtrauen geneigt. Mit herzlicher Schwesterliebe nahm sie das verwaiste Mädchen in ihre Arme und überschüttete sie mit ihrer Zärtlichkeit und Danksagungen für Alles, was sie an dem theuren Bruder gethan hatte. Clara folgte dem Beispiele ihrer Schwester, und auch der Advokat, durch Fritz darauf aufmerksam gemacht, reichte ihr die Hand und bat sie, sich fortan als seine Tochter zu betrachten.

Anna hätte sich keinen bessern Empfang wünschen können, und die Thränen der tiefsten Rührung standen ihr in den Augen, während sie mit einer Art wehmuthsvoller Befriedigung auf diese glücklich wiedervereinigte Familie blickte.

Ihr selbst war ein solch' häusliches Glück auf immer verschlossen, sie hatte keine Familie und keine Heimath mehr, und doch durfte sie nicht undankbar gegen das Geschick sein, daß ihr in der Gesellschaft dieser guten, ihr so liebevoll entgegenkommenden Menschen einen Ersatz für ihre Verluste zu geben versuchte.

In einem bereit gehaltenen Wagen fuhr Fritz nach dem elterlichen Hause, das ihn wieder so traulich anheimelte, und bald war daselbst Alles in die alte friedliche Ordnung gekommen.

Er und Eugenie bezogen die eine Hälfte des Erdgeschosses, während der Advokat und seine jüngste Tochter, letztere mit Anna gemeinsam, die andere inne hatten, und Lorenzen richtete sich mit seiner Familie in den Dachstübchen ein. Das Haus war so voll geworden, daß es nicht einmal mehr Herrn von Schmidt aufnehmen konnte, der sich übrigens auch nur einige Tage in Schleswig aufzuhalten gedachte, um dann nach seinem Gute zurückzureisen.

Schon von Fridericia aus hatte er die Anordnung getroffen, daß dasselbe zum Verkaufe gestellt werde, und es hatten sich mehrere darauf Reflectirende gemeldet. Lorenzen sollte ihn begleiten und ihn beim Abschlusse des Geschäfts behülflich sein.

Schon in den nächsten Tagen langte auch Welffen an; er sah überaus glücklich aus. Anfänglich erwähnte er gar nicht seines Avancements, und erst, als seiner Clara die beiden Sterne auf den Epauletten in die Augen fielen und sie ihn überrascht fragte, was Das zu bedeuten habe, wurde der neue Hauptmann als solcher von allen Seiten jubelnd begrüßt.

„Werden wir nun nicht nächstens eine Hochzeit im Hause feiern?" fragte Lorenzen, der Reihe nach lächelnd den Advokaten, seinen Freund und Clara anblickend.

Die Letztere erröthete und flüchtete sich an Welffens Brust, der Advokat sagte ernst:

„Wenn der Friede geschlossen und das Schicksal unseres Vaterlandes entschieden ist. Dann werde ich Clara's nicht mehr bedürfen, denn unter der Erde des freien, selbstständigen Landes möchte ich, der fühlt, daß seine Kräfte zu Ende gehn, je eher desto lieber mein müdes Haupt zur Ruhe legen."

Diese Antwort, die aus dem düsteren Gemüthszustande des alten Mannes entsprang und durch die er gewiß Niemand absichtlich hatte verletzen wollen, brachte doch einen Mißklang in die schöne Harmonie.

Welffen, der seine politischen Ansichten kannte, biß sich auf die Lippen, Clara schmiegte sich noch fester an ihn und schien ihn durch ihren innigen, treuen Blick um Verzeihung für die herbe Aeußerung des Vaters zu bitten, Lorenzen, Fritz und Anna blickten etwas betroffen zu Boden, und Emma, die sich zuerst wieder gefaßt hatte, suchte die Heiterkeit dadurch wieder herzustellen, daß sie einen Spaziergang in den Garten vorschlug, in dem man dann den Kaffee bei der herrlichen Aussicht auf die Schlei und ihre Ufer einnehmen wolle.

Auf Eugenien's und Anna's Arm sich stützend, betrat Fritz den Platz, wo er so oft als Knabe gespielt hatte, wieder und konnte Beiden nicht genug von diesem oder jenem Erlebnisse aus seiner Jugendzeit erzählen.

Welffen, der mit Clara den Schluß des Zuges machte, flüsterte ihr etwas kleinlaut zu:

„Ich gedachte, Euch noch eine andere Mittheilung machen zu können, aber ich bezweifle nach der Aeußerung Deines Vaters, daß er wenigstens sie zu den angenehmen rechnen wird."

Clara blickte ihn fragend und etwas ängstlich an.

„Gestern hat unser Regiment den Befehl bekommen, in nächster Zeit schon in der Stadt Schleswig und ihrer Umgegend seine Quartiere zu nehmen, und zwar sollen wir uns hier auf längere Zeit einrichten.“

Clara hätte vor Freude laut aufjubeln mögen.

„Und Das hast Du Böser uns nicht sogleich mitgetheilt?“ rief sie.

„Ich war gerade im Begriff, es zu thun, aber die Worte Deines Vaters hielten mich davon ab. Er sieht uns nicht gern hier, — ich spreche nicht von meiner Person, sondern von der Uniform, die ich trage, — und allerdings läßt sich aus dieser Truppendislokation auf längere Zeit nicht der günstigste Schluß auf den Stand der Augustenburgischen Interessen ziehen.“

„Sei in Deinem Urtheile nicht hart gegen den Vater; er ist ein alter Mann, der starr an Dem, was er einmal für das Richtige erkannt hat, festhält.“

„Gott bewahre mich, daß ich ungerecht sein sollte! Ich ehre die Ansicht eines Jeden, wenn sie aufrichtig ist.“

„Der Vater wird es schon meinetwegen Dich nie absichtlich fühlen lassen, daß er mit den politischen Verhältnissen unzufrieden ist. Sage einmal, lieber Carl, wenn wir Schleswig-Holsteiner nun preußisch werden sollten, bleibt Dein Regiment dann hier in Schleswig in Garnison stehen?“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht und bezweifle es auch,“ meinte Welffen und fügte, ihr lachend mit dem Finger drohend, hinzu:

„Hüte Dich, Clärchen! Du scheinst der preußischen Annexion gar nicht so abgeneigt zu sein.“

„O ich bin auch nur ein Mädchen!“ rief sie erröthend, — „obenein ein Mädchen, das liebt!“

## Sechszehntes Kapitel.

Als Ida sich aus dem Polizeigefängnisse in Sonderburg befreit sah, eilte sie, ohne einen anderen Gedanken als den an ihre Rettung zu haben, auf die Straße hinaus. Von Dankgefühl für Lorenzen war keine Rede bei ihr; sie haßte ihn jetzt, wie sie Westergaard haßte, freilich nicht mit demselben guten Grunde; sie würde von dem Einen keine Wohlthat beansprucht, von dem Anderen eine solche nicht angenommen haben, wäre ihr Stolz nicht schon gebrochen und ihre moralische Kraft gesunken gewesen.

Die Straßen der kleinen Stadt waren noch immer mit Soldaten angefüllt, und sie wußte, daß sie, falls einer derselben sie erkannte, verloren sein würde; eine Frau war hier überhaupt auffällig, da fast alle Einwohner die Stadt verlassen hatten. Auch außerhalb der Stadt konnte sie sich nicht für gesichert halten, denn die ganze Gegend war von preußischen Truppen überschwemmt.

Sich soviel als möglich unter ihrem großen Umschlagetuche verbergend, drängte sie sich durch das Getümmel, ohne auf die an sie gerichteten Fragen und die Späße, welche zuweilen von den Soldaten über sie gemacht wurden, zu achten; hielt sie einmal Jemand in allzugroßer Galanterie auf, so riß sie sich los und setzte eiligst ihren Weg fort. Da ihr Sonderburg genau bekannt war, hatte sie bald den nächsten Ausgang erreicht und befand sich nun auf freiem Felde.

Sie hatte jetzt zwischen zwei Wegen zu wählen; der eine führte sie nach Norden, in welchem Theile der Insel die Preußen nicht zu vermuthen waren, wo sich ihrer Einschiffung nach Fühnen aber Schwierigkeiten in den Weg stellen konnten, der andere nach der Halbinsel Kekenis; er

war kürzer und für sie besseren Erfolg versprechend, aber sie blieb auf ihm auch größerer Gefahr ausgesetzt, weil ihn der größte Theil des preußischen Corps eingeschlagen hatte und von dem Kampfplatze in fast ununterbrochener Reihenfolge kleine Abtheilungen, Ordonnanzen, Verwundete und Gefangene zurückkehrten.

Ida schlug dennoch die letztere Richtung ein, da sie auf diese Weise eher Alsen verlassen zu können hoffte, vermied aber die große Straße und brach sich durch die Knicks und Felder eine Bahn. Wenn sie dabei auch bemerkt wurde, so konnte man sie für eine durch den Kampf aufgeschreckte Flüchtige aus einem der umliegenden Dörfer halten. Es gab sich übrigens Niemand die Mühe, sie aufzuhalten und auszufragen, nur einige verlassene Verwundete, sowohl Dänen, als Preußen, riefen sie an und baten sie mit kläglicher Stimme, ihnen etwas Trinkwasser zu besorgen oder ihre Wunden zu verbinden; darauf ließ sie sich aber durchaus nicht ein, denn in der eigenen gefährlichen Lage machten die Leiden Anderer nicht den mindesten Eindruck auf sie.

So war sie auf den Platz vor dem Süderholze bei Hörup angelangt, auf dem ein heißer Kampf stattgefunden hatte; die Todten und Verwundeten lagen hier zahlreicher als anderswo umher.

Ida achtete auch hier auf keine an sie gerichtete Bitte, sondern suchte so schnell als möglich das Wäldchen zu erreichen, aber plötzlich tönte eine Stimme an ihr Ohr, durch die ihr Fuß festgebannt wurde. Sie sah sich rasch um, und der Ausdruck höhnischer Freude trat auf ihr Gesicht, als ihr Blick auf einen verwundeten Offizier fiel, der sich bis an einen Knick geschleppt und, auf dem Boden sitzend, den Rücken an denselben gelehnt hatte, während er mit seinem Taschentuche das aus der Brust quellende Blut zu stillen versuchte.

„Kommt doch auf einen Augenblick hierher, Frau!" hatte er ihr mit schwacher Stimme in deutscher und dänischer Sprache zugerufen. „Helft mir ein wenig, ich will es Euch gut bezahlen."

Ida hatte schon die Stimme erkannt, sie blickte jetzt in das todtenbleiche, von Schmerz entstellte Gesicht Westergaards, der nicht ahnen konnte, wessen Hülfe er angesprochen hatte, da seine Frau ihr Gesicht fast ganz verhüllte.

Nach kurzem Zögern trat sie wirklich an ihn hinan.

Der Verwundete war durch den Blutverlust schon so geschwächt, daß es vor seinen Augen dunkelte; er heftete sie starr auf Ida, die, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß kein Beobachter in allzugroßer Nähe sei, — die hülflosen Verwundeten fürchtete sie nicht — das Tuch von ihrem Gesichte zurückschlug, aber er erkannte sie wohl nicht, denn in seinen Mienen ging keine Veränderung vor.

„Wasser! nur einen Trunk Wasser!" stöhnte er. „Meine Eingeweide brennen."

Ida trat noch dichter an ihn hinan und beugte sich so tief nieder, daß ihr Athem sein Gesicht berührte.

„Erkennst Du mich nicht mehr, Gustav?" fragte sie, aber keineswegs im Tone zärtlicher Liebe, sondern kalt und rauh.

Der Verwundete riß die Augen weit auf und starrte die Frau eine Weile ungläubig an, dann faßte er nach ihrer Hand, die sie zurückzog, und fragte matt und sanft:

„Bist Du gekommen, um mir zu helfen, Ida? — Dann habe Erbarmen und schaffe mir zunächst einen Trunk Wasser."

„Du bist also bei vollem Bewußtsein? Du erkennst mich?" wiederholte sie.

„Ja; hast Du mir verziehen? O Du bist edler als ich, daß Du mich in dieser schweren Stunde nicht verlassen hast."

„Siehst Du es ein, Elender?" fragte sie in einem Tone, der ihn erschrecken mußte, denn er zuckte heftig zusammen.

„Ja, ja, ich sehe es ein, ich bitte Dich um Verzeihung. Wenn ich wieder hergestellt bin, will ich nie wieder hart gegen Dich sein."

Ida lachte höhnisch auf.

„Du fassest Deine guten Vorsätze sehr spät," sagte sie. „Wer bürgt mir denn dafür, daß sie Dir nicht blos die Todesangst abdrängt und daß Du mich, falls Du wirklich wieder hergestellt würdest, was ich kaum glaube, auslachst und verhöhnst, weil ich Deinen Worten Glauben geschenkt hätte?"

„Ich schwöre Dir, Ida, daß ich bereue. Wasser!"

„Wozu noch Wasser? Wozu Linderung Deiner Schmerzen? — Du wirst bald von ihnen befreit sein — durch den Tod, verstehst Du mich wohl? — Du wirst und mußt sterben."

„Mitleid!" stöhnte der Verwundete.

„Hast Du Mitleid mit mir gehabt? mit irgend einem Menschen? — Hast Du nicht Alle verrathen und betrogen? Und Du sprichst das Mitleid Derer an, gegen die Du gerade am abscheulichsten gehandelt hast! — Bist Du nicht stets mein Teufel gewesen? — Wer hat die giftige Saat des Verbrechens, das mich so unendlich elend gemacht hat, in mein Herz gestreut? Wer hat mir die Mittel zu seiner Ausführung in die Hand gegeben? Wer endlich hat, nachdem er mein ganzes Unglück bewußt verschuldet, mir gedroht, mich dem Gerichte und dem Henker zu überliefern? — Warst Du das nicht?"

„Es war mir nicht Ernst damit."

„Gleichviel, Du würdest es ohne Bedenken gethan haben, wenn es zu Deinen Zwecken gepaßt hätte. Ich

habe Dir damals unversöhnliche Rache geschworen, und Du weißt, daß ich mein Wort stets gehalten habe. Jetzt ist der Augenblick gekommen, mich an Dir rächen zu können. Es ist eine Wohlthat, eine Befriedigung für mein Herz, Dich zu meinen Füßen hülflos in Schmerzen vergehen und verschmachten zu sehen."

Westergaard ließ das Haupt auf die Brust sinken und gab keine Antwort mehr; er hatte sich von der Nutzlosigkeit seiner Bitten überzeugt.

Das beleidigte Weib war zum Teufel geworden; ihre dunklen Augen glühten wie feuersprühende Kohlen, ihre Lippen zuckten, und ihre Hände hatten sich geballt. Sie rüttelte den Verwundeten, als fürchte sie, eine Ohnmacht könne ihn verhindern, sie bis zu Ende zu hören, unsanft an den Schultern; das Blut quoll noch stärker aus seiner Brustwunde hervor.

„Hülfe! Hülfe!" jammerte Westergaard mit halberloschener Stimme, die seinen Ruf nur wenige Schritte weit forttrug. „Dieses Weib will mich tödten!"

„Du hast Recht, ich werde Dich tödten, Elender!" rief sie wild. „Ich habe mir gelobt, mich an Dir zu rächen, und die Zeit drängt uns Beide; in Kurzem schon könntest Du meiner Rache für immer entgangen sein."

Sie suchte mit den Augen umher und bemerkte ein Soldatengewehr, das in nicht weiter Entfernung auf dem Boden lag.

Es schnell aufraffend, untersuchte sie es; es war noch geladen.

„Der Zufall ist mir günstig!" rief sie triumphirend. „Es ist seine Bestimmung, daß er von meiner Hand sterben soll!"

Dann kehrte sie wieder zu dem Sterbenden zurück und rüttelte ihn erbarmungslos von Neuem auf.

„Hast Du noch das Bewußtsein, Westergaard?" schrie sie ihm in das Ohr. „Du schlägst die Augen auf, — Gott sei Dank, Du lebst noch, Du wirst mich hören!"

„Hülfe! — Wasser!" stöhnte er wieder.

„Geduld! Höre mich an, Mensch! — Ist Gattenmord eine Sünde? — Du willst mir nicht antworten! — Hast Du mir nicht gerathen, Stjernborg zu ermorden? — Es ist also keine Sünde, nach Deiner Ansicht, dabei? — Gut! Ich werde Dich jetzt tödten, — ich bin Deine Gattin, — Du wirst mich nicht anklagen können! — Gieb Acht, Gustav! ich werde Dir diese Kugel durch den Kopf jagen; wenn ich nicht fürchtete, daß wir gestört werden könnten, würde ich Dich noch länger leiden lassen."

Westergaard mußte die Worte des vor Wuth halb wahnsinnigen Weibes verstanden haben, denn er machte eine schwache Bewegung, das auf ihn gerichtete Gewehr bei Seite zu stoßen; er hatte nicht mehr die Kraft dazu.

„Erbarmen!" stammelte er noch einmal.

Ida konnte kein Wort mehr hervorbringen, so sehr hatte sich die Leidenschaft ihrer bemächtigt. Ihre Hand zitterte nicht, als sie die Mündung des Laufes gegen seine Stirn setzte, so daß er schaudernd zurücksank.

„Auf Nimmerwiedersehn!" brachte sie nur noch mühsam hervor, dasselbe Wort, mit dem er sie zuletzt in Kopenhagen entlassen hatte.

Dann drückte sie ab; der Schuß krachte, und Westergaards Gehirn und Blut spritzten weit umher. Die Ausrufe des Schreckens und der Drohung, welche einige in der Nähe liegende Verwundete, die Zeugen dieser Scene gewesen waren, ohne sie verhindern zu können, ausgestoßen hatten, brachten Ida wieder ganz zu sich selbst. Sie blickte sich verstört um, und als sie in der Ferne zwei Männer eilig herankommen sah, — es waren Lorenzen und Welffen, aber

sie erkannte sie nicht — warf sie das Gewehr von sich und stürzte, ohne noch einen Blick auf ihr Opfer zu werfen, in den Wald, der sie schnell Aller Blicken entzog.

Niemand schien sie zu verfolgen, aber sie ließ sich dennoch keine Ruhe, das böse Gewissen trieb sie vorwärts. Ob sie ihre letzte That bereute? — Man hätte es ihrer finsteren, zuweilen höhnischen Miene nach nicht glauben sollen.

Auf Umwegen suchte sie den Strand zu erreichen; dies war ihr schon beinahe gelungen, als sie in nicht weiter Entfernung einzelne Gewehrschüsse fallen hörte und, sich umwendend, mehrere dänische Infanteristen bemerkte, welche die gleiche Absicht wie sie zu haben schienen und von preußischen Jägern verfolgt wurden. Die Flüchtigen waren in vollem Laufe, nur hin und wieder blieb einer von ihnen stehen und feuerte auf die Verfolger, die sich dadurch keinen Augenblick aufhalten ließen.

An dem Punkte des Strandes, welchen die Dänen zu erreichen suchten, bemerkte Ida's scharfes Auge jetzt ein kleines Boot, das, an einem Pfahle vermittelst einer schwachen Leine befestigt, von den Wellen auf und nieder geschaukelt wurde. Sie selbst war dieser Stelle bedeutend näher als ihre flüchtigen Landsleute, die jedenfalls von dem Vorhandensein des kleinen Fahrzeugs, das ihnen Rettung bringen konnte, Kenntniß hatten.

Ida war eine kleine Weile unentschlossen. Wenn sie sich versteckt hielt, konnten die Preußen sie später dennoch finden, und der am Haff nach der Halbinsel Kekenis führende Weg war von ihnen schon vollständig verlegt. Bemächtigte sie sich dagegen des Bootes, so lief sie Gefahr, von den feindlichen Kugeln verfolgt zu werden, und übrigens war sie in dem Lenken eines Fahrzeuges auf dem Wasser so

wenig erfahren, daß sie leicht in die hohe See hinausgetrieben werden konnte.

In dieser kritischen Lage war aber schnelles Handeln die Hauptsache. Ida begriff dies und lief, so schnell sie ihre Füße tragen konnten, dem Boote zu, das sie erreichte, ohne daß eine der beiden Parteien sie bemerkt hätte.

Den Strick lösen, in das schwankende Fahrzeug springen, die Riemen ergreifen und es vom Lande abstoßen, war für sie das Werk eines Augenblicks. Was kümmerte sie sich darum, ob ihre Landsleute in Gefangenschaft geriethen oder von den Preußen niedergemacht wurden?

Die Angst gab ihr Kräfte und eine Geschicklichkeit, wie sie sich dieselbe nicht zugetraut hatte. Das Boot entfernte sich immer weiter vom Strande, aber es war noch lange nicht außer Schußweite, als die am Ufer athemlos anlangenden Dänen bemerkten, wie sie betrogen worden seien und daß es nun weiter keinen Ausweg zur Flucht für sie gebe. In ihrer Wuth stießen sie ein drohendes Geschrei aus und winkten der Frau im Boote, zurückzukehren, als diese aber nicht die geringste Rücksicht darauf nahm, schossen sie ihre Gewehre auf sie ab.

Die Kugeln pfiffen nahe an Ida vorbei, aber keine einzige traf das Boot. Jetzt erschienen auch die Preußen auf der Höhe am Strande, und die Dänen streckten die Waffen vor ihnen. Wenn die Jäger ihre weittragenden Büchsen gegen das fliehende Boot probirt hätten, so wäre es zweifellos um dessen Lenkerin übel bestellt gewesen, aber sie mochten sie wohl als eine Bundesgenossin, der sie die Gefangennahme der Dänen verdankten, betrachten oder sie schonten das Geschlecht in ihr, — sie ließen sie ungehindert weiterrudern.

Sie sah noch deutlich, wie die Gefangenen, als sie abgeführt wurden, ihr mit den erhobenen Fäusten drohten,

aber sie lächelte darüber, sobald sie sich außer aller Gefahr sah.

Was sie indessen befürchtet hatte, geschah nur zu bald; ihre Arme ermüdeten von der ungewöhnten Arbeit, und ihr Fahrzeug wurde von dem Strome, ohne daß sie es hätte verhindern können, dem Ausgange der Bucht, die Kekenis mit dem Haupttheile der Insel bildet, zugetrieben.

Sollte sie wieder an der Küste von Alsen stranden, wo die Preußen sie bequem in Empfang nehmen, vielleicht ihr Feuer auf sie eröffnen konnten, oder wurde sie in die offene See fortgerissen? Ein dritter Fall war nicht gut denkbar, wenn ihr nicht Zufälligkeiten zu Hülfe kamen, und einer der beiden ersten war so schlimm wie der andere.

Ida hatte doch noch große Lebenslust, denn sie zitterte; um sich wieder zu erholen, ließ sie dem Fahrzeuge seinen Gang.

Dasselbe trieb gerade auf die Spitze von Hirschholm, die nördliche Spitze von Kekenis, zu, wurde von dem Strome rasch um dieselbe fortgeführt und steuerte nun in südwestlicher Richtung gerade der offenen See zu. Ida hatte indessen eine Bemerkung gemacht, die ihr wieder Hoffnung gab.

In diesem Theile des Meerbusens lag nämlich ein großer Theil der dänischen Einschiffungsflotte vor Anker, freilich näher dem Lande zu, um von dort aus die geschlagenen Truppen an Bord zu nehmen. Vielleicht bemerkte man sie und schickte ihr Hülfe.

Schnell entschlossen riß sie ihr Umschlagetuch ab und befestigte es so hoch als möglich an den Mast, der segellos in dem Boote stand; dies war leicht als ein Nothzeichen zu erkennen.

Die Mannschaft der Fahrzeuge mußte aber mit der Einschiffung sehr beschäftigt sein und für nichts Anderes

Augen haben oder sie hielt es nicht für der Mühe werth, sich um das kleine Boot zu bekümmern, denn, so scharf und ängstlich Ida auch ausblickte, sandte doch keines der Schiffe ein Boot ab, um ihr zu Hülfe zu kommen. Dieselben blieben immer weiter hinter ihr zurück und entschwanden endlich ihren Augen gänzlich. Vor ihr lag die weite Wasserfläche, auf der sich kein Segel mehr blicken ließ, und wenn sie auch noch die Küsten, die sie von drei Seiten umgaben, erblicken konnte, so trieb sie doch gerade gegen Osten in das offene Wasser hinein.

In dieser verzweiflungsvollen Lage drohte ihr der Rest von Muth zu schwinden. Das Segel lag im Boote, aber sie war weder im Stande, es aufzuhissen, noch würde sie sich seiner richtig haben bedienen können. Die Küsten traten auch immer weiter zurück, und die Dämmerung begann sich über sie und das Wasser zu legen.

Ida hatte, im Boote sitzend, den Kopf in die Hände gestützt und machte sich die schrecklichsten Gedanken über das ihr bevorstehende Schicksal; was sie noch mehr ängstigte, war der Wind, der sich allmälig erhob und die Wasserfläche in immer stärker werdende Schwellungen versetzte.

Die gefürchtete Nacht brach ein. Ida konnte Nichts mehr vom Lande erblicken; wohin sie sah, fand sie nur dunkle Wogen, die unheimlich rauschten und ihr Wasser oft gegen den Bord des schwachen Bootes und über sie hinfort spritzten.

In dieser Lage würde auch ein geübter Seemann vielleicht verzagt sein; Ida sah noch viel mehr Schrecken um sich, als in Wirklichkeit da waren. Sie, die seit Jahren nicht mehr beten gewollt und gekonnt hatte, faltete unwillkürlich die Hände und blickte zu dem dunkeln Himmel empor, an dem die schnell hinziehenden Wolken kein Sternchen durchschimmern ließen; aber kein Wort des Gebetes kam über

ihre Lippen, dasselbe lag nicht einmal im Herzen, denn schaudernd fühlte sie wohl, daß sie, die Verbrecherin, kein Recht habe, den Schutz des Himmels in Anspruch zu nehmen. Leise stöhnend sank sie in das Boot zurück und gab die letzte Hoffnung auf.

So war sie in eine Geistesabstumpfung versunken, in der sie keinen klaren Gedanken mehr hatte; es schien ihr gewiß, daß sie auf die eine oder die andere Weise einen schrecklichen Tod in dieser Wasserwüste finden werde.

Erst als der Morgen wieder anbrach, kam Ida etwas mehr zu sich; sie fühlte sich an allen Gliedern gelähmt von der Nachtkälte, und das Verlangen nach Speise und Trank begann sie zu quälen.

Sie wußte nicht, daß sich das Boot, nachdem es aus der Strömung gekommen war, fast noch auf demselben Flecke wie Abends zuvor befand. Vergeblich blickte sie sich nach dem schwachen Scheine einer Küste am Horizonte um, und schon wollte sie wieder in ihren apathischen Zustand zurückversinken, als sich plötzlich ihr Auge starr auf einen kaum erkennbaren Punkt in weiter Entfernung heftete und ein konvulsivisches Zittern ihren ganzen Körper in Bewegung setzte.

Sie hatte sich nicht getäuscht, wenn sie ein Schiff zu sehen geglaubt hatte; die Segel wurden immer deutlicher, und allmälig hob sich auch der dunkle Rumpf über den Wasserspiegel hervor.

Einen Schrei halbwahnsinniger Freude ausstoßend, eilte sie, ihr Nothsignal, dessen sie sich in der Nacht zu ihrer Erwärmung bedient hatte, wieder aufzuhissen.

Das Schiff kam ihr wirklich näher, und bald war sie überzeugt, daß ihr Boot seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen sei, denn es wich ein wenig ab und nahm seinen Cours gerade auf sie zu.

Eine Stunde später erkannte sie ein stattliches Fahrzeug, das Kanonen führte und auf dessen Deck sich viele Menschen zu befinden schienen; von seinem Hackbord wehte der Danebrog. Ida würde sich auch glücklich geschätzt haben, wenn es die preußische Flagge geführt hätte.

Ein Boot wurde von dem Kriegsschiffe, das beilegte, herabgelassen, und als es fast das kleine Fischerfahrzeug erreicht hatte, sank die in dem letzteren Befindliche, in der die Seeleute, zu ihrem Erstaunen, schon eine Frau erkannt hatten, ohnmächtig um; die Anspannung ihrer Nerven und die Erschöpfung war zu groß gewesen.

Als Ida wieder erwachte, befand sie sich an Bord des Kriegsschiffes ziemlich gut gebettet und einen Militairarzt bei ihr beschäftigt, von dem sie auf ihre hastige Frage erfuhr, daß sie sich in Sicherheit auf einem Seiner Majestät Kriegsfahrzeuge befinde, das mit im Laufe der Nacht eingeschifften Truppen von Alsen nach Fühnen segle.

Ihre zweite Frage war nach dem Chef der Sonderburger Feldpolizei, denn sie hatte das Gefühl der Sicherheit vollständig wieder erlangt, sobald sie sich außer Gefahr sah, und war entschlossen, ihren alten Plan zu verfolgen, denn sie selbst rechnete sich die von ihr geleisteten Dienste um so höher an, als sie ihre ganze Beschwerlichkeit und Gefahr hatte ertragen müssen; daß man sie wegen des Mordes an Westergaard zur Verantwortung ziehen könne, fiel ihr nicht ein, denn sie war überzeugt, daß keiner jener Verwundeten, die Zeuge der That gewesen, als Ankläger gegen sie auftreten könne, da sie ja nur aus der Entfernung und obenein in einer Verkleidung von ihnen gesehen worden war; diese Leute waren auch theils Preußen gewesen, theils mußten sie, wenn sie nicht schon gestorben waren, in den Lazarethen des Feindes liegen.

Der Polizeichef war allerdings nicht auf dem Schiffe

anwesend, denn er hatte sich so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen gewußt, aber man sagte ihr, daß sie ihn jedenfalls auf der Insel Fühnen wiederfinden werde, und da sie auf alle an sie gerichteten Fragen nur erwiderte, daß sie Jenem allein davon Rechenschaft geben dürfe, wie sie in diese Lage gekommen sei, und daß er sie sehr gut kenne, durchschaute man ihren wahren Character und verlangte nicht weitere Auskunft.

Noch an demselben Tage warf das Schiff an der Westküste von Fühnen Anker und landete seine Truppen; da gegen die Frau kein besonderer Verdacht vorlag, überließ man ihr, sich den Weiterweg selbst zu suchen, nachdem einige Offiziere sie mitleidig mit dem Nöthigsten ausgestattet hatten.

Ida hatte erfahren, daß Der, den sie suchte, sich in Nyborg befinde; sie säumte daher nicht, sich dahin zu begeben.

In Nyborg angekommen, fand sie eine große Entmuthigung unter der Bevölkerung wie unter den Truppen vor; die Soldaten sprachen ganz offen aus, daß sie nutzlos aufgeopfert würden, die Offiziere hatten auch kein Vertrauen mehr, und die Bürger schwebten in der tödtlichsten Angst, die vereinigte feindliche Flotte könne sich in den nächsten Tagen vor ihre Stadt legen und dieselbe bombardiren, oder die Preußen, die ja unter der Führung ihres Prinzen kein Hinderniß zu kennen schienen, den Uebergang von Alsen auf ihre Insel wie den über den Alsensund ausführen.

So sah es aber nicht allein auf Fühnen, sondern auch auf den andern Inseln, vorzüglich in Kopenhagen, aus; der dänische Stolz war gebrochen, und es gab nur Wenige, die nicht einen Frieden um jeden Preis wünschten. Die Maaßregeln, welche der König schon in den nächsten Tagen ergriff, bewiesen, daß er diese Meinung theile.

Ida glaubte für ihren Zweck bereits genug gethan zu

haben und bekümmerte sich daher wenig um den Ausgang des Krieges.

Die Anwesenheit des Beamten in der Stadt bestätigte sich, und am Tage nach ihrem Eintreffen stand sie in seinem Bureau vor ihm.

Der gute Mann rieb sich die Augen und wollte kaum glauben, daß er es mit derselben Person zu thun habe, die er, wie er sich wohl bewußt war, ungerechterweise einsperren lassen und nachher, bei dem eiligen Rückzuge, wieder zu befreien vergessen hatte; er war überzeugt gewesen, daß sie in die Hände der Preußen gefallen sei und daß dieselben ihr, wenn sie erkannt worden, übel mitgespielt haben würden.

„Sie sind wirklich wieder hier?" rief er erstaunt. „Haben Sie denn mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, daß er Sie aus den gefährlichsten Lagen immer wieder unversehrt herausführt?"

„Ich habe mich in einer gefährlicheren Lage befunden, als Sie denken mögen," erwiderte Ida mit stolzem Blicke, — „und Sie werden sich erinnern, daß ich nicht durch eigene Unvorsichtigkeit in dieselbe gerathen bin, sondern daß ich dafür leiden mußte, daß ich meinem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen habe, der leider dadurch erfolglos geblieben ist, daß man meinen Mittheilungen keinen Glauben schenken wollte."

„Das ist richtig," meinte der Beamte in einiger Verlegenheit, — „aber was kann ich dafür? Sie können mir keinen Vorwurf machen, denn obgleich ich Ihre Angaben in der That für unglaubwürdig hielt, habe ich sie doch pflichtgemäß dem Oberkommando gemeldet; dasselbe hat sich leider nicht warnen lassen. Sie begreifen, daß unter solchen Umständen Ihre Einsperrung nöthig war, und was Das anbetrifft, daß Sie bei dem Rückzuge vergessen worden sind,

so war es nicht meine Schuld; ich hatte den Befehl ertheilt, Sie zu entlassen."

Der Mann log, aber er that es mit vieler Routine; Ida fühlte, daß sie ein gewisses Uebergewicht über ihn gewonnen habe.

„Der Sturm auf Alsen würde einen anderen Erfolg gehabt haben, wenn man mir vertraut hätte," sagte sie in etwas hochmüthigerem Tone, als sie bisher anzunehmen für gut befunden hatte.

„Wahrscheinlich, — ich werde Ihnen diesen Dienst nicht vergessen; stellen Sie Ihre Forderung so hoch, wie Sie wollen."

„Ich habe mich schon wiederholt darüber ausgesprochen, daß ich auf die Art der Belohnung, welche Sie wahrscheinlich meinen, verzichte."

„Es ist wahr; Sie werden auf eine andere Weise entschädigt werden. Aber erzählen Sie mir doch zuerst, welche Abenteuer Sie wieder erlebt haben."

Er war so zuvorkommend, ihr einen Stuhl anzubieten, den sie auch mit einer gewissen Würde annahm. Dieses so plötzlich veränderte Benehmen setzte ihn in nicht geringes Erstaunen.

Ida war schlau genug, ihre Erlebnisse so grell als möglich zu färben, und bei ihrem Phantasiereichthum und ihren früheren Erfahrungen wurde ihr dies nicht schwer; wer konnte gegen ihre Darstellungsweise zeugen?

Der Beamte hörte ihr mit Spannung zu; ihre Schilderungen rissen ihn ganz fort.

Als sie geendet hatte, machte er ihr die schmeichelhaftesten Lobeserhebungen. Einer von ihnen täuschte den Anderen; auch Ida fühlte sich immer sicherer und glaubte, daß jetzt die Zeit gekommen sei, nahe an ihr Ziel hinanzurücken. Sie erwähnte deshalb der ihr gemachten Hoffnun-

gen, daß sie Verzeihung für eine alte Schuld erhalten werde, und der Polizeichef, der von Neugierde nicht ganz frei war, suchte ihr Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß er sehr bereitwillig darauf einging.

„Ich habe längst geahnt, daß Sie nicht sind, was Sie scheinen wollten," äußerte er.

„Sie haben sich nicht getäuscht, mein Herr."

„Desto schwerer muß Ihnen die Zeit der freiwilligen Buße geworden sein," fuhr er fort; — „ich kann Ihnen meine Achtung dafür, daß Sie dieselbe so glänzend bestanden haben, nicht versagen. Sie haben genug geleistet, sich bereits ein genügendes Verdienst erworben, um sie nicht verlängern zu müssen, Sie stehen am Ziele; überdies wird der zweifellos nahe bevorstehende Frieden Ihrer Thätigkeit auf diesem Felde Schranken setzen. Wollen Sie mir nun Ihr volles Vertrauen schenken? — ich hoffe, Sie werden sich versichert halten, daß ich das wärmste Interesse für Sie empfinde und bereit bin, Ihnen mit Rath und That behülflich zu sein."

„Ich vertraue Ihnen vollkommen, aber ich bin nicht im Stande, Ihnen ein Geheimniß zu eröffnen, das nur für ein einziges Ohr bestimmt ist," wandte Ida ein.

„Und wem würden Sie dieses unbedingte Vertrauen zuwenden wollen?"

„Seiner Majestät dem Könige," antwortete sie fest, sich höher aufrichtend.

Der Beamte fuhr zusammen, und das Lächeln, das bereits auf seinen Lippen schwebte, erstarb vor dem Anblicke dieser Frau, die auf einmal etwas unbeschreiblich Imponirendes gewonnen hatte. Unwillkürlich verbeugte er sich vor ihr.

„Ich begreife Ihr Erstaunen," sagte Ida, ruhig lächelnd; — „es dürfte sich später noch steigern."

Sie war nicht so unvorsichtig, sich diesem Manne direkt anzuvertrauen; nur seinen Einfluß wollte sie benutzen, um bis zum Könige zu gelangen, und dazu schien es ihr jetzt an der Zeit, ihm einen annähernden Aufschluß über ihre Persönlichkeit zu geben.

„Setzen Sie den Fall,“ fuhr sie in demselben Tone fort, — „ich hätte einst dem königlichen Hofe nahe gestanden und besondere Verhältnisse hätten mir die Allerhöchste Gnade entzogen.“

Der Beamte wußte nicht recht, was er von diesem halben Bekenntnisse denken sollte. Es lag Nichts in dem Wesen dieser Frau, was die Vermuthung einer gemeinen Täuschung gerechtfertigt hätte, ihr ganzes Benehmen schien ihre Worte zu bestätigen. Er begriff nicht, wie er bisher so blind habe sein können, ihre eigentliche Lebensstellung nicht unter der Maske, die sie allerdings mit wunderbarer Geschicklichkeit getragen hatte, zu entdecken; andererseits vermochte er sich aber auch nicht zu enträthseln, aus welchem Grunde sie gerade so tief hinabgestiegen sei, um die behauptete Schuld zu sühnen.

Diese Betrachtungen machten ihn ganz verwirrt und befangener, als er sonst zu sein pflegte.

„Wollen Sie ein Schreiben von mir an Seine Majestät gelangen lassen und gleichzeitig so günstig, wie Sie mir in Aussicht gestellt haben, über mich berichten?“ fragte Ida, seine sichtliche Ueberraschung benutzend, ihn geradezu.

„Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf,“ stotterte er unentschlossen.

„Sie können es; sollten meine Dienste dieser Rücksicht nicht werth sein? — Und welcher Verantwortung setzen Sie sich dabei aus?“

„Ich will Ihren Wunsch erfüllen,“ meinte er nach einigem Nachdenken, — „unter der Bedingung, daß Sie

sich verpflichten, die Stadt nicht zu verlassen, bevor eine Antwort von Kopenhagen eingetroffen ist."

„Ah, Sie wollen mich wieder einsperren, wie in Sonderburg?" rief Ida lachend.

„Bitte, Sie werden ganz frei und ungehindert in Ihren Handlungen sein."

„Das heißt, innerhalb der Mauern dieser Stadt, und wenn ich mir einfallen lassen wollte, sie zu verlassen, würden Sie dafür sorgen, daß ich wieder eine Gefangene bin?"

Der Polizeichef zuckte leicht die Achseln und meinte:

„Sie werden mich nicht in diese Verlegenheit bringen."

„Sprechen wir uns kurz und klar aus, mein Herr," sagte Ida mit Hoheit. „Ich habe den Schleier von meinem Geheimnisse nur ein wenig gelüftet, und ich wüßte nicht, welchen Verdacht Sie daraus schöpfen könnten. Wenn ich Ihnen dieses Vertrauen nicht geschenkt hätte, so würden Sie keinen Anstoß nehmen, mich ungehindert abreisen zu lassen, wohin es mir beliebt, nicht wahr?"

Der Beamte zögerte mit der Antwort.

„Sie würden es um so mehr," fuhr sie mit großer Sicherheit fort, indem sie ein Papier aus ihrem Busen zog und es ihm überreichte, — „als ich nicht mehr Unterthanin Ihrer Regierung bin, sondern mit einem französischen Passe reise. Sie werden sich überzeugen, daß derselbe in aller Form und Ordnung ausgestellt ist."

Der Beamte warf einen Blick auf das Papier, das sie als Madame Legrange aufführte, und befand Alles richtig; er wagte gar nicht die Vermuthung auszusprechen, daß dieser Paß für eine andere Person bestimmt gewesen und auf unrechtmäßige Weise in den Besitz der jetzigen Inhaberin übergegangen sein könne; das Signalement stimmte auch genau mit Ida's Persönlichkeit.

Mit einer höflichen Verbeugung reichte er ihr das Papier zurück.

„Sind Sie beruhigt?" fragte Ida kurz.

„Ich bin es."

„Meiner Abreise steht also Nichts im Wege, wenn ich sie antreten will?"

„Nein."

„Gut, ich werde abreisen und Ihnen meine Adresse versiegelt hinterlassen; Sie werden dieselbe erst aufbrechen, wenn Sie die Antwort aus Kopenhagen erhalten, und mir die letztere dann zusenden. Sie sehen, daß ich auf eine sehr ungewisse Belohnung meiner Ihrer Regierung geleisteten Dienste hin abreise, ohne weitere Ansprüche zu machen."

Der Beamte war ganz umgewandelt, denn er war endlich überzeugt, daß er es mit einer sehr hohen Dame zu thun habe und daß deren Geheimniß äußerst delikater Natur sei; er erschöpfte sich in Entschuldigungen seines bisherigen Benehmens und bot ihr auf das Bereitwilligste seine ferneren Dienste an.

Ida hatte in den letzten Tagen ihren Plan mit Ueberlegung entworfen. Sich unbedingt der königlichen Gnade anzuvertrauen, schien ihr doch zu gewagt, deshalb wollte sie sofort nach Absendung ihres Gesuches abreisen und die Antwort an einem fremden Orte, wo sie dieselbe ja durch eine dritte Person, ohne sich selbst zu gefährden, in Empfang nehmen konnte, abwarten. Sie hatte dazu Hamburg gewählt. Wurde ihr die königliche Gnade nicht zu Theil, dann gedachte sie, sich schleunigst wieder nach Paris in die alte Verborgenheit oder nach Nord-Amerika zu begeben. Dazu gehörte indessen mehr Geld als sie besaß, und sie mußte sich entschließen, den Polizeichef, nachdem sie sein Vertrauen gewonnen hatte, um einen Vorschuß zu bitten, den er ihr

auch bereitwillig auszahlte, da ja ohnehin eine recht bedeutende Summe für ihre Dienste ausgeworfen war.

Das Gesuch, das sie ihm nun zur Weiterbeförderung, sorgfältig versiegelt, übergab, war mit großer Geschicklichkeit abgefaßt; im rührendsten Tone schilderte sie ihre unglückliche Ehe mit dem Kammerherrn von Stjernborg, die, nach ihrer Darstellung, übereilt und auf besonderen Wunsch des verstorbenen Königs geschlossen worden war, wie Westergaard dann durch seine Verführungskünste ihr Herz bestrickt und den ersten Gedanken an das Verbrechen in ihr erweckt habe; sie wollte damals in halbwahnsinniger Aufregung mit ihrer Kammerfrau Johanna nur über die Ausführung gesprochen haben und diese sollte ohne ihre eigentliche Erlaubniß und Aufforderung in übertriebenem Eifer die That vollzogen haben. Die beiden wichtigsten Zeugen, die gegen sie auftreten konnten, Westergaard und Johanna, waren todt; sie konnte sich deshalb der Hoffnung hingeben, daß ihre Lüge Glauben finden werde. Im Uebrigen schilderte sie ihre traurige Lage auf das Eindringlichste, versicherte ihre tiefe Reue und bat flehentlich um Niederschlagung der gegen sie erhobenen Anklage oder wenigstens Zusicherung einer milden Strafe.

Nachdem Ida ihre Verabredungen mit dem Polizeichef vollständig getroffen hatte, nahm sie von demselben Abschied und begab sich nach der Wohnung, die sie in Nyborg einstweilen inne hatte, zurück, um ihre Reisevorbereitungen zu treffen.

---

## Siebzehntes Kapitel.

Als Ida den Chef der Polizei verlassen hatte, rief derselbe in größter Eile einen seiner Unterbeamten, deren mehrere er immer in seiner unmittelbaren Nähe zur Disposition hatte, einen zuverlässigen, sehr gewitzt aussehenden Mann in anständiger Civilkleidung, und fragte ihn rasch:

„Haben Sie die Frau gesehen, die mich so eben verlassen hat?"

„Sehr wohl, Herr Polizeirath."

„Werden Sie sie wiedererkennen, auch wenn sie eine andere Tracht angelegt haben sollte?"

„Ganz gewiß, ich erkenne sie schon an ihren dunklen, unheimlichen Augen wieder; ich habe noch nie solche Augen gesehen."

„So folgen Sie ihr sofort, ohne daß sie es bemerkt, folgen Sie ihr auf Schritt und Tritt, sei es auch bis an das Ende der Welt. Benachrichtigen Sie mich bald, wohin sie sich begeben hat, was sie treibt; hindern Sie sie durchaus nicht dabei; man muß Rücksichten auf sie nehmen, sie scheint eine bedeutende Person, kann aber auch ebenso gefährlich sein. Haben Sie Ihre Legitimationen bei sich?"

„Das versteht sich, Herr Polizeirath."

„Es ist möglich, daß Sie eine weite Reise unternehmen müssen; hier ist Geld dazu; brauchen Sie mehr, so nehmen Sie bei irgend einem unserer ausländischen Agenten auf Ihre Legitimation Vorschuß. Und nun eilen Sie! Ich verlasse mich ganz auf Sie!"

„Sehr wohl, Herr Polizeirath."

Der Mann eilte davon und hatte auf der Straße bald Ida aufgefunden, der er nun in unverdächtiger Entfernung auf Schritt und Tritt folgte.

Zuerst machte sie einige Einkäufe, um ein anderes, besseres Costüm anlegen zu können, und ordnete an, daß dieselben nach dem Gasthause, in dem sie abgestiegen war, geschickt würden, dann schlug sie den Weg ebendahin ein. Sie logirte in der Nähe des Hafens.

Von dorther kam ihr und dem Polizeibeamten eine Menschenmenge entgegen, die durch irgend ein besonderes Interesse zusammengeführt zu sein schien; in größerer Nähe erwies es sich, daß sie mehrere Wagen umringte, auf denen sich verwundete dänische Soldaten, welche so eben ausgeschifft worden, befanden.

Ida erbleichte, in der Erinnerung an das Schlachtfeld beim Süderholze auf Alsen, unwillkürlich, aber es war ihr schon durch das Menschengedränge unmöglich gemacht worden, dem Anblicke der Verwundeten auszuweichen. Der Polizeibeamte hielt sich jetzt dicht an ihrer Seite, um sie nicht aus den Augen zu verlieren.

Die armen Verwundeten sahen bejammernswerth aus, denn sie hatten durch die Seereise noch mehr zu leiden gehabt; Viele von ihnen glichen Todten, und nur Einige hatten die Kräfte behalten, um sich auf den mit Stroh belegten Fuhrwerken halb aufzurichten und mit dem theilnehmenden Volke, von dem sie auch manche mildthätige Spende erhielten, Worte wechseln zu können.

Plötzlich sah man auf dem Gesichte eines dieser Letzteren, eines alten Unteroffiziers, der heldenmüthig seine Schmerzen zu verbeißen schien, sich lebhafte Ueberraschung malen, er erhob sich mit Anstrengung noch mehr von seinem Sitze und rief mit weithin schallender Stimme, wobei er auf die Volksmenge deutete:

„Haltet diese Frau fest! — In des Teufels Namen, haltet sie fest und laßt sie nicht entkommen! Ich sage Euch, daß sie eine Mörderin ist, daß sie meinen verwundeten Ka-

pitain auf dem Schlachtfelde erschossen hat, und ich, der Sergeant Peersen, werde es beweisen!"

Dieser Zwischenfall erregte natürlich eine stürmische Aufregung; Aller Blicke wandten sich der Richtung zu, in welcher der Verwundete die Hand ausgestreckt hielt, und Niemand konnte lange darüber in Zweifel bleiben, auf wen derselbe seine schwere Anklage wälze, denn eine Frau in gewöhnlicher Fischerkleidung war leichenblaß geworden und dem Umsinken nahe. Sie schien nicht an einen Fluchtversuch, der auch unmöglich hätte gelingen können, zu denken; die Schuld stand auf ihrem Gesichte geschrieben.

Zehn bis zwanzig Hände hatten sich sofort an sie gelegt, und mehrere Stimmen riefen:

„Ist es diese hier?"

„Sie ist es," versicherte der Sergeant, der in seiner augenscheinlichen Aufregung nicht übel Lust zu haben schien, vom Wagen zu springen, wozu indessen seine Kräfte nicht ausreichten.

Matt zurücksinkend, wiederholte er nur immer wieder mit finsterem Blicke:

„Ich täusche mich nicht, ich will es vor Gott und Menschen beschwören, ich, der Sergeant Peersen vom —ten Regiment. Arretirt das Weib, laßt sie nicht entwischen."

Das gewöhnliche Volk, das, besonders in Zeiten allgemeiner Aufregung, immer leicht geneigt ist, öffentlichen Anklagen Gehör zu schenken und die Strafe ohne gehörige Prüfung aus eigener Machtvollkommenheit zu vollstrecken, stieß ein wüthendes Drohgeschrei aus und stürzte von allen Seiten auf die Beschuldigte zu. Es war hohe Zeit für den Polizisten, sich in die Sache zu mischen, mußte er sich auch als Beamter zu erkennen geben und dabei seinen eigentlichen Auftrag aus dem Auge lassen; die Instruktionen seines

Chefs schienen auch den Verdacht, den der Verwundete angeregt hatte, zu bestätigen.

Seine Legitimationskarte hochhaltend und Ida, die ganz vernichtet erschien, am Arme ergreifend, rief er laut, daß er sie im Namen des Königs verhafte und suchte sie mit seinem Körper gegen die gegen sie gerichteten Angriffe zu decken. Glücklicherweise kamen ihm noch ein Paar andere, uniformirte Polizeibeamte zu Hülfe, und ihren vereinten Bemühungen gelang es, die inzwischen ohnmächtig Gewordene in ein Haus vor dem drohenden Pöbel in Sicherheit zu bringen.

„Der Sergeant Peersen wird sich im Lazarethe leicht ermitteln lassen," meinte einer der Beamten; — „was fangen wir aber jetzt mit dieser Frau an?"

Der, welchen der Polizeirath mit ihrer Ueberwachung beauftragt hatte, machte den nächsten Anspruch auf die Arrestantin, um sie, sobald sie sich erholt habe, zu seinem Chef zurückzuführen. Etwas kaltes Wasser, das man ihr in das Gesicht spritzte, verfehlte auch nicht seine Wirkung; sie schlug die Augen auf, begann bei dem Anblicke der Polizeibeamten heftig zu zittern, war aber nicht im Stande, ein Wort zu ihrer Rechtfertigung hervorzubringen.

Ein Wagen wurde schleunigst herbeigeholt, und Ida mußte mit ihren Hütern hineinsteigen; von dem Volke, dessen Wuth sich mit jeder Minute steigerte, obgleich es nur einen unvollkommenen Begriff von ihrer Schuld haben konnte, begleitet, fuhr man dem Bureau der Feldpolizei zu.

Der Polizeirath war nicht wenig erstaunt, als er den sonderbaren Aufzug bemerkte und die räthselhafte Frau wiedererkannte. Seit ihrer Entfernung waren doch wieder so manche Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit in ihm aufgestiegen, und er hatte schon fast bereut, daß er in ihre

Abreise gewilligt habe. Sein Staunen wuchs, als er den Bericht seines Unterbeamten vernahm.

Ida war inzwischen in ein Vorzimmer geführt worden, wo sie, todtenblaß und anscheinend theilnahmlos, auf einen Stuhl niedergesunken war. Die unerwartete furchtbare Anklage hatte ihre ganze Kraft gebrochen, und sie hatte die Hoffnung aufgegeben, sich von ihr reinigen zu können. Hätte sie mehr Zeit zur Ueberlegung gehabt und wäre dieselbe nicht durch das fortwährende, sie in Schrecken setzende Drohen des Volkes gestört worden, so würde sie sich unzweifelhaft gefaßter gezeigt und wenigstens noch um ihr Leben mit neuen Lügen gekämpft haben.

Der Polizeirath ließ sie vor sich führen und eröffnete das Verhör in etwas verlegener Weise, denn er war nun wirklich ganz verwirrt geworden.

Aber es war kein Wort aus ihr herauszubringen, und das Verhör mußte aufgeschoben werden, weil man nur zu deutlich sehn konnte, daß sie nicht aus Trotz, sondern aus der physischen Unmöglichkeit, eine Auskunft zu geben, jede Antwort verweigerte. Der Polizeichef befahl daher, sie in ein wohlverwahrtes Gefängniß abzuführen, sie aber übrigens gut zu behandeln und ihr ärztliche Hülfe zu schicken.

Sein nächstes Geschäft war, den Sergeanten Peersen ausfindig zu machen, und sich zu demselben in das Lazareth zu begeben.

Trotz seiner Erschöpfung und seiner Schmerzen war der alte Soldat doch sogleich bereit, sich vernehmen zu lassen; in seine Zurechnungsfähigkeit konnte kein Zweifel gesetzt werden, und seine hohe Erregung sprach für die Wahrheit seiner Behauptung.

Wie er angab, hatte er, durch das Bein geschossen und nicht im Stande, sich zu rühren, genau beobachtet, wie das über den Kampfplatz eilende Weib an seinen Kapitain

Westergaard, der ebenfalls im Gefechte gefallen sei, hinangetreten und eine heftige Unterredung mit ihm gehabt hatte; später habe sie das in der Nähe liegende Gewehr ergriffen und es, trotz der drohenden Zurufe der anderen Verwundeten, auf Westergaards Stirn abgefeuert; dann sei sie dem Walde zugeflohen und unsichtbar geworden.

Sergeant Peersen erzählte weiter, daß es ihm doch endlich mit der äußersten Anstrengung gelungen sei, sich wieder aufzuraffen und bis an den Strand zu gelangen, nachdem die Leiche seines Offiziers schon fortgetragen gewesen; dort habe er andere, unverwundete Kameraden gefunden, die ihn weiter getragen hätten, es sei ihnen gelungen, sich vor den suchenden Preußen versteckt zu halten, und am folgenden Tage seien sie von einem der Schiffe aufgenommen worden. Er erbot sich, seine Aussage zu beschwören, und versicherte auf die Aeußerung des Polizeiraths, daß er sich doch wohl in der Person der Mörderin irren könne, auf das Bestimmteste, daß er sie sofort wiedererkannt habe, da er sich noch genau ihrer Kleidung und ihres Gesichtes von der schrecklichen Scene her, die einen unauslöschlichen Eindruck für das ganze Leben auf ihn gemacht habe, erinnere.

Ida's Benehmen, als sie so plötzlich des Mordes beschuldigt worden, war allerdings sehr verdächtig, übrigens erinnerte sich der Polizeirath auch, daß, ihrer eigenen Erzählung nach, alle von dem Sergeanten angegebenen Umstände zu ihren Erlebnissen nach der Entweichung von Sonderburg paßten; sie selbst hatte angegeben, daß sie das Boot auf dem sie entkommen war, bei Hörup gefunden, nachdem sie das Schlachtfeld passirt habe. Unbegreiflich blieb nur das Motiv des Mordes, da der Beamte zufällig nicht die geringste Kenntniß davon hatte, daß Kapitain Westergaard der Gatte der landesflüchtig gewordenen früheren Gräfin

Mackenna oder Frau von Stjernborg gewesen sei; er selbst hatte mit dieser Angelegenheit nie etwas zu thun gehabt.

Nachdem die Aussage des Verwundeten gehörig protokollirt worden, übergab er sie dem Criminalgerichte und stellte demselben auch die Person der Angeklagten zur Verfügung. Ihr Gesuch und seinen Bericht schickte er schleunigst nach Kopenhagen ein und erbat sich weitere Instruktionen.

Inzwischen hatte sich Ida wieder mehr erholt und konnte in das Criminalgefängniß abgeführt werden. Als man ihr mittheilte, daß dies geschehen werde, beharrte sie in ihrem Stillschweigen, aber man bemerkte wohl, wie krampfhaft ihre Gesichtszüge sich verzerrten; Allem, was mit ihr geschah, versuchte sie nicht den mindesten Widerstand entgegenzusetzen.

Ob sie doch noch hoffte? — es ließ sich wohl annehmen, denn warum machte sie sonst nicht ihrem elenden, aussichtslosen Leben ein Ende, wie sie es früher sich vorgenommen hatte und wozu sie ja die Mittel besaß?

Mochte sie sich nun einbilden, das Zeugniß des Soldaten, der sie angeklagt hatte, entkräften zu können, oder vertraute sie immer noch auf die königliche Gnade, sie begann, sich allmälig wieder aufzurichten.

Die Antwort aus Kopenhagen ließ nicht lange auf sich warten; sie erfolgte durch den Telegraphen dahin, daß die ehemalige Gräfin Ida Mackenna, spätere Frau von Stjernborg und endlich Frau von Westergaard — sie hatte sich ja in ihrem Schreiben selbst als solche bekannt — wegen Mordes an ihrem zweiten Gatten in Kopenhagen vor Gericht gestellt werden solle, wohin sie schleunigst abzuführen sei.

Dem Polizeirathe gingen auf einmal die Augen auf; eine solche Aufklärung hatte er nicht erwarten können. Ida hatte ihn gründlich getäuscht.

Sergeant Peersen konnte ihr noch nicht persönlich gegen-

übergestellt werden, aber schon am folgenden Tage wurde ihr seine Aussage mitgetheilt, so wie ihre Persönlichkeit festgestellt.

Ein Leugnen ihrerseits war unmöglich, und sie versuchte es auch gar nicht mehr, obgleich sie mit einer solchen Absicht gekommen war; wieder verweigerte sie jede Auskunft. Als ihr mitgetheilt wurde, daß der König auf ihr Gnadengesuch keine Rücksicht genommen, sondern befohlen habe, den Proceß in aller Form Rechtens zu führen, entfärbten sich ihre Wangen vollständig, und sie biß sich die Lippen blutig. Auch ihre für den nächsten Tag bevorstehende Abführung nach der Hauptstadt wurde ihr mitgetheilt.

In der diesem Tage folgenden Nacht finden wir Ida allein in ihrer Gefängnißzelle.

Die letztere war ein sehr beschränkter Raum, der am Tage sein Licht nur durch ein hoch in der Wand angebrachtes und vergittertes viereckiges Loch erhielt; mit Einbruch der Dunkelheit wurde eine Lampe angesteckt, die sich in einer Mauernische befand und nur eine spärliche Helle verbreitete. Ein Bett war Alles, was dieser für gefährliche Verbrecher bestimmte Kerker an Meublement enthielt, und um den unheimlichen Eindruck, den er machte, noch zu verstärken, sah man an einer Wand zwei schwere, mit Arm- und Fußeisen versehene eiserne Ketten, tief in die Mauer eingelassen, die den widerspenstigen oder bereits zum Tode verurtheilten Verbrechern angelegt zu werden pflegten.

In diesem schaurigen Raume befand sich jetzt die ehemals so verwöhnte und gefeierte Gräfin Ida Mackenna, eine bittere Ironie des Schicksals. Die letzte Spur ihrer Schönheit war in den letzten Tagen geschwunden, Wangen und Augen tief eingefallen und der Schein der letzteren glanzlos und düster geworden; ihre stolze Gestalt war zusammengesunken, alle ihre Bewegungen ohne Grazie und

Lebhaftigkeit; der Körper schien ebenso erschlafft, wie der Geist. Welcher Abstand gegen damals! — statt der Prunkgemächer ein halbfinsterer Kerker, statt der eleganten, verführerischen Toilette das geflickte Kleid einer armen Fischerfrau, statt des Confekts und Champagners, der auf ihrer Tafel gestanden hatte, die einfachste Kost und ein Wasserkrug, statt der ihr zugetragenen Huldigungen die rauhen, verächtlichen Worte eines Gefängnißwärters und — was das schlimmste von Allem war — statt des stolzen Uebermuths die tiefste Niedergeschlagenheit, die hoffnungslose Verzweiflung! —

Ida saß in halbliegender Stellung auf ihrem Lager; ihr Anzug war in Unordnung gerathen, ihre Haare verwirrt. Was in ihr vorging, verrieth kein Zug ihres Gesichts; es war kalt und unbeweglich wie Marmor; seit der Verhaftung war noch keine Thräne in ihre Augen gekommen.

Sie überdachte ihr ganzes vergangenes Leben, denn die Gegenwart war so entsetzlich, daß sie sich von ihr loszureißen strebte, und die Zukunft erschien noch viel düsterer und erschreckender. Bisher hatte noch Niemand ein Wort der Reue von ihr gehört; wer kann aber ermessen, was in der Tiefe ihrer Brust vorging?

Und wenn dieses felsenharte Herz auch nicht von der Reue gerührt wurde, wenn es mit der Zeit allen sanfteren Empfindungen und Gefühlen unzugänglich geworden war, so mußte es sich doch unter der Last seiner Angst beugen.

Für Ida war es ein unerträglicher Gedanke, als Gefangene, vielleicht in Ketten, nach Kopenhagen geführt und gerade in dieser Stadt, welche ihre ehemaligen Triumphe gesehen hatte, vor Gericht gestellt zu werden. Wie würden ihre damaligen Feinde triumphiren, wie mitleidig ihre Freunde die Achseln zucken! — Und dann die Verurthei-

lung! — War der König jetzt schon nicht geneigt gewesen, ihr volle Gnade angedeihen zu lassen, so wäre es eine Thorheit gewesen, darauf noch die leiseste Hoffnung zu setzen, nachdem eine zweite Anklage, die einen noch viel unumstößlicheren Beweis als die erste, den lebenden Zeugen nämlich, für sich hatte, gegen sie erhoben worden war.

Wohin Ida auch blickte, überall schien ihr Nacht um sie her zu sein, eine Nacht, in die auch nicht ein einziges Sternchen hineinleuchtete.

Der Morgen begann endlich ganz schwach durch das kleine vergitterte Fenster herein zu dämmern, die Lampe in der Wandnische, der die nöthige Speisung genau zugerechnet worden, war bereits seit einer halben Stunde erloschen. Ida saß noch immer unbeweglich auf ihrem Bette; sie hatte kein Auge geschlossen, fast kein Bewegung gemacht.

Der erste Tagesschein schien sie empfindlich zu berühren; sie fuhr in die Höhe und starrte das kleine Fenster an. Dann wurde sie vom Frost geschüttelt und zog das Tuch fester um ihren Körper; aber schon ein Paar Minuten später warf sie es wieder ganz von sich, stand auf und ging schnellen Schrittes in dem engen Raum auf und nieder; zuweilen blieb sie stehen und legte die Hand auf die Stirn, als ob sie ein Gedanke vollständig beanspruche und ihr dort auch äußerlichen Schmerz verursache. Sie schien mit sich selbst zu kämpfen.

Endlich machte sie dieser Unentschlossenheit gewaltsam ein Ende, indem sie rasch unter das Fenster trat, durch welches jetzt schon ein hellerer Dämmerstreifen fiel; es mochte drei Uhr Morgens sein. Ihre Hand zitterte, als sie das kleine goldene Medaillon, das sie versteckt auf dem Busen trug, hervornahm und die Kapsel öffnete; es enthielt ein feines Papierchen, und letzteres wieder umschloß eine geringe Quantität eines fast farblosen Pulvers.

Ida betrachtete dasselbe genau; ihre Miene war dabei wehmüthig und sanfter geworden, aber diese Regung ging schnell vorüber, und an deren Stelle trat die Bitterkeit, die sich in ihrem flüchtigen Lächeln ausdrückte. Ohne sich länger zu besinnen, verschluckte sie das Pulver, trank darauf aus dem Wasserkruge, und dann blieb sie regungslos, als erwarte sie sofort eine Wirkung der geheimen Arzenei, mitten in dem kleinen Zimmer stehen.

Das Gift wirkte nicht so schnell; mochte bei Ida aber die Einbildung viel thun, nach einer kleinen Weile begann sie sich unwohl zu fühlen und ging langsam zu ihrem Bette hin, auf das sie sich niederlegte.

Der Arzt, von dem sie einst für eine hohe Summe dieses Gift kaufte, hatte sie versichert, daß es sehr schnell und ziemlich schmerzlos, aber unbedingt tödtlich wirke; die erstere Eigenschaft mochte es aber wohl schon durch die lange Aufbewahrung verloren haben, denn es verging über eine halbe Stunde, ohne daß sich irgend ein Symptom der Vergiftung bei Ida einstellte; sie selbst begann schon zu glauben, daß sie von jenem Manne getäuscht worden sei.

Wie unendlich lang mochte ihr diese halbe Stund werden! wie sehr sie der Zweifel quälen, ob sie sterben müsse oder ob sich das Schicksal, das ihr die Menschen zu bereiten gedachten, doch noch erfüllen werde!

Bei verschiedenen Gelegenheiten in letzterer Zeit hatte Ida's Benehmen bewiesen, daß sie noch sehr am Leben hänge, diese Lebenslust hatte sogar jedes edlere Gefühl unterdrückt. Jetzt aber war sie ganz umgewandelt, noch einmal schien der alte Stolz wieder in ihr aufgewacht zu sein; sie wollte allen Ernstes, da sie gar keinen Ausweg, der Schande zu entgehen, mehr sah, sterben, und sie that es mit Muth.

Als der Gefängnißwärter ihr eine Stunde später das

Frühstück brachte, sah er sie regungslos und blaß, mit über der Brust gekreuzten Armen, auf dem Bette liegen, sie athmete unruhig und schwer, und ihre Augen waren geschlossen. Der Mann glaubte, daß sie schlafe.

„Sie müssen aufwachen,“ sagte er in seiner gewöhnlichen rauhen Weise, dicht an das Bett hinantretend; — „um acht Uhr geht das Dampfschiff nach Kopenhagen ab, und um sieben Uhr wollen Sie die Beamten schon dahin führen; jetzt ist es schon nach vier Uhr.“

Sie öffnete die Augenlider ein wenig, ohne sich übrigens zu rühren, und er erschrak über ihren eigenthümlich starren Blick.

„Sind Sie denn krank geworden?“ fragte er.

Ein leichtes Lächeln trat auf Ida's Gesicht und verschwand schnell wieder, um schmerzlichen Zuckungen Platz zu machen.

„Teufel, sie scheint wirklich sehr zu leiden!“ brummte der Schließer. „Da ist es besser, daß ich sofort den Arzt rufe, dann bin ich wenigstens aller Verantwortung ledig.“

Er eilte hinaus und schloß die Thür wieder sorgfältig hinter sich. Als er ungefähr eine Viertelstunde später mit dem Arzte wiederkehrte, fanden sie die Gefangene noch in derselben Lage, doch war sie bereits bewußtlos; ihr Körper zuckte im Krampfe, und das erdfahle Gesicht war ganz verzerrt; ihrer Brust entrang sich ein leises, dumpfes Röcheln.

„Sie hat sich vergiftet!“ rief der Arzt aus, sobald er einen Blick auf sie geworfen hatte. „Wie kann sie zu dem Gifte gekommen sein?“

Die kleine goldene Kapsel, die noch geöffnet an ihrem Halse hing, und das am Boden liegende Papierchen, das noch Reste des Pulvers enthielt, ertheilten die Antwort auf diese Frage.

Zwei oder drei Minuten später war Ida nach kurzem

Kampfe, während dessen sie die Besinnung nicht wieder erhielt, todt.

Das war das traurige Ende dieses hochgeborenen, im Glanze erzogenen, gefeierten und dann tief gesunkenen stolzen und leidenschaftlichen Weibes.

Man hielt es für das Beste, einen Schleier darüber zu decken, und der Name Ida Mackenna wurde nicht auf die Liste der im Gefängnisse Verstorbenen gesetzt.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Das Bataillon, bei dem Welffen stand, war wirklich in vorläufige Garnison nach der Stadt Schleswig verlegt und ihm gestattet worden, es daselbst zu erwarten; voraussichtlich war also so bald noch nicht zu befürchten, daß er sich wieder von seiner Braut trennen müßte. Der Advokat bezeigte auch darüber keine besondere Mißstimmung, denn es konnte ihm ja auch gleich sein, welche preußischen Truppen die Stadt besetzt hielten, und Welffen persönlich hatte er lieb.

Die Familie verlebte nun recht glückliche Tage. Da Fritz sich von Tag zu Tag schneller erholte, konnte man weitere Ausflüge in die Umgegend, in das schöne Land Angeln hinein machen, wo man, da der Advokat dort früher eine weitverbreitete Praxis gehabt hatte, fast überall bekannt war und die freundlichste Aufnahme fand.

Von einem Zwiespalte unter einander war nie die Rede, und jedes Wort wurde vermieden, das Einen oder den Anderen hätte betrüben können.

Lorenzen und Welffen hatten sich vorgenommen, über

die Mordscene, deren Zeugen sie auf dem Schlachtfelde am Süderholze gewesen waren, zu schweigen. Sie hatten damals dafür gesorgt, daß Westergaard auf einem der nächsten Kirchhöfe begraben wurde, und es nicht gehindert, daß die Soldaten, wie es meistentheils geschah, auf seinem Grabhügel ein einfaches hölzernes Kreuz mit der Inschrift: „Hier ruht ein tapferer dänischer Offizier" errichteten. Eine Lüge lag nicht in dieser Grabschrift, denn Westergaard hatte unter seiner Fahne stets brav gefochten, und mit dem Sarge deckt man ja auch gern die Sünden der Todten zu.

Eines Morgens trat Lorenzen, ein Zeitungsblatt in der Hand haltend, rasch und augenscheinlich bewegt in Welffens Zimmer ein.

„Lies Dies!" sagte er kurz, indem er ihm die Zeitung, die eine dänische war, hinreichte und sich dann auf einen Stuhl warf.

Die bezeichnete Stelle war ein kurzer Artikel aus Nyborg. Es wurde darin mitgetheilt, daß eine Frau niedrigen Standes — wie man vermuthete, eine deutsche Fischerin von der Insel Alsen — auf dem Schlachtfelde bei Hörup einen schwer verwundeten und hülflosen dänischen Offizier, wahrscheinlich aus Nationalhaß, nach beendigtem Gefechte durch einen Gewehrschuß in den Kopf getödtet habe; durch Zufall sei sie in Nyborg wiedererkannt und verhaftet worden, habe sich aber, um der Strafe für ihre abscheuliche That zu entgehen, im Gefängniß vergiftet. Den Schluß des Artikels machte eine lange, stark gefärbte Tirade über die Grausamkeiten, welche preußische Soldaten und Inselbewohner deutscher Nationalität noch an den verwundeten und bereits getödteten Dänen verübt haben sollten.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie es ist," sagte Welffen zu dem Freunde, ihm das Blatt zurückgebend. „Das muß ein entsetzliches Weib gewesen sein!"

Lorenzen blickte düster vor sich hin und antwortete nicht.

„Eigentlich,“ fuhr Welffen fort — „wären wir verpflichtet, um unsere braven Soldaten und Landsleute von einer so nichtswürdigen Beschuldigung, die im Auslande leicht Glauben finden wird, zu reinigen, den wahren Sachverhalt aufzuklären.“

„Nein,“ meinte Lorenzen sehr bestimmt; — „man würde unserer Berichtigung hundert andere Verleumdungen entgegensetzen, es wäre also kein Zweck dadurch erreicht worden. Schweigen wir über die ganze Sache, wie bisher. Der Tod versöhnt alle irdische Schuld; sie wird dort oben ihren Richter finden.“

„Du hast Recht, man straft die niedrige Verleumdung am besten mit schweigender Verachtung.“

„Das furchtbare Ende dieser Frau ergreift mich doch tief und erweckt die schmerzlichsten Gefühle in mir, wenn ich an ihre Vergangenheit denke,“ meinte Lorenzen. „Ich bitte Dich deshalb, lieber Welffen, ihren Namen nie wieder in meiner Gegenwart zu nennen; mag die Erinnerung an sie mit ihr gestorben sein.“

Der Advokat und die Frauen erfuhren Nichts von Ida's Ende, und auch sie vermieden es, später ihrer wieder zu erwähnen. —

Das sanfte Wesen Emma's sagte Anna Hansen noch mehr zu als die oft hervorbrechende Lebhaftigkeit Eugeniens, und Beide hatten bald die innigste Freundschaft geschlossen, wodurch die zu der Letzteren indessen Nichts einbüßte; auch Clara kam der Retterin ihres Bruders mit der offensten Herzlichkeit entgegen, aber ihre Verbindung konnte doch nicht eine so innige werden, theils, weil die Verschiedenheit ihres Alters zu groß war, theils, weil Clara ganz von ihrem Bräutigam in Anspruch genommen wurde.

Daß in Anna eine große Veränderung vorging, wurde

bald Aller Augen klar; sie selbst wurde sich dessen vielleicht am wenigsten bewußt, und man hütete sich wohl, sie darauf aufmerksam zu machen, um sie erst volles Vertrauen zu sich selbst und dem Leben wiedergewinnen zu lassen.

Die friedlichen und gemüthlichen Verhältnisse, die sie in diesem Familienkreise umgaben, die glückliche Zufriedenheit und das gegenseitige Wohlwollen, die aus Aller Augen leuchteten, mußten auch auf ihr Gemüth beruhigend einwirken; auch die gesellschaftlichen Zerstreuungen, die man aufsuchte, und an denen theilzunehmen sie nicht gut abschlagen konnte, trugen dazu bei, sie zu erheitern. Freilich kam auch noch manche traurige Stunde für das arme Mädchen. Obgleich Fritz und Eugenie, die sich jetzt offen über sie ausgesprochen hatten, in zarter Schonung vermieden, sie zur Zeugin ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit zu machen, kam es doch öfter vor, daß sie heimlich einen Stich im Herzen fühlte, wenn sie Jene beobachtete. Sie kannte keine Mißgunst und würde sich im höchsten Grade unglücklich gefühlt haben, wäre das Verhältniß zwischen den beiden Gatten ein weniger liebevolles gewesen, aber der alte Wunsch ihres Herzens machte doch wider ihren Willen sein Recht geltend. Mit der Zeit und Gewöhnung wurden indessen auch diese schmerzlichen Regungen schwächer, und die ruhige Anschauung gewann in ihr immer mehr die Oberhand.

Anna hatte noch vor ihrer Abreise von Fridericia an Dr. Gjertsen geschrieben und ihm ihren Entschluß, auf einige Zeit nach Schleswig zu gehen, mitgetheilt. Obgleich es ihm gewiß schwer geworden war, hatte er ihr geantwortet, daß er den besten Erfolg für ihr geistiges und körperliches Wohl von dem Umgange mit ihren Freunden hoffe, ihr versprochen, die gewünschte Stelle für sie offen zu erhalten, ihr aber auch wiederholt gerathen, sich, ehe sie einen festen Entschluß, dieselbe anzunehmen, fasse, genau zu prüfen, ob sie es nie

bereuen werde. Der Doktor hatte so freundschaftlich und herzlich geschrieben und seine Trauer über den Verlust ihrer Gegenwart leuchtete so deutlich zwischen den Zeilen hervor, daß sie sich tief gerührt fühlte.

Bisher hatte sie dieses Schreiben noch nicht beantwortet, und so oft sie sich auch vornahm, dies zu thun, schob sie es jedes Mal doch wieder um einige Tage auf. Daran waren nicht allein die Bitten der Uebrigen, sich nicht zu übereilen, schuld, sondern sie selbst begann schon heimliche Zweifel in sich zu bewegen, ob ihr das Leben, das sie jetzt führte, nicht mehr zusagen werde als eine Zukunft, in der es ihr an theilnehmenden Freundesherzen fehlen würde.

Anna nannte sich selbst insgeheim solcher Gedanken wegen schwach und wankelmüthig, aber der entscheidende Brief wurde doch nicht geschrieben.

Die drei Monate, welche sie sich als Frist gesetzt hatte, gingen ihrem Ende entgegen, und halb und halb war sie schon entschlossen, sie noch um einige Zeit zu verlängern; die Bitten der Anderen, insbesondere Fritzens, thaten das Uebrige, und nach einigen Scheineinwendungen, die leicht widerlegt wurden, versprach sie, wenigstens noch bis zum Schlusse des Jahres zu bleiben. Dies theilte sie auch Dr. Gjertsen, dessen heimliche Mißbilligung sie doch fürchtete, mit.

Um diese Zeit war auch der Friede zu Wien abgeschlossen worden. Damit mußte auch in den Verhältnissen der Einzelnen eine Veränderung eintreten.

Herr von Schmidt dachte jetzt allen Ernstes daran, seinen Lieblingsgedanken, den Wiederkauf von Achteby, zur Ausführung zu bringen. Das Gut befand sich zur Zeit im Besitze eines Dänen, der es von Westergaard gekauft hatte und gern wieder veräußern wollte, weil er in der Gegend nicht beliebt war und auch nicht in einem deutschen

Lande wohnen mochte; er forderte deshalb, als sich Herr von Schmidt bei ihm erkundigte, keinen übermäßigen Preis, und das Geschäft wurde zu beiderseitiger Zufriedenheit schnell abgeschlossen. Die Uebergabe konnte schon in allernächster Zeit erfolgen, und Fritz, Eugenie und Anna sollten dann bei dem alten Herrn auf Achteby ihre Wohnung nehmen.

Fritzens Wunde gab nicht zur mindesten Besorgniß mehr Anlaß; er fühlte sich wieder beinahe so kräftig wie früher und konnte es recht gut auf sich nehmen, die Bewirthschaftung des Gutes zu führen. Unmittelbar nach dem Friedensschlusse war er auch um seinen Abschied aus dem kaiserlichen Militairdienste eingekommen, und demselben konnte Nichts in den Weg gelegt werden; er erhielt ihn bald darauf in den ehrendsten Ausdrücken und dabei einen österreichischen Orden als Belohnung für die im Kriege geleisteten Dienste und seine besondere Bravour.

Lorenzen wollte sich vorläufig noch nicht durch feste Annahme einer neuen Stellung binden, denn in ihm, wie in jedem ächten Schleswig-Holsteiner, lebte die feste Ueberzeugung, daß dem Lande seine vollständige Selbstständigkeit, sei es auch mit Abtretung gewisser Interessen an Preußen, zu theil werden müsse, und dann dachte er als erfahrener Offizier seinem Vaterlande in dessen nun zu bildender Armee die besten Dienste leisten zu können. Schon aus diesem Grunde gehörte er ganz der Augustenburger Partei an, wenn wir den größten Theil des schleswig-holsteinischen Volkes im Gegensatz zu dem bei Weitem kleineren so nennen dürfen.

Der Advokat gehörte zu derselben Partei und war durch den Frieden nicht beruhigt, was er auch überall mit offenem Freimuthe aussprach.

„Noch sind wir nicht in den ersehnten Hafen der Ruhe

„eingelaufen," sagte er,*) — „noch ist unser Programm „nicht erfüllt. Wir sind keine Partikularisten, wir geben „gern und freudig der deutschen Großmacht Preußen alles „Das, was es zu seiner militairischen Stärkung, zu seiner „maritimen Entwickelung von uns bedarf; wir wollen ein= „stehen für Preußens Ruhm und Größe, wie es für unsere „Rettung eingestanden; wir wollen eine Gedenktafel errichten „in unserem Herzen, worauf unsere Kinder und Kindeskinder „lesen können, was wir Preußen schulden. Aber Preußens „Staatsmänner möchten auch nicht vergessen, daß hier hoch „im Norden ein deutscher Volksstamm wohnt, dem seine „Ehre und seine innere Freiheit höher steht als alle pekuniären „Interessen, daß hier ein deutscher Volksstamm wohnt, der „seinem angestammten Fürsten Treue gelobt hat; diese Treue „wird Schleswig=Holsteins Volk nie brechen. Das Wort „des erhabenen Herrschers von Preußen bürgt dafür, daß „unsere heilige Sache zu einem guten Ende geführt werde."

Wenn Herr Staffelt nun aber auch gewissermaßen sein Wort darauf gegeben hatte, daß Welffen's und Clara's Verbindung erst eine unlösliche werden solle, wenn das Schicksal seines Vaterlandes vollständig entschieden sein würde, so ließ er es doch stillschweigend geschehen, daß alle Vorbe= reitungen dazu getroffen wurden, er unterstützte dieselben sogar auf das Bereitwilligste. Emma hatte die Sorge für ihrer Schwester Ausstattung übernommen und war, mit Hülfe ihrer Freundinnen und Clara's selbst, auf das Eifrigste mit Einkäufen und Verarbeitung der Stoffe beschäftigt.

Auch Clara war guten Muthes und suchte Welffen die Furcht, die er aus jener Aeußerung ihres Vaters geschöpft hatte,

*) Wir legen dem Advokaten hier absichtlich die Worte des Advokaten Wiggers aus Rendsburg, die er am Jahrestage des Uebergangs über die Eider sprach, in den Mund.

auszureden; sie kannte ja den alten Herrn, der nur hin und wieder so heftig aufbrauste, und die Liebe zu seinen Kindern zu gut, als daß sie hätte zu fürchten brauchen, er werde das Glück eines derselben von politischen Kombinationen abhängig machen.

Der schöne Sommer war vorüber, der Herbst hatte nicht freundliche Tage gebracht, und, ehe man es dachte, war der Winter in das Land gekommen. Die Ausflüge auf das Land hatten schon längst aufhören müssen, und man brachte jetzt den größten Theil des Tages in noch engerer Vereinigung in den Zimmern zu, wo die Lektüre der Zeitungen und Besprechungen der politischen Verhältnisse gewöhnlich die Hauptunterhaltung bildeten.

Herr von Schmidt war bereits zur Uebernahme Achteby's und um das Schloß wieder nach seinem Geschmacke und Bedürfnisse einzurichten, abgereist; in etwa vierzehn Tagen sollten ihm Fritz und seine Frau mit Anna Hansen folgen; in der Weihnachtszeit, die man gemeinsam zu verleben wünschte, gedachten auch die Uebrigen einen längeren Besuch auf Achteby abzustatten.

„Und dann," hatte Eugenie der erröthenden Clara in das Ohr geflüstert, — „dann lasse mich, die ich dort Herrin im Hause sein werde, nur dafür sorgen, daß Dein Vater seine Einwilligung zu Deiner baldigen Hochzeit giebt; ich werde ihm nicht eher Ruhe lassen, als bis ich sie für Euch erhalten habe."

Was Anna anbetraf, so sah sie mit einiger Besorgniß der bevorstehenden Veränderung entgegen; so ungern sie sich von Fritz getrennt haben würde, wäre sie doch lieber in der Stadt Schleswig geblieben, wo sie sich in so sehr befriedigenden Verhältnissen befand, während die neuen auf Achteby ihr noch fremd waren; sie fürchtete, daß es ihr auf Achteby noch schwerer fallen werde, Zeugin des ehelichen Glückes

Fritzens und Eugeniens zu sein, weil ihre Aufmerksamkeit dort durch nichts Anderes abgezogen wurde. Indessen wagte sie nicht, diese Befürchtungen auszusprechen.

Noch vor dem zur Abreise festgesetzten Tage sollte ihr, wie der ganzen Familie, eine große Ueberraschung werden.

Anna saß eines Nachmittags am Fenster der Wohnstube, in der auch die Anderen versammelt waren, und blickte gedankenvoll hinaus. Auf einmal fuhr sie zusammen und stieß einen halblauten Ruf freudiger Ueberraschung aus.

„Dr. Gjertsen ist hier!" antwortete sie auf die an sie gerichteten Fragen.

Der Dokter kam in der That die Straße entlang, grüßte Anna, die er sogleich erkannte, sehr freundlich und höflich und nahm dann seinen Weg gerade auf die Hausthür zu.

Alle waren, begierig, den Doktor zu sehen, den Fritz als einen so vortrefflichen Mensch und Arzt geschildert hatte, von ihren Plätzen aufgesprungen. Anna's Wangen hatten sich tiefer gefärbt, was nur Fritz bemerkte, der die Absicht hatte, zu beobachten, welchen Eindruck das unerwartete Erscheinen des Doktors auf sie mache. Dann eilte er dem Letzteren entgegen und führte ihn gleich darauf am Arme in das Zimmer.

Die Vorstellung geschah ohne viel Förmlichkeiten, aber mit desto mehr Herzlichkeit, denn Jeder fühlte sich dem Arzte, dessen Wissenschaft und Fürsorge dem Sohne des Hauses das Leben gerettet hatte, auf das Tiefste verpflichtet; die äußere Erscheinung Dr. Gjertsens gewann ihm obenein das allgemeine Zutrauen.

Ohne jede ceremonielle Steifheit oder Befangenheit schüttelte er die Hand des alten Staffelt und küßte die seiner Töchter und Eugeniens, in der er ja schon eine alte Bekannte fand; sein Blick hatte sogleich Anna gesucht, deren

Mienen eine leichte Verwirrung ausdrückten, aber er begab sich erst zuletzt zu ihr. Dennoch hielt er ihre Hand länger als die der Uebrigen in der seinigen und küßte sie, trotz ihres leisen Widerstrebens, viel inniger.

„Sie werden sich wundern, wie ich hierherkomme," sagte er, zu der ganzen Gesellschaft gewandt. „Der Krieg ist jetzt vorüber, und das Lazareth, dem ich vorstand, hatte seine gefährlichsten Verwundeten und Erkrankten als Wiederhergestellte entlassen können; für mich gab es da vorläufig Nichts mehr zu thun. Ich erbat deshalb meine Entlassung und erhielt sie, und nun bin ich im Begriff, nach Deutschland zu reisen, wo ich die berühmtesten Hospitäler in Augenschein nehmen will."

„Sie brauchen nicht zu fürchten, Schwester Anna," sagte er, sich wieder lächelnd an diese wendend, — „daß ich dem Ihnen gegebenen Versprechen untreu geworden sei. Ich gedenke schon in Kurzem wieder nach meiner Heimath, Schweden, zurückzukehren, wohin man mich als Vorsteher einer großen, nahe bei Stockholm gelegenen Heilanstalt berufen hat; dort werden Sie stets mit Freuden als Pflegerin aufgenommen werden. Nun, wie ist es? steht Ihr Entschluß noch fest?"

Anna erröthete abermals und richtete ihre Blicke auf die Anderen, als wolle sie bei ihnen Unterstützung suchen.

„Hoho, lieber Doktor!" rief Fritz heiter, — „sind Sie deshalb zu uns gekommen, um für Ihr Hospital Personal anzuwerben? — Anna wenigstens geben wir Ihnen nicht heraus; wir haben bereits ihr Versprechen, daß sie uns nicht verlassen will."

„Du bist nicht aufrichtig, Fritz," stammelte das Mädchen in sichtlicher Verlegenheit; — „ich habe nur versprochen, bis zum Anfange des neuen Jahres von Eurer Gastfreundschaft Gebrauch zu machen."

„Und dann?" fragte der Doktor gespannt.

„Ach," fuhr er fort, als er bemerkte, daß sie nicht geneigt war, eine entscheidende Antwort zu geben, — „ich merke schon, wie es steht. Nun, Schwester Anna, da werde ich wohl auf das Glück verzichten müssen, an Ihnen eine treue und zuverlässige Stütze zu finden, aber dennoch gratulire ich Ihnen von Herzen dazu, daß Sie anderen Sinnes geworden sind, denn es beweist mir, daß Sie in diesem schönen Familienkreise eine neue Heimath gefunden haben."

Der Doktor wollte seinen Worten einen recht freudigen Anstrich geben, aber dies gelang ihm doch nicht vollkommen, da er wieder in einer angenehmen Hoffnung getäuscht worden war.

Die Frauen wußten das Gespräch geschickt in eine andere Bahn zu lenken, und bald war man allerseits sehr vertraut und munter geworden. Auf Befragen erklärte Dr. Gjertsen, daß er sich ein Paar Tage in der Stadt Schleswig aufzuhalten gedenke, und natürlich wurde er gebeten, ein täglicher Gast des Hauses zu sein, was er auch sehr gern zuzusagen schien.

Dr. Gjertsen schien mit seiner Reise nach Deutschland keine große Eile zu haben, denn er verschob sie von einem Tag auf den anderen; bald waren ihm, wie er sagte, diese, bald jene Hindernisse in den Weg gekommen.

Emma, Eugenie und Clara lächelten sich oft heimlich zu, wenn er sich mit Anna so ganz in das Gespräch vertieft hatte, daß die Uebrigen fast nicht mehr für ihn existirten, und auch Fritz, der scharf beobachtete, bemerkte zu seiner großen Freude, daß Anna immer unbefangener wurde und solche Unterhaltungen gern zu führen schien. Ebenso entging es den Anderen nicht, daß Anna zuweilen recht still und träumerisch dasaß, besonders wenn der Doktor abwesend war, und daß sie jedesmal, wenn er eintrat,

in leichte Verwirrung gerieth. Man war indessen so zartfühlend, jeden Scherz darüber zu vermeiden.

An schönen Tagen pflegte man gemeinsame Spaziergänge zu machen; auch dabei war der Doktor gewöhnlich Anna's Begleiter, und die Frauen, die ein entspinnendes intimes Verhältniß so gern zu begünstigen pflegen, wußten es dann stets so einzurichten, daß jene Beiden möglichst ungestört blieben.

Eines Nachmittags machte man auch eine Promenade nach den Anlagen von Neuwerk, einem Theile des Thiergartens, der allerdings in dieser Jahreszeit sein prächtiges Laubwerk abgestreift hatte. Der Doktor und Anna schlossen den Zug, und wahrscheinlich war es von seiner Seite nicht ohne Absicht geschehen, daß sie ziemlich weit zurückgeblieben waren; er war auch ungewöhnlich ernst und unruhig, als ob er eine schwere Last auf dem Herzen habe.

Anna konnte sich endlich nicht enthalten, eine Bemerkung darüber zu machen.

„Ich habe heute noch eine schwere Stunde vor mir," erwiderte er ihr, — „die des Abschiedes von Ihnen Allen, denn ich habe mir bestimmt vorgenommen, morgen zu reisen."

„Sie wollen morgen schon reisen?" rief Anna bestürzt, und ihre Wangen entfärbten sich ein wenig. „Und das sagen Sie uns erst in der letzten Stunde?"

„Ich habe meinen Entschluß so schnell gefaßt. Wenn man doch einmal der glücklichen Gegenwart entsagen muß, so ist es, meiner Meinung nach, das Beste, möglichst schnell in die Zukunft hineinzuschreiten."

Dr. Gjertsen hatte wohl bemerkt, daß Anna über seine Mittheilung bestürzt geworden war, und dies gab ihm Muth, den Vorsatz, den er schon mit sich nach Schleswig gebracht hatte, zur Ausführung zu bringen.

„Ich gehe recht schweren und betrübten Herzens von hier fort," setzte er hinzu, — „denn ich werde mich wohl kaum der Hoffnung hingeben dürfen, Sie noch einmal wiederzusehen, Schwester Anna."

„Wer weiß?" meinte sie mit einem leichten Seufzer. „Ich könnte ja doch noch in die Lage kommen, Ihr Anerbieten anzunehmen."

„Nein," erwiderte er sehr bestimmt, — „ich selbst würde Ihnen jetzt nicht mehr dazu rathen, nachdem ich mich überzeugt habe, welch' glückliche Veränderung in der letzten Zeit mit Ihnen vorgegangen ist. Wenn Sie mir aber nicht zürnen wollten, würde ich Ihnen einen anderen Vorschlag zu machen wagen. Sie haben aber diesen Vorschlag schon einmal zurückgewiesen, Schwester Anna."

Das Mädchen wurde bald blaß, bald roth, denn sie hatte ihn jetzt verstanden.

„Ich bin entschlossen, Schwester Anna, Sie nicht wiederzusehen, wenn ich einmal abgereist bin, weil Ihr Anblick mich stets wieder an die liebsten Hoffnungen und Wünsche erinnern würde, die ich wohl werde zu Grabe tragen müssen. Vorher aber möchte ich noch einmal ein offenes Wort mit Ihnen sprechen. Erinnern Sie sich noch der Eröffnungen, die ich Ihnen vor einigen Monaten in Fridericia über die Gefühle, welche ich für Sie hegte, machte? — Sie sind noch ganz dieselben geblieben, Schwester Anna, und es mag Ihnen als ein Beweis für ihre Stärke gelten, daß ich heute mein Versprechen, ihrer nicht mehr zu erwähnen, breche."

Anna zitterte heftig; er mußte sie dringend bitten, sich zu beruhigen.

„Antworten Sie auf meine damalige Frage nur einfach mit Ja oder Nein," bat er sehr bewegt.

„Sie werden mich vorher anhören müssen, Doktor," erwiderte sie, sich gewaltsam fassend, — „und dann erst kann ich es Ihnen überlassen, ob Sie Ihre Frage wieder-

holen wollen. Ich bin Ihnen ein offenes Bekenntniß aller meiner Herzensregungen schuldig."

Auch Dr. Gjertsen begann leise zu zittern; ihre Worte schienen ihm ja Hoffnung zu geben, und er fürchtete nur noch, daß unübersteigliche Hindernisse sich seinem Wunsche entgegenstellen könnten.

Anna erzählte in einfachen Worten, mit Thränen in den Augen, was ihr Herz seit dem Augenblicke, in dem sie Fritz Staffelt kennen gelernt, empfunden und welch' schmerzliche Kämpfe es lange Jahre hindurch deshalb bestanden habe; sie gestand offen, daß sie sich jetzt noch nicht von dieser hoffnungslosen Neigung ganz frei habe machen können und daß sie auch deshalb in Zweifel sei, ob sie in dem Hause Eugeniens bleiben dürfe.

„Unter anderen Umständen würde ich Ihre Frage unbedingt mit einem freudigen Ja beantworten," schloß sie, — „aber darf ich es jetzt wohl?"

Wir wollen nicht verrathen, was Dr. Gjertsen, der tief gerührt war, darauf erwiderte und wie er ihre Einwendungen zu bekämpfen suchte, als ihnen aber die Gesellschaft, die sie vermißt und den Rückweg angetreten hatte, wieder begegnete, strahlte sein Gesicht von Freude, während Anna verschämt die Augen zu Boden senkte, und er rief den Verwunderten mit heller, fröhlicher Stimme zu:

„Sie können uns gratuliren, meine Herrschaften, denn ich beehre mich hiermit, Ihnen meine verlobte Braut vorzustellen."

Eine allgemeine Sensation entstand; die Frauen schlossen die tief erglühte Anna jubelnd in ihre Arme und küßten sie herzlich.

Anna hatte ihre Blicke während dessen heimlich auf Fritz gerichtet; er war stiller als die Uebrigen, aber auch seine Mienen drückten neben der innigsten Theilnahme Zufriedenheit aus. Er näherte sich ihr zuletzt, und als er

inbrünstig die Hand küßte, flüsterte er ihr, so daß nur sie es verstehen konnte, zu:

„Gott segne Dich, meine theure Anna, und schenke Dir das Glück, das Du um mich allein schon verdient hast, im vollsten Maaße.“

Die Thränen standen ihm dabei in den Augen, und die ihrigen brachen unaufhaltsam hervor.

Man schrieb diesen heftigen Gefühlsausbruch auf die natürliche Erregung der neuverlobten Braut oder stellte sich wenigstens so; Anna beruhigte sich, auf Aller Zureden, auch bald wieder und reichte dem Doctor, der sie mit einiger Besorgniß betrachtet hatte, mit einem rührenden Blicke, der um seine Verzeihung zu bitten schien, die Hand; er drückte dieselbe warm und zog sie an seine Lippen. —

Der Doctor blieb noch einen Tag länger in Schleswig, an dem er mit seiner Braut genug in Bezug auf ihre Zukunft zu verabreden hatte. Anna sollte zunächst ihre Freunde nach Achteby begleiten und dort wollte er sie nach drei bis vier Wochen auf der Rückreise wiederfinden; dann sollte, seinem Wunsche gemäß, auch sogleich ihre Trauung im nächsten Kirchdorfe oder in Tondern stattfinden und sie ihn nach Stockholm begleiten.

Am andern Tage reiste er wirklich ab, und Alles kam im Hause nun wieder in das alte Geleise. Anna zeigte sich in ihrem Wesen ernst, aber sie schien doch ruhig und zufrieden.

Zur bestimmten Zeit reisten sie, Fritz und dessen Frau nach Achteby ab.

Etwa acht Tage vor dem Weihnachtsfeste waren Alle wieder auf dem Gute vereinigt; auch Welffen hatte den erbetenen Urlaub erhalten.

Wie freundlich und traulich traten ihnen die altbekannten Räume des Schlosses entgegen!

Eine der ersten, lang ersehnten Pflichten, welche die Neuangekommenen erfüllten, war, das Grab Frau Staffelts

zu besuchen. Der Advokat ließ sich durch seine Töchter dahin führen, denn er fühlte sich so schwach, daß er nur mit Mühe die Reise hatte unternehmen können. Alle standen um den Grabhügel, über den sich die weiße Schneedecke gebreitet hatte, her und beteten still.

Fritz, seine Schwestern und Eugenie waren auf die Knie niedergesunken; die Frauen schluchzten. Der Advokat sah schweigend vor sich hin, und man konnte aus seinen Blicken lesen:

„Ich werde Dir bald nachfolgen; auch meine Zeit hier ist vollbracht.“

So verharrte man lange Zeit in feierlichem Schweigen, dann wurde der Rückweg angetreten.

Der Advokat, der sehr angegriffen erschien, hatte sich auf einen Sessel in dem Gartensaale niedergelassen. Da ergriff Eugenie, die seine weiche Gemüthsstimmung zu benutzen gedachte, leise die Hände Welffen's und Clara's und zog Beide vor ihn hin.

Man brauchte kein Wort zu wechseln, Alle verstanden die Absicht, die Eugeniens bittender Blick unterstützte.

Welffen und Clara knieten vor dem Vater nieder, und segnend legte er die Hände auf ihre Häupter. —

An demselben Tage noch schrieb Welffen an seinen Regimentskommandeur und bat ihn, unter Nachweisung des erforderlichen Vermögens, das Gesuch um den königlichen Consens zu seiner Verheirathung einzureichen und zu befürworten.

Einige Tage später langte auch Dr. Gjertsen an, wie er vorher schon brieflich angezeigt hatte, und Anna kam ihm so freudig und liebevoll entgegen, wie er es sich nur hatte wünschen können.

Auf Schloß Achteby wurde es nun sehr lebendig, denn eine Hochzeit stand nahe bevor, und dazu wurden großartige Vorbereitungen getroffen.

Die Freundinnen hatten Anna festlich, aber einfach geschmückt. Als Fritz sie so sah, übermannte ihn fast die Wehmuth.

„Wirst Du auch glücklich werden, Anna?“ fragte er sie leise, als er sich von Niemandem beobachtet sah.

„Ja, ich hoffe es, denn ich trete in diese Ehe, die meine freie Wahl gewesen ist, mit dem heiligen Gelübde, alle meine Pflichten gegen Gjertsen getreulich zu erfüllen und das von ihm gehoffte Glück zu begründen,“ antwortete sie fest. „Gott wird mir die Kraft verleihen, dieses Ziel zu erreichen.“

Die Trauung war vollzogen, und die beiden Neuvermählten nahmen heiteren Blickes die ihnen von Herzen dargebrachten Glückwünsche entgegen.

Sie hielten sich nur noch wenige Tage auf Achteby auf und reisten dann mit dem festen Versprechen, oft zu schreiben und womöglich noch im Laufe des neuen Jahres zum Besuch zurückzukehren, nach Schweden ab.

Niemand hatte eine Thräne mehr in Anna's Augen gesehen.

---

## Neunzehntes Kapitel.

Der 6. Februar 1865 sollte ein Freudentag für die Stadt Schleswig werden, denn an diesem Tage des vergangenen Jahres waren die Befreier nach dem eiligen Rückzuge der Dänen eingerückt.

Auch an anderen Orten der Herzogthümer war der Jahrestag der Erlösung von dänischer Herrschaft bereits gefeiert worden, doch in mehreren Städten, besonders in Kiel, nicht sehr enthusiastisch, weil man die Zukunft des Landes noch nicht so sichergestellt wußte, als man es wohl gewünscht hätte.

Leider hatten sich im Lande Parteien gebildet, die ein ganz verschiedenes Ziel erstrebten.

Preußen hatte verlangt, daß vor der Lösung der Erbfolgefrage sein Verhältniß zu den Herzogthümern festgestellt werde, und erkannte nur Oesterreich die Berechtigung, mit ihm darüber zu unterhandeln, zu. Es hatte seinen Kronsyndicis folgende drei Fragen vorgelegt:

1. „Welche rechtliche Gültigkeit haben die von verschiedenen Seiten auf die drei Herzogthümer erhobenen Ansprüche?
2. „Welche etwaigen älteren Ansprüche auf Schleswig-Holstein stehen dem preußischen Königshause zu?
3. „Welche Rechte auf die Herzogthümer ergeben sich für Preußen aus dem Friedensvertrage mit Dänemark vom 30. Oktober d. J.?"

Diese Fragen sind bis zum heutigen Tage noch nicht erledigt worden.

Wie schon erwähnt, traf es noch keine Vorbereitungen, seine Truppen, die unter dem Befehl des Generals Herwarth von Bittenfeld standen, welcher sein Hauptquartier in Kiel nahm, aus den Herzogthümern zu ziehen, sondern richtete sich für deren Verbleiben auf Jahre ein. Die Civilkommissäre waren geblieben, Freiherr von Zedlitz und an von Lederers Stelle der Freiherr von Halbhuber, und sollten auf Schloß Gottorp residiren, woselbst auch die gemeinschaftliche schleswig-holsteinische Landesregierung am 3. Februar eröffnet worden war.

Fühlten sich die Anhänger des Erbprinzen von Augustenburg nun durch solche Maßregeln beunruhigt, so hatten andererseits siebzehn, meist adlige Grundbesitzer an den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen eine Adresse eingereicht, in welcher sie ihre Wünsche in Beziehung auf die fernere Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse der Herzogthümer dahin aussprachen, „daß eine unparteiische recht-

liche Untersuchung der Erbfolgefrage angestellt und daß das Resultat derselben einer nach gesetzmäßigem Vorgange vereinigten schleswig-holsteinischen Ständeversammlung in überzeugender Weise kundgegeben werde; — die Sicherung der Wohlfahrt des Landes könne nicht besser gewährt werden als durch den engsten Anschluß an eine der deutschen Großmächte, und zwar an die preußische Monarchie als die nächstbelegene."

Der Kaiser von Oesterreich wies die Annahme dieser Adresse zurück, der König von Preußen nahm sie huldvoll auf und ließ die Deputation, die sie überbracht hatte, durch seinen Ministerpräsidenten versichern, daß die darin enthaltene Auffassung im Allgemeinen von der preußischen Regierung getheilt werde.

Dieser sogenannten Siebzehner-Adresse gegenüber wurde eine andere von vierzig Männern ausgehende und später durch gegen Fünfzigtausend unterzeichnete erlassen, in der zwar die Nothwendigkeit eines Anschlusses an Preußen in gewissen Beziehungen, besonders den militairischen und maritimen, anerkannt, dagegen die Selbstständigkeit des Landes unter der Regierung Herzogs Friedrich VIII. gefordert wurde.

Noch weiter ging eine dritte Partei, die Preußen so wenig Einfluß als möglich einräumen wollte und ebenfalls fest an dem Erbfolgerechte Herzogs Friedrich hing.

Der dänischen Agitationen, die besonders im Norden und auf der Insel Alsen stattfanden, erwähnen wir gar nicht, da sie vorläufig nicht von weittragender Bedeutung werden konnten.

Diese innere Zerrissenheit der Verhältnisse und die bange Sorge für die Zukunft, die sich jedem wahren Patrioten aufdrängen mußte, verhinderten bei der Feier der jährigen Gedächtnißtage der Befreiung einen freien enthusiastischen Aufschwung. In der Stadt Schleswig hatte man vielleicht den meisten Grund, zu jubeln, da gerade sie unter der dä-

nischen Herrschaft am meisten gelitten hatte, während nun durch die Verlegung der obersten Behörden dahin Alles gethan worden war, um ihr wieder Bedeutung zu geben und ihren zerrütteten Wohlstand zu heben.

Um Mitternacht schon wurde der feierliche Tag mit Kanonendonner eröffnet, und in der ersten Morgenfrühe durch den Choral: „Nun danket Alle Gott —" auf den Straßen begrüßt. Dieselben belebten sich bald durch eine Menge von Fuhrwerken, welche die Landleute aus Angeln und Schwansen herbeiführten, und alle Häuser legten wieder den festlichen Fahnenschmuck an. Am Vormittage wurde in dem altehrwürdigen Dome Gottesdienst abgehalten, der so reichlich besucht war, daß Viele gar keinen Zutritt mehr finden konnten, und nachher versammelten sich die Behörden, die Corporationen und Gewerke mit ihren Fahnen auf dem Marktplatze und ordneten sich daselbst zu einem Festzuge, in den auch viele Offiziere der preußischen Garnison und eine Deputation der österreichischen Besatzungstruppen eintraten. Dieser Zug bewegte sich, von einer großen Menschenmenge begleitet, nach dem Kirchhofe bei Neuwerk, wo die gefallenen österreichischen Soldaten beerdigt worden waren, Damen bekränzten ihre Gräber, und ein Geistlicher hielt eine ergreifende Rede. Bei der Rückkehr wurden auf dem Friedrichsplatze noch ein Lebehoch auf die verbündeten Armeen und den Kaiser und König ausgebracht, und dann kehrte man unter dem Gesange des Nationalliedes nach dem Markte zurück. Die Stadt befand sich an diesem Tage in bewegter und gehobener Stimmung.

Der Advokat Staffelt, der bereits mit den Seinigen von Achteby zurückgekehrt war, hatte sich dem Festzuge nicht anschließen können, da seine Schwäche ihn gerade in dieser Zeit und bei der ziemlich rauhen Witterung verhinderte, das Zimmer zu verlassen; er theilte auch nicht die allgemeine Freude, deren Ausbrüche auch bis zu seinem Ohr drangen,

denn sein geistiges Auge blickte mit sorgender Ahnung in die Zukunft; die Zerwürfnisse in dem Vaterlande, dessen Kinder fünfzehn Jahre früher, als das Unglück über sie hereingebrochen war, so fest und treu wie ein Mann zusammengehalten hatten, schmerzten ihn tief, er sprach sich aber nicht darüber aus, denn er wußte doch, daß seine Worte in dem Sturme der Parteileidenschaften verhallen würden.

Zu dem Festtage waren auch Fritz und seine Frau in der Stadt Schleswig eingetroffen; Lorenzen und Emma hielten sich mit ihren Kindern noch immer bei dem Vater auf, der ihre Gesellschaft nicht entbehren konnte, nachdem seine jüngste Tochter mit Welffen ehelich verbunden worden und das Regiment des letzteren, der früheren Bestimmung zuwider, abgelöst worden war, um in die Heimath zu marschiren. Clara hatte natürlich ihren Gatten begleitet, und erst Tags zuvor war ein Brief von ihnen eingetroffen, in dem sie sich sehr zufrieden über ihre Einrichtung in der neuen Garnison im Preußischen äußerten.

Von Anna Gjertsen, wie sie ja jetzt hieß, war noch keine Nachricht eingetroffen, doch ließ sich die Erklärung dieser Verzögerung in dem harten Winter finden, der den Postbetrieb im hohen Norden störte.

Die beiden Ehepaare hatten an dem Gottesdienste in der Domkirche und dem Festzuge nach dem Friedhofe theilgenommen und kehrten jetzt, Arm in Arm, nach Hause zurück.

Der Advokat saß noch unbeweglich in seinem Lehnsessel und blickte ernsten Gesichts durch das Fenster auf die geschmückte und von Menschen belebte Straße hinaus.

„Es ist ein Brief für Dich angekommen, Eugenie," sagte er, nachdem er die Eintretenden begrüßt hatte, und deutete auf den Tisch, auf dem das versiegelte Schreiben lag. „Er ist unter unserer Adresse abgeschickt worden."

„O dann ist er von Anna Gjertsen!" jubelte die junge Frau; — „wir hatten es so verabredet."

Sie ergriff haftig das Schreiben; die Uebrigen drängten sich neugierig um sie.

„Ihr müßt noch Geduld haben," rief sie lachend, — „ich kann ja nicht wissen, ob mir Anna nicht Geheimnisse schreibt, deshalb muß ich zuerst ganz ungestört lesen; später sollt Ihr Alles erfahren, was für Euch bestimmt ist."

Und aller Bitten ungeachtet schlüpfte sie in das Nebenzimmer, schloß die Thür hinter sich und erbrach den Brief, nachdem sie sich auf das Sopha niedergelassen hatte.

Anna, die in den späteren Jahren eifrig bemüht gewesen, die ihr fehlende Schulbildung nachzuholen und der Feder ganz gewandt geworden war, schrieb:

„Meine theure Freundin.

„Es drängte mich schon lange, Dir, Deinem Fritz, „meiner lieben Emma und Clara, Euch Allen, die ich „jetzt als meine Eltern und Geschwister betrachte, Nachricht „zu geben, wie es mir seit der schmerzlichen Trennung „von Euch ergangen ist, bin ich doch überzeugt, daß „Eure herzliche Theilnahme durch den weiten Raum, der „jetzt zwischen uns liegt, nicht erkältet worden ist, Ihr „vielmehr recht begierig seid, zu erfahren, wie ich mich „in die neuen, so sehr veränderten Verhältnisse meines „Lebens gefunden habe. Ihr werdet begreifen, daß ich „nicht im Stande war, früher zu schreiben, da unsere „Reise und die ersten häuslichen Einrichtungen meine Zeit „bisher ganz in Anspruch genommen haben.

„Meine theure Eugenie, da bin ich nun auf einmal „in meinen eigenen Hausstand versetzt, habe ein Ziel „erreicht, das ich mir auf immer verschlossen glaubte! — „Mir schwindelt der Kopf, wenn ich um mich blicke, ich „möchte Alles noch oft für einen Traum halten, wenn „Gjertsen mich nicht von Zeit zu Zeit daraus durch seinen „Eintritt und seine liebevollen Worte erweckte. Ich frage

„mich oft: wodurch habe ich denn die Liebe dieses edlen „Mannes, das Glück, das er um mich wieder geschaffen „hat, verdient? —

„Meine Worte reichen nicht zu, Euch zu schildern, „mit welcher Güte und Geduld Gjertsen mich behandelt, „wie sanft und freundlich er mich tröstet, wenn zuweilen „noch ein Augenblick der Schwermuth, welche die Erinne- „rung an die Vergangenheit heraufbeschwört, über mich „kommt, wie er bemüht ist, jeden geheimen Wunsch in „meinen Augen zu lesen, um ihn mir erfüllen zu können. „Ich habe die vortrefflichen Eigenschaften seines Gemüths „und Charakters schon früher in seinem amtlichen Berufe „kennen gelernt und bewundert, aber wie glänzend er- „scheinen sie erst in unserem häuslichen Leben! — O „meine gute Eugenie, Dir ist das volle Glück der Ehe „zu theil geworden, Du weißt es zu schätzen, und Du „wirst daher begreifen, was ich jetzt empfinde, wie die „dunkeln Wolken, die über mich fortzogen und mich „manchmal mit ihrer Last zu erdrücken drohten, sich immer „mehr heben und brechen, um den klarblauen Himmel „stillseliger Zufriedenheit durchblicken zu lassen; ich ahne „und fühle es, daß er sich bald ganz geklärt haben wird.

„Lasse mich Dir und Euch Allen jetzt von unserer „Einrichtung erzählen, damit Ihr Euch im Geiste recht „lebhaft zu Gjertsen und mir versetzen könnt, wenn Ihr „das Bedürfniß danach fühlt.

„Ueber unsere Reise habe ich Dir nichts Besonderes „mitzutheilen; den ersten Theil derselben brachte ich in „Thränen zu, die nach dem Abschiede von Euch flossen, „aber mein Mann stand mir treulich zur Seite und „wußte die trüben Gedanken endlich dadurch zu verscheuchen, „daß er mir ein heiteres Bild von unserer Zukunft ent- „rollte. Von keinem Unfalle betroffen, langten wir in

„Stockholm an, dessen herrliche Lage den günstigsten „Eindruck auf mich machte.

„Das Hospital, dessen Vorsteher Gjertsen ist, liegt, „ungefähr eine Meile von der Hauptstadt entfernt, am „Ufer des Mälarsees in einer reizenden Gegend, die mich „lebhaft an die schönen Ufer unserer Flensburger Föhrde „erinnert. Wer könnte in dieser herrlichen Natur auf „die Dauer sein Herz bedrückt fühlen? — Das Institut „ist Staatseigenthum und auf das Sorgsamste und Frei„gebigste ausgestattet; die armen Kranken finden darin „unentgeltliche Aufnahme, und für die liebevollste und „aufmerksamste Pflege sorgt mein Gjertsen schon. Sein „Eifer und seine Kräfte scheinen sich verdoppelt zu haben, „und er behauptet, daß dies mein Verdienst sei.

„Unmittelbar neben dem prächtigen Gebäude, das „die Kranken, die übrigen Aerzte und Wärter bewohnen, „steht ein allerliebstes Häuschen, im Schweizerstyl erbaut, „für die Bequemlichkeit einer zahlreichen Familie einge„richtet. Es dient uns allein zur Wohnung; — o wir „würden uns noch viel mehr einschränken können! Gjertsen „hatte die Meubles bereits aus Stockholm herschaffen „lassen, als wir ankamen, aber er überließ es mir ganz, „die Einrichtung nach meinem Geschmacke und Ermessen „zu treffen, und er lobte mich nicht wenig, als ich mit „meinen Anordnungen fertig war. Wir sind nicht luxuriöse „eingerichtet, — Gott sei Dank! ich würde mich un„heimlich fühlen, wenn ich von glänzender Pracht um„geben sein sollte, — aber wir besitzen eine so wohl„geordnete Wirthschaft, als ob wir schon seit Jahren „daran gearbeitet hätten.

„Ich will Dich nicht mit der Beschreibung jedes „einzelnen Zimmers ermüden, nur so viel, daß wir Platz „genug haben, Euch Alle aufzunehmen, wenn Ihr uns „später einmal die Freude machen solltet, uns zu besuchen,

„und daß Ihr, wie ich zuversichtlich hoffe, Euch bei uns „gefallen würdet. Mein Wohnzimmer liegt unmittelbar „neben dem Arbeitskabinete meines Mannes; wenn er „arbeitet, läßt er gewöhnlich die Thür geöffnet, und oft „überrasche ich ihn dann, wie er seine Bücher vergessen „hat und mit dem liebevollsten Ausdrucke den Blick auf „mich geheftet hält. Jetzt liegt um unser Haus her „hoher Schnee, im Frühjahr und Sommer muß der „Garten, in dessen Mitte die Anstalt und unser Wohn„haus stehen, bezaubernd werden. Dann werden wir „oft darin promeniren, auch weitere Ausflüge in die „romantische Umgegend machen; Gjertsen hat mir ver„sprochen, mich auf dem See zu rudern, der kaum hundert „Schritte von unserem Hause entfernt seinen Anfang „nimmt; er will mich auch öfter nach Stockholm hinein„führen, — er hat nämlich sein eigenes Fuhrwerk — aber „nach dem geräuschvollen Stadtleben sehne ich mich gerade „nicht sehr, ich fühle mich in meinem Hause am glücklichsten.

„Man sollte nicht glauben, welche Pflichten alle einer „Hausfrau anheimfallen, ich habe mir davon nie eine „richtige Vorstellung gemacht, aber wie gern erfüllt man „sie nicht! Ich bin fast den ganzen Tag über in meiner „Wirthschaft thätig, in den Mußestunden beschäftige ich „mich mit Handarbeiten oder lese die Bücher, die mir „Gjertsen nach sorgfältiger Auswahl aus der Stadt hat „kommen lassen. Des Abends gehe ich gewöhnlich durch „die Krankensäle, was er mir anfänglich gar nicht ge„statten wollte, aber in diesem Falle habe ich doch auf „meinen Willen bestanden, obgleich ich es mir zur Regel „gemacht habe, daß Gjertsens Wille immer dem meinigen „vorangehen soll; er ist ja auch viel klüger als ich. Du „weißt, daß ich nicht unerfahren in der Behandlung von „Kranken bin, ich kann also den Wärtern und Wärterinnen „Anweisungen geben.

„Du siehst aus alle Dem, meine theure Freundin, „daß mir Nichts zu meinem Glücke fehlt; könnte ich dem „braven Manne nur vergelten, was er an mir gethan „hat und stündlich thut!

„Auch mein Gesundheitszustand macht mir nicht „mehr so viel Sorge als früher; ich habe damals oft „Schmerzen empfunden, die ich nur mit Mühe verheim„lichen konnte. Giertsen hat mich genau untersucht und „mir gewisse Mittel verschrieben, die einen sehr günstigen „Erfolg zu haben scheinen; er versichert, daß ich in eini„ger Zeit vollständig wiederhergestellt sein werde. Ich „glaube, ohne seine ärztliche Geschicklichkeit in Zweifel „ziehen zu wollen, daß die Gemüthsruhe noch wohlthä„tiger auf meinen Körper wirkt als seine Arzeneien; er „denkt es vielleicht auch, denn er lächelte neulich recht „zufrieden, als ich diese Vermuthung aussprach.

„Gute Eugenie, das ist Alles, was ich Dir vorläufig „von mir zu schreiben wüßte; theile es den Deinigen in „meinem Namen mit. Ich glaube, daß Ihr Alle mich „sehr zu meinem Vortheile verändert finden würdet, wenn „Ihr mich jetzt wiedersehen könntet. Gott gebe, daß dies „wenigstens noch vor dem Schlusse dieses Jahres ge„schehe! — Ihr glaubt gar nicht, wie sehr ich mich nach „Euch sehne, um Euch von Mund zu Mund mein Glück „mittheilen zu können; das Papier nimmt eine lebendige „Schilderung so schwer an!

„Grüße mir meine theure Emma und sage ihr, daß „ich den nächsten Brief an sie selbst richten werde, grüße „mir auch recht herzlich alle Uebrigen, meine lieben „Freunde, denen ich so großen Dank schulde; sie Alle „werden in meinem Herzen — nach meinem Manne — „stets den ersten Platz einnehmen. Die herzlichsten Grüße „meines Mannes schließen sich den meinigen an.

„Sage Deinem Fritz, daß ich mit Ruhe an die Ver-
„gangenheit zurückdenke; sie erscheint mir jetzt in ganz
„anderem Lichte, wie ein Traum, dessen schaurige Bilder
„sich immer mehr verklären, während die heiteren, glück-
„lichen in desto schönerem Glanze strahlend bleiben.

„Gott segne Dich, meine liebe Eugenie, auf allen
„Deinen Lebenswegen, die ja mit den seinigen in einer
„Richtung dicht neben einander laufen! — Mit sehn-
„süchtiger Ungeduld erwartet eine baldige Antwort von Dir

„Deine treue Freundin

„Anna Gjertsen."

Eugenie drückte in lebhafter Freude den Brief an ihre Lippen und eilte dann zu den Uebrigen zurück, die ihre Ungeduld schon an der verschlossenen Thür zu erkennen gegeben hatten.

„Gute Nachrichten?" rief man von allen Seiten, und besonders Fritzens Blicke ruhten ängstlich fragend auf dem Gesichte seiner Frau, dessen heiterer Ausdruck ihn indessen vollständig beruhigen konnte.

„Gott sei Dank, ganz vortreffliche!" antwortete Eugenie und las den aufmerksam Lauschenden Annas Schreiben vor.

Es befriedigte vollkommen und gab den ganzen Abend über noch Stoff zur Unterhaltung.

Am folgenden Tag schon antwortete Eugenie wieder:

„Liebe gute Anna!

„Von allen Deinen hier in Schleswig vereinigten
„Freunden bin ich beauftragt, Deinen lieben Brief zu
„beantworten und Dir damit ihre herzlichsten Glückwünsche
„und Grüße zu senden.

„Der gestrige Tag war ein Festtag für unsere Stadt,
„denn sie feierte ihre vor einem Jahre erfolgte Befreiung,
„für uns aber wurde dieses Fest ein doppeltes durch die
„erfreulichen Nachrichten, die wir am Nachmittage von

„Dir erhielten. Hättest Du die Ungeduld in Aller Blicken, „mit der sie Deinen Mittheilungen bis zu Ende folgten, „sehen, und hättest Du unsere Unterhaltung später „belauschen können, so würdest Du einen neuen über„zeugenden Beweis — bedarf es aber wohl noch eines „solchen? — dafür gewonnen haben, wie theuer Du unser „Aller Herzen noch bist.

„Meinem Fritz standen die Thränen der Freude und „Rührung in den Augen, als er hörte, welches Glück „und welche neuen Hoffnungen Deinem Herzen erblüht „sind, und ich war vor Schluchzen kaum im Stande, „meine Rolle als Vorleserin bis zum Schlusse durch„zuführen.

„Mögen Deine Briefe — und wir zweifeln nicht „daran — immer in demselben Tone geschrieben sein, „mag sich ein so freudiger Tag noch oft für uns wieder„holen! Wie Du schon längst unsere Schwester geworden „bist, so betrachten wir jetzt auch Deinen braven, edlen „Mann als unseren Bruder. Der Himmel wird, auch „ohne unser heißes Gebet, von dem Ihr nie ausgeschlossen „sein werdet, ein so schönes Bündniß wie das Eurige „segnen! —

„Unsere Clara und Welffen haben nicht sofort unsere „Freude theilen können, denn sie sind schon vor einigen „Wochen nach seiner neuen Garnisonsstadt im Preußischen „abgereist. Der Brief, in dem ich Dir ihre Vermäh„lung mittheilte, wird jetzt wohl schon in Deinen Händen „sein. Gestern erhielten wir die erste Nachricht aus der „Ferne von ihnen. Daß eine so junge Ehe, aus gegen„seitiger Zuneigung geschlossen, bisher noch durch keine „Wolke getrübt worden, ist wohl nichts Außergewöhnliches, „doch berechtigt hier Alles zu der Annahme, daß sie es „auch für alle Zeiten bleiben wird.

„Welffens Garnison ist eine größere, sehr belebte „Stadt der Provinz, die mannigfache Genüsse darbieten „soll; was für uns die Hauptsache bleibt, ist, daß sie „auf der Eisenbahn von hier aus in etwa zwölf Stunden „zu erreichen ist und ebenso umgekehrt; wir dürfen also „hoffen, nicht für die Ewigkeit getrennt zu bleiben. Mit „ihrer häuslichen Einrichtung ist Clara bereits fertig ge„worden und spricht sich sehr befriedigt darüber aus. „Deine Grüße werden wir Beiden brieflich bestellen.

„Lorenzen und Emma, deren Kinder wie die Rosen „im Sommer blühen, werden sich wohl noch einige Zeit „bei dem Vater aufhalten; sein körperlicher und geistiger „Zustand, von dem ich noch später zu Dir sprechen werde, „erfordert dies, und übrigens ist auch der arme Lorenzen „über seine Zukunft noch gar nicht im Klaren, obgleich „dieselbe für alle Fälle gesichert erscheint. Sein Lieblings„wunsch ist noch immer, dem Vaterlande unter der Fahne „seines angestammten Herzogs wieder als Soldat dienen „zu können, aber leider sind dazu wenig Aussichten vor„handen, wie Du wissen wirst, wenn Du Dich ein bischen „um Politik und das Schicksal unserer Herzogthümer be„kümmert hast.

„Sollten die Verhältnisse die Erfüllung seines Wun„sches unmöglich machen, so wird er das Haus unseres „Schwiegervaters übernehmen und von dem kleinen Ver„mögen, das er aus der Fremde zurückgebracht hat, mit „seiner Familie hier in stiller Zurückgezogenheit leben, „bis sich ihm irgend welche bessere Aussichten eröffnen.

„Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß Emma „noch immer die treue, liebevolle Gattin ist, die ganz „für den Mann und ihre Kinder lebt und deren Lächeln „jedesmal die Falten, die sich auf seiner Stirn zuweilen „bilden, schnell verscheucht; ich glaube, sie sähe es ganz

„gern, wenn in ihren jetzigen Verhältnissen keine Ver-
„änderung einträte.

„Mein Vater, der augenblicklich auf Achteby residirt, „von wo er seiner höchst wichtigen Geschäfte wegen durch-„aus nicht abkommen zu können behauptet, ist noch immer „rüstig und erfreut sich der besten Gesundheit. Obgleich „er bestimmt ausgesprochen hat, daß Fritz fortan die „ganze Leitung der Bewirthschaftung von Achteby über-„übernehmen solle, glaube ich doch, daß er es nicht wird „über das Herz bringen können, unthätig zu bleiben. „Das ist mir schon ganz recht, da ich dann die Gesell-„schaft meines Mannes nicht so oft zu entbehren brauchen „werde.

„Nun, daß unsere Liebe noch die alte ist und, so „Gott will, bleiben wird, brauche ich Dich wohl nicht „erst zu versichern.

„Das Alles sind Mittheilungen, die Dich wohl er-„freuen werden, liebe Anna, leider muß ich denselben „aber auch eine betrübende anhängen. Sie betrifft meinen „Schwiegervater.

„Seine düstere Gemüthsstimmung nimmt von Tage „zu Tage zu; gewöhnlich sitzt er schweigend in seinem „Lehnsessel und wendet den finsteren Blick nicht einmal „dem Fenster zu; wenn er aber spricht — und dies ge-„schieht fast nur über politische Verhältnisse unseres „Landes — dann äußert er sich in der heftigsten Weise, „bis er ganz erschöpft zusammensinkt. Er behauptet, „Schleswig-Holstein sei nicht mehr das alte, und zur „Strafe für seine Uneinigkeit würden noch böse Tage „darüber kommen.

„Wir Alle fürchten, daß, wenn nicht bald eine glück-„liche Lösung der über unserem Vaterlande schwebenden „Frage eintritt, er sie nicht mehr erleben wird.

„Ach, Anna, das ist ein schwerer Kummer, der auf „unserem Hause lastet!

„Möge Gott Alles zum Besten für unser theures „Vaterland fügen! — Wir Alle wären ja gern bereit, „unser Herzblut dafür hinzugeben! — —

„Meine liebe Anna, ich wende mich von dieser trau- „rigen Betrachtung wieder zu einer heiteren zurück, der „Hoffnung auf unser baldiges Wiedersehn. Möchte dann „Keiner in dem kleinen Kreise fehlen, der durch so innige „Bande der Verwandschaft und Freundschaft an einander „gekettet ist!

„Indem ich Dir nochmals die herzlichsten Grüße „Aller für Dich und Deinen Mann wiederhole, nehme „ich für heute von Dir Abschied. Lasse stets das alte „Wort, das unser Vaterland auf seine Fahnen geschrieben „hat und an das sich doch alle Parteien, die es jetzt zu „spalten drohen, erinnern möchten, auch für uns in seiner „tiefen und heiligen Bedeutung gelten:

„Up ewig ungedeelt!"

**Ende.**

Druck von F. Hoffschäger in Berlin.

# Berichtigungen.

Durch zeitweilige Abwesenheit des Verfassers vom Druckorte haben sich in das Buch Fehler eingeschlichen, die hierdurch verbessert werden.

## Erster Band.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Seite 41, | Zeile 2 | von oben | lies | das statt daß. |
| „ 97, | „ 1 | „ „ | „ | daß statt das. |
| „ 127, | „ 8 | „ „ | „ | das statt daß. |
| „ 128, | „ 1 | „ „ | „ | das statt daß. |
| „ 157, | „ 6 | „ unten | „ | dem statt den. |
| „ 164, | „ 5 | „ „ | „ | denselben statt demselben. |
| „ 213, | „ 11 | „ „ | „ | mein Weib statt meine Welt. |
| „ 247, | „ 11 | „ „ | „ | daß statt das. |
| „ 273, | „ 1 | „ „ | „ | —ten statt 1. |
| „ 274, | „ 1 | „ oben | „ | —ten statt 1. |

## Zweiter Band.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Seite 41, | Zeile 6 | von oben | lies | Norderstraße statt Vorderstraße. |
| „ 92, | „ 10 | „ unten | „ | Ratifikation statt Notifikation. |
| „ 156, | „ 11 | „ „ | „ | Scheele statt Scheel. |
| „ 160, | „ 14 | „ „ | „ | Scheele statt Scheel. |
| „ 230, | „ 3 | „ „ | „ | das statt daß. |

## Dritter Band.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Seite 39, | Zeile 14 | von unten | lies | Außer statt Ueber. |
| „ 50, | „ 1 | „ oben | „ | denen statt die. |
| „ 88, | „ 17 | „ „ | „ | daß statt das. |
| „ 93, | „ 14 | „ unten | „ | Saite statt Seite. |
| „ 107, | „ 8 | „ „ | „ | einen statt einem. |
| „ 107, | „ 3. u. 4. | „ „ | „ | wohlweislich statt wahrscheinlich. |
| „ 128, | „ 14 | „ oben | „ | ihm statt ihn. |
| „ 137, | „ 7 | „ unten | „ | wem statt wen. |
| „ 185, | „ 5 | „ „ | „ | Scheele statt Scheel-Plessen. |
| „ 194, | „ 10 | „ oben | „ | Erbfolge statt Erfolge. |
| „ 199, | „ 5 | „ „ | „ | einen statt einem. |
| „ 209, | „ 7 | „ unten | „ | auf Schloß Glücksburg statt in Kopenhagen. |
| „ 285, | „ 16 | „ „ | „ | leichteste statt leiseste. |

## Vierter Band.

Seite 25, Zeile 13 von unten lies hügelig statt hügelich.